Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Eph. lit. 18 ma
(1846, 1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1846.

Erster Band.

Berlin, bei W. Besser.

1846.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Hbl 54/2523

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

I.

The life and correspondence of Thomas Arnold late head-master of Rugby school and regius professor of modern history in the university of Oxford. By Arthur Penrhyn Stanley, M. A., fellow and tutor of university college, Oxford. In 2 Volumes. 5th edition. London, 1845.

Wir haben hier reiche Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines der edelsten und erleuchtetsten Männer dieses Jahrhunderts, der als Vorsteher einer blühenden öffentlichen Schule zu Rugby um die Bildung der Jugend des englischen Volks sich grofse Verdienste erwarb, und dessen gesegnetes Andenken *) gewifs lange fortleben und fortwirken wird in den Gemüthern seiner zahlreichen Schüler. Von grofsem Interesse sind viele der Briefe, welche diese Denkwürdigkeiten begleiten; sie geben das anschaulichste und anziehendste Bild eines von dem eigenthümlichen Wesen des Christenthums tief durchdrungenen, von demselben durchläuterten und verklärten Charakters und eines in jeder Hinsicht gesunden Geistes, dessen Anschauung in dieser zerrissenen Zeit, wo das rechte Ebenmaafs und die rechte Gesundheit des Geistes etwas so Seltenes ist, besonders wohlthuend auf den Leser einwirken mufs. Wir können diese erfreuliche Erscheinung nur mit den Denkwürdigkeiten aus dem Leben Niebuhrs, des von Arnold besonders verehrten und geliebten Mannes, vergleichen. Solche Werke sind auch gewifs den jungen Männern, welche der Anregung und Ermunterung durch den Hinblick auf grofse Vorbilder bedürfen, besonders zu empfehlen. Es freut uns, berichten zu können, dafs es uns gelungen ist, einen jungen Theologen, der uns für ein solches Unternehmen vorzüglich geeignet scheint, den Herrn Prediger Heintz, zu einer deutschen, dem deutschen Publicum angemessenen Bearbeitung dieser Denkwürdigkeiten zu bewegen, worauf wir vorläufig aufmerksam machen wollen.

Wir wollen uns hier auf die Lebensentwickelung dieses Mannes *) und das, was ihn sonst auszeichnet, nicht weiter einlassen, sondern nur das hervorheben, was ein merkwürdiges Zeichen der Zeit für die Geschichte der Theologie und Kirche in England und, vermöge des Zusammenhangs, in welchem alle Erscheinungen, in denen die Morgenröthe einer besseren Zukunft sich zu erkennen giebt, mit einander stehen, für die Geschichte der Theologie und Kirche überhaupt ist, das, was diesen Mann als den Repräsentanten einer neuen freieren Entwickelung der Theologie grade in dem Lande, wo das Althergebrachte am schwersten erschüttert wird und wo eine starre und beschränkte Richtung am meisten bisher vorherrschte, charakterisirt. Wenn wir in einer früheren Recension einen Vertreter jenes beschränkten traditionellen Standpuncts bestreiten und unsre freiere deutsche Entwickelung gegen ihn vertheidigen mufsten, so freuen wir uns desto mehr, hier auch in England einen Geistesverwandten deutscher wissenschaftlicher Richtung nachweisen zu können, der in dieser Polemik ganz mit uns übereinstimmen müfste. Und wir halten dieses für ein wichtiges Zeichen der Zeit: es ist das Weben eines Geistes, der über Deutschland hinausgeht, einen allgemeineren Umschwung hervorbringen wird. Wo von den verschiedensten Seiten her in Ländern von entgegengesetzter Bildungsweise sich verwandte Regun-

*) Bunsen, der innige Freund dieses edlen Mannes, an den mehrere seiner Briefe gerichtet sind, hat ihm ein Denkmal gesetzt. S. Bunsens „Verfassung der Kirche der Zukunft." S. 304.

*) Geb. 1795, gest. 1842.

Digitized by Google

gen des Geistes offenbaren, pflegen dies immer in der Geschichte Vorzeichen einer sich anbahnenden neuen geistigen Schöpfung zu sein. Solche Wahrheiten, wie sie von diesem edlen und weisen Manne ausgesprochen worden sind, können nicht wirkungslos bleiben. Und er hat ja auch eine zahlreiche Schülerschaft hinterlassen; die wiederholten Auflagen, welche dies interessante Werk in wenigen Jahren gefunden, zeugen von der grofsen Theilnahme, die es in seinem Vaterlande erregt hat. Fragen wir, woher die freiere theologische Richtung, die wir hier erkennen, abzuleiten ist, so können wir aus den hier vorliegenden Urkunden nicht mit Sicherheit darüber entscheiden, wie viel etwa auf diesen Mann, der durch Niebuhrs Werk über die römische Geschichte die deutsche Sprache zu studieren bewogen wurde, die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen deutscher Theologie eingewirkt hat. Auf alle Fälle scheint Vieles auf eigenthümliche Weise aus seinem eignen wissenschaftlichen und theologischen Entwicklungsgange sich herausgebildet zu haben. Hier scheinen mehrere Factoren, welche immer geeignet sind, auf die Entwicklung der Theologie heilsam einzuwirken, bei ihm zusammengekommen zu sein: ein durch das Studium der Alten harmonisch gebildeter Geist, die Beschäftigung mit wissenschaftlicher Kritik in andern Gebieten und ein tiefes christliches Gemüthsleben, welches der starren Begriffsbeschränktheit nothwendig entgegenwirken mufs, der ächte evangelische Geist, der ein freimachender ist. Auch für ein deutsches Publicum kann es heilsam sein, von diesem Manne Wahrheiten aussprechen zu hören, welche auch bei uns immer noch in den Vertretern alter Denkweise ihre Gegner finden.

Mit Recht bezeichnet Arnold als eine Erneuerung des judaistischen Elements jene ganze Richtung, welche auf äufserliche Dinge und Formen ein ungebührliches Gewicht legt, möge es bischöfliche Kirchenverfassung und Succession, Sonntagsfeier, eine gewisse Vorstellung von den Sacramenten, Buchstabendienst der Schrift oder etwas Anderes sein. Er erkennt dieses judaistische Element unter Episcopalen und Dissenters. Mit tiefem kirchenhistorischen Blick sieht er dasselbe bald, nachdem es durch Paulus überwunden worden, wieder hervortauchen und in neuen Formen um sich greifen. So sagt er in einem Briefe vom Jahr 1836 (Bd. 2, S. 30): „Die Judaisten des neuen Testaments stellen im Keim alle diejenigen Uebel dar, welche seitdem die christliche Kirche am meisten verderbt haben. Ich kann es nur für billig und recht halten, auf diese Beispiele hinzuweisen, wenn dieselben Uebel vor unsern Augen in dem Tageslichte uns entgegenleuchten." Er spricht von den äufserlichen Einflüssen, welche die freie Entwicklung der alten Kirche getrübt haben, das allmälige Wiederaufleben jüdischer Principien unter christlicher Form (Bd. 1, S. 214). So sagt er in einem Briefe vom Jahr 1834: „Die Nothwendigkeit des Episcopalsystems behaupten, ist nichts anders als bei der Nothwendigkeit der Beschneidung beharren. Beides ist und war etwas Gesetzmäfsiges; aber es für nothwendig erklären, ist unchristlich und heifst die Kirche unter dem Joch fleischlicher Satzungen festhalten wollen. Und die Ursache, weshalb die Beschneidung, obgleich einst ausdrücklich geboten, als nicht verbindlich für die Christen erklärt wurde, trifft noch stärker die verpflichtende Macht des Episcopalsystems, welches überhaupt nie geboten worden. Die Ursache besteht darin, dafs alle Formen der Kirchenregierung und des Ritus in der christlichen Kirche etwas Gleichgültiges sind und durch die Kirche selbst darüber entschieden werden mufs, nach Verhältnifs von Zeit und Ort. Unter der Kirche aber — sagt er — verstehe ich nicht die Geistlichkeit, sondern die Gemeine der Christen" (Bd. 1, S. 384). So spricht er in einem Briefe vom Jahre 1836 (Bd. 2, S. 39) von den Irrthümern der Oxforder Judaisten, wie er die Puseyiten nennt, und bezeichnet als die Gegenstände, worauf sich diese Irrthümer beziehen, das Priesterthum, die Sacramente, die apostolische Succession, die Tradition, die Kirche. Und er setzt als das Positive allem diesem Götzendienste, wie er es nennt, entgegen die Lehre von der Person Christi, nicht seine Kirche, nicht seine Sacramente, nicht seine Lehren, sogar nicht die Wahrheiten über ihn, nicht die Tugenden, welche er besonders fordert, sondern ihn selbst, der einzige Gegenstand, welcher Fanatismus und Götzendienst von der einen Seite verbanne, und von der andern Leben und Kraft zu allem wahrhaft Sittlichen mittheile. Dieses sei es, was Paulus den mannichfaltigen Arten des Götzendienstes unter den Judaisten immer entgenstelle, in welcher Hinsicht er auf den Kolosserbrief verweiset. In einem Briefe vom Jahre 1839 (Bd. 2, S. 176) sagt

Digitized by Google

er: „Wenn ich dem vorgeblichen consensus patrum in der Bildung meiner Ansicht von den Sacramenten folge, so meine ich das Werk des Paulus und unsres Herrn in einem grofsen Puncte zu zerstören und eben den Judaismus wiedereinzuführen, welchem das Christenthum so schlechthin entgegengesetzt ist, und welcher darin besteht, dafs den äufserlichen und leiblichen Handlungen geistliche Wirkungen zugeschrieben werden. Es scheint mir geschichtlich gewifs, dafs der Judaismus, welcher die Beschneidung festhielt und bei den Speisegesetzen beharren wollte, nachdem er unter seiner eigentlichen jüdischen Gestalt das Evangelium schwankend zu machen vergebens versucht hatte, sogar schon in dem ersten Jahrhundert seinen Geist in eine christliche Form verwandelte und, indem er die Taufe an die Stelle der Beschneidung setzte und den magischen Einflufs von Brod und Wein im Abendmahle an die Stelle seiner äufserlichen Lustrationen, das Christenthum auf eine verhängnifsvolle Weise trübte und Diejenigen verführte, welche demselben in seiner eigentlichen Gestalt bis zum Tode widerstanden haben würden. Denn jetzt war, obgleich derselbe Geist, doch die Form eine christliche." So bestreitet er als etwas Jüdisches die in seiner Kirche und in manchen reformirten Kirchen herrschende Ansicht von einer Uebertragung des Sabbathsgesetzes auf den Sonntag, wenngleich er die Bedeutung einer solchen Feier für das Bedürfnifs der menschlichen Schwäche wohl anzuerkennen weifs. So schreibt er in einem Briefe vom Jahr 1833 (Bd. 1, S. 364): „Obgleich der Apostel Paulus sehr befremdet worden wäre, wenn er hätte voraussehn können, dafs, nachdem das Christenthum achtzehn Jahrhunderte in der Welt bestanden, eine solche Einrichtung wie der Sabbath hätte nothwendig sein sollen, so müssen wir doch, da wir eine solche für nothwendig erkennen, das alte Gebot dem Geiste nach für bindend halten, das heifst, dafs wir einen Tag von den sieben zu besondrer Erinnerung an unsre Pflichten und zur Erholung von dem übermäfsigen Druck der weltlichen Dinge, welchen das tägliche Leben mit sich bringt, gebrauchen. Aber unser Sonntag ist der Anfang der Woche nicht das Ende, ein Tag der Vorbereitung und Kräftigung für die künftige Woche, und nicht der Ruhe für die vergangene." In einem Briefe vom Jahre 1837 (Bd. 2, S. 77) bezeichnet er als Judaismus und Götzendienst, wenn man die Kirche und die Sacramente an der Stelle Christi erhöhe, wie Andere seine Mutter und Andere in demselben Geiste die Beschneidung erhöht hätten.

Freilich darf die Polemik gegen eine solche Veräufserlichung des Christlichen, welche von dem seligen Arnold mit Recht als das jüdische Element bezeichnet wird, nicht über ihr Maafs hinausgehn. Wir müssen von den ersten Zeiten an, durch das Mittelalter hindurch, bis auf unsre Zeit auch in einer gewissen Veräufserlichung das zum Grunde liegende ächt Christliche nicht verkennen; wir dürfen nicht vergessen, dafs das Christenthum sich immer zwischen den entgegengesetzten Verirrungen einseitiger Veräufserlichung und einseitiger Verinnerlichung bewegt hat, dafs es auch zu seinem göttlichen Gepräge gehört, in diese entgegengesetzten Pole und alle dazwischen liegenden Mittelstufen eingehn zu können, dafs es ohne dieses der Sauerteig für die Weltgeschichte nicht hätte werden können. Wenn aber auch der selige Arnold durch den Eifer für die reine evangelische Wahrheit bewogen wurde, sich in manchen Stellen so stark gegen solche Richtungen auszusprechen, so fehlt ihm doch durchaus nicht die Liebe, die auch in dieser Form das Christliche anzuerkennen weifs, und er ermangelt auch nicht jener tieferen christlichen Geschichtsbetrachtung, welche in jener von Anfang an sich bildenden Veräufserlichung eine relative Nothwendigkeit wahrzunehmen vermag. Er sagt zwar gegen diejenigen, welche sich auf die Tradition der ersten Jahrhunderte beriefen, dafs hier der Streit sei zwischen Cyprian und Paulus, setzt aber auch hinzu, dafs er anerkenne, was gut in Cyprian sei, das, was er von Paulus und vom Christenthum gewonnen habe (Bd. II, S. 115). Er erkennt den Strom des heiligen Geistes, der durch alle Jahrhunderte hindurchgehe, und ist daher ein Gegner jener einseitigen protestantischen Richtung, welche diese Wirkung des heiligen Geistes und des Christenthums im Mittelalter nur in den Waldensern und andern sogenannten Zeugen der Wahrheit erkennen wollte. So sagt er in einem Briefe vom Jahr 1835 (Bd. I, S. 410), „Papstthum und dogmatische engherzige Intoleranz habe die Kirche schon so früh wie in den Tagen des Ignatius getrübt; und von der andern Seite habe Christi wahre Kirche auch in den schlechtesten Zeiten gelebt, und sei nicht auf die kleinen Gemeinden der

Digitized by Google

Waldenser beschränkt gewesen." In einem anderen Briefe vom Jahre 1833 (Bd. II, S. 18), „die Kirche Christi sei zu keiner Zeit ganz abgefallen, wenn sie auch ihrer Privilegien sehr unwürdig geworden sei. Die Lehre von Christus dem Gekreuzigten und Auferstandenen sei nie so verlassen worden, dafs das, was das eigentliche Panier des Christenthums ausmache, von Neuem hätte aufgepflanzt werden müssen." Indem er das, was er den Judaismus bei seinen Gegnern nennt, bekämpft, sagt er von solchen: „Ich rede sehr stark, wie es mein Gefühl mir giebt, gegen ihre Parthei, aber ich betrachte die Parthei immer als ein blofses Abstractum, indem ich Alles zusammenfasse, was dazu dient, die Parthei als Parthei zu charakterisiren, und als solche kann ich sie nur verabscheuen. Aber sehe ich auf die einzelnen Glieder hin, so besteht ihr Charakter aus vielen andern Elementen als dem, was zu dem Eigenthümlichen ihrer Parthei gehört. Ich kann Einen lieben und achten als einen guten Christen, obgleich ich seine Parthei als solche, das heifst die eigenthümlichen Ansichten, welche das Einigungsband unter ihren Gliedern ausmachen, für etwas mit dem Wesen des Christenthums in Widerspruch Stehendes halten mufs (Bd. II, S. 93).

Eben dieses müssen wir auch zu dem Ausgezeichneten dieses herrlichen Mannes rechnen, dafs er, erhaben über beschränkten Dogmatismus und engherzigen Sectengeist, das eigenthümliche Wesen des Christenthums, das Einigungsband bei untergeordneten Differenzen in die auf Christus als Heiland und göttlichen Lebensquell sich beziehende Grundrichtung des Gemüths setzte, von welcher aus das ganze Leben in Denken und Handeln bestimmt werde. Von hier aus wufste er das Christliche in verschiedenen Richtungen zu erkennen, von hier aus auch den Unitarismus besser zu beurtheilen, einen Unitarismus, der sich mehr auf dogmatische Begriffe bezieht, und einen solchen, der das christliche Leben selbst afficire, von einander zu unterscheiden. Er erkannte, dafs dies der wahre Grund einer höhern, von innen heraus sich bildenden Einheit der Kirche werden müfste, während das Streben nach dogmatischer Einförmigkeit und äufserlicher Einheit nur Spaltungen hervorrufen und wieder zu einem neuen Judaismus hinführen müsse. Auch hierin erkennen wir in Arnold einen Mann, der zu den Vorboten einer geläuterten und verklärten Kirche der Zukunft gehört*). Wir wollen einige seiner Aussprüche anführen, welche zum Beleg des Gesagten dienen. „Was auch" — heifst es Bd. I, S. 358 — „die Unitarier von der Natur Christi denken mögen, so wollte ich den Namen *Christ* denen nie absprechen, die ihn wahrhaft lieben und fürchten. Und obgleich ich meine, dafs die Tendenz des Unitarismus dahin zielt, diese Liebe und Ehrfurcht zu mindern, so zweifle ich doch nicht, dafs viele Unitarier diese Gefühle theilen; und dann ist er ihr Heiland und sie sind sein Volk." — (Bd. I, S. 356): „Bei dem Namen *Christ* kommt es vielmehr auf Geist und Gemüthsrichtung als auf einzelne dogmatische Meinungen an. Die Gefühle, mit denen wir Christus betrachten, scheinen mir von weit gröfserer Bedeutung zu sein als solche metaphysische Streitfragen zwischen Homoousianern und Homöousianern, ja auch die Fragen über seine Menschheit oder eigentliche Gottheit." An dem Unitarismus, den er als einen unchristlichen betrachtet, ist ihm dies das Merkmal, dafs ihm Christus nur zu einem todten wird. „Von diesem Standpunct ist unser Verhältnifs zu ihm ein der Vergangenheit angehörendes, statt ein gegenwärtiges, und bekannt ist die Folge davon, dafs, statt dafs alle Dinge im Namen unsers Herrn Jesus Christus vollbracht werden, dieses Eigenthümliche des christlichen Charakters verloren wird und etwas dem blofsen Deismus Aehnliches daraus hervorgeht. Vorsehung, das höchste Wesen und andere solche Ausdrücke treten an die Stelle von Gott dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Herr — Ausdrücke, welche anderen Christen, wie den Aposteln, als die naturgemäfsesten und erfreulichsten erschienen. Was mich betrifft, so betrachte ich als den Einen grofsen Inhalt der Offenbarung Gottes in der Person Christi, dafs er uns einen Gegenstand der Verehrung verliehen hat, den wir zugleich lieben und verstehn können, oder mit andern Worten, dafs er auf eine sichere und heilsame Weise das Bedürfnifs der menschlichen Natur befriedigt hat, welches in andern Religionen die Menschen verleitete, sich Götter nach ihrer Art zu machen" (Bd. I, S. 357).

*) Es freut mich in meiner Auffassung der geschichtlichen Bedeutung dieses herrlichen Mannes mit Bunsen, dessen oben citirte Worte ich erst, nachdem ich dies geschrieben, las, ganz übereinzustimmen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

The life and correspondence of Thomas Arnold late head-master of Rugby school and regius professor of modern history in the university of Oxford. By Arthur Penrhyn Stanley.

(Schlufs.)

„Ich wollte mich Allen zugesellen, die Christus lieben und zu ihm beten, die ihn nicht als einen todten, sondern als einen lebendigen betrachten. Möge die Kirche eine solche thätige und lebendige Gemeinschaft werden, wie die der ersten Christen war, und Meinungsverschiedenheiten werden entweder aufhören oder nichts bedeuten." Er beruft sich darauf, dafs in den Briefen der Apostel nur was wahre Gottlosigkeit sei, als Häresie verdammt worden sei. „Nur Ein Anathema ist ein heiliges und gerechtes, heilsam für uns und Andere, 1. Kor. 16, 22. Aber dies ist nicht das Anathema einer fürwitzigen Theologie." (Bd. I, S. 371.) „Immer werde ich" (Bd. II, S. 28) „die Lehre von der Gottheit Christi als die grofse Hauptsache des Christenthums festhalten. Aber weil die scholastische Theologie sie verdunkelt und ein Vorurtheil dagegen erregt hat, so bin ich eher dankbar dafür, dafs ich die biblische Wahrheit trotz den Hüllen, mit denen sie umgeben worden, in mich aufzunehmen befähigt worden bin, als dafs ich Diejenigen verdammen sollte, welche die Hüllen hinwegwerfen und nicht einsehen können, dafs unter einer so unwerthen Schale ein so göttlicher Kern verborgen sein könnte." Er erinnert einen Freund (Bd. I, S. 369) an den Lieblingsbegriff des Paulus über Häresieen als ein Streiten über Worte, 2. Tim. 2, 14. „Der eine Theil — sagt er — mag Recht haben in einem solchen Streite, der andere Unrecht; aber beide sind häretisch im Verhältnifs zum Christenthum, weil sie die Seelen der Menschen von der Liebe Gottes und Christi abführen zu Fragen, welche eine Versuchung für das Denken sind und dem göttlichen Leben keinen Vortheil bringen." Ferner in einem Briefe vom Jahre 1833 (Bd. I, S. 373): „Es scheint mir, dafs durchaus all unser religiöses Gefühl und alle unsre Verehrung unmittelbar auf Christus selbst sich beziehen müsse, und dafs Protestantismus, Katholicismus und jeder Name, welcher Christenthum und einen Unterschied oder etwas Eigenthümliches aufserdem bezeichnet, insoweit ein Uebel ist, und wenn es zum Gegenstande einer Hingebung gemacht wird, zum Aberglauben und Irrthum führt."

Da Arnold das eigenthümliche Wesen und den Mittelpunct des Christenthums, das letzte Ziel aller Offenbarung, so klar erkannte, so lichtvoll zu bezeichnen wufste, so liefse sich darnach von selbst erwarten, dafs er auch, was das Wort Gottes in der heiligen Schrift ist und was zu dem Menschlichen der Einkleidung und Umgebung gehört, das Göttliche und Menschliche in der heiligen Schrift mehr, als es dem Standpuncte der gewöhnlichen englischen Theologie entspricht, zu unterscheiden und den Inspirationsbegriff besser, als es der alten Theologie möglich war, zu verstehen wissen werde. Allerdings ist dies auch der Fall. Er selbst erkannte, dafs von einer neuen Auffassung des Inspirationsbegriffes eine Umgestaltung der Theologie ausgehn müsse. Indem er von den nach dem Tode des tiefsinnigen Coleridge, eines ihm Geistesverwandten, herausgekommenen Briefen desselben über Inspiration, einer geistvollen, freisinnigen Schrift, redet, sagt er: „Diese Briefe sind wohl geeignet, einen Grund zu legen für die Behandlung dieser wichtigen Frage, welche so Vieles, was den herrschenden Begriffen grofse Erschütterung droht, nach sich ziehen mufs, wahrscheinlich die gröfste, welche seit der Ent-

Digitized by Google

deckung des Irrthümlichen in der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes je herbeigeführt worden; doch muſs es kommen und es wird, trotz aller Furcht und allem Geschrei der Schwachen und Bigotten, zu gröſserer Verherrlichung und sicherer Begründung der christlichen Wahrheit gereichen" (Bd. I, S. 403). Wir hören von seinem Lebensbeschreiber, daſs er die Worte Christi: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist", auf eine sinnvolle Weise auch auf die Sonderung des Göttlichen und Menschlichen in der heiligen Schrift anwandte (Bd. I, S. 219).

Die Anwendung dieses Grundsatzes, verbunden mit seiner Wahrheitsliebe und seinem durch philologische und historische Studien gebildeten Geist, führte ihn auch zu gröſserer Freiheit und Unbefangenheit in dem Gebrauche der Kritik für die Bücher der heil. Schrift und die biblische Geschichte. Mit dem zweiten Bande seiner Predigten ist eine interessante Abhandlung über die rechte Auslegung der heiligen Schrift verbunden, mit deren Inhalt Herr Prediger Heintz das deutsche Publikum in seiner Bearbeitung dieser Denkwürdigkeiten wohl genauer bekannt machen wird. Hier sagt er, nachdem er jene Worte Christi angeführt und so angewandt hat: „Dem Gebiete der Vernunft ist es überlassen, über alle Fragen der Wissenschaft, der Geschichte, der Kritik nach ihren allgemeinen Gesezzen zu urtheilen, und ihre Entscheidungen über diese Gegenstände können nicht streitig gemacht werden durch die Appellation an die höhere Macht einer geistlichen Weisheit, welche solche Puncte ihrer untergeordneten Gerichtsbarkeit überläſst." Er behauptet hier die Unabhängigkeit aller wissenschaftlichen Untersuchung auf ihrem eigenthümlichen Gebiete, welche mit der einem weit höhern Gebiete angehörenden religiösen Wahrheit auf keine Weise in Streit gerathen könne. „In Wahrheit", — sagt er — „es ist keine schwere Sache, einen Rationalisten oder Antirationalisten zu machen, wenn man darunter Einen versteht, welcher sich nicht getraut, der Erforschung der Wahrheit sich hinzugeben, und der von der Gefahr, vielleicht der Profanität einer Untersuchung redet, obgleich ihr Gegenstand nur dem Gebiete der vernünftigen Untersuchung angehört; aber einen erleuchteten und doch demüthigen Christen zu machen, der sich inne wird, von welchem vergleichungsweise geringen Werth alle nur dem Vernunftgebiete angehörende Untersuchung ist, und doch fest und furchtlos dieselbe verfolgt, in vollem Glauben, daſs keine Wahrheit je ihn trennen kann von der Liebe zu dem Gott der Wahrheit, dieses ist das Allerschwerste. Wenn ein Solcher durchdrungen ist von der tiefen Erkenntniſs der menschlichen Natur, die uns in der heiligen Schrift dargereicht worden, von der anbetungswürdigen Weisheit Gottes in seinem Verkehr mit den Menschen, wenn er überzeugt ist von Sünde und Gerechtigkeit, von dem ihm anklebenden Bösen und von der Vollkommenheit des Heilmittels gegen alles Böse in Christi Tode und Auferstehung, wenn er sich bewuſst ist, täglich in dem Ernste des Geistes zu leben, und deſshalb desto zuversichtlicher auf die Erfüllung jener Verheiſsungen hofft, deren Unterpfand und Vorgeschmack eine so überschwängliche Quelle des Friedens und der Freude ist, so ist der Glaube eines Solchen zu tief gewurzelt, als daſs er der erbärmlichen Hülfe der Unwissenheit und der Furcht bedürfen sollte. „„Der Geistliche richtet alle Dinge"", auſser den Principien dieser geistlichen Weisheit selbst, von denen die Kraft seines Urtheils abgeleitet ist." Er klagte darüber (Bd. I, S. 404), daſs die biblische Kritik, insoweit es das alte Testament angehe, in England so gut wie nicht vorhanden sei. Er glaubte in dem Daniel Elemente aus späterer Zeit zu finden (Bd. II, S. 195). „Dieselbe Kritik, — sagt er — welche die Authentie des Evangeliums Johannes über allen Zweifel erhebt, kann, wie ich meine, auf gleiche Weise die Unächtheit des gröſsten Theils von Daniel beweisen." Er unterschied in den Weiſsagungen des alten Testaments den historischen Sinn und die höhre Beziehung, die dabei zum Grunde liege, den höheren Sinn, der überall auf Christus sich beziehe. So urtheilte er auch über die Weiſsagung vom Immanuel, Jes. 7., indem er erkannte, daſs diese sich nicht dem historischen Sinne nach auf Christus beziehen lasse (Bd. II, S. 199). Er erkennt, wie die prophetische Anschauung in den Keimen der Gegenwart die Zukunft umfasse (Bd. I, S. 199). Er erkennt ein Kommen Christi in den verschiedenen groſsen welthistorischen Epochen, welches sein letztes Kommen vorbilde. Darnach bezeichnet er die groſsen kirchenhistorischen Entwickelungsstadien.

Wir haben bemerkt, wie Arnold das Gebiet der

Digitized by Google

Wissenschaft und der Religion auseinanderzuhalten wufste. Er wufste auch wohl zu unterscheiden, von welcher Seite Zweifel in religiösen Dingen durch wissenschaftliche Untersuchung beseitigt und von welcher Seite er nur durch die Willensrichtung, durch die Hingabe des Gemüths, durch die Macht der Gesinnung überwunden werden könne. Manches Treffliche, was von reicher christlicher Erfahrung und tiefer Kenntnifs der menschlichen Natur zeugt, findet sich darüber in seinen Briefen. Trefflich spricht er sich über die vermeinte Voraussetzungslosigkeit und negative Unpartheilichkeit in der Untersuchung religiöser Gegenstände aus. Er sagt von einer solchen in Beziehung auf die Behandlung des Lebens Christi: „Eine Darstellung des Lebens Christi zu lesen, welche wie die Lebensbeschreibung einer gleichgültigen Person verfafst ist, heifst ein unchristliches Werk lesen; denn Keiner, der ihn anerkennt, kann gleichgültig gegen ihn sein, sondern er steht in einem solchen Verhältnifs zu ihm, dafs immer die höchste Ehrfurcht in seiner Seele vorherrschend sein mufs, wenn er an ihn denkt oder über ihn schreibt. Und was heifst eine solche geforderte Unpartheilichkeit? Heifst es, dafs Einer weder ein Christ, noch ein Nichtchrist sein soll? In der That, religiöse Verehrung ist unvereinbar mit der sogenannten Unpartheilichkeit, mit welcher dies gemeint ist, dafs, da wir etwas Gutes und etwas Schlechtes auf beiden Seiten sehen, wir mit keiner von beiden uns identificiren sollen, um über beide richten zu können. Und dies ist recht, in Beziehung auf alle menschlichen Partheien und Charaktere, aber nicht in Beziehung auf das, was göttlich und also vollkommen ist; denn dann müssen wir uns mit demselben zu identificiren suchen und können nicht mit unserm Urtheil darüber hinausgehn. Wenn ich glaube, dafs Christus nicht mehr war als Sokrates, — ich meine nicht einen blofs graduellen, sondern einen specifischen Unterschied, — so kann ich daher unpartheiisch von ihm reden, das heifst zugleich annehmen, dafs Fehler und Unvollkommenheiten in seinem Charakter sind, und über diese kann ich mein Urtheil geltend machen. Aber wenn ich an ihn glaube, so bin ich nicht sein Richter, sondern sein Diener und Geschöpf, und er nimmt die Andacht meines ganzen Wesens in Anspruch, weil er eins ist mit Güte, Weisheit und Heiligkeit. Und ich kann auch nicht um Fremder willen ein andres Gefühl annehmen und eine andre Sprache, denn das heifst der höchsten Pflicht etwas vergeben. Es ist eben so viel als ihn zu verleugnen, statt ihn zu bekennen" (Bd. 2. S. 71). Es ist merkwürdig sein Urtheil, als er zuerst durch die Studien und Kritiken Strauſs's Leben Jesu kennen lernte. Er sagt: „Dieses Buch scheint mir von der schlechten Wirkung der Trennung der Studien, welche unter den deutschen Gelehrten so sehr vorherrscht, zu zeugen. Strauſs schreibt über Geschichte und Mythen, ohne dafs er scheint die Frage recht studiert zu haben. Indem er nur gehört hat, dafs Manches, was für historisch ausgegeben wird, mythisch ist, borgt er diesen Begriff als ein Mittel, um sich aus dem Christenthume herauszuhelfen. Aber der Gedanke, dafs Einer mythische Geschichte schreibt zwischen der Zeit des Livius und Tacitus und dafs Paulus dieses Mythische mifsversteht als reale Geschichte!" (Bd. 2. S. 61). Was Arnold hier sagt, hängt zusammen mit seiner Ansicht über die nothwendige Verbindung der Theologie und der universellen wissenschaftlichen Bildung, worüber er in der Einleitung, die dem dritten Bande seiner Predigten vorgesetzt ist, manches Treffliche, auch für deutsche Zustände Beherzigenswerthe sagt. Aber vielleicht mag er wohl die Vortheile für tiefere Ergründung des Besonderen, welche ja auch wieder auf das Verständnifs des Allgemeinen zurückwirkt, wie dies aus der Trennung der Disciplinen unter uns hervorgegangen ist, nicht genug gewürdigt haben. Die Richtung von Strauſs ist ja bei diesem Mann gewifs nicht aus dem Mangel an universeller Bildung abzuleiten, wie auch bei manchen Andern dieser Schule; aber wohl liegt etwas Wahres dem, was er sagt, zu Grunde, dafs, wer sich früher auf eine unabhängige Weise mit Geschichtsforschung und historischer Kritik in andern Gebieten beschäftigt hätte, nicht leicht in so manches Abentheuerliche verfallen könnte, was von den Vertretern der mythischen Auffassung der heiligen Geschichte in der neuesten Zeit behauptet worden.

Auch in England mufs Arnold wohl etwas von jener einseitigen Verstandesrichtung bemerkt haben, welche die Geistesfreiheit darein setzt, nichts zu bewundern, nichts anzubeten, für nichts begeistert zu sein, über Alles nur kaltblütig zu raisonniren, jene

Digitized by Google

Richtung einer Alltagsklugheit, die das horazische nil admirari, womit aber das von Plato und Aristoteles geforderte Gegentheil in Widerspruch steht, zu ihrem Motto gewählt hat. Er schreibt einem Jüngling, den er vor dieser Richtung warnt: „Ich meine, dafs das nil admirari in diesem Sinne der Lieblingstext des Teufels ist. Und er könnte keinen bessern wählen, um seine Jünger in die esoterischen Theile seiner Lehre einzuführen. Und deshalb habe ich einen mit diesem Gebrechen der antiromantischen Richtung behafteten Menschen immer als einen Solchen betrachtet, welcher den schönsten Theil seines Wesens und seinen besten Schutz gegen alles Gemeine und Thörichte eingebüfst hat" (Bd. 1. S. 419).

Es ist nur ein, dem seligen Arnold allerdings sehr wichtig erscheinender, Punct, in dem wir uns in entschiedenem Gegensatz zu ihm befinden, seine Ansicht von der zu fordernden Identität zwischen Staat und Kirche. Aber auch hier müssen wir bei ihm, wie bei dem theuren Manne, dessen Buch er von dieser Seite mit besonderer Theilnahme und Zustimmung gelesen hatte, Rothe in Heidelberg (Bd. 2. S. 108), das zum Grunde liegende tief christliche Interesse anerkennen, das Antihierarchische, die Anerkennung des allgemeinen christlichen Priesterthums, welches immer mehr in seine Rechte eingesetzt werden müsse, das Verlangen, dafs das Christenthum immer mehr der Sauerteig für alles Menschliche werden, alle Lebensverhältnisse immer mehr durchdringen solle. Aber wir meinen, es kann dies überall nur von der innern, subjectiven Wirkung des Christenthums in der aus Einzelnen, die es mit freier Ueberzeugung in sich aufgenommen haben, bestehenden Gemeinde ausgehn. Nur von dieser unmittelbaren innern Wirkung aus kann sich dieser Einflufs allmälig immer weiter verbreiten; aber in allem Andern kann diese Einwirkung nur eine solche sein, wie sie durch die Gesetze des eigenthümlichen Lebensgebietes, von dem hier die Rede ist, bedingt wird. Wir müssen in dieser Beziehung durchaus unterschreiben die goldnen Worte, welche kürzlich der treffliche Vinet gesprochen: „Un certain nombre d'individus sont chrétiens comme il faut l'être, et la société tout entière comme elle peut l'être" *). Die Bergpredigt, welche, abgesehn von allem Andern, ein lebendiges Zeugnifs von der göttlichen Hoheit des Heilandes ist, giebt uns die magna charta des Reiches Gottes; aber sie ist nicht auf die Organisation der Staaten angelegt, wenngleich der Staat sich am besten befinden wird, je mehr die hier aufgestellten Gesetze in dem Geiste und der Gesinnung von Regenten und Unterthanen ihre freie Verwirklichung finden. Arnold pflegt als Jacobinismus mit dem Unwillen, mit dem der edle Mann alles Gemeine bestreitet, die Richtung zu bekämpfen, welche behauptet, dafs der Staat nur für das leibliche Wohlsein, für das materielle Interesse vorhanden sei. Darin stimmen wir ihm ganz bei. Aber der Gegensatz zu diesem Irrthum mufs uns nur nicht verleiten, zu wollen, dafs das höchste Gut in der Form des Staats seine Verwirklichung finde, was dem durch das Christenthum überwundenen Standpunct der alten Welt entspricht. Wir meinen, der Staat soll nur die Bedingungen für die freie Entwicklung aller Güter der Menschheit sichern und so auch für die freie Entwicklung der Kirche, von welcher allein die ächte und unmittelbare Wirksamkeit des Christenthums ausgehn kann, die in Beziehung auf alles Andre nur etwas Mittelbares ist.

A. Neander.

---

*) Die Worte sind genommen aus den Considérations présentées à Messieurs les ministres démissionaires par un ministre démissionaire. Lausanne, 1845. Wir freuen uns, darauf aufmerksam machen zu können, dafs diese höchst interessante Schrift mit einem aus den Urkunden geschöpften Bericht über die Bewegungen in Lausanne, die sie veranlafst haben, durch einen theuren jungen Freund, den Licenciaten Rauh in deutscher Uebersetzung bald mitgetheilt werden wird. Jene Bewegungen beziehn sich ja auf einen Gegenstand, der mit den allgemeinen Lebensfragen der Zeit genau zusammenhängt.

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

II.

Dr. Kiene, der römische Bundesgenossenkrieg. 1845.

Dem grofsen Kampfe, welchen die Römer in dem letzten Jahrhundert ihrer Republik wider ihre empörten Bundesgenossen geführt haben, ist lange Zeit hindurch keine historische Darstellung zu Theil geworden, welche sowohl der Gröfse des Krieges selbst, als auch seiner Bedeutsamkeit für das römische Imperium entsprechend gewesen wäre. Indem dieser Krieg die römische Civität über ganz Italien ausbreitete, und die Tribus mit einer unübersehlichen Menge neuer Bürger füllte, bahnte er den Weg zu der Umgestaltung der Republik, welche zu vollziehen die Aufgabe des Augustus war. Eine Menge altitalischer Völkerstämme wurde durch ihn in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit vernichtet, und hiermit das Werk vollendet, an welchem die Römer mit wunderbarer Ausdauer seit jenem Tage fortgearbeitet hatten, da sie an die Stelle der Nationalität dieser Stämme die staatliche Beziehung derselben zu Rom setzten. Auch die innere Geschichte Roms ist, vornehmlich seit der Zeit der Gracchen, durch das Verhältnifs der Bundesgenossen zu den Parteien bestimmt, welche in der Curie, in der Volksversammlung und vor Gericht mit einander um die Herrschaft ringen; unter verändertem Namen und mit veränderter Politik nehmen die zur Civität erhobenen Italer dann an dem Kampfe zwischen Optimaten und Popularen einen für sie selbst sehr verderblichen Antheil. So ist in allen Beziehungen, selbst in Hinsicht der Sprache, der Litteratur, der Kunst, diese Erweiterung des römischen Staatsbürgerthums, welches die unmittelbare Wirkung jenes Krieges war, die Ursach grofser Veränderungen geworden, welche nur dadurch sich dem Auge leichter entziehen, weil das laute Waffengeräusch der Bürgerkriege die Aufmerksamkeit leicht von diesen leiseren Gestaltungen ablenkt, und weil die früheren Staatsformen anscheinend unverändert fortbestehen. Der Bundesgenossenkrieg ist nach allen Beziehungen für eines der folgenreichsten und wichtigsten Ereignisse zu halten. Wenn dessenungeachtet die Geschichte dieses Krieges so lange fast unbeachtet geblieben, und kein namenswerther Versuch gemacht ist, ein lange in der Stille und bewufstlos vorbereitetes, ein eben so lange nachwirkendes Ereignifs würdig zu behandeln, so liegt der Grund ohne Zweifel darin, dafs das Schicksal selbst uns gleichsam den Anblick eines Krieges, der Italien bis in das innerste Mark erschütterte, und die innersten Eingeweide der Staaten zerfleischte, hat entziehen wollen, indem es die Werke eines Sulla, eines Sisenna, und so vieler anderer, welche die Ereignisse des Krieges, wenn auch immerhin als Männer der Partei, doch mit unendlicher Anschaulichkeit und als solche, die von den Begebenheiten selbst tief bewegt waren, dargestellt haben, bis auf wenige unzusammenhängende Bruchstücke vernichtete. Wer es je versucht hat, diese trümmerhaften Nachrichten zu verbinden, um daraus von dem Ganzen ein einigermafsen anschauliches Bild zu erhalten, wird von vorn herein darauf Verzicht leisten, eine eigentliche Geschichte dieses thatenreichen Krieges zu finden; er wird sich mit einer allgemeinen Uebersicht über den Gang desselben begnügen, und vielmehr wünschen, dafs die Verhältnisse der Bevölkerung Italiens zu der herrschenden Stadt, die Stellung der Bundesgenossen zu den Parteien Roms, die Wirkung, welche die Ausdehnung der Civität für Rom und Italien gehabt hat, dargelegt werden. Wer mehr verlangt, fordert Phantasieen statt historischer Wahrheit. Und sind es denn auch die Feldzüge, Schlachten, Eroberungen fester Plätze, welche unser Interesse besonders fesseln? Der Zeitraum, in dessen Mitte der Bundesgenossenkrieg fällt, ist vor

Digitized by Google

allen andern Perioden der alten Geschichte erfüllt mit dem reichsten politischen Leben, mit den mannichfachsten Gestaltungen des Staats, und darf, wenn je ein anderer, Ansprüche darauf machen, mit einem Auge betrachtet zu werden, das durch ein genaues Studium der politischen Weisheit des Alterthums geschärft und gebildet ist. Es wird jedenfalls das Erfreulichste sein, wenn die Verhältnisse dieses Krieges insbesondere nach dieser Seite hin ausgebeutet werden. Das Werk des Hrn. Kiene, welches ich durch diese Anzeige der Beachtung zu empfehlen wünsche, zeigt, dafs der Hr. Verf. seine Aufgabe wohl erkannt hat; es ist überhaupt ein Werk, welches Gründlichkeit der historischen Forschung mit einer umsichtigen und besonnenen Betrachtung der Verhältnisse glücklich verbindet, wenn es gleich andrerseits die Resultate nicht immer in gröfster Schärfe herausstellt, und den Leser nöthigt, die eigentliche Ansicht des Verfassers divinatorisch zu ergänzen. Ueberall erblickt man den Geist einer Kritik, der es ernstlich um die Wahrheit zu thun ist, die, von keiner Auctorität, keiner vorgefafsten Meinung, keinem fertigen System in Befangenheit gehalten, selbst mit eigenen Augen sehen will, die alle Mittel verschmäht, durch welche sie, sei es der Glanz einer neuen Hypothese oder der Diction, das Urtheil des Lesers zu bestechen scheinen könnte. Einem Werke dieser Art gebührt eine ernste, besonnene und gründliche Prüfung. Wenn es sich bei derselben ergeben sollte, dafs es mir in den wesentlichsten Puncten unmöglich gewesen ist, den Urtheilen des Hrn. Verf.'s beizupflichten, so genüge hier die einfache Versicherung, dafs ich weit entfernt bin, das Verdienst desselben zu verkennen, dafs ich vielmehr die Wichtigkeit seiner Untersuchungen in ihr rechtes Licht zu setzen wünsche. Ich bin den Forschungen des Hrn. Verf.'s um so lieber bis ins Einzelne gefolgt, weil die Fortsetzungen der Werke der Herren Rubino und Becker vielleicht auf diese Erörterungen Rücksicht nehmen, und Mangelhaftes ergänzend, Irrthümliches berichtigend die ganze Untersuchung weiter führen werden.

Der erste Abschnitt des Werkes behandelt das Rechtsverhältnifs der italischen Staaten zu Rom in der Zeit zwischen ihrer Unterwerfung und ihrer Aufnahme ins römische Bürgerthum. Der Hr. Verf. spricht zuerst von den Bundesstaaten. Er scheidet die socii nicht von dem nomen latinum, wie bisher gewöhnlich geschah, indem er davon ausgeht, dafs die Römer ein bereits vorhandenes und ausgebildetes Bundesverhältnifs, das, welches sie den besiegten Latinen gegeben hatten, später bei erweiterter Herrschaft auch auf andere Völkerstämme übertrugen. Zu diesem Behufe stellt er die verschiedenen Verbindungen der socii und des nomen Latinum in einem besonderen Excurse zusammen. Wie hier sprachlich sich ergiebt, dafs schon in dem Alterthume beide zu einer Art von Einheit zusammengefafst sind, so dafs socii Latini nominis die gesammte Bundesgenossenschaft repräsentiren, so ist die Vorstellung des Hrn. Verf.'s überhaupt in Uebereinstimmung mit dem Grundsatz der Römer, bewährte Formen des öffentlichen Lebens zu erhalten und mit den nöthigen Modificationen weiter und weiter auszudehnen. In der That sind die Bevorzugungen des nomen Latinum vor den sociis zu geringfügig, als dafs auf sie hin das in natürlicher Weise verbundene dürfte getrennt werden. Diese Scheidung würde um so unnützer sein, wenn wirklich, wie der Hr. Verf. annimmt, sämmtliche Bundesgenossen des Rechts des connubium, des commercium und des Antheils an dem Gewinne des Krieges theilhaftig gewesen sind. Dies freilich ist der vielbestrittene Punct, in welchem die Ansichten unserer verdientesten Forscher vollständig auseinandergehen. Denn während Niebuhr den Latinen beide Rechte, connubium wie commercium unzweifelhaft zugestand, sprach Madvig ihnen beide ab; Göttling bewilligte ihnen nur das connubium, Savigny hielt dieses noch für streitig, dagegen das commercium für die bei Cic. p. Caec. 35 erwähnten 12 oder nach Savigny's Vermuthung 18 latinischen Colonieen aufser Zweifel. Hr. Kiene hat es unternommen, den Latinen, und mit ihnen den übrigen socii beide Rechte zu vindiciren. Er geht davon aus, dafs der alte latinische Bund entschieden in diesem Verhältnifs zu Rom gestanden habe, und dafs nach der Vernichtung dieses Bundes das neue Bundesverhältnifs nicht ein wesentlich anderes könne geworden sein, weil diese Veränderung sonst bei den hierüber berichtenden Autoren würde Erwähnung gefunden haben. Behielten aber die Latinen diese Rechte, so seien sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf die übrigen Bundesgenossen ausgedehnt worden. Der Hr. Verf. bringt hier nicht genug in Anschlag, dafs es einen wesentlichen

Digitized by Google

Unterschied macht, ob ein freies und selbstständiges Volk mit einem anderen Volke ein foedus eingeht, oder ob es als ein besiegtes dieses foedus von der Gnade des Siegers erhält; ob ein Bund von Staaten mit einer Vertretung des Bundes oder eine Anzahl vereinzelter Staaten einem andern Staate gegenübersteht, wie denn z. B. von einem *gleichen* Antheil an dem eroberten Lande jetzt nicht mehr die Rede sein konnte. Fragen wir uns übrigens nach dem Principe, welches die Römer bei den Anordnungen leitete, welche sie nach der Schlacht an der Veseris trafen, so ist einleuchtend, dafs sie die Nationalitäten auflösen, die Städte isoliren, an die Stelle des Bandes, welches sie bis dahin aneinander knüpfte, jetzt die Beziehung zu Rom zu setzen strebten. Nun aber wissen wir, dafs die einen unter den Besiegten das Bürgerrecht, sei es immerhin das niedere, empfingen, die andern in ein bestimmtes Bundesverhältnifs zu Rom gebracht wurden. War nun zwischen Bürgern und Bundesgenossen connubium und commercium, so wurde der Zweck, den ich eben bezeichnet habe, nur theilweise erreicht: die neuen Bürger blieben in dem lebendigen Verkehr mit ihren Stammgenossen, wie bisher. Ich will nicht urgiren, dafs die Aufhebung des connubium und commercium dann auch zwischen je zwei Bundesgenossenstädten nur eine illusorische war, da das commercium ja leicht durch Vermittelung eines Römers geübt werden konnte. Ferner aber war es in dem Verhältnifs, in welchem die Bundesgenossenstaaten sich zu Rom befanden, und bei den unwandelbar festgesetzten Diensten, welche sie ihrem foedus gemäfs zu leisten gehalten waren, natürlich, dafs diese Staaten sich selbst als geschlossene Ganze betrachteten, welche auf ein strenges Zusammenhalten ihrer materiellen und persönlichen Kräfte angewiesen waren. Das Ausströmen ihrer Bürger in fremde Städte war eben so für sie ein Verlust, wie wenn ein Römer sich in ihren Feldmarken Güter erwarb, von denen er, der römische Bürger, doch unmöglich in der Cohorte der Bundesgenossenstadt Dienste thun konnte. Das commercium mufste den socii am nachtheiligsten sein, wie das connubium andrerseits störend auf die lebendige Einheit des Ganzen einwirken. Doch ich will mich nicht auf diese allgemeinen Gründe gegen connubium und commercium, deren Zahl sich noch vermehren liefse, weiter einlassen, sondern die Gründe prüfen, mit denen Hr. Kiene das Bestehen dieser Rechte zu erweisen sucht, indem ich gleich hier bemerke, dafs uns die Beseitigung dieser Gründe vielleicht zu positiven Resultaten führen werde. — Ein Gesetz gestattete den Bundesgenossen, allen überhaupt, römische Bürger zu werden, wenn sie zu Hause eine Nachkommenschaft zurückliefsen, qui stirpem ex sese natam domi relinquerent. Liv. 41, 8. Von diesem Rechte nun machten viele Bundesgenossen Gebrauch, zogen nach Rom, wurden hier Bürger, und hatten als solche ohne allen Zweifel connubium und commercium. Wie nun, wenn diese Bundesgenossen, wie das öfter, zum letzten Male kurz vor dem Bundesgenossenkriege geschehen ist, aus Rom entfernt, und in ihre Städte zurückgesandt wurden? Verloren sie dann diese Rechte wieder? wurde die rechtmäfsige in Rom gewählte Gattin zur concubina? die in Rom erworbenen Grundstücke rechtlose? Ist es nicht wahrscheinlich, dafs diejenigen, welche so nach Rom zu gehen berechtigt waren, bereits früher, als sie noch nicht Bürger waren, im Besitze des connubium und commercium standen? Wir müssen hierauf erwidern, dafs dieser Fall zu den Ausnahmen gehört, und dafs die Römer für den Fall, dafs sich Jemand widerrechtlich nach Rom übersiedelt hatte, auch werden Mittel gefunden haben, die daraus erwachsenden Mifsstände zu ordnen, auszugleichen und zu beseitigen. Wenn aber Hr. Kiene in diesem Uebersiedelungsrechte noch ein Residuum von dem alten Bunde des Cassius erblickt, so ist zu entgegnen, dafs dieser letztere längst gelöst, und jenes Recht vielmehr eine Begünstigung war, welche Rom den wohl verdienten Bundesgenossen mit solchen Einschränkungen gewährte, dafs die frühere Stadt darunter keine Einbufse erlitt. In demselben Capitel berichtet Livius unter andern, wie Bundesgenossen, die in ihren Städten zurückblieben, durch den Scheinverkauf ihrer Söhne an römische Bürger jenen den Eingang in das römische Bürgerthum zu verschaffen wufsten; Liv. 35, 7 wird berichtet, wie die römischen Wucherer durch das Vorschieben eines Bundesgenossen die Strafen der Wuchergesetze zu vermeiden suchten. Aus beiden Beispielen ist aber das Commercium in der That nicht zu erweisen, wenn man nicht den Begriff des letzteren zu weit fassen und auf jede Art von Geschäft beziehen will, während es sich doch nur auf die Erwerbung von Eigenthum nach streng

Digitized by Google

quiritarischem Rechte beschränkt. — Eben so wenig ist aus der Erzählung des Livius 43, 3 über die Colonie Carteja etwas Entscheidendes zu folgern. Römische Soldaten hatten in Hispanien mit hispanischen Frauen Kinder erzeugt. Die Anzahl dieser belief sich auf 4000. Sie schickten, als sie herangewachsen waren, nach Rom, und baten um eine Stadt zum gemeinschaftlichen Wohnsitze. Der Senat bewilligte ihr Gesuch, sie sollten sich bei L. Canulejus melden, der werde ihre Ansprüche prüfen; die von ihm Manumittirten sollten nach Carteja geführt werden, und hier eine colonia libertinorum mit latinischem Rechte bilden. Hr. Kiene sagt nun: wer von einem Römer manumittirt wird, wird römischer Bürger; diese, da sie in Carteja angesiedelt wurden, behielten von ihrer Civität nur Connubium und Commercium; wenn nun eine Colonie, welche aus solchen Leuten besteht, latinisches Recht hat, so ist zu vermuthen, dafs das nomen Latinum und mit ihm die socii gleichfalls diese Rechte werden besessen haben. Ich sehe nicht ein, wie aus dieser Stelle irgend etwas über diese Rechte, über ihr Bestehen wie über ihr Fehlen, soll geschlossen werden. Jene Männer waren von ihren Landsleuten ohne Zweifel verachtet, ausgestofsen, im Verhältnifs zu Rom eben so peregrini, die durchaus nicht in der patria potestas ihrer Erzeuger standen; diese legen ihre Freiheit in die Hände des Prätor nieder, um als libertini eine bessere Freiheit zu erlangen. Dafs sie aber nicht in die Rechte der sonstigen Libertinen eintreten sollten, geht daraus hervor, dafs sie insgesammt in das ferne Carteja gesandt werden. Es ist ein exceptioneller Fall, wie auch daraus mit hervorgeht, dafs die Colonie eine latinische ist, aber mit dem besonderen Zusatze: libertinorum. Eine andere Stelle, welche Hr. Kiene benutzt, ist Liv. 9, 43. Von den Völkern der Herniker erhalten drei, auf ihren eigenen Wunsch, quia ipsi maluerunt, ihre eigenen Gesetze zurück, connubiumque inter ipsos, quod aliquamdiu soli Hernicorum habuerunt, permissum. Diese drei Völker hatten nämlich an dem Kriegsbeschlusse gegen Rom keinen Theil genommen. Dafür wird ihnen jetzt gestattet, ihre bisherigen Verhältnisse zu behalten. Die Anagniner dagegen und alle, die mit ihnen die Waffen ergriffen haben, erhalten das niedere Bürgerrecht. Livius setzt hinzu: concilia connubiaque ademta, et Magistratibus praeterquam sacrorum curatione interdictum. Auf die letzten Worte werde ich unten zurückkommen müssen; es interessirt uns hier zunächst, dafs den Hernikern zur Strafe das connubium und die concilia mit den andern freigebliebenen Hernikern untersagt werden. Wenn nun aber, sagt Hr. Kiene, zwischen Bürgern und sociis überhaupt kein connubium statt hatte, wozu wird dies connubium hier noch untersagt? die Untersagung lag ja schon in der Ertheilung des Bürgerrechts. Wir erwidern: 1) dafs im Sinne der Römer dergleichen Bestimmungen keineswegs überflüfsig waren, dafs in dem Vertrage, welcher den Anagninern den Frieden und die Civität gab, eine Bestimmung über die fernere Stellung der neuen Bürger zu ihren früheren Stammgenossen nicht wohl fehlen konnte, zumal da es allerdings auch Bundesgenossen gab, welche wirklich im Verhältnifs der Isopolitie zu Rom standen, die Municipien; 2) dafs in der Stelle des Livius diese Hinzufügung dadurch nothwendig wurde, weil eben diese Worte in Gegensatz zu den eben vorhergegangenen, die freien Herniker betreffenden sollten gesetzt werden. Wenn somit jener Zusatz bei Livius gerechtfertigt ist, so fällt der Schlufs weg, welchen Hr. Kiene hier zieht: es sei sonst zwischen Bundesgenossen und Bürgern das connubium, und, was wir hier eingeschlossen denken, das commercium gewesen; hier aber das connubium ausnahmsweise den Anagninern und ihren Genossen untersagt worden. Die Strafe lag darin, dafs sie losgerissen wurden von denen, mit denen sie durch tausend Bande verknüpft waren. Hr. Kiene hat die concilia unberücksichtigt gelassen, die ihn allein schon von diesem übereilten Schlusse hätten zurückhalten sollen. Ist dem aber so, so werden wir in dem gegen diese Herniker geübten Verfahren das oben angedeutete Princip der Politik Roms auf das Deutlichste wiedererkennen, obwohl ich nicht, was freilich sehr wahrscheinlich ist, daraus den Schlufs ziehen will, dafs Rom immer in gleicher Weise zu verfahren gewohnt gewesen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Dr. Kiene, der römische Bundesgenossenkrieg.

(Fortsetzung.)

Hiergegen steht nun offenbar und entschieden eine Stelle aus den vaticanischen Fragmenten des Diodor. Marius und Pompädius Silo stehen sich im ersten Jahre des Bundesgenossenkrieges im Felde gegenüber; da ist einer der herrlichen Augenblicke, wo die Heere ihre bittere Feindschaft vergessen, und der alten Liebe gedenken, in der sie manch anderes Mal, ich denke an Teutonen und Cimbern, mit einander gekämpft haben. Es ist höchst verwegen, dieses Zusammentreffen zu bezweifeln, weil Silo im südlichen Italien beschäftigt gewesen sei, während wir kein Bedenken tragen, den Judacilius von Asculum im Picenerlande nach Apulien, und von da zurück nach Asculum zu geleiten. Diodor ist hier, gerade heraus gesagt, eine vortreffliche Quelle, was ich hier nicht beweisen will, da es jeder selbst erfahren muſs, wer ihn für diese Zeit zu Rathe ziehen will. Diodor nun erwähnt bei dieser Gelegenheit, daſs in den beiden Heeren Blutsverwandte sich gegenüber gestanden hätten, in Folge des Gesetzes wegen des Connubium: ὁ τῆς ἐπιγαμίας νόμος. Hierauf gestützt konnte Niebuhr allerdings das connubium als ausgemachte Sache ansehen. Nicht minder, glaube ich, ist das commercium unbezweifelt. Als Gracchus mit seiner lex agraria hervortrat, hatten die reichen Römer sich groſser Latifundien in ganz Italien bemächtigt, die sie zur Weide oder zum Ackerbau benutzten, und wozu sie Sclaven als Arbeiter verwandten. Diese Latifundien waren allerdings aus Gemeinland entstanden; aber hiermit nicht zufrieden, hatten jene Reichen auch viele kleine Grundstücke armer Bauern hineingezogen, τὰ μὲν ὠνούμενοι πειθοῖ, τὰ δὲ βίᾳ λαμβάνοντες App. B. C. I, 7. Ich frage: was für Grundstücke sind es, die sie so durch Kauf oder gewaltsam an sich gebracht haben? Nicht die von Römern, denn die lagen in der Nähe der Stadt, sondern die der Italer, von denen daher auch Appian gleich nachher sagt: τοὺς δ' Ἰταλιώτας ὀλιγότης καὶ δυςανδρία κατελάμβανε, denn entweder waren sie im Kriege auswärts, oder daheim lagen sie müſsig, da das Land in den Händen der Reichen war. Solche Verhältnisse, die im Verlauf der gracchischen Stürme sich noch vervielfältigen, setzen unbedingt das commercium zwisches Römern und Bundesgenossen voraus. Und so meine ich in der That, daſs die Römer, als die Verhältnisse sich gemildert hatten, die Bürger mit minderer Civität in das Vollbürgerthum eingerückt waren, keine Nothwendigkeit sich mehr zeigte, die Kluft auch ferner offen zu erhalten, welche verwandte Völker hatte scheiden sollen, da von der alten Strenge nachlieſsen, und, auf einmal oder nach einander, Connubium und Commercium öffneten, ja durch ein besonderes Gesetz allen Bundesgenossen d. h. einzelnen unter allen, das Bürgerthum darboten, vorausgesetzt daſs ihre Ueberbürgerung den bisherigen Mitbürgern nicht zum Schaden gereiche. Dies ist der νόμος ἐπιγαμίας, dessen Diodor gedenkt, dies das Gesetz, von dem es Liv. 41, 8 heiſst: lex dabat sociis ac † nominis Latini, qui stirpem ex sese domi relinquerent, ut cives Romani fierent. Wann diese Einrichtungen getroffen sind, ist nicht zu sagen; die zweite Decade des Livius läſst uns im Stich; aber selbst wenn sie da wäre, so wäre leicht zu befürchten, daſs wir doch nichts hierüber erführen. Denn für politische Gestaltungen, für öffentliches und privates Recht, für die Stellung und Bewegung von Parteien hat Livius kein Auge gehabt, und es ist sehr wohl möglich, daſs ein Gesetz, welches den Bundesgenossen treue Dienste lohnte, in oder nach dem zweiten punischen Kriege gegeben ist, ohne daſs es von Livius beachtet worden wäre. Hierauf gestützt, will ich wagen einen Schritt weiter zu thun, und anzunehmen, dies sei zunächst die Belohnung der 18 im hannibalischen Kriege treu gebliebe-

Digitized by Google

nen latinischen Colonien gewesen. Liv. 29, 15 erzählt nur die Strafe derer, welche in den Tagen der Noth sich des Kriegsdienstes weigerten. Diese Strafe bestand darin: 1) ut, quantum quaeque earum coloniarum militum plurimum dedisset populo Romano, ex quo hostes in Italia essent, duplicatum eius summae numerum peditum daret, et equites centenos vicenos; anstatt eines eques sollen als Ersatz angenommen werden drei pedites; zu equites und pedites aber sollen die wohlhabendsten Bürger ausgesucht, und diese dorthin geschickt werden, wo aufserhalb Italiens ein supplementum nöthig wäre. Dies ist offenbar nur eine vorübergehende Maafsregel gewesen, etwa für den Rest des Krieges; der Senat hätte leichtere Mittel gehabt, diese Colonieen zu ruiniren, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre. 2) Stipendium praeterea iis coloniis in millia aeris asses singulos imperari, exigique quotannis, censumque in iis coloniis agi ex formula a censoribus Romanis data, diese formula aber solle der des römischen Census gleich sein, und von vereidigten d. h. dem römischen Volke vereidigten, Censoren der Census vor ihrem Ausscheiden aus dem Amte nach Rom überbracht werden. Das Harte liegt sowohl in der fortdauernden Abgabe von Eins pro Mille, als darin, dafs ihr Vermögen nach der römischen Formula censirt werden soll. Die Formel der grofsen Hauptstadt für eine kleine Colonie! Wenn man nun aber berücksichtigt, dafs die Bestimmung wegen dieses Census mit jener jährlichen Abgabe in unmittelbarer Verbindung steht, so ist es unmöglich zu begreifen, wie man darin hat sehen können: ihr Vermögen habe nun nach römischem Gelde und ihre Aecker als zum römischen Staate gehörig angegeben werden müssen, und darin habe in der That das jus commercii gelegen. Auch die vielen künstlichen Folgerungen, die Hr. Kiene S. 23. 24 macht, entbehren aller Haltbarkeit. Mit der eben behandelten Stelle des Livius wird mit vollem Rechte — denn die fortgesetzten Zweifel Puchta's im 1. Bande der Institutionen sind nicht begründet — in Verbindung gesetzt Cic. p. Caec. 35. Cäcina macht auf ein Grundstück Ansprüche, weil die vorige Eigenthümerin ihn durch Testament zu ihrem Erben eingesetzt hat. Sein Gegner behauptet nun, Cäcina sei dieser Herrschaft unfähig, als Bürger von Volaterrä, da diese Stadt durch Sulla die Civität verloren habe. Allerdings, erwidert Cicero, hat Sulla die Civität vernichtet, aber nicht horum nexa et hereditates aufgehoben. Jubet enim eodem jure esse, quo fuerint Ariminenses: quos quis ignorat XII coloniarum fuisse, et a civibus Romanis hereditates capere potuisse? Unter der Zahl der 12 Colonieen war Ariminum nicht, es war vielmehr unter der Zahl der 18 treu ausharrenden, und um diesen Widerspruch zu lösen, haben die einen die Zahl 12 beibehalten und statt Ariminenses vorgeschlagen Interamnenses zu lesen, Savigny dagegen die Zahl 12 in 18 umgewandelt. Es wird darauf ankommen, ob man sich Volaterrä bevorzugten oder in Nachtheil gestellten Colonieen gleichgestellt denken will. Wer von vorn herein das nomen Latinum in Besitz des connubium und des commercium glaubt, wird sich dahin neigen, zur Strafe seien die 12 Colonieen blofs auf das commercium beschränkt worden; wer diese Rechte nicht zugesteht, wird meinen, dafs hiermit den treugebliebenen Colonieen eine Belohnung ertheilt sei, indem sie wenigstens das jus commercii erhielten. Ich für meine Person glaube, dafs, wenn Cicero hier blofs die nexa und hereditates erwähnt, daraus nicht gefolgert werden kann, dafs sie nicht auch das connubium sollten gehabt haben; Cicero hat nur erwähnt, quae ad caussam pertinent. Demnach ist aus der Nichterwähnung des connubium nicht zu schliefsen, was man daraus hat schliefsen wollen. Somit will ich als Vermuthung hinstellen: die Bundesgenossen haben ursprünglich weder connubium noch commercium mit Rom gehabt; zum Lohn für bewährte Treue ist beides zuerst den 18 treuen Colonieen, dann den Bundesgenossen überhaupt bewilligt worden, und zugleich das Recht römische Bürger zu werden, wenn dies ohne Einbufse der Vaterstadt geschehen konnte. Zur Zeit der Gracchen ist dies Verhältnifs ein längst bestehendes. Die Ertheilung des connubium u. s. w. ist durch ein bestimmtes Gesetz vollzogen worden, und hat in dem Bundesverhältnisse selbst durchaus nicht gelegen.

Was endlich das letzte von den angeblich isopolitischen aus der Zeit des alten Cassius herrührenden Rechten betrifft, das Recht an dem Gewinn des Krieges, so ist auch das Fortbestehn dieses Rechts unbedingt zu leugnen. Es gab keinen latinischen Bund, es gab keinen Bundeskrieg mehr; und wenn Rom den Bundesgenossen die Occupation von Gemeinland mit

Digitized by Google

gewährt hat, so lag dies im Interesse des römischen Staates selbst, dafs das Gemeinland nicht unbenutzt liegen bleibe. War Gemeinland gewonnen, so erging der bekannte Ruf τὴν ἀνέμητον ἐξεργάζεσθαι τὸν ἐθέλοντα, und zwar so, dafs entweder die Besitzergreifung ganz allgemein freigegeben wurde, oder die Einladung sich blos auf die bezog, denen das Recht in ihrem foedus ausdrücklich gewährt war. Ein Ausdruck, wie der in der lex Thoria c. 14. bei Rudorff, Latino peregrinoque, quibus M. Livio L. Calpurnio Coss. agrum publicum populi Romani possidere ex lege plebeive scito exve foedere licuit, ist nur dann denkbar, wenn die foedera nicht überall gleich waren, sondern je nach den Umständen des Abschlusses desselben dem einen bewilligt war, was dem andern nicht zustand. Wenn ich nun also den Ansichten Hrn. Kiene's nicht zustimmen kann, so betrachte ich auch die meinige, so sehr sie sich mir auch durch die Vereinigung der entgegengesetzten Meinungen empfiehlt, keineswegs als so fest begründet, dafs ich nicht nach dem zustimmenden oder mit Gründen verwerfenden Urtheil Anderer Verlangen trüge.

Mit dieser Auseinandersetzung ist auch die Vermuthung Hrn. Kiene's hinweggeräumt, dafs die erste Erklärung des Festus oder vielmehr des Paullus Diaconus (bei Müller S. 127) s. v. Municipium eigentlich diese Bundesgenossen betreffe. Die Untersuchung über die Municipien ist von Rubino in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, Jahrgang 1844, in einer Abhandlung, welche Hr. Kiene nicht mehr hat benutzen können, zu einer Art von Abschlufs geführt worden. In jener Stelle des Paullus Diaconus ist nämlich eine dreifache Definition des Begriffs Municipium gegeben. I. Municipium id genus hominum dicitur, qui, quum Romani venissent, neque cives Romani essent, participes tamen fuerunt omnium rerum ad munus fungendum una cum Romanis civibus, praeterquam de suffragio ferendo aut magistratu capiendo, sicut fuerunt Fundani, Formiani, Cumani, Acerrani, Lanuvini, Tusculani, qui post aliquot annos cives Romani effecti sunt. Der Name Municipium bezeichnet also keine Stadt, sondern ein Rechtsverhältnifs, in das eine Person aus einer der bezeichneten Städte tritt, so fern sie nach Rom kommt, und dort die Rechte eines municeps ausübt. Eben so ist in der Definition des Paullus angedeutet, dafs dies Verhältnifs aufhörte, sobald eine der genannten Städte wirklich in die römische Civität aufgenommen wurde. Denn nach römischen Rechtsbegriffen ist es unmöglich, Bürger zweier Staaten zugleich zu sein; wer Bürger von Formiä ist, ist zu Rom Municeps; so wie Formiä in die Civität erhoben ist, sind die Bewohner dieser Stadt Bürger Roms, und Municipes von Formiä. Es ist also, wie gesagt, dies Verhältnifs als ein vorübergehendes anzusehen, und demnach die Ansicht des Herrn Verf.'s unbedingt zu verwerfen, dafs ursprünglich *alle* Bundesgenossen sich in diesem Verhältnisse befunden haben, und in diesem ersten Sinne als Municipien zu betrachten seien. Herr Kiene mufste natürlich leicht zu dieser Annahme gelangen, da er den Bundesgenossen von vorn herein die Rechte des Connubium und des Commercium zugestand, und mit Recht annahm, dafs dieselben Rechte auch als die wesentlichen Bevorzugungen der municipes in diesem ersten Sinne zu denken seien. Das Richtige hat Rubino mit sicherem Tacte erkannt, und in der erwähnten Abhandlung hervorgehoben, durch Municipia der Art habe Rom sich stärken, befreundete Staaten enger mit sich verbinden, ihre Bürger zu gemeinsamen Leistungen heranziehen wollen, unter welchen letztern namentlich die Theilnahme an dem Dienst in der Legion die wichtigste Stelle möge eingenommen haben. So habe sich Tusculum in der Zeit, wo Volsker und Aequer auf das Gewaltigste den Latinerbund bedrängten, eng an Rom angeschlossen, und sei daher auch zuerst von allen Städten als Glied des römischen Staates aufgenommen worden, eben so möge es auch zuerst das Recht des Municipium erhalten haben, und vor der Ertheilung des Bürgerrechtes an die Stadt bereits viele einzelne unter seinen Bürgern Bürger in Rom geworden seien. Cic. p. Balbo § 31. itaque ex Latio multi et Tusculani et Lanuvini in civitatem sunt recepti, was sich natürlich nur auf eine Zeit beziehen könne, wo diese Städte noch nicht im Ganzen dem römischen Bürgerthum einverleibt waren. Auch das Municipalverhältnifs Lanuviums mufs ein sehr altes gewesen sein. Was die Cumani und Acerrani anbetrifft, welche Paullus als Beispiele aus den campanischen Städten auswählt, so hat Rubino durch eine vortreffliche Erörterung gezeigt, dafs die campanischen Städte seit der Unterwerfung des Landes bis in die Zeit des zweiten punischen Krieges in diesem Sinne Municipien gewesen sind, und dafs die Angabe des Livius von der frühen Ertheilung des Bürgerrechtes

Digitized by Google

einer Flüchtigkeit des Historikers möge zuzuschreiben sein. Es sei nämlich die Civität diesen Städten von Rom wahrscheinlich angeboten, von diesen aber, mit Ausnahme eines Standes, abgelehnt worden. Denselben Beweis hat Rubino auch für Fundi und Formiä geführt. Es ist übrigens noch zu erinnern, dafs die genannten Städte zwar nur als *Beispiele* genannt werden, dafs aber Paullus oder Verrius Flaccus sich ganz anders würde ausgedrückt haben, wenn er hierbei die Gesammtheit der römischen Bundesgenossen im Auge gehabt hätte. Dieses Recht des Municipium bereitete den Uebergang in die Civität vor (qui post aliquot annos cives Romani effecti sunt). Der Begriff des Municipium in dieser ersten Bedeutung wurde hiermit allmählich eine Antiquität, und wurde auf die höhere Berechtigung der Bundesgenossen nicht weiter angewandt. — In der zweiten Klasse von Municipien nennt Paullus die Staaten, welche ganz in die römische Civität übergingen: alio modo, quum id genus hominum definitur, quorum civitas universa in civitatem Romanam venit, ut Aricini, Cerites, Anagnini. Der Staat hört auf, eine eigene civitas zu sein, seine Bürger werden cives Romani, und bleiben von ihrer Vaterstadt nur municipes. Es ist sehr einleuchtend, wie diese Staaten selbst nun vorzugsweise Municipia konnten genannt werden; sie waren in der That Gemeinschaften, die *nur* aus municipes bestanden. Diese Aufnahme konnte unter sehr verschiedenen Verhältnissen geschehn; die Civität konnte als glänzende Belohnung, sie konnte als schwere Strafe angesehen werden. Man könnte hiernach die drei Beispiele bei Festus gewählt glauben. Von den Aricinern nimmt Rubino mit Recht an, dafs sie gleich die volle Civität erhalten haben; die Stellung der Cäriten ist bekannt; von Anagnia ist oben bereits die Rede gewesen, nach dem Bericht des Liv. 9, 43. Von den Anagninern mufs ich es mir auch jetzt noch versagen, weiter zu handeln. Gewifs aber ist hiermit hinreichend die Annahme Hrn. Kiene's widerlegt, die Ertheilung der Civität sei zunächst immer nur die der niedern Civität gewesen, und der ganze Staat sei hier gezwungen worden, diejenigen munera zu thun, welche im erstern Falle von denen freiwillig geleistet wurden, welche nach Rom gingen, die Definition Varro's V § 179. municipes, qui una munus fungi *debent*, sei also im eigentlichsten Sinne zu verstehen. Es ist wahr, dafs das debent insbesondere auf diese Klasse von Municipien geht; wer aber meint, dafs darin ein ursprünglicher Zwang enthalten sei, täuscht sich über den Sinn des debere. — Die dritte Definition ist sehr corrumpirt. Sie lautet bei Müller so: tertio, quum id genus hominum definitur, qui ad civitatem Romanam ita venerunt, ut municipia † essent sua † cuiusque civitatis et coloniae, ut Tiburtes, Praenestini, Pisani, Urbinates, Nolani, Bononienses, Placentini, Nepesini, Sutrini, Lucenses. Um einen Sinn zu erhalten, ist wenigstens mit Zumpt zu lesen, ut municipes essent suae quisque civitatis et (oder dafür aut) coloniae. Herr Rubino bemerkt richtig, diese Definition beziehe sich auf die Bundesgenossenstädte und resp. Colonieen, welche erst durch den italischen Krieg das römische Bürgerrecht erhielten, und hiermit aufhörten civitates zu sein; er zeigt, mit welcher Genauigkeit die Alten bei solchen Bezeichnungen verfahren. Cicero nennt Placentia einmal eine civitas, und setzt dann, selbst den Schein einer Ungenauigkeit beseitigend, hinzu, nam tum erat civitas, damals i. e. ehe sie in die Civität aufgenommen war. Es ist also einleuchtend, dafs, da alle die genannten Orte zu Cicero's Zeit keine civitates mehr waren, das Verhältnifs, auf welches die Definition geht, einer frühern Zeit angehört haben mufs. In den latinischen Städten, den Colonieen und den übrigen Socialstädten waren durch die Römer Mittel und Wege eröffnet, zur römischen Civität zu gelangen. Wer in einer latinischen Stadt einen Magistratus bekleidet hatte, war eo ipso römischer Bürger, ohne dafs er, um dies zu erlangen, seinen Wohnsitz und seine bisherigen Verhältnisse aufzugeben genöthigt gewesen wäre. Er war also zwar ad civitatem Romanam gekommen, blieb jedoch in seiner früheren Stadt municeps. Vielleicht liegt in ita, wie Rubino sehr scharfsinnig hinzufügt, der Sinn eines ea lege, ea conditione mit enthalten, so dafs jemand, der so civis Romanus geworden war, seiner bisherigen Stadt als municeps auch ferner angehören mufste. Dies ist die Ansicht Rubino's, durch welche die Sache erledigt ist.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Dr. Kiene, der römische Bundesgenossenkrieg.

(Fortsetzung.)

Hr. Kiene liest statt sua — socii; die dritte Definition lautet ihm also: tertio quum id genus hominum definitur, qui ad civitatem Romanam ita venerunt, ut municipia essent socii cuiusque civitatis et coloniae, und bezieht sich darnach darauf, dafs durch das julische Gesetz die socii jeder Bürgerschaft und Colonie in Municipien verwandelt sind. Hr. Kiene wird jetzt, wo ihm Rubino's schöne Erörterungen vorliegen, selbst das Bessere erkannt haben, und ich mufs mich billiger Weise eines Urtheils über Hrn. K.'s Conjectur hier enthalten.

Aufser der eben behandelten Stelle des Paullus finden sich bei Festus selbst noch zwei Artikel s. v. Municeps, über die ich nach Hrn. Kiene S. 40 ff. noch einige Worte zu sagen habe. Die erstere ist S. 132: Municeps, qui in municipio liber natus est. Item qui ex alio genere hominum munus functus est. Item qui in municipio a servitute se liberavit a municipe. Item municipes erant, qui ex aliis civitatibus Romam venissent, quibus non licebat magistratum capere, sed tantum muneris partem, ut fuerunt Cumani, Acerrani, Atellani, qui et cives Romani erant, et in legione merebant, sed dignitates non capiebant. Die zweite Stelle ist S. 142: Municeps est, ut ait Aelius Gallus, qui in municipio liber natus est. Item, qui ex alio genere hominum munus functus est. Item qui in municipio ex servitute se liberavit a municipe. Item municipes erant, qui ex aliis civitatibus Romam venissent, quibus non licebat magistratum capere, sed tantum muneris partem. At Servilius † ajebat, initio fuisse, qui ea conditione cives Romani fuissent, ut semper rempublicam seperatim a populo Romano haberent, Cumanos, Acerranos, Atellanos, qui neque cives Romani erant, et in legione merebant, sed dignitates non capiebant. Beide Stellen sind übereinstimmend, nur dafs die erstere die beiden letzten Sätze der zweiten in eins zusammengezogen hat, und sich auch sonst als die mangelhaftere Fassung ausweist. Hr. Kiene setzt nun diese Stelle des Festus mit der obigen des Paullus Diaconus in Verbindung, und zwar gehe die Erklärung des Servilius darauf, wenn ganze civitates in die civitas Romana gekommen seien; der vorhergehende Satz „item municipes erant etc." gehe darauf, wenn Personen aus den Bundesstaaten nach Rom gekommen seien, um sich hier als municipes zu geriren; die übrigen Bestimmungen bezögen sich auf die Zeit, wo alle Bundesgenossen insgesammt die Civität erhalten hätten. Nun aber ist der Satz: item municipes erant, qui ex aliis civitatibus Romam venissent, quibus non licebat magistratum capere, sed tantum muneris partem eine corrumpirte Fassung der ersten Definition bei Paullus. Dieser Satz sprach die Ansicht des Verrius Flaccus aus. Er setzte ihr selbst die des Servilius entgegen, deren Irrthum, weshalb sie von Verrius verworfen wurde, darin bestand, dafs sie die Begriffe des civis und des municeps nicht von einander schied. Das *at* hätte Herrn Kiene warnen sollen, die beiden dadurch geschiedenen Definitionen auf zwei einander zur Seite zu stellende Arten von Municipien zu beziehen. Was endlich die ersten Sätze betrifft, so spricht in ihnen Aelius Gallus nicht archäologisch, sondern juristisch, wer für einen municeps zu halten sei. Es sei nämlich municeps 1) wer in einem Municipium frei geboren ist; 2) es kann aber auch aufserdem jemand municeps werden, qui ex alio genere hominum munus functus est, z. B. ein Sclave kann, ohne dafs er selbst weifs, dafs er ein Sclave ist, zu einem munus gelangen, dann macht ihn dieses munus frei und zum municeps; dasselbe würde von einem peregrinus gelten, der in einem municipium zu einem munus käme; 3) endlich, wenn Jemand von einem municeps frei gelassen ist. Dies sind rechtliche Bestimmungen, die mit unseren historischen Untersuchungen nichts zu thun haben. — Der Hr. Verf. ver-

Digitized by Google

weilt noch länger bei den Municipien, welche dadurch gebildet waren, dafs ganze civitates in die civitas Romana gekommen waren, deren Bürger in der Legion dienten und als Legionssoldaten von Rom den Sold empfingen; daraus folgt, dafs sie auch das Tributum, aus dem eben der Sold bestritten wurde, werden gezahlt haben. Wenn er aber hierfür das Beispiel der Campaner benutzt, welche bekanntlich nach Livius bereits 338, nach Vellejus einige Jahre später das Bürgerrecht bekommen haben sollen, so mufs ich auch hier wieder mich auf Rubino's Beweisführung beziehen, dafs von den Campanern nur die equites das dargebotene Bürgerrecht wirklich angenommen haben, und dafs die Worte des Livius 26, 53 per Senatum agi de Campanis, qui cives Romani sunt, injussu populi non video posse, sich eben nur auf diesen Theil der Campaner beziehn. Es tritt zu klar hervor, dafs die Campaner fortwährend ihre selbständige Existenz bewahrt haben, und die Worte des Varro: adjicite ad haec, quod *foedus aequum* deditis, quod leges vestras, quod ad extremum civitatem nostram magnae parti vestram dedimus, erweisen sich durchweg als bestätigt. Ich glaube also, dafs die campanischen Städte bis zum zweiten punischen Kriege vielmehr zu den Municipien der ersten als der zweiten Klasse des Paullus gerechnet werden müssen. Ebenso sind auch die Beweise falsch, durch welche er zu zeigen versucht, dafs die Censuslisten der Campaner bereits vor dem erwähnten Kriege in Rom mufsten aufbewahrt sein. Liv. 26, 34. spricht von dem Strafverfahren gegen die abgefallenen Campaner. Die Römer verfuhren nicht mit allgemeinen Strafbestimmungen, sondern in familias singulas decreta facta, welche aufzuzählen Livius nicht der Mühe werth hält. Bei den Einen, denen, welche die strengste Strafe bekommen, hiefs es kurzweg, alle ihre Güter sollten eingezogen, sie selbst, ihre Weiber und Kinder verkauft werden. Bei Anderen wurde die Bestrafung noch aufgeschoben, und sie einstweilen gefangen gehalten. Bei noch Andern endlich machte man in der Gesammtsumme ihres Vermögens einen Unterschied, und sagte: das gefangene Vieh sollten sie wieder erhalten, mit Ausnahme der Pferde, die Sclaven, mit Ausnahme der mannbaren männlichen Geschlechts. Es ist in der That nicht zu begreifen, wie Herr Kiene die betreffenden Worte so völlig hat mifsverstehen können: „das Vermögen der übrigen Campaner wurde auch durch die Censusansätze geschieden, ob die Güter einzuziehn wären oder nicht." Aus einer Stelle dieser Art soll nun gezeigt werden, die Censuslisten seien in Rom aufbewahrt worden und: es müfsten *alle* Campaner damals römische Bürger gewesen sein, sonst würden die Censuslisten nur über einen Theil derselben Auskunft gegeben haben. Die Sache führt aber den Hrn. Verf. weiter zu der Frage: wo denn diese Kleinbürger in ihre Censuslisten möchten eingetragen sein, ob zu Rom in ihre besondern Listen, oder daheim bei ihren eigenen Magistraten, die ihre Listen dann nach Rom sandten? Wie unwichtig diese ganze Frage auch ist, so will ich doch dem Hrn. Verf. hierbei folgen. Er weist zunächst auf die Bestrafung der 12 untreuen Colonieen hin, welche ihre Censuslisten in Rom einreichen lassen mufsten. Ich habe aber schon oben gezeigt, dafs diese Einreichung etwas an sich Gleichgültiges ist, das erst durch das 1 pro Mille, welches jährlich von ihnen gezahlt werden soll, eine Bedeutung erhält. Zu diesem Behuf erhalten sie die formula von Rom, und müssen die Listen nach Rom überbringen lassen. Der Herr Verf. meint nun, diese Einrichtung der daheim gefertigten Listen werde wohl auch bei den Municipien der zweiten Klasse stattgefunden haben. Hierfür hält er auch nach der vollzogenen Strafe noch die Campaner. Indefs Liv. 26, 34 läfst über das Loos, welches die unglücklichen Campaner betraf, keinen Zweifel: alle Campaner, Atellaner, Calatiner, Sabatiner sollen die persönliche Freiheit behalten, niemand von ihnen aber soll civis Romanus oder nominis Latini sein. Wie sollen die Campaner da Municipal-Bürger geworden sein? Liv. 38, 36 bitten diese Campaner darum, ut sibi cives Romanas ducere uxores liceret: waren sie Bürger, so hätten sie nicht darum zu bitten gebraucht. Die Campaner sollen keine Bürger, sollen auch keine Latiner sein, sie sind auch in keinem Gemeinwesen; sie sind also vereinzelte Peregrinen, die keinem politischen Körper angehören. Natürlich ist keine Frage, dafs sie von dem Besitz, den sie erwerben, steuern müssen. Wo sollen sie nun censirt werden und steuern? In ihrem Interesse müfste es liegen, dafs dies da geschähe, wo die von ihnen erworbenen Güter sich befinden. Indefs sie gehören ja nicht zu diesen Gemeinden. Sie werden also gezwungen, sich zu Rom censiren zu lassen. Da sie nun aber doch dem römischen Wesen näher stehn,

Digitized by Google

als vollständig Fremde, so werden ausnahmsweise die Ehen, welche sie mit Römerinnen eingehn, anerkannt. Hierbei ist noch zu bemerken, dafs nicht alle Campaner aus der Heimath verwiesen waren, sondern blofs die, welche in Capua zur Zeit der Belagerung (clausis portis) geblieben waren. Die Uebrigen durften in Campanien bleiben. Wenn Livius nun 38, 25. 36. blofs Campani sagt, so sind vielmehr die letzteren zu denken. Noch mifslicher ist der Beweis aus Liv. 43, 14, wo aus der Nichterwähnung der Municipien gefolgert wird, dafs die Bürger dieser Städte nicht nach Rom zur Censur kamen. — Manche andere Fragen, z. B. in wie weit die römischen Gesetze in den Municipien Gültigkeit hatten, über die Gemeindeverfassung der Municipien, der Colonien, der latinischen und Bundesgenossenstädte, über die Stellung der Magistrate, der Curien und der Volksversammlungen zu einander, hat der Hr. Vf. ganz unberührt gelassen, und es ist dies um so eher zu entschuldigen, da es ihm eben nur darum zu thun war, das Rechtsverhältnifs dieser Städte zu Rom auseinanderzusetzen.

Wir kommen nun zu dem ungemein schwierigen Begriffe der Präfectur, für den abermals Festus S. 233 zu Grunde zu legen ist. Es heifst hier: praefecturae eae appellabantur in Italia, in quibus et ius dicebatur, et nundinae agebantur, et erat quaedam earum R. P. (res publica), neque tamen magistratus suos habebant. In qua his † legibus praefecti mittebantur quotannis, qui ius dicerent. Quorum genera fuerunt duo: alterum in quas solebant ire praefecti quattuor viginti sex virum nū pro † populi suffragio creati erant, in haec oppida: Capuam, Cumas, Casilinum, Volturnum, Liternum, Puteolos, Acerras, Suessulam, Atellam, Calatiam: alterum, in quas ibant, quos praetor Romanus quotannis in quaeque loca miserat legibus, ut Fundos, Formias, Caere, Venacrum, Allicas †, Privernum, Anagniani, Frusinonem, Reate, Saturniam, Mursiam, Arpinum, aliaque complura. Herr Kiene unterscheidet hiernach zwei Klassen von Präfecturen; eine, in welche die Präfecten gingen, um einfach Recht zu sprechen, eine zweite, in welcher diese Präfecten zugleich die Stelle des obersten Magistrates bekleideten. Es ist einleuchtend, dafs diese zweite Klasse sich in einer sehr ungünstigen Lage befunden haben mufs, daher eine Präfectur der Art mit Recht zu den am wenigsten vortheilhaft gestellten Staaten gerechnet werden mufste. Es ist von Wichtigkeit, diese Ansicht einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Bei Festus sehen wir zwei Klassen von Präfecturen unterschieden. Die eine umfafst die campanischen Städte; in der andern sehn wir Städte aus allen Theilen Italiens mit einander verbunden, und zwar beispielsweise genannt. Denn er setzt aliaque complura hinzu. Vergleichen wir hiermit anderweitige Nachrichten. Im Jahre 318 hat man zum ersten Male Präfecten nach Capua gesandt (Liv. 9, 20): eodem anno primum praefecti Capuam creari coepti, legibus ab L. Furio praetore datis, quum utrumque ipsi pro remedio aegris rebus discordia intestina petissent. Sie hatten um beides gebeten, um die Gesetze, und um die Präfecten, um darnach Recht zu sprechen; und diese Präfecten gingen alljährlich nach Capua (coepti); die Veranlassung zu dieser Bitte aber war eine discordia intestina. Was die Veranlassung zu der letzteren möge gewesen sein, wird Niemand zweifeln können; in Capua waren die Ritter römische Bürger; die campanischen Staaten als solche hatten das Bürgerrecht nicht angenommen; die Spaltung konnte wenigstens dadurch beseitigt werden, wenn beide in einem gemeinschaftlichen Privatrechte mit einander standen. Diese Präfecten waren also nichts als eine richterliche Behörde, von welcher unabhängig der Meddix tuticus und alle übrigen Magistrate bestanden. Dieser Zustand dauerte bis zum zweiten punischen Kriege, wo der Abfall Campaniens diese Verhältnisse unterbrach. Für diese Zeit ist nun offenbar die allgemeine Definition, welche Festus von den Präfecturen giebt, nicht anwendbar; in diesem Sinne sind die campanischen Städte jener Zeit nicht Präfecturen gewesen (in quibus et ius dicebatur, et nundinae agebantur, et erat quaedam earum respublica, neque tamen magistratus suos habebant). Wenn aber die Definition keine *allgemeine* Geltung hat, was jetzt Jedermann zugeben mufs, so hat sie vielleicht eine *besondere*. Und so ist's. Campanien war wieder unterworfen; die staatlichen Gemeinschaften wurden aufgehoben; es waren Einzelne als Einzelne, die jetzt in den campanischen Städten wohnten. Es versteht sich, dafs Recht in ihnen mufste gesprochen, die üblichen nundinae abgehalten, für die polizeiliche Ordnung derselben Vorkehrungen getroffen werden; aber was die respublica ausmacht, hatten sie nicht; es fehlte ihnen an einem Senate, an Volksversammlungen, an Magistraten. Die römischen

Digitized by Google

Bürger in Capua bildeten einen Conventus: es war, wie wenn eine Anzahl Römer sich in einer Stadt der Provinz zusammenfindet. So war es noch zur Zeit des Catilina; darin gerade lag die Möglichkeit des Versuches, Capua zu einem Heerde des Aufstandes zu machen. Und doch war Campanien dem Staate so wichtig. Demnach sandte man von Rom aus auch nach Unterwerfung Campaniens abermals 4 Präfecten alljährlich dorthin, welche suffragio populi erwählt waren, gleich den früheren; jetzt aber in andern Verhältnissen als vordem. Hatten sie vorher eine untergeordnete Stellung eingenommen, als Richter, die defshalb aber nicht von dem Prätor, sondern von dem Volke bestellt waren, weil sie in freie, verbündete Staaten gesandt wurden, so mufsten sie jetzt eine andere, höhere Stellung erhalten, als eine oberste richterliche und Verwaltungsbehörde, die nur in Zeiten der besonderen Noth, wie z. B. zur Zeit Catilina's, durch einen commissarisch ernannten Quästor verstärkt wurde. Zu dieser Stellung aber mufsten diese 4 Präfecten vom Volke erwählt werden; denn kein Magistrat kann andere Rechte übertragen, als die er selbst übt, kein Prätor seinem Bevollmächtigten eine andere, als die rein richterliche mittheilen. Somit pafst die Definition, an der Spitze der Erklärung des Festus, vortrefflich auf die campanischen Städte nach dem zweiten punischen Kriege, und es ist der Fehler des Festus, dafs er diese doppelte Zeit in eine einzige zusammengezogen, und dadurch das klare Verhältnifs verwischt hat. Die Beispiele der campanischen Städte mögen der frühern Zeit angehören; die Definition pafst nur auf die spätere. Diese 4 Präfecten, welche zu der Zahl der 26 Männer gehören, bestanden bis zu der Zeit, von der uns Dio Cassius 54, 26 erzählt, dafs die 26-Männer auf 20-Männer reducirt waren, weil οἱ δύο, οἱ τὰς ἔξω τοῦ τείχους ὁδοὺς ἐγχειριζόμενοι, οἵ τε τέσσαρες οἱ ἐς τὴν Καμπανίαν πεμπόμενοι, κατελέλυντο.

Die eben geführte Untersuchung hat uns bereits den Weg gebahnt, um auch über die zweite Klasse von Präfecturen ein sichres Urtheil zu erhalten. Pafst die ganze Definition des Festus schlagend nur für die campanischen Städte in der Zeit nach dem hannibalschen Kriege, so ist hiermit klar, dafs wir sie nicht auf die zweite Klasse des Festus anzuwenden verpflichtet sind. Wir werden sehen, dafs wir sie selbst nicht darauf anwenden *dürfen*. Es waren Städte römischer Bürger, welche hier als Präfecturen genannt werden; immerhin Städte mit niederem Bürgerrechte; das letztere erhielten sie doch. Wenn diesen Städten nun *zur Strafe* Präfecten von Rom gesandt wurden, welche die Stelle der eigenen Magistrate vertreten sollten, soll diese Strafe für ehemalige Feindseligkeit fortgedauert haben, soll die Stadt auch da noch Präfectur geblieben sein, als ihre Bewohner längst das volle Bürgerrecht erhalten hatten, als mehrere unter ihnen zu den höchsten Würden des Staats emporgestiegen waren? Wie läfst sich ferner die Stellung eines solchen Präfectus, der zugleich der oberste Magistratus war, denken gegenüber dem Senat und den Volksversammlungen in diesen Städten? Indefs es ist eine Stelle bei Livius 9, 43, wo es ausdrücklich heifst, dafs den Anagninern die eignen Magistrate genommen wurden. Hier ist der Ort, um mich schliefslich über die schon öfter berührte Stelle auszusprechen. Es heifst hier, dafs den Anagninern, als sie die römische Civität empfingen, die concilia und connubia genommen wurden, d. h. sie sollten nicht mehr an den gemeinschaftlichen Bundesversammlungen der Herniker Theil nehmen, sie sollten das connubium mit den übrigen Hernikern aufgeben; nun steht noch dabei: magistratibus interdictum est. Dies können die magistratus in Rom sein, dazu pafst das eben vorher erwähnte nicht recht; es können auch die magistratus in Anagnia selbst sein, dann ist der Ausdruck ungeschickt gewählt (interdicere!), und dasselbe Bedenken wie oben; ich denke, wenn ihnen die Concilia der übrigen Herniker untersagt werden, und die connubia mit den übrigen Hernikern, so wird ihnen auch wohl untersagt sein, einen Magistratus anzunehmen, der ihnen von den übrigen Hernikern übertragen werden könnte; das könnte freilich aber nur das Amt eines Bundesführers u. dergl. sein. Die Ausdrücke aber sind, wie ich glaube, aus dem Vertrage entnommen, in welchem ihnen auf diese Weise jede politische Berührung mit den übrigen Hernikern sollte genommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Dr. Kiene, der römische Bundesgenossenkrieg.

(Fortsetzung.)

Es ist also, wenn ich diese Worte richtig gedeutet habe, bei den Römern nie davon die Rede gewesen, einer Stadt römischer Bürger die Möglichkeit einer innern Verwaltung zu entziehen, und der Präfectus, welcher in die entfernteren Städte geht, geht dorthin mit der alleinigen Vollmacht, die der Prätor ertheilen kann, denselben zu ihrer Erleichterung eine nähere Jurisdiction zu bringen. Wenn nun z. B. in den Tafeln von Heraklea immer municipia, coloniae, praefecturae, und zwar stets so, auf einander folgen, so ist klar, dafs bei diesen Präfecturen nicht die eben behandelten zu denken sind, sondern jene, welche ohne ein staatliches Gemeinwesen waren d. h. eben jene campanischen. Demnach erhalten wir folgende Klassen von Präfecturen:

1) Präfecturen in freien und unabhängigen Bundesstaaten, wie es die campanischen Städte vor dem Abfall waren; die Namen dieser Orte siehe bei Festus;

2) Präfecturen in Staaten, welche in das römische Bürgerrecht aufgenommen sind, und denen der Prätor alljährlich zu ihrer Bequemlichkeit einen Präfecten zusandte, um statt seiner in bestimmten Gränzen und Beschränkungen das Recht zu sprechen;

3) Präfecturen in Städten, die alle Gemeindeverfassung verloren haben, in denen aber doch Recht gesprochen wird, und Nundinen abgehalten werden, die zwar einen Schein von einer respublica haben, aber doch keine Magistrate besitzen.

Wir kommen jetzt S. 91 ff. zu den Bürgercolonieen. Hr. Kiene wendet sich hier gegen die Ansichten des auch sonst von ihm bekämpften *Madvig*, welcher zwischen den coloniae civium Romanorum und coloniae Latinae einen gröfseren Unterschied angenommen hatte, als der war, welcher in den Personen der ausgesendeten Colonen lag. Er hatte zu zeigen versucht, dafs ein römischer Bürger, der in eine Colonie der ersten Klasse ging, sein Bürgerrecht in Rom behielt, dafs dagegen derjenige, welcher sich einer Colonie der zweiten Klasse anschlofs, in das Recht der Latinen eintrat. Er hatte durch Gründe a priori und aus den beiläufigen Erzählungen der Historiker dargethan, dafs jene ersten Colonieen das vollständige römische Bürgerrecht, d. h. nicht allein connubium und commercium, sondern auch das jus suffragii und honorum besafsen. Auf jene allgemeinen Gründe, was wahrscheinlich sei oder nicht, will ich auch hier nicht einlassen; Hr. Kiene schenkt den Gründen Madvigs keinen Glauben, die mich überzeugt hatten. Darüber wird ins Blaue gestritten. Wenn nun aber Madvig urgirt hatte, es werde nirgends bemerkt, dafs diejenigen, welche in eine Colonie gingen, jene höchsten bürgerlichen Rechte eingebüfst hätten, und auf dieses Schweigen Gewicht legte, so bemerkt dagegen unser Hr. Verf., zu der Erwähnung dieses Umstandes sei kein Grund vorhanden gewesen, weil bis auf die Militär-Colonieen herab nie eine Veränderung der Rechte der Colonen statt gefunden habe. Dies ist aber gerade der Punct, wo der Hr. Verf. nicht tief genug in die Sache eingegangen ist. Die Colonen sind vollständig im Staate geblieben, welche Sulla ausführte; sie vergeuden ihre Güter, und kehren nach Rom zurück, um neue Umwälzungen zu betreiben. Darauf aber kommt es nicht an, ob die ausgesandten Colonen ihre Rechte nutzen konnten oder nicht; die italischen Bundesgenossen haben dennoch den härtesten Krieg unternommen, für Rechte, die sie, mit Hrn. Kiene zu reden, eben so wenig hätten nutzen können. Wenn nun Hr. Kiene mit Geschick die Anwendung bestreitet, welche Madvig von einer Reihe Stellen des Livius gemacht hatte, so sind doch Stellen da, welche mit der vollständigsten Bestimmtheit sich hierüber aussprechen. Liv. 8, 14 beschreibt das Verfahren, welches die Rö-

Digitized by Google

mer nach Beendigung des latinischen Krieges einschlugen. Die Veliterner (Veliträ hatte sich doch besonders hartnäckig gezeigt) waren veteres cives Romani, und es wird nicht erzählt, dafs sie aufgehört hätten, es zu sein. Aber der Senat wird aus Veliträ fortgeführt, und deren Land an die Colonen gegeben, welche Rom dorthin sendet. Offenbar werden diese Colonen an die Stelle jenes Senats getreten sein. Als Fremde? unmöglich. Als Bürger mit minderem Rechte? Eben so wenig. Sie gingen als cives Romani optimo jure dahin. Livius fährt fort: et Antium nova colonia missa cum eo, ut Antiatibus permitteretur, si et ipsi adscribi coloni vellent: naves inde longae abactae, interdictumque mari Antiati populo est, et civitas data. Wer diese Stelle ruhig liest, wird sehen: die Antiaten sollen nicht mehr das Meer befahren, offenbar die, welche bisher das Meer befahren hatten, und derselbe populus Antias erhält das Bürgerrecht. Welches dieses gewesen? das niedere, wie es die Veliterner hatten und behielten, während die Coloni ihr gutes altes Recht behielten. Dies doppelte Recht ist aber auch die Ursache von Zwietracht und Unordnung. Sind nun die Colonen cives optimo jure, so ist erklärlich, wie aus Pyrgi ein Ritter vor den römischen Censor zur Musterung kommt. Cic. de Or. II, 71, 287 censor Lepidus, quum M. Antistio Pyrgensi equum ademisset etc. Solche Stellen und andere sind noch immer nicht widerlegt, und die Ansicht Madvigs, der nun auch *Walter* in der neuen Ausgabe seiner Geschichte des römischen Rechtes entschieden beitritt, ist durch die Angriffe unseres Buches nicht erschüttert worden.

Nachdem Hr. Kiene so das Rechtsverhältnifs der mit Rom politisch verbundenen italischen Völkerschaften behandelt hat, wendet er sich zu den Ursachen des Bundesgenossenkrieges. Er geht davon aus, dafs Rom, als die Zahl der 35 Tribus erreicht war, nicht ferner ganze Staaten und Völker in sich aufnahm, und hierdurch den Bundesgenossen alle Aussicht auf Einbürgerung genommen wurde, bis auf den einen mifslichen Weg, wenn sie sich selbst einzeln nach Rom übersiedelten. Dies aber hätte noch keine Bewegung der Art hervorgebracht. Wohl aber, dafs die Römer den Bundesgenossen auch ihren Antheil am Gemeinlande verkümmerten, indem sie seit dem zweiten punischen Kriege die Zahl der latinischen Colonieen gegen die römischer Bürger zurücktreten liefsen. Ueber dies vermeintliche Anrecht der socii ist schon oben gehandelt worden. Endlich aber seien durch die Ackergesetze des Gracchus die socii in den Theilen, welche sie vom Gemeinlande occupirt hätten, und als ein rechtes Eigenthum betrachteten, bedroht worden, zumal da das Maximum von 500 Jugera und die Geldentschädigung für das herauszugebende Land nur den Bürgern zu Gute gekommen sei (??). Auch aus Cic. de Rep. III, 29 erhelle, dafs der ältere Gracchus die Rechte der Bürger wohl respectirt habe, nicht aber die der Bundesgenossen. Die Stelle lautet: — — Asia Tib. Gracchus: perseveravit in civibus: sociorum nominisque latini jura neglexit ac foedera, und sagt also das Gegentheil: in Asien hat er mit seiner Gewaltsamkeit begonnen; damit fortgefahren ist er gegen Bürger; und bei den Bundesgenossen hat er ihre Rechte und Verträge vernachläfsigt. Gewifs ist, diese letzteren sahen sich bedroht, und wendeten sich an Scipio. Natürlich entstand bei den Reformern der Gedanke, die Bundesgenossen in die Civität aufzunehmen, und dadurch jenen Widerstand zu beseitigen. Mit dem Tode des zweiten Gracchus fiel dieser Plan, und mit ihm die weitere Ausführung der Ackergesetze. Die letzteren wurden durch eine Reihe von Gesetzen, welche Appian erwähnt, fortschreitend annullirt, nämlich:

1) Durch ein Gesetz: τὴν γῆν, ὑπὲρ ἧς διεφέροντο, ἐξεῖναι πιπράσκειν τοῖς ἔχουσι App. I, 29. Der Zusammenhang mit dem Folgenden nöthigt uns, diese Worte von den bereits assignirten Ackerloosen zu fassen, welche jetzt sollten verkauft werden dürfen. Abgesehen hiervon würde ich an ein Verbot für die Inhaber des Gemeinlandes denken, dies Gemeinland zu verkaufen, und sich so die Entschädigung selbst zu verschaffen, welche Gracchus bei dem hartnäckigen Widerspruch der Optimaten wieder zurückgenommen hatte.

2) Durch das Gesetz des Spurius Borius, welches die weitere Assignation des Gemeinlandes verbot, und den gegenwärtigen Inhabern das von ihnen besessene Gemeinland garantirte, dafür aber bestimmte, dafs die gesetzlichen Abgaben von demselben geleistet, und dies Geld an das Volk vertheilt würde.

3) Durch das Gesetz eines andern Tribunen, welches auch diese φόροι vom Gemeinlande aufhob, und dies hiermit in ager privatus verwandelte. Und so sahen sich, schliefst Appian, 15 Jahre ἀπὸ τῆς Γράχχου νομοθεσίας, ἐπὶ δίκαις ἐν ἀργίᾳ γεγονότες, aller ihrer

Digitized by Google

Erwartungen beraubt. Diese ganze Stelle des Appian enthält viel Bedenken. Zuerst der verdächtige Name des Tribunen Sp. Borius, für den mit grofser Wahrscheinlichkeit Thorius gesetzt wird, dann dafs der andere Tribun (ἕτερος δήμαρχος) nicht genannt wird. Ferner lesen wir beim zweiten Gesetz Thorius, so geräth Appian mit Cicero in Widerspruch, der die lex Thoria wohl gekannt hat, dessen Worte (Brut. § 136. Sp. Thorius, qui agrum publicum vitiosa et inutili lege vectigali levavit) uns in dem zweiten Tribun, dem Antragsteller für das dritte Gesetz, den Thorius erwarten lassen würde. Nun ist ferner, was Cicero über die lex Thoria berichtet, übereinstimmend mit dem Inhalt des Gesetzes, welches von Rudorff in ähnlicher Weise, wie früher von Klenze das servilische Gesetz, restituirt worden ist, so dafs also diese lex Thoria Rudorff's mit dem dritten Gesetze des Appian übereinstimmen würde. Diese Identität aber ist durchaus nicht mit den Worten Appian's zu vereinigen. Denn die Ergänzung Rudorff's ἦσαν δὲ οἱ διανέμοντες τὴν γῆν πεντεκαίδεκα μάλιστα ἔτεσιν ἀπὸ τῆς Γράκχου νομοθεσίας ἐπὶ δίκαις ἐν ἀργίᾳ γεγονότες, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit: 1) weil ein solcher Zusatz nur in Verbindung gedacht werden kann mit einem anderen Gedanken: dafs die Triumvirn a. d. a. nach Verlauf dieser 15 Jahre ihre Arbeiten wieder aufgenommen hätten, ohne welchen der Satz ganz isolirt und ungehörig dastehen würde; 2) weil in der That seit der Gesetzgebung des Gracchus genug Landassignationen vorgenommen waren, so dafs von den Triumvirn nicht wohl gesagt werden kann, ἐν ἀργίᾳ γεγονότες, wohl aber von dem Volke, welches sich jetzt, nachdem es erwartend 15 Jahre still mit zugesehen, in allen Hoffnungen getäuscht sah, und übler daran war, als je zuvor. Kurz jene 15 Jahre bei Appian sind vom ältern Gracchus an zu rechnen, und führen uns bis zum Jahre 118 v. Chr., als zu der Zeit, wo die Optimaten, ihren Sieg rasch benutzend, Schlag auf Schlag das Gebäude ihrer Gegner stürzten. Es ist vollständige Willkühr, die 15 Jahre vom Tode des zweiten Gracchus an zu zählen, oder an ein Wiederaufnehmen der Assignation nach 15jährigem Pausiren zu denken. Es ist also klar, dafs das dritte Gesetz des Appian nicht das ist, welches Hr. Rudorff vortrefflich edirt hat, da die Zeitbestimmungen in dem letztern eine viel jüngere Zeit geben. Hiermit habe ich nicht leugnen wollen, dafs die lex, welche Hr. Rudorff edirt hat, die lex Thoria sei. In den Bürgerkriegen des Appian ist hier eine grofse Lücke oder Sprung, wie man es nennen will, eine Lücke, welche wir auszufüllen nicht die Mittel haben. Es ist eine Zeit, wo die Optimatie die Früchte ihres blutigen und ungerechten Sieges ärntete. Ueber die Stellung des Thorischen Gesetzes, wie ich es der Kürze wegen nennen will, zu den Parteien des Staats ist nicht viel zu vermuthen, weil wir die innere Geschichte während jenes Zeitraums so wenig kennen: ich sehe darin das Bemühen einen factisch gewordenen Zustand noch einmal in seiner Gesammtheit zu sanctioniren, ehe die Stürme, welche man schon ahnen konnte, hereingebrochen wären. Die Illusionen, mit welchen dies Gesetz das Volk getäuscht haben sollte, die Zweideutigkeit, mit der das Maafs des Maximum unbestimmt gelassen sei, und was Hr. Kiene mehr entdeckt, will ich hier unberührt lassen. Durch Conjecturen der Art, wie der Hr. Verf. sie hier häuft, wird die Geschichte maafslos entstellt, und die Forschung erschwert, weil der spätere Forscher wieder genöthigt ist, das auszuscheiden, was willkührlich beigemischt worden ist, ehe er zur wahrhaften Betrachtung der Sache gelangen kann. So schreitet die Untersuchung klar fort, wenn der Hr. Verf. von den Gewaltthätigkeiten spricht, denen die Bundesgenossen, und die Vornehmsten unter ihnen, von Seiten jedes römischen Laffen ausgesetzt waren, wenn er die Gefahr schildert, welche die agrarischen Gesetze den Italern drohten, das Selbstgefühl, welches in ihnen erwachte, die wachsende Gefahr, indem die Provinzen, welche jene hatten mit erobern helfen, den Römern Waffen gegen Italien lieferten; es lag noch ein reiches Material vor, ehe zu gewagten Vermuthungen zu greifen war, die Theilnahme an römischer Bildung in den italischen Städten, insbesondere das Studium der Beredsamkeit, die Regungen politischen Lebens in den Städten, wo Optimaten und Popularen den Kampf nachkämpften, welcher die Stadt erfüllte, die Stellung der Bundesgenossen zu den Factionen Roms, von denen die Optimatie in ihnen die treuesten Alliirten erblickte. Es wäre der Mühe werth gewesen, wie selbst Crassus, der erklärte Optimat, dazu kam, durch die lex Licinia Mucia zur Ausweisung der Bundesgenossen mitzuwirken, eine Maafsregel, die allgemein als aufregend und nachtheilig dargestellt wird. Dann ist S. 159 ff.

Digitized by Google

der Hr. Verf. bemüht gewesen in die Plane des Drusus einzudringen, und seine Gesetzesvorschläge mit dem, was uns über seinen Charakter gemeldet wird, in Einklang zu bringen. Cicero rühmt seine singularis severitas, und wenn er in gerichtlicher Rede nicht besonders glänzte, so verschaffte ihm seine Persönlichkeit Wirkung, wenn er über den Staat sprach. (Dies hat Hr. Kiene zu weit ausgesponnen). Doch von Eitelkeit, von einem Ueberschätzen seiner Kräfte, von einem Abirren zu verderblichen Plänen wird er nicht freizusprechen sein. Bei seinen Rogationen war nach Livius der Hauptzweck, dafs der Senat die Gerichte zurückerhielte; nach Appian, dafs die Bundesgenossen das Bürgerrecht bekämen. Hr. Kiene thut dagegen dar, wie die Theilung der Gerichte zwischen Senat und Ritterstand, die Ausführung von Colonieen, die Ertheilung des Bürgerrechts an die Italer sich als Glieder zu dem Ganzen jenes Planes verhalten, den Staat aus der drohenden Zerrissenheit zu gediegener, kräftiger Einheit zurückzuführen. Auf die Gerichte bezogen sich zwei Gesetze, eins, welches eine quaestio anordnete, si quis ob rem judicatam pecuniam cepisset, eins, ut aequa parte judicia penes senatum et equestrem ordinem essent. Diese beiden Gesetze können nicht so neben einander bestanden haben; sollte das erste die Ritter schrecken, als sie dem zweiten hartnäckig widerstrebten? Was dieses letztere betrifft, so fafst es Appian so, dafs zu dem auf 300 Mitglieder herabgekommenen Senate 300 Ritter (ἀριστίνδην) sollten gewählt, und von diesem verdoppelten Senate die Gerichte besetzt werden. Hierdurch wäre der zweite Stand wesentlich mit dem ersten verschmolzen, und ein sehr wichtiges Moment in den inneren Bewegungen Roms beseitigt worden; der Kampf zwischen Optimaten und Popularen wurde jetzt ganz in den Senat verlegt; die einsichtsvollsten Männer der Optimatie billigten diese Pläne und unterstützten sie; die Popularen einerseits, welche jetzt über den Ritterstand ganz geboten, der sich später würde zwischen beide Factionen getheilt haben, und die kurzsichtigsten Eiferer der Optimatie andererseits, welche das kurze Opfer einer Theilung ihrer Macht nicht zu bringen vermochten, widersetzten sich mit aller Erbitterung, und der Mann, der die Parteien hatte vermitteln wollen, die er nicht beherrschen konnte, fiel, und sein Tod rief theils den marsischen Krieg hervor, theils das Varische Gesetz de majestate, welches die Häupter der Partei der Optimaten in die Verbannung trieb. Dies ist die Erzählung Appians, der sehr guten und zuverlässigen Quellen gefolgt ist, und um so mehr Glauben verdient, je weniger er selbst ahnt, dafs er in seinen Bürgerkriegen die Schriften erklärter Optimaten mit denen eben so entschiedener Popularen zu einer Einheit verbunden hat. Hr. Kiene hat ohne Grund (S. 163. 164) die Erzählung des Appian verworfen.

Wir stehen jetzt an der Schwelle des italischen Krieges; die lex Varia ist eine Kriegserklärung an die bisherigen Verbündeten; die sich dem Drusus eidlich verpflichtet hatten, die sich des Consuls Philippus auf dem Albanerberge entledigen wollten. Woher dieser Hafs der Popularen gegen die socii? woher die Neigung der Optimaten, sie in das Bürgerrecht aufzunehmen? woher hernach, als sie Bürger geworden sind, der Anschlufs der Neubürger an die Popularen, ihre alten Feinde? Diese Fragen hat sich unser Buch nicht vorgelegt, welche aus tiefen politischen Studien heraus, aus einer Parallele zwischen einer Reihe aristokratischer Staaten, hätten beantwortet werden müssen. Es sind Fragen, ohne deren Erledigung die Parteischwankungen in diesen wenigen Jahren unverständlich sind, und die Geschichte ein unverständiger Zufall. Auch in die Bewegungen Italiens mufste näher eingegangen werden. Die Italer stehen nicht im gleichen Verhältnisse zu Rom; die sabellischen Stämme bilden den Mittelpunct des Kriegs; Etrusker und Umbrer greifen spät zu den Waffen, und legen sie am frühesten nieder. Warum? Die Etrusker hatten ihre besonderen, günstigeren Verträge, Verträge, welche ihnen das Bündnifs mit Rom weniger drückend, das Bewufstsein des Rechtes weniger lebendig machten. Es waren daher etruscische Städte, an welche sich der grofse Scipio wandte, als der Senat ihm die Mittel versagte, den Hannibal in Afrika zu bekriegen. Die Feindschaft der Cameoter gegen Drusus leite ich aus dem Wohlwollen gegen Marius her, der so vielen der Ihrigen nach der Beendigung des grofsen gallisch-germanischen Krieges das Bürgerrecht gegeben hatte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Dr. Kiene, der römische Bundesgenossenkrieg.

(Schluſs.)

Aber in den italischen Städten selbst war Parteiung; es gab auch hier eine Partei von Optimaten, die treu zu Rom hielt, während die Popularen die Städte in den Krieg trieben. Jene Optimaten sind die heimlichen Alliirten Roms im feindlichen Lager; sie sind es, welche man sich durch Geisseln sichert; sie werden in den Städten, wenn diese in die Gewalt der Italer fallen, gemordet, mit den Gemeinen verstärken sie die eigenen Heere. Ich bemerke, daſs die Verhältnisse überhaupt nicht so einfach sind, daſs stets eine Menge Factoren bei Ereignissen dieser Art zusammenwirkt, daſs wir bei genauerer Beobachtung immer eine Vielheit von Fäden bemerken werden, welche in einen Knoten zusammenlaufen. Dies ist meines Bedünkens die schwächste Seite von dem Werke Hrn. Kiene's: es combinirt mehr abstract und auf der Oberfläche, statt den Lebensfäden nachzugehen, welche in die Tiefe führen; es hat einen gröſseren Glanz von Scharfsinn als Tiefe der Beobachtung; es knüpft Verbindungen zwischen Ereignissen künstlich, ohne die zu bemerken, welche wirklich da sind. Was nun den Krieg selber betrifft, so scheidet Hr. Kiene richtig den Krieg im mittleren Italien und den im südlichen. Er kann es aber selbst nicht leugnen, daſs diese Scheidung von den Ereignissen selbst nicht immer inne gehalten werden konnte, daſs wohl ein Feldherr in Picenum, dann in Apulien, dann wieder bei Asculum streitet. An einzelnen Zügen fehlt es nicht; ein Plan ist schwer herauszuerkennen. Doch hätte namentlich Sisenna, auch in diesen Trümmern höchst werthvoll, mehr benutzt werden können, sowohl zu lebendigen, ergreifenden Schilderungen, wie in Hinsicht der Aufeinanderfolge der Begebenheiten, wie denn, daſs ich nur eines erwähne, der Bundestag der Italer von Corfinium nach *Aesernia* verlegt wird, dann als diese so theuer erkaufte Stadt fällt, weiter nach *Bovianum*. Ich hätte es auch gern gesehen, wenn deutlicher hervorträte, daſs Rom den Krieg wirklich bis ans Ende durchgekämpft hat, damit endlich das Reden aufhört, als sei der Krieg eigentlich um des Eigensinnes der Römer willen geführt, die am Ende doch die gerechten Forderungen der Bundesgenossen hätten bewilligen müssen. Ueber diese Ertheilung des Bürgerrechts habe ich noch ein Paar Worte zu sagen.

Der wichtigste Punct ist hier zunächst, daſs das Verhältniſs der lex Julia zu der Plautia Papiria bestimmt werde. Wenn nämlich die lex Julia sich allein bezogen hat auf die treu gebliebenen Bundesgenossen, so liegt es allerdings sehr nahe, anzunehmen, daſs die lex Plautia Papiria die Bestimmung gehabt habe, auch den übrigen Staaten, den im Kriege begriffenen, dieselbe Wohlthat zu gewähren. Indeſs ist zu vermuthen, daſs diese Beschränkung auf jene Klasse von socii nicht in der lex selbst gelegen habe, sondern dieselbe ohne Weiteres auf jeden italischen Staat angewendet werden konnte, welcher von ihr Gebrauch machen wollte. Cicero sagt ohne jene Einschränkung, ipsa denique Julia lex, qua lege civitas est sociis et Latinis data; qui fundi populi Romani facti non essent, civitatem non haberent, und erwähnt des groſsen Streites in Heraklea und Neapel, wo ein groſser Theil der Bürger die Freiheit ihres foedus der Civität vorgezogen habe (p. Balb. 8, 21). Eben so äuſsert sich Gellius: civitas universo Latio lege Julia data est. Es wurde also bestimmt, daſs die Städte selbst sich entscheiden möchten, ob sie fundus des römischen Volks werden wollten oder nicht; in jenem Fall sollten sie in die Civität aufgenommen werden. Hiermit war auch den Abgefallenen die Möglichkeit einer Rückkehr offen gehalten, und es bedurfte für sie späterhin keines neuen Gesetzes. Da nun aber immer der Fall möglich blieb, daſs eine Stadt als Stadt das Gesetz von sich wies, so

Digitized by Google

gab die lex Plautia Papiria denen, welche in einer solchen Stadt lebten, als Einzelnen den gleichen Zutritt zum römischen Bürgerrechte, wer nämlich zur Zeit, wo dies Gesetz gegeben wurde, als Bürger in einer föderirten Stadt eingeschrieben ist, in Italien ein Domicil hat, und sich binnen 60 Tagen bei dem Prätor meldet. Dies Gesetz war allerdings geeignet, die italischen Staaten zu rascherer Annahme des julischen Gesetzes zu bewegen, indem es die Reihen ihrer Bürger lichtete. Wenn aber Hr. Kiene diesem noch eine weitere Ausdehnung giebt, es hätten dadurch aus den italischen Heeren Streiter in die Reihen der Römer hinübergelockt werden sollen, und darum sei die Meldung bei den Prätoren, welche damals den Krieg führten, nicht bei den Censoren angeordnet gewesen, so ist 1) nirgends davon die Rede, dafs diese Neubürger hätten die römischen Heere completiren sollen, 2) der Hauptkrieg war am Ende des Jahrs 89 so gut wie beendet, und eine Maafsregel der Art also mindestens sehr überflüfsig, 3) dies Verfahren ist überhaupt nicht im Sinn und Geist der Römer, und 4) die Einschränkung der Berechtigung auf 60 Tage eine den Zweck störende. Was nun aber die Meldung beim Prätor anbetrifft, so will ich darüber keine Vermuthung machen; aber jedenfalls ist der Ausdruck sehr unklar. So wie das Gesetz dasteht, soll die Meldung geschehen, apud praetorem; das heifst nicht „bei einem der Prätoren"; es wird also in dem Gesetze selbst, wie es sich auch von selbst versteht, dieser Prätor näher bezeichnet sein. Damit steht nun die Rede pro Archia c. 4. in hellem Widerspruch. Das ganze Collegium (!) der Prätoren hat diese Meldungen angenommen, d. h. jeder einzeln, obwohl hernach nur die Listen von dreien unter ihnen genannt werden, von Appius (blofs mit dem Vornamen genannt), von Gabinius, von Metellus u. s. w. Diese ganze Stelle der Rede pro Archia ist von Widersprüchen angefüllt, die ich nicht weiter verfolgen will. So viel ergiebt sich, dafs man die lex Plautia Papiria durchaus scheiden mufs von der Anwendung, welche der Verfasser dieser Rede von ihr gemacht hat. Die letztere ist, nebst vielen anderen Puncten, der Beweis, dafs die Rede, wie schwer es auch den Philologen wird, sich von ihr loszumachen, nichts ist als eine Arbeit der Schule, nach dem Vorbilde tullianischer Beredsamkeit unternommen, aber ohne Schärfe des Gedankens, ohne Einheit in die geschichtlichen Verhältnisse, ohne den sichern Takt für das Passende, der alle Reden Cicero's charakterisirt. Ich mufs mich hier, indem ich der Rede ihre Auctorität entziehe, auf eigene Untersuchungen berufen, die ich nicht veröffentlicht habe, weil die gründlich begonnenen Erörterungen *Büchner's* und das geistreiche Urtheil *Stahr's* über dieselben nicht genügt haben, das alte Vorurtheil zu Gunsten derselben zu erschüttern. Wenn nun bei Livius 80 steht: Italicis populis a senatu civitas data est, so wird jeder sehen, dafs der Senat nicht befugt ist, die Civität zu ertheilen, dafs er aber, nachdem das julische Gesetz die allgemeine Bestimmung gegeben hat, nun natürlich die Behörde bildet, welche mit den einzelnen Staaten, die fundus des römischen Volkes werden wollen, darüber die Verhandlungen führt. — Haben nun diese Neubürger von Anbeginn das Stimmrecht geübt, und in welcher Form? Appian erzählt, der Senat habe den in der Bundesgenossenschaft verbleibenden Italioten das Bürgerrecht zuerkannt (d. h. der Senat hat die Sache betrieben, das Volk den Beschlufs gefafst). Ῥωμαῖοι μὲν δὴ τούςδε τοὺς νεοπολίτας οὐκ ἐς τὰς πέντε καὶ τριάκοντα φυλάς, αἳ τότε ἦσαν αὐτοῖς, κατέλεξαν (es wird auch der Grund angegeben: die Neubürger hätten sonst das Uebergewicht in ihnen gehabt), ἀλλὰ δεκατεύοντες ἀπέφηναν ἑτέρας, ἐν αἷς ἐχειροτόνουν ἑτέρας. Dies ist das positivste Zeugnifs, welches zu denken ist; es heifst, alle historische Kritik höhnen, wenn man annimmt, Appian habe hier eine Verwechselung begangen mit den Anträgen des Drusus, von denen wir eben nichts wissen (S. 219). Gegen dies directe Zeugnifs steht nur Vell. II, 20. itaque quum ita civitas Italiae data esset, ut in octo tribus contribuerentur novi cives — Cinna in omnibus tribubus eos se distributurum pollicitus est. *Kritz* meint, der blofse Ausdruck contribuere nöthige dazu, an die Errichtung von 8 *neuen* Tribus zu denken; diese Nöthigung kann ich nicht zugeben, da das con gegenüber dem dis nur den Begriff des Zusammendrängens kann gehabt haben; aber, frage ich, wenn durch die Aufnahme der Neubürger unter die 35 Tribus die alten Bürger in Nachtheil zu kommen schienen, mufsten da nicht jetzt die alten Bürger in den 8 Tribus vollständig erdrückt werden? Aber wir haben noch bestimmtere Zeugnisse. Sisenna (3) erzählt: L. Calpurnius Piso ex Senati Consulto duas novas tribus offenbar nicht rogavit, sondern constituit, er bildet 2 neue Tribus. Wann? Un-

Digitized by Google

mittelbar nach der lex Julia. Hat nun Piso aus den etruscischen und umbrischen Neubürgern 2 neue Tribus gebildet, sind die andern dann in 8 Tribus vertheilt, so ist hiermit das δεκατεύειν bei Appian mit den 8 Tribus des Vellejus vereinigt. Ja, sagt Hr. Kiene, jene 2 neuen Tribus sind zwar beschlossen, aber hernach hintertrieben worden. So werden die sichersten Zeugnisse annullirt. Mit jenen zwei neuen Tribus, die Piso nach einem Senatsbeschluſs einrichtete, setzt Hr. Kiene eine lex Calpurnia in Verbindung, nach welcher Jemand Soldaten virtutis ergo mit dem Bürgerrechte belohnt. Diese Combination ist vollständig unwahr; das S. C. hat mit dieser lex nichts gemein, auſser die Identität der Person. Daſs ich es kurz heraus sage, die lex Calpurnia bezieht sich nicht auf die Ertheilung des Bürgerrechts an verdiente socii, diese hatten oder bekamen das Bürgerrecht auf anderem Wege, sondern auf die Belohnung von Provinzialen, welche ja ebenfalls in groſser Menge sich bei den römischen Heeren befanden. Wir wissen von Numidiern, Galliern und andern auxiliares, die hier im Felde gestanden haben. Hierher gehört denn auch die unendlich corrumpirte Stelle Cic. p. Balb. c. 22. Quid? Cn. Pompejus pater, rebus Italico bello maximis gestis, P. Caesium, equitem Romanum, qui vivit, Ravennatem, foederato ex populo, nonne civitate donavit? Die beiden cohortes Camertium gehören nicht hierher, wo nur Orte genannt werden, die nicht zu den italischen Bundesgenossen gehören; Garatoni hat diese Worte längst für unächt gehalten; ich will aber Hrn. Kiene noch die Stelle nachweisen, aus der es genommen ist. Plut. Mar. 28 erzählt: Καμερίνων ἄνδρας ὁμοῦ χιλίους (das werden 2 Cohorten gewesen sein) διαπρεπῶς ἀγωνισαμένους ἐν τῷ πολέμῳ, δωρησάμενος πολιτείᾳ, und dies war damals als ein παράσημον verschrieen worden. Es steht also fest, daſs die neuen Bürger gleich ihre Tribus, gleich ihr suffragium erhalten haben. Dagegen besagt ein Ausdruck, wie der in der Epitome 84 „novis civibus Senatus Consulto suffragium datum est," nichts. Die Epitome ist für die Chronologie sehr wichtig; an die Ausdrücke selbst aber ist keine Ansicht zu knüpfen, namentlich wenn diese anderen wohlbegründeten Ueberlieferungen widerspricht.

Der Bundesgenossenkrieg ist beendet, aber die Ruhe weder in Rom noch in Italien damit wiederhergestellt, der italische Krieg wird zum Bürgerkriege. Hr. Kiene hat diese Verhältnisse mit in seine Geschichte des Bundesgenossenkrieges hineingezogen, ohne jedoch hier, wo ein anderer Stoff vorlag, die Darstellung über die Untersuchung hervorragen zu lassen. Er prüft zunächst die Nachrichten, welche wir über Marius und Sulla, die Repräsentanten der entgegengesetzten Factionen, finden, und überzeugt sich, durch Parallele mit Sallust besonders, daſs Plutarch in dem, was er von Marius meldet, eine sehr verdächtige Quelle, die Memoiren des Sulla, benutzt habe. Sei es, so ist auch Sallust der Historiker einer Partei; die Anschauung aber, welche das Leben des Marius gewährt, in Plutarch als eine solche anzuerkennen, welche aus einer lebendigen, einheitlichen und wahrhaften Auffassung hergeflossen sei. Eine unparteiische Geschichte, wie sie Thucydides darbietet, ist hier unbedingt nicht zu erwarten. Hr. Kiene sucht nun mit groſser Schärfe die Parteien zu bestimmen, welche den Staat zerreiſsen; es ist ihm hierbei besonders hinderlich gewesen, daſs er den Senat nicht in die beiden Hauptfactionen, Optimaten und Popularen, scheidet, sondern statt dessen Senat und Ritter sich gegenüberstellt, obwohl der Name Popularen uns in den Reden des Cicero entgegenkommt. Es sind die Tory's und Whig's der römischen Republik, die sich wohl zu vereinen wissen, wie ächte Aristokraten, wenn radicale Tribunen einmal aus den Reden der Popularen Ernst machen wollen. Es ist daher nicht recht, statt dessen von Aristokraten und Demokraten zu reden, ein Gegensatz, der Rom eigentlich fremd ist; denn der die Demokratie begründet hat, Cäsar, hat zugleich die Gewalt in die Hand Eines Mannes gebracht. Sehr richtig nun bemerkt der Hr. Verf., daſs in diesen Factionen Färbungen und Schattirungen sind. Es fehlt nicht an einer charakterlosen Mitte, die dem stärkeren Impuls sich hingiebt; es fehlt auch nicht an edeln und begabten Naturen, welche die Gegensätze in lebendiger Einheit aufzuheben trachten. Aber mit Unrecht hat Hr. Kiene dem Cn. Pompejus, dem Vater des Magnus, die Rolle zuertheilt, von dem Standpuncte einer gemäſsigten Optimatie aus eine neue Gestaltung des Reichs versucht zu haben. Sehen wir, aus wie geringen Anfängen Hr. Kiene die wichtigsten Folgerungen hergeleitet hat. Bekanntlich erzählt Cicero von einer Unterredung zwischen Pompejus (89) und einem der ersten Führer der Bundesgenossen, ähnlich

Digitized by Google

der, welche im Jahre zuvor bei Marius erwähnt ist. Hieraus schliefst der Hr. Verf. auf einen tiefdurchdachten Plan des Pompejus, durch den er selbst die Bundesgenossen des mittleren Italiens zur Ruhe geführt habe, und den im nächsten Jahre Sulpicius als Tribun habe durchführen sollen; wir wissen nämlich auch, dafs Sulpicius unter Pompejus gedient hatte. Bei unserer Auffassung von der lex Julia und der Einbürgerung der Bundesgenossen bedürfen wir eines solchen vermittelnden Versuches gar nicht, und der Einflufs, den Cn. Pompejus ausgeübt haben mag, ist, *wenn* er ihn wirklich ausgeübt hat, zu suchen in der persönlichen Beziehung des Consuls zu den Gegenden, in denen er Krieg führte, Gegenden, die von je dem Geschlechte des Pompejus nahe gestanden hatten. Die allgemeine Ueberlieferung des Alterthums über den Charakter des Cn. Pompejus ist eine völlig entgegengesetzte, und läfst uns eher einen Mann voll Selbstsucht vermuthen, der zu jeder Partei, die ihm Befriedigung seiner Leidenschaften geboten, sich würde gehalten haben, als einen tiefdenkenden Staatsmann. Dies ist demnach eine aus der Luft gegriffene Phantasie; schlimmer aber ist es, dafs der Hr. Verf. an die eine andere Phantasieen knüpft. Sulpicius hat ursprünglich des Cn. Pompejus Plane realisiren wollen, und ist, durch den Widerstand seiner Standes- und Geistesgenossen, dann zu der Stellung des radicalsten Demokraten hinübergetrieben worden. Gewifs ist freilich, dafs die Optimatie glaubte ihn zu den Ihrigen zählen zu können, dafs er, von der Natur mit den seltensten Anlagen und einer vorzüglichen Macht auf die Gemüther ausgestattet, dem Crassus nachstrebte, dessen Anmuth ihm freilich fehlte, dafs er mit der Anklage des C. Norbanus seine politische Laufbahn begonnen hatte. Zuerst widersetzte er sich der Amtsbewerbung des C. Julius Cäsar Strabo, der Consul werden wollte, ohne Prätor gewesen zu sein. Dies mufs in den ersten Tagen seines Tribunates geschehen sein. Dann widersetzte er sich der Rückberufung der exsules, quibus caussam dicere non licuisset; späterhin hat er gerade diese Rückberufung beim Volke beantragt, indem er sie nicht mehr exsules, sondern vi ejectos nannte. Wer diese exsules waren? Hr. Kiene sagt: Optimaten, die lege Varia de majestate angeklagt waren. Warum aber hätte er, der Optimat, sich ihrer Rückkehr widersetzen sollen? Nun ist aber gewifs, dafs im ersten Jahre des Krieges gleich 90 die Optimatie wieder das Uebergewicht erlangte; in diesem Sinne ist die lex Julia gegeben; in diesem Sinne sind die beiden Consuln für das nächste Jahr (89) gewählt worden, und Marius von dem Kriege zurückgetreten; jetzt ist auch der ehemalige Tribun Varius nach seinem eignen Gesetze verurtheilt worden; hiermit setze man in Verbindung die lex Plautia judiciaria (89), welche eine andere Besetzung der Gerichte, nach den Tribus, verordnete. Der Schrecken des Varischen Gesetzes wandte sich nun gegen die Popularen, und diese Popularen sind die exsules, deren Heimkehr Sulpicius erst hintertrieb, dann selber beantragte. Als Optimat that er das Erste, als Populare das Zweite. Einer jener verbannten Popularen war wohl jener Cn. Pomponius, Verwandter des Marius, und 87 Prätor, auf den die Corneliana bei Ascon. p. 79 deutet: memoria teneo, quum primum senatores cum equitibus Romanis lege Plautia judicarent, hominem dis ac nobilitati perinvisum *Cn. Pompeium* caussam lege Varia de majestate dixisse. Wann sollte Cn. Pompejus vor Gericht gestanden haben? Im Jahre 89, in dessen Anfang die lex Plautia fallen mufs, ist er Consul, und als ein Mann, der in officio populi ist, unangreifbar. Was aber nun die veränderte Politik des Sulpicius betrifft, die ihn zum entschiedensten und gewaltsamsten Popularen machte, so mögen persönliche Rücksichten ihn bestimmt haben, wie die Feindschaft gegen Q. Pompejus, den ehemaligen Freund. So viel ist jedoch klar. Die Optimaten haben den Italern das Bürgerrecht gegeben; die Popularen, um den Gegnern den Wind abzugewinnen, verheifsen ihnen jetzt das unbeschränkte Bürgerrecht, die Vertheilung in die alten Tribus; die Altbürger bilden jetzt den Rückhalt der Optimaten, die Popularen haben ihre Stütze in den ehemaligen Bundesgenossen. Cn. Pompejus erscheint in seiner Politik nur als unentschieden, selbstsüchtig, den Ausgang abwartend, Göttern und Menschen verhafst, Sulpicius als Apostat von den Grundsätzen, denen er bis dahin gehuldigt hatte. Wenn Sulpicius nun dem Q. Pompejus das Consulat entzieht, so lernen wir hier, dies sei deshalb geschehen, weil Q. Pompejus als starrer Optimat den Krieg zu neuer Wuth würde entflammt haben. Dagegen soll Cn. Pompejus absolut zu einem politisch ehrenwerthen Charakter erhoben werden. Auf den letzteren bezieht Hr. Kiene auch die Stelle aus Sall. Hist. II. nam Sullam Consulem de reditu ejus legem ferentem ex composito Trib. pl. C. Herennius prohibuerat. Man sieht nicht, was Sallust hätte bewegen können, so des Vaters des Magnus zu erwähnen. Ich denke die Sache so. Cn. Pompejus Magnus war in dem Jahre vor Sulla's letztem Consulate in Afrika Feldherr gewesen, und von da willkührlich zurückgekehrt. Damit dies Beispiel keine Nachahmer finde, so beantragte Sulla als Consul, vermuthlich gleich am 1. Januar ein Gesetz, welches sich auf diese Rückkehr bezog, also ein Privilegium. Es war aber mit einem Tribunen C. Herennius verabredet, dafs dieser ihm intercediren sollte, und so war der Form vollständig genügt. — Viele andere Punkte z. B. die Frage, ob Sulla bereits in seinem ersten Consulate jene vollständige Umbildung des Staats soll vorgenommen haben, übergehe ich hier, indem die gegebenen Erörterungen ausreichen werden, den Standpunct des Hrn. Verf.'s zu charakterisiren, und den Werth des Buches zu bezeichnen. Untersuchungen der Art haben, auch wenn man in den wesentlichsten Beziehungen sich ihnen gegenüberstellen müfste, immer das Verdienst, zu gründlicher Prüfung anzuregen, und zur Förderung der historischen Wissenschaft mitzuwirken.

Dr. Kampe, in Neu-Ruppin.

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

III.

Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. Von Dr. Wilh. Herrmann. Leipzig, 1842. *Breitkopf und Härtel. XI u.* 311 S.

Dafs die Aufgabe, welche der Hr. Verf. sich laut Titel der Schrift gesteckt hat, eine überaus wichtige, nach baldiger Lösung verlangende ist, wird kein Einsichtiger in Abrede stellen. Die Bewegungen der Gegenwart auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiete, wenn sie nicht bodenlos werden und ins Luftige sich verlieren sollen, verlangen gebieterisch die Orientirung in der Geschichte unserer Kirche; denn das „Wohin" kann nun einmal Keiner wissen, ohne das „Woher?" Und in solcher Arbeit darf sich die Theologie auch in einer Zeit nicht irre machen lassen, die so gewaltig zum Praktischen und zu den Verfassungsfragen hindrängt. Denn jene theologische Arbeit und diese praktische schliefsen sich so wenig aus, dafs nur aus dem Zusammenwirken der evangelischen Frömmigkeit und des praktischen Triebes einerseits, der theologischen Wissenschaft andrerseits ein Werk erstehen kann, das die chaotischen Kräfte der Gegenwart bewältigt, reinigt und einer Gestalt des deutschen kirchlichen Gemeinwesens dienstbar macht, die wenigstens dem besten und erleuchtetsten Kern des Volkes wahrhafte und dauernde Befriedigung gewährt. Erscheinungen der Gegenwart auf dem doctrinellen Gebiet, die vielleicht ein lautes Getöse machen und manches Herz mit Zaghaftigkeit erfüllen wollen, werden, in den Bildersaal der Geschichte eingetragen und mit früheren Erscheinungen verglichen, oft von selbst fast in ein theologisches Nichts zusammensinken, jedenfalls aber wird die Schätzung ihrer Bedeutung im Lichte der ganzen Geschichte betrachtet, auf ihr objectives und gerechtes Maafs zurückgeführt werden.

Um aber das Werk der Geschichtschreibung mit Erfolg zu vollbringen, werden zwei Forderungen unerläfslich sein. Erstens mufs Derjenige, der ein solches Werk unternimmt, des *historischen Stoffes* mächtig sein. Er mufs doch zum mindesten in den dogmatischen Werken der Kirche, deren Dogmatik er geschichtlich beschreiben will, heimisch sein; und zwar gehören hieher nicht blofs die eigentlichen dogmatischen Lehrbücher, sondern auch die namhaften Abhandlungen z. B. eines Calixt, Calov, Musäus, eines Hugo Grotius u. dgl. Ferner gehört dazu die Bekanntschaft mit den polemischen Werken der alten Zeit gegen die andern Confessionen, Secten u. dgl.; endlich mit dem Stande der übrigen Wissenschaften, besonders der Exegese A. u. N. T., der Ethik, der kirchlichen Geschichte. Aber zweitens kommt es darauf an, diesen umfangreichen Stoff zu sichten und denselben zu beherrschen. Dieses wird aber anders nicht befriedigend geschehen können, als wenn der Geschichtschreiber des inneren Pulses der ganzen geschichtlichen Bewegung, d. h. des protestantischen Principes mächtig geworden ist, so dafs man beides sagen kann, er habe das Princip ergriffen und das Princip leite ihn. Wer die Geschichte der protestantischen Dogmatik schreiben will, der thut, wenn er bewufst verfährt, schon damit factisch zu wissen, dafs er die protestantische Dogmatik in all ihren mannigfaltigen Formen als eine Einheit aufgefafst habe, also ein bestimmtes Princip ihr zuschreibe, das einerseits ihre mannichfaltigen Gestalten trägt und zusammenhält, andrerseits auch den Maafsstab zur Beurtheilung ihres Werthes, und zwar ihres protestantischen an die Hand giebt. Je mehr das ganze Verständnifs dieser Geschichte abhängt von der reinen Erfassung des Princips der evangelischen Kirche, sowohl seines bestimmten positiven Gehaltes, vermöge dessen es alles wirklich Heterogene von sich abstöfst, als seiner unendlichen Fruchtbarkeit

Digitized by Google

und Entwickelungsfähigkeit, desto mehr wird es vor Allem darauf ankommen, an dem Princip die klare und feste Norm zu haben: desto nöthiger aber auch, nicht blofs von den Bekenntnifsschriften unsrer Kirche, in welchen dasselbe niedergelegt ist, auszugehen und das Princip in diesen historisch aufzuweisen: sondern auch zur vollständigen historischen Begründung, dafs dieses und nichts Anderes das reformatorische Princip sei, zurückzugehen auf eine einleitende Betrachtung der Genesis desselben in Jahrhunderten vor der Reformation, in welchen sich seine Elemente der Reihe nach hervorbilden und zusammenschliefsen, bis es in seiner ganzen Fülle, gereift und gereinigt in der Reformationszeit hervorbricht und eine eigne Kirchengemeinschaft stiftet.

Blicken wir nun auf die vorliegende Schrift, so können wir nicht umhin, im Ganzen nur ein ungünstiges Urtheil über sie zu fällen. Wir verkennen nicht eine jugendliche Frische, eine lebendige Receptivität für mannigfaltige Bildungselemente der Zeit, einen gewissen Schwung der Gesinnung, der nur manchmal einem falschen Pathos sich nähert, ja in Bildern und Schildereien ins Geschmacklose übergeht. Aber wir müssen leider sagen, dafs der Hr. Verf. viel zu frühe mit seinem Werk hervorgetreten ist. Von jenen beiden Grundbedingungen, der gebührenden Uebersicht über den Stoff, und der begründeten und bewährten Einsicht in das Princip der historischen Bewegung hat er keine von beiden erfüllt und uns so ein sehr unreifes, auch im schlimmen Sinne jugendliches Werk gegeben.

Dafs seine Quellenforschung noch völlig ungenügend ist, zeigt sich schon darin, dafs er die Zeit vor Ernesti überaus kärglich auf 67 Seiten und so behandelt, dafs wir fast nichts über den materiellen Gehalt der Werke (deren Titel zwar in grofser Zahl, aber doch, besonders was die reformirte Kirche anlangt, noch sehr unvollständig angegeben sind) erfahren, sondern dafs die ältern dogmatischen Werke nur mit allgemeinen, Jedem geläufigen Schlagworten *formeller* Art abgefertigt werden, z. B. mit Klagen über „das Abhängigmachen der Rechtgläubigkeit und Seligkeit von so oder so definirten Begriffen und gehaltlosen spitzfindigen Formeln," über „die haarscharfen Definitionen, Distinctionen und bis ins Kleinlichste gehenden Divisionen," über „den dichten kalten Harnisch von Terminologieen und Formeln," über „den eisernen Panzer mittelalterlicher Form, unter welchem jede anmuthige Linie der Bewegung dem betrachtenden Auge verhüllt war", über „die spitzfindige Scholastik, ihre Banden und ihre blindeifernde Polemik;" Klagen, die in ihrer ermüdenden Wiederkehr über den *Inhalt* dessen was diese Männer erarbeitet haben, nur gar nichts sagen, und dessen ganz vergessen zu haben scheinen, was der Historiker nie vergessen soll, dafs es weder darauf ankommt, die menschlichen Dinge zu beweinen noch zu belachen, sondern zu *verstehen*. Seine Notizen über die Hauptwerke der protestantischen Dogmatik erinnern lebhaft an die Art, wie die deutsche theologische Literatur häufig in englischen Review's oder Abhandlungen besprochen wird, der Hr. Verf. ist in Beziehung auf die ersten Jahrhunderte der protestantischen Dogmatik nicht viel mehr als ein dogmatischer Tourist.

Es wäre eine undankbare Mühe, die Liste der dogmatischen Werke der reformirten und lutherischen Kirche, die der Hr. Verf. giebt, zu berichtigen, oder zu ergänzen; wie Vieles selbst in seiner dürren Liste fehlt, davon hat er sich ohne Zweifel seit der Herausgabe seines Werkes selbst überzeugt durch Vergleichung der Werke von *Schweizer:* „die Glaubenslehre der evang. reformirten Kirche," und von *Schmid*, „die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche." Diese Werke werden auch ohne Zweifel den Hrn. Verfasser überzeugt haben, dafs es sich wohl lohne, auf den *Inhalt* der alten Dogmatik einzugehen. Das Werk von *Schweizer* insbesondere kann recht schlagend zeigen, mit welchem Recht er S. 18. 19 die vornehmliche Abweichung der reformirten Lehre von der lutherischen auf die Lehren von der Prädestination und dem heiligen Abendmahl beschränkt, und sich der Aufgabe überhoben habe, für die Differenzen beider Kirchen das Princip zu suchen, und sie in ihrer weitgreifenden Bedeutung so zu würdigen, dafs diese Differenzen zugleich als ein Factor oder Hebel in der geschichtlichen Bewegung der zwei getrennten und doch naturgemäfs auch wieder zusammenstrebenden Schwesterkirchen erscheinen. Statt dessen bekommen wir von der reformirten Kirche immer nur Anhangsweise etwas Weniges zu hören, mit Ausnahme der deistischen Zeit. Eben so wenig bekommen die *Secten*,

Digitized by Google

die Mennoniten und Baptisten, die Socinianer, die Quäker, die Herrnhuter und Swedenborgianer in dieser Geschichte ihre integrirende Stelle. Sie werden theils gar nicht geschildert, theils nur anhangsweise und so, dafs sie als bewegende Kräfte in dem geschichtlichen Procefs nicht begriffen sind, ja auch ihr Auftreten nicht motivirt ist. Sie, wie die philosophischen Bewegungen von Cartesius an, die eines Breitern erzählt werden, sind so wenig in ihrem Zusammenhang mit dem Princip der evangelischen Kirche gewürdigt, dafs sie wie ein Deus ex machina hereingeschneit scheinen. Doch dieses führt auf das zweite der oben aufgestellten Forderungen. Der Hr. Vf. hat auch sie nicht befriedigt. Was das Princip der evangelischen Kirche sei, darüber wird gar keine Untersuchung angestellt, ja es wird nicht einmal angegeben, worin es bestehe; noch weniger wird mit Darstellung des kirchlichen Gemeinbewufstseins im Zeitalter der Reformation begonnen. Hr. D. H. fängt vielmehr mit Melanchthons locis theologicis an, und nachdem er darüber das Bekannteste gesagt, streift er an Dasjenige, was evangelisches Princip ist, an, aber weder dessen sich bewufst, dafs es das Princip ist, noch in seinem Werthe es erkennend. Was soll man dazu sagen, wenn eine Geschichte der evangelischen Dogmatik mit einer *Entschuldigung* glaubt beginnen zu müssen, dafs die Reformatoren an demjenigen festhalten, was gerade ihr Princip ist? Und doch thut das der vorliegende Versuch S. 14: „Es darf uns nicht irre machen an der Freisinnigkeit Melanchthons, wenn wir als Hauptcharakterzüge seines Werkes „das Gefühl von der Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft zur Erlangung des ewigen Heils" und den Glauben finden, „dafs das einzige Heil in der Aneignung des Verdienstes Christi besteht". „Denn diese Dogmen (ist „das Gefühl" und „der Glaube" ein Dogma?) waren ja die Grundzüge des Protestantismus bei seinem Erstehen und sind's noch lange geblieben. Wenn auch der jezzigen Theologie diese Züge nicht mehr recht zu Gesichte stehen wollen, so müssen wir doch bedenken, dafs jene Dogmen nothwendig aus den Kämpfen des protestantischen Geistes gegen die Mifsbräuche des Katholicismus hervorgehen mufsten." Kann man die Sache ungeschickter anfassen? Aus der *Opposition* soll den Reformatoren ihr Princip gekommen sein, während Logik und Geschichte die Sache dahin zurechtstellen müssen, dafs das positive Princip der Reformation, das mit der Schrift geeinigte Bewufstsein von der freien Gnade Gottes in Christo, deren der Glaube theilhaftig wird, die Reformatoren zum Kampfe gegen das katholische System antrieb und bewaffnete? Welche Stellung die *formale* Seite des evangelischen Princips einzunehmen berechtigt ist, welche es in der Reformationszeit und im spätern Verlauf einnimmt, ist dem Hrn. Vf. eben so wenig klar geworden, und doch ist ohne dieses weder ein Verständnifs der Geschichte, besonders des vorigen Jahrhunderts, noch eine Orientirung in der Gegenwart und ihren Kämpfen möglich. Wie fruchtbar wäre es gewesen, wenn der Verf. wenigstens das Unerlässliche gethan, und die Dialektik der zwei Seiten des protestantischen Princips, die verschiedenen Gestalten dieser Seiten und das verschiedene Verhältnifs derselben zu einander verfolgt und als den Kern der Geschichte unserer Dogmatik lichtvoll dargestellt hätte! Aber was das evang. Princip sei, das hatte sich dem Verfasser, da er diese Schrift schrieb, noch nicht festgestellt. Er wogt in Widersprüchen und Unklarheiten auf und ab. Einer Seits hat er in Form eines ahnungsreichen Gefühles eine Versöhnung seiner Gegensätze, und die ganze Schrift ist darauf angelegt, in Schleiermacher den Heros dieser Versöhnung zu feiern; andererseits spricht er im tiefen Widerspruch mit Schleiermacher über die Erlösungsbedürftigkeit und die freie Gnade Gottes in Christo so, wie wir oben vernommen haben, und auch später kehrt von Zeit zu Zeit Aehnliches wieder. Z. B. S. 65 hebt er als Segen der „zerstörenden Richtung" die Einsicht hervor, dafs das dem Menschen eingeborene Gottesbewufstsein vollkommen genügend sei zur Frömmigkeit; meint aber unmittelbar darauf, dafs eine vernünftige *Erlösungstheorie* mit dieser Einsicht und der Hervorhebung des Werthes der Subjectivität angebahnt sei. Schleiermachers hohe Bedeutung in der Geschichte der Theologie erkennt der Vf. in begeisterter Rede, besonders S. 191—202 an; er stellt Schl.'s Lehre von der absoluten Erlösungsbedürftigkeit des Menschen (der angeborenen Sündhaftigkeit oder Erbsünde) von Christi Person und Werk, so wie von der Wiedergeburt als der Mittheilung eines neuen göttlichen Lebensprincips klar und ohne allen Tadel

Digitized by Google

dar; ja, den ganzen Abschnitt über die historische Kritik der Glaubenslehre Schleiermachers richtet er so ein, dafs jedem Einwurfe die Antwort von Seiten anderer, Schleiermacher'n befreundeter Theologen als abschliefsende entgegengestellt wird. Um so mehr müssen die angedeuteten Unklarheiten und Widersprüche auffallen.

Täuscht sich Ref. nicht, so liegt die Ursache der gerügten Mängel darin, dafs der Hr. Vf. die Gegensätze innerhalb der evangelischen Kirche auf den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen zurückführt. Die Factoren, die er in der Geschichte gewahrt, sind: das *religiöse Gefühl* und die Vernunft als wissenschaftliches Denken. Beide gehören nämlich zusammen, und die Einigung beider ist nach ihm die Wahrheit; das zum wissenschaftlichen Bewufstsein gelangende religiöse Gefühl entspricht erst vollkommen dem Wesen des religiösen Geistes. Hiernach entwirft sich ihm folgendes Bild von der Geschichte unserer Dogmatik: Zuerst, im Zeitalter der Reformation, erscheint der religiöse Geist als lebendiger Glaube an die Erlösung in Form des unmittelbaren Bewufstseins. Dieses letztere strebt nach seiner wissenschaftlichen Rechtfertigung, aber neigt dabei allmählig hinüber auf die Seite des Erkennens, das jedoch nur erst äufserlich bleibt (Buch I, Abschn. 1.). In Calixt strebt der religiöse Geist zu einer freiern Form des Erkennens, wird aber überwältigt von der protestantischen Scholastik, die ihn und den lebendigen Glauben in die starre Formel einzwängt (Abschn. II.) Darauf kleidet sich der religiöse Geist in die Form eines aus innigem frommem Gefühle hervorgegangenen christlichen Lebens. — Nun war aber, wie das zweite Buch erzählt, inzwischen die Philosophie von Cartesius an grofs gewachsen, und mufste auf die Dogmatik in positiver und negativer Weise ihren Einflufs ausüben. Dies wird dann im dritten Buch dahin fortgeführt, dafs der Gegensatz zwischen Rationalismus und Supranaturalismus seit der Mitte des vorig. Jahrhunderts genetisch erklärt und der allmälige Sieg des erstern über den zweiten erzählt wird. Nachdem dann noch *Schott* und *Bretschneider* geschildert sind als solche, die zwischen jener Thesis und Antithesis die Versöhnung auf ungenügende Weise versucht haben, will das vierte Buch die wahre Synthesis schildern, d. i. die Versöhnung der Gegensätze durch deren Aufhebung in einem höheren Dritten. Diese Versöhnung durchläuft mehrere Stufen oder Versuche: *a)* der religiöse Geist in Form des zu allgemein religiösen Ideen sich erhebenden *sittlichen* Gefühls (Kant und Kantsche Theologen); *b)* der religiöse Geist als reinste Subjectivität, welche in ihrem Zenith, dem Sich-Einswissen mit der Gottheit angelangt, sich leise zum historischen Christenthume hinüberneigt (Fichte, Jacobi, Fries, de Wette). Der religiöse Geist beginnt seine Entwickelung als *Gottesgefühl* oder Ahnung und Glaube; *c)* der religiöse Geist als der in der Erscheinungswelt, am höchsten im Menschen sich schauende göttliche Geist, oder als die in der Objectivität sich suchende und findende Subjectivität (Schelling, Schleiermachers Reden über die Religion, Schwarz); *d)* der religiöse Geist als das zum wissenschaftlichen Bewufstsein strebende religiöse Gefühl, die höchste Selbständigkeit der eigenthümlich entwickelten Subjectivität, mit dem objectiven kirchlichen Gemeingeiste vereinend (Schleiermachers christlicher Glaube).

Hienach hätte die Geschichte der protestantischen Dogmatik die Aufgabe, die Vernunft und das religiöse Gefühl auszugleichen. Diese Bestimmung der Aufgabe ist aber eine viel zu weite: es mufs, da die verschiedenen Confessionen, ja Religionen, auf religiöses Gefühl Anspruch machen, darauf ankommen, was das christlich- und protestantisch-religiöse Gefühl ist, und davon ist auszugehn, indem sonst zwar vielleicht eine Dogmatik, aber nicht mehr eine protestantische übrig bleibt. Oder soll etwa das reine Denken wie die Dogmatik, so die Frömmigkeit schaffen, und protestantische Dogmatik dasjenige heifsen, was uns das reine Denken etwa als Denksystem aufstellt? Das wird nicht die Meinung des Hrn. Verf.'s sein. Aber dann hatte er auch nicht die Geschichte der Philosophie, so wie er thut, in die Geschichte der Dogmatik zu ziehn und z. B. Cartesius und Spinoza ausführlich zu behandeln. Es war vielmehr nur einleitungsweise von Philosophie und ihrer Geschichte zu sprechen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. Von Dr. Wilh. Herrmann.

(Schluſs.)

Hätte der Vf. sein Sujet selbst scharf ins Auge fassen wollen, so hätte er auf das, was die Basis der evang. Frömmigkeit ist, das Bewuſstsein der Erlösungsbedürftigkeit und der Erlösung durch Christus, zurückgehen müssen, kurz auf das materielle Princip der Reformation in seiner innigen und wesentlichen Zusammengehörigkeit mit dem formalen oder der h. Schrift, als durch welche im protestantischen Glaubensbewuſstsein die historische Seite gesichert ist, die zu der Integrität von jenem wesentlich gehört, indem in dem Glauben Historisches auch eine dogmatische und ewige Bedeutung bekommt. Erst innerhalb der durch das Princip unsrer Kirche gegebenen Umgrenzung kann von einer Geschichte der protestantischen Dogmatik die Rede sein. Der Gegensatz von Glauben und Wissen in seiner Unbestimmtheit und unendlichen Weite ist nichts der protest. Kirche Eigenthümliches, hat schon vor ihr stattgefunden und seine reiche Geschichte gehabt selbst vor dem Christenthum, wie neben ihm z. B. im Muhamedanismus und im neueren Judenthum. In die Geschichte der protestantischen Dogmatik spielt jener allgemeinere Gegensatz von Glauben und Wissen allerdings mächtig herein, aber er constituirt sie nicht; sie beginnt vielmehr nur mit dem Princip der protest. Kirche und hört da auf, wo jenes Princip nicht mehr zu entdecken ist. Die Versöhnung der Gegensätze, die unsre Zeit bewegen, kann daher auch nicht damit vollzogen sein, daſs überhaupt Glauben oder irgend ein religiöses Gefühl sich mit dem Wissen versöhnt, sondern erst damit, daſs der evangelisch-christliche Glaube, der zugleich Schriftglaube ist, mit dem Wissen versöhnt und von dem Zweifel erlöst ist. Wäre die Menschheit nicht schon so tief in ihr Innres hinein vom Christenthum erfaſst, könnte sie noch in unseren Tagen mit einem allgemein-religiösen Gefühl sich zufrieden geben, dann wären die Kämpfe dieser Zeit leicht, und die Zweifel nicht so peinigend; denn jenes ganz allgemeine unbestimmte religiöse Gefühl hat weder ein hohes Maaſs von Kraft der Befruchtung noch des Widerstandes in sich; mit ihm setzt sich daher das Denken, je oberflächlicher es ist, desto leichter zurecht, und nur reichere und tiefere Geister, so wie die einfachen, frommen Seelen bleiben dabei unbefriedigt. Aber weil das Christenthum der Menschheit es schon angethan hat, daſs sie von ihm, wie es an ihm selbst war und ist, nicht lassen kann, andererseits aber die noch nicht völlig von ihm fermentirte und hergestellte Vernunft sich noch vielfach abgestoſsen fühlt von demjenigen im Christenthume, durch welches die Vernunft der Menschheit als durch eine Schule oder ein Läuterungsfeuer weiter soll geführt werden, darum ist die Noth der Geister in dieser Zeit eine so groſse, darum sind die Kämpfe so hartnäckig und tiefgehend. Gerade weil (mit durch den Einfluſs des Christenthums) die Vernunft, zumal des deutschen Volkes, im Ganzen an Kraft gewonnen, auch im Allgemeinen wohl die Versöhnung zwischen dem religiösen Gefühle überhaupt und dem Wissen in so weit gewonnen hat, daſs die sich selbst miſsverstehende Spannung beider gegen einander nachläſst, indem vielmehr beide als wesentlich zusammengehörige Seiten des gesunden und vernünftigen Lebens erkannt sind, — sträubt sich die Sattheit des wissenschaftlichen wie des ethischen und religiösen Triebes gegen den fernern Fortschritt, den das Christenthum anmuthet, mit scheinbar mehr Recht und mit mehr Mitteln.

Möchte der Hr. Verf., dem wir Talent nicht absprechen wollen, und der besonders in der ausführlichen Darstellung Schleiermachers Fleiſs und Geschick gezeigt hat, inzwischen in Erkenntniſs des protestanti-

Digitized by Google

schen Princips so weit fortgeschritten sein, dafs er uns in einiger Zeit wenn auch noch nicht eine umgearbeitete und ausführlichere Geschichte der protestantischen Dogmatik, doch vorerst die Grundlage dazu in einer Darstellung der Genesis des protestantischen Princips und seiner Geschichte und Entfaltung im Reformationszeitalter gebe, und sich so dem eben erscheinenden viel versprechenden Werk von Dr. Schenkel anschliefse.

D. Dorner.

IV.

Griechische Sprachlehre für Schulen. Herausgegeben von K. W. Krüger. Erster Theil: über die gewöhnliche, vorzugsweise die attische Prosa. Berlin, 1842 *u.* 1843.

Auf keinem Gebiete der Litteratur hat sich in den letzten Jahren ein so reges Leben gezeigt, wie auf dem der grammatischen Forschungen, und sowohl die lateinische wie die griechische Sprache haben treffliche Leistungen aufzuweisen. Für die griechische Sprache erwachte dieser Eifer noch früher. Nachdem die fleifsigen Sammlungen des Materials eine relative Vollständigkeit erreicht zu haben schienen, da strebte man des gewonnenen Stoffes Herr zu werden, indem man Gleichartiges zusammenfafste, Ungleichartiges ausschied und das Besondere unter allgemeine Gesichtspuncte brachte. Vor Allen war es *Gottfried Hermann*, der zuerst eine rationale Grammatik begründete und in den Anmerkungen zum Viger, in den Ausgaben griechischer Dichter, so wie in vielen vortrefflichen grammatischen Monographieen vereinzelte Beobachtungen auf ihren Grund zurückzuführen bemüht war. Den Versuch, die Kantischen Kategorieen auf die Grammatik anzuwenden, machte er in seiner berühmten Schrift de emendanda ratione grammaticae graecae, die freilich dadurch, dafs ein bestimmtes philosophisches System in die Grammatik eingeführt wurde, auf keine längere Geltung, als jenes System selbst, Anspruch machen konnte. Unterdessen erwachte von Neuem das Studium der allgemeinen Sprachlehre fast gleichzeitig mit dem der vergleichenden Grammatik, von denen das erstere für die Umgestaltung der Syntax bald seine Bedeutung zu gewinnen suchte, während das letztere vorzugsweise für die wissenschaftliche Begründung der Formenlehre erst jetzt wichtig zu werden anfängt. Was nun zunächst die Syntax betrifft, so sind die Forschungen über allgemeine Sprachlehre noch so im Werden und Entstehen begriffen, dafs ihre Resultate noch vielfach angezweifelt und unsicher sind, und dem subjectiven Belieben zu viel Spielraum gelassen ist. Der bei weitem gröfseste Fehler dieser philosophischen Grammatiker, die den meisten Werth auf die Methode legen und denen es vor Allem darum zu thun ist, den grammatischen Stoff zu einem Systeme zusammenzustellen, ist der, dafs sie oft die grofsen Unterschiede der antiken und modernen Sprachen übersehen, so dafs oft gerade das Eigenthümliche einer Sprache, als nicht in die Consequenz des Systems passend, ganz ausgeschieden oder in Anmerkungen verbannt wird, oder wohl gar einen besonderen Abschnitt mit Idiotismen füllen mufs. Trotz dieser Mängel, die aus zu geringer Achtung des Positiven hervorgehen, haben doch die systematisirenden Grammatiker der alten Sprachen das unbestreitbare Verdienst, die Autorität der kalten Empirie erschüttert, und durch manche scharfsinnige Combination anregend gewirkt zu haben. Zu der Unvollkommenheit und Unsicherheit, an der die Forschungen der allgemeinen Sprachlehre noch leiden, kommt hinzu, dafs die Sammlungen des Materials bei weitem noch nicht als geschlossen betrachtet werden können, dafs sie im Gegentheil erst jetzt von Bedeutung werden, wo man anfängt, Stammidiome und Zeitepochen der Sprache streng zu scheiden. Die gegenwärtige Philologie strebt nach Begründung einer historischen Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache, und wir haben für beide bereits nicht zu verachtende Vorarbeiten. Diese Aufgabe, welcher die Kräfte des Einzelnen nicht gewachsen sind, wird erst dann vollständig gelöst werden, wenn wir Specialgrammatiken und Specialwörterbücher jedes einzelnen Schriftstellers haben. Haben wir für die griechische Sprache erst eine gründliche Grammatik der epischen Poesie, eine Grammatik der Sprache der Elegiker und Lyriker, der Tragiker, der attischen Prosa u. s. w., dann läfst sich die ganze Sprache construiren und die Grammatik wird das, was sie sein soll, Geschichte der Sprache. Auf solcher festen empirischen Basis werden sich sicherer Combinationen anstellen lassen, und eine solche historische Erkenntnifs des Entwicklungsganges der Sprache wird ihre Philosophie von selbst

Digitized by Google

in sich tragen. — Vor der Hand ist jeder Fortschritt, nach welcher Seite hin es auch sei, willkommen zu heifsen, und die Combinationen der Systematiker wie der gelehrte Fleifs der Sammler bringen dem Ziele näher. Nur entsteht bei den verschiedenen gegenwärtig sich durchkreuzenden Richtungen manche Verlegenheit für die Schulpraxis. Da die Grammatik als vorzüglichstes Moment in der Propädeutik des Geistes der Schule angehört und das grammatische Lehrbuch auch noch durch den besonderen Zweck, in das Verständnifs der alten Schriftsteller einzuführen, in die Reihe der Schulbücher tritt, ist jetzt bei der Masse der verschiedensten Lehrbücher gewifs schon für manchen Schulmann die Wahl schwierig geworden. Wenn auch die Verfasser grammatischer Lehrbücher in der Regel durch besondere kürzer gefafste Schulbücher die Bedürfnisse der Schulen besonders berücksichtigt haben, so sind diese von jenen doch nur durch die Beschränkung des Stoffes verschieden, während das einmal construirte System oder der vom Verfasser einmal eingenommene Standpunct beibehalten ist. Die Erfahrung nun, dafs namentlich in der griechischen Sprache für den grammatischen Unterricht die verschiedenartigsten Lehrbücher zu Grunde gelegt werden, während noch vor einigen Jahren fast durchgängig die *Buttmann*sche Grammatik eingeführt war, zeigt deutlich, dafs, seitdem *Buttmann* durch die höhern Anforderungen, die man an die Behandlung der Syntax machte, verdrängt ist, sich keine mit so entscheidender Autorität durchgesetzt hat, dafs sie auch nur die Mehrzahl der Schulmänner für sich eingenommen hätte. Es kommt dies aus der grofsen Divergenz der Ansichten, die gegenwärtig über die grammatische Methode herrscht, bei der es an dem rechten Einigungspuncte über das fehlt, was man von einer Schulgrammatik zu fordern habe.

Ein Ueberblick über die vorzüglichsten Leistungen in diesem Gebiete während der letzten Jahre wird zugleich zur Begründung des Urtheils dienen, welches wir uns über die *Krüger*sche Sprachlehre gebildet haben. Das Verdienst des gelehrten Fleifses in Sammlung eines möglichst vollständigen Materials gebührt *Matthiä*, der oft für die systematisirenden Grammatiker die secundäre Quelle geworden ist, während er aus der unmittelbaren Quelle, den Schriften der Alten selbst, schöpfte. Insofern er aber die sprachlichen Erscheinungen nur referirt, selbst ohne die nöthige Scheidung von Namen- und Zeitidiomen, ist sein Verfahren ein rein empirisches. *Buttmann* dagegen fand in allen Erscheinungsformen der Sprache lebendigen Zusammenhang und seine wenn auch sehr kurze Syntax enthält eine Menge guter und scharfsinniger Gedanken. In ähnlichem Sinne hat sich *Rost*, ein Schüler *F. A. Wolf's*, um die griechische Grammatik und um die Schulen verdient gemacht. Die gröfsere griechische Schulgrammatik von *Rost* hat bereits sechs Auflagen erlebt und ihr Verfasser ist unermüdlich bemüht gewesen, sie immer mehr zu vervollkommnen, wenn ihn auch der Vorwurf treffen mufs, dafs er sich gegen die verschiedenen in der Zeit auftauchenden grammatischen Richtungen nicht ganz selbstständig, sondern mehr eklektisch verhalten hat. Die Grammatik verdankt ihre Einführung vorzugsweise dem syntaktischen Theile, wenn gleich auch die Formenlehre mit erschöpfender Gründlichkeit und ziemlicher Uebersichtlichkeit behandelt ist. Vorzugsweise sind die schwierigeren Partieen der griechischen Structurlehre mit Benutzung der neusten Forschungen auf eine durchaus rationale Weise erörtert, die von crasser Empirie eben so weit entfernt ist, wie von philosophischen Theoremen. Die Anordnung ist die alte einfache und herkömmliche, indem die Syntax vom Leichteren zum Schwerern fortschreitend die Anwendung der Formen kennen lehrt, und wie dieselben unter sich und als Glieder eines Satzes untereinander verbunden werden. Einen ganz anderen Weg hat *Rost* neulich in seiner *Schulgrammatik* der griechischen Sprache (Göttingen, 1844.) eingeschlagen, die sich auf die Idee einer Parallelgrammatik gründet und ihr Verdienst vorzugsweise in systematischer Anordnung sucht. Was die Idee einer Parallelgrammatik betrifft, so mufs die Verwirklichung derselben für jetzt wenigstens als ungeeignet für die Schule erscheinen, da, wie bereits angedeutet, die Begründung einer allgemeinen Sprachlehre noch so im Werden ist, dafs was wissenschaftlich noch nicht erwiesen ist, der Schule als blofser Versuch nicht überwiesen werden kann, da ferner dadurch der Gründlichkeit der Erlernung jeder einzelnen Sprache Nachtheile erwüchsen, die keinesweges so gleichartig sind, dafs sich der gesammte Stoff unter angefertigten Rubriken gleichmäfsig vertheilen läfst, und da endlich die damit verbundene Idee, dieselbe auf den Unterricht in der

Digitized by Google

Muttersprache zu gründen und an ihr alle grammatischen Erscheinungen, die der Schüler in Rede und Schrift unbewufst richtig zu handhaben weifs, zum Bewufstsein zu bringen, allen bisherigen Erfahrungen so gradezu widerspricht, dafs zu fürchten wäre, dafs durch solche Methode eher Unlust als erhöheter Eifer für die Sprachstudien geweckt würde. Was die Anordnung der Syntax betrifft, so hat *Rost* der strengen Wissenschaftlichkeit die Fafslichkeit und Uebersichtlichkeit zum Opfer gebracht, indem seine Darstellung eine aus der Natur des Satzes entnommene Gliederung ist mit strenger Unterordnung der einzelnen Theile unter allgemeine Gesichtspunkte. Im Einzelnen aber leidet die Grammatik an demselben Fehler, wie alle von diesem Standpunkte aus abgefafsten, und wird auch deshalb nicht mit Erfolg in den Schulen benutzt werden können. Die Regeln sind nämlich zu breit und zu umfassend und oft in Ausdrücken, die für die Anwendung unfruchtbar sind und vom Schüler nur halb verstanden werden, abgefafst. Es kommt dies vorzüglich daher, dafs sie, um den Stoff in Uebersicht und Ordnung zu bringen, zu viel in sich aufnehmen müssen. Es ist aber grade ein Haupterfordernifs für eine Schulgrammatik, dafs sie ihre Regeln mit Kürze, Bestimmtheit und allgemeiner Fafslichkeit in dogmatisch-positiver Weise aufstellt. Daher kann die Regel eher etwas zu beschränkt sein, da die Uebung an Beispielen nachhelfen kann und die bestimmt und klar gefafste Regel leicht zu allgemeinerer Anwendung erweitert. — Zu den systematisirenden Grammatikern gehört auch *Kühner*, der als solcher vom Verbum ausgeht. Doch findet sich auch bei ihm so viel subjectives Belieben, dafs sich nicht immer ein festes Princip erkennen läfst. Es gilt dies vornehmlich von der Casuslehre. Aufserdem hat *Kühner* manches Eigenthümliche; so die Ansicht vom Optativ, dafs er der Conjunctiv der historischen Tempora sei, die als ein unbezweifelbares Resultat hingestellt ist, obwohl sich Erhebliches gegen dieselbe einwenden läfst und eingewendet ist. Im übrigen hat Kühner Einiges für die historische Begründung der Sprache gethan, insofern wenigstens die Beispiele historisch geordnet sind und hier und da Bemerkungen über den Sprachgebrauch je nach den verschiedenen Redegattungen und Dichtungsarten vorkommen. Doch fehlt es hier an einer ausreichenden stofflichen Grundlage, da Kühner mehr aus mittelbarer als aus unmittelbarer Quelle geschöpft hat und sich von den Herausgebern der griechischen Schriftsteller abhängiger gemacht hat, als von den Schriftstellern selbst.

Sowohl der Wissenschaft als der Schule gehört die *Griechische Sprachlehre von K. W. Krüger* an, und im Namen beider gebührt dem verdienstvollen Verf. derselben Dank und Anerkennung. *Krüger* gehört zu den vorzüglichsten Vertretern philologischer Gründlichkeit und hat einen längst berühmten Ruf als Kenner des attischen Sprachgebrauchs. Er hat sich vorzugsweise an den attischen Prosaikern gebildet und wie viel diesen davon wieder zu gute gekommen ist, davon zeugen seine trefflichen Arbeiten über *Xenophon*, *Thucydides*, *Demosthenes*. In der vorliegenden Sprachlehre hat *Krüger* eine Grammatik des attischen Dialektes geschaffen, mit der sich in Bezug auf extensiven und intensiven Gehalt keine der vorhandenen vergleichen kann. Der Standpunkt des Verf. ist hinlänglich bekannt; seine grammatische Richtung trifft mit der *Buttmann*schen am nächsten zusammen. Die Formenlehre ruht ganz auf *Buttmann*schem Grund und Boden, und darf alles Lob, welches jener in einer Reihe von Jahren zu Theil geworden ist, auch für sich in Anspruch nehmen; die Syntax dagegen hat, wie dies nöthig war, eine aufserordentliche Erweiterung erfahren. Es wird demnach gewifs nicht fehlen, dafs diese Grammatik allmälig dieselbe Verbreitung, wie die *Buttmann*sche, findet. *Buttmann* war durch einige Jahrzehende eine Auctorität, und Lehrende und Lernende sahen auf ihn als auf den magister grammaticae. Eine solche Autorität mufs aber das grammatische Lehrbuch für Schulen sein; der Verf. mufs einstehen können für jeden Satz, den er aufstellt, die Regel muss mit Bestimmtheit ausgesprochen sein und darf durch kein beigesetztes „vielleicht" „wohl" u. s. w. den Verdacht des Schwankens und der eignen Unsicherheit des Verf. erwecken. Krüger hat diesen unantastbaren festen Standpunkt eingenommen, und seine Grammatik wird nach Seiten des stofflichen Umfangs keiner bedeutenden Erweiterung mehr fähig sein, wenn sie gleich in Bezug auf Anordnung des Materials unter der gewifs stets bessernden Hand des Vrf.'s immer vollkommner werden kann und werden mufs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Griechische Sprachlehre für Schulen. Herausgegeben von K. W. Krüger.

(Fortsetzung.)

Was die Fassung der Regeln und Darstellung der grammatischen Erscheinungen betrifft, so ist die Klarheit, Bestimmtheit und populäre Wissenschaftlichkeit, durch welche Krüger wahrhaft ausgezeichnet ist, schon aus der deutschen Ausgabe der Xenophontischen Anabasis bekannt. Die Beispiele sind sehr zahlreich aus *Xenophon* und *Thucydides*, *Plato* und den *Rednern* gewählt, viele auch aus dem Dialoge der *Tragiker* und *Komiker*, mehr aus *Euripides* als aus *Sophokles*, viele aus *Aristophanes*, am reichlichsten aus den *Gnomikern*. Die ganze Sammlung ist eine durchaus *gnomische* und überall tritt die mit Liebe verfolgte Nebenrücksicht, einen *hellenischen Lebenskatechismus* zusammenzustellen, hervor. Wenn die Beispiele gehäuft erscheinen, dienen sie zur Erläuterung verschiedener Phasen der Regel, zuweilen auch um Unbegründetes zu widerlegen, doch immer nur mit stillschweigender Polemik. Für die Vertheilung des Stoffes nach den einzelnen Lehrstufen ist durch eine der Schule höchst wünschenswerthe Scheidung in *Curse* gesorgt. Die Hauptsätze und Hauptregeln sind mit Capitalschrift gedruckt. Alles was die Fassung der Regel erweitert und dadurch für die Einwirkung schwieriger gemacht hätte, ist in die Anmerkungen verwiesen und hier wieder das Wichtigere durch gesperrte Petitschrift hervorgehoben. Ganz Seltenes ist in Klammern eingeschlossen. Da der Verf. von dem ersten Cursus die Syntax mit Recht ausschliefst, so ist das Wichtigste über das *Pronomen*, das *Zahlwort*, die Bedeutung der *Zeiten* und *Modi* u. s. w. im etymologischen Theile kurz abgehandelt. Als eine der eigenthümlichsten Vorzüglichkeiten dieser Grammatik ist noch die passende und treffende Wahl kurzer *Stichwörter* und termini technici hervorzuheben, von denen viele ganz neu geschaffen, andere schon aus der *Anabasis* bekannt sind, aus der überhaupt vieles, namentlich in der Moduslehre, gradezu in derselben Fassung aufgenommen ist. Ref. wird nicht unterlassen, alle diese Vorzüge in einer ausführlicheren Besprechung der Syntax näher zu erweisen und zu begründen. Indess soll diese Anzeige kein blosser Penegyricus sein und Ref. erweist der *Krüger*schen Grammatik hoffentlich dadurch einen noch bessern Dienst, wenn er die Mängel, an denen sie ihm noch zu leiden scheint, offen darlegt und dadurch vielleicht den Verf. bewegt, hier und da noch der Anordnung und der Methode mit bessernder Hand nachzuhelfen. Wenn auch von *Krüger* kein wissenschaftliches System, über dessen Möglichkeit wir uns oben ausgesprochen haben, erwartet werden konnte, so ist doch Mangel an übersichtlicher Anordnung ein Tadel, der, wenn er begründet ist, einen Grammatiker von jedweder Richtung treffen mufs. Die Kr. Grammatik leidet in einigen Partien an diesem Mangel und vorzugsweise fehlt es der *Casus*lehre an consequenter Durchführung und Festhaltung eines Princips. Hier, so wie noch bei andern Capiteln, findet oft statt strenger Subsumtion blosse Nebeneinanderstellung statt, so dass oft, was zusammengehört, geschieden ist. Vorzugsweise gilt diefs von den sehr reichhaltigen Anmerkungen, die oft eben nur Animadversiones sind, indem selbst da, wo eine rationale Begründung leicht war, die sprachliche Erscheinung referirt wird. Daher mag es auch zu erklären sein, dafs minder Wichtiges oft zu ausführlich behandelt, während Wichtigeres zuweilen dürftig und sparsam bedacht ist. Erheblichere Bedenken aber lassen sich einwenden gegen die äufsere Scheidung in eine Grammatik der attischen Sprache und in die der Dialekte, vorzugsweise des ionischen und epischen. Von diesem letzten Theile ist nur das erste Heft, die Formenlehre enthaltend, bis

Digitized by Google

jetzt erschienen, das für die Schule ganz brauchbar ist, obgleich es, wie der Verf. selbst gesteht, über das Bedürfnifs der Schulen hinausgeht. Für die Formenlehre ist eine solche Scheidung noch eher zulässig, wenn schon auch hier allerlei Mifsstände eintreten, die nicht so leicht zu beseitigen sind. Warum aber der Vrf. die Syntax getrennt hat, läfst sich nicht so leicht absehen, und man mufs darauf gespannt sein, durch welche Behandlung *Krüger* die Nothwendigkeit dieser Trennung rechtfertigen wird. Er meint zwar, es solle *griechisch*, nicht *homerisch* gelernt werden, ein Ausländer, der das Deutsche lernen wolle, fange auch nicht mit dem Nibelungenliede an. Allein diese Vergleichung scheint nicht passend, da das Nibelungenlied für die deutsche Literatur nie von der Bedeutung gewesen ist, welche Homer für die griechische hat. Kein literarisches Denkmal aus der Vorzeit irgend eines Volks zeichnet sich so durch einen Reichthum ausgebildeter Structuren und künstlerische Vollendung der Darstellung aus, wie *Homer*, auf den das ganze folgende System der Syntax gegründet ist. Dadurch, dafs die homerischen Gedichte ein Hauptbildungsmittel des hellenischen Volkes wurden, basirte sich der ganze Sprachschatz der Nation auf Homer, und der spätere attische Dialekt und die attische Syntax gingen durchaus von der epischen Sprache aus. Von *Homer* also, der die reichste Fundgrube für alle Erscheinungen der Sprache ist, mufs die Grammatik ausgehen, oder wenigstens, damit der Atticismus in den Vordergrund trete, jedes syntaktische Verhältnifs auf ihn zurückführen. Durch diese Verbindung, bei der die Behandlung vereinfacht wird, genügt die Grammatik zugleich den Forderungen echter Wissenschaftlichkeit durch historische und genetische Methode. — Der zweite Theil der Syntax wird aber nicht blofs das Dialektische im engeren Sinne behandeln, sondern überhaupt die *poetische* Sprache der Griechen, welche die Dialekte auf das Mannigfachste ausgebeutet hat. Daher werden auch dort alle freiere und kühnere Structuren der Dichter, z. B. der Tragiker in den Chorgesängen und der schwungvollern Stellen des Trimeters, ihre Erörterung finden. Es liegt auf der Hand, dafs dadurch die Orientirung in der Grammatik erschwert wird und eine Masse Wiederholungen nöthig werden, da die allgemeinen Regeln für Poesie und Prosa gelten, und die Dichter dieselben nur auf freiere Weise gestalten.

Zunächst können wir uns freuen, dafs Krüger uns wenigstens eine Syntax der attischen Prosa geschaffen hat, der wir dieselbe Anerkennung wünschen, die die übrigen literarischen Arbeiten des berühmten Verf. verdienterweise gefunden haben.

Die *Krüger*sche Syntax zerfällt in einen *analytischen* und *synthetischen* Theil, von denen der erstere die Erscheinungen, welche die Flexionslehre äufserlich kennen gelehrt hat, ihrem innern Gehalte nach erörtert, der letztere die mannichfachen Verbindungsweisen, welche zwischen einzelnen Begriffen unter einander und in Satzverhältnissen eintreten, behandelt. Gegen diese Theilung läfst sich nichts einwenden; es ist die alte und herkömmliche, die ihren Vorzug in Fafslichkeit und Uebersichtlichkeit hat. Doch mufs in Bezug auf *Krüger* allerdings bemerkt werden, dafs er den Stoff nicht haushälterisch genug vertheilt hat und dafs auf diese Weise viele Wiederholungen entstanden sind. Es gilt diefs namentlich von dem Kapitel über die *Modi*, in dem Vieles aus der Satzlehre anticipirt ist, was bisweilen sogar am dritten Orte vorkommt, indem die Conjunctionen noch ein besonderes Capitel ausmachen. Bei der Satzlehre ist der grammatische Standpunkt der vorherrschend und fast allein geltende, während der rhetorische zu wenig bedacht ist. Doch kann dieser auch erst das rechte Licht aus historischer Betrachtung der Sprache empfangen, wie Bernhardy einen solchen Versuch zu machen angefangen hat. —

Die Eintheilung der beiden Theile ist folgende: I, 1. Vom *Nomen*. 2. Vom *Verbum*. II, 1. *Verbindung nominaler Begriffe*. 2. *Von den Sätzen*. 3. *Von den aklitischen Redetheilen*. In diesem letzten Abschnitte werden auch die *Präpositionen* abgehandelt, die jedenfalls zweckmäfsiger mit der Lehre von dem Casus verbunden gewesen wären, indem dadurch die Einsicht in beide gefördert wird. Auch für die Anordnung der Casus scheint die einfache und herkömmliche: Nom., Gen., Dat., Acc. die angemessenste zu sein, da sie dem Leben der Sprache entspricht, und es ist auffallend, warum grade *Krüger* durch Voranstellung des Accusativs vor den Genitiv von derselben abgewichen ist. In der Lehre vom Verbum vermifst man namentlich zu den Capiteln über die Genera und Modi kurze allgemeine Einleitungen, da das im etymologischen Theile Bemerkte nicht ganz ausreichend ist.

Digitized by Google

In den beiden ersten Paragraphen des ersten Abschnitts (§ 43. 44.) wird vom Genus und Numerus gehandelt. Gründlich und erschöpfend ist besonders die Substantivirung des adjectivischen Neutrums nachgewiesen; da die Erscheinung ohne Rücksicht auf die Bedeutung im Ganzen dieselbe ist, ist die Spaltung und Scheidung in zu viele einzelne Bemerkungen der Faſslichkeit und Uebersichtlichkeit nachtheilig geworden. § 45. *Nominativ und Vocativ.* Die No. 2. Anmerk. 2. und 3. befindliche Notiz über einen auſserhalb der Construction stehenden Nominativ kehrt mehr begründet beim Participium (§ 56, 9.) wieder, doch ohne strenge Scheidung, und ohne vollkommne Anerkennung der absoluten Natur des Nominativs, wie wir weiter unten zeigen werden.

Die Theorie des Verf.'s über die casus obliqui ist in dem ersten Satze des vom *Accusativ* handelnden § 46. und in den dazu gehörigen Anmerkungen ausgesprochen. Er läſst die Casus von räumlichen Beziehungen ausgehen, gesteht aber zu, daſs sie sich sehr früh nach allgemeinen Grundanschauungen ausgedehntere Sphären gebildet haben. Daſs die locale Bedeutung der Casus nur eine specielle ist und daſs der Versuch, alle übrigen daraus ableiten zu wollen, nicht ohne Künsteleien gemacht werden kann, haben scharfsinnige Bekämpfer der Localisten zur Genüge dargethan, und es ist hier nicht der Ort, diesen Streit zu wiederholen. Für Krüger ist indessen diese Theorie ohne Consequenz geblieben, ja er traut ihr so wenig, daſs grade seine Hauptsätze über die Casus, was sonst nie in seiner Grammatik vorkommt, eine schwankende Fassung bekommen haben. „Der Accusativ, so heiſst es p. 13, *scheint* ursprünglich ein Erstrecken im Raume und demnächst auch in der Zeit bezeichnet zu haben" und p. 24 „der Genitiv, *scheint es*, bezeichnet ursprünglich räumlich das Worin." Die übrigen Sätze über diese Casus stehen mit diesem Principe fast in keiner Beziehung, und daher fehlt es grade in diesem Theile der Grammatik am meisten an Ordnung und consequenter Durchführung. Uebrigens ist die p. 13 aufgestellte Behauptung, daſs der Genitiv das Befinden an einem Orte: *wo?* bezeichne, durchaus falsch. Die dafür angeführte Stelle aus Homer: Ἄργεος ἦεν Ἀχαϊκοῦ, Od. III, 251., ist auf den *prädicativen* Genitiv, über den Krüger § 47, 6. handelt, zurückzuführen. Daſs die locale Bedeutung des Genitivs das *Woher?* sei, beweisen Formen, wie οὐρανόθεν, vom Himmel her, welches eine alte Bildung des Genitivs selbst ist, wie das die Genitive ἐμέθεν, σέθεν u. s. w. ganz deutlich zeigen. Uebrigens umfaſst diese Bedeutung im regelmäſsigen Sprachgebrauch ein so mäſsiges Gebiet, daſs darauf die Theorie des Genitivus zu gründen ebenfalls verfehlt ist.

Beim *Accusativ* wird nun zunächst der Gebrauch desselben zur *Maaſsangabe* erwiesen. Zu den Anmerk. 2. aufgeführten Accusativen war noch hinzuzufügen τὰ ἄγχιστα aus Antiphon, und bei τὸ τελευταῖον anzudeuten, daſs es, wie τέλος gewöhnlich, auch ohne Artikel bisweilen stehen könne; ein Beispiel ist Plat. Rep. VII, 516. A. Den Accusativ bei eigenschaftlichen Begriffen nennt Krüger den Acc. des *Bezuges*. Noch glücklicher gewählt ist die Bezeichnung Acc. des *Inhaltes* für die Fälle, wo mit Verben aller Art ein stamm- oder sinnverwandter Acc. verbunden wird. Eine besondere Erscheinung desselben wird unter No. 6. aufgeführt, statt daſs dieselbe der vorigen Nummer untergeordnet sein sollte. Nachdem der Verf. darauf den *transitiven* Accusativ behandelt hat, geht er zu den Fällen über, wo ein *doppelter Accusativ* steht, ohne daſs sich Erhebliches gegen die Anordnung einwenden läſst. Dagegen muſs für ganz miſslungen erklärt werden der folgende (47.) Paragraph, der über den Genitiv handelt. Zuerst sei hier eine Uebersicht des daselbst behandelten Stoffes gegeben: 1) Grundbedeutung des Genitivs: nämlich das *Worin?* 2) bei Zeitbestimmungen, um den *Bereich* auszudrücken; 3) auch bei andern Objecten bezeichnet er, daſs etwas in die Sphäre seines Begriffs gehört; 4) der Genitivus absolutus wird auf dieselbe Art erklärt; 5) Genitiv bei Substantiven, und zwar zunächst *possessiv*; 6) der possessive Genitiv kann auch *prädicativ* stehen; 7) *subjectiver* und *objectiver* Genitiv; 8) Genitiv des *Stoffes*; 9) *partitiver* Gen. (bei Substantiven); 10) possessiver Genitiv bei substantivirten Adjectiven und Participien; 11) (possessiver) Genitiv bei den Begriffen des *Gedenkens* und *Vergessens*, des *Sorgens* und *Vernachläſsigens;* 12) possessiver Gen. bei den Begriffen des *Berührens* u. s. w.; 13) bei den entgegengesetzten Begriffen der *Sonderung* und *Entfernung*; 14) bei denen des *Zielens, Strebens, Erlangens* oder den entgegengesetzten; 15) bei denen des *Antheils* und *Genusses;* 16) bei denen des *Bedürfens* und der *Fülle;* 17) Gen.

Digitized by Google

des *Preises*; 18) *maafsbestimmender* Genitiv bei den Verben der *Superiorität* und *Inferiorität* (*comparativer* Genitiv); 19) bei den Verben des *Uebertreffens* und *Nachstehens*; 20) bei den Verben des Anführens und Herrschens; 21) Gen. der *Relation* bei den Verben der Gefühle; 22) eine Art des relativen Genitivs ist der Gen. der *Beschuldigung*; 23) bei Verben, die mit einer Präposition zusammengesetzt sind, wegen der der Gen. stehen mufs; 24) besonders die mit κατὰ zusammengesetzten; 25) Gen. bei Substantiven, die den obigen Verben stamm- oder sinnverwandt sind; 26) bei Adjectiven und Adverbien, die jenen Verben stamm- oder sinnverwandt sind; 27) wieder ein *maafs*bestimmender Gen. bei Comparativen; 28) eine besondre Art des partitiven Gen., bei adjectivischen Begriffen, indem sie sein Genus annehmen; 29) Gen. bei Adverbien. — Schon aus dieser Inhaltsangabe ergiebt sich, dafs hier Alles ohne Ordnung ist. Nachdem Krüger in den vier ersten Nummern den unabhängigen Genitiv, wie er ihn anderswo nennt, behandelt hat, erwartet man nach Nr. 5. dafs er zunächst den Genitiv bei Substantiven erörtern werde, sodann den bei Adjectiven, Adverbien, Verben — eine Ordnung, die für eine Schulgrammatik angemessen ist. Statt dessen wird dem Gen. bei Substantiven das Gebiet des *possessiven* Gen. untergeordnet und nun die ganze Sphäre desselben durchgenommen. Nach der ausdrücklichen Angabe gehören alle Fälle von No. 5 bis No. 17. zu seinem Bereiche. Freilich ist das nur dadurch möglich geworden, dafs das Verschiedenartigste auf denselben Grund zurückgeführt wird. Um nur Einiges anzuführen, so ist es z. B. schwer zu begreifen, wie der Gen. bei den Verben des *Berührens* u. s. w. und der bei den Verben der *Trennung* und *Entfernung* (No. 12. und No. 13.) zugleich possessiv sein könne, ebenso der bei τυγχάνειν und ἁμαρτάνειν (No. 14.), um vieles Andere nicht zu erwähnen. Auch ist in diesem ganzen Passus der oft wiederkehrende Fehler, dafs neben einander gestellt ist, was einander untergeordnet sein sollte. In dem folgenden dürfte wohl No. 18. u. 19. zusammenfallen; dagegen konnte die Bemerkung, dafs ἡγεῖσθαι und andre Verba der Art auch mit dem Dativ verbunden werden, dem Verf. zeigen, dafs der unter No. 20. angeführte Gebrauch auf andre Weise zu erklären war. Störend aber ist wiederum die Trennung des unter No. 27. behandelten Falles vom comparativen Genitiv. Ein Genitiv der *Relation*, wie er No. 21. und in einer besondern Art N. 22. auftritt, ist mindestens in der Bezeichnung verfehlt, da jeder Casus eine Relation ausdrückt. Der 24. Satz war wieder als ein besondrer Fall dem 23sten unterzuordnen. Dafs nun aber unter No. 25. und 26. noch einmal ein Genitiv bei Substantiven auftritt, und ein andrer bei Adjectiven, die mit den früher behandelten, fast gänzlich in das Gebiet des possessiven Gen. fallenden Verben stamm- oder sinnverwandt sind, trotzdem, dafs der Verf. die Construction jener Verba aus ihrem Begriffe erklärt hat, der doch in den damit verwandten Substantiven und Adjectiven derselbe ist, mufs Jeden befremden, der Ansprüche an eine übersichtliche Ordnung macht. Die unter No. 28. aufgeführte besondere Form des partitiven Gen. trifft derselbe Tadel. — Wie wenig klar sich der Verf. hierüber gewesen ist, zeigt er auch im Register zur zweiten Auflage der deutschen Ausgabe der Anabasis, die nach dieser Grammatik geschrieben ist. Unter dem Artikel *Genitiv* sind dort p. 324 sq. aufgeführt: 1) unabhängiger; 2) possessiver bei Substantiven und Substantivirungen; 3) possessiver Gen. als Prädicat; 4) objectiver; 5) materialer; 6) partitiver; 7) verschiedene Fälle: prädicativ, des Preises, der Relation, der Beschuldigung, bei Comparativen. — Diese Inconsequenz und Ordnungslosigkeit kommt allein aus dem falsch aufgestellten Principe über die Natur des Genitivs, der übrigens auch in andern Grammatiken, da über sein Wesen und seine Grundbedeutung viele schiefe Ansichten aufgestellt sind, in der Regel ungenügend behandelt ist. *Rost* hat in der neuen Schulgrammatik p. 390 den Gebrauch des Genitivs zur Bezeichnung *attributiver* Nebenbestimmungen in der Hauptsache richtig erkannt, und hat gleichwohl in der Behandlung des Gen. (§. 162.) sich nicht durch dieses Princip leiten lassen, wie dies seine Eintheilung in einen dreifachen Genitiv: 1) partitivus; 2) possessivus; 3) gen. auctoris und materiae; causalis zur Genüge beweist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Griechische Sprachlehre für Schulen. Herausgegeben von K. W. Krüger.

(Fortsetzung.)

Der *Genitivus* ist nämlich allerdings der Casus des *Attribuirens* und wird immer regiert *a nomine substantivo expresso aut suppresso*, wie schon Scioppius sagte. Der Genitiv steht also zunächst bei *Substantiven*, und kann mit andern Redetheilen nur insofern verbunden werden, als in ihnen ein Nominalbegriff enthalten ist; diesen nachzuweisen in den *Adjectiven*, *Adverbien* und *Verben*, die mit dem Gen. construirt werden, ist die Aufgabe der rationalen Grammatik. Der Genitiv steht aber auch *prädicativ* (bei Krüger No. 6.) und verdient eine besondere Berücksichtigung als *Localitätscasus* zur Bezeichnung des *Woher?* Hiezu gehört auch der bei Krüger No. 13. behandelte Gen. bei den Verben der *Sonderung* und *Trennung*. Für eine Schulgrammatik würde nun noch die Aufstellung eines *Genitivs*, der dem *lateinischen Ablativ* entspricht, zweckmäfsig sein, da sich der *Ablativcasus*, um den die lateinische Sprache reicher ist, seinen Bereich aus dem Genitivus und Dativus (der griech. Sprache) zugleich gebildet hat. — Was die Nachweisung eines Nominalbegriffes in den (uneigentlich) mit dem Genitiv construirten *Adjectiven*, *Adverbien* und *Verben* betrifft, so könnte es genügen auf Hermann ad Vigerum und anderwärts zu verweisen, der längst gezeigt hat, dafs μιμνήσκεσθαί τινος = μνήμην τινὸς ἔχειν, ἄχαλκος ἀσπίδων = ἄνευ χάλκου ἀσπίδων. Um hier nur Einiges zu geben, so ist: (μέμφεσθαι oder) ἐπιμέμφεσθαί τινος = μομφὴν ἔχειν τινός (Soph.), ἄρχεσθαί τινος = ἀρχήν τινος ποιεῖσθαι, initium facere, wie παύειν τινος = finem alicujus rei facere (Horat. desine mollium querelarum), αἰτιᾶσθαί τινος = αἰτίαν ἔχειν τινός, ἐπιμελεῖσθαι und φροντίζειν τινὸς = ἐπιμέλειαν, φροντίδα ἔχειν τινός, ὀλιγωρεῖν τινὸς = ὀλίγην φροντίδα ἔχειν, βασιλεύειν und ἡγεῖσθαι = βασιλέα und ἡγεμόνα εἶναι, daher die Constr. mit dem Gen. und Dativ. Eben so ist ὥραιος γάμου = ὥραν γάμου ἔχων, εἰδώς τινος = ἐπιστήμην τινὸς ἔχων. Desgleichen ist ὄζεσθαί τινος, den Geruch einer Sache haben. (Latein.: unguentum ceram olet = unguentum cerae odorem habet). Oft ist nur ein unbestimmtes τι zu denken, wie τέμνειν τῆς γῆς, πίνειν οἴνου, ὕδατος, ἰέναι τοῦ πρόσω u. s. w. Zuweilen steht der Genitiv auch attributiv zu einem ganzen Satze; z. B. ἐνθυμοῦ τῶν εἰδότων ὅτι λέγουσι (= τοὺς λόγους), oder ἄγαμαί σου, διότι κ. τ. λ. — Es versteht sich von selbst, dafs auch der Genitiv beim *Ausruf* eben so zu erklären ist, den Krüger unter No. 3. Anm. 1. 2. als absolut fafst. Die *absolute* Natur des Genitivs mufs aufser den oben angegebenen Fällen noch eine besondere Erörterung finden, und um so mehr, da sie grade bei diesem Casus von weiterem Umfange ist als bei den übrigen. Die eigentlich sogenannten Genitivi absoluti lassen sich nicht immer, wenigstens nicht ohne Künsteleien auf ein Constructionsverhältnifs zurückführen; eben so wenig, wie die lateinischen Ablativi absoluti. Auch unsre Sprache hat ihre absoluten Genitive, wie dies aufser wenigen andern Resten die Redeweisen „stehendes Fufses, unverrichteter Sache" und andere noch zeigen. Absolut ist auch der Genitiv in den Zeitbestimmungen νυκτὸς, ἡμέρας u. s. w. Auch in unsrer Sprache sind unter den Adverbien, die von den Casibus der Nomina gebildet werden, die Genitivadverbien die zahlreichsten. Ganz eigenthümlich aber ist der griechischen Sprache ein absoluter Genitiv, auf den folgenden Satz bezogen, den wir mit: „*was anbetrifft*" umschreiben müssen. Krüger hat diesen Gebrauch notirt p. 25. 3, Anmerk. 3., doch sind die beiden Beispiele nicht zu billigen. Das erstere ist aus Xenoph. Oecon. 3, 11. ἵππος ἢν κακουργῇ τὸν ἱππέα κακίζομεν. τῆς δὲ γυναικός, εἰ κακοποιεῖ, ἴσως δικαίως ἂν ἡ γυνὴ τὴν αἰτίαν ἔχοι. Ref. hat bereits an einem

Digitized by Google

andern Orte gezeigt, dafs hier der Gen. construirt ist und abhängig von αἰτίαν, wie dies folgende Umwandlung beweist: τῆς δὲ γυναικὸς κακοποιούσης — αὐτὴ ἡ γυνὴ αἰτίαν ἔχοι. Das zweite Beispiel steht in Plat. Gorg. p. 509. D. δῆλον δὴ τοῦτό γε. τὶ δὲ τοῦ ἀδικεῖν κ. τ. λ. Diese Genitive sind bei dem Uebergange mit τί δὲ; bei Plato sehr häufig und construirt zu fassen, wie schon Matthiae § 609. gethan hat. Dafs sich aber alle sonstigen Beispiele auf eine Construction zurückführen lassen, wie Kuehner zu Xen. Comment. I, 3, 9. meint, mufs bezweifelt werden. Wir geben Krüger an jener Stelle für die zwei geraubten Beispiele ein anderes wieder: Plat. Sympos. p. 221. C. πολλὰ μὲν οὖν ἄν τις καὶ ἄλλα ἔχοι Σωκράτη ἐπαινέσαι καὶ θαυμάσια· ἀλλὰ τῶν μὲν ἄλλων ἐπιτηδευμάτων τάχ' ἄν τις καὶ περὶ ἄλλου τοιαῦτα εἴποι. Ein Beweis für diese absolute Natur findet sich auch in den Fällen, wo περὶ mit einem Genitivus satzartig sich in dieser Bedeutung findet, wofür Krüger § 68, 31, 3. ein Beispiel giebt; ähnlich wird ἕνεκα zugesetzt, worüber zu vergl. § 68, 19, 2. Dieser Fall beweist übrigens, wie zweckmäfsig es ist, die Lehre von den Präpositionen gleich mit den Casus zu verbinden. In welcher Weise diese beim Genitiv hätte behandelt werden können, darauf kann sich Rec. hier nicht näher einlassen. Nur sei hier noch zu den obigen Erörterungen über die Bedeutung des Genitivs die Bemerkung gemacht, dafs in der deutschen Sprache alle Genitiv-Präpositionen substantivisch sind, eben so wie die Wörter caussa und gratia, die im Lateinischen präpositionsartig mit dem Genitiv verbunden werden. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Genitiv hat der Rec. nur noch einige Einzelheiten zu dem § 47. nachzutragen. Den ersten Satz, der die Grundbedeutung in das räumliche: *Worin?* setzte, glaubt Rec. genügend widerlegt zu haben; es werden daher die in der Anmerkung angeführten Beispiele auf die obige Erklärung zurückzuführen sein. Wenn dennoch einige Beispiele für Krüger zu sprechen scheinen, so ist das eben nur scheinbar. Ein solcher Fall ist bei Plat. Sympos. p. 182. B. τῆς δὲ Ἰωνίας καὶ ἄλλοθι πολλαχοῦ αἰσχρὸν νενόμισται, wo die Bem. von Stallbaum zu vgl., der vom richtigen Wege wieder abgeirrt ist. Zu den Beispielen des subjectlosen Genit. absol. in Anm. 4. p. 26 konnten als eigenthümliche Beispiele noch angeführt sein aus Xen. Hell. II, 2, 16. τοιούτων ὄντων, II, 4, 29. οὕτω προχωρούντων, VII, 1, 7. οὕτω πεφυκότων, Anm. 9. u. 10. auf p. 27 sq. gehören zusammen, und in Anm. 10. p. 30 ist das Beispiel aus Xen. Hell. II, 4, 36. τῆς μετὰ Παυσανίου γνώμης ὄντες hinzuzufügen, da in solchen Fällen relative Vollständigkeit wünschenswerth ist und vom Verf. beabsichtigt scheint. Der Gebrauch des *objectiven Gen.* p. 30 sq. ist sehr gründlich und übersichtlich behandelt. Dagegen scheint uns No. 9, 3. mit No. 6, 11. zusammenzufallen. Einen Beweis von der Gründlichkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes giebt unter Anderem Anm. 8. p. 34 über die Verbindung mehrerer Genitive, die selbst bei gleicher Endung wenig anstöfsig war. Dafs sie nicht überflüfsig ist, dafür zeugt die Erfahrung, dafs die Herausgeber zuweilen daran Anstofs genommen haben. So sind allein zwei von den angeführten Stellen verdächtigt: Xen. Hellen. IV, 8, 33. von Schneider und Jsocrat. Archidam. p. 124 von Baiter in der Vorrede zu Jsocrat. Panegyr. p. VI. Bei den Adjectiven (26, 6. p. 51) fehlt δασύς aus Xen. Anab. II, 4, 14. Die Anmerk. 13. p. 56 gehört zu dem Hauptsatze No. 19. — Der Hauptsatz über den *Dativ* (§ 48.) lautet: der Dativ bezeichnet, dafs einem Begriffe etwas *beigelegt* werde. Nachdem Krüger die locale Bedeutung und die der Zeitangabe besprochen hat, erörtert er zunächst den Dativ bei εἶναι u. s. w. in der Bedeutung des *An-* und *Zugehörens*. An diesen *besitzlichen* Dat. knüpft er den Dat. des *Interesse*, daran den der *Relation* und als besondere Art desselben den *persönlichen Dativ* der Relation (*ethischer* Dat.), jedoch ist auch hier Nebeneinanderstellung statt der Unterordnung. Darauf wird das ganze Gebiet des *objectiven* Dat. behandelt. In den folgenden Nummern werden alle Verba der *Gesinnung*, *Stimmung* (No. 8.), der *Gegenseitigkeit* (mittheilen, unterreden, kämpfen u. s. w. No. 9.), der *Aehnlichkeit*, *Gleichheit* (No. 10.) besprochen. Daran schliefsen sich die mit Präpositionen zusammengesetzten Verba (No. 11.), ferner der Dativ bei *Substantiven*, *Adjectiven* und *Adverbien* (12—14.). Zuletzt wird der *dynamische Dativ* erklärt, wie der Verf. den instrumentalen genannt hat. Die Darstellung ist überall klar und lichtvoll, die Behandlung gründlich und erschöpfend. Ueber den Hauptsatz liefse sich vielleicht mit dem Verf. rechten, wenn dies nicht zu weit führte. Für eine Schulgrammatik scheint uns der einmal wo gemachte Vorschlag, den Dativus den Casus *der Per-*

Digitized by Google

son zu nennen wohl annehmbar, da beim Dativ immer an eine Wechselwirkung gedacht wird. So scheidet zum Beispiel die lateinische Sprache den Dativus bei Passivis (statt a cum Abl.), um die *thätige Person* auszudrücken, von dem die *wirkende Ursache* ausdrückenden blofsen Ablativ. Die griech. Sprache, die diese Scheidung nicht machen kann, setzt in beiden Fällen den Dativ und die *Krüger*'sche Scheidung (p. 72 Anm. 3.) in einen besitzlichen und dynamischen Dativ, je nachdem der Begriff ein persönlicher oder unpersönlicher ist, macht die Sache nur dunkler und schwieriger. Die Annahme eines Dativus absolutus (No. 5, 1.) ist unstatthaft, da sowohl das von Krüger daselbst angeführte Beispiel, so wie die in andern Grammatiken etwa erwähnten sich auf ein Constructionsverhältnifs zurückführen lassen. Der *besitzliche* Dativ bei *Substantiven* und *Pronominen* scheint bei seinem ziemlich verbreiteten Gebrauche namentlich bei gewissen Schriftstellern etwas zu dürftig behandelt zu sein. Unvollständig aber ist N. 14., indem nur ὁμοῦ, ἅμα und ἐφεξῆς als Adverbia angeführt sind, die den Dativ regieren. Um Anderes zu übergehen, was entweder dichterisch ist, wie ὁμόθεν und πέλας bei Sophocles, oder der spätern Zeit angehört, so dürfte hier doch nicht fehlen: ὁμόσε, welches in den Verbindungen mit ἰέναι, θεῖν, χωρεῖν so gebräuchlich ist; desgleichen ἐκποδών und ἐμποδών. § 49. handelt über die *Comparationsgrade*. Zu den Fällen, in denen die *comparative* Bedeutung eloschen scheint, (6, 2. p. 78) war die Formel ἄμεινόν ἐστι hinzuzufügen, die die Griechen nach festem usus für ἀγαθόν ἐστι gebrauchen. Zu § 50, über den *Artikel*, in welchem ein sehr reiches Material (von p. 80 — p. 109) auf eine wohlgeordnete und klare Weise abgehandelt ist, erlaubt sich Ref. wenige Bemerkungen zu machen. Ueber die drei bekannten Stellen des Herodot I, 210. VI, 32. VII, 170, in welchen ἀντὶ mit dem Infinitivus verbunden ohne hinzugesetztes τοῦ, welches die einzigen Beispiele sind bei einem mit der Präposition verbundenen (substantivirten) Infinitiv, ist zu bemerken, dafs Valckenaer, Schaefer und Bekker in der neuesten Ausgabe den Artikel hinzugesetzt haben; ἀντὶ für adverbial zu halten, wie unser *statt*, hat eben so viel für sich, wie die Annahme, dafs die bekannte Abbreviatur von ἀντὶ τοῦ von den Abschreibern für ein blofses ἀντὶ gehalten ist. — Mit Unrecht verwirft der Verf. den Gebrauch des Artikels in μέσαι νύκτες (p. 85, Anmerk. 12.), wie er schon früher zur Anab. VII, 8, 12. gethan hat. An letzterer Stelle hat Krüger Recht, doch wenn die Nacht schon vorher genannt war, kann man sowohl περὶ τὰς μέσας νύκτας wie περὶ μέσας τὰς νύκτας sagen.

In den sehr reichen und gründlichen Bemerkungen über den Gebrauch des Artikels bei synthetischer Apposition eines Appellativs zu einem Eigennamen (p. 96, 7) fehlen doch noch diejenigen Fälle, über welche Rec. in seiner Ausgabe von Xen. Agesil. I, 10 gesprochen hat. Die Xenophontische Stelle τὰς ἐν τῇ Ἀσίᾳ πόλεις Ἑλληνίδας, an welcher Bernhardy Syntax p. 323 Anstofs nahm, so wie die ähnliche Hellen. IV, 3, 15., ferner IV, 3, 8. ἐν τῷ ἄρει Ναρθακίῳ, Plat. Phaedon. p. 57. A τῶν πολιτῶν Φλιασίων, Apol. Socr. p. 32. B. ἡ φυλὴ Ἀντιοχός, Menon. init. οἱ τοῦ σοῦ ἑταίρου Ἀριστίππου πολῖται Λαρισσαῖοι beweisen, dafs das Nomen proprium nachgestellt nicht immer den Artikel erfordere und gleichsam mit dem Nomen appellativum in einen Begriff verschmelze, wie dies in der späteren Sprache auch auf andre Fälle ausgedehnt wurde, namentlich bei grammatischen und metrischen Kunstausdrücken. — § 51. über die *Pronomina* ist als vorzüglich gelungen nach Inhalt und Darstellung zu bezeichnen. Das p. 110, 3. aus Xenophon (Anab. V, 4, 33) angeführte Beispiel von σφίσιν für αὐτοῖς ist nicht vereinzelt. Obwohl Dindorf ad Cyrop. III, 2, 26. diesen Gebrauch nicht anerkennen will, so wird er doch für σφίσιν noch durch Hellen. I, 2, 8. 7, 5. bestätigt, eben so für οἱ durch Anab. III, 1, 5. VII, 8, 10. u. Cyrop. l. l. Es scheint aus der ionischen Sprache, wie vieles Andere in die Sprache Xenophon's übergegangen zu sein. Die Bemerkung über die Stellung des Pronomens αὐτός (p. 112, 13.) gehört unter den vorigen Paragraphen. p. 120 behandelt Krüger die *Attraction* beim Pronomen und erklärt sich gegen den bisherigen Namen, den er für falsch und unpassend hält, wofür er selbst *Assimilation* vorschlägt.

Der *zweite* Abschnitt ist dem *Verbum* bestimmt, und beginnt mit § 52. über die *Genera* der Verba. Einiges wird hier mitgenommen, was in die Lehre vom Accusativ gehört, z. B. No. 4., Anmerk. 6—8. Beim Medium unterscheidet Krüger 1) ein *dynamisches* bei subjectiver Affection des Subjectes; 2) ein *transitives* oder *passives* bei objectiver Affection; 3) ein Med. des *Interesse;* 4) ein Med. mit der Bedeutung *lassen*. Ein

Digitized by Google

Med. für den Ausdruck der *Wechselseitigkeit* wird vermifst. Aus §. 53. über die Zeitformen ist als eigenthümlich hervorzuheben, dafs der Verf. die Scheidung in relative und absolute Tempora verwirft, indem er ein absolutes Tempus gar nicht annimmt. — Anmerk. 4., p. 150 sollte beim Gebrauche des Imperfects von Dingen, die zur Zeit, wo man erzählt, noch bestehn, als besonders eigenthümlich und häufig hervorgehoben sein das Imperfectum bei *geographischen* Erläuterungen. Das eine von den beiden angeführten Beispielen dient zur Bestätigung dieses Gebrauchs. Aufser diesem (Xen. Hellen. II, 1, 21.) findet es sich noch Xen. Anab. IV, 3, 1, 5. Thuc. I, 63. VIII, 98. II, 86. (?) und anderwärts. Als Beispiel präciser und populair wissenschaftlicher Darstellung sei auf derselben Seite Anmerkung 7. mitgetheilt: „Das Imperfect eines Verbums, das über die Nothwendigkeit, Möglichkeit, Beschaffenheit einer (durch den Infinitiv angefügten) Thatsache ein Urtheil ausspricht, bezeichnet, dafs dieselbe nicht stattfinde. So ist zum Beispiel bei ἔδει τοῦτο γίγνεσθαι als Gegensatz zu denken ἀλλ' οὐ γίγνεται." Auf eine Kritik der Moduslehre (§. 54.) kann hier nicht eingegangen werden, da sie über die Grenzen einer Recension hinausgehen würde. Es sei daher nur einiges Eigenthümliche bemerkt. Krüger handelt in den ersten 4 Sätzen über den Gebrauch der Modi in selbstständigen Sätzen und findet im Indicativ die gegebene oder gesetzte Wirklichkeit, im *Conjunctiv* die geheischte Wirklichkeit, im Optativ ein Belieben des Redenden, im Imperativ ein Verlangen des Redenden die Handlung verwirklicht zu sehen. No. 5. stellt die Hauptregel über die abhängigen Sätze auf, von denen der Vf. No. 6. *ideell* abhängige scheidet, unter denen er Sätze mit ὅτε, ὡς und mit Relativen, so wie abhängige Fragen versteht. Es folgen darauf die Regeln über die *finalen* Sätze. In Bezug auf die Anmerk. 4. gemachte und auch sonst bekannte Beobachtung über das stets fehlende ἄν bei ἵνα ist jetzt Bäumlein (Untersuchungen über die griech. Modi. Heilbronn, 1846) p. 194 zu vergleichen. Die *hypothetischen* Sätze werden von 9—12. abgehandelt, doch müfste hier wieder Unterordnung der einzelnen Fälle statt der Nebeneinanderstellung stattfinden. Dasselbe gilt von den *relativen* Sätzen, bei denen No. 14. und 15. unterzuordnen war, so wie bei den *temporalen* Sätzen No. 17. Der Vf. scheidet *relative Nebensätze* (wenn z. B. ὅς = καὶ οὗτος oder οὗτος δέ einen Gedanken nur anreiht), *relative Bestimmungss.*, die attributartig ein specifisches Merkmal angeben oder die Stelle eines Substantivs vertreten. Insofern solche Sätze sich nicht auf individuelle Gegenstände beziehen, sondern beliebige der bezeichneten Art, heifsen sie *hypothetische relative* Sätze, indem ὅς oder ὅστις so viel als εἴ τις ist, ὅς ἄν so viel als ἐάν τις. Zu §. 55. über den *Infinitiv* ist zu bemerken, dafs sein imperativischer Gebrauch eine nähere Begründung verdient hätte. Die Verbindung von ὅτι und ὡς mit dem Infinitiv erklärt Krüger ganz richtig aus Vermischung zweier Constructionen, die den Griechen so gewöhnlich ist. Beide Beispiele sind aus Xenophon, bei dem sich diese Verbindung sehr häufig findet; so ὅτι Anab. III, 1, 9., Cyrop. VII, 4, 7. II, 4, 15., Hell. II, 2, 2. Auf ὅπως, was Krüger gar nicht erwähnt, Hell. VI, 2, 32., Oec. 7, 29., Cyr. IV, 2, 37. Bei den Spätern ist dieser Gebrauch noch viel häufiger. ὡς cum inf. steht Hell. III, 4, 27., VI, 5, 42. Diese letztere Stelle ist von Krüger angeführt, nur heifst es bei Xen. ἐλπίζειν nicht νομίζειν, wie Krüger anführt. Fast scheint dies Krüger absichtlich gethan zu haben, da ὡς an jener Stelle allerdings gerade wegen ἐλπίζειν verdächtig ist, wie Bellermann de graeca verborum timendi structura (Berol. 1833.) p. 8 scharfsinnig dargethan hat. Sogar ὡς μή cum infin. steht bei Xen. Hier. X, 1., wenn dort nicht mit Cappelle μισεῖται zu lesen ist. Der letzte Paragraph (56.) der 1. Abth. handelt vom *Participium*. Als Beleg für die oft vom Rec. gerühmte Präcision in der Krügerschen Darstellung sei Anm. 5., p. 192 angeführt: „φαίνεσθαι mit dem Particip giebt das Urtheil als ein reales, als ein durch die Erscheinung jedem so (objectiv) sich herausstellendes: es zeigt sich, es ist offenbar, dafs; φαίνεσθαι mit dem Infinitiv giebt es als ein solches, das ein Subject sich aus der Erscheinung entnimmt, wie δοκεῖν mit dem Infinitiv ein rein subjectives Urtheil ausdrückt." In Anmerk. 9., wo die dreifache Construction von ἐοικέναι erläutert ist, vermifst Rec. den ähnlichen Fall bei ὅμοιον εἶναι. Xen. Anab. III, 5, 13. ὅμοιοι ἦσαν θαυμάζοντες. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Griechische Sprachlehre für Schulen. Herausgegeben von K. W. Krüger.

(Schlufs.)

Der Unterschied des Infinitivs und Particips bei Verben der Wahrnehmung ist p. 196 Anmerkung 8. sehr richtig angegeben; doch scheint es für die Schulgrammatik wenigstens fafslicher, ihn in mittelbare und unmittelbare Wahrnehmung zu setzen. — p. 198 handelt der Verfasser von der *appositiven* und *absoluten* Participialconstruction. Anmerk. 4., wo von dem anakoluthartigen Gebrauche des Nominativus des Particips die Rede ist, vermifst man eine strenge Scheidung der einzelnen Fälle, auch in der Anordnung der Beispiele. Angedeutet war der Gebrauch schon beim Nominativ (§ 45., 2, Anmerk. 2. 3.). Einmal findet dies Statt, wenn das Participium im Nominativ zu dem *Sinne* des Vorhergehenden appositiv ist; so Eur. Bacch. 1084. Soph. Antig. 260. Xen. Hell. II, 2, 3. Ein wirkliches Anakoluth findet Statt in dem von Krüger p. 11 angeführten Beispiele aus Thucyd. III, 36, ἔδοξεν αὐτοῖς — ἐπικαλοῦντες. Von derselben Art ist Xen. Cyr. VIII, 8, 10, und in umgekehrter Ordnung, wie das aus Plato (p. 11, §. 45, 2, 2.) angeführte Beispiel, Xen. Cyrop. IV, 2, 3., VI, 1, 31., VII, 5, 37. Andrer Art ist das von Krüger p. 12 angeführte und in dieselbe Kategorie gebrachte Beispiel aus Xen. Cyrop. I, 4, 26. ἣν εἶχε στολὴν ἐκδύντα δοῦναί τινί φασι, δηλῶν — hier ist ein Uebergang aus der indirecten Rede des Acc. cum inf. in die directe. Dazu kommt endlich noch der wirklich *absolute* Gebrauch in Fällen, wie Xen. Hell. II, 3, 54. ἐκεῖνοι δὲ εἰςελθόντες — εἶπε μὲν ὁ Κριτίας. (Herodot II, 65.) Cyrop. VI, 3, 2. und anderwärts. — Die II. Abth. (Synthesis) lehrt im 1. Absch. die Verbindung *nominaler Begriffe* und handelt § 37. von *der attributiven, prädicativen* und *appositiven Verbindung*, §. 58. von der *nominalen Congruenz.* Eigenthümlich ist hier der Ausdruck *anaphorische* Verbindung, nicht blofs, wenn ein Pronomen, sondern auch wenn ein Adjectiv oder Particip sich auf ein (meist vorhergehendes) Nomen bezieht. Mit der Anmerk. 2. aufgestellten Regel, dafs im Griech. öfters *die formale Congruenz der realen weicht*, war alles unter No. 4. Angeführte in Verbindung zu bringen. Ueber die beiden folgenden Paragraphen von der Parataktik und Ptotik hat Rec. nichts zu erinnern. In dem 2. Abschnitte *von den Sätzen* wird zuerst § 61. von *Subject und Prädicat* gehandelt, § 62. (wie es p. 240 statt § 61. heifsen mufs) vom *Verbum*, § 63. von der *Congruenz des Verbums.* Was Krüger Anm. 3. über ἕκαστος bemerkt, ist unvollständig und ohne Scheidung der einzelnen Fälle. Auch fehlen die analogen Fälle von ἄλλος ἄλλῃ etc. Das Verbum kann sich allerdings nach dem appositiven ἕκαστος richten, obwohl das Subject ein Pluralis ist; so z. B. Xen. Hell. I, 7, 5. οτί στρατηγοὶ βραχέα ἕκαστος ἀπελογήσατο, wo Schwidop mit Unrecht ἀπελογήσαντο verlangt. Ebenso Anab. I, 8, 9. Es kommt aber viel darauf an, ob das Verbum vorausgeht oder nachsteht. Im erstern Falle steht es natürlich im Plural, an andern Stellen kann es ganz parenthetisch für sich stehen, ohne auf die Construction Einflufs zu haben; z. B. Cyrop. II, 4, 3. αἱ ἄλλαι χιλιοστύες κατ' οὐρὰν ἑκάστη — εἵποντο, obwohl auch hier einige Handschriften εἵπετο haben. — Noch auffallender ist es, dafs sich Krüger nicht ausführlicher über den Gebrauch des Pluralis beim Neutrum plur. ausläfst. Am häufigsten ist er allerdings bei Xen., häufig auch bei Thucydides, schon etwas zweifelhaft, obwohl durch unzweideutige Stellen belegbar, bei Plato. Indefs lassen sich die einzelnen Beispiele meistentheils auf einen Grund zurückführen. Des Gebrauches bei einem Subjecte, welches lebende Wesen bezeichnet, hat Krüger gedacht. Sonst geschieht es, wenn die einzelnen Theile mehr hervorge-

Digitized by Google

hoben werden sollen, namentlich wenn ein Zahlwort dabeisteht, endlich auch aus Streben nach Concinnität wenn ein Pluralis vorausgegangen ist. Da die übrigen Fälle auch sonst vielfach durch Beispiele belegt sind, so führt Rec. nur für die letztern aus Xenophon an: Mem. II, 4, 7., IV, 3, 12., Anab. IV, 5, 14., Hipp. 5, 4. Die in Anmerk. 4. über das sogenannte σχῆμα Πινδαρικόν angeführten Beispiele für ἔστι und γίγνεται dürften wohl nicht alle sicher sein; ἔστι kann gar leicht aus εἰσί entstanden sein; von ἦν, wofür Krüger kein Beispiel aufführt, ist wenigstens für den dorischen Dialekt durch Göttling und Ahrens erwiesen, dafs es an den bekannten Stellen wirklich der Pluralis ist. Wie weit dieses freilich auch für die Tragiker Anwendung finden könne (Soph. Trach. 520. Eur. Jon 1146.), läfst Rec. vor der Hand dahingestellt sein. Der folgende Paragraph (64.) bespricht die *selbstständigen Sätze*, § 65 die *Satzgefüge*. Der Verf. scheidet *ideell* und *real* abhängige Sätze. Seine eigenen Worte darüber sind: „Selbstständige Sätze werden ideell abhängig, wenn man sie als vorgestellte oder geäufserte einem einleitenden Satze anfügt. So erscheinen *positive* Sätze durch ὅτι oder ὡς eingeführt; *interrogative* sowohl durch εἰ und πότερον oder πότερα als durch ein interrogatives Adjectiv oder Adverbium, sowohl ein directes als ein indirectes, angefügt. *Real* abhängig sind Sätze, die eine Folge des Hauptsatzes ausdrükken. Die Folge ist entweder eine *unbeabsichtigte* oder eine *beabsichtigte: consecutive* oder *finale* Sätze." Ein Verhältnifs von Grund und Folge wird auch statuirt bei den *hypothetischen* Sätzen. Daran reihen sich die *relativen* und *temporalen* Sätze nach ihren verschiedenen Erscheinungen als *Neben-*, *Bestimmungs-* oder *Bedingungssätze;* darauf folgt die Behandlung der *causalen* Sätze, endlich die des *Nachsatzes* und der *obliquen Rede*. Dafs diese Anordnung von jedem andern Standpuncte, als der des Verf.'s ist, scharfen Tadel erfahren wird, kann nicht ausbleiben. Rec. hebt hier nur als wohl gelungen in Fassung und Darstellung die p. 257 gegebene Uebersicht der hypothetischen Satzverhältnisse hervor. Die Auffassung Krügers ist aus seinen Commentaren zur Anabasis hinreichend bekannt. Bemerkungen, wie Anm. 14. p. 259, die wenigstens als völlig überflüssig bezeichnet werden müssen, finden sich auch sonst noch in anderen Abschnitten. Die Grammatik läuft dadurch Gefahr, ein Commentar der einzelnen Fälle, statt Lehrmeisterin der allgemeinen Regel- und Gesetzmäfsigkeit des Sprachgebrauchs zu werden. Der dritte Abschn. *von den aktitischen Redetheilen* beginnt (§. 66.) mit den *Adverbien*. Daran schliefsen sich drei Capitel (§§. 67—69.) über die *Negationen*, *Präpositionen* und *Conjunctionen*. Besonders gründlich ist die Erörterung der Negationen. Nach einer allgemeinen Bestimmung des Unterschiedes von οὐ und μή, von denen jenes die Realität des Vorgestellten, dieses die Geltung der Vorstellung verneint, verbreitet sich der Verf. über die einzelnen Fälle je nach der Beschaffenheit der Sätze; zuletzt kommt er auf die Stellung der Negation, auf das Zusammentreffen mehrer und den elliptischen Gebrauch derselben. Da der an die Spitze gestellte Satz unbestritten richtig ist, so dürfte sich auch gegen die Behandlung des Einzelnen nichts Erhebliches einwenden lassen, da alle einzelnen Fälle auf jenen zurückgeführt werden. Der Anm. 2. p. 279 berührte Gebrauch, dafs nach einem verneinenden Verbum die Negation erneuernd und urgirend eintrete, z. B. ἀντέλεγεν ὅτι οὐκ ἐγχωροίη ist offenbar aus der Vermischung zweier Constructionen zu erklären: ἀντέλεγεν καὶ ἔλεγεν, ὅτι οὐκ ἐγχωροίη. Auf dieselbe Weise verhält es sich auch mit dem Anm. 3. besprochenen Falle, dafs nach den Begriffen, die eine Verneinung enthalten, dem Infinitiv gewöhnlich μή beigefügt werde. Die letztere Regel wird als der gewöhnliche Sprachgebrauch in allen Grammatiken aufgeführt und der so belesene Krüger will die Weglassung von μή nur *hin* und *wieder* bemerkt haben. Rec. zweifelt an diesem „*hin* und *wieder*" sowohl auf Grund eigner Beobachtung, als auch aufmerksam gemacht durch Merz, commentatio de vero ac genuino particularum μή et μή οὔ usu (Elbing. 1827.) p. 13. Bei κωλύειν scheint sogar häufiger μή zu fehlen, als zu stehen. Dem §. 68. über die *Präpositionen* gehen allgemeine einleitende Sätze über Wesen, Stellung und Construction derselben voraus. Zu den Bemerkungen über die einzelnen Präpositionen dürfte bisweilen etwas nachzutragen sein. So ist offenbar bei ἀπὸ zu viel gespalten und zergliedert, da alle Fälle die Grundbedeutung bewahren. Der Gebrauch bei Xenoph. rep. Laced. V, 9. ἀπὸ τῶν σκελῶν καὶ ἀπὸ χερῶν καὶ ἀπὸ τραχήλου γυμνάζονται, wo Haase Aehnliches beigebracht hat, fehlt. Er scheint allerdings zu den Laconismen des Xen. zu gehören. Bei κατὰ wird die Formel τὸ (τὰ) κατ' ἐμέ

Digitized by Google

angeführt. Das in Klammern eingeschlossene τὰ soll offenbar andeuten, dafs es selten und nur zuweilen auch τὰ κατ' ἐμέ heifse. Allein Rec. kennt nur ein einziges Beispiel dafür. Bei Xen. Hellen. I, 6, 5. steht nämlich οὐ κωλύω τὰ κατ' ἐμέ. Alle sonst etwa angeführten Beispiele von τὰ καθ' αὑτόν u. s. w. sind anders zu fassen, indem zu übersetzen ist: res suae; er zweifelt daher auch nicht, dafs an jener Stelle τὸ κατ' ἐμέ geschrieben werden mufs. Bei πρὸς fehlt die Bedeutung von *gegen, ungefähr;* z. B. πρὸς ἑπτακοσίους. Bei ἐπὶ waren Formeln, wie ἐπὶ δόρυ, ἐπ' ἀσπίδα, ἐπὶ πόδα zu erwähnen, von denen namentlich die letztere Schwierigkeiten machen könnte. Das Capitel über die *Conjunctionen* ist einigermafsen mit *Buttmann's* Capitel „*von einigen andern Partikeln*" zu vergleichen. Die Conjunctionen sind in alphabetischer Folge behandelt, und manche Adverbia, die syntaktisch wichtig sind, hinzugefügt; auf das, was schon früher erklärt ist, wird einfach verwiesen. Ueber die Erklärung von ἀλλ' ἤ scheint *Krüger* schwankend zu sein. Er erklärt: „wohl eig. pleonastisch, gleichsam *aufser als.*" Bekannt ist Hermann's Erklärung dieser Partikeln. Rec. hält dafür, dafs eine Verbindung von zwei Redeweisen statt gefunden habe, indem man die adversative und comparative Verbindung, deren jede eintreten konnte, zusammenfafste. Bei ἔπειτα und εἶτα heifst es: „am gewöhnlichsten erscheinen sie ohne δὲ auch wenn μεν vorher geht" und ebenso drücken sich alle andere Grammatiker aus. Rec. mufs wenigstens dazu bemerken, dafs πρῶτον μὲν - ἔπειτα δὲ gar nicht selten ist. So steht es bei Xen. Hell. II, 3, 9. V, 2, 5. 4, 3. VI, 2, 38. 3, 2. 4, 9. 10. VII, 2, 22. 3, 7. Thuc. 8, 6. 4, 124. 67. 43; also allein im 4. Buche des Thucydides dreimal, während, wenn Rec. nicht irrt, ohne δέ nur 4, 111. Die Behauptung, dafs καὶ am häufigsten, *doch nicht nothwendig* nach πολύς erscheine, dürfte Kr. schwerlich durch Beispiele vertheidigen können. Die Attiker scheinen diesen Gebrauch so streng beobachtet zu haben, dafs sie ihn vielleicht nur in der Verbindung von πολλὰ ἀγαθὰ und πολλὰ κακὰ aufgegeben haben, weil ἀγαθὰ und κακὰ zu Substantiven erhoben sind. Kr. führt für diese Verbindung ein in Klammern eingeschlossenes Beispiel aus Aristophanes an; er könnte auch Plato legg. I, p. 629. B. citiren. Ueber Aristophanes hat Brunck. ad Nub. 1329. Thesm. 351. gehandelt. Die zur Vertheidigung von Xen. de vectig. 5, 2. εἰς παντοδαπὰ πολλά, wo Krüger de vita Xen. p. 28. πολλὰ selbst eingeklammert hat, angeführte Beispiele sind anderer Art. Ueber die Xen. Stelle hat Rec. a. a. O. die Vermuthung aufgestellt, dafs πολλᾶς der Concinnität wegen zu lesen sei.

Leider ist dem Rec. nicht gestattet, auch die Formenlehre des attischen Dialektes in gleicher Weise zu besprechen. Für ihre Zweckmäfsigkeit und praktische Brauchbarkeit spricht die in kurzer Zeit nöthig gewordene zweite Auflage. Auch ist derselben in der warmen Empfehlung, die Franke dieser Grammatik in der Zeitschr. für Alterthumswissenschaft gewidmet hat, vorzugsweise gedacht. Die Syntax aber, in der grade der eigenthümliche Werth und die Vorzüglichkeit dieser Grammatik liegt, hat bisher noch keine öffentliche Beurtheilung erfahren. Deshalb wird diese ausführliche und selbst in das Detail sich versteigende Kritik des Unterzeichn. um so mehr gerechtfertigt erscheinen. Er hielt es für seine Pflicht, ein öffentliches Zeugnifs von dieser bedeutenden Erscheinung im Gebiete der grammatischen Literatur abzulegen, und diejenigen Schulmänner, die mit der Krügerschen Sprachlehre noch keine vertraute Bekanntschaft gemacht haben, zur erneuerten Prüfung derselben zu veranlassen. Rec. bekennt wenigstens aus dem Studium dieses trefflichen Buches die mannigfachste Anregung und Belehrung erfahren zu haben, für welche er hiermit dem wackern Krüger seinen Dank ausdrücken wollte.

Heiland.

V.

Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft, von Chr. Fr. Schoenbein, Prof. der Chemie in Basel. Basel, 1845. *Schweighausersche Buchhandlung.* 110 *S.* 8.

Die Schrift ist ein eigenthümliches Produkt einer lebhaften Phantasie auf naturwissenschaftlichem Gebiete und kann der über den Zitterstoff von Schmidt u. a. an die Seite gestellt werden. Einer öffentlichen Beurtheilung solcher Schriften bedarf es für den Sachverständigen durchaus nicht, wohl aber für die sogenannten Dilettanten, welche leicht verleitet werden

Digitized by Google

können, die aus Versuchen auf ungewöhnliche Art angestellt und aus ganz willkührlich gedeuteten Erscheinungen gefolgerten Ansichten als wahr und richtig anzuerkennen. Besonders sind sie geneigt die aus solchen Versuchen abgeleiteten Theorien für begründet anzunehmen, wenn sie denjenigen entgegengesetzt sind, welche die Männer von Fach als die richtigen aufstellen, und ganz vorzüglich ist dieses der Fall, wenn die Verfasser solcher Schriften sich selbst als Dilettanten bezeichnen. Eine Erscheinung, welche, wie zu allen Zeiten, so besonders in den unsrigen, nicht selten vorgekommen ist.

Aufser einem Vorwort, welches aussagt, dafs vorliegende Schrift eine Reihe von Abhandlungen „bei akademischen und andern Anlässen geschrieben" umfafst, ist der Inhalt derselben folgender:

Einleitende Bemerkungen. S. 3—4.

Erster Abschnitt. Ueber die langsame Verbrennung des Aetherdampfs in atmosphärischer Luft. S. 5—19.

Zweiter Abschnitt. Ueber die Verbrennung des Wasserstoffs, Kohlenwasserstoffs und einiger anderer Körper in der Luft. S. 20—25.

Einige Bemerkungen über die im ersten und zweiten Abschnitt mitgetheilten Thatsachen. S. 26—38.

Nachtrag zum ersten Abschnitt. „Ueber die langsame Verbrennung des Aetherdampfes." S. 39—46.

Das Ozon mit dem Chlor verglichen. S. 47—61.

Ueber das Verhalten des Ozons zu den niedern Oxydationsstufen der Metalle. S. 62—68.

Das Verhalten des Ozons gegen Jodkalium. S. 69—72.

Ueber die Einwirkung des Ozons auf organische Substanzen. S. 73—76.

Ueber die Beziehung des Ozons zu der Salpetersäure und zu einigen andern Sauerstoffsäuren. S. 77—98.

Ueber die Anwesenheit des Ozons in der atmosphärischen Luft und die Rolle, welche es bei langsamer Oxydation spielen dürfte. S. 99—110.

Zur Begründung des am Schlufs zu fällenden Urtheils wollen wir die in den verschiedenen Abhandlungen angegebenen Versuche und die darüber aufgestellten Ansichten, so wie die daraus gezogenen Schlüsse, und zwar grofsentheils mit den eigenen Worten des Verf., mittheilen.

In den „Einleitenden Bemerkungen" wird den Naturforschern im allgemeinen der Vorwurf gemacht, dafs sie oft äufserst interessante und halbverstandene Erscheinungen unbeachtet lassen. „Denn man hat „alle Zeit nöthig um Jagd auf neue Thatsachen zu „machen." Der Verf. hingegen „überzeugt, dafs die „chemische Wissenschaft mehr gefördert werden kann, „durch ein tiefes Studium schon bekannter, ihrem Ge„biete angehöriger Erscheinungen, und durch die ge„nauere Erforschung bereits ermittelter aber übel ver„standener Thatsachen, als durch das Bemühen, die „Zahl der Verbindungen der Elementarstoffe zu ver„mehren," hat seine Aufmerksamkeit „schon seit ge„raumer Zeit dem so bedeutungsvollen Phänomen der „langsamen und raschen Verbrennung der Körper in „atmosphärischer Luft und den dabei statt findenden „chemischen Vorgängen zugewendet." Mittheilung der erhaltenen Ergebnisse ist der Zweck dieser Schrift, und der Verf. denkt, dafs sie der Beachtung der Chemiker nicht ganz unwerth sei.

Im Eingang des ersten Abschnitts „Ueber die lang„same Verbrennung der Aetherdämpfe" erklärt der Verf., dafs er durch die Erzeugung des Ozons beim Leuchten des Phosphors auf diejenigen Körper aufmerksam wurde, welche beide Arten der Verbrennung, die rasche und die langsame, zu erleiden fähig sind, und dafs er zunächst den Aetherdampf untersuchte. Der Versuch wurde in der Art angestellt wie er zur Darstellung der Aldohydsäure bekannt ist. In eine Flasche mit atm. Luft wurden einige Tropfen Aether gethan und ein „mäfsig stark erwärmter Platindrath" hineingeführt. „Nach der Annahme der Chemiker", heifst es, „bilden sich unter diesen Umständen eine „Reihe von Verbindungen, unter denen Wasser, Es„sig-, Ameisen-, Aldohydsäure u. s. w. genannt wer„den. Zu gleicher Zeit tritt auch ein Körper auf, „der höchst stechend riecht, die Augen zum Thrä„nengufs reizt, von welchem aber die Chemiker uns „noch nicht zu sagen vermocht haben, was derselbe „eigentlich sei. (?)" Es werden nunmehr viele Körper aufgeführt, auf welche diese Materie wie Chlor wirkt, d. h. sie oxydirt oder bleicht. Zu diesen Körpern gehören Jodkaliumstärke, die Lösungen von Jodkalium, von Kaliumeisencyanur und von schwefelsaurem Eisenoxydul, dann weifses Cyaneisen, schweflige Säure, Schwefelwasserstoffsäure, Indiglösung, oxydirbare Metalle, Schwefelblei u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft, von Chr. Fr. Schoenbein.

(Fortsetzung.)

Auch ein heftiger katarrhalischer Zustand, den das Athmen einer solchen Atmosphäre hervorbringt, gehört zu diesen Reactionen. Ohne es auszusprechen hält der Verfasser natürlich diese bleichende und oxydirende Materie für Ozon und sucht das abweichende Verhalten dieses von dem auf andere Art dargestellten zu erklären; da aber dieses weit umständlicher und vollständiger in dem „Nachtrag zum ersten Abschnitt" u. s. w. geschieht, so werden wir es erst bei diesem näher angeben. Nur in Hinsicht des Geruchs mufs hier erwähnt werden, dafs er, nach dem Verf. „weder dem Aldehyd noch der Essig- Ameisensäure, „noch irgend einem andern bis jetzt näher untersuch„ten Erzeugnifs der langsamen Verbrennung des Aether„dampfs zugeschrieben werden kann." Im Widerspruch dieser Behauptung lauten die Angaben: Das Aldehyd ist eine Flüssigkeit von eigenthümlichem erstickendem Geruch, der Krampf in den Brustmuskeln beim Athmen bewirkt (Berz. Lehrb. VIII S. 313). Die Dämpfe der Aldehydsäure reizen die Augen zu Thränen und fallen beim Athmen beschwerlich. L. u. P. Handwörterb. der Chemie I. 187.

Noch wird von diesem Geruch angegeben, dafs er verschwindet, sobald die Atmosphäre mit Wasser geschüttelt wird, indem diese Atmosphäre dann nicht mehr auf Jodkaliumkleister u. s. w. reagirt. Doch wird hinzugefügt: „Aus diesen Umständen folgt indes„sen noch nicht, dafs der fragliche Geruch der blei„chenden und oxydirenden Materie angehöre." —

In dem zweiten Abschnitt „Ueber die Verbrennung des Wasserstoffs" u. s. w. wird angegeben, dafs ein mit Jodkaliumstärke bestrichener, und stark mit Wasser befeuchteter Papierstreifen, über die Flammenspitze des aus einer engen Röhre ausströmenden Wasserstoffgases gehalten, ziemlich rasch blau gefärbt wird. Eben so wird Jodkaliumlösung, in einer engen an beiden Seiten offenen Röhre über diese Flamme gehalten, in kurzer Zeit gelb; dasselbe ist der Fall mit der Auflösung des Kaliumeisencyanur, kurz alle Reactionen, welche die durch langsames Verbrennen des Aethers gebildete Atmosphäre hervorbringt, wird auch durch die Flammenspitze bewirkt.

Mit der Flamme einer Kerze waren die Resultate nur negativ. „Mir wenigstens" heifst es, „ist es noch nicht „gelungen zu einem andern Ergebnifs zu gelangen. „Wird hingegen durch diese Flamme ein Luftstrom „geführt, wie bei Löthrohrversuchen, so finden alle „Reactionen statt, ja sie sind noch stärker als mit „der Wasserstoffflamme. In der innern Flamme bleibt „auch hier der Kleister ungefärbt, und der in der äu„fsern gebläute verliert sogar in der innern die Farbe. „Die Flamme des Weingeistes, Kamphors und anderer „organischer Körper verhält sich wie die der Kerze." Auch einige „vorläufige Versuche," mit der Flamme des Phosphors angestellt, haben gezeigt, dafs sie an der Spitze den Jodkaliumkleister blau färbt, falls ein Luftstrom durch die Flamme gehet. Ob er gleich „noch nicht zu prüfen die Zeit gehabt," so zweifelt der Verf. kaum daran, dafs auch in der Flamme der Metalle, z. B. des Zinks, Arseniks u. s. w. ein bleichendes und oxydirendes Princip auftreten werde. Nur in der Flamme des Schwefels kann das oxydirende Princip nicht frei auftreten, selbst wenn es erzeugt werden sollte, weil, wie bei den Reactionen angegeben, die Wasserstoff- wie die Löthrohrflamme die schweflige Säure zum Theil in Schwefelsäure verwandelt.

In den „Einigen Erörterungen" u. s. w. werden die in den zwei Abschnitten angegebenen Processe, so

Digitized by Google

wie die Reactionsversuche umständlich erörtert. — Beim Vergleichen der chemischen Wirkungen der durch den Aetherdampf gebildeteten Atmosphäre „müssen wir," heifst es, zu der Ueberzeugung gelangen, „dafs dieselben von einer Materie herrühren, die hinsichtlich der chemischen Eigenschaften mit dem Chlor, „Brom, Ozon und einigen Sauerstoffsäuren eine auffallende Aehnlichkeit hat;" da sie „wie eine eminent „electro-negative und oxydirende Materie sich verhält." Bei der raschen Verbrennung des Wasserstoffs, Kohlenwasserstoffs, „tritt in einem bestimmten „Flammentheil ein Princip auf, dessen chemisches Verhalten im Wesentlichen mit der Verbrennungsweise „derjenigen Materie übereinstimmt, die bei der langsamen Verbrennung des Aetherdampfs zum Vorschein „kommt." Ist es nun kaum zu bezweifeln, dafs das auftretende Princip beider Processe das gleiche sei, „so sind wir doch keinesweges noch zu der Annahme „berechtigt, dafs es einerlei sei. Dieses kann erst „entschieden werden, wenn wir diese Substanzen im „isolirten Zustande kennen werden. Doch können „schon jetzt folgende Betrachtungen angestellt werden, die dazu dienen könnten, einiges Licht auf den „noch so dunklen Gegenstand zu werfen."

Beim raschen Verbrennen des Wasserstoffes in atmosphärischer Luft kann der Ursprung dieser Materie nur in der atmosphärischen Luft zu suchen sein. „Schon die Chemiker, welche zum Behufe der Ermittelung der Zusammensetzung des Wassers zuerst „Wasserstoffgas in der atmosphärischen Luft verbrannten, geben an, dafs sie immer salpetersäure-haltiges Wasser erhalten hätten; — so wäre es wohl möglich, dafs unter diesen Umständen auch etwas Stickstoff gleichzeitig mit dem Wasserstoff eine Verbindung mit dem atmosphärischen Sauerstoff einginge „und Salpetersäure gebildet würde." Gegen diese Annahme scheinen dem Verf. zu sprechen: dafs Jodkaliumkleister den selbst concentrirten und warmen salpetersauern Dämpfen ausgesetzt, die aber frei von salpetriger Säure sind, nicht gebläut, dafs Jodkaliumlösung, frei von iodsaurem Kali, durch reine Salpetersäure nicht gelb gefärbt, Kaliumeisencyanurlösung nicht in Cyanid übergeführt und weifses Cyaneisen in Wasser vertheilt, sich nicht bläuet. Da nun diese Reactionen, wie angegeben, von der Spitze der Wasserstoffgasflamme hervorgebracht werden, so können sie nicht von Salpetersäure herrühren. Ueberdies wird bemerkt, ist nicht anzunehmen, dafs bei einer so hohen Temperatur Salpetersäure erzeugt werden könnte, bei welcher die fertig gebildete zersetzt wird. Salpetrige- oder Untersalpetersäure kann diese Materie auch nicht sein, weil diese die Lösungen von Eisenoxydulsalzen „merklich stark braun" färben, dem Verf. aber ist es noch nicht gelungen, eine derartige Reaction zu erhalten, „womit übrigens noch nicht gesagt sein soll, „dafs die fragliche oxydirende Substanz mit salpetrichter Säure nichts zu thun habe, obgleich es mir scheinen will, als ob die Bildung der erwähnten Säure „unter den obwaltenden Umständen nicht sehr wahrscheinlich sei." Auf die Frage, wenn diese Substanz nicht salpetrige Säure ist, was sie sonst sein könnte, und ob sie in irgend einem Zusammenhang mit der Materie stehet, welche sich bei Einwirkung des Phosphors auf die atmosphärische Luft bildet, wird bemerkt: „Wie wahrscheinlich dies auch erscheinen „möchte, so würde es doch jetzt schon zu voreilig sein, „auch nur in Form einer Vermuthung irgend wie über „diese Fragen sich zu äufsern." Wie dem auch sei, wird jedenfalls die Thatsache als auffallend und beachtenswerth bezeichnet, „dafs die chemischen Wirkungen der Spitze einer in der gewöhnlichen Luft „brennenden Wasserstoffgasflamme wesentlich die gleichen sind, welche eine elektrische Ausströmungsspitze „hervorbringt. — — Allerdings habe ich an der Wasserstoffgasflamme noch nicht den eigenthümlichen Geruch wahrnehmen können, der sich beim Ausströmen „der Elektricität aus Spitzen u. s. w. so sehr bemerklich macht." — Dafs die oxydirende Substanz des Aetherdampfs mit Untersalpeter- oder salpetriger Säure „nichts zu thun habe," scheint dem Verf. eine ausgemachte Sache zu sein; indem die Probeflüfsigkeit — d. h. Wasser mit der Atmosphäre geschüttelt, welche durch das Verbrennen des Aethers in atmosphärischer Luft erzeugt worden ist, — mit der oxydirenden Substanz so stark geschwängert, dafs sie merkliche Mengen von Jodkalium zu zersetzen vermag, Eisenoxydulsalzlösungen nicht schwarzbraun färbt. Auch besitzt diese Flüfsigkeit nicht entfernt den charakteristischen Geruch dieser Säuren, und dem Verf. ist es auch bisjetzt nicht gelungen, durch Behandlung dieser Flüfsigkeit mit Kali, Salpeter zu erhalten. Da sie nun weder salpetrige noch Untersalpetersäure ist und auch keine

Digitized by Google

aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff zusammengesetzte Säure, da keine solche bekannt ist, welche ähnliche Reactionen zeigt, so scheint es „eine „chemische Möglichkeit zu sein, dafs die fragliche „Substanz dieselbe sei, welche bei der Verbrennung „des Wasserstoffs, Kohlenwasserstoffs u. s. w. zum Vor„scheln kommt, und dafs sie ihren Ursprung in den „Bestandtheilen der atmosphärischen Luft nimmt."

Vergleicht man die chemischen Reactionen des oxydirenden Princips, beim raschen Verbrennen des Wasserstoffs u. s. w. erzeugt, und die analogen des beim langsamen Verbrennen des Aetherdampfes gebildeten mit denjenigen, welche man mit dem Ozon erhält, „so können wir nicht umhin eine grofse Ueber„einstimmung zwischen diesen Wirkungen wahrzuneh„men, die in der That im Wesentlichen die glei„chen sind."

Es finden jedoch folgende Unterschiede statt:

Ozonatmosphäre kann Wochenlang mit Wasser geschüttelt werden, ohne dafs sie von diesem gänzlich aufgenommen wird, während die Atmosphäre des Aetherdampfs bei der Behandlung mit Wasser sofort und gänzlich gelöst wird.

„Ozon zerstört gleich leicht das Lakmusblau, wie „den Indigo, während die andere Materie letztern zwar „leicht und vollständig vernichtet, auf die Lakmus„farbe dagegen viel schwächer zerstörend einwirkt."

„Ozon vermag das Platin kräftig negativ zu pola„risiren, während die andere Materie dies zu thun „nicht vermag."

„Trotz dieser Unterschiede wäre es indessen *viel„leicht doch möglich*, dafs die beiden verglichenen Ma„terien einerlei chemische Natur hätten, und die ange„gebenen Verschiedenheiten nur darauf beruheten, dafs „das bei der Verbrennung des Aetherdampfs entste„hende elektro-negative Princip noch mit einem an„dern Körper vergesellschaftet wäre."

Was in diesen Erörterungen noch besprochen wird, dafs es von der gröfsten theoretischen Wichtigkeit wäre, zu wissen, ob beim Verbrennen des Wasserstoffs, Aetherdampfs u. s. w. in reinem Sauerstoff ebenfalls die oxydirenden und bleichenden Materien gebildet werden, oder ob dazu die Anwesenheit des Stickstoffs eine unerläfsliche Bedingung ist, da das durch Phosphor erzeugte Ozon in reinem Sauerstoff nicht zum Vorschein kommt, so wie den vom Verf. hierüber angestellten Versuch, nach welchem er vermuthet, dafs reiner Sauerstoff zur Erzeugung dieser Materien nicht hinreichen dürfte, können wir um so eher übergehen, als der Verf. sich darüber noch nicht erklärt hat, warum eben Ozon durch Phosphor in wasserhaltigem Sauerstoff nicht gebildet werden kann. Eben so übergehen wir ein sehr weitläufiges Raisonnement über das Athmen, da dieser Procefs in der letzten Abhandlung über die Anwesenheit des Ozons in der atmosphärischen Luft u. s. w. umständlich erörtert wird.

In dem „Nachtrag zum ersten Abschnitt" wird der Grund der dort und in den Erörterungen aufgestellten Unterschiede zwischen Ozon und der Aetheratmosphäre, welche im ersten Abschnitt als Vermuthung angegeben worden ist, durch Versuche vollkommen bestätigt.

Zur bessern Würdigung dieser frühern Vermuthung und der nunmehrigen Bestätigung, müssen wir nachträglich einige Stellen aus dem ersten Abschnitt mittheilen. Es war an diesem Orte nur von dem abweichenden Verhalten zum Wasser und zu Platin, nicht aber zur Lakmusfarbe, die Rede, und da vermuthet der Verf., „dafs unser elektro-negativer Körper mit „einer Substanz entweder chemisch verbunden oder „vermengt sei, welche mit elektro-positiven Eigen„schaften begabt, das negative Polarisationsvermö„gen unseres bleichenden Princips entweder aufhebt „oder maskirt, in ähnlicher Weise wie dies z. B. der „Wasserstoff in Beziehung auf das Chlor oder der „*Phosphordampf hinsichtlich des Ozons* thut." Da nun unter den Erzeugnissen des Aetherdampfs beim Verbrennen auch Aldehyd ist, so glaubt der Verf., dafs durch dessen Anwesenheit das „negative Polarisations„vermögen unserer bleichenden Materie geschwächt „oder völlig neutralisirt werden müfste. Denn wenn „auch der voltaische Charakter dieses Körpers noch „nicht untersucht worden ist, so läfst sich dennoch „aus dessen chemischen Eigenschaften mit ziemlich „grofser Sicherheit auf die elektro-positive Beschaf„fenheit desselben ein Schlufs machen. Ich zweifle „kaum daran, dafs ein Gold- oder Platinstreifen in „Aldehyddampf sich positiv polarisiren werde." Als ein anderer Grund für die Aufhebung der negativen Polarität könnte auch das bei der Verbrennung des Aethers zugleich gebildete Aetherin (?) angenommen werden. „Da das Aetherin mit Chlor beim Jod, mit

Digitized by Google

„so entschiednen elektro-negativen Elementen, che-„mische Verbindungen von einem ziemlich neutralen „Charakter eingehet, so erhellt hieraus wie auch aus „der Zusammensetzung des Aetherins überhaupt, dafs „diese Materie ein elektro-positiver Körper ist d. h. „ein solcher, der das Vermögen besitzt, die elektro-„negativen Eigenschaften einer andern Materie aufzu-„heben." Dafür scheint die Erzeugung des Jodätherins (Jodoform) zu sprechen, welche stattfindet, wenn die Probeflüfsigkeit d. h. die Auflösung der Aether-Atmosphäre in Wasser, auf Jodkalium einwirkt. Bei dem in dem Nachtrag zur Bestätigung dieser Vermuthung aufgestellten Versuche, wurde davon ausgegangen, dafs „da das Ozon in so vielen Beziehungen dem „Chlor ähnlich ist, und dieses so leicht mit dem Aethe-„rin sich vereinigt, so stand zu erwarten, dafs auch „das Ozon eine solche Verbindung eingehen wird;" da ferner das Chloräthérin aus dem elektro-negativen Chlor und dem elektro-positiven Aetherin zusammengesetzt sich vollkommen voltaisch indifferent verhält, woraus hervorgehet, „dafs eine Chloratmosphäre durch „Aetherin, und eine Aetherinatmosphäre durch Chlor „in dem Verhältnifs des Chloräthérins zusammenge-„bracht vollständig depolarisirt werden," so ist auch ein gleiches Verhalten des Ozons zum ölbildenden Gas zu erwarten; und dieses hat sich aus dem Versuche ergeben. In einen Ballon mit möglichst stark ozonisirter Luft wurde ölbildendes Gas geleitet, wodurch augenblicklich die Ozonatmosphäre ihr negatives Polarisationsvermögen verlor und voltaisch neutral sich verhielt, wenn ihr nicht zu viel ölbildendes Gas zugefügt worden ist. Ein gleiches Verhalten findet in Hinsicht des Geruchs statt. So wie der Geruch des Chlors sowohl als der des Aetherins bei der Verbindung verschwindet, und ein neuer auftritt, so geschiehet dieses auch bei der Verbindung mit dem Ozon. „Ist voltaische Neutralität eingetreten, so riecht „man weder Ozon noch ölbildendes Gas, dagegen be-„merkt man einen äufserst stechenden Geruch, der dem-„jenigen *vollkommen gleich ist*, welcher sich bei der lang-„samen Verbrennung des Aetherdampfs entwickelt." So wie dieses, so reizt auch die Verbindung des Ozons die Augen zu Thränen. Zur völligen Gewifsheit wird die Vermuthung, „dafs bei der Reaction des Ozons auf Aethe-„rin dieselbe Verbindung sich erzeuge, welche bei der lang-„samen Verbrennung des Aetherdampfs zum Vorschein „kommt," durch die Reactionen, die eine solche durch Aetherin voltaisch neutralisirte Ozonatmosphäre auf einen Papierstreifen, mit Jodkaliumkleister behaftet, auf die Schriftzüge von Schwefelblei, weifses Cyaneisen u. s. w. ausübt, denn diese sind ganz so wie sie die Aetheratmosphäre hervorbringt. Auch erlangt das Wasser, welches mit der neutralisirten Ozonatmosphäre geschüttelt wird, dieselben Eigenschaften der Probeflüfsigkeit, zersetzt also ebenfalls Jodkalium und bildet Jodkohlenwasserstoff.

„Was die Natur des Ozons selbst betrifft, so kön-„nen wir es gemäfs den von mir in der neuesten Zeit „erhaltenen Resultaten kaum für etwas anderes als „für eine eigenthümliche Verbindung des Wassers mit „dem Sauerstoff betrachten." Da es sich aber durch mehrere Eigenschaften von dem Thenardschen Wasserstoffsuperoxyd unterscheidet, — zu dem früher angegebenen Geruch und Unauflöslichkeit in Wasser werden noch hinzugefügt: „das Vermögen metallisches „Silber zu oxydiren, das Bleioxyd in Hyperoxyd über-„zuführen" u. s. w. — so mufs es entweder verschieden zusammengesetzt oder eine isomere Modification sein. Hieran schliefst sich nun folgende Betrachtung an: „Wie der Phosphor, auf eine uns freilich noch „ganz unerklärliche Weise, bei seiner langsamen Ver-„brennung den mit ihm in Berührung stehenden „atmosphärischen Sauerstoff bestimmt, mit dem anwe-„senden Wasserdampf zu Ozon sich zu vereinigen, so „verursacht auch der in langsamer Verbrennung be-„griffene Aether oder Weingeistdampf die Bildung von „Ozon; da aber im Augenblick des Auftretens dieser „Verbindung dieselbe einen gasförmigen Stoff, nehm-„lich das Aetherin selbst, oder das erste oder zweite „Aetherinhydrat (den Aether oder den Weingeist) vor-„findet, so vereinigt sich das Ozon mit dem Aetherin „und bildet damit die stechend riechende Materie." — Dafs das Ozon auch bei der Bildung anderer Producte eine Rolle spielt, wird als nicht unwahrscheinlich angegeben, so namentlich bei der Erzeugung des Aldehyds, der Essigsäure u. s. w. aus Aether und Weingeist, ja die gewöhnliche Essigbildung dürfte damit zusammenhängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft, von Chr. Fr. Schoenbein.

(Fortsetzung.)

Die Wirkung des fein zertheilten Platins auf Weingeist in Berührung der atmosphärischen Luft „könnte „darauf beruhen, dafs dieses Metall durch katalytische Thätigkeit die Bildung von Ozon veranlafste und „der Sauerstoff der letztern es wäre, der durch Wasserstoffentziehung und Oxydation den Weingeist in „Essigsäure verwandelt. — Wie dem nun aber auch „sein mag, so läfst sich kaum in Abrede stellen, dafs „bei der langsamen Verbrennung des Aether- oder „Weingeistdampfs ganz die gleiche Materie erzeugt „wird, welche bei der langsamen Verbrennung des „Phosphors zum Vorschein kommt, und dafs diese „Materie ein so kräftiges Oxydationsmittel ist, dafs „es seinen Sauerstoff an eine grofse Anzahl oxydirbarer Körper sowohl unorganischer als organischer Art schon bei gewöhnlicher Temperatur abgiebt."

Zu der Angabe, „dafs viele Metalle der Probeflüfsigkeit das oxydirende Princip entziehen und in „Salze verwandelt werden," wird bemerkt, dafs dieses namentlich auch mit dem Quecksilber der Fall ist. „Wie es scheint, beruhet diese Salzbildung zunächst „auf einer durch das Ozon bewerkstelligten Oxydation „der Metalle und dann auf einer Verbindung der hierdurch entstandenen Oxyde mit den bei der langsamen „Verbrennung des Aethers sich erzeugenden Säuren. „Unter diesen befindet sich nach Angabe der Chemiker namentlich Acetylige und Ameisensäure, welche „bekanntlich die Eigenschaft haben, leicht das oxydirbare Metallende zu reduciren." Daher scheidet sich metallisches Quecksilber aus, wenn die Probeflüfsigkeit bis zum völligen Verschwinden des enthaltenen oxydirenden Princips mit Quecksilber geschüttelt und dann bis zum Sieden erhitzt wird.

Ehe wir uns zu den übrigen Abhandlungen wenden, wird es wohl zweckmäfsig sein, eine Beurtheilung der ihrem wesentlichen Inhalte nach dargelegten vier Abschnitte dieser Schrift aufzustellen, und zwar um so mehr, als diese ersten Abhandlungen die eigentlichen Versuche über das langsame und rasche Verbrennen der Körper enthalten.

Das Wesentliche der dargestellten Untersuchung, in wenigen Worten zusammengefafst, ist folgendes: Beim langsamen Verbrennen des Aethers, so wie beim raschen mehrerer Körper in der atmosphärischen Luft wird eine Substanz erzeugt, welche von gleicher Wirkung mit der ist, die beim Leuchten des Phosphors gebildet wird, also mit Ozon d. h. Wasserstoffsuperoxyd. Bei der Gleichheit in den chemischen Wirkungen zeigt aber die beim langsamen Verbrennen des Aethers gebildete Substanz ein verschiedenes Verhalten von der durch rasches Verbrennen erzeugten und beide von dem des Wasserstoffsuperoxyds, nehmlich in Hinsicht des Geruchs, des Verhaltens zum Wasser und zum Platin. (Die Verschiedenheit der beim Verbrennen des Wasserstoffs erzeugten Materie beruhet nur auf dem Mangel an Geruch, da die Wirkung des Wassers und des Platins nicht angegeben ist und auch füglich nicht ausgemittelt werden konnte). Dieser Verschiedenheit ungeachtet, und ungeachtet der so überaus vorsichtigen und streng kritischen Aeufserungen: „wie wahrscheinlich u. s. w. so würde es doch zu vor„eilig sein auch nur in Form einer Vermuthung" u. s. w. S. 29. es scheint eine chemische Möglichkeit zu sein S. 31 u. v. a. — hat der Vf. von Anfang an alle drei für eine und dieselbe Substanz d. h. für Ozon gehalten, und bemühet sich die Verschiedenheit durch die Annahme zu erklären, dafs das beim langsamen Verbrennen des Phosphors erzeugte Ozon frei auftritt,

Digitized by Google

hingegen das beim langsamen Verbrennen des Aethers gebildete mit Aetherin verbunden. — Das beim raschen Verbrennen des Wasserstoffs dargestellte bleibt ganz unerwähnt. — Durch eine solche potenzirte Hypothese läfst sich wohl die Verschiedenheit des Geruchs, so wie das verschiedene Verhalten zum Wasser und zum Platin erklären, aber um so unbegreiflicher bleibt es, dafs eine solche Verbindung dieselben chemischen Reactionen wie das freie Ozon hervorzubringen im Stande sein soll. Es ist in der That auffallend wie der Verf. einen solchen Gedanken hat auffassen können, dafs die negativ polare Substanz, Ozon, welche durch die Verbindung mit einer positiv elektrischen — als wofür der Verf., gleichviel mit welchem Rechte, das Aetherin erklärt — voltaisch neutral geworden ist, dennoch unverändert eben so chemisch wirken soll, wie im freien Zustande! Die Analogie mit dem Chlor, auf die er ja so vieles bauet und namentlich das Verhalten des dem Ozonätherin so sehr analoge Chloräthérin hätte ihn über die gänzliche Unhaltbarkeit einer solchen Annahme belehren müssen, da dieses, gleichviel wie, voltaisch neutral, aber vollkommen chemisch neutral ist d. h. keine einzige von den chemischen Reactionen des Chlors ausübt. Betrachten wir die angegebenen Darstellungsarten des Wasserstoffsuperoxyds — wobei natürlich hier von der durch das Leuchten des Phosphors ganz abgesehen wird — so ist es unbegreiflich, wie bei der hohen Temperatur „eines mäfsig stark erhitzten Platindrahts" oder gar in der Flammenspitze des Wasserstoffgases oder einer Kerze, durch welche noch obendrein ein Luftstrom geleitet wird, dieses Superoxyd gebildet werden soll, welches bei dieser Temperatur nothwendig zersetzt werden mufs, wie ja der Verf. selbst, und zwar in seiner Schrift „Ueber die Erzeugung des Ozons" also zu der Zeit als er diese Substanz noch als einen Bestandtheil des Stickstoffs anerkannt hatte, ausdrücklich angiebt. Bei der Darstellung dieser Substanz durch das Elektrolysiren des Wassers heifst es an mehrern Stellen „der Geruch tritt nicht auf, wenn die Flüfsigkeit stark erwärmt wird" u. s. w. „erhitztes Platin und Gold heben den Geruch auf" u. s. w. und dafs mit dem Geruch auch alle Reactionen aufhören, wird dort umständlich angegeben.

Beleuchten wir nunmehr die angegebenen chemischen Reactionen der Atmosphäre des Aetherdampfs, so bestehet die auf die beiden Salze, Jodkalium und Kaliumeisencyanur, darin, dafs aus dem erstern etwas Jod abgeschieden und ein Theil des zweiten in Cyanyd verwandelt wird; eine Wirkung, welche nothwendig eine Oxydation voraussetzt. Aber diese wird so wie durch Chlor- und Salpetersäure u. s. w. auch durch jede andere selbst organische Säure unter Mitwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs, besonders bei erhöheter Temperatur bewirkt. Nach der Natur der Säure und dem Grade der Verdünnung derselben und der Salzlösung, findet diese Reaction in kürzerer oder längerer Zeit bei gewöhnlicher Temperatur statt. So z. B. wird die Auflösung von $\frac{1}{100}$ Jodkalium durch *reine* von *salpetriger Säure vollkommen befreite Salpetersäure* vom Sp. G. 1, 2 sofort gelb gefärbt, ist aber die Säure mit 10—15 Theilen Wasser verdünnt, so erfolgt die Färbung erst nach einigen Minuten. Aehnlich verhält sich die Schwefelsäure, Essigsäure hingegen färbt diese Auflösung erst nach einigen Stunden, aber die welche $\frac{1}{10}$ von diesem Salz enthält, schon nach wenigen Minuten. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Durch die Anwesenheit der Säure, und dem verschiedenen Grade ihrer Verwandtschaft zum Kali gemäfs, wird mehr oder weniger von diesem auf Kosten des Wassers aus dem Kalium des Salzes gebildet, und in demselben Verhältnifs Jodwasserstoff abgeschieden, aus welchem entweder der Sauerstoff der Säure, oder der der atmosphärischen Luft oder beider das Jod abscheidet. Dafs es im ersten und letzten Falle schneller als im zweiten erfolgen wird und dafs der Grad der Verdünnung von Einflufs sein mufs auf die Zeit, in welcher die Färbung wahrzunehmen ist, braucht keine besondere Erörterung. Daher findet auch selbst bei der Schwefel- und Salpetersäure bis zu einem bestimmten Grad verdünnt, in der verdünnten Salzlösung *sogleich* keine Färbung statt, welche aber nach einiger Zeit auch in *verschlossenen Gefäfsen* erfolgt, während bei der Essigsäure unter gleichen Umständen die Auflösung *ungefärbt bleibt*, wenn die Mischung in verschlossenen Gefäfsen gemacht und der Zutritt der Luft abgehalten wird. Dafs beim Kaliumeisencyanur, mutatis mutandis, derselbe Hergang des Processes statt findet, verstehet sich von selbst.

Demnach bedarf es zur Erklärung des Verhaltens dieser Salze und noch viel weniger zu der der Reaction auf Jodkaliumkleister und Jodwasserstoffsäure der Ge-

Digitized by Google

genwart des Wasserstoffsuperoxyds durchaus nicht, wenn dieses auch unter den angegebenen Umständen gebildet werden könnte.

Was die andern Reactionen betrifft und zwar zunächst das Blaufärben des weifsen Cyaneisens, so mufs bemerkt werden, dafs das vom Vf. aus schwefelsauerm Eisenoxydul und Blutlaugensalz dargestellte — was eigentlich ein Doppelcyanur ist, nur mit einer geringern Menge von Cyankalium als im Blutlaugensalz — auch an der Luft blau, aber freilich nicht „augenblicklich dunkelblau", wie die Angabe des Vf.'s lautet, gefärbt wird, es mufs daher angenommen werden, dafs irgend ein Product in der Aetheratmosphäre mitwirkend ist. Hatte nun das Präparat noch unzersetztes Kaliumeisencyanur, was wahrscheinlich ist, so kann die beschleunigte Wirkung von jeder Säure herrühren, welche die Aetheratmosphäre enthält. Dieselbe Bewandtnifs hat es auch mit der Einwirkung auf Eisenoxydulsalzlösung, indem diese, nachdem sie mit der Atmosphäre des Aetherdampfs geschüttelt worden ist, die Auflösung des Kaliumeisencyanurs blau fällt, da beim Schütteln dieser Eisensalzlösung mit atmosphärischer Luft mehr oder weniger Oxydsalz gebildet und folglich diese Reaction mit dem Doppelcyanur hervorgebracht wird, wobei ebenfalls die Gegenwart einer Säure den Erfolg befördern mufs.

Selbst die Wirkung auf einen Hauch von Schwefelblei — der Versuch lautet „läfst man einen Tropfen Bleizuckerlösung auf einen Streifen Fliefspapier fallen, und hält man die getränkte Stelle über Schwefelwasserstoffgas, bis sie *merklich* braun gefärbt ist etc. — findet in dem Angegebnen ihre Erklärung. Ebenso die Reaction auf Spuren von Schwefelantimon auf ähnliche Art wie das Schwefelblei dargestellt. (Noch wird als eine Reaction des Ozons angeführt, dafs feuchtes, fein zertheiltes Schwefeleisen auf einem Papierstreifen haftend „ziemlich schnell" in Oxyd übergeht, eine Verbindung, die, wie bekannt, so sehr leicht an der Luft oxydirt wird.) Dasselbe ist der Fall mit dem Versuche, nach welchem Wasser, durch geistige Iodlösung *merklich* gefärbt, durch das Schütteln mit der Aetheratmosphäre etwas heller, und wenn diese Operation d. h. die Darstellung dieser Atmosphäre und das Schütteln derselben mit diesem Wasser „eine hinreichende Anzahl von Malen wiederholt worden", vollkommen farblos wird, da dieses bei der so verdünnten Iodlösung sehr leicht durch die Luft bewirkt wird, indem die so geringe Menge Iod verdunstet.

Es bleiben demnach von den verschiedenen Reactionen nur die auf Indiglösung, welche gelb gefärbt wird, auf oxydirbare Metalle, welche alle Eigenschaften von Probeflüssigkeit aufheben, und auf Schwefelwasserstoffwasser, welches, mit der Probeflüssigkeit vermischt, nicht mehr auf Metallauflösungen einwirkt, übrig, welche von der atm. Luft allein nicht hervorgebracht werden können und daher zu der Annahme berechtigen, dafs die Aetheratmosphäre eine Substanz enthält, welche diese Wirkungen hervorbringt. Von welcher Natur diese Substanz sei? dürfte bei einer sorgfältigen und vorurtheilsfreien Untersuchung nicht sehr schwer auszumitteln sein. Aus theoretischen Gründen läfst sich nur Folgendes angeben: Könnte man annehmen, dafs beim langsamen Verbrennen des Aethers mit den andern Producten auch Salpeter- oder salpetrige Säure erzeugt werde, so würden alle Reactionen darin ihren Grund finden; es ist aber sehr unwahrscheinlich, dafs unter solchen Umständen diese Säure im freien Zustande sich bilden kann, wohl aber könnte eine zusammengesetzte Säure, wie Nitronaphtalin- oder Naphtalinsalpetersäure oder eine dieser analoge erzeugt werden, welche entweder an und für sich oder im Moment der Zersetzung oxydirend auf die angegebenen Substanzen einwirkt.

Alles, was über die Reactionen der Aetheratmosphäre gesagt ist, findet natürlich auch volle Anwendung auf die von der Flamme des Wasserstoffgases u. s. w. hervorgebrachten. Namentlich sind die angestellten Versuche von der Art, dafs wohl angenommen werden kann, die bewirkten Erscheinungen rühren nur von dem erhitzten Sauerstoff der Atmosphäre her, doch könnte sich hier auch Salpetersäure bilden, und in dem Moment, in welchem sie durch die Hitze zersetzt wird, oxydirend auf die verschiednen Körper einwirken.

Dafs die oben aufgestellten Gründe des Vf.'s gegen eine solche Bildung der Salpetersäure unrichtig sind, geht aus dem angegebenen Verhalten des Jodkaliums und des Kaliumeisencyanurs zur Salpetersäure hervor, indem sie von dieser Säure gar wohl zersetzt werden. Ebenso ist es mit dem weifsen Cyaneisen der Fall. Dagegen kann es seine Richtigkeit haben, dafs Jodkaliumkleister von den concentrirten und warmen

Digitized by Google

Dämpfen der Salpetersäure nicht gebläuet wird, wovon aber der Grund der wäre, dafs das unmittelbar ausgeschiedene Jod schnell durch die warmen Dämpfe in Jodsäure verwandelt wird, und folglich keine Verbindung mit der Stärke eingeht. Wie denn auch eine sehr verdünnte Auflösung von Jodkalium nur dann mit Stärke die blaue Farbe zeigt, wenn ihr eine *geringe* Menge Salpetersäure zugesetzt wird, nicht aber bei einer grofsen Ménge dieser Säure, oder wenn sie sehr concentrirt ist.

Freilich beruht auch diese Erklärung auf einer Hypothese, aber diese unterscheidet sich von der des Verf.'s, dafs die Bildung einer solchen zusammengesetzten Salpeter- oder salpetrigen Säure nicht nur möglich, sondern gar nicht unwahrscheinlich ist, da es einmal Thatsache ist, dafs selbst beim Verbrennen von blofsem Wasserstoffgas in der atmosph. Luft der Stickstoff mit oxydirt wird; die Erzeugung eines Wasserstoffsuperoxyds unter den angegebenen Umständen hingegen, wenn nicht unmöglich, doch gewifs höchst unwahrscheinlich sein mufs. Zugleich ist ja eben auch der Verf. genöthigt, dieses Superoxyd nicht in freiem Zustande in der Aetheratmosphäre anzunehmen, sondern mit Kohlenwasserstoff verbunden, und von einer solchen Verbindung alle oxydirenden Wirkungen abzuleiten, welche das freie Superoxyd hervorzubringen vermag! — Wenn in Hinsicht des letzteren Punctes entgegnet werden sollte, dafs ja der Verf. eine solche Verbindung unmittelbar aus den Bestandtheilen, aus Wasserstoffsuperoxyd und ölbildendem Gas, dargestellt hat, welche aufser dem gleichen Geruch u. s. w. auch dieselben oxydirenden Reactionen wie die Aetheratmosphäre und wie das freie Superoxyd hervorbringt: so müssen wir dagegen erwiedern, dafs diese Verbindung nicht mit dem *unbezweifelten* Wasserstoffsuperoxyd, wie es durch galvanische Zersetzung des Wassers erhalten wird, sondern mit der Phosphor-Atmosphäre bewirkt worden ist. Ob diese Atmosphäre das Superoxyd enthält, wird noch sehr bezweifelt, aber angenommen, dafs es beim Leuchten des Phosphors unter bestimmten Umständen gebildet wird, so ist es gewifs nicht der alleinige Bestandtheil dieser Atmosphäre, sondern ist es wahrscheinlich, dafs zugleich irgend eine Oxydationsstufe des Phosphors darin mit enthalten ist. (An einem anderen Orte haben wir eine Ansicht von dieser Phosphoratmosphäre aufgestellt, nach welcher sie eine zusammengesetzte Phosphorsäure analog der Nitroschwefelsäure etc. enthalten könnte.) Wie dem auch sei, so ist das gewifs, dafs das Product aus dieser Atmosphäre und Aetherin gebildet verschieden sein mufs von der Aetheratmosphäre. Wenn aber dessenungeachtet die chemischen Reactionen gleich sind, so dient das nur zum Beweise, dafs aufser Chlor, Ozon und Salpetersäure es noch andere Substanzen giebt, die eine gleiche oxydirende Wirkung auf verschiedene Körper ausüben.

Nach dieser umständlichen Auseinandersetzung und Würdigung der ersten Aufsätze dieser Schrift werden wir bei Mittheilung der übrigen uns um so kürzer fassen können, als zur Beurtheilung derselben nur selten eine Gegenbemerkung erfordert wird.

In dem 14 Seiten füllenden Aufsatz „das Ozon mit dem Chlor verglichen", bemüht sich der Verf. die frühere Ansicht von der Natur des Chlors als einer aus Sauerstoff und sogenannter trockner Salzsäure zusammengesetzten Substanz, für weit wahrscheinlicher, als die gegenwärtig allgemein angenommene darzustellen.

Gleichsam als Motiv eines solchen Unternehmens bemerkt der Verf. im Eingang, dafs er durch die Uebereinstimmung vieler wesentlichen Eigenschaften des Ozons mit denen des Chlors lange Zeit jene für einen einfachen Körper gehalten hat, da es aber nach seinen neuesten Ergebnissen höchst wahrscheinlich ein Wasserstoffsuperoxyd ist, so müfste es vom Chlor getrennt werden, wenn dieses ein einfacher Stoff wäre „Da aber die Einfachheit und Sauerstofflosigkeit des „Chlors keinesweges eine erwiesene Sache ist und be„kanntlich alle die durch diesen Körper veranlafsten „chemischen Wirkungen nach der älteren, von Berze„lius so lange vertheidigten Theorie eben so gut, als „nach der Davyschen Ansicht erklärt werden können", so fand er sich durch das Ozon dazu aufgefordert, die beiden Theorieen zu untersuchen und zu vergleichen. „Gründe der theoretischen Bequemlichkeit und der „Analogie waren es vorzugsweise, welche die Chemi„ker bestimmten, die alte Ansicht zu verlassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft, von Chr. Fr. Schoenbein.

(Fortsetzung.)

Als solche Gründe werden angeführt das Cyan wegen seiner Verbindungen mit Quecksilber und Wasserstoff, welche einige Analogie mit denen des Chlors zeigen, die Nichtdarstellbarkeit der trockenen Salzsäure, dafs das Chlor selbst bei der höchsten Temperatur den leicht oxydirbaren Kohlenstoff nicht angreift, und endlich weil die neuere Ansicht ein bequemeres Erklärungsmittel ist. Dabei opferte man aber der neueren Erklärungsweise „eine Summe von Analogien auf, die „gröfser ist als diejenige, welcher zu lieb die jetzt „herrschende angenommen wurde." Als Beweis dafür wird angeführt, dafs man sich durch die grofse Analogie der salzsauren Salze mit den Sauerstoffsalzen gezwungen sah, „die Ansicht über die Sauerstoff-„salze und Sauerstoffsäuren zu verändern, und eine „grofse Anzahl hypothetischer, dem Chlor oder dem „Ozon analoger zusammengesetzter Salzbilder zu ersin-„nen, von denen aber eben so wenig als die alte trockne „Salzsäure, auch nur ein einziger dargestellt worden „wäre. — Des Willkührlichen und Hypothetischen hat „daher die neuere Ansicht allerwenigstens eben so viel, „wo nicht mehr als die alte Theorie" etc.

Zur ferneren Würdigung der beiden Theorieen stellt der Verf. 14 Puncte über die Aehnlichkeit zwischen Chlor ued Ozon auf, von denen folgende als neu und merkwürdig erwähnt zu werden verdienen.

„Das Ozon im möglichst concentrirten Zustande, „in welchem es bis jetzt dargestellt werden konnte, „hat einen Geruch, der an denjenigen des Chlors, „Broms und Jods gleichzeitig erinnert und mit dem „Geruche keines anderen Körpers verglichen werden „kann" (was sehr wenig mit den frühern Angaben des Verf.'s stimmt).

„Das Ozon wird wie das Chlor schon bei gewöhn-„licher Temperatur von Phosphor unter mäfsiger Wärme-„und Lichtentwickelung aufgenommen (? ?)."

„Das Ozon wie das Chlor wandelt eine Reihe me-„tallischer Oxyde in Superoxyde um."

Nach dieser Zusammenstellung der ähnlichen Wirkungen heifst es: „wenn es nun kaum einem Zweifel „unterliegen kann, dafs die Wirkungen des Ozons von „einem Theil des in ihm verbundenen Sauerstoffs her-„rühren", wenn nach der Bertholletschen Ansicht alle Wirkungen des Chlors erklärt werden können, „so mufs man es wenigstens für möglich halten", dafs das Chlor ebenfalls Sauerstoff enthält und dafs von diesem die Reactionen herrühren. Behufs der folgenden Erörterung der beiden Chlortheorieen wird noch die Betrachtung vorausgeschickt, dafs es eine in theoretischer Hinsicht äufserst bedeutungsvolle, „und ich füge bei, eine „bis jetzt viel zu wenig gewürdigte Thatsache" ist, dafs freier Sauerstoff weniger leicht mit den oxydirbaren Elementen sich vereinigt als bei gewissen Verbindungszuständen.

Zu Gunsten der Bertholletschen Theorie wird dann die Wirkungslosigkeit des Chlors auf Kohlenstoff erklärt, und um das Cyan analog wie Chlor zusammenzusetzen, wird die frühere Berzeliussche Hypothese von Nitricum zu Hülfe gerufen, wonach sich begreifen liefse, „wie das Cyan ein der oxydirten Salzsäure ähnlicher Körper sei und Sauerstoff enthalten könnte. Diese Ansicht, heifst es, würde den theoretischen Vortheil gewähren, dafs sie den beiden Körpern Chlor und Cyan, die einen ähnlichen chemischen Charakter haben, auch eine ähnliche Zusammensetzung gäbe ($A = M + O$. $Cy = C_2N + O$).

Mit Uebergehung dessen, was ferner zu Gunsten der alten und gegen die jetzige Chlortheorie angegeben wird, wobei mehrere Gründe angeführt werden, die Berzelius im Jahr 1823, als er noch der alten Ansicht

Digitized by Google

zugethan war, aufgestellt hat, so wie die Uebereinstimmung der Sauerstoff- und der Chlorverbindungen mit den einfachen Stoffen, und v. a. welches zu Gunsten der alten Theorie gedeutet wird, wollen wir nur noch erwähnen, auf welche Art und Weise die Reactionen des Chlors nach dieser Ansicht mit denen des Ozons parallelisirt werden. „Tritt Ozon z. B. mit Kalium in Berührung, so vereinigt sich ein Theil des Sauerstoffs „der ersteren Materie mit dem Metalle zu Oxyd, und „das Wasser des Ozons mit dem Kali zu einer salz„ähnlichen Verbindung, in welcher aber wegen der „Schwäche der Säure (des Wassers) die basischen Ei„genschaften des Oxyds nicht *merklich* vermindert sind. „Vereinigt sich Chlor mit dem gleichen Metall, so fin„det ein Vorgang Statt, gleich dem oben beschriebe„nen: der Sauerstoff der oxydirten Salzsäure wandelt „das Kalium in ein basisches Oxyd um, und die ihres „Sauerstoffs beraubte Salzsäure vereinigt sich mit dem „Kali, das aber in diesem Falle, in Folge der Stärke „der Säure vollkommen neutralisirt wird." Die gröfsere Energie der Wirkung des Chlors im Vergleich mit der des Ozons wäre nach der alten Ansicht leicht begreiflich und die Analogie zwischen dem chemischen Charakter des Wassers und der Salzsäure läfst sich bis auf die Erzeugungsweise ihrer Oxydationsstufen, des Ozons und des Chlors ausdehnen. Wofür der Verf. seine Versuche anführt, nach welchen elektrische Funken durch ein Gemenge von Sauerstoff und Wassergas geschlagen, Ozon erzeugen. (Wäre diese Angabe richtig, so würde ja dies das leichteste und sicherste Verfahren sein, um diese Art Wasserstoffsuperoxyd vollkommen rein darzustellen. Uebrigens ist dem Berichterstatter nicht bekannt, wo der Vf. diese Versuche angegeben hat.) Ebenso tritt Chlor auf und wird Wasser abgeschieden, wenn ein Gemenge von Sauerstoff- und Chlorwasserstoffgas der gleichen elektrischen Behandlung unterworfen wird. So wird bei der voltaischen Zersetzung des Wassers Ozon, und bei der der gewöhnlichen Salzsäure Chlor dargestellt u. s. w. u. s. w. Nach allem diesem erklärt der Verf. am Schlufs dieses Aufsatzes, dafs er diese Bemerkungen „für nichts weiteres als für Ansichten angesehen „wissen will, in der Absicht geäufsert, um die Chemi„ker zu veranlassen, einem Gegenstande wieder ihre „Aufmerksamkeit zuzuwenden, der für die theoretische „Chemie eine nicht geringe Wichtigkeit hat." Und er glaubt auch, dafs man sich aufgefordert fühlen wird, die Chlortheorie von neuem zu prüfen, wenn „die Ge„sammtsumme der vorliegenden auf das Chlor und das „Ozon sich beziehenden Thatsachen vorurtheilsfrei in „Betracht gezogen werde."

In dem Aufsatz „Ueber das Verhalten des Ozons zu den niedern Oxydationsstufen" soll dargethan werden, dafs die niedrigen Oxydationsstufen des Bleis und einiger anderer Metalle durch Ozon in Hyperoxyde übergehen. Die Versuche sind in folgender Art angestellt worden. Wird ein mit Bleioxydhydrat behafteter Papierstreifen in eine Flasche gehängt, deren Luft durch Phosphor möglichst stark ozonisirt worden, so wird das Hydrat erst gelb, dann röthlich-gelb und nach einiger Zeit völlig braun. „Diese braune Materie verhält sich nach den *vorläufig* mit derselben angestellten Versuchen als Bleihyperoxyd." Dieselbe Wirkung äufsert diese Luft auf Messicat an einem Papierstreifen haftend und auf Mennige aus, bei der letzteren „findet aber dieser Farbenwechsel ziemlich langsam Statt". Als Beweis, dafs dabei das Ozon zersetzt wird, verliert die ozonisirte Luft, lange mit Bleioxydhydrat geschüttelt, den Geruch und alle charakteristischen Eigenschaften. Dieselbe Wirkung auf das Bleioxyd übt auch das riechende Princip aus, welches bei der voltaischen Wasserzersetzung am positiven Pol entwickelt wird. Auch die aus einer stumpfen kupfernen Spitze ausströmende Elektricität färbte das an einem Papierstreifen haftende Bleioxydhydrat nach 5 Minuten gelb und nach ½ Stunde an den Stellen, „welche am meisten dem elektrischen Büschel ausgesetzt waren, braun". „Diese Gleichheit des Verhaltens darf „daher als ein neuer Beweis für die Richtigkeit mei„ner Behauptung angesehen werden, gemäfs welcher „bei elektrischen Entladungen, die in atmosphärischer „Luft stattfinden, Ozon erzeugt wird."

Da nach seinen Untersuchungen die freie Luft auf das Jodkalium eben so einwirkt wie das Ozon, woraus der Verf. geschlossen hat, dafs in der atmosphärischen Luft Ozon vorhanden sei, so erwartete er auch die Höhe der Oxydation des Bleis von dem atm. Ozon, und dieses haben die Versuche auch bestätigt. „Hängt „man Papierstreifen mit Bleioxydhydrat behaftet in der „freien Luft auf, so bemerkt man nach einiger Zeit „in der Farbe desselben eine Veränderung, es geht „aus reinem weifs in gelb über." Solche Streifen

Digitized by Google

Abends in einem Hofe aufgehangen, erschienen am folgenden Morgen schon merklich gelb gefärbt. Der Gegenversuch war, dafs solche Streifen, in eine mit gewöhnlicher Luft gefüllte Flasche eingeschlossen, die weifse Farbe ganz und gar nicht ändern.

Wird Manganoxyd oder Nickeloxydhydrat oder Silberoxydhydrat (!) an Papierstreifen haftend in stark ozonisirte Luft gebracht, so gehen sie sehr rasch in die Hyperoxyde über, und es ist dieser Weg wohl der einfachste, diese Verbindungen hervorzubringen. Dem Verf. ist es auch höchst wahrscheinlich, dafs die natürlichen Hyperoxyde, z. B. das des Mangans aus den niedrigen Oxydationsstufen durch Ozonisation entstanden sind, „denn wenn Bleiprotoxyd in freier Luft nach „und nach in Hyperoxyd übergeht, so wird dieses „gewifs auch mit den niederen Manganoxyden der „Fall sein."

Auch Kali wird durch Ozon in Hyperoxyd verwandelt, daher die Lösung derselben, durch welche ein Strom ozonisirter Luft geht, die Eigenschaft erlangt, „wenn durch reine Schwefelsäure etwas übersättigt, die „Indigauflösung zu zerstören und das Jodkalium zu „zersetzen." Eben so besitzt die Lösung für sich selbst das Vermögen, das Lakmuspapier langsam zu bleichen. Das durch chemisches wie durch voltaisches Ozon gebildete Hyperoxyd steht „höchst wahrschein„lich zwischen dem gelben Hyperoxyd und dem ge„wöhnlichen Kali, und enthält auf ein Atom Metall „zwei Atom Sauerstoff. Dafs die Auflösungen der „übrigen alkalischen Metalloxyde, mit Ozon geschüt„telt, ebenfalls Sauerstoff aufnehmen, ist wohl kaum „nöthig auszuführen. Man kann daher sagen, dafs „das Ozon das Vermögen besitzt, die meisten Prot„oxyde in Hyperoxyde zu verwandeln."

Gegen diese Versuche und Folgerungen mufs Folgendes bemerkt werden. Wir besitzen ein charakteristisches und ganz entscheidendes Reagens für Metallhyperoxyde, das ist die Salzsäure, die bei Einwirkung auf die geringsten Mengen eines Superoxyds Chlor entwickelt, welches durch den Geruch sicher erkannt wird. Ein solcher Versuch wird in dem Aufsatz nicht erwähnt, es ist daher wohl zu bezweifeln, ob er gemacht worden ist, und anzunehmen, dafs der Verf. blos aus der dem Superoxyd ähnlichen Farbe, welche das Oxyd angenommen, auf die Natur des Superoxyds geschlossen hat. Diesem nach ist es jedenfalls noch nicht erwiesen, dafs unter den angegebenen Umständen ein Superoxyd gebildet worden ist. Mit der gröfsten Bestimmtheit mufs aber behauptet werden, dafs das Silberoxyd auf diese Art nicht in Superoxyd übergeht, seiner Natur nach auch nicht übergehn kann, wie es ja auch nicht durch Chlor zu Superoxyd wird. Was der Verf. unter den *vorläufigen Versuchen* versteht, nach welchen er das Bleisuperoxyd erkannt hat, ist nicht angegeben.

Der Aufsatz „das Verhalten des Ozons gegen Jodkalium" enthält zum Theil das, was der Verf. schon vor längerer Zeit in verschiedenen Zeitschriften, zum Theil auch in den früheren Aufsätzen dieser Schrift mitgetheilt hat. Der wesentliche Inhalt ist folgender.

Jodkaliumlösung zerstört augenblicklich die concentrirte Ozonatmosphäre unter Ausscheidung von Jod; wird dieses durch Erhitzen verjagt, so reagirt die Flüssigkeit merklich alkalisch, bleicht langsam Lakmuspapier und wird beim Zusatze einer Säure gelb, d. h. es wird Jod frei. Wird Jodkaliumlösung so lange mit Ozon behandelt, bis alles Jodkalium zersetzt ist, so enthält die Flüssigkeit hauptsächlich iodsaures Kali, etwas kohlensaures Kali und wirkt noch schwach bleichend. Das Sonderbare, welches der Verf. darin findet, dafs das Ozon nicht unmittelbar das Iodkalium in iodsaures Kali verwandelt, sondern dafs dabei Iod frei wird, dafs die Auflösung nicht neutral bleibt, da Kali neben freiem Iod nicht bestehen kann, und dafs die Flüssigkeit noch bleichend wirkt, sucht er auf folgende Art zu erklären. „Trifft Ozon mit Iodkalium „zusammen, so wird ein Theil dieses Salzes in der „Weise zersetzt, dafs sich ein eigenthümliches Kalium„superoxyd, höchst wahrscheinlich KO_2, bildet. Die„ses Superoxyd geht eine im Wasser lösliche Verbin„dung mit einem Theile des unzersetzten Iodkaliums „ein, welche Verbindung neben freiem Iod bestehen „kann, und als die Ursache des erwähnten Bleichens „und der alkalischen Reaction angesehn werden mufs." Eine ähnliche Verbindung von Iodkalium und Superoxyd wird auch beim Glühen von Iodkalium an der Luft gebildet. Dabei „nimmt das Kalium eines Theils „des Haloidsalzes atmosphärischen Sauerstoff auf, „sich in das fragliche Hyperoxyd umwandelnd und Iod „abscheidend." Diese Verbindung hat alle Eigenschaften einer mit Ozon behandelten Iodkaliumlösung. Eine solche Verbindung wird auch hervorgebracht, wenn Iod-

Digitized by Google

kalium längere Zeit der freien Luft ausgesetzt wird. Eben so beruht das Bläuen des Iodkaliumkleisters auf der Bildung des Hyperoxyds unter Ausscheidung von Iod. Das an der Luft geglühte Kali ist eben so wie das mit Ozon behandelte ein Gemisch von Kalihydrat und Superoxyd, „und besitzt in der That auch bleichende Eigenschaften." Daher auch das aus solchem Kali und Iodeisen gebildete Iodkalium Superoxyd enthält. Die Reactionen eines solchen Iodkaliums, z. B. dafs es beim Zusatz einer verdünnten Säure den Kleister bläut, „dürfen also nicht der Anwesenheit von „iodsaurem Kali zugeschrieben werden, wie *man* die„ses wohl thun mufste, so lange die Verbindung zwi„schen Iodkalium und Kaliumsuperoxyd unbekannt war".

Dieser *man* ist natürlich kein anderer als der Vf. selbst, da niemand aufser ihm und zwar so hartnäckig behauptet hat, dafs diese Reaction einzig und allein von der Gegenwart des iodsauern Kalis herrühre. Der Verf. hat hiermit eine grundlose Hypothese mit einer andern vertauscht.

Wie so manche unrichtige Prämissen und ungegründete Folgerungen dieser Aufsatz enthält, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, da es schon aus dem, was über die Wirkung der Aetheratmosphäre auf Iodkalium angegeben ist, einleuchtet.

In dem Aufsatz „Ueber die Einwirkung des Ozons auf organische Substanzen" wird gezeigt, dafs Ozon und Chlor, wie auf unorganische so auch auf organische Körper ein analoges Verhalten haben. Wird Stroh, Sägespäne, Humus etc. mit Ozonatmosphäre geschüttelt, so verschwindet nach wenigen Minuten alles Ozon, wie diese Substanzen auch die Chloratmosphäre schnell zerstören. Eben so wirken thierische Stoffe, im Wasser gelöst, wie Milch, Käse etc. Von diesen wirkt Blut, von den Pflanzenstoffen Mehl am schnellsten zerstörend ein. Als Grund wird angegeben, „da das Ozon „als ein höchst kräftiges oxydirendes Agens sich er„weist, so können wir wohl kaum mehr daran zweifeln, „dafs dasselbe bei seiner Berührung mit organischen „Substanzen diesen einen Theil Wasserstoff und viel„leicht auch einigen Kohlenstoff entzieht" etc. Aus diesem analogen Verhalten des Ozons und Chlors auf organische Substanzen nimmt der Verf. wieder Veranlassung, zu einer neuen Prüfung der Chlortheorie aufzufordern. Schliefslich wird bemerkt: Da durch die elektrischen Entladungen, die ununterbrochen in der Atmosphäre stattfinden, in der Luft fortwährend freies Ozon vorhanden ist, so kann es bei der Masse organischer Substanzen auf der Oberfläche der Erde nicht anders sein, „als dafs das atmosphärische Ozon auf „pflanzliche und thierische Stoffe oxydirend einwirkt, „und von diesen fortwährend eingesogen wird, wie es „mit dem Chlor der Fall wäre, wenn sich dasselbe in „der Atmosphäre vorfände und mit organischen Mate„rien in Berührung käme".

Der vorletzte Aufsatz: „über die Beziehung des Ozons zu der Salpetersäure und einigen andern Säuren", der umfangreichste von allen, 20 Seiten füllend, enthält Behauptungen und Ansichten, welche die in den vorhergehenden Abhandlungen weit übertreffen und mildest ausgedrückt zu den kühnsten gehören, welche auf wissenschaftlichem Gebiet aufgestellt worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herr Professor Dr. Bernhardy hat als Mitarbeiter an den Jahrbüchern f. w. Kritik die Redaction um die Aufnahme folgender Erklärung ersucht:

Erklärung.

Die im November-Heft der Berliner Jahrbücher No. 95. hingeworfenen Andeutungen und die hieran geknüpfte Polemik bestimmen mich hiermit zu erklären, dass die Ausgaben, Uebersetzungen und sonstigen Arbeiten des Herrn *Johannes Minckwitz* mir unbekannt sind. Wenn ich übrigens, weit entfernt auf ihn anzuspielen, seinen Namen im Grundriss der Griechischen Literatur übergehe, so werden Kenner dieses Stillschweigen zu deuten wissen. Um so weniger dürften seine Bemerkungen mich zu irgend einer weiteren Erörterung veranlassen.

Halle, 5. Februar 1846.

Bernhardy.

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft, von Chr. Fr. Schoenbein.

(Fortsetzung.)

Davon ausgehend, dafs die concentrirte Salpetersäure als ein Hydrat angenommen wird, und es auffallend findend, dafs von den 5 Oxydationsstufen des Stickstoffs die Salpetersäure allein nicht im isolirten Zustande erhalten werden kann, bemerkt der Verf.: „Es ist immer eine eigene Sache mit einer chemischen „Verbindung, von welcher behauptet wird, dafs sie für „sich allein nicht bestehn könne und ihre Existenz an „das Vorhandensein gewisser andrer zusammengesetz„ter Körper geknüpft sei. Möglicher Weise ist die „Annahme solcher Verbindungen durchaus unstatthaft „u. s. w. Jedenfalls dürfen wir Verbindungen, welche „zu ihrem Bestande andere Körper erfordern, nur in „dem Falle annehmen, wenn es unmöglich ist, die „Thatsachen anders als durch eine solche Annahme „zu erklären." Das ist aber hier nicht der Fall, indem das Salpetersäurehydrat aus zwei längst bekannten isolirt darstellbaren Verbindungen so zusammengesetzt betrachtet werden kann, dafs ein Aequivalent der einen mit einem Aequivalent der andern sie bilde; nehmlich aus Untersalpetersäure und Wasserstoffsuperoxyd ($NO_4 + HO_2 = NO_5 + HO$). Diese Säure kann daher mit gleichem Recht als untersalpetersaures Wasserstoffsuperoxyd angesehn werden, „mit dem es von der heutigen Chemie für salpetersaures Wasserstoffoxyd angenommen wird". Da das Ozon isomer dem Wasserstoffsuperoxyd ist, „so können wir das Salpeter„säurehydrat als untersalpetersaures Ozon betrachten „und begreifen auch leicht, warum die wasserfreie „Säure nicht darstellbar ist; denn einer solchen Be„trachtungsweise zufolge gäbe es überhaupt keine Ver„bindung NO_5".

Das Ozon wird von Untersalpetersäure augenblicklich zerstört; wenn daher zu stark ozanisirter Luft Untersalpetersäure tritt, so verschwindet der Geruch des Ozons und der Untersalpetersäure, und der der Salpetersäure kommt zum Vorschein. Ozon polarisirt Gold und Platin in ausgezeichnetem Grade negativ, „auch „die Untersalpetersäure ruft in diesem Metalle einige „negative Polarität hervor, und bringt man mit Ozon „und Untersalpetersäure beladene Atmosphären in ge„eigneten Verhältnissen zusammen, so verlieren beide „ihr Polarisationsvermögen und tritt voltaische Neu„tralität ein. Natürlich hören dann auch alle Reactio„nen auf, welche dem Ozon und der Untersalpetersäure „eigenthümlich sind, und bringt man in den Ballon, in „welchem diese beiden Verbindungen zusammengetre„ten, etwas Wasser, so erhält man eine Flüssigkeit, „die alle Eigenschaften der reinen Salpetersäure be„sitzt." Wie nun alles das vollkommen begreiflich ist, wenn man annimmt, die Untersalpetersäure verbindet sich mit Ozon zu Salpetersäurehydrat, „so erklären „sich aus einer solchen Ansicht eine Reihe zwar wohl „bekannter, aber bisher noch übel verstandner That„sachen auf eine sehr genügende Weise". Wie das Ozon für sich durch Wärme in Wasser und Sauerstoff zerfällt, so geschieht es auch, wenn es mit Untersalpetersäure verbunden ist. Daher zerfällt concentrirte Salpetersäure, dem Einflufs der Wärme oder des Lichts ausgesetzt, in Untersalpetersäure, Sauerstoff und Wasser. Nach des Verf.'s Versuchen werden mit wenigen Ausnahmen alle Metalle, selbst das Silber, durch das Ozon bei gewöhnlicher Temperatur oxydirt; dieselben Metalle oxydiren sich auch bei gewöhnlicher Temperatur in der Salpetersäure, „während in „wasserfreier Untersalpetersäure viele sonst leicht oxy„dirbare Metalle so gut als unthätig sich verhalten". Die Salpetersäure verdankt diesem nach ihr Oxydationsvermögen vorzüglich dem Gehalt an Ozon. „Wird

Digitized by Google

„ein Metall, das ein Superoxyd bilden kann, mit Sal„petersäure zusammengebracht, so ist die Annahme: „das in dieser Säure vorhandene Ozon oxydire das „Metall bis zum Superoxyd, nichts weniger als sehr „gewagt. Setzen wir den Fall: es wirke das Blei auf „die concentrirte Salpetersäure ein, so wird dieses „Metall in Superoxyd verwandelt; da aber, wie spä„terhin sich ergeben wird, die Superoxyde mit der Un„tersalpetersäure sich zu denjenigen Verbindungen ver„einigen, welche die heutige Chemie Nitrate nennt, so „vereinigt sich das Bleihyperoxyd mit einem Theile „der ausgeschiedenen Untersalpetersäure zu untersal„petersaurem Bleihyperoxyd." Indem zur Bildung dieses Superoxyds 2 Aequiv. Ozon nöthig sind, so wird 1 Aeq. Blei 2 Aeq. Salpetersäurehydrat zersetzen und dabei 2 Aeq. Wasser und 2 Aeq. Untersalpetersäure ausscheiden. Ein Aeq. Bleihyperoxyd vereinigt sich mit einem Aeq. Untersalpetersäure, das eine Aeq. freie Säure haftet nur theilweise an dem unoxydirt gebliebenen Metall und schützt es gegen die Einwirkung der Salpetersäure. „Bekanntlich kann eine etwas starke Salpetersäure Untersalpetersäure aufnehmen, ohne dafs das Wasser der ersteren merklich zersetzend auf die letztere einwirkt", beim Zusatz von Wasser aber die Untersalpetersäure gröfstentheils in Salpetersäure und Stickoxyd verwandelt wird. „Da nun unserer Ansicht „zufolge diese Umwandlung auf der Bildung von Ozon „beruht", so ist es begreiflich, dafs wässerige Salpetersäure lebhafter die Metalle oxydirt als concentrirt. Indem das Wasser auf Kosten eines Theils der ausgeschiedenen Untersalpetersäure zu Ozon sich verbindet und dieses mit einem andern Theile dieser Säure Salpetersäure bildet, wird verhindert, dafs das Metall eine Schutzhülle von Untersalpetersäure erhält, welche „bei gewöhnlicher Temperatur beinahe unthätig gegen „die Metalle sich verhält — wonach es fortwährend „dem untersalpetersauren Ozon eine nackte Oberfläche „darbietet. Hierzu kommt noch, dafs in manchen Fäl„len das Nitrat in concentrirter Salpetersäure nur „spärlich sich löst, dagegen leicht in schwächerer". Bei dieser Gelegenheit bemerkt auch der Verfasser: „Wahrscheinlich haben viele der Passivitätserscheinun„gen, mit denen ich mich früher beschäftigt, in den „angegebenen Verhältnissen ihren Grund."

Wird die Salpetersäure als untersalpetersaures Ozon, und das Chlor als eine Verbindung von Salzsäure und Sauerstoff betrachtet, so stellt sich, vermöge der grofsen Aehnlichkeit des chemischen Verhaltens zwischen dem Chlor und dem Ozon, die schönste Analogie zwischen der Salpetersäure und der oxydirten Salzsäure von selbst her. „Kommen Metalle mit oxy„dirter Salzsäure zusammen, so vereinigen sie sich mit „dem Sauerstoff derselben und die Salzsäure verbin„det sich mit den Oxyden; wirken Metalle auf unter„salpetersaures Ozon ein, so verbinden sie sich mit „dem Sauerstoff des letztern, und die hieraus entsprin„genden Hyperoxyde bilden mit einem Theil der aus„geschiedenen Untersalpetersäure die sogenannten Ni„trate." Weil einer Chloratmosphäre durch das Hinzutreten von untersalzsauern Dämpfen in gehörigem Verhältnisse das negative Polarisations- und Bleichvermögen vermindert und der Geruch verändert wird, scheint es „auch eine Verbindung aus Untersalpetersäure und Chlor zu geben, analog der Salpetersäure zusammengesetzt".

Diese Ansicht von der Natur der salpetersauern Salze wird noch weiter ausgeführt. „Werden die Hy„peroxyde des Boriums, Strontiums, Bleis, Mangans „und Silbers mit Untersalpetersäure zu gleichen Ae„quivalenten zusammengebracht, so entstehen einfach „salpetersaure Salze. Unsere heutige Chemie nimmt „an, dafs unter diesen Umständen die Hyperoxyde die „Hälfte ihres Sauerstoffs an die Untersalpetersäure ab„treten, um sie in Salpetersäure umzuwandeln, welche „Säure man dann mit dem Protoxyd zusammentreten „läfst. Wir hingegen sagen, dafs die Hyperoxyde und „Untersalpetersäure direct sich vereinigen, d. h. dafs ein „Nitrat nichts anderes als ein untersalpetersaures Hy„peroxyd sei, und ich sehe nicht ein, welche andere „als hypothetische Gründe sich gegen diese Annahme „vorbringen liefsen. Kein Mensch hat noch die trok„kene Salpetersäure gesehn, wohl aber die Untersalpe„tersäure; die Existenz jener ist somit zweifelhaft. Es „ist also logischer, das Bleinitrat aus Untersalpeter„säure und Bleihyperoxyd zu betrachten", aus zwei isolirt darstellbaren Substanzen, als anzunehmen, das Bleisalz enthalte eine nicht darstellbare Verbindung NO_5. Was von der Bildung und Zusammensetzung des Blei- und Silber-Nitrats angenommen wird, gilt natürlich auch von denen des Kalis, Nitrums u. s. w. „Nun ist freilich noch kein KO_2 NaO_2 etc. bekannt, „ich habe aber angeführt, dafs das Ozon eine Kalilösung

Digitized by Google

„in der Weise verändert, dafs auf die Existenz eines „solchen Hyperoxyds mit ziemlicher Sicherheit geschlos„sen werden darf." — — — „Wie das Ozon, welches „ebenfalls als ein Superoxyd anzusehen ist, es ver„mag, metallische Protoxyde in Superoxyde überzu„führen, so kann auch ein metallisches Hyperoxyd „einen Theil seines Sauerstoffs an ein Protoxyd ab„geben und dieses in Hyperoxyd überführen." So nimmt, wenn Barytlösung zu salpetersauerm Bleioxyd gesetzt wird, das Boriumoxyd aus dem Bleihyperoxyd ein Aequiv. Sauerstoff auf und fällt Bleiprotoxyd.

Ueber die grofse Analogie, welche zwischen den Normalsuperoxyden, worunter RO^2 verstanden werden, und den sogenannten einfachen Salzbildern bestehet, wird folgendes angeführt. „Chlor, Brom, Jod, Ozon, „die Hyperoxyde des Mangans, Bleies, Silber sind „eminent elektro-negative Substanzen d. h. mit dem „Vermögen begabt, Platin und Gold negativ zu pola„risiren; sie alle zerstören die Farbe der Indiglösung, „zersetzen das Jodkalium, wandeln das gelbe Blutlau„gensalz in das rothe um; sie alle sind mit einem „Worte kräftig oxydirende Agentien. Auch ist es „nicht unwahrscheinlich, dafs sie alle mit der Unter„salpetersäure eigenthümliche Verbindungen eingehen, „wenn wir auch diejenige des Chlors, Broms und Jods „noch nicht kennen. Es kann wohl auch kein Zwei„fel darüber walten, dafs die Hyperoxyde des Bleis, „Mangans, Silbers und wahrscheinlich alle normalen „Hyperoxyde, falls sie Gasform besäfsen, eine Reihe „von Körpern bildeten, Hinsicht ihrer Eigenschaften „schlagend ähnlich dem Chlor, Brom, Jod. Diese „Gase würden bleichen, eine Menge organischer Stoffe „schon bei gewöhnlicher Temperatur durch Oxydation „verändern, Platin und Gold negativ polarisiren, chlor„ähnlich riechen und eingeathmet katarrhalische Af„fectionen veranlassen.

Wenn nach der alten Theorie das Chlor als aus einem Aequiv. Murium und 2 Sauerstoff und eben so Brom aus 1 Bromium und 2 Sauerstoff u. s. w. betrachtet wird, so ist die vollkommenste Analogie zwischen den Salzbildern und Hyperoxyden hergestellt und dadurch die Aehnlichkeit ihrer chemischen Reactionen vollkommen begreiflich.

Nach dieser Hypothese über die Natur der Salpetersäure und der Nitrate müssen die gegenwärtigen Ansichten über Sauerstoffsäuren und Sauerstoffsalze wesentlich sich verändern; namentlich „müfsten wir „die Vorstellung eines chemischen Antagonismus auf„geben, den wir dermalen zwischen Körpern annehmen, die Säuren und Basen genannt werden. Eigent„liche Säuren und eigentliche Basen dürften vielleicht „gar nicht existiren, dieselben aber keinesweges in „den Salzen als solche vorhanden sein." Die Mangansäure wird nach dieser Ansicht, da sie nicht für sich darstellbar ist, als nicht existirend angenommen, und ihre Verbindung mit den Basen als eine Verbindung zweier Superoxyde z. B. mangansaurer Baryt als Mangansuperoxyd und Boriumsuperoxyd ($Mn\,O^2 + Ba\,O_2 = Mn\,O_3 + Ba\,O$). Eben so wird die nicht isolirbare Uebermangansäure, als eine Verbindung zweier Superoxyde, nehmlich 2 Aeq. Mangansuperoxyd und 3 Aeq. Ozon betrachtet, denn $2\,Mn\,O^2 + 3\,HO^2 = Mn\,2\,O^7 + 3\,HO$. „In der That alle durch diese Säure „hervorgebrachten Reactionen sind von einer solchen „Art, dafs sie die Richtigkeit der geäufserten Ansicht „in hohem Grade wahrscheinlich machen." Sie verwandelt Phosphor und Jod in Phosphor- und Jodsäure, schweflige und Untersalpetersäure in Schwefel- und Salpetersäure u. s. w. Die wässerige Säure wird von ölbildendem Gase und langsamer auch von Aether und Weingeist zersetzt, wobei die gleiche Substanz gebildet wird, welche das freie Ozon mit dem ölbildenden Gase bildet, alle Reactionen stimmen also aufs genaueste mit denen des Ozons überein. Nach einer Beobachtung von Forchhammer entwickelt die wässerige Uebermangansäure unter dem Einflufs von Licht und Wärme einen Geruch, den er dem elektrischen „d. h. demjenigen des Ozons vergleicht." Da sich unter diesen Umständen auch Mangansuperoxyd ausscheidet, so scheint hieraus zu folgen, „dafs diese „lockere Verbindung von Mangansuperoxyd und Ozon „durch Licht und Wärme aufgehoben wird und je „nach Umständen entweder in ihre nähern Bestand„theile oder in Superoxyd, Sauerstoff und Was„ser zerfällt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs „Uebermangansäure auf directem Wege gebildet wer„den kann, wodurch nehmlich das Mangansuperoxyd „und Ozon in Wechselwirkung gesetzt werden."

Auch über das Schwefelsäurehydrat äufsert sich der Verf. dahin, dafs es ihm aus folgenden Gründen scheinen will „als ob diese Verbindung eher aus „schwefliger Säure und Ozon als aus Schwefelsäure

Digitized by Google

„und Wasser bestehe." Die Gründe sind, weil schweflige Säure und Ozon sich unmittelbar verbinden und Schwefelsäurehydrat erzeugen, weil dieses Hydrat bei höherer Temperatur in schweflige Säure, Wasser und Sauerstoff zerfällt, weil viele oxydirte Substanzen, indem sie sich oxydiren, aus dem Hydrat schweflige Säure und Wasser ausscheiden, und endlich weil ein Gemisch von schwefliger- und Untersalpetersäure mit Wasser das Schwefelsäurehydrat erzeugt. „Diese „Thatsachen erklären sich sehr genügend durch die „Annahme, das Hydrat bestehe aus Ozon und schwef„liger Säure. Die Wärme zerlegt diese Verbindung „deshalb in schweflige Säure, Sauerstoff und Wasser, „weil das Ozon bei einer gewissen Temperatur in „Wasser und Sauerstoff zerfällt. Läfst man ein Aeq. „Silber auf 2 Aeq. Hydrat wirken, so wird dieses Me„tall in Hyperoxyd = Aeq. O_2 verwandelt, indem es „2 Aeq. Sauerstoff aus 2 Aeq. Ozon aufnimmt. Das „Hyperoxyd vereinigt sich mit einem Aeq. schweflige „Säure zu Silbersulphat, während ein Aeq. schweflige „Säure und 2 Aeq. Wasser frei werden." Da aber bei diesem Hydrat der Grund wegfällt, welcher bei der Salpeter- und Untermangansäure zu einer solchen Ansicht veranlafst hat, dafs nehmlich die Säure in wasserfreiem Zustande nicht darstellbar ist, so äufsert sich der Verf. hierüber in folgender Art: „Est ist „wahr SO_3 kann in isolirter Beschaffenheit bestehen; „aber es ist dennoch nicht wahrscheinlich, dafs das „Schwefelsäurehydrat aus $SO_3 + HO$ zusammenge„gesetzt ist, oder dafs in demselben die trockne Schwe„felsäure als solche enthalten. Die schönen Versuche „Rose's haben gezeigt, dafs wasserfreie Schwefelsäure „in manchen Fällen Verbindungen erzeugt, verschie„den von denen, welche das Schwefelsäurehydrat mit „den gleichen Substanzen hervorbringt. (Diese Versuche beziehen sich einzig und allein auf das aus wasserfreier Schwefelsäure und trocknem Ammoniakgas gebildete Salz; und die gründliche Untersuchung Rose's hat es zur Genüge dargethan, dafs das abweichende Verhalten desselben von dem mit wasserhaltiger Säure gebildeten nur vom Ammoniak herrührt. Bei den andern Basen findet daher kein Unterschied statt, ob sie mit wasserfreier oder wasserhaltiger Schwefelsäure neutralisirt worden sind). — — „Ist das Hydrat schwefeligtsaures Ozon, so müssen „wir annehmen, dafs beim Vermischen der trocknen „Schwefelsäure diese ein Aeq. Sauerstoff an ein Aeq. „Wasser abgiebt, um dieses in Wasserstoffsuperoxyd „oder Ozon zu verwandeln."

Als Grund, weshalb aus schwefliger Säure Sauerstoff und Wasser sich nicht sofort Schwefelsäurehydrat bildet, wird angegeben, dafs vorher der Sauerstoff mit Wasser zu Ozon verbunden sein mufs „und „wie es scheint übt die schweflige Säure auf das Was„ser und den Sauerstoff einen schwachen katalytischen „Einflufs aus und bestimmt diese Materien zu Ozon„bildung." — „Bisjetzt kennen wir nur eine Methode „auf eine wohlfeile Weise Ozon zu erzeugen, diejenige „nehmlich, die auf der zwischen Untersalpetersäure „und Wasser stattfindenden Wechselwirkung beruhet. „Sollte es uns einmal gelingen, den Sauerstoff der „Luft mit Wasser in noch einfacherer Art zu verei„nigen, so hätten wir damit auch einen Weg gefun„den, das Schwefelsäurehydrat im Grofsen darzustel„len." „Nach dieser Ansicht von dem Schwefelsäu„rehydrat müssen wir natürlich die normalen schwe„felsauren Salze als schwefligsaure Hyperoxyde be„trachten z. B. das schwefelsaure Bleioxyd als schwef„ligsaures Bleihyperoxyd." So bringen auch die Hyperoxyde = RO^2 mit schwefliger Säure die einfachen schwefelsauren Metalloxyde hervor. Auch zerfallen viele dieser Salze, gehörig erhitzt, in schweflige Säure, Sauerstoff und Metalloxyd. Beides spricht zu Gunsten dieser Ansicht. Gemäfs derselben erscheint auch die schweflige Säure hinsichtlich ihres chemischen Charakters der Untersalpetersäure ganz analog. Beide erzeugen mit den Hyperoxyden entweder sogenannte Säuren oder Salze. „Wie aus der Vereinigung der „normalen Hyperoxyde unter einander sogenannte Säu„ren und Salze hervorgehen, so kann eine ähnliche „Reihe von Verbindungen entstehen, wenn die norma„len Oxyde (RO) zusammentreten, und wie man das „Ozon als den Typus der Hyperoxyde ansehen darf, „so ist das Wasser als das Vorbild der Normaloxyde „zu betrachten. Verbindet sich MO d. h. die hypo„thetisch trockne Salzsäure mit HO, so entstehet Salz„säure, mit KO das salzsaure Kali." — —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft, von Chr. Fr. Schoenbein.

(Schlufs.)

„Freilich stehen die angedeuteten Ansichten mit den „herrschenden Grundsätzen des Tages in einen üblem Ein„klang — — indessen sind unsere Theorieen nicht für die „Ewigkeit gebaut und können für nichts anderes gel„ten — als für noch äufserst unvollkommene Versu„che in das Chaos der Thatsachen einige künstliche „Ordnung zu bringen — — die von mir angedeuteten „Ideen haben wenigstens das Verdienst, die bekann„testen Thatsachen der Chemie unter einen neuen Ge„sichtspunct zu stellen und vielleicht geben sie auch „Anlafs zum Nachdenken über Gegenstände, von wel„chen Viele glauben mögen, dafs darüber wenig oder „gar nichts mehr zu sagen und zu erforschen sei." Der Verf. erklärt, wenn ihm die Unstatthaftigkeit seiner Ansichten durch Gründe, die auf Thatsachen und nicht auf Hypothesen beruhen, nachgewiesen wird, er der erste sein werde, der sie anerkennt. „Bei der „grofsen Herrschaft aber, die lang gehegte Vorstel„lungen auf unsern Geist ausüben, und der bedeuten„den Schwierigkeit, sich von denselben loszumachen „und in einen neuen Ideenkreis sich zu versetzen, ge„wärtige ich mir, dafs die im Voranstehenden ent„wickelten Ansichten, *anfänglich wenigstens, keinen „grofsen Anklang* unter den Chemikern finden werden."

Schliefslich wird noch bemerkt, dafs *möglicher Weise* nur 3 Oxydationsstufen des Stickstoffs existiren, nehmlich NO, NO_2, und NO_4 „was die salpe„trige Säure betrifft, so dürfte sie nichts anders sein, „als untersalpetersaures Stickoxyd $NO_4 + NO_2$, wie „die salpetrigsauren Salze auch vielleicht als Verbin„dungen des Stickoxyds mit Hyperoxyden zu betrach„ten sind, aus $RO_2 + NO_2$ zusammengesetzt." „Durch „welche Voraussetzung viele verwickelt scheinenden „Reactionen des Stickoxyds der salpetrigen Untersal„peter- und Salpetersäure ziemlich einfach und ver„ständlich werden."

Es wäre eine müfsige Arbeit, wenn wir es unternehmen wollten, diese, zum Theil auf unrichtigen Thatsachen und falschen Schlüssen beruhende Ansicht zu widerlegen; nur folgende wenige Bemerkungen wollen wir uns erlauben.

Schon das Verhalten der Salpetersäure vom Spec.-Gew. 142, das 2te Hydrat, widerspricht der wunderlichen Annahme, dafs die concentrirte aus salpetriger Säure und Wasserstoffsuperoxyd zusammengesetzt sein soll; denn sie destillirt ohne Entwickelung das Sauerstoff bei einer Temperatur von 123°, bei der dieses Superoxyd gewifs zersetzt wird. Noch mehr stellt sich dieser Widerspruch bei dem Schwefelsäurehydrat heraus, welches bei 316° unverändert übergehet. Aber davon abgesehen und angenommen, diese Hydrate seien demungeachtet Verbindungen des Wasserstoffsuperoxyds, bei der einen mit schwefliger- bei der andern mit Untersalpeter-Säure, so folgt nothwendig daraus, — da die Säuren in einem aequivalenten Verhältnifs zu einander stehen — und sich substituiren, dafs auch alle Hydrate der Säuren eben so zusammengesetzt sein müssen, nehmlich aus einem niedrigern Oxyde des Radikals der Säure und Wasserstoffsuperoxyd z. B. die Phosphorsäure aus einem Aeq. phosphoriger Säure und 2 Wasserstoffsuperoxyd und bei solchen Säuren, von deren Radikal man noch keine solche niedrigere Oxydationsstufe kennt, wird eine solche als nicht isolirt darstellbar angenommen werden müssen, wie z. B. von dem Radical der Borsäure. Dasselbe ist auch bei den Basen der Fall. Bestehet schwefelsaures Silberoxyd aus schwefliger Säure und Silbersuperoxyd, so mufs jedes schwefelsaure Salz ein Superoxyd enthalten. Da nun von vielen Metallen kein solches Superoxyd für

Digitized by Google

sich dargestellt werden kann, so müssen auch diese als nicht im isolirten Zustande darstellbar angenommen werden. Diese Theorie, die aus dem Grunde erfunden wurde, weil eine Säure — die Salpetersäure im wasserfreien Zustande nicht darstellbar ist, führt diesem nach zu der Annahme von vielen für sich nicht darstellbaren Substanzen!

In dem letzten Aufsatz: „Ueber die Anwesenheit des Ozons in der atmosphärischen Luft und die Rolle, welche es bei langsamen Oxydationen spielen dürfte, wird alles das zusammengefafst, was in den frühern Aufsätzen über die Bildung, so wie auch grofsentheils was über die Wirkung des Ozons aufgestellt worden ist, näher erörtert und erweitert.

Aus den Thatsachen, dafs Jodkaliumkleister sich in freier Luft schnell bläut, nicht aber in der in einer Flasche eingeschlossenen, und zwar selbst dann nicht, wenn derselben die Hälfte kohlensaures Gas beigemengt worden ist, dafs ferner Jodkaliumlösung in freier Luft sich gelb färbt d. h. Jod abscheidet, wobei auch etwas Kaliumsuperoxyd und jodsaures Kali gebildet ward, in eingeschlossener Luft hingegen sich nicht verändert, aus diesen Thatsachen erhellt, dafs die Ausscheidung des Jods u. s. w. „nicht dem freien Sau„erstoff der Luft beizumessen ist" und dafs auch die Kohlensäure der Luft keinen Theil daran hat. Es mufs daher in der Luft ein eigenthümliches „oxydiren„des Agens vorhanden sein, dem jene Wirkungen zu„kommen und welches bis jetzt der Aufmerksamkeit „der Chemiker entgangen ist. Da wir jetzt wissen, „dafs bei elektrischen Entladungen in feuchter Luft „Ozon zum Vorschein kommt, so dürfen wir aus die„ser Thatsache schliefsen, dafs auch bei elektrischen „Ausgleichungen, die unaufhörlich in der Atmosphäre „statt finden, Ozon erzeugt werde." Es ist daher äufserst wahrscheinlich, wo nicht gewifs, dafs das auf elektrischem Wege entstandene Ozon das oxydirende Princip der Luft ist. Daher die angegebene Wirkung auf Jodkalium in der frei zuströmenden Luft, welche in der abgeschlossenen nicht statt findet, weil der Gehalt des Ozons in derselben zu unbedeutend ist. „Wenn nun anfänglich die Bläuung des Klei„sters ausschliefslich nur durch das atmosphärische „Ozon veranlafst wird, so übt danach später auch die „Kohlensäure der Luft einen secundären Einflufs aus." Daher „wird Kleister mit Jodkalium versetzt, das „auch nur Spuren von Superoxyd oder jodsaurem Kali „enthält, in einer stagnirenden Luft mit Kohlensäure „vermengt, blau gefärbt." Findet sich nun das Ozon fortwährend in der Luft, so können wir kaum umhin, viele langsame Oxydationen, die in der atm. Luft statt finden, der Anwesenheit des Ozons zuzuschreiben.

Dafs diese Oxydationen durch das Ozon und nicht durch den Sauerstoff der Luft bewirkt werden, ist dadurch begründet, dafs sich nur die wenigsten Körper mit dem freien Sauerstoff bei gewöhnlicher Temperatur verbinden, sondern erst beim Erhitzen; dahingegen der Sauerstoff in einem gewissen Verbindungszustand sich mit vielen oxydirbaren Körpern ohne Mitwirkung der Wärme vereinigt. — Da das Ozon von so vielen organischen Stoffen aufgenommen wird, da es die Farbestoffe zerstört, was von dem Sauerstoff desselben herrührt, „so erhellt hieraus die Möglich„keit, dafs das atmosphärische Ozon z. B. bei der „Verwesung der organischen Materien, bei der durch „das Athmen bewerkstelligten Blutveränderung, bei „dem gewöhnlichen Bleichen u. s. w. eine Rolle spiele. „Hiermit will ich indessen nicht sagen, dafs die er„wähnten Oxydationen einzig nur dem Ozon zugeschrie„ben werden dürften, welches unter Vermittelung der „Elektricität in der atm. Luft sich bildet." Das Ozon kann auch auf anderm als elektrischem Wege erzeugt werden, durch Contactswirkung oder katalytischen Einflufs. „Der Phosphor in seiner Einwirkung auf „feuchte atmosphärische Luft liefert uns in dieser Be„ziehung das allerbelehrendste Beispiel. — — — Der „Phosphor gehört zu den oxydirbarsten Stoffen, die „wir kennen, und dennoch verbindet sich derselbe nicht „merklich bei gewöhnlicher Temperatur mit dem Sau„erstoff der Luft, falls diese vollkommen trocken ist. „Es tritt aber die Oxydation und das damit verknüpfte „Leuchten ein, sobald der Luft Wasser gegeben wird „und sofort kommt unter diesen Umständen auch die „eigenthümliche Materie zum Vorschein, welche ich „Ozon nenne" u. s. w. Dieses Ozon nun, das mit Phos„phor in Berührung kommt, wirkt deshalb auch sofort „auf denselben ein und wandelt ihn rasch in Säure „um, so dafs diese Oxydation nicht sowohl durch den „freien Sauerstoff der Atmosphäre, als durch den „Sauerstoff bewerkstelligt wird, der unter dem kata„lytischen Einflufs des Phosphors mit dem Wasser zu „Ozon sich verbunden. Man siehet leicht ein, dafs

Digitized by Google

„der Kohlenstoff z. B. wie der Phosphor das Phäno-„men der langsamen Verbrennung in feuchter atm. „Luft zeigen würde, wenn jener Körper ein katalyti-„sches Vermögen besäfse, gleich stark demjenigen, „dessen sich der Phosphor erfreut und wenn zu glei-„cher Zeit der Kohlenstoff auch im Stande wäre mit „dem Sauerstoff des Ozons bei gewöhnlicher Tempe-„ratur sich zu vereinigen."

Dafs wasserfreie atm. Luft auf selbst leicht oxydirbare Metalle bei gewöhnlicher Temperatur nicht einwirkt und trockne organische Körper in einer solchen Luft nicht zersetzt werden, beweist, „dafs aufser „dem Sauerstoff der Atmosphäre auch noch das Was-„ser eine wesentliche Rolle bei der langsamen Oxy-„dation der Körper spielt. Meines Wissens hat man „diese Wirksamkeit des Wassers aus dem Umstande „abzuleiten gesucht, dafs dasselbe eine gewisse Menge „Sauerstoff auflöst. Man nimmt an, dafs dieser Kör-„per, indem er durch die Vermittelung des Wassers „seiner Gasform beraubt werde, das fragliche Oxyda-„tionswerk verrichten könne, dessen er im luftigen „Zustand nicht fähig sei, da die Gasform seine Ver-„wandtschaft zu den Körpern vermindere. So lange „man die merkwürdige Wirkung nicht kannte, welche „der Phosphor auf die feuchte Atmosphäre hervor-„bringt, so konnte und mufste man wohl die in der letz-„tern stattfindende Säuerung der genannten Substanz „auf die oben angegebene Weise erklären: heute aber „können wir eine solche Theorie nicht mehr für genü-„gend halten und sind wir gezwungen, die Oxydation „oder die langsame Verbrennung, welche der Phosphor „in feuchter Luft erleidet, wo nicht ausschliefslich „doch vorzugsweise auf Rechnung des Ozons zu schrei-„ben, welches sich unter dem katalytischen Einflufs „des Phosphors aus atmosphärischem Sauerstoff und „Wasserdampf bildet." — — Wenn nun dieses Vermögen des Phosphors den Sauerstoff zu bestimmen sich mit Wasser zu Ozon zu vereinigen, auch noch auf andere oxydirbare Körper ausgedehnt würde, „so „dürfte wohl diese Vermuthung eine nicht sehr gewagte „zu nennen sein."

In Beziehung hierauf wird das Scheinholz angeführt, welches übereinstimmend mit dem Phosphor in trockner Luft nicht leuchtet, wenn ihm das Wasser entzogen worden ist, und auch keine merkliche Menge Kohlensäure erzeugt. Und hier kann man nicht sagen, „dafs der Mangel des Wassers die Oxydation „deshalb verhindere, weil das Erzeugnifs um die brenn-„bare Materie eine Schutzhülle bilde, wie dies viel-„leicht beim Phosphor geltend gemacht werden könnte; „denn die Kohlensäure ist gasförmig" u. s. w. Von dem Scheinholz wird zu den organischen Materien überhaupt übergegangen und angenommen, dafs der Kohlenstoff und Wasserstoff derselben ein solches katalytisches Vermögen besitzen und sich deshalb nur in feuchter Luft oxydiren, „weil sie aus derselben vorher „Ozon bildeten. Den Grund, weshalb nicht auch freier „Kohlenstoff und Wasserstoff ein solches Vermögen „in merklichem Grade besitzen, kennt man eben so „wenig als die Ursache, dafs Sauerstoff in gewissen „Verbindungszuständen energischer wirkt, als dies freier „und ungebundener Sauerstoff thut." — Das Leuchten des Meeres könnte von der höchst fein zertheilten Materie, welche im Meerwasser verbreitet ist, herrühren, welche „als Stellvertreterin des Phosphors und des „Scheinholzes angesehen werden dürfte; das Leuchten „des Meeres wäre somit die Folge eines durch seine „Ausdehnung riesenhaften Verbrennungsprocesses, ver-„mittelt nicht unmittelbar durch den atmosphärischen „Sauerstoff, sondern durch denjenigen des Ozons, wel-„ches sich unter dem katalytischen Einflufs der frag-„lichen marinischen Materie aus dem Sauerstoff der „Luft und Wasser bildete."

Beim Athmen und der Blutumwandlung wird fortwährend Kohlensäure und Wasser erzeugt, wozu der thierische Körper den Kohlen- und Wasserstoff liefert, deren Oxydation bei einer Temperatur statt findet, bei welcher sie sich im isolirten Zustande nicht mit freiem Sauerstoff zu verbinden vermögen. Aus der grofsen Menge erzeugter Kohlensäure und der Armuth der Luft an schon gebildetem Ozon „erhellt zur Genüge, dafs „diese Kohlensäure nicht auf Kosten des Sauer-„stoffs des eingeathmeten Ozons gebildet werden kann. „Sollte nun vielleicht das Blut auf die in den Körper „eingeführte Luft ähnlich wirken, wie dies der Phos-„phor und das Scheinholz thun? Sollten die Kohlen-„säure und ein Theil des Wassers, die wir ausathmen, „als Erzeugnisse der Einwirkung des Ozons auf das „Blut betrachtet werden dürfen, des Ozons nehmlich, „welches unter dem Einflufs des Bluts aus der atmo-„sphärischen Luft gebildet wurde? Könnte also der „in feuchte atmosphärische Luft gestellte Phosphor, in

Digitized by Google

„chemischer Beziehung wenigstens, mit einem in der „gleichen Luft athmenden Thiere verglichen werden? „Wie auffallend diese Fragen auch Manchem klingen „mögen, so kann man sich doch kaum enthalten sie „aufzustellen, nachdem wir in dem Ozon ein so ener„gisches Oxydationsagens kennen gelernt und in dem „Phosphor ein so merkwürdiges Mittel gefunden ha„ben, dasselbe zu erzeugen."

Zu dem was wir bei den einzelnen Abschnitten bereits bemerkt haben, fügen wir zum Schlufs dieser Beurtheilung nur folgendes hinzu. Die Schrift enthält, wie aus dieser Darstellung hervorgehet, manche interessante Versuche und Beobachtungen, auch ist der Scharfsinn nicht zu verkennen, den der Verf. angewandt hat, um die Ergebnisse dieser Versuche zu Gunsten seiner vorgefafsten Ansicht zu deduciren. Aber diesen Beobachtungen stehen viele andere gegenüber, die unrichtig sind, und die Deduction ist fast ohne Ausnahme ungegründet, so dafs nur der Sachverständige das wenige Richtige aus dem vielen Falschen zu sichten vermag. Es wäre daher jedenfalls vortheilhafter gewesen, wenn die in den wissenschaftlichen Zeitschriften bereits erschienenen Abhandlungen nicht als eine besondere Schrift für das gröfsere Publicum veröffentlicht worden wären. Die Erscheinung aber, dafs der Verf. in diesen Aufsätzen so viel Falsches, Ungegründetes und Widersprechendes aufstellen konnte, ist einzig und allein durch die unbegreifliche Befangenheit erklärbar, in welcher er sich seit einigen Jahren befindet. Seitdem er nehmlich so glücklich war, ein von dem bekannten in manchen Eigenschaften abweichendes Wasserstoffsuperoxyd zu entdecken — dafs er früher geglaubt, diese Substanz sei ein eigenthümlicher Stoff und ein Bestandtheil des Stickstoffs, kann das Verdienst einer solchen Entdeckung, besonders nach der merkwürdigen Art und Weise wie sie gemacht worden ist, um so weniger schmälern, als, wie er an einem andern Ort versichert hat, er selbst es war, der zuerst diesen Irrthum eingesehen und die wahre Natur dieses Körpers erkannt hat — seit dieser Zeit glaubt er überall dieses Superoxyd als den Grund der verschiedenartigsten Erscheinungen und Wirkungen annehmen, und folglich auch überall seine Bildung und Anwesenheit darthun zu können.

Fischer.

VI.

Strzelecki (P. E. de) physical description of Newsouthwales and Vandiemensland. London, 1845. 1. *Band in* 8.

Seit Mitchells und Greys Reiseberichten ist das vorliegende Werk das erste, von dem man eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse über die Natur und Bildung Australiens zu erwarten berechtigt war. Die Hoffnungen, die es erregt, müssen um so gröfser sein, da der Verfasser auf seinen mehrjährigen wissenschaftlichen Reisen in den verschiedensten Ländern nicht blofs Australien besucht, sondern selbst als Entdecker aufgetreten ist, (der Bericht über die von ihm veranstaltete erste Erforschung der Warragongberge und des Küstenstriches, dem er den Namen Gippsland gegeben hat, ist in einer übrigens in Deutschland unbekannt gebliebenen, auf Befehl des englischen Parlaments 1841 gedruckten Sammlung von Depechen des Gouverneur Gipps, über die unter seiner Verwaltung in Newsouthwales unternommenen Entdeckungsreisen enthalten); da nun sein Buch mehr als blofse Reiseberichte, nämlich eine wissenschaftliche Untersuchung über den Bau des Landes verspricht, so kann es nicht fehlen, dafs es ein um so bedeutenderes Interesse erwecken mufs. Aber wenn es auch allerdings eine schätzenswerthe Gabe ist und von den Geographen bei den Untersuchungen über Australien nicht unberücksichtigt bleiben darf, so entspricht es doch den Ansprüchen, die man daran zu machen berechtigt ist, nicht, hauptsächlich deshalb, weil der Titel ganz etwas anderes erwarten läfst, als man darin findet. Der Verfasser giebt nämlich nicht eine Schilderung des Landes und seiner Natur, sein Buch enthält vielmehr Beiträge zu dem, was man neuerdings Physik des Erdbodens genannt hat, gegründet auf die Natur des ostaustralischen Berglandes und Vandiemenslands, (denn diese Theile des Festlandes allein hat der Verfasser erforscht), und auf zahlreiche daselbst angestellte Beobachtungen. Es kann daher dem wissenschaftlichen Geographen, für den ein grofser Theil gar kein Interesse hat, auch nur als eine Quelle dienen, in der er aber manche wichtige und interessante Thatsache mitgetheilt findet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

Strzelecki (P. E. de) physical description of Newsouthwales and Vandiemensland.

(Schlufs.)

Das Werk zerfällt in acht Abschnitte, von denen der erste mit einer hübschen Gegenüberstellung des Berichtes, der über die Gründung von Sidney aus Collins Geschichte und der Schilderung der Eröffnung des legislativen Rathes für 1843 aus der Zeitung Australian beginnt, was stärker, als es auf ganzen Bogen geschehen konnte, die überaus glänzende Entwicklung der englischen Colonie bezeugt. Darauf folgt eine Darstellung der Entdeckung des Landes, welche in zwei Abtheilungen die zur See und zu Lande vollbrachten Aufnahmen bis zum Jahre 1842 enthält; man findet darin aber nichts Neues. Ueber die letzte grofse Untersuchung der australischen Küsten unter Wikham und Stokes ist nur der kurze Bericht des letzten (aus der Sidneyzeitung Herald) mitgetheilt, der auch schon in europäische Zeitschriften übergegangen ist; es scheint allerdings fast, als sollte über diese ausgedehnte und wichtige Unternehmung leider nichts weiter bekannt gemacht werden als die unzusammenhängenden und unvollständigen Artikel, die sich in einzelnen englischen Zeitschriften zerstreut finden. Den Schlufs dieses Abschnittes macht eine Zusammenstellung der bis jetzt in Newsouthwales und Vandiemensland angestellten Höhenmessungen, welche nicht blofs die schon früher bekannten (von Oxley, A. Cunningham, King), sondern auch neuere (von King und besonders die zahlreichen des Verfassers) enthält; es fehlen nur diejenigen, welche aus Mitchells Beobachtungen, so weit es seine sehr unvollkommenen Instrumente gestatten, abgeleitet werden können, so wie die von Tyers für den südlichen Theil des sogenannten glücklichen Australiens. Dieser Theil des Buches (S. 41 ff.) ist für den Geographen fast das Wichtigste, was es enthält.

Der zweite sehr kurze Abschnitt, dessen Ueberschrift terrestrial magnetism lautet, ist höchst unbedeutend; er giebt nichts als eine Reihe von Beobachtungen über die Declination der Magnetnadel in dem Theile Australiens zwischen Sidney und Hobarttown. Viel ausführlicher ist der dritte Abschnitt, der die Geologie und Mineralogie des Landes behandelt. Der Verfasser erklärt hier, dafs der Hauptzweck seiner Reisen in Australien, die Geologie desselben zu studiren, gewesen sei, schildert darauf, welche Mühseligkeiten und Schwierigkeiten er dabei zu besiegen gehabt habe, und giebt dann eine kurze Uebersicht des Gebirgsbaues der beiden von ihm erforschten Länder. Dies ist der einzige, rein geographische Abschnitt des ganzen Buches, allein es ist nichts weiter als die Schilderung eines angeblich das ganze Land von Nord nach Süd durchschneidenden Höhenzuges, der zugleich die Wasserscheide ist, ohne dafs dabei Rücksicht auf die Natur und den Bau der hochgelegenen Ebenen genommen wäre, aus denen sich diese nicht immer in Verbindung stehenden Höhen und Bergzüge erheben. Diese Darstellung ist recht dazu gemacht, bei den Verfassern von Geographien Eingang zu finden, da sie so überaus einfach ist, und sich, ohne irgend einiges Forschen nöthig zu machen, mit Hülfe einer nur einigermafsen genauen Charte so leicht verstehen läfst; allein wissenschaftlichen Werth hat sie nicht, wie schon die Gewaltthätigkeit beweiset, mit welcher der Vandiemensland behandelnde Theil derselben abgefafst ist, und selbst für die Geologie kann sie in dieser Form von keiner Bedeutung sein, weshalb denn auch der Verfasser selbst im Folgenden weiter gar keine Rücksicht darauf nimmt. Er geht nämlich nun zur Schilderung der einzelnen Gebirgsarten über, die er mit mineralogischer Genauigkeit einzeln durchnimmt, und beweiset hier, dafs er ein tüchtiger und kenntnifsreicher Geologe ist. Die Gebirgsarten des Landes werden in vier

Digitized by Google

grofse Abtheilungen oder Epochen getheilt, von denen die erste die sogenannten Urgesteine, die zweite in einer etwas auffallenden Verbindung die Porphyre, Basalte, Laven, Trachyte, die ältesten Kalksteine, Thonschiefer und Grauwacke, die dritte die jüngsten Glieder der Flötzbildungen, (die älteren fehlen nämlich ganz in Ostaustralien), die letzte die Alluvionen enthielt; eingeschoben ist dabei noch eine Schilderung des berühmten Vulkans Kirauea (Kilauea) in Hawaii (S. 106 ff.), welche eine weitere Ausführung eines schon früher (in der Sandwichislandgazette) abgedruckten Berichtes ist. In welchem Verhältnisse aber jene vier Epochen stehen, und was sich daraus für die Entstehung und Ausbildung des Gebirgslandes ergiebt, darüber erfährt man nichts. Zum besseren Verständnisse ist diesem Abschnitte eine kleine, sehr niedliche, geologische Charte, ein Auszug aus einer viel gröfseren, die der Verfasser ausgearbeitet hat, beigegeben.

Bei weitem der wichtigste Abschnitt des ganzen Werkes ist aber der vierte, welcher die Klimatologie der beiden Länder behandelt; er ist auf die Resultate von mehrjährigen Beobachtungen basirt, die (zum Theil auf Befehl der Regierung) an vier Puncten von Vandiemensland (Port Arthur, Launceston, Circularhead und Woolnorth) und drei von Newsouthwales (Port Phillip, Sidney und Port Macquarrie) angestellt sind. Es werden zuerst die Resultate dieser Beobachtungen für die Richtung der Luftströmungen mitgetheilt, welche auf das Gesetz führen (S. 168 ff.), dafs in Vandiemensland jederzeit äquatoriale, in Port Phillip im Sommer polare, im Winter äquatoriale, im mittleren Newsouthwales grade umgekehrt, im Winter polare, im Sommer äquatoriale Strömungen vorherrschen. Ich bedaure, dafs der Verfasser es unterlassen hat, aus den Beobachtungen allgemeine Resultate nach der Lambertschen Formel zu berechnen; sie hätten vielleicht ein befriedigenderes Resultat gegeben, als jenen auffallenden Wechsel, den er durch eine Reihe von künstlichen Hypothesen zu erklären sucht, gegen die sich vielerlei einwenden läfst. Dagegen ist die genaue und gründliche Schilderung der berüchtigten, glühendheifsen Nordwestwinde sehr dankenswerth. Die folgende Abtheilung dieses Abschnittes handelt vom atmosphärischen Druck; aus den Beobachtungen ergiebt sich für Sidney das Mittel des Barometerstandes 29. 501 engl. Zoll (332 franz. Linien), ein Resultat, das sehr auffallend erscheint, da man in diesen Breiten bisher einen viel höheren Barometerstand im Niveau der Meeresfläche angenommen hat, frühere Beobachtungen für Sidney selbst 336 bis 337 Linien ergaben und für die Kapstadt sogar ein noch höherer Stand gefunden ist. Allein das merkwürdigste Ergebnifs bieten die Beobachtungen über den Fall des Regens dar. Das Klima von Australien ist seit der Gründung Sidneys beständig als ein vorzugsweise trocknes betrachtet worden. Als ich vor neun Jahren aus freilich wenig genügenden Beobachtungen die Masse des fallenden Regens zu bestimmen versuchte, fand ich (siehe mein Festland Australien, Theil 1, Seite 47 ff.) für Sidney 25 bis 28 französische Zoll, für Hobarttown weniger, und ich hatte meine geheimen Bedenken, eine so bedeutende Zahl für die richtige zu halten. Der Verfasser findet aus seinen gewifs viel zuverlässigeren Quellen das gleiche Verhältnifs zwischen beiden Colonieen, einen geringeren Regenfall in Vandiemensland als in Newsouthwales, allein er bestimmt für Port Macquarrie die Masse des jährlich fallenden Regens zu 58 Zoll 8 Linien (französisch Maafs), für Sidney zu 49 Zoll 2 Linien, während in den Ebnen Englands im Durchschnitt nur 23 Z. und überhaupt in ganz Europa nur an einigen Puncten Italiens und des westlichen Norwegens mehr Regen fällt. Man mufs gestehen, dafs es schwer ist, ein solches Resultat für möglich zu halten, und kaum wird jemand es wagen, eine Erklärung dafür zu geben, dafs das Klima eines Landes als vorzugsweise trocken bezeichnet wird, in dem nur einige Zoll weniger Regen fällt als in Calcutta, und viel mehr als in Jamaica. Und dennoch ist an der Richtigkeit der Beobachtungen, die ein so auffallendes Resultat darbieten, zu zweifeln, kein Grund vorhanden, wie es denn auch mit ihnen im Einklange stehn würde, wenn es gegründet ist, was der Verf. (S. 193) sagt, dafs in Sidney der stärkste, bis jetzt beobachtete Regenfall 25 Zoll innerhalb 24 Stunden betragen habe, also mehr als in dem feuchten Klima Londons innerhalb eines ganzen Jahres fällt. Man wird sich einstweilen darauf beschränken müssen, diese Erscheinung als eines der Wunder, welche dieses merkwürdige Festland, wie es fast scheint, fortwährend darbieten soll, hinzustellen und die Lösung dieses Räthsels von der Zukunft und ferneren Forschungen zu erwarten. Von den übrigen Abtheilungen dieses Abschnittes hat für

Digitized by Google

die Geographen nur noch der letzte über die Temperatur Interesse; der Vf. berechnet aus jenen Beobachtungen die Durchschnittstemperatur von Sidney, wofür ich 17.6 Grad (des hunderttheiligen Thermometers) gefunden hatte, zu 19.2 Grad, die von Port Macquarrie zu 20 Grad (woraus man fast schliefsen möchte, dafs die Angabe für Sidney zu hoch ist), für Port Phillip 16.3, für Port Arthur 14.4 Grad.

Der fünfte Abschnitt enthält aufser einer, ohne Zweifel sehr lehrreichen Beschreibung mehrerer neu entdeckten fossilen Pflanzen, welche den englischen Naturforscher Morris zum Verfasser hat, über die jetzt bestehende Flora Australiens nur weniges, das noch dazu gröfstentheils aus der bekannten Abhandlung Robert Browns, die man im Anhange zu Flinders voyage to terra Australis findet, entnommen ist. Der folgende sechste Abschnitt, der über die Fauna des Landes handelt, beginnt mit einer genauen und sorgfältigen Schilderung der fossilen Thiere, die der Vf. entdeckt hat; hinzugefügt ist noch ein Bericht des bekannten Richard Owen über einige neu aufgefundene fossile Mammalien. Der Rest des Abschnitts bezieht sich auf die jetzige Fauna des Landes. Das Interessanteste darin ist eine Liste aller bis jetzt in Ostaustralien und Vandiemensland untersuchten Mammalien und Vögel, die von Gould entworfen und durchaus derjenigen ähnlich ist, welche dieser eifrige Forscher als Anhang zu Greys Reisewerk (für die West- und Südwestküste Australiens) geliefert hat. Verbindet man diese beiden Listen und fügt die in Mitchells Werke beschriebenen andern Thiere hinzu, so wird man ein Verzeichnifs erhalten, das wohl den gröfsten Theil der australischen Thiere aus jenen beiden Klassen umfafst, und sich überzeugen, dafs der Vögel in Australien sehr viel mehr sind, als man bisher glaubte; die Zahl der Mammalien zwar noch immer gering, doch lange nicht mehr in dem Mafse ist, als vor zehn Jahren noch angenommen werden mufste. Die Bemerkungen über die übrigen Thierklassen sind von keiner Bedeutung.

Im siebenten Abschnitt werden, was man in diesem Zusammenhange kaum erwarten sollte, die Ureinwohner geschildert. Man wird die kurzen, aber anziehenden und treffenden Betrachtungen über ihre körperliche Bildung, ihre Sprachen, ihre Lebensweise, ihre religiösen und politischen Institutionen, falls sich nämlich dieser Ausdruck auf ein solches Volk anwenden läfst, mit Vergnügen lesen; sie gehören zu dem Besten, was das Buch enthält. Von der angeblichen Stammverschiedenheit zwischen den Ostaustraliern und Vandiemensländern, die Lesson entdeckt zu haben glaubte, weifs der Verf., der als Augenzeuge eine um so gröfsere Autorität ist, da er auf seinen Wanderungen so häufig mit Ureinwohnern in Berührung kam, nichts; er erklärt vielmehr die Verschiedenheiten, welche sich zwischen diesen Stämmen allerdings finden, aus den verschiedenen Bedingungen, unter denen sie leben, namentlich aus dem Einflusse des Klima's dieselbe Ansicht, die ich schon vor zehn Jahren aufgestellt habe und trotz des bittern Tadels, der mir dafür von mehrern Seiten zu Theil geworden ist, noch jetzt für wahr halte. Am ausführlichsten sind die Betrachtungen über das traurige Schicksal dieser Indigenen, ihre rasche und, wie es scheint, unvermeidliche Vernichtung. Hinsichts dieser stellt der Verf. eine höchst eigenthümliche Ansicht auf, welche er auf die von ihm in Amerika, den Inseln des stillen Oceans und Australien gemachten Erfahrungen gründet, dafs nämlich durch die geschlechtliche Vermischung der Europäer mit den Ureinwohnern die Frauen derselben die Fähigkeit verlieren, bei erneutem Umgange mit den Männern ihrer Raçe zu concipiren, was denn natürlich die Abnahme der Population zur Folge hat. Ich kann nicht sagen, ob sich dies sonderbare Gesetz physiologisch begründen lassen mag; der Verf. beruft sich dafür blos auf seine Beobachtungen, man kann ihm aber entgegnen, dafs diese, so sorgfältig er auch geforscht haben wird, dazu schwerlich hinreichen möchten, dafs jene Abnahme sich durch das Zusammenwirken einer Menge sehr verschiedenartiger Ursachen hinreichend erklären läfst, dafs es endlich nicht an Beispielen von einem überaus schnellen Verschwinden der einheimischen Bevölkerung fehlt, die entschieden durch andere Umstände herbeigeführt ist (wie in den sogenannten Australinseln durch epidemische Krankheiten zu einer Zeit, wo noch kein Europäer jene Inseln besucht hatte, oder die von Schomburgk im tiefsten, vor ihm noch von keinem Weifsen betretenen Innern von Guyana gemachten, höchst betrübenden Erfahrungen u. s. w.). Ich bin überzeugt, dafs die ganze Frage viel tiefer aufgefafst werden mufs; vor allem darf man dabei nicht übersehen, dafs diese überaus traurige Erscheinung sich nur auf einen grofsen Theil der Amerikaner, die Australier und die

Digitized by Google

Inselbewohner des stillen Oceans beschränkt, in Asien und Afrika aber sich nicht, oder doch wenigstens bei weitem nicht in solchem Grade zeigt.

Den letzten Abschnitt, welcher die Ueberschrift agriculture führt, kann ich übergehn, da er wenig enthält, was für den Geographen von Wichtigkeit sein kann. Der Kern desselben sind ausführliche physikalische und chemische Untersuchungen von Erdarten, welche der Verfasser auf verschiedenen Landgütern beider Colonieen gesammelt hat; daran knüpft er eine Reihe von Bemerkungen von überwiegend praktischem Interesse, welche für die Betreibung des Landbaus in jenen Ländern von Bedeutung sein werden.

Ich glaube hiermit gezeigt zu haben, dafs das Buch neben vielem Interessanten und Wissenswürdigen doch noch viel mehr enthält, was der wissenschaftlichen Erdkunde gleichgültig ist. An einzelnen Stellen gibt der Verfasser auch Auszüge aus seinem Reisetagebuche, und wenn man nach diesen urtheilen darf, so mufs es sehr bedauert werden, dafs, wie aus Murchisons Jahresberichten (im Journal of the geographical society of London, Thl. XV, S. LVIII) hervorgeht, Schwierigkeiten, einen Verleger zu finden, den Vf. gehindert haben, es zu publiciren. Man kann auch schon, wenn man die Weise seiner geologischen Untersuchungen und die Reisen, welche sie nöthig gemacht haben, erwägt, nicht bezweifeln, dafs die Bekanntmachung des Reiseberichts dazu beitragen würde, unsere Kenntnisse, namentlich in dem Gebirgslande von Ostaustralien und dem nördlichen und westlichen Vandiemensland bedeutend auszudehnen. Meinicke.

VII.

L. Annaeus Cornutus de natura deorum ex schedis Joh. Bapt. Casp. d'Ansse de Villoison. Recensuit commentariisque instruxit Fridericus Osannus, Professor litterarum antiquarum Gissensis. Adjecta est Johannis de Villoison de theologia physica Stoicorum commentatio. Gottingae prostat in libraria Dieterichiana. MDCCCXLIV. Prolegg. LXX. 615 S. 8. 3 *Rthlr.*

Der Verlust der Werke des Zeno, des Kleanthes, des Chrysippus und anderer Stoiker giebt dem dürftigen Buche des Cornutus über das Wesen der Götter für uns eine Bedeutung, welche dasselbe unter anderen Umständen nicht verdienen würde. Denn da Cornutus sich gröfstentheils begnügte, ohne eigne Zuthat bei der Behandlung dieses Gegenstandes die Schriften der gefeiertsten Denker stoischer Philosophie in einen Auszug zu bringen, so bleibt für ihn selbst nur ein geringes Verdienst übrig. Dafs aber das vorhandene Werkchen für die Geschichte der Philosophie nicht ganz unwichtig sei, hat man schon früher erkannt, was unter andern mehrere im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert veranstaltete Ausgaben (cf. Fabric. Bibl. Graec. vol. III, p. 555 seqq. ed. Harl.) beweisen. Unter diesen ist die bekannteste die des Thomas Gale, welcher die genannte Schrift unter dem Namen des Phurnutus in den Opusculis mythologicis, physicis et ethicis Cantabrigiae 1671. (Amstelod, 1688.) herausgab. Die Unrichtigkeit des Namens Phurnutus, wofür es durchaus Cornutus heifsen mufs, da der Lehrer des Persius und Lucan gemeint ist, von welchem die Alten mehrere Werke anführen, bedarf nach dem, was hierüber von Fabricius a. a. O. gesagt worden ist, keiner weiteren Auseinandersetzung. Der Text in der Galeschen Ausgabe ist aber, obgleich jener Gelehrte neue Handschriften verglich, noch so fehlerhaft, dafs sich lange Zeit Niemand an die Bearbeitung dieses Schriftstellers gewagt hat. Durch diese Verderbnifs des Textes, welcher wenig durch Neophytos Dukas Ausgabe (Wien, 1811) gewann, abgeschreckt, nahm daher Westermann dies Buch nicht in seine Sammlung der Griechischen Mythographen (Leipzig, 1842) auf. Deshalb wird die Erscheinung der gegenwärtig zu besprechenden Villoison-Osannschen Ausgabe, in welcher der Text bedeutend gewonnen hat, Vielen erwünscht sein. Hr. Professor Osann schrieb im Jahre 1818, als er sich in Paris befand, einen Theil der von Villoison hinterlassenen Manuscripte, betreffend den Cornutus und eine Abhandlung de theologia physica Stoicorum ab in der Absicht, dieselben späterhin mit den nöthigen Zusätzen und Verbesserungen zu veröffentlichen. Aber erst vor Kurzem ist es ihm gelungen, diesen Plan auszuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

L. Annaeus Cornutus de natura deorum ex schedis Joh. Bapt. Casp. d'Ansse de Villoison. Recensuit commentariisque instruxit Fridericus Osannus. Adjecta est Joh. de Villoison de theologia physica Stoicorum commentatio.

(Fortsetzung.)

Da bei diesem Werke Villoison's Arbeit von dem, was Osann hinzugefügt hat, zu unterscheiden ist, so ist es, um den wahren Gesichtspunct der Beurtheilung aufzufinden, nicht uninteressant zu hören, wie sich Villoison selber über diese seine Leistungen in einem im Jahre 1775 zu Paris an den Schweden Björnstahl gerichteten und von Chardon de la Rochette in seinen Mélanges de critique et de philologie, vol. III, p. 55 bekannt gemachten Briefe äufsert. Es sei mir erlaubt, die auf den Cornutus bezügliche Stelle wegen ihrer Wichtigkeit im Original mitzutheilen: „Dans 7 à 8 mois je donnerai à l'impression deux ouvrages réunis dans un vol. in 4., dont j'espère que vous serez mille fois plus content que de mon Apollonius. Le premier est une édition du philosophe stoïcien Cornutus. — — J'ai trouvé à la bibliothèque du roi six manuscrits, autant à celle de Florence, dont on m'a envoyé la collation, et un à celle d'Augsbourg qui m'ont servi à en restituer plus de six cents passages si corrompus et si totalement défigurés, qu'ils étaient souvent inintelligibles; et cela n'est pas surprenant; il y manque souvent des mots et quelquefois des lignes entières que j'ai retrouvés dans mes manuscrits. Comme le texte est entièrement changé, j'ai été forcé d'y joindre une nouvelle version latine de ma façon et un très grand nombre de notes, où je rends compte des changements considérables que j'ai introduits dans le texte. Comme l'ouvrage de Cornutus est le catéchisme de foi des Stoïciens, et renferme l'abrégé de leur doctrine, et n'est qu'un extrait des ouvrages actuellement perdus de Zénon, Cléanthe et Chrysippe, j'indique soigneusement dans mes notes d'où est tirée chaque phrase de Cornutus, si c'est de Zénon, de Cléanthe, et quels sont les auteurs qui nous ont conservé ces précieux fragmens, ce qui répand un grand jour sur la philosophie ancienne. Les Stoïciens, au rapport de Cicéron, ont plutôt inventé de nouveaux termes que de nouvelles choses; et ils se sont servis d'expressions neuves et qui leur étaient particulières pour exprimer des dogmes déjà connus. J'ai soin d'expliquer tous ces termes de la philosophie stoïque, qu'il est très-important d'entendre. Je dis aussi un mot des difficultés mythologiques qui se trouvent dans Cornutus. A la tête de cette édition je joindrai l'autre ouvrage purement de ma composition, que j'ai intitulé *Theologia physica Stoicorum*; j'y explique toute la théologie, cosmogonie, physiologie et psychologie des Stoïciens, et je tâche d'y faire pour ces parties importantes ce que Gataker a fait pour leur morale dans ses notes sur Marc-Antonin. Je n'ai épargné aucune peine pour donner à cet ouvrage toute la perfection dont je suis susceptible, et j'ai lu et relu exprès pour cet objet, la plume à la main, tous les auteurs grecs et latins, sans en excepter un seul, même les pères de l'église, trop peu connus, et où j'ai trouvé des mines d'érudition pour la philosophie ancienne et pour la mythologie, surtout dans Justin, Clément d'Alexandrie, Théodoret, Origène, Eusèbe, Tatien, Athénagore, Théophile d'Alexandrie, Hermias, Nemesius etc., Augustin, Lactance, Arnobe, Tertullien. Non content d'expliquer les dogmes des Stoïciens, j'ai aussi voulu indiquer les sources où ils ont puisé. Cicéron remarque qu'ils ont beaucoup copié Heraclite, surtout pour la physiologie. J'ai expliqué par occasion le dogme de ce philosophe ténébreux, et j'ai étudié à fond Hippocrate, qui en était grand partisan, et qui nous a conservé beaucoup de ses dogmes dans ses écrits. Les ouvrages de Galien et surtout

Digitized by Google

son traité *de placitis Hippocratis et Platonis* m'ont été d'un grand secours. Les Stoïciens ont aussi du rapport avec Hippase de Métapont et Parménide, quelquefois même avec Platon. J'ai montré que ce qu'ils ont de commun avec ce grand philosophe, il l'avait pris lui-même de Timée, et Timée le devait à Pythagore. C'est ce que j'ai soin de remarquer. Je regarde Pythagore comme l'Homère des philosophes. Omnes illius fontibus hortulos suos irrigaverunt. J'ai aussi lu avec attention tout ce que les modernes ont écrit sur la philosophie ancienne. Chemin faisant, j'ai été à portée de corriger et d'expliquer une foule de passages de Cicéron, de Sénèque, de Plutarque, de Stobée, d'Arrien etc., dont l'intelligence dépend de la parfaite connaissance de la philosophie ancienne. Je me suis surtout appliqué à montrer l'ordre et l'enchainement des principes stoïques qui sont extrêmement liés, et par-là j'ai sauvé plusieurs de leurs contradictions apparentes. Cicéron et Galien remarquent avec beaucoup de raison qu'on les critique souvent sans les entendre." Man sieht aus diesem Briefe, welchen Fleifs Villoison auf die Bearbeitung des Cornutus und auf die Abfassung seines eigenen Werkes Theologia physica Stoicorum verwandt hatte. Am meisten mufs man sich aber wundern, dafs schon im Jahre 1775 diese doppelte Arbeit so weit vorgerückt war, dafs er dieselbe bald dem Drucke übergeben wollte. Indessen machte er hiervon bis zu seinem Tode 1805 nie etwas bekannt. Bei Wyttenbach Bibl. crit. p. XI, p. 128 (opusc. Tom. II, p. 76) lesen wir, Villoison sei durch Ruhnken bewogen worden, von dem Vorsatze abzustehen, den Cornutus herauszugeben (a quo eum proposito Ruhnkenii admonitio avertit). Wir möchten jeden andern Grund eher, als diesen, gelten lassen. Wahrscheinlich trug das vielbewegte Leben des Mannes, seine Reisen nach Griechenland, Italien und Deutschland, sein öfter veränderter Wohnsitz, indem er nach dem Jahre 1778, wo er zuerst von Paris abreiste, vier Jahre in Venedig, dann in den Jahren 1782 und 1783 am Hofe zu Weimar, hierauf wieder ein Jahr in Paris und nach seiner Rückkehr aus Griechenland theils in Paris, theils in Coblenz, später wegen der Gräuel der Revolution in Orleans sieben Jahre sich aufhielt, nachher aber nach Paris zurückkehrte, endlich die mannichfachen Schicksale, welche ihn betrafen, nicht wenig dazu bei, dafs die einst mit Liebe dem Cornutus und der stoischen Philosophie zugewandten Studien in Vergessenheit geriethen und durch andere ersetzt wurden. Wir können daher wohl mit ziemlicher Gewifsheit annehmen, dafs das von Herrn Osann abgeschriebene Manuscript Villoison's schon im Jahre 1775 in derselben Gestalt vorlag, in welcher er es fand. Dies wird durch den ganzen Gang der schriftstellerischen Thätigkeit Villoison's bestätigt. Denn nachdem er früher zwei Abhandlungen de ludis Nemeis und sur l'ère vulgaire des Grecs veröffentlicht hatte, gab er 1773 Apollonii Lexicon Homericum heraus. Hierauf wandte er sich zu dem Violarium der Eudocia, wurde durch die darin vorkommenden Stellen aus Cornutus und anderen Stoikern bewogen, sich zwei Jahre mit diesem Schriftsteller und mit der stoischen Philosophie überhaupt zu beschäftigen. Offenbar liefs er nach dem Jahr 1775 diese Beschäftigung ganz fallen. Denn 1778 veranstaltete er seine Ausgabe des Longus zu Paris, 1781 erschienen seine griechischen Anecdota als Frucht seines vierjährigen Aufenthalts zu Venedig, 1783 zu Zürich die in Weimar geschriebenen Briefe, 1788 nach der griechischen Reise, zu Venedig die Ilias mit den bis dahin unbekannten Scholien aus der Marcusbibliothek. Seinen siebenjährigen Aufenthalt zu Orleans benutzte er zur Durchforschung der Bibliotkek der beiden Brüder Henri und Adrien Valois und machte Auszüge aus ihren hinterlassenen Papieren. Endlich in den Jahren 1798—1805 schrieb er verschiedene werthvolle Aufsätze und Abhandlungen, die in Millin's Magasin encyclopédique gedruckt sind. Diese Thatsachen entlehnen wir aus Wyttenbach a. a. O., welcher, was Herrn Osann entgangen ist, in fast ununterbrochenem Briefwechsel mit Villoison bis zu seinem Tode stand. Es finden daher Osanns Worte Praef. p. XII „denique praesto Villoisono fuere quaedam Wyttenbachii conjecturae in Cornutum, quas unde acceperit, utrum ab auctore cum ipso communicatas, an alio quodam intercedente, non significavit" von selbst ihre Erledigung. Sind wir also hiermit auf 1775 als das Jahr der Abfassung dieser erst 1844, also fast 70 Jahre nachher von Osann bekannt gemachten Villoisonschen Arbeiten zurückgewiesen, so entsteht sogleich die Vermuthung, dafs wir es mit einem Werke zu thun haben, an welches Villoison die letzte Hand zu legen vielleicht nicht verhindert worden ist, sondern nicht hat legen wollen. Es scheint mir nämlich der mit Recht sowohl

Digitized by Google

in Hinsicht seines Charakters als seiner Gelehrsamkeit hochgepriesene französische Philologe (cf. C. B. Hase Comment. de Ioanne Lydo § 30.) das was er in Bezug auf Cornutus und die Theologie der Stoiker ausgearbeitet hatte in den letzten Jahren seines Lebens, als er hinlängliche Muſse zur Bekanntmachung hatte, als eine Jugendarbeit betrachtet zu haben, welche vor der Herausgabe eine vollständige Umarbeitung hätte erfahren müssen. Wir können daher nicht in Osanns Urtheil einstimmen, wenn er Praef. pag. XV über die angehängte Abhandlung sagt: „Postremo quod ad commentationem de theologia Stoicorum physica attinet, eam licet fine haud integram, ut videtur, auctor chartis mandatam reliquit talem, qualem fere prelo subjecturus putandus sit; in qua nihil desideraveris nisi genus dicendi paullo limatius, quale auctor exhibiturus fuisset, si opus ipsi licuisset in vulgus emittere. Ego vero hac in parte quidquam mutare neque meum neque necessarium existimavi." Villoison konnte diese Abhandlung so wie sie jetzt vor uns liegt nur 1775 drucken lassen, da abgesehen von den sehr fleiſsig benutzten alten Schriftstellern, alle anderen litterarischen Hülfsmittel, welche er noch zu Rathe gezogen, allein bis zu dem genannten Jahre reichen. Auch manche Einzelheit in dieser Abhandlung paſste allein für jene Zeit und muſste unstatthaft bei einer spätern Veröffentlichung erscheinen. So nimmt Villoison pag. 593 auf des 1768 zu Paris verstorbenen Abbé d'Olivet (vergl. Éloge de l'Abbé d'Olivet pag. 16. Paris 1839) französische Uebersetzung von Ciceros Tusculanen und auf Tournefort's Voyage du Levant (Lyon 1727) Rücksicht und weist ihnen Irrthümer nach, weil beide in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts gewiſs noch viel in Frankreich galten. Der Schluſs der im jetzigen Abdruck etwas über zweihundert Seiten betragenden Abhandlung fehlt offenbar; doch ist vielleicht nur ein kleiner Theil verloren gegangen. Um hierüber ins Klare zu kommen, hätte Hr. Osann ein vollständiges Verzeichniſs der in dieser Abhandlung citirten Stellen der Alten machen müssen, wodurch er mit leichter Mühe das Fehlende nachzutragen Gelegenheit gehabt hätte. Jetzt ist es in der That schwer, sogleich jede fehlende Stelle noch hinzuzufügen, wenn man auch bald durch Belesenheit in den alten Schriftstellern und Bekanntschaft mit den Leistungen der Neueren auf diesem Felde, unter denen die Vorarbeiten des Lipsius und die zerstreuten Bemerkungen Anderer von dem Verfasser nicht vernachläſsigt worden sind, die Ueberzeugung gewinnt, daſs hier noch einiges fehlt. Was den Styl dieses Werkes betrifft, so vermisen wir zwar mit dem Herausgeber bei aller Klarheit der Darstellung eine etwas gefeiltere Schreibart, wie sie von Villoison zu erwarten war, wenn er diese Arbeit später einer Revision unterworfen hätte, aber wir wundern uns doch über den gegenwärtigen Abdruck, in welchem selbst solche Mängel, die ohne Schwierigkeit und zwar stillschweigend beseitigt werden konnten, beibehalten worden sind. Da z. B. pag. 458 in dem Satze ad hunc errorem confirmandum peculiare opus conscripsit Melito in secundo post Chr. n. saeculo die Präposition in durch klassische Beispiele nicht zu vertheidigen ist, so hätte Hr. Osann dieselbe streichen müssen. Denn die Beibehaltung solcher Fehler aus Pietät gegen den vortrefflichen Villoison zeigt doch, daſs dem Herausgeber nicht ganz klar gewesen ist, wie man sich bei der Bekanntmachung eines opus postumum zu benehmen hat. In der Abhandlung selber fällt nur eine gewisse Ungleichmäſsigkeit, wie sie bei einem rasch niedergeschriebenen Entwurfe unvermeidlich ist, auf, indem oft mehr, als der Gedanke erheischte, aus den alten Schriftstellern excerpirt, in der Regel aber das richtige Maaſs hierin beobachtet wird. Ungeachtet aller dieser Mängel, mit welchen eine vor siebzig Jahren von dem noch jugendlichen Villoison verfaſste Arbeit mehr oder weniger behaftet sein muſste, wird doch niemand die gediegene Gelehrsamkeit des Mannes verkennen und sogar mit Vergnügen die meisten Theile der Abhandlung lesen. Wir halten es daher für unsere Pflicht auch Hrn. Osann unsern Dank auszusprechen, daſs er dies Denkmal der Villoisonschen Erudition der Vergessenheit entrissen hat. Gern möchten wir auf den Inhalt der Abhandlung tiefer eingehen, wenn nicht die Auseinandersetzung desselben, unzertrennlich von der Darstellung des Zusammenhanges des Stoicismus mit den früheren philosophischen Standpuncten des Alterthums uns zu weit über die Grenzen, welche wir dieser Anzeige gesteckt haben, hinausführen würde. Wenn sich nun Hr. Osann bei dieser Abhandlung begnügen konnte, nur wenige Anmerkungen unter dem Texte

Digitized by Google

in Klammern hinzuzufügen, so genügte ein solches Verfahren nicht für Villoison's Prolegomena zum Cornutus. Der Herausgeber hat sich daher veranlafst gesehen, diesen Aufsatz aus neueren Werken, z. B. aus der Ausgabe des Persius von Otto Jahn, aus Gerh. Joh. de Martini's Dissertation de L. Annaeo Cornuto philosopho Stoico (Lugduni Bat. 1825) und anderen zu ergänzen, um ihn einigermafsen auf die Höhe des heutigen Standpunctes der Wissenschaft zu heben. Uebrigens würde sich noch manches, wie Hr. Osann selbst andeutet, haben nachtragen lassen *). Was endlich die Constitution des Textes des Cornutus betrifft, so hat Villoison ein Exemplar dieses Schriftstellers hinterlassen, in welchem der Text bis zu dem Worte ὑπάρχων pag. 206, 1 ed. Gale verbessert ist. Hierzu hatte er eine kurze adnotatio critica geschrieben, welche wir in der gegenwärtigen Ausgabe mit Osanns Zusätzen finden. Von dem Worte ὑπάρχων an war der Herausgeber genöthigt, den Text mit Hülfe der von Villoison aus verschiedenen Handschriften gezogenen Variantensammlung selbst zu constituiren. Die bei dieser Ausgabe zum Grunde liegenden handschriftlichen Hülfsmittel sind folgende:

1) 6 Pariser Handschriften nr. 2860, 3076, 3078, 2720, 3052, 2551;

2) 5 Florentiner codices 37 plut. 31, 20 plut. 56, 13 plut. 58, 9 plut. 60, 24 plut. 57;

3) eine Augsburger von Joh. G. Schneider für Villoison verglichene Handschrift. Es ist wahrscheinlich die jetzt in der Münchener Bibliothek nr. 567 befindliche. Vergl. Hardtii Catal. Codd. MSS. Bibl. Reg. Bavar. T. V. p. 438;

4) unter den älteren Ausgaben die Aldina und die Baseler. Aufserdem besafs Villoison Collationen einiger anderen Codices.

Da Hr. Osann von diesen Collationen nur einige Bruchstücke und zwar in gröfster Unordnung vorfand, so schrieb er dieselben nicht ab, was er jetzt um so mehr bedauert, da die in Villoison's kritischen Anmerkungen hin und wieder erwähnten Codices Barocciani, der Venetianische und andere auf den Text nicht ohne Einflufs geblieben sein würden. Endlich sind die von Gale ehemals verglichnen 7 Codices zu erwähnen. Es sind folgende: 1) drei Oxforder; 2) ein Florentiner; 3) Ravii codex; 4) ein Vaticanus; 5) Gyraldi codex. Ueber diese sieben Handschriften ein Urtheil zu fällen, ist bei Gale's spärlichen, zweideutigen und oft unverständlichen Berichten unmöglich, weshalb auch Westermann a. a. O. pag. XVI diese Gale'sche Variantensammlung nicht mit Unrecht eine inutilis farrago nennt. Aber auch die übrigen so abzuschätzen, dafs eben so ihre gegenseitige Verwandtschaft als ihre Verschiedenheit im Einzelnen hervortritt, möchte nicht nur deshalb, weil Hr. Osann nicht den vollständigen Villoison'schen Apparat abgeschrieben hat, sondern auch weil über das Alter der Handschriften nichts feststeht und ihre Lesarten nicht in allen Fällen beglaubigt sind, viel Mifsliches haben. Villoison selbst würde dies am besten zu leisten im Stande gewesen sein oder ein neuer Herausgeber, welcher alle vorhandenen Codices selbst verglichen hätte. Dies fühlend hat Hr. Osann sich nur mit wenigen Andeutungen begnügt. Zu bemerken ist noch, dafs obgleich derselbe auf Villoison's kurze adnotatio critica bis zu dem Worte ὑπάρχων pag. 206, 1 ed. Gale sich verlassend die ganze Variantensammlung zu den beiden ersten Dritteln des Cornutus abzuschreiben nicht für nöthig gehalten hatte, er doch später die Kenntnifs derselben für wünschenswerth hielt, und dafs durch des Hrn. Prof. Hase gefällige Vermittlung dieser Theil des Apparats von Hrn. E. Miller ihm in einer genauen Abschrift mitgetheilt wurde.

*) Eine zu Ende der Prolegomena befindliche Stelle mag vielleicht erst nach Villoison's Aufenthalt in Deutschland hinzugekommen sein. Es heifst dort p. LI: Et elegantissime ingeniosissimus poeta Germanus Gellert, quales multos ut et eruditissimos viros haec gens Musis egregie inter paucas dilecta tulit, in salsa sane fabula etc. und als Anmerkung lesen wir: Notandum in Germania ingeniosissimos poetas simul et doctissimos et eruditissimos homines esse et intimam rerum alienarum doctrinam cum flore ingenii conjungere, quales eminent Klopstock, Lessing, Wieland, inter Suissos Gesnerus, Hallerus.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1846.

L. Annaeus Cornutus de natura deorum ex schedis Joh. Bapt. Casp. d'Ansse de Villoison. Recensuit commentariisque instruxit Fridericus Osannus. Adjecta est Joh. de Villoison de theologia physica Stoicorum commentatio.

(Schlufs.)

Insofern der Herausgeber einerseits das letzte Drittel des Textes selbst constituirt hat, andrerseits auch in den beiden ersten Dritteln an einzelnen Stellen von Villoison abgewichen ist, hat er die Verantwortlichkeit für den ganzen Text übernommen. Betrachten wir diesen Text näher, so ergiebt sich, wie viel in einem so lange vernachläfsigten Schriftsteller noch zu thun übrig ist, wenn wir auch im Allgemeinen Hrn. Osann's Fleifs, Umsicht und gesundes Urtheil rücksichtlich der Wahl der Lesarten gern anerkennen. Wir wollen uns nur mit einigen Beispielen begnügen. Cap. XXII finden wir: προείρηται μὲν ὅτι ὁ αὐτός ἐστι τῇ τεταγμένῃ κατὰ τὸ ὑγρὸν δυνάμει· νῦν δὲ παραμυθητέον τοῦτο. Πρῶτον μὲν οὖν φυτάλιον αὐτὸν ἐπωνόμασαν κ. τ. λ. Statt παραμυθητέον, welches einen ganz unpassenden Sinn giebt, ist zu lesen προσμυθητέον. Seite 124 ist für διὰ τὴν χροιὰν τοῦ πελάγους zu schreiben διὰ τὴν χροίαν τ. π. cf. Lobeck. ad Phryn. pag. 416. Seite 125 in den Worten: κατ' ἄλλον δὲ τρόπον γαιήοχος λέγεται ὁ Ποσειδῶν καὶ θεμελιοῦχος ὑπό τινων· καὶ θύουσιν αὐτῷ ἀσφαλείῳ πολλαχοῦ, ὡσανεὶ ἐπ' αὐτῷ κειμένου τοῦ ἀσφαλῶς ἑστάναι τὰ οἰκήματα ἐπὶ τῆς γῆς καὶ αὐτοῦ δέοντος hat der Herausgeber den in mehreren Handschriften fehlenden und von Villoison mit Recht verworfenen Schlufs καὶ αὐτοῦ δέοντος aufgenommen, ohne sich hierüber zu rechtfertigen. Statt des verdorbenen δέοντος steht in einer Handschrift δὲ ὄντος. Dies führt auf die leichte Conjectur καὶ αὐτοῦ δὴ ὑπόντος. Seite 130 bemerkt Hr. Osann zu den Worten νύμφαι γάρ εἰσιν αἱ τῶν ποταμίων ὑδάτων πηγαί, ἀπὸ τοῦ ἀεὶ νέαι φαίνεσθαι ἢ ἀπὸ τοῦ φαίνειν οὕτως ὠνομασμέναι folgendes: „Sic Eudocia quoque p. 343. Sed manifeste totus hic locus, quo de etymologia v. νύμφη agitur, nisi probes φαείνειν, mutilus vel corruptus, cui resarciendo nullus codex adest. Mirum omnino videri debet, in Notitiis variarum lectionum Villoisonianis per totam hanc reliquam paginam Galeanam vix unam alteramve scripturam discrepantem ex codicibus afferri: quod cujus negligentiae tribuam ambigo." Φαείνειν steht in der Baseler Ausgabe und in der Aldina statt φαίνειν, ob aus Handschriften oder durch Conjectur ist ungewifs. Jedenfalls giebt das epische intransitive φαείνειν einen erträglichen Sinn. Aber aus Eustath. pag. 1554, 17 νύμφαι καλοῦνται διὰ τὸ ἀεὶ νέον ἢ κατὰ (l. διὰ) τὸ νῦν φαίνεσθαι ergiebt sich, dafs Cornutus geschrieben hatte ἀπὸ τοῦ ἀεὶ νέαι φαίνεσθαι ἢ ἀπὸ τοῦ νῦν φαίνεσθαι οὕτως ὠνομασμέναι. Dies wird auch durch die folgenden Worte τὰς δὲ γαμουμένας νύμφας καλοῦσιν ἀπὸ τοῦ νῦν πρώτως φαίνεσθαι, κρυπτομένας τέως aufser Zweifel gesetzt. Kurz vorher bespricht Hr. Osann die auf Iliad. φ, 195 bezügliche Stelle Quinctilians X, 1, 46 Hic enim quemadmodum ex oceano dicit ipse amnium vim fontiumque cursus initium capere, omnibus eloquentiae partibus exemplum et ortum dedit, wo er zu lesen vorschlägt omnium amnium fontiumque cursus. Aber abgesehen von der Ungewifsheit, ob Quinctilian jene Homerische Stelle wörtlich wiedergeben wollte, wobei er offenbar die πᾶσα θάλασσα und φρείατα μακρὰ übergeht, trifft doch diese Vermuthung schwerlich das Rechte. Eher möchte, wenn es sich beweisen liefse, dafs Quinctilian nicht amnium vim geschrieben hätte, der frühere Vorschlag in der Allg. Litt. Zeit. 1825 Suppl. N. 43. pag. 341 omnium rivorum fontiumque cursus brauchbar sein, wodurch der Begriff des omnis auch für das erste Glied der Vergleichung gewonnen würde. Doch sind die rivi nicht geeignet, die hier sehr passenden und in der Homerischen Stelle vor-

Digitized by Google

kommenden amnes zu ersetzen. Seite 117 heifst es: ἄλλοι δὲ περὶ τὰ πολεμικὰ ἀναστρέφονται θεοί, μηκέθ' ὁμοίως τοῦ εὐσταθοῦς καὶ τοῦ κατὰ λόγον στοχαζόμενοι, ταραχωδέστεροι δέ πως, ὅ τε Ἄρης καὶ ἡ Ἐνυώ· καὶ τούτους δ' εἰσῆγεν εἰς τὰ πράγματα ὁ Ζεὺς ἐρεθίσας κατ' ἀλλήλων τὰ ζῷα· καὶ οὐκ ἄχρηστον οὐδὲ τοῖς ἀνθρώποις ἔσθ' ὅπου τὴν δι' ὅπλων διάκρισιν ἐνέβαλεν, ἵνα τε τὸ γενναῖον καὶ ἀνδρεῖον αὐτοί τ' ἐν ἑαυτοῖς καί γε ἐπ' ἀλλήλοις τὸ οἰκεῖον τῆς εἰρήνης εὐασμενίζωσι. Hier ist das letzte Wort eine Conjectur des Hrn. Osann. In den Handschriften findet sich theils ἀνασμενίζουσα, theils ινα ομενίζουσα, theils ἐνασμενίζωσι oder ἐνασμενίζουσι. Die gewöhnliche Lesart ist εὐμενίζουσι, woraus Villoison εὐμενίζωσι machte, jedoch mit der richtigen Bemerkung, man müsse wohl ἀσμενίζωσι lesen. Dies hatte er an den Rand der Galeschen Ausgabe geschrieben. In seinen Heften soll ἐνασμενίζωσι gebilligt sein, was er nach Osanns Zeugnifs übersetzt durch: pour leur mieux sentir le prix de la paix. Hier scheint durch einen Druckfehler faire ausgefallen zu sein. Denn wollte Villoison nicht wörtlich übersetzen, pour qu'ils aimassent (fussent contents) etc., so hat bekanntlich die von ihm gewählte freiere Ausdrucksweise, wodurch der Gedanke nur ein wenig geändert wird, pour leur mieux faire sentir le prix de la paix, im Französischen nichts auffallendes. Doch faire ist hierbei unerläfslich. Ich bemerke dies nur im Vorbeigehen; die Hauptsache ist das von Osann gewählte εὐασμενίζωσι. Hierüber sagt der Verfasser: „quod ego reposui ex conjectura verbum, quod ex codicum inter se comparatorum scriptura leniter mutata sponte procedit, auctoritate quidem, ratione vero non caret justa." Die auctoritas könnte hier Nebensache sein, wir vermissen aber die ratio. Denn wenn ἀσμενίζω so von ἄσμενος stammt wie das spätere ἁρμενίζω von ἄρμενον oder, um eine andere Wortklasse zu erwähnen, wie σοφίζω von σοφός, aber ein Wort εὐσοφίζω unmöglich ist, so kann es auch kein εὐασμενίζω geben, da nicht einmal εὐαρμόζω als zusammengesetztes Wort griechisch ist, obgleich man εὐάρμοστος sagt, von welchem man ein Verbum εὐαρμοστέω bildet. Dafs das einzige Wort dieser Art εὐπορίζω falsche Lesart für εὐπορέω ist, merkt schon Lobeck zum Phryn. p. 595 an. Es bleibt hiernach nichts weiter übrig, als an der bezeichneten Stelle des Cornutus ἀσμενίζωσι zu lesen, welches von der vulgata εὐμενίζουσι wenig abweicht. Wir könnten diese Ausstellungen vervielfachen, wenn wir mehr Tadel als Lob über diese neue Ausgabe des Cornutus, welche einen wesentlichen Fortschritt im Vergleich zu den früheren bildet, auszusprechen gesonnen wären.

Den erklärenden Commentar zum Cornutus hatte Villoison nicht vollständig ausgearbeitet, sondern zu diesem Zwecke sehr weitläuftige nach der Reihenfolge der durchgelesenen Schriftsteller angelegte Collectaneen hinterlassen. Da sich nur ein kleiner Theil ausgearbeitet fand, so ist es das Verdienst des Hrn. Osann, diese rudis indigestaque moles geformt und geordnet zu haben. Auf diese Weise ist freilich viel Bekanntes und Unbedeutendes, aber auch manches Vortreffliche und Gute neben einander gestellt worden. Einzelne Bemerkungen, welche sich in diesem Commentar finden, mag Villoison nach seinem Aufenthalte in Griechenland hinzugefügt haben, im Allgemeinen aber waren seine Collectaneen, wie wir oben gesehen haben, schon 1775 fertig. So sagt er p. 313 zu den Worten πρὸς τὴν τῶν ἰχθύων θήραν: „hodie etiamnunc tridenti ad piscationem utuntur Graeci, quod saepius ipse vidi" und pag. 315 zu den Worten τὰς δὲ γαμουμένας νύμφας καλοῦσιν: „hodie etiam sponsa Graecis dicitur νύμφη et corrupte νύφη." Villoison's Commentar einer Kritik zu unterwerfen, ist schon deshalb nicht rathsam, weil wir ihn nicht unmittelbar durch ihn selbst bekommen haben. Dagegen scheint es angemessen, einige Worte über Hrn. Osann's Zusätze zu sagen. Diese sind gröfstentheils auf die sachliche, aber auch nicht selten auf die sprachliche Erklärung gerichtet. Was der Verfasser namentlich in Bezug auf Archäologie der Kunst an mehreren Stellen geleistet hat, verdient gerechte Anerkennung. Er hat sich nicht die Mühe verdriefsen lassen, aus dem sehr zerstreuten Material der alten Schriftsteller und aus neueren Werken, welche nicht allen zugänglich sind, z. B. dem Bulletino dell' Instituto archeologico die hieher gehörigen Resultate zusammenzustellen. Die sprachliche Erklärung scheint uns nicht immer ganz planmäfsig zu sein. So finden wir S. 256 eine Anmerkung über κρατεῖν mit dem Accus., in welcher dieser Gebrauch vorzüglich der späteren Zeit erörtert wird. Das hierüber Gesagte ist keinem

Digitized by Google

Zweifel unterworfen, aber man konnte es wohl bei den Lesern des Cornutus als bekannt voraussetzen. Sollte dieser Gegenstand zur Sprache kommen, so liefs sich leicht noch mehr darüber sagen und auch der entsprechende Gebrauch im Neugriechischen hätte Berücksichtigung verdient. Aehnlich verhält es sich mit der gleich darauf folgenden Bemerkung über ἱερός mit dem Genitiv. Da Cornutus dies Wort bald mit dem zweiten, bald mit dem dritten Fall construirt, was schon Villoison durch Beispiele bewiesen hatte, so erinnert Hr. Osann noch an einige Beispiele in den Inschriften, in welchen ἱερός oft mit dem Genitiv construirt wird. Die Sache ist aber jetzt so bekannt, dafs wir eine Anmerkung darüber nicht erwartet hatten. Wollte Hr. Osann dennoch eine solche geben, so stand ihm eine Fülle von Beispielen aus den griechischen Schriftstellern zu Gebote, zu denen auch die neuerdings bekannt gewordenen Inschriften beisteuern konnten. Der Anfang der kürzlich bei Thespiae gefundenen Inschrift lautet ΟΡΟΣΤΑΣΓΑΣΤΑΣΙΡΑΣΤΩΣΙΩ, attisch: ὅρος τῆς γῆς τῆς ἱερᾶς τοῦ θεοῦ. Bei einer solchen Auseinandersetzung hätte auch sacer mit dem Genitiv bei Cicero de legg. II, 18, 45 und anderen Stellen erwähnt werden können. Indessen halten wir diese und ähnliche Erläuterungen bekannter Dinge in Commentaren heutzutage nicht mehr für nöthig und hegen die Ueberzeugung, dafs man bei der stets anwachsenden Litteratur besser daran thut, Maafs zu halten in den für einen Commentar bestimmten Bemerkungen, als dafs man ohne einen neuen Gesichtspunct aufzustellen auch über Bekanntes sich verbreitet. Die von Villoison versprochene lateinische Uebersetzung von dem Buche des Cornutus, welche man jetzt für entbehrlich halten wird, ist entweder verloren gegangen oder nie ausgearbeitet worden. Indem wir hiermit diese Anzeige schliefsen, erfreut über den Gewinn zweier längst verloren geglaubter Villoison'scher Werke, welche wir durch Hrn. Osann's Einsicht berichtigt und vermehrt erhalten haben, sprechen wir zugleich den Wunsch aus, dafs er die hin und wieder gemachten Ausstellungen nur als Beiträge zur Förderung der Sache betrachten möge.

Mulfach.

VIII.

Militairische Erinnerungen aus dem Tagebuche des General-Lieutenants von Minutoli, mit zwei Plänen. Berlin, 1845; bei Ferdinand Reichardt und Comp.

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede:

„Die hier mitgetheilten Erinnerungen beginnen mit dem Jahr 1790, berühren jedoch besonders den Feldzug vom Jahre 1792 in Frankreich, die darauf folgenden Winterquartiere am rechten Rheinufer und schliefslich die Blocade von Mainz im Jahr 1793. Diese Erinnerungen nehmen die Nachsicht des Lesers um so mehr in Anspruch, als sie ihrem Grundstoffe nach weder ein neues Licht über die Kriegsvorfälle damaliger Zeit verbreiten, noch den Kriegspolitikern und Strategen neue Ansichten über die Führung künftiger Kriege gewähren, noch eine vollständige Geschichte jenes so unseligen Zuges nach der Champagne darbieten; und folglich die bisher erschienenen Werke über jene Feldzüge keinesweges entbehrlich machen, sondern blofs durch einige Details ergänzen." —

Ref. gesteht, man kann nicht bescheidener sein als hier der Hr. Verfasser; indessen ergeht es mit der Bescheidenheit in den Vorreden so, wie im bürgerlichen Leben mit der Bescheidenheit in Einladungen auf eine freundschaftliche Suppe u. s. w., wo selbst Gäste, die jeder Anmafsung fremd sind, sich doch sehr unangenehm getäuscht fühlen würden, wenn nach der Suppe nicht noch mehrere Schüsseln folgen sollten.

Wir müssen gestehn, dafs wenn jene militairischen Mittheilungen nicht mehr enthielten, als im Eingange der Vorrede versprochen wurde, man mit Recht fragen könnte, warum dieselben der Oeffentlichkeit übergeben, da sie in diesem Fall nur für die Freunde des Herrn Verfassers und für das Archiv des ehemaligen Bataillons „Legat", in welchem derselbe den Feldzug als Lieutenant mitmachte, von Interesse sein dürften.

Der Herr Verfasser hat nun zwar in seinen Mittheilungen mehr geliefert, als er versprochen, trotz dem ist Referent aber durch dieselben nicht befriedigt worden. Wir hatten erwartet, dafs uns die sogenannte alte Armee in ihren Eigenthümlichkeiten, in ihren Mängeln und Vorzügen vor Augen geführt werde, dafs wir interessante Charakterschilderungen und Charakterzüge der Hauptpersonen erhalten würden, und wurden hierin um so mehr getäuscht, als wir von dem hochgestellten Hrn. Vf. schon Vieles gelesen hatten, was uns zu diesen Ansprüchen berechtigte. —

Betrachten wir jedoch das Buch an und für sich, ohne daran zu denken, dafs es ein Verfasser geschrieben, an dessen offenem Auge die merkwürdigsten Ereignisse der neueren Geschichte vorübergegangen sind, und der im Stande gewesen wäre, uns ein gediegenes Werk über jene Zeit zu liefern, so gestehn wir gern, dafs von uns die militairischen Mittheilungen gröfstentheils mit Interesse gelesen wurden, und dafs wir in ihnen nützliche Beiträge zur Kriegsgeschichte gefunden haben.

Digitized by Google

Die Darstellung des Herrn Verf.'s ist klar und ungezwungen, aber es fehlt an einer Uebersichtlichkeit des Ganzen, da die Erzählung ohne allen Abschnitt von Anfang bis zu Ende fortläuft. Dieses darf uns jedoch nicht verhindern, anzuerkennen, dafs einige Gefechtsbeschreibungen interessante Einzelheiten enthalten, und dafs der Verf. einzelne Kriegsscenen in seine Erzählung verwebt hat, welche gewifs überall mit Vergnügen gelesen werden.

So ist die Erzählung S. 32 u. ff. von der Gewürzkrämerin in Aumez, welche in einer Scheuntenne ihre Schätze vergraben hatte, in der später preufsische Husaren einquartiert wurden, sehr komisch.

Mit grofsem Interesse haben wir ferner die Expedition gegen St. Mihiel gelesen, welche von Verdun aus mit 100 Husaren und 100 Füsilieren unternommen wurde, um daselbst eine französische Kriegskasse und den bekannten Postmeister Drouet, welcher Ludwig XVI. auf seiner Flucht festgenommen hatte, aufzuheben. Der Hr. Verf. wohnte diesem Unternehmen als Lieutenant bei, und kam in nicht geringe Verlegenheit, als er in der genannten Stadt mit der Hälfte des Detaschements als Reserve aufgestellt war, während ein Bataillon National-Garde durch Trommelschlag zur Wachparade gerufen wurde. Das Unternehmen glückte, indem man sich der Kriegskasse bemächtigte und die Bedeckung derselben gefangen nahm. Drouet war jedoch Tages zuvor entflohen; Frau und Tochter wurden allein im Hause gefunden, und erstere stürzte sich voller Verzweiflung in einen Brunnen, aus welchem sie jedoch durch einen alten Husaren-Unterofficier herausgeholt wurde. — Wir bedauren, dafs wir dem Leser nicht mehr Einzelheiten dieser Unternehmung geben können, welche unstreitig der Glanzpunct des Buches ist. Man lernt aus der glücklichen Entwickelung so schwieriger Verhältnisse abermals, dafs das Glück nur dem Kühnen hold ist, denn die Rollen des Gefangennehmens und des Gefangenwerdens konnten gar leicht vertauscht werden.

Während die verbündete östreichisch-preufsische Armee tiefer in das Innere von Frankreich eindrang, und der Herzog von Braunschweig nach der erfolglosen Kanonade von Valmy neun Tage unthätig dem General Kellermann gegenüberstand, eroberte der französische General Custine Mainz und Frankfurt. Die Wiedereroberung dieser Plätze war daher der erste Operationszweck des Königs von Preufsen, nachdem sein Heer die deutsche Grenze wiederum überschritten hatte. — Der Herr Verf. theilt einige recht interessante Einzelheiten über den Sturm von Frankfurt und die Belagerung von Mainz mit. Bei letzterm Act wurde er in dem Gefechte auf der Bleiaue — einer Insel im Rhein — durch eine Kugel so schwer verwundet, dafs ihm eine weitere Theilnahme am Feldzuge unmöglich wurde. Der König belohnte jedoch seine Tapferkeit, indem er ihn zum Stabs-Capitain im Cadettenhause zu Berlin ernannte.

Mit dem, was in der Vorrede und im Texte S. 124 u. ff. über die Kanonade von Valmy gesagt wird, kann sich Referent nicht einverstanden erklären.

Dafs die revolutionaire und Ludwig XVI. feindliche Parthei in Frankreich die Oberhand hatte, wufste man und mufste man wissen. Die Royalisten waren unterdrückt, man konnte daher erst dann von ihnen thätige Unterstützung und offene Kundgebung erwarten, wenn von Seiten der Verbündeten ein entscheidender Schlag geschehen war. Waren indessen schon beim Beginn des Feldzuges in Lothringen und in den Niederlanden ganze Regimenter zu den Verbündeten übergegangen, welches allerdings den Aussagen der Emigrirten einiges Gewicht verlieh, so konnten deren Versprechungen doch erst nach einem entscheidenden Siege als wahr oder lügenhaft erkannt werden. — Dafs es aber von Seiten des Herzogs von Braunschweig bei Valmy nur des Commando-Wortes „Marsch!" bedurft hätte, um die französische Armee zu zerstreuen, unterliegt, so wie wir die Lage der Dinge jetzt kennen, fast keinem Zweifel.

Massenbach erzählt in seinen Memoiren Thl. I, S. 103 folgende merkwürdige, wenige Tage nach der Kanonade vom Herzoge gemachte vertrauliche Aeufserung: „Kennen Sie die Höhen von Johannisberg bei Nauheim unweit Friedberg? Ich habe da eine scharfe Affaire mit dem Prinzen Condé gehabt (1. September 1762); ich wufste nicht, was hinter den Höhen stand, ich wurde geschlagen. Die Höhen von Valmy haben eine grofse Aehnlichkeit mit den Höhen von Johannisberg. Ich wufste auch nicht, was dahinter stand. Man wird vorsichtig, wenn man Unglück im Kriege gehabt hat, und ich habe viel Unglück gehabt."

Diese Aeufserung des vorsichtigen Herzogs giebt hinreichendes Licht, um zu erkennen, dafs derselbe mit sich selbst unzufrieden war, und dafs er das verhängnifsvolle „Halt!" nicht zum zweitenmale unter gleichen Verhältnissen ausgesprochen haben würde. —

Die zwei dem Werke beigefügten Pläne sind willkommene Beigaben, machen aber eben so wenig Anspruch auf Schönheit, als das von dem Verleger zum Buche selbst gewählte Papier Anspruch darauf machen kann.

v. Witzleben.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

IX.

George: Princip und Methode der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher. Berlin, 1842.

George: Metaphysik. Berlin, 1844.

Zweiter Artikel.

Der Verfasser obiger Schriften gehört zu denjenigen, welche meinen, dafs das wahre System der Philosophie noch nicht gefunden, „der neuern Philosophie aber die Aufgabe gestellt sei, dasselbe zu suchen, und das Denken in diesem zur Ruhe kommen zu lassen." (Princ. u. Meth. p. 5). Denn „es mufs ein Ziel geben, in welchem der menschliche Geist zur Ruhe kommen kann, und einen Weg, auf dem es zu erreichen ist, und in welchem alle, auch die verschiedensten Bahnen zusammentreffen müssen" (p. 8). Wir achten diese feierliche Erwartung des philosophischen Schriftstellers, dem es mit seiner Wissenschaft Ernst ist. Es ist der Ernst der höchsten Wissenschaft selbst, der die edelsten Gemüther mit solchen Hoffnungen erfüllt; es ist die deutsche Gründlichkeit, die ihres ächten und tiefgefühlten Strebens bewufst jene Erwartung entstehn läfst. Ueberdies glaubt der Verfasser auch factisch nicht blofs allem Skepticismus durch das Princip seiner Philosophie die Wurzel ausgerissen, sondern jede Bewegung über das System von innen hinaus unmöglich gemacht zu haben. Jenes Princip des Systemes haben wir später näher zu betrachten, da es in neuester Zeit in mehrern und fast dämonischen Gestalten auf dem Gebiete der Philosophie Platz gesucht hat, bei dem Verfasser aber mit dem offensten, wir möchten sagen, aufrichtigsten Gesicht sich hingestellt, mit der Methode selbst einen Bund geschlossen und, wie es meint, in sie eingegangen und sie durchdrungen hat, während es in anderen Productionen das Licht scheut, sich hinter den Vorhang zurückzieht, überall den Bund mit der offenbaren Vernunft und der begriffsmäfsigen Methode flieht, um desto geschickter aus seinem Verstecke her einen halbdämonischen, halbgöttlichen Procefs der Weltgeschichte zu fördern. Doch, wie gesagt, davon weiter unten.

Des Verfassers Originalität besteht darin ein System aufzustellen, in welchem das Schleiermachersche Denken und das speculative System Hegels in Princip und Methode so verschmolzen werden, dafs das seinige, das dritte, die eigentliche Vermittelung von beiden und wenigstens in allen Grundzügen als die wirklich wahr gewordene Philosophie angesehn werden könne. Er betrachtet das Denken jedes der beiden genannten als einseitig und unwahr, und behauptet, dafs die Wahrheit durch die Ergänzung eines jeden durch den andern zu finden sei; er betrachtet beide als sich rein entgegengesetzt und sucht in ihrer Verknüpfung die Möglichkeit der einzig wahren Philosophie. Er hält die Schleiermachersche Dialektik und die Hegelsche Speculation für gleich berechtigt auf dem Gebiete der Philosophie; sonst hätte er nicht jede als einseitig, die eine als den graden Gegensatz der andern bestimmen, und die Concretion ausführen mögen; er hält nicht nur Hegel, sondern auch das Schleiermachersche Denken für die letzten Gegensätze in der Geschichte der Philosophie, für absolut maafsgebend; sonst hätte er nicht die Vermittelung beider für das einzig wahre System ansehn mögen; er hält alle Philosophie für abschliefsbar in „einem einzigen System, um das Denken darin zur Ruhe kommen zu lassen"; sonst hätte er nicht sein System in Princip und Methode für absolut betrachten mögen. Nicht etwa blofs die speculative Kritik, sondern die Philosophie selbst enthält einen unendlichen Humor in sich, gleich alt mit der schöpferischen Idee, den wir hier gegen den Verfasser geltend machen könnten, und der in der

Digitized by Google

That mit dem Ernste schwer contrastiren würde, welche mit Einem Systeme alles Denken zur Ruhe bringen will. Doch wir haben hier nur einen beschränkten Zweck, nämlich die vor uns liegenden Leistungen zu beurtheilen. Der scientifische Humor hat es nicht mit einem Systeme, sondern mit Systemen zu thun.

Die Schrift des Verfassers: Princip und Methode der Philosophie schildert und beurtheilt die deductive und die analytische Methode, dann das Princip und die Methode der Schleiermacherschen Dialektik und eben so der Hegelschen Philosophie. Wir stimmen dem Verfasser gern bei in dem meisten, was er über oder gegen die beiden ersten Formen der Wissenschaft sagt, übergehn die blofsen Beschreibungen der Hegelschen und Schleiermacherschen Darstellungsformen und ihre Vergleichung mit Deduction und Analysis, und beschäftigen uns mit dem kürzesten aber wichtigsten Theile der erst genannten Schrift, mit der Kritik der Hegelschen Philosophie und dann der Schleiermacherschen Dialektik in Princip und Methode. Während es der blofsen Schilderung frei stehn mochte, sich mit der Beschreibung des äufsern Verlaufes zu begnügen und wenig unter die Oberfläche hinabzugehn, war die Kritik genöthigt, sich tiefer in die Sache einzulassen und in ihren Mittelpunct selbst einzudringen. Wie hätte auch der Verfasser sich an die Vermittelung zweier philosophischen Denkweisen wagen sollen, ohne sie, so weit es ihm möglich war, ihrer Natur nach kennen zu lernen und zu beurtheilen? Uns aber kommt es bei der Beurtheilung seines concretistischen Systemes zunächst und ganz vorzüglich darauf an zu wissen, wie weit es dem Verfasser hat gelingen wollen, die Philosophieen zu begreifen, die er hat vermitteln wollen. Die Nothwendigkeit oder die Möglichkeit eines concretistischen Systemes springt dann in die Augen und der specifische Charakter desselben ergiebt sich von selbst.

Der Verfasser beurtheilt zuerst das Princip und die Methode der Hegelschen Philosophie. Er nimmt das Sein für das Princip d. h. für den Anfang dieser Philosophie. Wie aber, wenn das Sein am Anfange der Logik nicht der Anfang dieser Philosophie wäre? — Denn wäre das, so wäre ja wohl das Ende dieser Logik, die Idee, auch das Ende dieser Philosophie, und die Darstellung der Idee in ihrem Anderssein wäre überflüfsig, oder nicht mehr Philosophie. Oder wäre der Anfang der Darstellung der Idee in ihrem Anderssein auch ein Anfang? — Dann wäre aber die Darstellung der Idee in ihrem Ansichsein mit *ihrem* Anfang, dem Sein, vorangegangen. Oder fängt vielleicht das Hegelsche System mit dem Anfang der Phänomenologie an? — Dann wäre ja das Ende der Phänomenologie das Ende des Systemes oder das eigentliche System wäre nicht mit einem neuen Anfang gefolgt. Solche Fragen bringen uns nicht in die geringste Verwirrung über das Princip des Hegelschen Philosophirens, über seinen Anfang oder seine Anfänge. Wir haben aber mit unserer Kritik nur dem Verfasser zu folgen, indem er uns mit der seinigen vorangeht, und werden nur so weit mitgehn, als er uns führt.

Wenn nun nach dem Verfasser der Anfang der Logik der Anfang der Hegelschen Philosophie ist, so müssen wir leider bekennen, dafs er diesen Anfang der Logik nicht begriffen hat. Es ist nicht etwa eine Eigenthümlichkeit der Hegelschen Philosophie, sondern überhaupt jeder speculativen Wissenschaft, die diesen Namen verdient hat und verdienen wird, voraussetzungslos nur mit sich selbst zu beginnen. Diese Voraussetzungslosigkeit ist aber nicht blofs die der Form, sondern auch zugleich des Inhaltes, und die Freiheit des Geistes beurkundet sich vor allem darin, dafs sie nicht mit der Halbheit der Reflexionsphilosophie, sich blofs sogenannte neue Denkformen erfinde, um sich in diesen zu gestalten, die Materie aber auf allen hohen Gebieten des Geistes belasse, wie sie ist, ein Verfahren, was die formale Logik von Zeit zu Zeit mit sich vornimmt, oder, wenn es hoch kömmt, die Materie äufserlich formire, durch neue Definition, Classification u. s. w., sondern dafs sie mit der Erfindung der neuen Form, den neuen Stoff concipire, den vorhandenen aber, wenn er auch noch so sehr unter dem tyrannischen Titel der Thatsachen des Bewufstseins sich des Geistes bemächtigt hat, als nicht vorhanden betrachte, oder so umschaffe, dafs ganz neue Thatsachen des Bewufstseins an die Stelle der alten treten. Dies hat die Speculation Hegels wenigstens gewollt, und mufste es wollen. Ob es ihr aber durchweg gelungen ist, oder nur einseitig, das ist eine kritische Frage, die wir hier nicht zu beantworten haben. Die Hegelsche Logik hat es mit ihrem Sein gewollt. Ob aber *dieses* Sein, wie es nun ein-

Digitized by Google

mal in der Totalität dieses Systems dasteht und weiter entwickelt worden, wirklich das Voraussetzungslose ist, ja auch nur das Voraussetzungslose in der speculativen Entwickelung des Geistes in seiner Totalität bis dahin, das heifst bis zu der Zeit, wo das System zu seiner Vollendung gekommen, dies ist Gegenstand einer viel tiefern Untersuchung, welche anzustellen uns dieser Ort keine Veranlassung giebt. Allein die Hegelsche Logik hat mit ihrem Sein wirklich jene speculative Absicht gehabt. Der Verfasser jedoch erklärt jenes Sein nur für „Abstraction von allem Inhalt" und sagt: „es ist also mit ihm (dem Sein) auch die Möglichkeit gegeben, von ihm aus diesen wieder zu finden, und es kommt nur darauf an, eine Methode zu finden, die denselben Inhalt, von dem abstrahirt ist, wieder herstellt und denselben wieder zum Bewufstsein bringt." Das Mifsverständnifs des Verfassers liegt also darin, dafs er jenes Sein für nichts, als Abstraction hält vom Inhalte, der während der Abstraction noch als derselbe Inhalt belassen wird und draufsen stehn bleibt, um nur wieder gefunden, wieder hergestellt und zum Bewufstsein gebracht zu werden. Das Sein jedoch, wie der Anfang jedes andern speculativen Systemes, sei er, welcher er sei, stöfst unter sich den ganzen Boden des ihm endlich gewordenen Inhaltes durch und versenkt ihn, um ihn nie wieder als denselben herzustellen, um ihn nie wieder an dasselbe Bewufstsein zu bringen, sondern Inhalt und Bewufstsein gleicherweise und auf einmal zu erneuen. Daher kommt denn auch das zweite Mifsverständnifs des Verfassers, dafs er zwar den ersten Satz in der Hegelschen Logik „Sein ist Nichts" für richtig hält, den ihm von dieser Philosophie gleichgestellten „Nichts ist Sein" nicht für richtig und den ersten nicht für gleich hält. „Beide Urtheile geben gar nicht dasselbe, und es ist zunächst daraus auf die Identität der Begriffe nicht zu schliefsen; Sein und Nichts bleiben vielmehr rein entgegen gesetzt. Sein ist Abstraction von allem Inhalt, Nichts aber Negation desselben, und beides ist auf keine Weise zu verwechseln, deshalb gebühren ihnen vielmehr ganz entgegengesetzte Prädicate." Denn der Verfasser hatte blofs abstrahirt, und war selbst nur auf dem halben Wege der Abstraction stehn geblieben, er war nicht bis zum absoluten Nichts gekommen, sondern eben blofs bis zum Nichts des totalen oder gegebenen Inhaltes. So konnte er freilich nicht begreifen, wie das Nichts dem Sein gleich sei. Auf diesen Punct kommen wir jedoch später nochmals zurück.

Es ist nicht blofs die Naivität des endlichen Denkens sondern auch der auf — halbem Wege stehen bleibenden Reflexionsphilosophie, so sehr sie auch die Geneigtheit zeigt, sich von der speculativen am Gängelbande nachziehn zu lassen, kein Arg zu haben gegen die hergebrachten Formen ihrer Logik, sie für immer für festgestellt zu halten und mit ihnen zur Beurtheilung jeder Speculation heranzutreten. Wir wiederholen es, denn wir glauben es schon gesagt zu haben, dafs jedes neue speculative System nicht blofs der Durchbruch zu einem ganz neuen Inhalt, sondern zugleich die factische Annihilation der Form des Frühern ist. Bedient sich die productive Philosophie vor dem Umschwung des Denkens, welchen der deutsche Idealismus bewirkte, der Formen des endlichen Denkens, so *wufste* sie darum. Sie bediente sich derselben eben nur als Formen, aber nicht als absoluten Maafses für ihren absoluten Inhalt und sie verstand es im mannigfaltigsten Wechsel jene Formen so lange durch sich selbst und vor allem aus dem absoluten Inhalte zu ergänzen, bis sie diesem so viel als möglich adäquat war. Der deutsche Idealismus hat freilich mit der Vernichtung des Dogmatismus dem Inhalte nach auch die Form zuerst in Frage gestellt, alsbald aber der Frage die Antwort folgen lassen, dafs die formale Logik, die sogar im Laufe der Zeiten den Inhalt der aristotelischen Metaphysik eingebüfst hatte, ihrem Schicksal zu überlassen und im Gebiet der productiven Philosophie für unbrauchbar zu erklären sei. Diese Kühnheit war durchaus berechtigt, die Philosophie hatte sich durch ihre Vertiefung in den absoluten Inhalt des Geistes *als Geistes*, die sie mit Freiheit vollzog, das Recht erworben, sich den überkommenen Formalismus des endlichen Denkens eben so wenig gefallen zu lassen, wie den dogmatischen Inhalt, um die Regeneration des Inhaltes vor allen Dingen mit der Regeneration der Form zugleich und durch sie zu bewerkstelligen. Den entscheidendsten Schritt that die Fichtische Wissenschaftslehre, die Hegelsche Philosophie ist darin am weitesten gegangen und hat bis jetzt darin am meisten geleistet. Der Idealismus des deutschen Denkens, so sehr er auch diese grofsartige Leistung anerkennt, läfst sich

Digitized by Google

aber schon nicht mehr diese Errungenschaft gefallen, sondern durch den abstracten und deshalb reactionairen Positivismus, der kaum den Namen der Philosophie verdient, noch stärker getrieben, fängt er auf's Neue an, die Form in Frage zu stellen, um in neuer Vertiefung in sich selbst, das heifst in das idealistische Element mit einer neuen Form einen neuen Inhalt zu gewinnen.

Ein ungleich tieferes Mifsverständnifs, als in der Beurtheilung des Anfangs der Hegelschen Logik zeigt der Verfasser in der Beurtheilung der Methode derselben. Zur Beleuchtung des Analytischen und Synthetischen reichte allerdings die Gedankenform der gemeinen Logik hin, da diese Methoden die Wahrheit der abstracten Identität dieser Logik zur Voraussetzung haben, zur Beurtheilung einer Methode, welche diese Logik als unbrauchbar von dem Gebiete der absoluten Speculation hinausgeworfen, ist sie durchaus unzulässig. Der Verf. sagt zur Charakteristik der Hegelschen Methode: „Das wahre System mufs von Anfang an im Concreten (?) stehen, es mufs in reinen Begriffen sich bewegen, die nicht mehr den Gegensatz des Subjectes und Prädicats an sich haben, es mufs selbst Identität von Begriff und Urtheil sein." Aber bei der Hegelschen Methode „bleibt das Absolute nur in der Ahnung, die es nicht zum Wissen bringt. Die Einseitigkeit liegt aber darin, dafs die Methode eben im Gegensatze von Begriff und Urtheil bleibt und sich nicht zu der Identität von beiden erhebt, womit gleichfalls das andere zusammenhängt, dafs sie die Gegensätze von Subject- und Prädicatbegriffen nicht vermittelt, sondern von dem einen immer zu dem andern fortgeht." „Die Unentbehrlichkeit des Urtheils ist überhaupt die schwache Seite an derselben (der Hegelschen Methode); es ist ja gleichsam der immer sich eindrängende Feind" u. s. w. Der Verf. scheint allerdings nach den allerersten seiner angeführten Worte eine Ahnung zu haben von dem speculativen Urtheil, im Gegensatze des blofs endlichen, beurtheilt und richtet aber die Hegelsche Methode nur nach dem Mafse des letztern, und weil, wie er in der Erfassung des Anfangs der Logik nicht zur absoluten Abstraction zu gelangen vermochte, es ihm hier ebenso in keinerlei Weise gelingen will, in die absolute Concretion der Momente einzudringen und den in eins gebildeten Progrefs und Regrefs zu begreifen, klebt er der Evolution dieses Gedankenprocesses das lose Schnitzwerk seines logischen Formalismus an, und indem er sich's dann weifs macht, dies wäre die Methode des Hegelschen Denkens, reifst er es herunter und wirft es weg. Denn, wie gesagt, die Ahnung von speculativer Methode hat er, aber weil es bei ihm nicht zu durchdringender Erkenntnifs der Sache gekommen ist, so hat er hinter dem heruntergenommenen flachen Bildwerke nichts mehr erkannt. Es reicht noch lange nicht hin, dafs man es eben sagt: „Das Urtheil ist die unwahre Form des Denkens, in welchem es, seinem Gegenstande gegenüber, sich abschliefst und denselben ganz aufser sich hat; das wahre Denken soll sich mit seinem Gegenstande identificiren und es tritt daher die Forderung desselben ein, Sein und Denken in seiner Identität aufzuweisen." Denn es ist ja eben nur unwahres Denken d. h. unspeculatives Denken, den absoluten Anfang und die darauf folgenden Momente eines speculativen Systems in die abstracte Form, in die Form des endlichen Urtheils einzupassen. Jene spüren den Druck nicht, sondern haben nach allen Seiten das Gefäfs zerquetscht, wie es an sie gebracht wird. Der Vf. hat es eben nur gesagt, dafs das „wahre Denken sich mit seinem Gegenstande identificirt". Denn er kommt nur mit einem äufserlichen Denken an das Sein, diesen Anfang der Hegelschen Logik, wenn zwar das Sein ihm anfangs keine Seite bietet, an welcher er es mit der Zange der formalen Logik zu packen vermöchte, dann aber es sogleich festnehmen zu können meint, nachdem das Sein = Nichts gesetzt worden, das heifst von dem Sein das Nichts ausgesagt worden sei. Denn nun schneidet er das Sein in das Förmchen des Subjects, das Nichts aber in das des Prädicats. Kaum schmiegt sich aber, wie im Hexentanz, das Nichts an die erste Stelle und drängt das Sein an die zweite, so wechseln sie sogleich die Devisen; sie sind wechselsweise Subject und Prädicat von einander; die endliche Form ist zersprengt. Hier hätte der Verf. schon inne werden sollen an dem Organe, mit welchem er die Natur solcher Begriffe zu fesseln sucht. Er hätte die Unzulänglichkeit des formalen Urtheils inne werden müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

George: Princip und Methode der Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher.

George: Metaphysik.

(Fortsetzung.)

Denn jener Tausch, jener Wechsel, der hier von dem Verfasser mit so vieler Gleichgültigkeit hingenommen wird, ist ein absolutes Verhältnifs, deutet auf das absolute Urtheil, wo nicht blofs der Gegensatz vom Denken und Sein wahrhaft und wirklich aufzugeben ist, sondern auch der Gegensatz von Sein und Nichts, und der Wechsel von Sein und Nichts. Aber auch diesen Wechsel von Sein und Nichts giebt der Vf. nicht auf. Denn das Werden, in welchem sie objectiv aufgegeben sind, wird ihm flugs zu einem blofsen Prädicate. „Sein und Nichts gehen in dem höheren Prädicatbegriffe zusammen." Sein und Nichts sind ihm also zu blofsen Subjecten zusammengesunken. Wie aber im absoluten Urtheile das Sein ist Nichts, und das Nichts ist Sein, das Sein und das Nichts ihre Prädicate absolut wechseln, und beide Subject und Prädicat von einander sind, ebenso ist auch — dem folgenden Momente des Gedankens Sein und Nichts einerseits, und das Werden andererseits im unendlichen Complex des absoluten Urtheils; und das Werden ist eben so wohl Subject, und auch zwischen ihm und dem Sein und Nichts findet das absolute Verhältnifs Statt, was zwischen dem Sein und Nichts selbst; das Werden ist jenes absolute Verhältnifs selbst, d. h. das Werden, als Subject, ist Sein und Nichts im absoluten Wechsel. Mit einem Worte in dieser progressiv-regressiven, analytisch-synthetischen Methode steht jedes niedere (wenn wir uns diesen Ausdruck gefallen lassen wollen) Moment mit dem höheren in diesem Verhältnifs des absoluten Urtheils, sie sind sich gegenseitig und gleicherweise in Einem (ἐν τῷ αὐτῷ) Subject und Prädicat von einander, aber nicht, wie der Verf. will, das niedere das Subject, das höhere das Prädicat. Der Anfang des logischen Systems ist eben so Prädicat, wie Subject, das Ende desselben Subject und Prädicat in Einem, das System durch das absolute Urtheil in absoluter Einheit mit sich selbst.

Weiter ist nun der Verf. in der Beurtheilung der Hegelschen Methode nicht gegangen. Anderes sind nur noch Versicherungen. „In der Hegelschen Methode sind die Prädicatbegriffe das eigentlich Gesuchte." „Hegel will die Prädicate des Absoluten erfassen." „Er will Gott in einem Prädicate erfassen." Diese und viele andre Versicherungen haben nur ihren Grund in der totalen Unzulänglichkeit der formalen Logik, mit welcher die Methode der speculativen Logik gemessen werden soll. Zur Beurtheilung des Systems in seiner Totalität ist er nicht gekommen.

Unsere Kritik über die Ansichten des Verfassers in Betreff der Schleiermacherschen Dialektik kann kurz sein. In der Darlegung des Princips d. h. des eigentlichen philosophischen Anfangs dieser Dialektik ist der Verfasser fast noch unglücklicher, als in der Beurtheilung des Anfangs der Hegelschen Logik. Er sagt: „Das Sein ist hier (in der Dialektik Schleiermachers) nicht wie bei Hegel ein absolut abstracter Begriff, der allen Inhalt aufser sich hat, sondern gerade der concreteste, alle Prädicate absolut in sich enthaltende und aus sich erzeugende und dadurch Identität von Subject und Prädicat, nicht blofse Indifferenz, wie in dem Hegelschen Anfang." Vorher bemerkt er: „Das Sein ist hier nichts Geringeres als der Begriff der Welt, als der Inbegriff aller Prädicate und entwickelt aus ihm heraus die Mannichfaltigkeit der in ihm enthaltenen Subjecte." Wir erklären uns diese falsche Auffassung aus der vorschnellen Vergleichung des Anfangs der Schleiermacherschen Dialektik mit dem Anfang der Hegelschen Logik und aus der Gleichheit der Benennung

Digitized by Google

Sein, mit welchem jene Dialektik und diese Logik das Princip benannt hat. Ueberhaupt ist das Vorurtheil, was sich bisweilen in die Vergleichungen einschleicht, oder ihnen vorhergeht, wie die Aehnlichkeit der Diction die Quelle grofser Irrthümer in der Philosophie und ihrer Geschichte gewesen. Das Schleiermachersche Princip ist jedoch das durchaus dunkele „hinter dem Vorhang", das durchaus unwissbare und undenkbare; denn diesseit des Vorhanges soll erst mit dem Gegensatz von Denken und Sein sich das Wissen entwikkeln. Es ist nicht das concreteste; denn das Dunkel ist ein abstract leeres. Das Sein Hegels ist das durchaus offene und klare; denn es ist weder diesseit noch jenseit. Das Sein ist eben das Sein; es ist denkbar und wifsbar, denn es ist gedacht und Gedanke; es ist *absolut* abstract und deshalb der Entwickelung und absoluten Concretion fähig. Das Schleiermachersche Princip entwickelt nichts, erzeugt nichts aus sich. Was die fortschreitende Dialektik entwickelt, ist *nach* ihm, aber nicht aus ihm, es ist ohne dasselbe zum Vorschein gekommen.

Die Momente der Methode giebt der Verfasser im Allgemeinen richtig an. Wir fassen es kurz zusammen. Was nach dem Princip zunächst erscheint, ist die Theilung desselben, die jedoch etwas „gegebenes" ist. Diese gegebenen und also vorgefundenen Theile sind das Ideale und Reale. Diese Gegensätze sind auf einander bezogen; aber so, dafs sich keiner von ihnen als solcher aufgiebt. Ihre Gebundenheit ist mit dem quantitativen Uebergewicht jedes von beiden behaftet. Das Ideale und Reale sind die ersten Subjecte unter dem absoluten Principe. Mit ihrer Zweitheilung und wiederum gegenseitigen Gebundenheit ist die Viertheilung Ideal-Reales und Real-Ideales, mit dieser aber die Theilung in unendliche Subjecte gegeben. Die Wissenschaft besteht darin, der Individualität der Subjecte im Weltorganismus nachzuspüren und an ihnen das individualisirte Ideale und Reale aufzuzeigen, zugleich das Maafs, in welchem Ideales und Reales mit einander gebunden sind und mit welchem Uebergewicht jedes von beiden. Dieser Auffassung und Methode kann der Verf. „seine Bewunderung nicht versagen", sie sei eine Anschauung, „die dem im Leben unmittelbar uns Entgegentretenden (sic) auf die vollständigste Weise entspricht." Durch diese architektonische Methode sei gewonnen, „dafs man immer das ganze (sic) Gebiet überschaue und in den vier correspondirenden Gliedern das Ganze vollständig getheilt zu haben, versichert sei, andererseits aber auch in jedem einzelnen Gliede die Thätigkeit des Ganzen anzuschauen vermöge."

Wiewohl nun der Verf. überzeugt ist, dafs Niemand „dieser grofsartigen Anschauung des Weltprocesses" seine Bewunderung versagen werde, so hat er doch folgende Einwendungen gegen die Methode zu machen. Durch die Theilung von oben herab, durch das fortwährende Herabsteigen von Prädicaten zu Subjecten, und immer neu gefundenen Subjecten, stelle sich heraus, dafs „jedes Fixiren von Subjecten immer nur ein vorläufiges sei; der Fortschritt beweise nur, dafs eigentlich nicht hätte fixirt werden sollen, dafs man die Subjecte vielmehr in ihrem Flusse hätte lassen müssen." Diese Zwei- dann Viertheilung führe so wieder zum Procefs ins Unendliche. „Jemehr das Riesenwerk wächst, desto mehr zeigt sich auch, dafs die Einheit fehlt, die das Ganze zusammenzuhalten vermag und dadurch der Ueberblick verloren geht." Endlich macht er der Methode zum Vorwurf, „dafs in der Bezeichnung und Auffindung der doppelten Gegensätze Willkühr liege. Es wird zunächst der Eine gesucht und kaum das Bedürfnifs zum zweiten gefühlt; der erste ist mit Nothwendigkeit gegeben, denn er ist nichts Anderes als einfaches Uebergehen des einen Subjectes in das andere; aber der andere wird nur durch einen gewissen Instinct dazu gefunden, ohne dafs es ein zwingendes Gesetz gebe, ihn aus dem ersten mit Nothwendigkeit zu entwickeln, und da hängt denn Alles von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Instinctes ab." Diesen kritischen Bemerkungen des Verf.'s über die Methode geben wir unsere volle Zustimmung und bedauern nur, dafs er *den* Mangel dieser Methode nicht durchschaut hat, in welchem nicht blofs diese eigenen Ausstellungen wurzeln, sondern auch die Kluft ihre Erklärung findet, die zwischen dem Princip dieses Schleiermacherschen Denkens, diesem begriff- und gedankenlosen Nichts „hinter dem Vorhang" = Gott" und der Methode, dieser blofs quantitativen in das schlecht-unendliche verendlichten Gleichsetzung des Seins und des Denkens befestigt ist. Wir könnten diesen absoluten Mangel hier sogleich erörtern. Weil aber des Verfassers eigenes System der Metaphysik in ihm seine Entstehung hat und sein Denken

Digitized by Google

bis in sein Innerstes mit ihm behaftet ist, so lassen wir den Gegenstand hier unberührt, um ihn nachher wieder aufzunehmen, wo wir uns mit der Methode von des Verf.'s eigenem System beschäftigen.

Bei keinem Volke ist die Philosophie bis zu dem Selbstbewufstsein vorgedrungen, dafs sie mit dem Voraussetzungslosen zu beginnen habe, als bei den Deutschen und auch bei diesen nicht früher als im Zeitalter des Idealismus. Es giebt kein siegenderes, kein erfreulicheres Zeugnifs von dem geistigen Aufschwung einer Nation, von der unbezwingbaren Freiheit des Gedankens, als wenn in der innersten Werkstatt des Geistes die Kühnheit waltet, Alles von sich zu thun, mit nichts zu beginnen und aus nichts etwas zu machen. Man hat wohl früher und auch jetzt noch von tiefen Denkern, wie unter andern von Hegel, den Satz aussprechen hören, dafs in einer Philosophie, also in einem bestimmten Systeme, „die Vernunft aus dem Bauzeug eines besonderen Zeitalters sich eine Gestalt organisire" (Differenz des Fichtischen und Schellingschen Systems, p. 19), oder auch dafs sie ihr Zeitalter in Gedanken fasse. Wir müssten solche Aussprüche geradehin für form- und begriffslos erklären, weil sie die Selbstständigkeit des Begriffes aufzugeben scheinen, wenn ihre Unwahrheit nicht blofs in ihrer wörtlichen Fassung läge, oder wenn sie nicht diese Fassung nur auf einzelne Theile, auf blofs reale Seiten des Wissens bezöge. Reale Kenntnisse, die Errungenschaft wissenschaftlicher oder nicht wissenschaftlicher Empirie, positive Vorstellungsweisen im staatlichen oder religiösen Gebiete und anderes lassen sich freilich als Bauzeug eines besonderen Zeitalters charakterisiren. Ein speculatives System formirt sie, erhebt sie in seine höhere Gedankensphäre, durchdringt und assimilirt sie sich. Darum ist aber die speculative Philosophie keinesweges blofs die Organisation des Bauzeuges dieses positiven Stoffes, welches das Zeitalter darbietet. Das ist vielmehr seine dürftigste, am meisten der Endlichkeit preisgegebene und oft schon in mehreren Jahrzehnten von ihm selbst aufgegebene oder von dem factischen Fortschritt der positiven Gebiete vernichtete Seite. Ein philosophisches System reiner Individualität ist seine πρώτη φιλοσοφία. Diese ist ihr wahres Eigenthum, ihr innerer Besitz, erhaben über dem Zeitalter. Diesen Besitz raubt ihr keine religiöse oder politische Evolution des Bewufstseins. Solches Bewufstsein ist nicht im Stande, auch nur die geringste Veränderung an jenem Eigenthum vorzunehmen. Eine Philosophie verändert sich nur selbst, oder giebt sich nur selbst auf, wenn in ihrer reinen Sphäre selbst der Umschwung geschehen ist. Fällt dieser Umschwung ohngefähr in dieselbe Zeit mit den Entwickelungen in andern Gebieten des Bewufstseins, wie des Cartesianismus zusammen mit der Reformation, der Neuplatonismus mit der Durchdringung des Christenthums, so läfst sich weder sagen, dafs die Cartesische Philosophie das reformatorische Bewufstsein, noch dafs die neuplatonische das christliche in Gedanken gefafst habe. Der Umschwung ist vielmehr der totale des Geistes, aber in den nichtphilosophischen Gebieten der Eintritt veränderter oder neuer Vorstellungsweisen, in dem philosophischen der innern Entwickelung der metaphysischen Idee in ihr und *für sie selbst*, die ihrerseits viel zu tief und zu allgemein ist, um für blofse Gedanken*formen* der *unter* ihr eingetretenen Vorgänge gelten zu wollen. Solche Aussprüche, wie der obige von Hegel, beweisen zwar immer die grofsartige Anschauung von der Philosophie, lassen aber doch die Bedenklichkeit aufkommen, ob der metaphysischen Idee der Primat wirklich gesichert worden sei, wenn ihr blofs das Geschäft des Formirens und Organisirens, der gedankenmäfsigen Auffassung zugemuthet wird, nicht blofs die Bearbeitung ihres eigenen freien Inhalts in der mit diesem freien Inhalt identischen freien Form. Auch hat es sich factisch an dem Hegelschen System erwiesen, dafs es in seinem realen Theile seine speculative Würde befleckt, sich bisweilen zur blofs begrifflichen Formation des im Zeitalter als solchem gegebenen Inhalts herabgesetzt; das Unfertige bisweilen als fertig, das Werdende als geworden, das in und für die blofse Vorstellung fertig und gewordene als wirklich, und das metaphysische als absolut wirklich betrachtet hat. Ein philosophisches System hat der speculativen Vernunft nicht den Primat in allem und über allem zuerkannt, was einerseits zwar die Vernunft als die absolute Substanz betrachtet, die Totalität des substantiellen Inhalts in sie setzt, andererseits aber dem Realismus der Vorstellung gegenüber die Vernunft nur dieses Realismus gedankenmäfsige Form sein läfst.

So lange Philosophie Philosophie bleibt, mufs sie an ihrem Voraussetzungslosen, vor welchem sie nichts

Digitized by Google

voraussetzen will, wenigstens ein solches haben, was sich selbst als Voraussetzungsloses selbst voraussetzt. Dies kann jedoch nur der Gedanke. Denn selbst wenn der Gedanke das Gedankenlose sich (dem Gedanken) voraussetzen wollte, so würde er es nur denkend voraussetzen können. Dann wäre es aber doch nur wieder der Gedanke, der sich (den Gedanken und das Denken) dem Gedankenlosen (oder Nichtdenkenden) voraussetzte, und die Vernunft wäre im Besitze des Gedankenlosen und das Gedankenlose wäre gerade dadurch, dafs es von dem Gedanken vorausgesetzt worden und eben darum, weil dies geschehn wäre, in den Gedanken erhoben worden. Wer nicht im Stande ist, das Gedankenlose selbst als Gedanke zu begreifen, der hat die absolute Autokratie der Vernunft nicht anerkannt und an ihm hat sich die vernünftige Dialektik noch nicht vollzogen. Für die speculative Kritik ist es ein unerquickliches Geschäft, an solche Gegensätze des reflexiven Verstandes zu gerathen und sich mit ihnen herumzuschlagen, da sie in ihm wenigstens noch so viel Herrschaft der Vernunft vorfinden möchte, dafs nicht das Blind-Unvernünftige ohne Hehl und ohne Schaam vor dem Denken an die Spitze der Philosophie gestellt würde. Allein wo sich der reflexive Verstand selbst überbietet in seinen Schöpfungen aus dem unvernünftigen Nichts, da überbietet die Vernunft den reflexiven Verstand mit ihren Schöpfungen aus dem Gedanken.

Die Metaphysik des Verfassers hat sich durch das Princip, was sie an den Anfang stellt, gegen den Skepticismus sichern wollen und es ist ihr auf einen Augenblick gegen den gemeinen Skepticismus gelungen, so lange dieses Princip *vor* dem Gedanken bewegungslos stehen bleibt; wie es aber der Gedanke zu *denken* anfängt, so ergreift dasselbe der absolute Skepticismus und reifst es mit hinein in die Bewegung. Dies Princip ist, wie es scheint, das Voraussetzungsloseste, was es geben kann, es ist das sogenannte absolute Nichts. Die Kritik hat es anzuerkennen, dafs der Verf. Anstrengungen gemacht hat, denkend in sein System hineinzukommen und sein Princip als Gedanken zu fassen. „Es mufs verlangt werden, dafs überhaupt es zum intensiven Denken komme und das Denken wird sich dann selbst bewufst werden, dafs sein erster und unmittelbarer Inhalt eben das Nichts sei." (Princip und Methode p. 25). „Der Begriff des Nichts ist auf keine Weise Abstraction, sondern sein concreter Inhalt ist genau bestimmt in dem Nichts, es ist ein absoluter Begriff" (Metaphysik p. 15). Allein es kommt nichts darauf an sein Princip den *absoluten Begriff* zu nennen, und in dem absoluten Nichts den *concreten* Inhalt zu finden, wenn es nicht wirklich als der Begriff begriffen und in ihm der concrete Inhalt aufgewiesen wird. Wir haben schon erklärt, dafs sich die deutsche Philosophie vor keinem Princip fürchtet, und wäre es der speculative Teufel selbst. Denn ihre Macht besteht darin ihn zu denken, ihr göttlicher Sieg ihn zu begreifen. Dem Verfasser jedoch ist sein Bemühn, das absolute Nichts als absoluten Begriff mit concretem Inhalte zu begreifen, durchaus mifsglückt. Er sagt: „Das Nichts als das rein Unterschiedslose ist die reine Indifferenz, aus welcher und im Gegensatz zu welcher das sich unterscheidende Denken erst das Sein producirt. Das reine Denken als solches ist Denken des Nichts; erst dadurch, dafs es auf sich selbst reflectirt und Denken und Gedachtes unterscheidet, kommt es zu dem Begriffe des Sein und spricht das Urtheil aus: das gedachte Nichts *ist*, aber das Nichts selbst ist gleichgültig gegen das Denken wie gegen das Sein. Und deshalb ist eben das Nichts unmittelbarer gewifs als das Denken, weil das Denken, insofern es sich als Gegensatz zum Sein bewufst wird, sich schon in eine bestimmte Richtung hinein versetzt und sich nicht mehr als reines Denken, sondern schon bestimmt als sich in sich unterscheidendes Denken oder Urtheilen erfafst, in welcher Gestalt es gar nicht das ursprüngliche ist" (Metaph. p. 16).

Da der Verfasser mit dem Denken beginnt, wollen wir ihn denkend mit dem Denken begleiten. Er meint „dafs das reine Denken als solches das Denken des Nichts sei." Wir behaupten, dafs das reine Denken als solches *das Denken des Denkens* sei, weil das Denken in seinem Anfang keinen andern Inhalt hat, als das Denken, auch nicht den Inhalt des Nichts. Das Denken beginnt denkend mit sich dem Denken. Der Verfasser meint ferner „dafs das Denken erst dadurch, dafs es auf sich selbst reflectire und Denken und Gedachtes unterscheide, zu dem Begriffe des Seins komme."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

George: Princip und Methode der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher.

George: Metaphysik.

(Fortsetzung.)

Wir leugnen, dafs das Denken vorher schon Denken sei, ehe es sich in sich reflectire, und behaupten dagegen, dafs das Denken nur Denken sei, weil es sich in sich reflectirt, dafs also das Denken und die Reflexion des Denkens in sich selbst in denselben absoluten, wir möchten sagen, ewigen Moment falle. Wir behaupten ferner, dafs in dieser Reflexion das Denken sich nicht als Denken und Gedachtes blofs unterscheide, sondern das Denken und gedachtes Denken, zugleich aber wieder als Denken und denkendes Gedachtes. Ferner behaupten wir, dafs, indem das Denken das Denken denkt, das Denken keinen andern Inhalt hat, als eben dieses Denken; dafs dann das Denken diesen Inhalt, das Denken, in der That hat. Wir leugnen, dafs das Denken der Inhalt des Denkens nicht sei, im Gegentheil behaupten wir, dafs das Denken der Inhalt des Denkens sei, dafs das Denken, wenn die Philosophie mit dem Denken beginnen will, in der That *ist*. Wir behaupten das *seiende* Denken, oder das Sein des Denkens, aber auch nur das Sein des Denkens, oder, was dem ganz gleich ist, das denkende Sein, weil das Denken schlechterdings nicht nicht ist. Der Verfasser meint: in der Reflexion des Denkens in das Denken „kommt es zu dem Begriffe des Sein und spricht das Urtheil aus: das gedachte Nichts *ist*." — Wo hat der Verfasser das (absolute) Nichts her? — Er hat es *gedacht*; denn er sagt es ja selbst, das *gedachte* Nichts. Auch wir haben ja für und in dem Denken das Denken, das nur nicht nichtseiende, sondern das seiende Denken, also das denkende gedachte, das denkende Sein aufgewiesen. Ist nun dieses denkend gedachte Sein und das *gedachte* Nichts des Verfassers ein und dasselbe? Der Verfasser wehrt das mit Hand und Fufs ab; denn er entgegnet uns: „das gedachte Nichts *ist*, aber das Nichts selbst ist gleichgültig gegen das Denken, wie gegen das Sein." Also meint der Verfasser, das *gedachte* Nichts ist *nicht* das gedachte Nichts, und wenn das Nichts *ist*, so *ist* das Nichts *nicht*. Daher meint er, dafs das Nichts gleichgültig gegen das Denken, wie gegen das Sein sei. Er schliefst: „Und deshalb ist eben das Nichts unmittelbarer gewifs, als das Denken." — Was und wie schliefsen wir? Wir schliefsen, dafs der Verfasser sein absolutes Princip, das absolute Nichts nicht denkend und nicht im Denken, sondern ohne Denken oder vor dem Denken gefunden hat. Aber wo gefunden? Giebt es im Speculativen auch ein Finden ohne Denken? ein gedankenloses Finden? ein Erbrüten?

Doch weil der Verf. das absolute Nichts schlechterdings denkend producirt zu haben und denkend zu behaupten meint, so machen wir noch den letzten vielleicht verzweifelten Versuch es ihm nachzudenken. Also das Denken ist es, was das absolute Nichts denkt. Aber eben dasselbe Denken denkt auch das Sein, offenbar im Gegensatz gegen das Nichts, da das absolute Nichts gleichgültig ist gegen das Denken und das Sein. Das Denken ist einerseits Denken des absoluten Nichts, andererseits Denken des Seins. Während dieses selbige Denken Denken des Seins ist, hat es das Sein zu seinem Inhalte, es ist das Denken des ihm identischen Seins, selbst seiendes Denken; indem es das Denken des absoluten Nichts ist, hat es das absolute Nichts zum Inhalte. Folglich hat es auch nicht einmal sich selbst, folglich auch nicht einmal das Denken zum Inhalte; das Denken ist im Nichtsdenken gar nichts, das Nichtdenkende und Nichtdenkbare, das sogar Unaussprechbare. Das Denken,

Digitized by Google

was *einerseits* das absolute Nichts, *andererseits* das Sein zum Inhalt haben soll, ist also nur Denken, indem es das Sein denkt, es ist gar nicht weder Denken, noch sonst etwas, indem es das absolute Nichts zu denken vorgiebt. Ja, bei Gott, der absoluten Realität, nur das Sein, das göttliche Sein ist Gegenstand des vernünftigen Denkens, und dieses göttliche Sein ist weder vor dem Denken, noch hinter dem Denken, noch über dem Denken; es ist nur in und mit der denkenden Vernunft.

Wir verkennen keinesweges die Gewalt des Skepticismus, wir wissen es, dafs er ein bedeutendes Moment des Speculativen ist, und die Philosophie wird der unphilosophischen Menge zum Trotz fortfahren der Negation auf dem höhern Gebiete der Wissenschaft den Werth zu lassen, den sie daselbst immer haben mufste. Denn ohne sie würde die Wissenschaft von sich abfallen. Aber die speculative Wahrheit hat diese Negation in sich selbst, nicht blofs sich äufserlich gegenüber, sie hat sie in sich, um ihrer stets habhaft zu sein und zu bleiben. Sie bleibt ihrer mächtig, weil ihr absolut reales Denken das negative Element wieder an sich selbst aufhebt. Der Skepticismus der Reflexionsphilosophie geht bis zum Nichts zurück und meint sich vor sich selber gesichert zu haben. Der Skepticismus der speculativen Philosophie ist der absolute. Dieser hat allerdings auch den Muth bis zum absoluten Nichts zurückzugehn, aber er hat den noch viel gröfsern, auch von sich selbst wieder zu abstrahiren und eben so das absolute Nichts, *eben weil es das absolute ist*, wieder aufzugeben.

Dies ist dem Verfasser nicht möglich gewesen. Darum hat er auch die Gewalt der Realität gegen sich empfinden müssen, und weil er sie offen nicht anerkennt, so tritt sie nur in gespensterhafter Gestalt entgegen und nicht, was das unbedeutende und ungefährlichste wäre, dem absoluten Nichts gegenüber, denn so wäre Kampf und Sieg auf Seiten des Nihilismus gewesen, sondern inmitten des absoluten Nichts, das Nichts als das halbreale Phantom selbst. Wie konnte es auch anders sein? Das absolute Nichts ist ja eben das Undenkbare, Unsagbare. Soll es also gedacht, gesagt werden, so mufs es doch als Sein gedacht und gesagt werden, und da es doch auch das Nichts bleiben soll, so mufs es sich als *verstecktes* Sein ankündigen. Daher sagt der Verfasser: „Die Thätigkeit des Nichts ist, das Nichts zu setzen, auch in dem Sein." (Princ. u. Meth. p. 29). „Der Skepticismus mufs das Nichts als die letzte Gegenständlichkeit gelten lassen, als eine absolut objective Macht, an der kein Denker zu rütteln vermag, sondern an der es selbst vielmehr zerschellt" (Metaph. p. 17). „Wesentlich ist, dafs das Nichts nicht blofs als Subject, sondern eben so als Prädicatbegriff gefafst werde, als ein Nichts, das immerfort das Nichts setzt, und sich immer aufs Neue erzeugt, nicht etwa als absolute, ruhende Leerheit, sondern als lebendige Action, überall das Nichts wirkend" (Metaph. p. 18). Dem absoluten Nichts wird also hier die Macht verliehn, welche die Realität hat, die Macht zu setzen, aber als absolutes Nichts nur das Nichts zu setzen. Ihm wird eine *objective* Macht, sogar die *lebendige* Action zugetheilt.

Das absolute Nichts, was der Verfasser als „absoluten Begriff" zu *denken* sich bemüht hatte, ist ihm nun als eine „absolut objective Macht" über den Kopf gewachsen, und hat sich so sehr gegen das Denken selbst gesetzt, dafs kein Denken daran zu rütteln vermag, sondern an ihm zerschellt. Dieses absolute Nichts, dieses absolute Princip aller speculativen Philosophie ist also „der absolute Begriff" in der Weise und in dem Grade, dafs das begreifende Denken ihn nicht zu begreifen im Stande ist und nicht begreifen darf!!! Wäre das absolute Nichts wirklich Begriff, so würden wir hier einem Widerspruch begegnen, den aufzulösen keine dialektische Schwierigkeit wäre. Denn der Begriff ist überall seiner mächtig. Allein die begreifende Dialektik hat dem absoluten Nichts im Vorigen seine Begrifflosigkeit aufgeprägt, hat es, das Nichts, in das Reich des Nichts, des undenkbaren und unaussprechbaren Nichts und hiermit vom Gebiete des Speculativen weggewiesen. — Ob ihm aber, da es doch vom Sein den Schein zur geheimen „Action" geborgt hat, ein finsteres Gebiet, geheime Schlupfwinkel aufserhalb der speculativen Philosophie übrig geblieben sind, und ob sich dieses Gebiet auch mit dem Schein der Philosophie umgeben hat, wie das absolute Nichts mit dem Schein des Seins? Dies zu zeigen werden wir zu einer andern Zeit gewifs die Gelegenheit finden. Wir werden es aus seinem vor- über- und untergeschichtlichen Dunstkreis hervorziehn und es soll uns auch in dieser Form Rede stehn.

Digitized by Google

Dem Verfasser müssen wir unsern aufrichtigsten Dank sagen, dafs er das absolute Nichts zum Ausgang seines Denkens hat machen wollen, dafs er, wie es ziemt, mit so viel Wahrheitsliebe und wenigstens mit so viel Intensität, als ihm zu Gebote stand, verfahren ist. Wir freuen uns aber auch, dafs der Kritik die Gelegenheit geworden ist, das Unding mit seiner Unbedingtheit trotz seines Widerstrebens aus dem Sitze seiner Dunkelheit ans Licht zu ziehn und im Lichte des Gedankens auf immer zu vernichten. Es konnte ihr um so eher gelingen, da es von dem Verfasser mit solcher Rückhaltslosigkeit, mit so viel charakteristischer Bestimmtheit hingestellt worden. —

Uns entsteht demnächst die Frage, wie konnte der Verfasser auf das Princip des Nichts kommen, in der Weise, wie er es an die Spitze der Metaphysik gestellt hat, auf das Princip des sogenannten absoluten Nichts? Und dies führt uns von seinem Principe auf seine Methode. Wir haben gesehn, dafs wenn das Denken das Nichts *denkend* erfassen, als Begriff *begreifen* will, nicht blofs das Nichts selbst, sondern mit ihm das Denken in eitel Dunst und Rauch aufgeht. Denn das Denken als Begriff macht mit dem Nichts als Inhalt, der doch auch Begriff sein soll, Ernst und geht, wie sich gezeigt hat, mit ihm zugleich zu Grunde. Das System fände also in seinem Anfang sein Ende. Der Verfasser jedoch nimmt es mit dem Denken seines Nichts nicht so ernstlich. Denken und absolutes Nichts werden einander nicht so nahe gerückt, dafs sie nicht neben einander bestehn könnten. Ja es ist jedes in seiner Sphäre schöpferische Action; Denken und Nichts stehn im Gegensatz. Ist das aber der Fall, wie konnte der Verfasser meinen mit dem Nichts und nur mit dem Nichts sein System begonnen zu haben? Nein, er hat nicht mit dem absoluten Nichts, sondern mit dem Nichts im Gegensatz des Denkens, oder dem Denken im Gegensatz des Nichts, er hat mit der Dualität begonnen, dem Denken und Nichts zugleich im Gegensatz. Es läfst sich nicht sagen, dafs das Nichts das Denken, oder das Denken das Nichts gesetzt habe, sonst wäre das Nichts nicht das Nichts im Gegensatz gegen das Denken, sondern sie sind vielmehr beide zugleich in ihrem Gegensatz gesetzt die absolute Voraussetzung des Systemes. Ueber diesen Punct seines Denkens ist der Verfasser nicht zum Bewufstsein gekommen. Er hat nicht begriffen, dafs er das Denken wirklich aufser und neben seinem Absoluten beibehalten, was das allgemeinste, das offenbarste und ächt charakteristische Zeichen des blofs reflexiven Standpunctes einer Philosophie ist, und dafs, wo er in der Immanenz seiner Gegensätze zu verkehren wähnt, überall das reflexive Denken nebenher schleicht, und, wo es ihm einfällt, als drittes hereinbricht und sich geltend macht, in der Form einer Action des blofs abstracten Begriffes.

In der Schrift Princ. und Method. p. 119 heifst es: „Jede Methode soll Entwickelung sein; sie ist deshalb nothwendig Fortschritt von einem Gegebenen zu einem Neuen, das insofern von dem ersten verschieden sein mufs. Und zwar nicht blofs verschieden in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes darf dieses Neue sein, sondern insofern es noch mit dem Ersteren etwas gemein hätte, wäre es kein vollkommen Neues, sondern gehörte immer noch zum Theil der vorigen Entwickelungsstufe an; erst wenn die Verschiedenheit sich zum absoluten Gegensatze herausgebildet hat und der einen Bestimmtheit die entgegengesetzte gegenübertritt, ist der Fortschritt in der Entwickelung vollendet. Es leuchtet danach ein, wie die Ableitung in jeder Methode durch das Auffinden der Gegensätze bedingt ist. Nun aber liegt es in der Natur des Gegensatzes, dafs er selbst nur der Identität gegenüber bestehn kann, und daher, wo er sich findet, eine solche Identität gleichzeitig voraussetzt. Sollen also Begriffe schlechthin entgegengesetzt sein, so sind sie dies nur, insofern sie eben so sehr identisch sich verhalten in der Richtung, in welcher sie entgegengesetzt sind." Wie es dem Verfasser nicht zum Bewufstsein gekommen ist, dafs er mit dem Dualismus des abstracten Denkens und des *abstracten*, nicht des absoluten Nichts, den Anfang der Philosophie gesetzt hat, und dafs dies eigentlich der wahre Anfang seines Philosophirens ist, so ist ihm auch entgangen, dafs in diesem Principe seine Methode wurzelt, dafs, wie das Denken und das Nichts sich nur äufserlich auf einander beziehen, auch im Fortgange blofse Reflexionsbestimmungen nach einander auftreten, die in ihrer Beziehung auf einander wohl an einander schimmern, aber ihren Kern nicht einmal durchleuchten, geschweige ihn zu durchglühen und zur flüfsigen Auflösung zu bringen wüfsten. Ja es ist dem Verfasser entgangen, dafs er sogar da, wo er mit Bewufstsein und möglichster

Digitized by Google

Klarheit in sein System eintritt, wir meinen mit dem sogenannten absoluten Nichts, den Dualismus an einander schimmernder Reflexionsbestimmungen schon in den Anfang des Systemes gesetzt, obgleich wie gesagt dies nicht das eigentliche Princip dieses Philosophirens ist, als welches sich das Denken im Gegensatz gegen das absolute Nichts erwiesen hat. Er sagt zwar „jede Methode soll Entwickelung" sein, meint aber sie sei Fortschritt zu einem Neuen, zu einem vollkommen Neuen, zu einem absoluten Gegensatz. Ist das Zweite wirklich das Neue *gegen* das zuerst gesetzte, so ist es nicht Evolution *aus* dem ersten, es ist eben das *Neue*, also wenn auch in der Darstellung *nach* dem ersten, seinem absoluten Gegensatze gesetzte, doch nur mit ihm aber *ausser* ihm gesetzte und mit ihm vorausgesetzte, und zwar von einem dritten, vom Denken, das heifst dem blofs reflectirenden Denken, oder wie es die Metaphysik nennt p. 18 von dem „reinschöpferischen Denken" gesetzte. „Der Gegensatz zu dem Nichts ist das reine *Sein*, das daher auch nur durch diesen Gegensatz zu erfassen und zu begreifen ist. Das Nichts kann nicht das Sein hervorbringen, und es kann auch auf keine Weise aus ihm hervorgehn, aber das schöpferische Denken hat in sich die Macht, es im Gegensatze zu dem Nichts zu setzen und festzuhalten. Es hiefse diesem Standpuncte des reflexiven Denkens etwas zu grofses zumuthen, wenn man von ihm fordern wollte, wenigstens so viel zu begreifen, dafs es nicht einmal im Stande gewesen wäre, in seinem Dualismus diesen bestimmten Gegensatz, wie den des Nichts und des Seins zu setzen und ihn wieder auf sich zu beziehn, wenn nicht in beiden Gliedern die innere und wesentliche Verwandtschaft für solches Denken im Hintergrunde stände und das Denken zur Beziehung zwänge. Wie es sich aber selbst als drittes äufserlich von dem von ihm selbst gesetzten unterscheidet und neben hergeht, so ist es sogleich bereit dieser innern Einheit des Seins und Nichts, die es nicht im geringsten erfafst, in äufserliche Reflexionsformen oberflächlich auszudrcüken, oder, sich selbst mit seinem „schöpferischen" Belieben an die Stelle der Evolution zu setzen. So müssen denn Sein und Nichts sogleich gegen einander in „Bewegung" gerathen, aus ihrer Ruhe sich aufstören und „auf einander wirken." In dieser Action, in welche sie das „schöpferische" Denken hineingedichtet hat, setzen sie nun jedes von beiden das andere, das Nichts setzt das Sein als Nichts, und das Sein das Nichts als Sein. Sie sind aber und bleiben doch absolute Gegensätze, sie beziehen sich nur, und ihre Beziehung ist die ihnen vom schöpferischen Belieben gekommene Causalität der Action, von welcher sie aber nicht bis zu eigener Schöpfung das heifst Entwickelung ihrer selbst durchschüttert werden. Die Action wird aber nur äufserlich von jedem derselben an dem andern versucht, aber nicht aus ihm verwirklicht. Dennoch sollen sie in einander „übergehn können, da das Uebergehn ja nichts anderes ist, als Uebergehn des Einen in das absolut Andere." Es hiefs aber in Princ. und Meth. p. 119. „Es liegt in der Natur des Gegensatzes, dafs er selbst nur der Identität gegenüber bestehn kann, und daher, wo er sich findet, eine solche Identität gleichzeitig voraussetzt." Diese Identität hatte sich in der von der Reflexion den Gegensätzen angedichteten Action geregt und durch die gegenseitige Bewegung gegeneinander hatte sich nach dem Verfasser der Uebergang des Nichts in das Sein vollzogen, der vollzogene Uebergang sei das Werden, in welchem sich die Gegensätze „durchdrungen" hätten. In der Philosophie hat das Wort nur so viel Werth, als ihm der Zusammenhang der Gedanken zuweist, nur so viel Geltung, als sich durch den Begriff in ihm wirklich vermittelt. Der hier gebrauchte Ausdruck „die Gegensätze haben sich durchdrungen" täuscht uns nicht über die Durchdringung, zu welcher man hier gelangt ist. Welche Art dieselbe ist, hat der Verfasser, ohne es zu ahnen, schon in der obigen Stelle verrathen, wo er den abstracten Gang seiner Methode beschreibt. Denn er sagt schon hier „der Gegensatz besteht der Identität gegenüber." In der Metaphysik, die sich nicht mit den abstracten Formen der Methode zu begnügen, sondern den Inhalt selbst zu gestalten oder zu erzeugen hat, vollzieht dem vollkommen entsprechend das Denken „schöpferisch" den neuen Begriff des Werdens, und weil es wieder das äufserlich hinzutretende Denken ist, was das Werden als Identität dem Sein und Nichts *gegenüber* als einen absolut neuen Begriff setzt, so kann das Werden „auch nur aus dem Werden stammen, denn weder das Nichts noch das Sein wird, noch können sie ein Werden hervorbringen."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

George: Princip und Methode der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher.
George: Metaphysik.

(Schlufs.)

Die Gegensätze Nichts und Sein geriethen nicht durch sich selbst in Action, sondern wurden durch das äufserlich hinzutretende Denken eben so äufserlich in dieselbe versetzt. Eben so kommt das Werden aus weiter Ferne, und nun ist es „die Kraft des neuen Begriffes des Werdens, welche jene Gegensätze an einander bindet, und das Werden ist daher durchaus nicht ein blofses Prädicat an dem Sein, sondern selbst nichts anderes als das Product der Kraft des Werdens, die so als für sich seiendes Subject gefafst werden mufs, so dafs nichts wird, dem nicht das Werden mitgetheilt wird." So grofs ist also die Entwickelung der Gegensätze aus einander und die Durchdringung derselben, dafs ein absolut Neues, dafs ein absolutes Subject mit seiner Kraft die nur *im Gegensatz* wirkenden Nichts und Sein an einander zu binden hat. Und das Band? das ist der „schöpferische" Begriff, i. e. das reflexive Denken, welches seine eigene abstracte Identität in Action setzt und äufserlich identificirt, weil Nichts und Sein ohne innere Bewegung zu ihrer concreten Identität dem Werden nicht gelangen können.

Wir würden den Verfasser auf seinem Wege gerne noch weiter begleiten, wenn uns der gestattete Raum nicht unter der Hand verschwände, und wenn wir nicht glaubten Princip und Methode seiner Metaphysik hinreichend charakterisirt zu haben. Von seiner Methode haben wir die Entgegensetzung, wie die Vermittelung kennen gelernt, und wir haben noch zu betrachten, wie er meinen konnte, die Methode des Schleiermacherschen Denkens und die Hegelsche Dialektik, beide einseitige Formen des Philosophirens mit einander verbunden und ein neues System geschaffen zu haben. Er selbst hat, wie oben bemerkt worden ist, einige Seiten jenes Schleiermacherschen Denkens richtig gefafst und kritisch verworfen, den absoluten Mangel aber nicht durchschaut, weil er der Mangel seines eigenen Denkens ist. Es ist der Mangel des Erkennens, welches sich als Denken aufserhalb des Absoluten weifs, ein Erkennen, was in diesem Gegensatz gegen das Absolute verharrend, das Absolute nur nach den endlichen Bestimmungen der formalen Logik denkt, denen es dann am meisten unterworfen ist, wo es sich von ihnen losgemacht zu haben wähnt. Princ. u. Meth. p. 129. „Der alte Grundsatz der Identität und des Widerspruchs in der Logik, mag er auch nur, wenn man will, eine untergeordnete Bedeutung haben für das Gebiet des Verstandes, wird doch ewig sein Recht behalten." Dieses Erkennen möchte wohl gerne die Reflexionsbestimmungen des blofsen Verstandes für untergeordnete und für unzureichend im Speculativen ansehn, allein es hat nicht Kraft genug sich auf dieser Höhe zu halten, oder vielmehr es bleibt bei der Ahnung und der Sehnsucht nach derselben. Es schlägt schnell in sich selbst zurück und hält seine Bestimmungen für „ewig," für absolut. Mit dem Bewufstsein und dem Triumphe darüber dem ersten Gegensatz des Schleiermacherschen Denkens, dem Gegensatze des Denkens und Seins, und ihrer quantitativen Gleichsetzung und dann unendlichen Besonderung zu der im schlecht-unendlichen liegenden Individuation war dem Verfasser noch keinesweges das Bewufstsein über seinen Gegensatz zwischen dem Nichts und dem Sein entstanden, der bei ihm nicht etwa, wie er meint, ein absoluter, oder ein Gegensatz im Absoluten ist, sondern nur ein relativer ist, in welchem das Nichts so viel agirt, als das Sein reagirt und umgekehrt, beide aber in blofs endlicher Action begriffen sind und begriffen bleiben. Der noch viel höhere Dua-

Digitized by Google

lismus aber zwischen dem Denken und dem Nichts, der bei ihm wieder kein absoluter, sondern blofs endlicher ist, konnte ihm, wir müssen es wiederholen, deshalb gar nicht zum Bewufstsein kommen. Davon ist aber nun die Folge gewesen, dafs er den ungeheuern Unterschied des Schleiermacherschen Denkens und der Hegelschen Dialektik nicht begriffen hat, der darin besteht, dafs das Hegelsche Philosophiren sein Denken in dem Absoluten hat, was es selbst gesetzt hat, und nur im Absoluten oder das Absolute als sich selbst denkt, gleich der Aristotelischen νόησις νοήσεως, dem Schleiermacherschen Denken aber das Absolute hinter dem Vorhange jenseit des Gedankens im Dunkeln bleibt, und der Gedanke erst diesseit des Absoluten anhebt und auch nur hier im Zwielicht ist; denn die Gegensätze sind nur halbe, wie ihre Vermittelungen. Der Verfasser hat über aller Beschäftigung mit Methoden, deren Betrachtung er einen anerkennenswerthen Fleifs widmet, nicht bis zur Anschauung jener Differenz gelangen können. Unter allen Syncretismen, die sammt und sonders speculativ werthlos sind, ist aber die Art derselben die verfehlteste, die zwei Denkweisen mit einander verschmelzen will, von denen die Eine in Princip und Methode so weit zurücksteht, dafs sie kaum verglichen, weil wenige durch Verschmelzung mit einer höhern zu einer noch höhern speculativen Production verwendet werden kann. Der Verfasser hat sich aber *im wesentlichen* nicht über den Schleiermacherschen Standpunct des Denkens erhoben. Der Schein einer Erhebung ist ihm dadurch entstanden, dafs er allerdings nicht mit jener mehrfach erwähnten Zweitheilung unterhalb des absoluten Dunkels anhebt und dann zur Viertheilung, zur unendlichen Theilung der Subjecte herabgeht, sondern zuerst mit den allgemeinsten Gedankenbestimmungen anfängt, welche die speculative Philosophie erarbeitet hat, und sie dann in weiterem Verlaufe durch den Fortgang von Gegensatz zur Identität, von Identität wieder zum Gegensatz, so auf einander bezieht, dafs die folgenden Phasen immer concreter und concreter zu werden scheinen, bis er mit dem concretesten zu schliefsen meint. Diese Concretion ist aber nicht der sich aus sich entwickelnde Begriff, sondern die blofs scheinbare des reflectirenden Denkens, das, wie wir gesehen haben, von sich aus die Reflexionsbestimmungen selbstmächtig willkührlich auf einander bezieht, dafs sie wohl an einander schimmern, in Wahrheit aber aufser einander liegen bleiben. Es ist eine Concretion, die auf den Schleiermacherschen Standpunct herabgezogen ist, die sich von diesem Standpunct aus vollziehn will. Daher auch diese irrlichterirende Freiheit einer Dialektik, die um so mehr zu leisten denkt, je bunter der Reflex wird, in welchem die Gedankenbestimmungen wieder glänzen, je weiter bisweilen die Entfernung ist, aus welcher die Strahlen einer solchen Bestimmung herblitzen um in beschränkten Zirkeln von Begriffen wieder zu scheinen. Ein Beispiel ist die Ewigkeit, die sich schon in dem ersten Zirkel eingefunden hat, wo sich vom Nichts an das Sein, das Werden, Entstehn, Vergehn, Dasein, Anfang und Bestehn versammelt haben. —

Nur eine Metaphysik, welche das Nichts zum Princip hat und das Sein erst im Reflex dieses Nichts erscheinen läfst, kann von einem Willen träumen, der sich eben so sehr zu etwas, wie zu Nichts bestimmt, also von einer Freiheit, die, weil der Wille sich eben so das Nichtsein geben kann, wie das Sein, sich eben so in sich vernichtet, wie das Denken des Nichts sich als Nichtsdenken, als das Nichtdenkende, als das Undenkbare und Unaussprechbare erwiesen hat. Nur eine Metaphysik, welche das Nichts zu ihrem Princip hat, mag sich einbilden, „dafs die Thatsachen der Geschichte vieles darbieten, was nicht in die Idee aufgeht, und was deshalb verworfen werden müfste. Da hilft es denn nichts, diesem den Begriff des Wirklichen zu versagen, und in das Gebiet der Zufälligkeit zu versetzen, um es mit dem Prädicate des Nichtigen abzufertigen und von der Ehre des Erkennens auszuschliefsen. Die Philosophie thut sich damit selbst Schaden, indem sie ihren Umfang und ihre Macht beschränkt, dadurch, dafs sie neben sich ein Gebiet anerkennt, in welches ihr Denken einzudringen nicht im Stande ist, während sie vielmehr in sich die Kraft fühlen mufs, alles dem Gedanken zu unterwerfen und nichts aufser ihm bestehen zu lassen. Dies aber kann sie nur, wenn sie den Gedanken selbst frei erhält gegen das Sein, und wenn sie die Möglichkeit des Auseinanderfallens beider anerkennt und aufweist, um dadurch die Wirklichkeit zu begreifen." (Princ. und Meth. p. 38). Weil diese Metaphysik Zufall und Nichtigkeit in der Geschichte zu bemerken glaubt, was sie von ihren Standpunct aus erklären möchte, nimmt sie lieber das Nichts selbst in ihr Princip auf, und

Digitized by Google

nun „begreift sie die Wirklichkeit" mit ihrer Unwirklichkeit, und nun hat sie alles dem Gedanken unterworfen, natürlich weil der Gedanke in sich selbst die Lücke des Nichts gelassen hat, wo Nichtigkeit und Zufall bequem Platz finden können. Nur eine Metaphysik, welche das Nichts zu ihrem Princip hat und das Sein erst im Reflex des Nichts erscheinen läfst, giebt sich als Philosophie so gut wie ganz auf, wenn sie kein anderes Object ihrer speculativen Arbeit hat „als Ableitung und Vermittelung der Gegensätze, von denen sie voraussetzt, dafs dieselben in ihrer vollen Schärfe gegeben sind, und dafs dies erst das Resultat des empirischen Denkens sei, das sich mit dem chaotisch gegebenen unförmlichen Stoff erst abarbeiten mufs, ehe das philosophische sich darin zurecht finden kann." „Deshalb darf die Speculation auch das gewöhnliche Denken auf keine Weise herabsetzen, da sie ganz und gar auf demselben ruht." „Wehe dem speculativen Denker, der sein Werk beginnen will, ehe die Gedanken schon gewissermafsen fertig überliefert sind." „So sehr aber die Speculation in ihrer Thätigkeit dadurch abhängig erscheint von der vorbereitenden empirischen Wissenschaft, so sehr ist sie doch in dem Resultate ihres Wissens frei gegen diese, indem sie mit demselben jene beherrscht und für ihre Vollendung erst die letzte Kritik abgiebt, so dafs alles übrige Erkennen am Ende doch auf die Philosophie hinweist, und in ihr, als der letzten Instanz, erst ihre rechte Befriedigung findet, das Werk selbst aber die mühevollen Anstrengungen der empirischen Arbeit nicht mehr verräth." (Princ. und Meth. p. 165). Die Philosophie der absoluten Realität wartet nicht, bis ihr das empirische Denken irgendwelchen Stoff und Inhalt vorgearbeitet hat, um ihm als nacharbeitende Dienerin die Form von solchem Gegensatz und solcher Vermittelung zu geben, wie eben dargelegt worden; sie wartet nicht, bis ihr die Gedanken von einer andern Wissenschaft schon fertig gemacht sind, um sie nur als einsammelnde Schaffnerin an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen und in grofsen Repositorien aufzuspeichern oder etwa auch zurechtzulegen, damit die andern Doctrinen sie nach Belieben abholen und aufzehren. Die Philosophie der absoluten Realität ist unabhängig von Empirie und Doctrin, achtet diese hoch und läfst sie für sich gewähren, gewinnt aber durch ihre Fortschritte nichts; denn ihres eigenen substantiellen Inhaltes bewufst, bildet sie diesen aus sich weiter. Sie kann sich nichts von jenen aneignen; denn die Form ihres absoluten Wissens hat den ihr eigenthümlichen Inhalt. Die Philosophie der absoluten Realität kennt keine Herrschaft, die in blofser Kritik der Empirie bestände, wäre diese auch der Inhalt der höhern wissenschaftlichen Gebiete, um sie zu meistern und zurecht zu weisen; sie ist aber Herrscherin und Meisterin auf ihrem absoluten Gebiete, von welchem sie auch die anmafsendsten Uebergriffe des abstracten Positivismus siegreich zurückweist. Sie erkennt auf ihrem Gebiete nur ihre eigene ihr immanente Kritik an, deren Mühe und Arbeit sie nicht scheut, um sich *ihres* Positiven in der ihm adäquaten Form zu bemeistern. Sie hat nicht gleich irgendwelcher Reflexionsphilosophie ihr Denken, ihren Begriff aufserhalb ihres Absoluten, sondern mit diesem in absoluter Einheit und ist deshalb nicht in Gefahr dem abstracten Realismus zu verfallen und seine Herrschaft anzuerkennen.

Schmidt, in Erfurth.

X.

Die Perioden der Rechtsphilosophie, von Johann Joseph Rofsbach, der Philosophie und beider Rechte Doctor (jetzt rechtskundigem Bürgermeister zu Heidingsfeld bei Würzburg). Regensburg, 1842.

Ein System der Philosophie, losgerissen von den früheren Systemen und Theorieen, erscheint als ein Phantom; jedes neue System, wenn es zu seinem Erscheinen irgend innere Berechtigung haben soll, mufs als die letzte Spitze, als das Resultat aller früheren philosophischen Forschungen auftreten; nur insofern es sich in einem solchen Zusammenhange darstellt, wird es ihm möglich sein, sich als etwas mehr als eine blofse subjective Meinung des Erfinders zu behaupten, vielmehr den Charakter einer allgemein menschlichen Ansicht über die höchsten Principien der Dinge zu erlangen und von wahrhaft welthistorischer Bedeutung zu werden. Mehre gröfsere Werke über die allgemeine Geschichte der Philosophie haben in neuerer Zeit den inneren Zusammenhang unter den einzelnen philosophischen Systemen in ihrer scheinbar zufälligen

Digitized by Google

historischen Aufeinanderfolge auf verschiedene Weise darzulegen versucht. Auch hat es nicht ganz an Specialgeschichtswerken über einzelne Seiten der Philosophie (z. B. Naturphilosophie) gefehlt. Für die geschichtliche Entwicklung der *rechtsphilosophischen* Systeme ist dann verhältnifsmäfsig noch wenig gethan. Zwar besitzen wir im ersten Bande der Stahlschen Rechtsphilosophie (1830) eine ausgezeichnete Entwicklung der Rechtsphilosophie von Kant bis Hegel; dagegen ist in diesem Werke die vorkantische Zeit, besonders das Mittelalter nur dürftig bedacht und sind die rechtsphilosophischen Bestrebungen *nach* Hegel unberücksichtigt gelassen. Auch sind bereits sechzehn Jahre seit dem Erscheinen dieses Versuches verflossen. Bekanntlich ist übrigens von der Stahl'schen Rechtsphilosophie der zweite Band theilweise seit einem Jahre in zweiter Auflage erschienen und steht zu erwarten, und der Verfasser hat in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage dazu besondere Hoffnung gemacht, dafs der erste (geschichtliche) Band in der neuen Auflage viele Zusätze erhalten werde. — Das was *vor* Stahl in Bezug auf die Geschichte der Rechtsphilosophie geleistet worden, ist ziemlich unbedeutend, beschränkt sich auf eine kurze Uebersicht der verschiedenen Theorieen und ist weit davon entfernt, deren historisch-philosophischen Zusammenhang nachzuweisen. So finden sich in den meisten Naturrechtslehrbüchern kurze Uebersichten der rechtsphilosophischen Leistungen (bekanntlich hat schon Hugo Grotius zu Ende der prolegomena seines berühmten Werkes etwas Aehnliches versucht, dann besonders gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts Schmaufs mit vielen Excerpten aus den alten Naturrechtslehrern), die aber selbst bei Gros, Hoffbauer, Pölitz u. s. w. nur unbedeutend zu nennen sind. Was *nach* Stahl dafür geschehen, verdient allerdings eine Erwähnung. *Raumer's* historische Entwicklung von Recht, Staat und Politik (zweite Auflage 1832) ist in einzelnen Abschnitten mit grofser Meisterschaft und besonders mit kritischem Scharfsinne abgefafst, aber auch bei diesem Schriftsteller tritt das Streben nach einer philosophischen Entwicklung der einzelnen naturrechtlichen Systeme zu einem geschlossenen Ganzen noch sehr in den Hintergrund. Was dann besonders von *Warnkönig* in seiner Rechtsphilosophie (1839) gegeben wird, ist nicht unverdienstlich. Aber für's Erste ist zu erinnern, dafs auch Warnkönig nur eine allgemeine Uebersicht, keineswegs eine detaillirte Entwicklung giebt, wie reichhaltiges Material zu einer solchen er dem künftigen Bearbeiter auch dargeboten hat; und dann berücksichtigt er viel zu wenig den eigentlich wissenschaftlichen Zusammenhang unter den einzelnen Systemen; auch unterscheidet er (auch so Raumer) nicht scharf die eigentliche Rechtsentwicklung von der speciell sogenannten politischen Sphäre; endlich sind seine Untersuchungen über die Rechtsphilosophie des Alterthums und des Mittelalters allzu schwach; nicht nur, dafs er besonders bei dieser Partie die rechtswissenschaftlichen und die politischen Leistungen nicht genug auseinanderhält, so ist er sogar so naiv zu gestehen, dafs die Excerpte aus den mittelalterlichen Autoren bei Schmaufs hier bis jetzt noch die eigentliche Quelle bilden. — In den allgemeinen Werken über Geschichte der Philosophie ist in der Regel auf die Rechtsphilosophie sehr wenig Rücksicht genommen, höchstens bei der alten und auch wohl bei der neusten Philosophie.

Sehr verdienstlich mufs demnach jede Arbeit erscheinen, welche den ganzen Kreis der rechtsphilosophischen Untersuchungen im Verlaufe der Zeit in einer historischen Entwicklung zu umfassen auch nur den Versuch macht. Dazu kommt aber noch, dafs die Wissenschaft der Rechtsphilosophie sich gegenwärtig im Zustande einer Krisis befindet, die nur durch ein neues, tiefes, von dem geistigen Bande aller rechtsphilosophischen Forschungen der Menschheit umschlungenes Studium zu heben ist. Denn, wie *Rofsbach* in der Vorrede seines Werkes sagt, „während die Einen noch im Rationalismus einen Rettungsanker zu „finden glauben, blicken Andere mit geistreichem „Stolze über ihn hinweg, und haben ihn längst über„wunden. Während nun diese ihren Glauben als „schützenden Schild ihren Feinden entgegenhalten, „werden sie durch den kalten Hohn der Reflexion „wieder aufgeschreckt zu friedestörenden Zweifeln."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Die Perioden der Rechtsphilosophie von Johann Joseph Rofsbach.

(Fortsetzung.)

„Die Philosophie selbst hat alle Wege eingeschla„gen, alle Gänge durchwandelt, alle Richtungen durch„kreuzt, und doch das goldene Ziel nicht erreicht, das „Wissenschaft und Leben, Erkenntnifs und Gefühl, „Vernunft und Glauben versöhnt. Selbst die Philoso„phie des grofsen Weltgeistes wird jetzt verlassen als „ein metaphysisches Gespenst, das die reiche, blühende „Welt in ein Schattenbild, in eine Traumwelt ohne „einen Träumenden verwandelt habe. — So von jedem „einzelnen Gotte verlassen, hat man endlich zu allen „Göttern gegriffen, und einen syncretistischen Gott ge„bildet, der nun, wie die Liebesgöttin, mit *allen* Rei„zen angethan, aus dem Schaume stieg! — Aber auch „der sogenannte Eklekticismus mufste verworfen wer„den, weil er den Anforderungen echter Wissenschaft „kein Genüge that. Darum fragt es sich jetzt mehr „als sonst: Wo ist Wahrheit?" — Diese Krisis ist aber nur zu lösen durch das philosophische Begreifen und Versöhnen der Gegensätze in der Rechtsphilosophie, durch ein aus dieser Versöhnung und Verschmelzung hervorgegangenes Neues, Positives, durch ein System der Rechtsphilosophie, welches alle früheren, auch diese neusten Gegensätze zu seiner Voraussetzung hat und, diese einseitigen Richtungen zu untergeordneten Momenten herabsetzend, zu Theilen eines grofsen wissenschaftlichen Ganzen verarbeitet. Auch begreift dies der Verf. sehr wohl und äufsert sich in Bezug hierauf in derselben Vorrede wie folgt: „Aus „dieser Rücksicht können auch jetzt historische For„schungen nicht, als wären sie zur Unzeit geschrieben, „zurückgewiesen werden; und so kann auch ich die„sen *Versuch*, in welchem ich bemüht war, die *Grund„richtungen* in der Geschichte der Philosophie des „Rechts nach den weltgeschichtlichen *Perioden* ihrer „Entwicklung, die Herausbildung ihrer Systeme aus „der Philosophie überhaupt, wie ihr Verhältnifs zur „Sittlichkeit und Religion in's Klare zu bringen, — „der Oeffentlichkeit mit dem Vertrauen übergeben," u. s. w. u. s. w. —

Rofsbach hat nun die angedeutete Aufgabe, trotz so wenig Vorarbeiten, glücklich genug angestrebt, wenn auch keineswegs in einer gewissen Vollkommenheit gelöst. Freilich mufs der billige Beurtheiler vor Allem bedenken, dafs der Verf. eben nur einen *Versuch* liefern wollte. Auffallen mufs es übrigens, dafs dieser doch nicht ganz unbedeutende Versuch so wenig bekannt geworden zu sein scheint. Vielleicht, dafs der eben nicht glücklich gewählte Titel des Werkes „die *Perioden* der Rechtsphilosophie" der Verbreitung desselben etwas hinderlich gewesen ist. Wenigstens läfst dieser Titel eher eine schematische Uebersicht erwarten als eine systematische Entwicklung.

Der Verf. gliedert nun den ganzen geschichtlichen Stoff nach *vier* Perioden, von denen die erste das *Alterthum*, die zweite das *Mittelalter*, die dritte die *neue Zeit*, die vierte die *Gegenwart* umfafst. Die ganze Entwicklung der Philosophie, speciell der Rechtsphilosophie kommt ihm dann zu Stande durch den Gegensatz eines objectiven und subjectiven Elements, des Realismus und Idealismus; in der classischen Philosophie ist der objective Charakter als durchgreifend anzusehen, im Mittelalter tritt ihm das subjective Element besonders hervor; die neue Zeit erscheint ihm als Vollendungsepoche des Subjectiven und Objectiven unter den mannigfaltigsten Versuchen, eine Einheit des Objectiven und Subjectiven zu Stande zu bringen. Jedenfalls ist dieser Standpunct, von welchem aus der Verf. die philosophische Entwicklung in der Geschichte vor sich gehen läfst, tief in der menschlichen Natur begründet und im Ganzen fruchtbar zu nennen, übri-

Digitized by Google

gens nicht neu, wie der Verf. zu glauben scheint, der beiläufig in der Note zu p. 8 und 9 in einigen scharfen Zügen diese seine Grundansicht durch die ganze allgemeine Geschichte der Philosophie durchführt. Indessen scheint uns durch diese allgemeine Charakterisirung nicht viel für die Fixirung gerade des *rechts*-philosophischen Wesens eines Zeitalters gewonnen zu sein, eben weil sie zu allgemein ist. Es bedurfte hier einer speciellen Anwendung dieses Principes auf das Rechts- und Staatsleben, nicht blofs, wie dies der Vf. thut, einer beiläufigen, allgemeinen Beziehung auf die politischen Verhältnisse; der obige allgemeine Grundsatz war für die Rechtsphilosophie besonders zu normiren, um mit Nutzen an die Spitze der Entwicklung gestellt werden zu können.

Wenn der Verf. die rechtsphilosophischen Untersuchungen des Alterthums nicht über das griechische Leben hinaus verfolgen zu müssen glaubt, so hat er daran wohl den Beifall der Meisten. Die orientalische Anschauungsweise wird überhaupt keine philosophische genannt und daher in den neueren Werken über die Geschichte der Philosophie unberücksichtigt gelassen. Freilich liefse sich dagegen Manches einwenden. Das griechische Rechts- und Staatsleben und die politische Ansicht der griechischen Wissenschaft wird nun von R. so charakterisirt, dafs überhaupt die Alten zu keiner wahren Scheidung des sittlich Guten vom äufsern Rechte kamen (p. 10 auch p. 36. 37), und „dafs ihnen die Gerechtigkeit die Totalität der Tugenden" war; ferner dafs im Rechts- und Staatsleben der Alten und in ihren schrifstellerischen Ansichten die Objectivität vorwalte und der Staat höher als das Individuum stehe, ja der Mensch im Bürger untergehe (p. 9). Der Verf. nimmt alle wichtigeren griechischen Autoren durch, zum Theil auch die römischen und giebt meist weitläuftige passende Excerpte bis p. 36. Dann giebt derselbe p. 36 und 47 nochmals kurz den Grundtypus der classischen Rechtsansichten an und macht besonders geistvoll auf viele Analogieen aufmerksam, welche unverkennbar in den verschiedenen Rechtsansichten der einzelnen alten Autoren und in den neueren Rechtstheorieen liegen; auch die Spuren der nachmaligen, besonders mittelalterlichen Entwicklung auf dem Boden der aristotelischen Untersuchungen werden angedeutet p. 43. Pag. 39—46 steht untermischt Kritik, Uebersicht, auch Vergleichung der verschiedenen Theorieen von Platon und Aristoteles, von Cicero; p. 47—61 äufsert sich der Vf. noch besonders über die eigentliche Politik derselben Schriftsteller weitläuftig und macht dabei gelegentlich recht gute Bemerkungen über das politische Leben und Meinen der Alten überhaupt, um hiermit (p. 61) die erste Periode zu beendigen.

Es sind diese Angaben im Ganzen nur mangelhaft zu nennen. Alles liegt in bunter Reihe durcheinander; zur Concentration kommt es nirgends; weder die detaillirteren Angaben und Auszüge aus den einzelnen Schriftstellern bilden ein Ganzes, das nach gewissen leitenden Ideen, besonders aber nach dem Grundprincip des Autors selbst, die einzelnen Angaben und Ansichten desselben zu einer Einheit zusammenfassen möchte, noch sind die kritischen Bemerkungen und Betrachtungen des Verf.'s zu einem klaren Zusammenschlusse gebracht; es fehlt überall der Mittelpunct, um welchen sich die einzelnen allerdings oft sehr wahren, tiefen, geistvollen Notizen schaaren könnten, überall der leitende Faden, der principielle Fortgang. Es liegen daher in dem Gegebenen nur die Materialien vor, indessen mit vielen sehr guten Andeutungen, wie dieselben weiter und zwar wahrhaft wissenschaftlich zu verarbeiten seien. — Die römischen Ansichten sind dann auch nicht genug von den griechischen unterschieden und in ihrer Eigenthümlichkeit erfafst. Namentlich wäre es doch wohl angemessen gewesen, näher auf die so berühmten Ansichten der classischen Juristen über jus naturae, gentium hier gerade einzugehen. Cicero ist ja nur Eklektiker und entfaltet nicht die reine römische Eigenthümlichkeit; darum mufste um so mehr neben den Ansichten der eigentlichen Philosophen von Fach (Stoiker) auch das Urtheil der wissenschaftlichen Jurisprudenz, besonders der classischen Juristen über die Natur und das Wesen des Rechts einer besonderen Betrachtung unterworfen werden.

Zur vollständigen Würdigung der Rechtsansichten des classischen Alterthums scheint uns nun hauptsächlich festgehalten werden zu müssen: 1) dafs die Sphäre des Rechtes und der Moral noch allzusehr zusammenfallen, und dafs demnach für das *reine* Wesen des Rechts hier nur wenig zu finden ist. Daher sind denn alle Betrachtungen und Erörterungen der Alten über Rechts- und Staatswesen mit jener Trübung behaftet,

Digitized by Google

und können nur unter diesem Gesichtspuncte richtig beurtheilt werden. 2) Der Staat des Alterthums unterdrückt noch das eigentliche Rechtsleben. Die organischen Rechtsinstitute mit ihrer berechtigten Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit, mit ihrer freien Selbständigkeit, wie sie in der Person und ihrem Rechte, in der Familie, in der Corporation, im Stande, in der Gemeinde, im Staate, in der Kirche zur Erscheinung kommen in einem wohlgeordneten und gegliederten Gemeindewesen, werden bei den Alten, besonders aber bei den Griechen, noch alle verschlungen und niedergehalten durch die allein als berechtigt erscheinende Macht des Staats. Der Staat läfst es in seiner absoluten Machtvollkommenheit über alle Sphären des Rechts noch nicht zu einem wahren Rechtsleben kommen; es wird noch nicht begriffen, dafs der Staat selbst vom Rechte getragen werden, selbst ein Rechtsinstitut (allerdings auch noch mehr) sein und von vornherein andere, ihm zwar untergeordnete, aber doch auch zu einer freien Selbstständigkeit bestimmte Rechtsinstitute anerkennen müsse. Dieser Staatsabsolutismus und die Ununterschiedenheit der Rechts- und Sittlichkeitssphäre stehen mit einander in enger Verbindung. Der Staat beherrscht nicht blofs das ganze Gebiet des Rechts, sondern auch das der Sittlichkeit. Er dirigirt die Sittlichkeit der Individuen und vernichtet so ihre moralische Selbstständigkeit. Der Mensch und der Bürger fallen zusammen. Aufserhalb des Staats kein Heil. Dem Staat gegenüber gilt aber der Bürger eben so wenig etwas als der Mensch. — Es liegt dem allerdings eine tiefe Ahnung der Wahrheit zum Grunde, der Wahrheit von einem vollkommen sittlichen Zustande, und es spricht sich darin eine ewige Sehnsucht aus nach jenem idealen Sein, in welchem die verschiedenen ethischen Sphären, die Moralität und Religiosität des Einzelnen mit der religiösen und sittlichen Gemeinexistenz sich in vollständiger Harmonie und Wechseldurchdringung befänden und daher von Conflicten zwischen ihnen nicht die Rede sein könnte. Aber ein solcher Zustand kann unter den gegebenen Verhältnissen, unter den empirischen Menschen hier auf Erden nicht stattfinden. — Dies wahrhaft Ideale in den Ideen Platons ist es, was uns in seinen phantastischen Gebilden geheimnifsvoll anzieht. Es mufs aber zugleich dieses Ideale in Platon, indem es in diesem empirischen Zustande getrübter menschlicher Freiheit und Glückseligkeit nicht etwa blofs angestrebt — denn dies ist das Wahre —, sondern nun auch sogleich und zwar durch eine mechanische Verbindung und Vereinigung nach der gut gemeinten, aber immer individuell beschränkten Ansicht eines Autors — und ist er auch ein Platon — erfüllt und praktisch gemacht werden soll, ein gewisses Gefühl der Bitterkeit, der Ironie in dem gründlichen Forscher hervorbringen; freilich werden nur zu Viele sofort geneigt sein, dies Ideale als blofs lächerlich, abgeschmackt, chimärisch auszuschreien.

Dies Alles hinderte denn natürlich, dafs die griechische Speculation sich zu einer freien philosophischen Ansicht vom Rechte erheben konnte; sie liefert eine Staatslehre ohne rechtliches Fundament. Wie interessant also auch immer die Untersuchungen der Griechen, besonders des Platon und Aristoteles, über den Staat sind, in der Rechtsbasis wurzeln sie nicht, und sind sie daher für die Geschichte der Rechtsphilosophie von mehr untergeordnetem Interesse. Aber es ist allerdings gründlicher Wissenschaft würdig, diese ersten Keime politischer Forschungen zu verfolgen und möglichst aufzudecken. — Uebrigens scheint es uns, als ob die griechische Rechtsansicht in ihren letzten Principien nur dem Grade, nicht dem eigentlichen Wesen nach von der orientalischen verschieden sei.

Die Römer stehen mit ihrer Auffassung des Rechts *im Allgemeinen* nicht viel höher als die Griechen. Auch bei ihnen laufen noch Recht und Moral ineinander über und hat der Staatsabsolutismus seine Geltung. Indessen wie in Bezug auf das Mein und Dein, also auf das Vermögen der Staatsabsolutismus gebrochen wird, und es zur Anerkennung der privatrechtlichen Sphäre der Persönlichkeit gegenüber dem Staate (fiscus) kommt, so ist auch zugleich ein Anfang zur Unterscheidung des Rechts- und Sittlichkeitsgebietes gemacht, nämlich in demjenigen Theile der Rechtsordnung, wo beide Gebiete sich überhaupt am leichtesten scheiden lassen, im Vermögensrechte. Hierin excelliren die Römer und bringen gerade in ihrem Vermögensrechte zum ersten Male in der Welt das Recht in seiner eigenthümlichen Reinheit und Selbständigkeit zum Vorschein. Die Römer sind darum das erste Rechtsvolk. Ihre rechterzeugende Kraft tritt aber in der privatrechtlichen Sphäre des Vermögens mit solcher Macht hervor, dafs dieser erste Anfang selbst noch für unsere Zeiten von Dauer und Geltung ist. Die

Digitized by Google

Römer vollbrachten mit ihrem praktischen Geiste ein System des Vermögensrechts, welches in seinen Grundzügen praktische Gültigkeit für alle Zeiten behaupten zu können scheint. Die Anerkennung des einen Rechtsprincipes, nämlich der selbstständigen Persönlichkeit gegenüber anderen Persönlichkeiten, auch gegenüber dem Staate (fiscus) in der Sphäre des Vermögens, des Eigenthums, der Forderungen trug diesen wesentlichen Fortschritt für die weltgeschichtliche Rechtsentwickelung in sich. Es wurde aber dieser Fortschritt nicht etwa mit philosophischem Bewufstsein, sondern mit aller Unmittelbarkeit und Befangenheit einer ersten ursprünglichen Entdeckung, Uebung, aber mit bewundernswürdigem Tacte, mit einem überaus richtigen praktischen Blicke gethan. Die Römer erfüllten auf diese Weise eine grofse Aufgabe für die Menschheit, und bahnten zugleich den weiteren Weg zum Anbau auch der übrigen Rechtsinstitute in ihrer eigenthümlichen Selbstständigkeit neben dem Staate. Die Sphäre des Familienrechts (indessen mit Ausnahme seiner vermögensrechtlichen Seite, also besonders des Erbrechtes, welches gleichfalls schon durch die Römer einen universellen Charakter empfing), sowie des öffentlichen Rechts, sowohl des Staatsrechts als nun vollends des Völkerrechts im modernen Sinne und des Kirchenrechts wurde von den Römern noch nicht wahrhaft angebaut. Die Vermischung des Rechts mit der Moral, vor Allem aber der Staatsabsolutismus machte sich in diesen Rechtsinstituten noch viel zu sehr geltend, als dafs ihre freie Eigenthümlichkeit sich hätte entfalten, geschweige denn von den Römern in ihrer wahren Gestaltung hätte erkannt und begriffen werden können. — So hatte die mafslose väterliche Gewalt der Römer vor Allem darin ihren Grund, dafs die allerdings unendliche d. h. positiv unbestimmbare *moralische* Pflicht und Macht des Vaters über sein Kind auch bei der äufserlichen Ordnung des Rechtes festgehalten, dafs der allerdings unendliche, positive, das ganze Institut erfüllende sittliche Inhalt in der väterlichen Gewalt auch dem Rechtlichen in derselben vindicirt wurde, da dieses Rechtliche doch nur einen negativen, die äufsersten Grenzen des Instituts normirenden Charakter haben soll. Durch diese rechtliche Fixirung aber desjenigen Inhaltes in der väterlichen Gewalt, der nicht rechtlich fixirt werden darf, wird dies Institut vollständig getrübt und verliert gerade seinen wahren Inhalt. Die noch so unklaren Begriffe von dem ursprünglichen Rechtsinstitute, nämlich von der Persönlichkeit, mufsten es besonders erschweren, die allerdings im Kinde noch nicht wahrhaft zur Vollendung gekommene Persönlichkeit gehörig zu würdigen. War doch selbst die Sclaverei, die breite Unterlage für jeden Staatsabsolutismus, mit der so unvollkommenen Ansicht von der Persönlichkeit verträglich! Man hatte kaum das dunkle Gefühl von der Möglichkeit eines anderen Zustandes, wo eben die Sclaverei nicht Statt fände. —

(Die Fortsetzung folgt).

Die Redaction der Jahrbücher f. w. Kritik ist um die Aufnahme folgender Aufforderung ersucht worden:

Aufforderung.

Seit Jahren beschäftigt sich ein Gelehrter in Paris mit der Geschichte der Philosophie, zur Zeit ihrer Wiederherstellung; in diesem Augenblick ist er daran, eine vollständige Ausgabe der Werke des berühmten aber vernachlässigten *Petrus Ramus* zu besorgen; ein Versuch über das Leben und die Lehren dieses Philosophen, über die Leistungen und Schicksale seiner Philosophie, auch in Deutschland, wird das Werk begleiten. Es sollte die gröfste Vollständigkeit erreicht, nichts, das irgend fernes oder nahes Licht geben könnte, übergangen werden. Darum wagt man es, an die Gelehrten und Theologen Deutschlands, besonders an die HH. Bibliothekare, sich zu wenden, mit der angelegentlichen Bitte, was ihnen über diesen Gegenstand bekannt wäre, nicht vorzuenthalten. Briefe, Handschriften von Ramus, Notizen über sein Leben, seine Leistungen, seine Freunde und Schüler würden mit dem wärmsten Dank angenommen und in dem Versuche treu den Uebergebern zuerkannt werden.

Scheint es eine Nationalpflicht für einen Sohn Frankreichs, den ausgezeichneten Heroen der Speculation, das unglückliche Opfer der Bartholomäusnacht, zur rechten Anerkennung zu bringen, so ist es doch von allgemeinem wissenschaftlichem Interesse, die Bestrebungen zu beleuchten eines der Vorkämpfer der neueren Zeit, dessen urkräftiges Genie sich und Andern zu reicher Beute Wege bahnte.

Mittheilungen werden angenommen, zu Berlin vom Bruder jenes Gelehrten W. Bartholmess, Georgenstrafse 25.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Die Perioden der Rechtsphilosophie, von Johann Joseph Rofsbach:

(Fortsetzung.)

Vollends zu den höchsten Principien des Rechtes, zu einer allgemeinen Ansicht vom Rechte vermögen die Römer sich nicht zu erheben. Demnach ergründen sie das Recht nicht philosophisch, sondern combiniren und gliedern es nach praktischer Anschauung, nach dem historischen Zusammenhange der einzelnen Institute, nach dem zufälligen Bedürfnisse der gerichtlichen Geltendmachung, aber immer mit einem sehr richtigen Tacte. Die Ansichten über Naturrecht sind noch höchst unklar und selbst Aristoteles (cf. bei Rofsbach besonders p. 24, 25, 41) dürfte hierin viel höher stehn. Cicero als Eklektiker giebt auch nichts Besseres, trotz mancher recht guten aphoristischen Aeufserungen. Wenn endlich die Römer in ihrem jus gentium einen mehr den modernen Anforderungen entsprechenden und rechtsphilosophischer Auffassung allerdings sich nähernden Begriff aufstellen, so geschieht dies doch noch in sehr unvollkommener Weise. Rechtsphilosophie in diesem römischen Sinne des jus gentium wäre nichts Anderes als ein Aggregat von mancherlei gleichartigen, bei vielen oder *allen* Völkern sich findenden Rechtssätzen. Dies ist aber eine rein formelle, durchaus mechanische Ansicht.

Die Spuren von Grundsätzen für internationale Berührungen erwähnt der Verf. nur einige Male ganz flüchtig in dieser Periode, etwas weitläuftiger in der zweiten, ohne aber gerade in seinen Angaben sehr glücklich zu sein; später unterläfst er es fast ganz sie anzugeben. Indessen ist gerade in dieser Beziehung selbst die unvollkommenste Leistung als eine überaus willkommene Beigabe zu betrachten, da für die historische Entwickelung des internationalen Lebens und der Theorieen darüber in den verschiedenen Zeitaltern bis jetzt sehr wenig gethan ist.

Eine nähere Kritik der einzelnen Details übergehen wir sowohl hier als auch im Verlaufe des Folgenden, damit diese Abhandlung nicht die ihr durch den Zweck dieser Blätter gemessenen Grenzen überschreite.

Die *zweite* Periode umfafst das *Mittelalter*, und wird p. 62—109 abgehandelt. Der Verf. giebt zuerst richtig das allgemein Charakteristische und Unterscheidende in dem Leben und in der Lebensanschauung des Mittelalters und des Alterthums an. Das subjective, ideale Element mache sich jetzt geltend und komme vorzüglich durch das Christenthum zur Entwickelung. Der Verf. sagt p. 62: „Im höchsten Alter„thume waren die höchsten Lebens-Ideen über Gott „und Universum mit der Religion verwebt (sic); in der „griechisch-römischen Welt trat das religiöse Element „in den Dienst des Staates, das Ideelle trat in den „Hintergrund, das Objective und Materielle erlangte „das Uebergewicht. Da kam *Christus*, der göttliche „Wendepunct der Zeit, mit dem die Wiedergeburt „der Menschheit zum geistigen, sittlichen Leben be„gann, als dessen Träger und Werkzeug sich die Kir„che gestaltete. Wie im tiefsten Alterthume die Re„ligion, wird auch jetzt das Christenthum der Mittel„punct für die Bewegung des Lebens und seiner Ge„schichte." Der Verf. hätte nur hinzusetzen sollen, in viel höherer und vollkommenerer Weise und mit der unmittelbaren Befähigung, alle ethischen Beziehungen nicht blofs in gegenseitiger Durchdringung und Wechselwirkung, sondern auch auf der Basis der Religion in gewisser freier Selbstständigkeit zu gestalten und zu begreifen. Das christliche Princip tritt zwar für's Erste vorherrschend religiös auf, aber es liegt in die-

Digitized by Google

sem unmittelbaren Zustande die Möglichkeit, ja, die Nothwendigkeit, die Anforderung, über diesen unentwickelten Zustand und seine Auffassung hinauszugehen. — Dann heifst es p. 63: „Natürlich mufste auch „die Rechtsordnung, im Leben der Völker, im Staate, „ein Wiederhall des Geistes der Zeit, des Gemüthes „und der Herrschaft des Christenthums sein." Dies ist richtig, war aber jedenfalls wissenschaftlich auseinanderzulegen, um principiell an die Spitze der Darstellung gestellt zu werden; denn obige allgemeine Betrachtungen sind denn doch zu vag. Uebrigens war besonders hervorzuheben und nicht blofs gelegentlich zu erwähnen, dafs das Christenthum als das geistige, ideelle Princip und das Germanenthum als der natürliche Träger die neue, besonders die politische Entfaltung in ihrer innigen Vereinigung zu Stande bringen. Als wesentlicher Charakter dieser neuen christlich-germanischen Grundanschauung vom Rechts- und udd Staatsleben tritt aber hervor, dafs hier die Möglichkeit, ja die Anforderung zur (allmäligen) Anerkennung der Persönlichkeit in allen ihren Lebens- und Rechtsverhältnissen, in allen politischen Instituten gegeben ist. So soll die Person anderen einzelnen Personen gegenüber als berechtigt anerkannt werden (im Vermögensrechte), aber auch als Glied der Familie, der Corporation, der Gemeinde, des Staats, der Kirche und hier überall in ihrer mannigfachen Eigenthümlichkeit, aber doch immer auf der Basis der Freiheit. — Die wesentlichen Verbesserungen der einzelnen Rechtsinstitute durch den Einflufs des Christenthums weist der Verf. ziemlich speciell nach p. 69—75; dann werden p. 65—69 und 75—93 die politischen Ansichten und Theorieen der mittelalterlichen Kirchenväter, Scholastiker und anderer Autoren ohne Ordnung auseinander gesetzt. Besonders werden *Augustinus* und *Thomas von Aquino*, als die Träger der mittelalterlichen Politik, weitläuftiger charakterisirt, aber auch Lactantius, Ambrosius, Durandi, die Autoren des canonischen Rechtes finden hier ihre Stelle, so wie die Ausläufer des Mittelalters, nämlich Dominicus Scoto im 16. Jahrhundert, Ludovicus Molina, spanischer Jesuit † 1604, Leonhardus Lessius † 1623, Albertus Bolognatus † 1585. Allerdings wird hier mancher Autor vermifst, schon Warnkönig führt deren mehr an. Ferner wird unter den Theorien der Einzelnen zu wenig unterschieden, selbst nicht einmal ein Versuch gemacht, sie wissenschaftlich zu classificiren, wie dies doch mit den allgemein philosophischen Ansichten der mittelalterlichen Autoren in den Werken über Geschichte der Philosophie längst geschehn ist. Nur des abstracten Gegensatzes gegen die gläubige Rechtsansicht der Zeit durch Johannes Duns Scotus wird beiläufig gedacht, „der das Recht unabhängig von Gott als seine Wesen„heit in sich selbst tragend" dargestellt habe. Leider gilt auch von der Beschaffenheit der gegebenen Excerpte, Bemerkungen und Kritiken ganz dasselbe Urtheil, was wir in Bezug auf diese Darstellungen in der ersten Periode abgeben mufsten. Ueberall fehlt der principielle Mittelpunct. Indessen sind gerade in dieser mittelalterlichen Partie die Leistungen des Verf.'s um so billiger zu beurtheilen, je mehr offen zu bekennen ist, dafs er in Vielem hier geradezu eine neue Bahn bricht. Die Vorarbeiten sind äufserst dürftig. Was er übrigens über Augustin und Thomas von Aquino sagt, ist ziemlich klar, auch erschöpfend, und giebt ein gutes Bild von den mittelalterlichen Ansichten im Allgemeinen. Uebrigens beschränkt sich der Verf. überhaupt nicht blofs auf allgemeine Darlegung der Rechtsgrundsätze, sondern geht öfter speciell auf die Ansichten über Privat-, auch Staats- und Völkerrecht der Zeit ein; über letzteres cf. p. 67, 69, 71, 87, 91. Sehr gut spricht sich der Vf. gelegentlich gegen den wie in der mittelalterlichen Praxis, so auch von den Autoren postulirten Universalstaat aus, und zeigt zugleich, wie das Christenthum dem selbstständig Nationalen keinesweges feindselig, sondern günstig sei p. 69. Auch fafst er p. 76 richtig das Völkerrecht als ein rein christliches Institut auf.

Als Anhang zu dieser zweiten Periode findet es der Verf. angemessen, seine eigenen philosophischen Ansichten über ein christliches Rechts- und Staatsleben zu entwickeln, p. 100—109. Vergl. auch p. 294 bis 296. Dieselben scheinen uns annäherungsweise die Stahlschen Grundsätze zu enthalten.

Mit den oben genannten katholischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts hätte der Verf. die mittelalterliche Periode der Rechtsphilosophie füglich schliefsen sollen. Indem er dies aber nicht thut, sondern den ganzen Kreis der vorgrotianischen *protestantischen* Naturrechtslehrer in das Mittelalter hineinzubannen für

Digitized by Google

gut findet, scheint er uns zur Genüge kund zu geben, dafs er die grofse Bedeutung des Protestantismus für rechtsphilosophische Auffassung durchaus verkenne. Der Verf. will etwa den philosophischen Protestantismus auf dem Gebiete der Politik hier stillschweigend mit dem ungläubigen Scholasticismus des Mittelalters zusammenwerfen; wenigstens stellt er Johannes Duns Scotus und Melanchthon mit ihren politischen Ansichten unmittelbar zusammen p. 94. Der Protestantismus bildet aber, wie überhaupt in allen Kreisen der Wissenschaft, so besonders für die philosophische und speciell rechtsphilosophische Auffassung den Wendepunct. In andern Wissenschaften ist dies so ausgemacht, dafs schon analogisch von der Rechtsphilosophie dasselbe mit Recht präsumirt werden könnte. Es folgt dieses aber auch aus dem innersten Wesen des Protestantismus. Religiöse und politische Bevormundung auf der einen Seite stehen im engsten Bunde, und religiöse und politische Selbstständigkeit auf der anderen Seite sind in der innigsten Verbindung. Wahre religiöse Freiheit, und sie ist das erste Postulat des Protestantismus, ist die Grundbedingung und Basis wahrer politischer Freiheit; diese ist die Folge des religiösen Princips im Protestantismus; dieser wird dadurch politisch. Das Ringen und Streben der neueren (protestantischen) Philosophie nach der wahren Freiheit vollendete auch auf politischem Gebiet seine Wanderung. Es liegt aber in dieser politischen Freiheit des Protestantismus in ihrer entwickelten, vollendeten Gestalt eben so wenig eine Losgerissenheit von den durch die Vorsehung gegebenen Verhältnissen und Banden des sittlichen und socialen Lebens, als die religiöse Freiheit desselben ein kirchliches Leben ausschliefst mit seiner organischen Verbindung der Gemeindeglieder. — Der Katholicismus hat es factisch in diesen rechtsphilosophischen Untersuchungen nicht weiter gebracht. Es ist der freien protestantischen und namentlich deutschen Wissenschaft vorbehalten geblieben, die sehr schwierigen Untersuchungen über das Naturrecht fortzusetzen und der möglichsten Vollendung entgegenzuführen. Fürwahr lief dieselbe dabei öfters Gefahr, den richtigen Weg auf der so schwierigen Bahn im Suchen nach dem wahren Verhältnisse zwischen der menschlichen Freiheit und dem göttlichen Willen, zwischen dem individuellen Rechte, der persönlichen Freiheit, und dem Rechte der ethischen Lebensformen und Lebensverhältnisse zu verlieren; aber es will denn doch jetzt scheinen, als ob die protestantische Wissenschaft nichtsdestoweniger fähig sei, endlich das richtige Ziel zu erreichen.

Abgesehen von dem gerügten Principienfehler ist es übrigens dem Verf. zum grofsen Verdienste anzurechnen, dafs er auf diese Vorläufer des Grotius wieder mehr aufmerksam gemacht und besonders genügende Excerpte aus den drei wichtigsten vorgrotianischen Naturrechtslehrern Oldendorp, Hemming und Winkler, welche drei sich schon an ganzen Naturrechtssystemen versuchten, geliefert hat. p. 94—100. Es sind die Werke dieser drei über das Naturrecht nicht blos äufserst selten geworden, sondern sie sind auch von ungleich gröfserer Wichtigkeit, als die Leistungen Melanchthon's (Ethik), dessen Ansichten sie übrigens benutzten, des Stephani, Gentilis, Meisner; auch Luther hätte genannt werden sollen. Obgleich übrigens schon Schmaufs in seinem System des Rechtes der Natur (1754) jene drei excerpirte, dann Hoffbauer, auch Pölitz u. s. w. ihrer kurz gedenken, ohne freilich ihre Wichtigkeit zu begreifen, so werden sie doch jetzt noch so verkannt, dafs Stahl sie nicht einmal alle mit Namen nennt. Freilich stehen sie noch im Ganzen auf mittelalterlichem Boden mit ihrer Forschung, doch sind die Spuren protestantischer Ergründung schon sichtbar, und so bilden sie wahrhaft den Uebergang. Verdienen sie doch schon als Erstlingsversuche protestantischer Wissenschaft einer besonderen Erwähnung. Ja es möchten in ihnen unentwickelt die Keime einer christlichen Rechtsphilosophie, wenn auch in roher Weise und mit mancherlei Unregelmäfsigkeiten und Zufälligkeiten, zu finden sein. Es wurden später diese drei Autoren durch Grotius, der ihrer gar nicht erwähnt, obgleich Winkler nur zehn Jahre vor dem Erscheinen des Grotianischen Werkes sein Naturrecht (Principiorum juris libri V. 1615) herausgab, verdrängt und in unverdiente Vergessenheit gebracht. Nur auf den unbedeutendsten und ältesten von ihnen, nämlich Oldendorp (εἰσαγωγὴ jur. nat. 1539), machte Martini durch eine neue Ausgabe desselben gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts (1759) aufmerksam. Gewöhnlich nennt man Grotius den Vater, den Gründer des Naturrechts, aber, wie es scheint, nicht mit

Digitized by Google

Recht. Allerdings kommt bei Grotius das protestantische Element der politischen Freiheit ungleich mehr zum Vorschein als bei den obigen drei Autoren, aber auch zu gleicher Zeit in so abstracter Weise, dafs Grotius als der Vater des einseitigen, abstract rationalistischen Naturrechts, nicht der wahren protestantischen Rechtsphilosophie zu betrachten ist, deren dunkele Keime eher bei jenen zu finden sein möchten. Damit wollen wir nicht die Berechtigung des abstract naturrechtlichen Standpunctes läugnen; denn er war erst zu erreichen, um mit Hülfe seiner gewonnenen Resultate jene dunklen Keime zu einer höheren Entwicklung bringen zu können.

Vielleicht ist es nicht zu viel behauptet, dafs diese protestantischen Vorläufer des Grotius für die genannten katholischen Naturrechtslehrer des 16. und theilweise des 17. Jahrhunderts nicht blofs vorgearbeitet und deren ziemlich gute Entwickelungen erst wahrhaft möglich gemacht haben, sondern dafs sie diese Versuche der katholischen Rechtswissenschaft erst als Opposition und Reaction hervorgerufen haben. Wenigstens wird sogar behauptet, die rechtsphilosophischen Schriften jener drei Protestanten wären besonders auch deshalb so selten, weil gleich nach ihrem Erscheinen die Jesuiten, welche demnach besser als unser Verf. schon damals den neuen politischen Geist dieser Werke, trotz der unvollkommenen Gestalt, trotz des scheinbar mittelalterlichen Gewandes, herauszuspüren vermochten, auf die Vernichtung derselben hingearbeitet hätten. Diese materielle und jene geistige (schriftstellerische) Befehdung ständen dann in der engsten Verbindung.

Die *dritte* Periode umfafst die *neue Zeit* (so genannt im Gegensatz der in die vierte Periode gestellten *Gegenwart*). Dieser Abschnitt (p. 110—249) zerfällt in vier Kapitel nebst einer Einleitung, in welcher p. 110—120 die allgemeinen Umrisse der philosophischen Bestrebungen jener Zeit ohne Klarheit auseinandergesetzt werden. Das grofsartige *Ziel* der philosophischen Bestrebungen jener Zeit ist die Versöhnung des Objectiven und Subjectiven, des Realen und Idealen in einer endlich zu erringenden Philosophie auf positiv christlicher Weltanschauung. Diesen Hintergrund und besonders dieses letzte Ziel in den Bewegungen, ja Zuckungen der allgemeinen philosophischen Entwickelung (besonders in Deutschland) dürfen wir nicht aus dem Auge lassen, wenn wir einen speciellen Zweig dieses philosophischen Lebens und Strebens richtig erkennen und würdigen wollen, hier die Rechtsphilosophie, und nicht in Gefahr gerathen mögen, diese rechtsphilosophischen Untersuchungen als rein subjective, ja chimairische Phantasieen, als unnütze Grübeleien oder nun vollends als Beiträge zur Vernichtung des Christenthums, des Historischen, des Positiven anzusehen, wie dieses von nicht Wenigen geschieht auch noch in unsern Tagen.

Kapitel I. p. 120—157 handelt der Vf. von „Hugo Grotius und dessen Nachfolgern". Er entwickelt die Ansichten dieser Schule der vorzugsweise sogenannten Naturrechtslehrer, welche wir als den *unentschiedenen* Rationalismus in der Rechtsphilosophie bezeichnen möchten, treu, besonders des Grotius, dessen rationalistische Zweideutigkeit (trotz mancher kühnen Phrasen) der Verf. richtig notirt; nur hätte er mehr darlegen sollen, wie Grotius in der Ausführung keineswegs seinen obersten Principien treu bleibt, ja sich in der Behandlung der einzelnen Details kaum an seine obersten Grundsätze zu kehren scheint, auch kein strenges, wissenschaftliches System des Naturrechtes aufstellte noch aufstellen wollte, da er in seinem Werk de jure belli ac pacis nur gelegentlich, indessen in sehr grofsem Umfange das Naturrecht, ausschliefslich zu dem Behuf der wissenschaftlichen Ergründung seines eigentlichen Gegenstandes, nämlich des Völkerrechts, abhandelt. Ueber Grotius verbreitet sich der Verf. mit Recht sehr. Die Ansichten von Hobbes, Kumberland werden dann richtig aufgestellt; ihnen folgen Pufendorf und Thomasius, welche als die zwei Koryphäen des Naturrechts nach Grotius bezeichnet und eben so speciell abgehandelt werden. Auch die Cocceji, Leibnitz, vorzüglich aber Wolff finden ihre Stelle. Ueberall ist Selbststudium dieser Schriftsteller ersichtlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Die Perioden der Rechtsphilosophie, von Johann Joseph Rofsbach.

(Fortsetzung.)

Wenn er dann p. 145 und 146 sich dahin ausspricht: „Wenn Grotius wie ein Janusbild auf der „einen Seite in die abgelebte (sic), stille Vergangen„heit, auf der andern aber in die ferne stehende Zu„kunft blickt, wenn in Pufendorf die Elemente in un„unterschiedener Gährung noch begriffen sind, — so „zeigen sich in Thomasius schon die Geburtswehen „des neuen Geistes der Zeit, der jetzt ins Dasein tre„ten will. — Ohne Kampf konnte natürlich die neue „Entwickelung nicht vor sich gehen. An Thomasius „schlossen sich zwar Beyer, Gundling, Fleischer, Köh„ler, Gerhard, Achenvall u. A. (an), aber schon von „den Cocceji's ging eine reactionaire Bewegung aus. „Auch Leibnitz bekämpfte das Socialitätsprincip, „Wolf (soll doch wohl immer heifsen Wolff) war der „Letzte in dieser Zeit, der das Recht auf eine rein „sittliche Grundlage zurückzuführen suchte. Aber in „keinem dieser Denker liefs sich der einmal herrschend „gewordene Geist der Zeit verläugnen, und selbst in „Wolf macht das perpetuo ratiocinationis filo deducere „den Faden der Entwickelung aus" — so ist dies im Allgemeinen richtig. Auch die allmälig sich erhebende christliche Reaction, die übrigens besser von Kumberland und Alberti zu datiren ist, ist gut herausgestellt. Besonders aber scheint mir der Verf. Wolffs Ansichten viel besser gewürdigt zu haben, als dies namentlich von Raumer (historische Entwickelung u. s. w.) geschieht, obwohl er denn doch dessen rechtsphilosophische Leistungen überschätzen möchte. — Streng wissenschaftlich durchgeführt wird von dem Vf. obige Andeutung des innern Zusammenhangs unter den Theorieen der einzelnen Naturrechtslehrer nicht, wie denn überhaupt der ganzen Entwickelung auch dieser Partie des Werkes die systematisirende, organisirende, centralisirende Verarbeitung fehlt, wenn sie auch besser ist als in den früheren Perioden. Die unbedeutenderen Schriftsteller werden ziemlich vollständig, meist wohl nach Warnkönig's Vorarbeit, den verschiedenen Häuptern der Schule untergeordnet; ebenso in dem folgenden Kapitel.

Das zweite Kapitel (p. 157 — 195), welches überschrieben ist: „Der Idealismus, Kant und Fichte und ihre Schule", ist ohne grofsen Werth. Besonders werden hier Details vermifst.

Das dritte Kapitel („der Realismus; Locke, Hobbes, Bentham") geht von p. 195—220 und beginnt mit einer kurzen Uebersicht der empirischen und der mit ihr in engster Verbindung stehenden skeptischen Philosophie von den Griechen an bis auf Baco, Hobbes u. s. w. auf der einen Seite und Hume u. s. w. auf der andern, nebst ihren Uebergängen; nur scheidet der Vf. die mancherlei Nüancirungen des Empirismus viel zu wenig. Die materialistischen *Rechts*ansichten findet derselbe schon bei Epicur; in neuerer Zeit wird der rechtsphilosophische Materialismus nach ihm durch Hobbes, Locke und Bentham hauptsächlich vertreten. Uebrigens hätte der Verf. bemerken sollen, dafs diese Empiriker ein eigentliches System der Rechtsphilosophie gar nicht geliefert haben, noch auch wohl überhaupt liefern konnten. Sie begnügen sich mit der Darstellung von einzelnen Seiten des Rechts, und verhalten sich dabei nicht sowohl speculativ, sondern verfolgen ein mehr oder weniger unmittelbar praktisches Interesse. Besonders wenden sie ihre Theorien auf die Construction der Staatsgewalt an, als einen unmittelbar praktischen Zweig des Rechtssystems. Dahin gehören die Werke von Macchiavelli, Morus, Buchanan, Milton, Harrington, Filmer, Graswinkel, Bodin, auch die Politiker der französischen Revolution u. s. w.; es verdienen aber dieselben als Specialwerke weniger Be-

Digitized by Google

rücksichtigung. — Dies war zur Würdigung der empirischen, materialistischen Rechtsansicht besonders hervorzuheben.

Pag. 202 und 203 reflectirt der Vf. über den Zusammenhang zwischen dem geschichtlichen Leben einer Zeit und den Ansichten der Schriftsteller in derselben und wendet dies auch auf diese materialistischen Rechtsautoren an. — Locke wird nur sehr kurz abgethan, auch der ohne Grund unmittelbar hinter ihn gestellte Destütt de Tracy, dann wird Rousseau ziemlich vollständig geschildert, ebenso Montesquieu; indessen ist doch jedenfalls Rousseau mehr als Skeptiker aufzufassen, wie denn sowohl dieser als auch Montesquieu sehr einseitig von dem Vf. betrachtet werden; Filangieri wird kurz erwähnt, Vico und Beccaria nur mit Namen genannt, um endlich Bentham etwas genauer zu charakterisiren als den, der „die Reihe der eigentlich - materialistischen Schriftsteller schliefst". Es braucht wohl kaum erst noch gesagt zu werden, dafs fast alle diese materialistischen Rechtsphilosophen Katholiken sind, besonders Franzosen, Italiener und Spanier. Dem reiht sich noch eine kurze allgemeine Charakteristik des philosophischen Empirismus an und folgt eine in's Einzelne eingehende Kritik der Rousseauschen (weitläuftig), Hobbesischen (ganz kurz) und Benthamschen Ansichten über Recht und Staat, um mit einer Vergleichung des Idealismus und Realismus (Skepticismus) und mit einer Abfertigung des Materialismus dieses Kapitel zu beendigen. Dieser Theil des Werkes ist unstreitig der schwächste. Auch scheint der Verf. hier nur wenig Selbststudien gemacht zu haben. Aber schon nach den Vorarbeiten Warnkönigs in seiner Rechtsphilosophie, der gerade diese empirische Schule genauer durchnimmt und schon bestimmte Richtungen in derselben zu unterscheiden weifs, auch Schmitthenner's im zweiten Buche seiner „Zwölf Bücher vom Staate" (Bd. 1. 1839.), der sehr viele Details beibringt, hätte dieser Abschnitt viel besser ausfallen können. Die sehr verschiedenen Richtungen dieser empirischen Rechtsauffassung werden fast gar nicht beachtet, obwoh doch schon wissenschaftlich feststeht und namentlich in den Werken über allgemeine Geschichte der Philosophie, freilich noch in sehr verschiedener Weise, dargethan ist, dafs sich allerdings sehr verschiedene Seiten in dieser empirischen Richtung aufweisen lassen. Namentlich sind die Engländer sehr schlecht gewürdigt und ihr protestantischer Zug auch nicht einmal geahnet; überhaupt aber die mannigfachen Spuren wahrhaft geistiger Forschung, welche bei so vielen dieser politischen Empiriker unterlaufen, unberücksichtigt gelassen.

Wie angedeutet, sucht der Verf. in diesem Abschnitte einmal die schriftstellerischen Theorieen mit den geschichtlichen Thaten in Verbindung zu setzen, indessen begnügt er sich am Ende mit einigen nichtssagenden Phrasen. Dies giebt uns denn Gelegenheit, über einen wesentlichen Mangel des Werkes einige Worte zu sagen. Es fehlt überall an einer *inneren* Entwickelungsgeschichte der einzelnen Theorieen und Systeme, durch welche man den wissenschaftlichen Zusammenhang unter den verschiedenen Hauptrichtungen und Systemen aller Zeiten, das nothwendige Entstehen des einen aus dem andern, das Ueberwinden des einen durch das andere, die gegenseitige Verschmelzung von mehren Theorieen entweder zu einem todten Aggregate oder zu einem lebendigen Ganzen u. s. w. erkennen möchte. Statt dessen giebt der Verf. immer nur einzelne Andeutungen in geistreichen Reflexionen, die aber denn doch unmöglich eine streng wissenschaftliche Darlegung und Entfaltung ersetzen können. Es scheint uns dies aber ein so wesentliches Erfordernifs für eine gute Geschichte der Rechtsphilosophie, dafs nur dann erst die einzelnen Systeme vollkommen ihre Würdigung finden können. Auch eine *äufsere* Entwickelungsgeschichte der rechtsphilosophischen Theorieen zu postuliren, davon stehn wir jetzt noch ganz ab, obwohl gerade sie nicht wenig zur Erkennung des inneren Zusammenhanges beitragen würde. Es giebt dafür sehr wenig Vorarbeiten. Aber sollte es nicht wesentlich zum Verständnifs der rechtsphilosophischen Systeme einer Zeit dienen, wenn wir nicht blofs ihren wissenschaftlichen Zusammenhang mit den früheren Systemen aufdecken (innere Entwickelung), sondern sie zugleich aus den gegebenen historischen Verhältnissen, aus den Thaten, den Schicksalen, der Sittlichkeit, der Religiosität des Zeitalters, des Volkes, der Autoren hervorgehen sehn als nothwendige Ergebnisse? Von einer solchen pragmatischen Auffassung findet sich in dem *Versuche* des Verf.'s keine Spur.

Die materialistische Ansicht vom Rechte hat in Deutschland nur wenige und zwar unbedeutende Anhänger gefunden. Deutschland ist der Sitz der höhe-

Digitized by Google

ren, speculativen Rechtsauffassung vorzugsweise geblieben. Die Tiefe des deutschen Geistes, der mächtige Einfluſs des Protestantismus stellte sich einer so niedrigen Betrachtung des Rechtes entgegen. Was in andern Ländern Gutes und Tiefes über das Wesen des Rechts, über seine innerste Natur gesagt worden ist, steht immer den speculativen Forschungen der Deutschen nach. Man faſste die Rechtsideen auſserhalb Deutschlands zu materiell, nicht sowohl speculativ, als vielmehr nur praktisch, und darum fand denn hier die materialistische, die skeptische, die revolutionaire Rechtsansicht und Rechtsübung ihren eigentlichen Boden. Zwar tragen, wie nicht geläugnet werden soll, auch die Theorieen der vorkantischen Naturrechtslehrer Deutschlands manches Materialistische in sich, aber der deutsche wissenschaftliche Sinn, seine speculative Kraft wuſste dies schon auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst zu überwinden und mehr und mehr den geistigen Inhalt des Rechts herauszustellen. In Frankreich kam man über den materialistischen und skeptischen Standpunct gar nicht hinaus. Man behandelte die Wissenschaft der Rechtsphilosophie als eine praktische Wissenschaft, als praktische Politik. Selbst Rousseau und Montesquieu stehn auf keinem höheren als praktischem Standpuncte, und verhalten sich keineswegs speculativ, wenn auch jener den Willen, dieser den Geist als Rechtsprincip anzuerkennen scheint. Daher fuſsen denn auch Kant und Fichte nicht sowohl auf diesen praktischen Theorieen der Franzosen, sondern auf vorhergehenden deutschen Naturrechtslehrern, namentlich auf den Cocceji's und auf Wolff. Die französische Revolution war die unmittelbar praktische Bethätigung jener materialistischen und skeptischen Rechtsansichten. Das Unglück derselben scheint die französische Wissenschaft zu einer höheren als bloſs materialistischen, aber doch immer noch empirischen Rechtsauffassung befähigt zu haben: der englische Spiritualismus gewinnt manche Anhänger (cf. Warnkönigs Rechtsphilosophie); daneben giebt es viele Eklektiker. Es verdient dann als merkwürdiges, aber in dem französischen Leben und Streben wahrhaft begründetes Factum erwähnt zu werden, daſs auf dem 1820 neu errichteten Lehrstuhle des Naturrechts zu Paris man nach des alten Pufendorfs Buche de officio hominis et civis rechtsphilosophische Vorträge hielt! — Die Tiefe des englischen Geistes, der englische Protestantismus verhinderte nun zwar, daſs die englischen Untersuchungen über das Wesen des Rechtes im Materialismus und Skepticismus untergingen. Indessen vermochte sich die Unklarheit des englischen Protestantismus und der trotz seiner Tiefe doch mehr praktische, nicht eigentlich speculative Sinn der Engländer über die empirische Auffassung des Rechts nicht geradezu zu erheben, sondern nur dieselbe in gewisser Weise zu veredeln und mit einem geistigen Anfluge zu bedecken. Dieses ist der Spiritualismus. Das Recht bewahrt seinen religiösen, seinen moralischen Grundcharakter. Aber es kommt bei dieser Auffassung nicht zur Klarheit, Bestimmtheit und am wenigsten zu einer speculativen Ergründung des Rechts.

Diese Periode schlieſst mit dem vierten Kapitel: „der Pantheismus. Spinoza, Schelling, Hegel." p. 220—249. Der Verf. beginnt mit einer Geschichte der pantheistischen Ansichten in der Philosophie überhaupt, entwickelt dann ohne rechte Klarheit und Bestimmtheit die Theorieen Spinoza's, Schelling's und Hegel's im Allgemeinen sowohl als speciell über das Recht bis p. 243. Die Darstellung der Schellingschen und Hegelschen Rechtsansichten bei Warnkönig ist bereits besser. Die verschiedenen Stufen in der Schellingschen Philosophie werden nicht gehörig geschieden. p. 232 werden die verschiedenen Anhänger Schellings aufgeführt.

Die vierte und letzte Periode (die Gegenwart) wird p. 250—313 in drei Kapiteln abgehandelt, von denen das erste überschrieben ist: „die historisch-christliche Schule. Savigny, Stahl und Göschel". Hier werden nach einigen allgemeinen Bemerkungen die Rechtsansichten der christlich-historischen Schule im Gegensatz der abstract-naturrechtlichen aufgedeckt. Der Vf. beschränkt sich dabei nicht bloſs auf Deutschland. Nur wird die ultramontane, mittelalterlich-katholische Schule (besonders der Franzosen) mit ihren abenteuerlichen, der philosophischen Bedeutung entbehrenden Theorieen mit den Forschungen der deutschen Rechtswissenschaft und besonders auch Rechtsphilosophie sehr unpassend vermengt, Bonald, Maistre, Lamennais (der Fichte der ultramontanen Schule genannt) werden charakterisirt. Auch Burke und Haller finden ihre Stelle. Hier fehlen nun manche bedeutende Namen. Dann wendet sich der Verf. zu den eigentlichen Rechtsphilosophen der historischen Schule, Stahl und

Digitized by Google

Göschel. Die Bemerkung: „Stahl werde durch den „Geist Schellings, Göschel durch den Geist Hegels ge„tragen" scheint uns richtig; ebenso was er von dieser Rechtsphilosophie überhaupt sagt: „Nur wird an „ihr mit Recht die Klarheit in der wissenschaftlichen „Behandlung und Darstellung, sowie die systematische „Gestaltung vermifst", etwas, was namentlich von Göschel gilt, was aber freilich auch Stahl, wenigstens in der ersten Auflage seines Werkes, vollkommen trifft. Wenn aber der Vf. deswegen, wie es den Anschein hat, Stahls Leistungen auf rechtsphilosophischem Gebiete alle Bedeutung absprechen möchte, indem er immer wieder von Neuem im Verlaufe seines Werkes von einer christlichen Philosophie des Rechts spricht, die erst überhaupt noch zu schaffen sei, die noch in weiter Ferne liege und zu der der Verfasser vielleicht glaubt, p. 100—109 ganz neue Grundlagen angedeutet zu haben, so sind wir darin anderer Meinung. Das, was Rofsbach dort sagt, ist eben nichts als annäherungsweise eine kurze Uebersicht Stahlscher Grundsätze, übrigens ohne alle wissenschaftliche Darlegung, etwas rein Aphoristisches. Allerdings waren Stahl's Grundsätze in der ersten Auflage seines Werks durch mancherlei Theologisirendes, ja Blasphemisches etc. verdeckt, indessen trotzdem recht wohl aufzufinden. Der Verf. hat sich nur durch die abenteuerliche Beimischung zu sehr abschrecken lassen. Wir sind weit davon entfernt zu glauben, Rofsbach ignorire Stahl's Bedeutung absichtlich, um sich den Schein der Neuheit, der Originalität zu geben. In dem ganzen Werk spricht sich der Verf. als der biederste, redlichste Forscher aus, und es scheint uns ein Zeichen seines tiefen Geistes, dafs er auf den Sahlschen ähnliche Ansichten kommen konnte, obwohl wir anzunehmen geneigt sind, jene Ansichten seien in dem Verf., freilich ihm unbewufst, zum grofsen Theil durch das Studium Stahls entstanden. Wenn Rofsbach die (seit einem Jahre) begonnene zweite Auflage der Stahlschen Rechtsphilosophie noch hätte benutzen können, so würde er wahrscheinlich eine andre Meinung gewonnen und namentlich denn doch bemerkt haben, dafs Stahl wenigstens mit Glück angestrebt hat, ein wissenschaftliches System der Rechtsphilosophie zu liefern. Zum wenigsten will es Vielen so vorkommen und ich schliefse mich sehr gern deren Meinung an, dafs in der zweiten Auflage des Stahlschen Werks bereits ein ausgezeichneter Versuch einer christlichen Rechtsphilosophie vorliege, wenn auch noch nichts Abgeschlossenes, Vollkommenes, wie dies jetzt überhaupt noch nicht möglich sein dürfte. Die obersten Principien, die leitenden Grundsätze, die allgemeine Auffassung und Behandlung des Rechts sind richtig aufgefunden; freilich fehlt es der Stahlschen Rechtsphilosophie noch in vielen Theilen der Ausführung an klaren Demonstrationen, an energischer Entwickelung, an systematischem Zusammenschlufs der Details, mit einem Worte an der perfecten philosophischen Form und Formulirung, hauptsächlich schon wegen der fortwährend eingestreuten polemischen und praktisch-politischen Bemerkungen. Nichtsdestoweniger giebt das Werk die Grundzüge zu einem grofsartigen Systeme.

Das zweite Kapitel (p. 286—299) ist durch seine Ueberschrift: „Eklekticismus. Warnkönig, Ancillon, v. Raumer" hinlänglich charakterisirt.

Mit dem dritten Kapitel („Das organische System. Troxler, Bufs.") dieses Abschnitts schliefst das Werk. Es wird zunächst angedeutet, wie nach den nicht gelungenen Versuchen des Eklekticismus, die verschiedenen widerstrebenden Elemente, nämlich das Ideale und Reale, die subjective und die objective Lebensansicht mit ihren mancherlei Nüancirungen zu versöhnen und zu vereinen, ein neuer Versuch in mehr wissenschaftlicher Weise durch das organische System wie in andern Wissenschaften (p. 300—305), so auch in der Rechtswissenschaft versucht sei. Der Vf. bemerkt p. 303 richtig: „Der Wendepunct der Versöhnung „(nämlich jener verschiedenen Elemente) ging schon „von der christlichen Schule aus." Er meint damit die christlich-historische Schule, deren rechtsphilosophische Bestrebungen bekanntlich Rofsbach bis jetzt noch für ganz bedeutungslos halten zu müssen glaubt. Vortrefflich heifst es p. 304: „Ich finde die Versöhnung „nirgends als im Christenthum. Denn dieses rettet die „Würde des Staates, weil sie diesen als eine Anord„nung Gottes betrachtet, somit ihn über die Willkühr „des Individuums stellt; es rettet aber auch die Frei„heit und Würde des Individuums, weil es keine mafs„lose Hingebung an den Staat, sondern nur jene ge„bietet, die mit der Pflicht gegen Gott besteht."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik

Februar 1846.

Die Perioden der Rechtsphilosophie, von Johann Joseph Rofsbach.

(Schlufs.)

Auf dieser Grundlage habe denn die Wissenschaft zuerst im organischen Systeme die Vermittelung versucht, indem dasselbe „den Staat im Vorbilde der „menschlichen Natur anschaute". Darauf wird nun weitläuftig Troxlers Theorie durchgenommen p. 305 bis 308; ferner werden K. S. Zachariä, Vollgraff, Dahlmann, Schmitthenner, endlich „mit seinem organisch-genetischen Systeme" Bufs diesem wissenschaftlichen Vermittlungsversuche angereiht; von diesen wird nur die Ansicht von Bufs näher geschildert p. 309.

Die in diesem letzten Abschnitte gegebene übersichtliche Darstellung der *gegenwärtigen* Bestrebungen auf rechtsphilosophischem Gebiete scheint nun ziemlich unvollständig und mangelhaft. Schon Warnkönig unterscheidet genauer die verschiedenen Richtungen, obgleich auch seine Charakterisirung und Classificirung der einzelnen Theorieen und Schulen nicht genügen möchte. Versuchen wir es, in einer kurzen Uebersicht die Grundzüge der verschiedenen rechtsphilosophischen Richtungen in der Gegenwart anzudeuten. Natürlich ist hier nicht der Ort, eine systematische Darstellung der einzelnen Theorien zu liefern und deren wissenschaftlichen Zusammenhang untereinander aufzudecken. Wir begnügen uns hier mit kurzen Andeutungen.

1) Der Realismus, besonders der französische Materialismus ragt auch in die Gegenwart drohend hinein. Er hält das empirische, reale Element einseitig fest. Bentham. Das Recht ist das Nützliche. Er führt zum Socialismus und Communismus, der übrigens nicht weniger in den äufsersten Consequenzen des subjectiven Idealismus liegen würde, falls dieser nur so entschiedene Anhänger hätte oder haben könnte; denn die geistige Kraft in diesem Idealismus bewahrt vor solchem Extreme schon durch sich selbst. Wenigstens scheinen mir sogenannte socialistische Anhänger des Idealismus in den Materialismus zurückzufallen. Die Extreme berühren sich. — 2) Der Rationalismus, besonders die vielen Anhänger von Kant und Fichte erkennen nur die ideale und abstracte Seite in den Rechtsinstituten an. Das Recht ist hier eie Product der reinen Vernunft, und mehr oder weniger ein Erzeugnifs der Willkühr. Recht und Staat sind eine blofse Abstraction. Die strenge Wissenschaft hat diesen Standpunct wohl hinter sich; dagegen befindet sich die fliegende Litteratur zum grofsen Theile noch aaf demselben. — 3) Zwar suchen vermeintlich innerhalb dieser zweiten Klasse manche tüchtige Schriftsteller, wie Welcker, Pölitz, auch Marezoll (Naturrecht. 1819.) und Gervinus den realen, positiven, geschichtlichen Elementen des Rechtes und Staates eine gewisse, unbestimmte Geltung zu verschaffen, doch da es ihnen an einer wissenschaftlichen Normirung des Verhältnisses der verschiedenen Rechtselemente fehlt, ohne Erfolg. Sie nähern sich demnach dem Eklekticismus, indessen sind die rationalistischen Grundsätze bei ihnen vorherrschend. — 4) Der ausgezeichnete Versuch einer Vermittelung der idealen und realen Rechtselemente durch Hegel in seinem objectiven Idealismus scheint Gefahr zu laufen, das freie organische Rechtsleben in logische Nothwendigkeit aufzulösen. Das rüstige Streben der sogenannten rechten Seite der Hegelschen Schule scheint darauf hinzuarbeiten, über diese gefährliche Klippe der Hegelschen Rechtsauffassung hinauszukommen. — 5) Es konnte bei dieser schweren Krisis in der Wissenschaft der Rechtsphilosophie nicht fehlen, dafs Viele die Existenz und Bedeutung der Rechtsphilosophie überhaupt läugneten. Hugo setzte an die Stelle des Naturrechts die Philosophie des positiven Rechts, nämlich eine Kritik desselben. Auch Haller läugnete das Naturrecht, und es giebt jetzt noch viele

Digitized by Google

positive Juristen, welche überhaupt an der Rechtsphilosophie verzweifeln. Nur das positive, historische Recht sei von Bedeutung. Es sind dies besonders die Ansichten vieler Praktiker, und unverkennbar streifen dieselben sehr an den Materialismus an. Es ging aber dieses Läugnen des philosophischen Rechts von der älteren deutschen historischen Juristenschule in ihrer ersten Unmittelbarkeit und Befangenheit aus, indem dieselbe sich und ihre historischen Forschungen und Ergebnisse als das abstracte Gegentheil aller rechtsphilosophischen Untersuchungen und Resultate betrachtete, da sie doch mit Recht nur gegen das einseitig rationalistische Naturrecht opponiren durfte. Es ist aber diese Rechtsauffassung von grofser Wichtigkeit, weil sie auf die historische, positive, *reale* Seite des Rechts wieder mit Entschiedenheit hinwies. Etwas, was in viel ausgezeichneterer Weise durch die nachfolgende sogenannte historische Schule, durch Savigny, Eichhorn, Göschen, Niebuhr, Puchta etc. geschah. Diese Historiker befanden sich dann nicht mehr im unmittelbaren Gegensatz gegen die Rechtsphilosophie, haben sich aber auch noch nicht zur philosophischen Auffassung des Rechts erhoben, wie sehr auch ihre tiefen historischen Studien einem philosophischen Eindringen in das Recht wahrhaft zur Vorbereitung dienen mufsten. Ganz eigenthümlich ist die Rechtsauffassung Wippermanns. Auch der Standpunct Dahlmanns (Politik), der sich an die historische Schule anschliefst, ist kein philosophischer, sondern der einer geistvollen Reflexion und des praktischen Bedürfnisses. Der Einflufs christlicher Weltanschauung ist bei dieser historischen Schule allerdings schon sichtbar und heifst sie deshalb mit Recht: christlich-historische Schule; indessen ist die christliche Idee doch noch nicht das leitende Princip, ja, manche vermeintliche Anhänger der historischen Schule glauben ohnedem besser fertig werden zu können. Uebrigens steht die historische Schule mit ihren Rechtsansichten über der empirischen, materialistischen Auffassung, weil in ihren tüchtigeren Anhängern eben nicht ein Widerspruch gegen die philosophische Ergründung des Rechts liegt, sondern wahrhaft die Keime einer tieferen philosophischen Rechtsbetrachtung gegeben sind. — 6) Ein anderer Gegensatz entwickelt sich in der theologisirenden Schule. Sie entstand in Frankreich als Opposition gegen die letzte Consequenz des politischen Materialismus, die Revolution, in Deutschland als Opposition gegen das abstracte Naturrecht. Unter den Franzosen sind hierher zu rechnen besonders de Maistre, de Bonald und Lamennais, unter den Deutschen und zwar Katholiken Adam Müller, Friedr. Schlegel, Görres, Philipps u. A. Sie schrieben alle kein eigentliches System der Rechtsphilosophie, wohl aber staatswissenschaftliche Werke, in welchen sie ihre Rechtsansichten niederlegten. Von Protestanten gehören Göschel, auch Steffens, nur theilweise hieher. Diese Schule zeichnet sich vortheilhaft dadurch aus, dafs sie dem Rechte wiederum eine religiöse Grundlage zu geben sucht, steht aber, mit Ausnahme der genannten protestantischen Schriftsteller, durchaus auf mittelalterlichem Standpuncte mit ihren rechtsphilosophischen Ansichten und Theorieen, und befindet sich nicht blos im Kampfe mit der abstracten Rechtsphilosophie, sondern zugleich mit dem modernen Rechte und moderner Rechtsauffassung überhaupt. Auf der einen Seite das vollständige Lossagen von allem Positiven und Gegebenen im Recht, sowie nicht weniger das Verkennen der religiös-christlichen Grundlage des modernen Rechts- und Staatslebens, auf der anderen aber vor Allem auch ultramontane Bestrebungen im Sinne des mittelalterlichen Papstthums und der Hierarchie haben diese extreme Ansicht hervorgerufen. Das Religiöse und zwar zumeist in Form der mittelalterlichen Hierarchie wird als das allein Berechtigte aufgefafst und das Rechts- und Staatsleben als dienend und unterthänig angesehn. In der theologisirenden (katholischen, mittelalterlichen) Schule ist eine Ahnung vorhanden, dafs nur vermöge christlicher Weltanschauung die mancherlei Gegensätze wahrhaft vermittelt werden können; aber sie hält fälschlich für das wahre Wesen des Christlichen die beschränkte, mittelalterliche Erscheinung und Auffassung des Christlichen. Sie ist schlechter als die historische Schule, denn sie sieht nur eine bestimmte, begrenzte, historische Zeit, nämlich das Mittelalter als mafsgebend für die allgemeine Auffassung des Rechts an; sie steht aber wiederum über der historischen Schule, weil ihr die christliche Idee, wenn auch einseitig in bornirter, mittelalterlicher Formulirung als Leitstern des politischen Lebens und Strebens erscheint. Indessen befindet sich denn doch die historische Schule nicht im Gegensatz zum Christlichen, und so erhebt sie sich in ihrer Vollendung zu einer christlich-historischen Schule, auf deren Funda-

Digitized by Google

menten die philosophische Ansicht des Rechts zu ruhen hat. — 7) Nachdem dann noch diese neuen Elemente hinzugekommen waren, suchte der Eklekticismus die Gegensätze und Widersprüche aller dieser Elemente zu vereinigen, natürlich ohne Erfolg. Besonders gehören viele Franzosen hierher. Warnkönig suchte dann diese eklektische Ansicht möglichst zu systematisiren, und hat fürwahr in seiner Rechtsphilosophie Alles geleistet, was sich auf diesem Standpuncte etwa leisten läfst. — 8) Der philosophische Vermittelungsversuch durch Herbart mit seiner mathematischen Methode hat bis jetzt keine rechte Anerkennung zu finden gewufst. Im Gebiete des Rechts hat diese Philosophie sich zu einem eigentlichen System noch nicht zu erheben vermocht, und die neuesten rechtsphilosophischen Leistungen von W. Stephan (Verhältnifs des Naturrechts zur Ethik und zum positiven Rechte. Göttingen. 1845.) lassen diese philosophische Richtung zu einer glücklichen Lösung der gegenwärtigen Krisis in der Rechtsphilosophie eben nicht fähig erscheinen. — 9) Einen wissenschaftlichen Versuch, alle diese verschiedenen Elemente des Rechts, welche in ihrer Einseitigkeit nicht befriedigen konnten, zu einem systematischen, organischen Ganzen zu verschmelzen, machen dann die Anhänger des sogenannten organischen Systems. Was der Eklekticismus auf seinem mechanisch-synthetischen Standpuncte nicht hatte erreichen können, suchen sie auf organisch-genetische Weise zu bewerkstelligen. Allein ihre mehr oder weniger anthropologische Auffassung und Entwickelung von Recht und Staat ist mehr eine symbolische und bildliche, künstlerische und dichterische, als eine wahrhaft wissenschaftliche zu nennen. Die eigentliche Quelle dieser Ansicht ist wohl in den Schellingschen Ideen von dem Organismus des Staates zu suchen. Auch Plato ist schon Musterbild. Dahin gehören besonders Troxler, Bluntschli, Rohmer, Bufs. Auf der Basis dieser Ansicht erhoben sich dann einige ausgezeichnete Eklektiker, wie K. S. Zachariä, Vollgraf, Schmitthenner. Als höchste Höhe und gewissermafsen als wissenschaftliche Vollendung dieser verschiedenen, ihre tiefste Wurzel in Schellingschen Ideen habenden Nüancirungen dürfte die Schleiermachersche Ansicht von Recht und Staat zu betrachten sein, die aber in keinem vollständigen System verarbeitet vorliegt. — 10) Ein wahrhaft philosophischer Versuch zur Versöhnung dieser widerstreitenden Elemente liegt endlich vor in Stahl's Rechtsphilosophie, besonders in ihrer neuesten Umarbeitung. An Stahl schliefsen sich Anton von Linck, Rofsbach etc. an. Es ist aber in der Stahlschen Rechtsauffassung dem ewigen Drange des modernen (christlichen) Bewufstseins nach individueller Freiheit eben so sehr Genüge gethan, als die, besonders durch Schelling wieder zuerst erkannte Objectivität (die ewige, göttliche Ordnung) von Recht und Staat (gegenüber der abstracten Rechtsansicht) aufrecht erhalten, also dem idealen, subjectiven Elemente nicht weniger Geltung verschafft als dem realen, objectiven und damit positiven und historischen. Beide Elemente strebt Stahl auf speculative Weise zu vereinen. Darum ist sein Werk von Bedeutung. Das Absolute ist Stahl, nach christlicher Ansicht, der persönliche Gott. Das ist ihm das höchste Princip seines ganzen philosophischen Systems, nicht blos der Rechts- und Staatslehre. Aber „die obersten theologisch-philosophischen Grundlagen (Metaphysik und Ethik) einerseits und die Rechts- und Staatslehre andrerseits „werden wohl von einander gehalten, so dafs diese, „wie in der Wirklichkeit, jene zwar zu ihrer letzten „tiefsten Ursache hat, dennoch aber an sich gesondert und in völliger Selbstständigkeit besteht" (Stahl, Vorrede zur zweiten Auflage, p. XI). Das Theologisirende in der ersten Auflage, besonders die Erklärung der Rechtsverhältnisse aus göttlichen Analogieen hat Stahl in der neuen Auflage mit Recht gänzlich fallen lassen. — Die Keime zur Stahlschen Rechtsphilosophie lagen in den Schellingschen Ideen eben so sehr, wie die Keime zum Hegelschen etc. Systeme. Es ist darum aber doch nicht angemessen, Stahl als Schellingianer oder als Neuschellingianer zu bezeichnen, eben so wenig wie die Hegelianer Schellingianer sein wollen und sind. Sollte dann auch wirklich Schelling ein auf seinen spätern Ideen erbautes neues System der Rechtsphilosophie noch in Bereitschaft haben, und dies mit dem Stahlschen harmoniren, so wären beide Systeme dennoch als Originalien zu betrachten. Stahls Eigenthümlichkeit, Originalität könnte dadurch nicht beeinträchtigt werden, und mit vollem Rechte sucht sich demnach Stahl dieselbe (in der genannten Vorrede) zu vindiciren. Es erscheint abgeschmackt, hierin einen Dünkel finden zu wollen.

Karl von Kaltenborn.

Digitized by Google

XI.

Godofredi Hermanni dissertatio de Prometheo Aeschyleo. Lipsiae (1845). 4.

Etwas sehr Interessantes über einen höchst interessanten Stoff kann man billig erwarten, wenn man dieses Programm G. Hermanns, der ein halbes Jahrhundert über der Herausgabe des Aeschylus sinnt, in die Hand nimmt. Sollte ihm nicht ein entscheidendes Urtheil über die von Prof. Schömann angeregte Frage zustehen? Arbeitet Hermann nicht stets überaus gründlich? Alle seine für gelegentliche Universitätszwecke veröffentlichten Programme zeichnen sich durch ein schönes Latein aus. Wie steht es aber bisweilen um den Inhalt dieser Gelegenheitsblumen? Die lateinische Sprache gestattet eine Art der Darstellung, welche nichtssagende Dinge in duftige Floskeln hüllt, Flüchtigkeit hinter einer Anzahl gelehrter sehr richtiger Citate verbirgt, Trivialität der Gedanken mit einer gewissen Fülle und Neuheit umkleidet. Wir wollen keineswegs behaupten, dafs Hermann, der so viel Geistreiches geschrieben, das Gewand seiner schönen Festsprache in den breiten Strom solcher Alltäglichkeit einzutauchen pflegt; doch läfst sich nicht läugnen, dafs der Inhalt seiner Schriften, aus klassischem Latein hervorschimmernd, an das Oberflächliche gelegentlich anstreift. In dieses Bereich fallen mehrere, auch die oben angeführte Schrift, die hinter ihrem Vorsatze weit zurückbleibt, wie aus dem Folgenden erhellen wird. Prof. Schömann, dessen anderweitiges Verdienst überall unbestritten ist, hat sich neuerdings auf ein Feld begeben, welches er mit den Flügeln einer ausgebreiteten Belesenheit beherrscht; selbst Hermann ertheilt seinen jüngsten Leistungen im 111. Bd. der Wiener Jahrb. und in diesem Programm hohe Lobsprüche, was aufserordentlich viel sagen würde, wenn Hermann nicht häufig lobte, wo er tadeln sollte, und häufig tadelte, wo er loben sollte. Indessen scheint doch Schömann auf dem neuen Felde nicht so recht heimisch zu sein; seine Kritik, seine Verdeutschung, seine ästhetischen Untersuchungen lassen vieles zu wünschen übrig. Im poetischen Styl und in technischer Vollendung bleiben seine Uebersetzungen, von welchen hier nicht ausführlich die Rede sein kann, weit hinter den Anforderungen der Gegenwart zurück. Hermann rühmt (s. Wiener Jahrb. Bd. 111.) den einst verdienstvollen, jetzt veralteten Agamemnon von Wilhelm von Humboldt als Muster, weil er letzteren blofs kennen mag und vor langen Jahren mit dem Verfasser desselben gemeinschaftlich über diesem Ei brütete; die neueren Fortschritte seit einem Menschenalter gehen an Hermann spurlos vorüber. So stellt er denn namentlich über den deutschen tragischen Trimeter grundfalsche Regeln auf, wovon wir bei anderer Gelegenheit sprechen werden. Wenn dieses verzeihlich ist, da dergleichen Dinge ihm einmal fern liegen, so mufs man doch einigermafsen erstaunen über die Ausfälle, die er auf dieses Gebiet mit einer Begeisterung wagt, gleich als säfse er auf dem unfehlbaren Dreifufs der Pythia. Ohne Weiteres erklärt Hermann a. a. O. diejenigen, die einmal eine Sylbe eines Nomen proprium anders gemessen als der Grieche, für schlechte und von der deutschen Nation nicht zu duldende Interpreten des hellenischen Geistes! Wie aber, wenn der Geist, der aus der korykischen Grotte am Parnafs weht, vom Namen ganz unabhängig ist und frei von Scholastik über die Zinnen des Berges schwebt, Thal, Hügel, Land und Meer von Hellas mit Wohlklang erfüllend?

Auf Schömanns Arbeiten zurückzukommen, klagen urtheilsfähige Stimmen, wie dem Unterzeichneten bekannt ist, hauptsächlich über die Art und Weise, wie dieser Gelehrte den Prometheus des Aeschylus aufgefafst; sie klagen, dafs durch eine solche Behandlung des Alterthums eine Welt voll falscher Ideen unter das Publicum hinausgeworfen würden, die, weil sie schwer wieder auszurotten wären, indem sie Wahres und Unwahres künstlich vermischten, der allgemeinen Achtung des Alterthumes blofs Schaden bringen könnten. Er hat dem Aeschylus christliche Ansichten aufgedrungen oder wie Hermann sich ausdrückt, diesen grofsen Heiden mit gewaltsamer, jedoch viel zu spät kommender Taufe zum Christen stempeln wollen. Es ist hier nicht der Ort, erschöpfend zu wiederholen, mit welchem Aufwand von Gelehrsamkeit Schömann seine Meinung auszustatten und zu verschanzen sich bemüht. Wir wollen vielmehr die Puncte betrachten, die eben Hermann in der Absicht herausgehoben hat, um sie mit Gründen zu widerlegen, die den Dichter von dieser nothlosen Spättaufe befreien sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Godofredi Hermanni dissertatio de Prometheo Aeschyleo.

(Fortsetzung.)

Er sagt S. 4, ein unparrtheiischer Richter, Prof. Julius Cäsar, habe im 4ten Hefte der Zeitschr. für Alterth. vom J. 1845 so bedächtig und umsichtig über diesen Gegenstand sich geäufsert, dafs er dem genannten Gelehrten vollkommen beistimmen müsse. Warum also ergreift er selbst noch die Feder? Quoniam illum, sagt er, summatim ista disserentem quaedam consulto praeterisse video, non inutile fuerit caussam illam denuo paucis cognoscere, ne immeritam laudem Aeschylo tribuentes eripiamus laudem meritam. Diese caussa zerfiele aber in zwei Hauptstücke; erstens fragte es sich, ob man richtig geurtheilt habe über das, was in des Aeschylus gefesseltem Prometheus unangemessen geschienen; zweitens, ob der befreite Prometheus so beschaffen gewesen sein könne, wie Schömann ihn nach etlichen Jahrtausenden wiedergedichtet.

Die Stellung dieser beiden Fragen ist ganz richtig, nachdem Hermann die Hauptfrage in der Einleitung (S. 3) mit dürren Worten beseitigt hat, die Hauptfrage nämlich, ob die Alten das Christenthum vorausgeahnt oder nicht. Was hat er aber darauf geantwortet? Die Wahrheit, sagt er, hat ihren Quell in der ratio und war zu allen Zeiten die nämliche, die Wahrheit war vor Christus und nach Christus dieselbige; die Religion aber als eine göttliche mufs mit der Wahrheit schlechterdings übereinstimmen: dachten also die Alten über gewisse Dinge wie die Christen, so dachten sie zwar über gewisse Dinge wahr, aber sie ahnten das Christenthum keineswegs voraus. („Nimirum veritas, cujus fons est in ratione, non fuit alia ante Christum quam nunc est: religio autem, quae quidem divina sit, non potest non consentire cum veritate. Quod si veteres illi de quibusdam rebus ita ut Christiani senserunt, senserunt illi quidem vera, sed non praesenserunt doctrinam Christianam.") Eine sehr lockere Beweisführung, mit welcher in unsern Tagen blofs diejenigen sich begnügen werden, die noch der gewöhnlichen Meinung anhängen, als ob das Christenthum in jene allgemeine menschliche ratio, auf welcher die veritas beruht, plötzlich und unverhofft als ein vorher weder Geahntes noch Gehofftes und Gewünschtes gleichsam hineingeplumpt sei (man verzeihe diesen irdischen Ausdruck von einer ätherischen Sache). Ein nicht minder sonderbarer logischer Schlufs, der durch einen Sprung oder eine Art von Ausflucht zu Stande gebracht scheint: wenn die Alten über gewisse Dinge wie die Christen dachten, so dachten sie über gewisse Dinge zwar wahr, aber — sie ahnten das Christenthum nicht voraus! Man sollte erwarten: so haben sie eben christlich über gewisse Dinge gedacht oder so wahr wie die Christen. Lassen wir indefs diese Folgerung gelten, so müssen wir offenbar zum Beispiel sagen: Aeschylus dachte und sprach über den höchsten Gott zwar wahr, aber er dachte und sprach doch nicht wie die Christen über Gott; wie reimt sich dann in aller Welt damit das zusammen, was Hermann bald darauf S. 4 und 5 von freien Stücken äufsert? Er schreibt: Aeschylus, ut omnes antiqui, quum universe de deo loquuntur, summa id reverentia facit, aeque ut Christiani *perfectissimum* et *sanctissimum omnisque labis expers numen venerans.* Ein heilloser Widerspruch, für welchen ein lösender Oedipus erst geboren werden soll. Auf diese Weise also ist Prof. Schömann nicht nur vollkommen berechtigt, den Aeschylus über seinen Zeus wie einen Christen denken zu lassen, so oft es ihm gefällt, sondern seine Gegner schlagen sich selbst mit ihren eigenen Waffen auf eine unerhörte Art.

Wir gehen zu den obengenannten beiden Haupt-

Digitized by Google

stücken über. Das erste betraf die Beurtheilung dessen, was im erhaltenen gefesselten Prometheus unangemessen oder auffällig erschienen. Was behauptet zuerst darüber Schömann? Alles was edel und grofs und der Liebe und Bewunderung werth sei, erscheine nur auf der Einen Seite, nämlich auf der Seite des Prometheus; während auf der andern, wo Zeus steht, nur theils Kleinlichkeit, Schwäche, Gemeinheit, theils tyrannische Eigenmacht, hassenswürdige Undankbarkeit und empörende Grausamkeit sich offenbare. Das zweite Hauptstück, wie wir der Kürze und Uebersicht wegen hier gleich anknüpfen wollen, betraf den verloren gegangenen Prometheus und seine auf Muthmafsung gegründete Wiederherstellung durch Schömann. Nach diesem soll der alte Dichter, um wieder gut zu machen, was im gefesselten Prometheus als scheinbar falsch oder doch als sehr einseitig hingestellt worden, den Spiefs umgekehrt haben und zwar dergestalt, dafs Prometheus als strafwürdig, als mit Recht bestraft, ja, als Verführer der Menschen, der ihnen den Weg zur Sünde gezeigt, kurz als ein Satan dastehe, der zur Erkenntnifs der Gerechtigkeit und Liebe in der Weltordnung des Zeus und sogar zur Erkenntnifs seines eigenen Frevels und seiner Schuld zurückgebracht worden sein müsse; worauf dann eine würdige Versöhnung zwischen dem Strafenden und Bestraften zum Schlufs erfolgt sei. So nur wäre die Lösung passend und Zeus vor den Augen der hellenischen Zuschauer richtig dargestellt, nämlich als der sich stets gleiche, unwandelbare höchste Gott, der im erhaltenen Stück nur scheinbar ein anderer gewesen.

Gegen diese Annahme hat denn Prof. Jul. Cäsar a. a. O. ausführlich gesprochen, um darzuthun, dafs erstlich der Grund und Boden, auf welchem dieses Gebäude im Allgemeinen aufgerichtet worden, unsicher und unhaltbar sei. Wenn Plato z. B. im Protagoras die Mythe so auffasse, wie sie Schömann hier aufgefafst wissen wolle, so folge daraus nichts für Aeschylus, der einen wesentlich verschiedenen Standpunct einnehme und im gefesselten Prometheus die Sage ganz anders entfalte. Alles beruhe bei Schömann auf einer blofsen Hypothese, welche dem erhaltenen Drama des Dichters nicht zu Hülfe komme, vielmehr diesem widerstreite. Die Fingerzeige, die Aeschylus selbst bietet, beanspruchten aber doch zuerst und zumeist unsere Berücksichtigung. Er zeigt zweitens, mit grofser Gewandtheit, dafs die „ungemeine Kraft und Kunst," welche Aeschylus entwickelt habe, um auf den gerecht strafenden Zeus den vollsten Schein des Unrechts zu werfen und für den gerecht bestraften Titanen die vollste Theilnahme, die dem Unschuldigen zukommt, in den Herzen der Zuschauer zu erwecken, zwar eine ungemeine Kraft des Dichters aber keine wahre Kunst gewesen sein würde. Er zeigt zugleich, dafs Schömann, um diesen grellen Umschwung der Dinge einigermafsen zu decken und zu beschönigen, mit sich selbst, d. h. mit seinen früheren Behauptungen in Widerspruch gerathen sei; denn der Eindruck, den die erhaltene Tragödie nach der Intention des Dichters zu machen bestimmt war, sollte nach Schömanns eigenen Worten darin bestehen, dafs die Zuschauer während der Aufführung glaubten, dem Prometheus geschehe Unrecht, Zeus erscheine als liebloser Tyrann, und der Ungehorsam gegen einen solchen könne nicht als strafwürdiges Vergehen betrachtet werden. Drittens bemüht sich Cäsar, da doch auf Zeus als den Weltregierer unmöglich alle Schuld zurückfallen, das ganze Unrecht nicht an ihm allein haften bleiben durfte, ausführlich zu entwickeln, wie im befreiten Prometheus eine Versöhnung und Lösung des Widerstreites vor sich gegangen, die einerseits dem Aeschylus angemessen, andrerseits des Zeus und Prometheus würdig gewesen sei. Er sucht nachzuweisen, „dafs auf beiden Seiten eine einseitige Verfolgung ihres Rechtes bis zum Uebermafs, eine ὕβρις ist, welche, wenn sie nicht ausgeglichen wird, beide Theile nicht zum Ziele führt; die Versöhnung und Ausgleichung mufs in dem Zurückgehen beider Parteien auf das rechte Mafs bestehn, und dann wird das Verhältnifs ein ähnliches sein, wie wir es in einer andern ihren Stoff aus derselben mythischen Sphäre entlehnenden Composition unsers Dichters, in der Orestee (den Eumeniden nämlich), erkennen." An diesen Kampf der alten und neuen Götter denkt man allerdings zunächst, wenn man die Werke des Aeschylus gelesen hat; die Aehnlichkeit beider Conflicte ist so grofs, dafs nach Cäsars neuer Darstellung dieser Ansicht, die schon die meisten Gelehrten längst angenommen hatten, wohl Niemand mehr gründliche Einwendungen, als sei im Prometheus der Prozefs ein ganz anderer, vorzubringen im Stande sein wird. Ein Theil der Wahrheit ist also gefunden; diese Annahme unter-

Digitized by Google

gräbt die Nothwendigkeit, die Schömann veranlafst hatte, den Prometheus so tief zu stellen, wenigstens in Einem Stücke vollständig, und hierdurch ist Alles beseitigt, was die Kunst des Aeschylus als eine Afterkunst, seine Kraft als eine Fehlkraft herausstellen würde. Wir gewinnen dadurch sogar schon ein Bedeutendes für den Nachweis, dafs Aeschylus nicht zum Christen gemacht zu werden brauchte, um den Prometheus auf würdige Weise von der Felsenwand des Kaukasos ablösen zu können.

Was hat nun Hermann seinerseits Neues gegen diese späte Nothtaufe herausgefunden? Er glaubt die Sache im ersten Hauptstück damit abgemacht zu haben, dafs er einen *zwiefältigen* Zeus annimmt (S. 4 u. f.), einen göttlichen und einen menschlichen, d. h. einen vollkommenen und einen solchen, der mit menschlichen Schwächen behaftet oder menschlich gedacht sei. Den letzteren habe Aeschylus im Prometheus vor Augen und im Sinne gehabt, einen Zeus, in welchem blofs ein Theil der göttlichen Natur wohne, im Uebrigen wie ein Mensch handelnd. Ist Schömann damit widerlegt? Hermann giebt selbst zu, dafs ein solcher Zeus, wie er im Prometheus dargestellt sei, ein solcher menschlicher Zeus, ein ingenium durum et violentum offenbare; wie er denn überhaupt mit dem Menschlichen alle Vorwürfe wegen der Mängel, die ihm Schömann macht, ohne Weiteres wegschafft. Nach Cäsars oben angeführter Auseinandersetzung mochte ihm freilich nichts übrig bleiben als diese allgemeine und flache, in der That sehr menschliche Ansicht von einem menschlichen Zeus, der blofs mit der Allmacht umkleidet sei und seine Allmacht als Gott menschlich gebrauche, wie es etwa die Götter bei Euripides machen. Als Mensch gedacht also durfte Zeus hart und gewaltthätig auftreten, der Würde der Tragödie angemessen, wie Hermann behauptet, und ohne den Zuschauern jener Tage zu mifsfallen? Hat er ferner Recht, wenn er leicht hinwirft, dafs die Strafe gegen Prometheus eine Strafe gegen einen Gott, also nicht überaus grausam und entsetzlich sei? Blofs den Menschen dünke sie wohl so gar entsetzlich, meint er. Nun, ich sollte meinen, Prometheus lasse sich hinlänglich darüber aus, dafs er die fürchterlichsten und schrecklichsten aller Leiden dulde; dafs Zeus eine Strafe erdacht habe, die der Bestrafte selbst nicht in ganzer Strenge voraussehen können. Oder hat Prometheus als Bestrafter etwa keine Stimme darüber? Gleichwohl ist etwas Wahres an dieser Unterscheidung Hermanns in Betreff des Zeus, wenn wir annehmen, dafs jener Kampf zwischen den älteren und jüngeren Göttern überhaupt auf rein menschlichen Vorstellungen beruhe. Auch noch ein zweites Wahres ist daran, wie wir weiter unten sehen werden, woran aber Hermann freilich nicht gedacht hat.

Dann zuvörderst wird noch S. 7 und 8 eine Behauptung Schömanns widerlegt, dafs Zeus durch seinen Umgang mit sterblichen Frauen das Menschengeschlecht habe zu sich emporbilden, die Natur der Menschen veredeln wollen; Hermann bestreitet diesen Gedanken, von welchem das ganze Alterthum nichts wisse; aus der Erzeugung des einzigen Herakles, welcher allerdings etwas Aehnliches zu Grunde gelegen, wäre zu viel abgeleitet worden. Wenn dies ganz richtig ist, wie kaum zu bezweifeln steht, so sinkt dadurch wieder einer der Pfeiler, auf welche Schömann die Vollendung seines Zeus gebaut: die von der Gemahlin des Zeus verfolgte, aber von Zeus in diese Verfolgung ungerecht gestürzte Jo tritt wieder in das alte Verhältnifs zur Tragödie zurück, in welches sie seither von Aeschylus gesetzt schien. Eine blofs moderne poetische Ansicht ist es wohl überhaupt, dafs die Hellenen deswegen, weil die Götter einst zu ihnen sich herablieſsen, einen edleren Ursprung hatten als andere Völker. In dieser Abweisung aber besteht das einzige Neue, was die vorliegende Schrift zur richtigen Beurtheilung unsers Mythus gegen falsche Annahmen beiträgt.

Denn was das zweite Hauptstück anbelangt, die Lösung des Prometheus in der folgenden Tragödie, beschränkt sich Hermann darauf, zu sagen, dafs, weil die Darstellung Schömanns auf erdichteten und falschen Voraussetzungen beruhe, wie er jetzt mit Hülfe des Doppel-Zeus dargethan, das nachherige Gebäude von selbst zusammenfalle, zumal da letzteres gegen Geist und Charakter des äschyleischen Zeitalters streite. Er lasse die Personen seines befreiten Prometheus reden und mahnen wie unsere Prediger auf der Kanzel; worauf eine Vergleichung des Herakles und Christus den ganzen Unterschied der Zeiten nachweisen soll. Im Allgemeinen halten wir das, was Hermann von der Moral der Alten äufsert, nicht für unrichtig, besonders wenn wir von den Lehren des indischen Vol-

Digitized by Google

kes ganz absehen; einzelne Geister von Hellas indessen ragten über ihre Zeitgenossen hoch empor. Denn äufsert der berühmte Philolog unter anderm: inimicum odisse laudi sibi ducunt fortes illae animae (S. 10), so mag dieses z. B. von Euripides alltäglichen Charakteren seine Richtigkeit haben, Sophokles' edle Gestalten widersprechen, da sie wie die Christen sagen:

Es ziemt den Feind zu hassen nur mit solchem Hafs,
Als würd' er uns noch lieben.

Was er weiter über die fragliche, wohl nie ganz sicher zu bestimmende Befreiung des Prometheus und die Lösung des tragischen Knotens beibringt, lassen wir als wenig interessant unberührt. Nur Eines möchten wir noch bestreiten; Hermann behauptet, dafs auf die Art, wie Schömann den Schlufs der Dichtung und das Ziel des Mythus gestaltet habe, keine Tragödie entstanden sei, weil Furcht und Mitleid fehle. Wir sind jedoch der Meinung, dafs, wenn der gemachte Versuch mangelhaft ausgeschlagen, ein zweiter Versuch mit ähnlichem Ausgang doch vielleicht ein hinreichendes tragisches Element zu entwickeln vermöge. Tragischer würde freilich die Sache ausfallen, wenn eine ähnliche Lösung, wie in den Eumeniden, stattfände, wovon Cäsar trefflich gesprochen.

Endlich läfst sich Hermann noch über den *feuerbringenden* Prometheus aus; er giebt gegenwärtig zu, dafs eine erste Tragödie unter diesem Namen von Aeschylus auf die Bühne gebracht worden, obgleich nirgends im Alterthum von einer Trilogie Prometheus ein Wink vorhanden. Wie mag es nur kommen, dafs er seine frühere Meinung in's Gegentheil umgeändert hat? Was ist mittlerweile Wichtiges in dieser Sache geschehen, was den rüstigen Bekämpfer der Welckerschen Hypothese bestimmen konnte, das wieder aufzugeben, was er früher, nach der Ansicht vieler Gelehrten, richtig bemerkt zu haben schien? Vergeblich forschen wir in Betreff solcher Dinge bei Hermann nach Gründen, er verläfst die Fahne, zu welcher er früher geschworen, für welche er früher gekämpft, um in aller Stille zum Feind überzugehen. Wie Bernhardy (s. Grundr. d. gr. Litt. Bd. II, S. 764) ganz richtig angeführt hat, beschlofs der „feuerbringende" Prometheus die Aufführung „der Perser," während der von Pollux citirte „feueranzündende" Prometheus seinem Titel nach offenbar einen andern bezeichnet, als hier erforderlich ist, wo als Hauptsache erscheint, dafs das Feuer den Menschen *gebracht*, eingehändigt werde; wobei wir noch annehmen können, dafs Pollux, aus dem Gedächtnisse citirend, den Titel verschrieben und denselben „feuerbringenden" gemeint habe, so dafs also blofs Ein Drama dieses Namens überhaupt vorhanden gewesen. Alles dieses ward von Hermann und Andern ehedem mit Recht in Anschlag gebracht; jetzt nimmt er den „feuerbringenden" Prometheus für das erste Stück der zugestandenen Trilogie. Weil denn die meisten Gelehrten, wie es scheint, dieser historisch ganz unbegründeten Annahme in unsern Tagen Glauben geschenkt, will ich mich nicht dem Sprüchwort aussetzen: Eine Schwalbe u. s. w., und nun ebenfalls die scharfsinnige Hypothese für wahr halten. Hermann entdeckt (S. 15), nachdem er mit Schömann und Andern eine Menge unhaltbarer Vermuthungen über den Inhalt der ersten Tragödie bedachtsam zurückgewiesen, eine Stelle im gefesselten Prometheus (v. 228 u. f.), woraus man mit gutem Grund auf das lange gesuchte tragische Element des ersten Stückes schliefsen könne. Dasselbe habe höchst wahrscheinlich in dem Streite bestanden, der von Prometheus und Zeus über die Vernichtung oder Erhaltung des Menschengeschlechtes geführt worden. Die ganze Trilogie laufe also, nach einem des Aeschylus würdigen Plane, auf das Ziel hinaus, den Prometheus und seine Verdienste um das Menschengeschlecht zu verherrlichen. Sonst habe man seither blofs einen einzigen Punct aus dem erhaltenen Drama mit Recht herausgegriffen und auf das verlorene treffend zurückbezogen, nämlich v. 944 u. 945, wo Hermes sage, Prometheus habe sich durch ähnlichen Zungenübermuth, wie er jetzt kundgebe, früher selbst in sein gegenwärtiges Unheil gestürzt. Wir wollen jene überaus wichtige Entdeckung zugeben und annehmen, dafs der Streit über den obenerwähnten Punct, ob die armen Traumgestalten der Sterblichen vernichtet und die Erde mit einem edlern Geschlecht bevölkert werden solle, sich hinreichend für den Umfang einer Tragödie ausspinnen lassen; konnten doch auch noch andere uns jetzt unbekannte Dinge des Mythus von Aeschylus berührt oder hinzugesonnen worden sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Godofredi Hermanni dissertatio de Prometheo Aeschyleo.

(Schluſs.)

Ich hege nur noch einen kleinen Zweifel darüber, daſs gerade der genannte „feuerbringende" Prometheus das vorausgegangene erste Trauerspiel gewesen, und diese Kleinigkeit, die für ein Satyrspiel dieses Namens günstig ist, wünschte ich zuvor noch von Hermann beseitigt. Um ganz kurz zu sagen, was wir meinen, führen wir die oft angeführten Worte des Scholiasten zu v. 94. des gef. Prom. an: ἐν τῷ πυρφόρῳ τρεῖς μυριάδας φησὶ δεδέσθαι αὐτόν, und verweisen den Kritiker auf v. 265 u. f. des erhaltenen „Mittelstückes:"

Der Menschen Helfer, bin ich selbst in Noth gestürzt.
Doch solcher Straf' anheimzufallen dacht' ich nicht,
So hinzuwelken, geschmiedet an steile Felsenhöhn,
Gebannt in dies einsame ferne Hochgebürg.

Im gefesselten Prometheus wird er erst gefesselt und alsdann erklärt er, daſs er zwar Alles vorausgewuſst und eine Strafe, doch keine solche entsetzliche Strafe vorausgewuſst habe: und im angeblich *voraus*gegangenen feuerbringenden Prometheus soll der weise Titan, nach dem Schol., mit klaren Worten geäuſsert haben, er *sei* drei Myriaden hindurch *gefesselt* (im Perfect sogar, nicht im Futur.)! Solche Widersprüche, die das ganze unhistorische Gebäude umstoſsen, erlaubte sich wohl der Dichter nicht.

Folgende Puncte scheinen mir von denjenigen, welche bisher über diesen Gegenstand geschrieben, entweder gar nicht oder nicht genügend erörtert worden zu sein. Erstens der Fluch des Vaters, der über Zeus schwebt, wenigstens so lange die Titanen gefesselt im Tartaros liegen. Man hat vergessen, daſs selbst dieser durch Prometheus seine Kraft verliert, der ihn zu hindern berufen ist. Es erscheint vollkommen richtig, daſs ein Kampf der alten und neuen Götter stattfindet, der sich nach und nach schlichtet, wie denn auch Zeus seine Allmacht mit Milde umkleidet; er *wird* der vollkommene Gott, wie Cäsar trefflich entwickelt (a. a. O. S. 333). Dadurch löst sich allmählig der Fluch, Zeus stillt (s. gef. Prom. v. 190 u. f.) des Zorns endloses Gebraus und kommt zum Bund und zur Eintracht dem Prometheus entgegen, eilvoll dem Eilvollen. Vergeblich sucht Bernhardy (s. Grundr. Th. II. S. 763) jenes *Werden* des Zeus durch eine starke auf die Spitze getriebene Redensart lächerlich zu machen; denn bloſs die Christen kennen einen Gott, der von aller Ewigkeit her der vollkommene und derselbe war. Die Alten dagegen hatten ihre Götterherrschaften, Zeus ward bei ihnen gezeugt, wie auch die Welt erst ward und sich vervollkommnete.

Zweitens war das Fatum zu beachten, das über dem Weltall waltet, jene Macht, die stärker ist als alle Weisheit, stärker als Zeus und als Prometheus.

Drittens müſste höher geschätzt werden das Vermögen des Titanen, von der Mutter geerbt, die Zukunft vorauszuschauen, das *selbst Zeus* nicht besaſs. Er kennt als Sohn der Themis die wichtigsten Geheimnisse der Schöpfung.

Viertens wäre nochmals in Erwägung zu ziehen die frühere Gleichstellung des Prometheus und Zeus; letzterer wird erst später durch Prometheus und seiner Mutter Hülfe der Allmächtige, der Dreimalsieger. Nicht Gewalt entschied, sondern Weisheit, nach dem höchsten Fatum, das mithin der materiellen Macht nicht den Vorzug giebt. Am Ende muſs auch die Weisheit über die bloſse Gewalt des Zeus in gewissem Sinne triumphiren.

Fünftens beachte man sorgfältiger, daſs das Dasein der Menschen unter der vorigen Götterherrschaft ein zweckloses war und daſs sie fast bewuſstlos hinlebten. Einer, der sie rettet und höher hebt durch die

Digitized by Google

Kunst, kann kein Teufel, kein Verführer sein! Solches ist unter allen Umständen widersinnig. Prof. Schömann stellt in Abrede, dafs Prometheus ihnen die edelsten und höchsten Güter gegeben; was giebt es Edleres und Höheres als die Kunst? Das Göttliche der Kunst zu begreifen, wie es die Hellenen begriffen, ist eine würdige Aufgabe für den Deutschen. Wie vollends Jemand das ganze Ereignifs mit dem Sündenfalle der Menschen vergleichen konnte, auf Horaz sich berufend, der in der bekannten Ode (audax Japeti genus u. s. w.) aus den Geschenken des Prometheus auf elegische Manier Unsegen und Fluch ableitet, sehe ich für meine Person nicht ab. Wie Aeschylus die Sache darstellt (und dieser kann hier einzig und allein den Mafsstab liefern), verleiht Prometheus den bewufstlos hintaumelnden Sterblichen nichts als heilsame Dinge, nichts als Gaben, wodurch sie glücklicher werden und im Stande sind früher vorhandene Uebel entweder zu beseitigen oder zu lindern. Ein grofser Unterschied, sollte ich meinen, da durch den Sündenfall die *seligen* Menschen des Paradieses in Elend und Unheil ohne Ende stürzten, bis Christus erschien, sie daraus zu erretten. Aeschylus läfst keine Ahnung davon aufkommen, dafs Prometheus den Menschen jene Güter in der satanischen Absicht gebracht, um ihnen den Weg zur Widersetzlichkeit gegen den Zeus und Gelegenheit zu Bösem zu zeigen; er ist der reine, uneigennützige, grofsmüthige, sich selbst aufopfernde *Wohlthäter* der Menschheit, die über seine schreckliche Bestrafung in allen Himmelsgegenden klagt. Dies zu verkennen, dazu gehört die beispiellose Arglist und unredliche Consequenz einer vorgefafsten Meinung. Gefällt es ferner Einigen, den erhabenen Titanen für einen leeren Grofsprahler anzusehen, wie Franz Ritter, J. A. Hartung u. a. m. thun, so verrathen sie dadurch keinen Tiefblick in die menschliche Seele und in das geheimnifsvolle Reich der Poesie.

Endlich, soll ich meines Orts sagen, welche Absicht der Dichter mit der Bearbeitung dieser Sage verfolgte, und wie weit das Bewufstsein ging, das in Aeschylus' Brust wach war, als er diesen Conflict im Reich des Himmels niederschrieb, so weise ich, wie aus Obigem hervorgeht, allerdings eine rein christliche Idee ab. Aber so viel steht gewifs, dafs Aeschylus, wie Jeder erkennen wird, der seinen Geist auf die Höhen dieses Genius zu erheben vermag, einen grofsartigen Gedanken bei der Darstellung dieser Sage im Hintergrund der Seele hegte, einen Gedanken, der weit über jenen Menschen-Zeus hinausging, einen Gedanken, der seines griechischen Sinnes würdig war. Und worin besteht dieser Gedanke, dessen Aeschylus so klar sich bewufst gewesen? Der für das Vaterland so hochbegeisterte Dichter, der die Perser und die Sieben vor Theben geschrieben, hatte offenbar die Absicht, den höchsten Kampf *der Freiheit und der Tyrannei* durch ein mächtiges Gedicht vor Augen zu führen, wie die Welt noch keines gesehen. Gelehrte haben, aus mancherlei Gründen, mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthet, dafs der gefesselte Prometheus (also wohl auch der befreite) während oder nach dem ersten Aufenthalte des Aeschylus auf der Insel Sicilien entstanden. Auch ich nehme dies aus einem, meines Wissens, noch nicht beachteten Grunde an. Ich hege nämlich die Ueberzeugung, der Dichter entlehnte die Züge seines Zeus von jenen siculischen Tyrannen, die er nun in der Nähe kennen gelernt, und die er kennen mufste, ehe er einen solchen Zeus schilderte. Der Prometheus dagegen ist ein ächter Grieche, der die edelste Freiheit athmet, für sie kämpft und leidet; er ist Aeschylus selbst, er ist ein Mann jenes Volkes, das Kunst und Wissenschaft über die Erde verbreitet, um die Menschen allgemach ihrer Thierheit zu entkleiden. Aeschylus durfte den Zeus so schildern, so lange die Griechen ihre Freiheit so heilig hielten als ihre Religion. Sie konnten das Gedicht als eine würdige Nachfeier ihrer ruhmvollen Siege über das drohende Joch der Perser betrachten.

Wenn Jacobs, Schütz und Passow diese Ansicht ungenügend oder verkehrt ausführten, so ist deshalb die Ansicht selbst noch nicht verkehrt oder widerlegt. Freilich machte Aeschylus seine Sache nicht so handgreiflich, wie gewisse moderne Bühnenlichtlein, deren drittes Wort immer das Wort Freiheit zu sein pflegt; aber die Idee schimmert trefflich durch und läfst sich ganz passend und leicht mit der Lösung im folgenden Drama verknüpfen. Sie wirft Licht auf alle Beziehungen der hier verarbeiteten Mythe.

So viel helles Bewufstsein kann man dem Aeschylus zutrauen, der sein Zeitalter von der höchsten Stufe der Bildung überschaute. Erwägen wir aber den Grund und Boden der Sage aus dem allgemeinsten Gesichtspuncte, von welchem wir bis diesen Tag auf den Gang

Digitized by Google

der Menschheit hinblicken können, so dürfen wir in diesem Mythus ohne Zweifel eine herrliche Vorahnung des Christenthumes suchen, das dazu berufen ist, das Licht der wahren Freiheit auf Erden anzuzünden. Darüber zu entscheiden, liegt der Philosophie der Mythologie ob, zu welcher bereits ein ausgezeichneter Deutscher den Grund gelegt: denn noch nicht alle Philosophen „sunt ad avia progressi." Wie Sterne leuchteten durch die graue Nacht des Alterthumes die Zeichen der göttlichen Offenbarung, bis die Morgenröthe in Judäa heraufstieg. Im höchsten und letzten Sinne pafst wohl auch das hierher, was der Unterzeichnete anderwärts einmal über den Prometheus gesagt:

Denn sein Geschick, das uns der Dichter malte
In Griechenland, vor vielen hundert Jahren,
Und das bis heut in frischen Farben strahlte,
Nichts anders will's der Nachwelt offenbaren,
Als dafs der Geist noch nicht die Schuld bezahlte
Dem ird'schen Stoff, aufringend nach dem Wahren:
Der Körper formt, die Seele trägt die Ketten,
Wird je die Freiheit uns daraus erretten?

Doch ist dies vielleicht zu modern-tiefsinnig ausgesprochen, um Hermanns Anerkennung davonzutragen. Ich hoffe auf eine einfache, wahre und dem Aeschylus gerechte Darstellung dieses Mythus, welche dem zerrissenen Baum der Sage nicht fremdartige Zweige aufpfropft. Ich konnte mich jetzt nicht anders als unumwunden äufsern, weil ich bei dieser Gelegenheit einer eigenen Classe von Philologen eine entfernte Andeutung davon geben wollte, dafs hinter dem Berge auch noch Leute wohnen, die das Alterthum verstehen, ohne dafs sie just für nöthig finden, mit philologischen Sylbenstechereien vorzugsweis sich zu beschäftigen. Die Conjecturalkritik (ich wiederhole, was grofse Männer in neuerer Zeit entschieden gesagt) verdient ihren Ehrenplatz, sie mufs sich aber nur nicht, mit blindem Zelotismus, für Alles in Allem halten und ausgeben; namentlich sollte sie sich niemals hoffärtig brüsten, so lange nicht die Handschriften des Autors, den sie von wunden Stellen zu befreien gedenkt, allesammt und mit Genauigkeit verglichen worden sind. Denn ohne dies ähneln die Kritiker häufig dem Arzt, der auf gut Glück curirt. Betrachtet man vollends die jugendlichen und ungeübten Hände, welche das kritische Messer anlegen, so erkennt man bald, dafs es nichts Mangelhafteres und Komischeres auf dem Felde der Philologie giebt, als diese bemitleidenswerthe Krankheit des frucht- und geistlosen Conjicirens.

Johannes Minckwitz.

XII.

Rechtfertigung der von den Gelehrten mifskannten, verstandesrechten Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimärzte und treue Mittheilung des Ergebnisses einer fünf und zwanzigjährigen Erprobung dieser Lehre am Krankenbette von J. G. Rademacher. Berlin, 1843.

Wenn im praktischen Leben die theoretischen Grundsätze, nach denen man bewufst oder unbewufst handelt, nicht befriedigen, so wird das Bedürfnifs aus dem alten Zustand herauszukommen oft so dringend, dafs man nach jeder als neu auftretenden Theorie greift, wenn sich später auch finden sollte, dafs sie ungenügender ist, als die alte. Nur auf diese Art sind die grofsen Hoffnungen erklärlich, welche namentlich die Aerzte Berlins aus der Anwendung der in obiger Schrift gegebenen Lehren in der Krankenbehandlung gehegt haben und noch hegen, so dafs, wenn nicht aus anderen doch aus diesen Gründen der Inhalt derselben in diesen Blättern eine Erwähnung verdient. Es läfst sich der Charakter dieser Schrift in wenigen Worten angeben. Hier wird nämlich ein sehr buntes Gemisch von Paracelsischer Arcanenlehre, mit alter Hippokratischer Symptomatologie, Stollscher Humorallehre, Sydenhamscher Naturgeschichte durchwebt und durch Hahnemannsche reine Arzneiwirkungslehre mit Hülfe einer scholastischen Logik eingerahmt, als alchemistische Medizin vorgetragen, um unter diesem Titel einer gewöhnlichen modernen Empirie Empfehlung zu verschaffen. Der Verfasser unterscheidet *Universalheilmittel*, wodurch Krankheiten aller Organe heilbar sind, und *Organheilmittel*, durch welche nur Krankheiten bestimmter einzelner Organe des Körpers geheilt werden. Zu den Universalarzneien rechnet derselbe den Würfelsalpeter, das Eisen und das Kupfer, und behauptet, dafs dieses die Universalmittel der Alchemisten seien. Der *Würfelsalpeter* soll gegen Hysterie, Kopfrose, Angina, Glossitis, Laryngitis, häutige Bräune, Ophthalmie, Säuferwahnsinn, gegen Husten, Stickhusten helfen, doch finden sich auch Krankheiten, wogegen er nicht hilft (Wechselfieber), und Stickhusten hinwiederum wurde auch durch Belladonna und Pulsatilla geheilt. Dagegen wird gegen Lungensuchten, Lungenentzündungen, Leberentzündungen, Kinderpocken u. s. w. ebenfalls der Würfelsalpeter empfehlen. Die *Eisenpräparate* sollen gegen Säuferwahnsinn, Augenentzündung, Angina, Scharlachfieber, Husten, Pleuritis, Schwindsuchten, Ruhren, Durchfälle, Milzleiden, Leberleiden, Hypochondrie

Digitized by Google

u. s. w. hülfreich sein. *Vom Kupfer* wird geläugnet, dafs es giftig wirke; es soll vielmehr das älteste und wichtigste Universalmittel sein: gegen Kopfschmerz, Zungenentzündung, Apoplexie, Lähmungen, Husten, Lungensucht, Gelbsucht, Wassersucht, Rheumatismus, Gicht, chronische Hautausschläge, Würmer. Der Verfasser nennt die Krankheiten, wogegen die Universalmittel helfen: Kupferkrankheiten, Salpeterkrankheiten u. s. w. und unterscheidet z. B. Salpeterpleuresie, Kupferpleuresie u. s. w.; aber wodurch sich beide unterscheiden sei schwer zu bestimmen, man müsse durch Anwendung der Mittel prüfen!

Die Organmittel (sogenante Specifica) werden unterschieden in 1) *Bauchmittel* (Sem. Cardui Mariae gegen Hysterie und Gallenstein; Quassia, Chelidonium, Krähenaugen als Lebermittel; Holzkohle, Meerzwiebel, Eicheln, Wachholderbeeren, Conium als Milzmittel; Jod als Pankreasmittel; Bittermandelwasser als Plexus coeliacus Mittel; Ammonium carbon., Jod als Magenmittel; Oel, Asa foet., essigsaures Zink, Salmiak, Catechu, Laxirsalze als Darmmittel; Schwefel als Pfortadermittel; Cochenille, Boraxweinstein, Solidago Virgaurea als Nierenmittel; Cynosbati als Harnblasenmittel); 2) *Brustmittel* (Digitalis auf das Herz; Salmiak, sulphur. auratum auf die Lunge); 3) *Kopfmittel.* (Augen- Nasen- Mund- und Ohrmittel werden sehr unbestimmt angegeben; Taback, Stechapfel, Zink sind Gehirnmittel); 4) *Hautmittel*, dazu wird die China gerechnet, weil das Wechselfieber eine consensuelle Hautkrankheit sein soll; auch Mittel gegen die Gicht werden hier aufgeführt. Dies ist es nun, was der Verfasser in einer rationell schwadronirenden Brühe, wodurch sein Buch auf 1309 Seiten angeschwollen ist, seinen „Amtsbrüdern" als die Medizin der alchemistischen Geheimärzte auftischt. Der Verfasser trägt dabei eine redliche Absicht und gutmüthigen Willen zu helfen zur Schau, und man könnte die Oberflächlichkeit seines Raisonnements und die Irrthümer in Kenntnifs der Thatsachen und Voraussetzungen seiner Altersschwäche zu Gute halten, weil er oft anführt, dafs er nur noch wenig Jahre zu leben habe. Er hat sogar sein Werk selbst als das eines schon Verstorbenen behandelt, weil überall neue Zusätze aus den Jahren 1827—1842 darin vorkommen. Indessen bleibt der Verfasser mindestens in einer argen Selbsttäuschung begriffen, wenn er sich einbildet, er habe die alchemistische Arcanenlehre vorgetragen. Er citirt zwar in der Einleitung allerhand Stellen aus dem Paracelsus; aber sein ganzes Buch liefert den Beweis, dafs er die Arcanenlehre nicht im Entferntesten verstanden hat, und das ganze Material, was der Verfasser „seinen Amtsbrüdern" als Universal- und Organmittel vorträgt, ist nichts als die Galenische Zusammenstellung der Arzneien „secundum locos," oder der Composita propria unicuique aegritudini des Avicenna; wenigstens hat diese allein dem Verfasser als Vorbild für seine Geheimmitteldarstellung vorgeschwebt, wobei er in dem grofsen Irrthum ist zu glauben, dafs die Galenischen compositiones ad caput, ad pectus, ad ventrem, ad aurem, ad hepar etc. mit den Specificis des Paracelsus identisch wären. Die Paracelsischen Specifica sind was ganz anderes als diese „Organmittel" gegen Kopf- Brust- Bauchkrankheiten und der Verfasser verfälscht nur die Paracelsische Lehre, indem er ihr das Galenische Material unterlegt. Die Paracelsische Universalmedizin war Quecksilber; also weder Salpeter, noch Kupfer, noch Eisen. Der Verfasser hat also 25 Jahre lang nicht an der Paracelsischen Arcanenlehre, wie auf dem Titel seines Buchs steht, sondern an der Galenischen Receptlehre „secundum locos" und an dem Antidotarium geprobt, also sich selbst und andere täuschend, seinem Buche einen ganz falschen Titel gegeben. Im ganzen Paracelsus steht kein Wort von den hier vorgeführten Universal- und Organmitteln, und es sind blofse Traditionen über rheinische und westphälische Bürger- und Bauernmedizin, die hier in Galenischen Rahmen als Paracelsische Arcanenlehre gegeben werden. Wie weit der Verfasser entfernt ist eine Idee der Paracelsischen Arcanenlehre und überhaupt der alchemistischen Medizin zu haben, geht auch daraus hervor, dafs er sich einbildet, die von ihm angebetete Hippokratische Constitutionslehre wären in der Paracelsischen Astrologie wiederzufinden, während der ganze Paracelsus vielmehr eine Widerlegung der alten Constitutionslehre ist. Was der Verfasser sonst noch über Rationalität und Empirie spricht, ist ohngefähr die Logik wie sie in der Posse „das Fest der Handwerker" vorkömmt, und in der That könnte man aus des Verfassers Buch ein „Fest der medizinischen Handwerker" machen, worin die gutmüthige Widersinnigkeit von nichts übertroffen werden möchte. Denn ein solches Gebräu von humoralpathologischer Rationalität und volksarzneilicher Tradition mit abergläubischem Mystizismus vermengt, hat vielleicht kaum seines Gleichen. Auf einer Seite beweist der Verfasser aufs gründlichste seine Unwissenheit über die Lebenskraft und behauptet, dafs man das Wie der Arzneiwirkung und die Ursachen der Heilung theoretisch nicht ergründen könne; auf einer andern Seite giebt der Verfasser eine ausführliche Theorie der Lebenskraft, Naturheilkraft und Kunstheilung durch Ableitungen, Ausleerungen, Auflösung von Anschoppungen nach Stoll in Hippokratischer Humoraltheorie, wie abgeschrieben! Auf der einen Seite spricht der Verfasser von reinen, *unvermischten* und unwandelbaren Beobachtungen, die ja nicht durch Theorieen getrübt werden sollen; auf der anderen bringt er „*vermischte* Gedanken" vor, darüber, dafs nur die theoretischen Abstractionen der Beobachtungen uns zum Schachspielen mit der Natur (als solches fafst er das Heilgeschäft des Arztes auf) und zum Denken darüber befähigten! Man mufs nur erstaunen, wie dieses *offenbare* Unwesen als *geheime* Weisheit alchemistischer Medizin von den jetzigen Aerzten studirt wird, weil man mit Bedauern daran sieht, auf welcher Bildungsstufe diejenigen stehen müssen, die in dieser „verstandesrechten" aber vernunftlosen untergeschobenen Empirie Geistesnahrung zu finden meinen.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

XIII.

Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung, aus Palazzo Spada, dem Capitolinischen Museum und Villa Albani, herausgegeben durch das Institut für archäologische Correspondenz. Rom, 1845; *Salviucci. gr. fol.*

Wer eine Zeit lang in Rom gelebt und sich mit der Thätigkeit des dortigen archäologischen Instituts näher als es etwa durch die Theilnahme an einigen Sitzungen möglich ist, bekannt gemacht hat, weifs auch, dafs dieser Sitz deutscher wissenschaftlicher Bestrebungen im Mittelpuncte Italiens und des gröfsten Reichthums an alten Kunstdenkmälern, eine höhere Wichtigkeit für die Vermittelung eines lebendigen Zusammenhanges beider Länder überhaupt hat. Wozu Winckelmann eben daselbst den Grund legte, das wird in seinem Sinne und begünstigt von königlicher Munificenz auf eine Weise fortgeführt, die, zwar für die nächste Betrachtung nicht überall reich an glänzenden Resultaten, dem Kundigen durch Sorgfalt und Gründlichkeit des Verfahrens eine desto sichrere Gewähr erfolgreicher Förderung der Alterthumswissenschaft giebt. — Das Einzelne hat sein Leben im Allgemeinen: von dieser Wahrheit hat auch das gröfsere Publikum, bei dem sie nicht wissenschaftlich vermittelt ist, ein gewisses Bewufstsein, und versagt häufig, von einem richtigen Gefühl geleitet, solchen Untersuchungen seine Theilnahme, die ihm wegen ihrer Isolirtheit unfruchtbar erscheinen müssen. Und in der That hat die Art, wie in der Archäologie oftmals etwas kleinlich und beschränkt auf Specialitäten und Notizen Werth gelegt worden ist, ohne dafs ihnen der Zusammenhang mit dem gesammten Leben und der Kunst der Alten den nothwendigen Hintergrund bildete, ihr diejenige Popularität noch nicht verschaffen können, deren sie so würdig ist, und die sie sich im Interesse ihrer Förderung aus mehr als Einem Grunde wünschen mufs. Aber um mit Freiheit darstellen und gestalten zu können, bedarf es vor Allem des mannichfaltigen und mit Sicherheit überlieferten Stoffes: in dieser kritischen Thätigkeit des Sammelns gewissenhaft und unermüdlich gewesen zu sein und die Vortheile seiner äufseren Lage mit Aufmerksamkeit und Gewandtheit benutzt zu haben, das ist ein unbestreitbares Verdienst des archäologischen Instituts, und es ist nicht seine Schuld, wenn das Erworbene, statt zum Gemeingut verarbeitet zu werden und seiner Bestimmung zu dienen, noch vielfach als todter Schatz daliegt. Das Institut hat seine eigentliche Aufgabe zu keiner Zeit verkannt, sondern seinerseits mit klarer Selbstverleugnung immer auf die höhere Erkenntnifs, die es nur anbahne, hingewiesen, in der Ueberzeugung, dafs dann das, was es selber an den Tag gefördert, mehr und mehr in den Schatten treten werde: die Ueberzahl von Thatsachen, welche es mit peinlicher Genauigkeit in die Tagebücher der Wissenschaft eingezeichnet, müsse Manchem den Eindruck von ausgedroschenen Halmen machen; aber die gerechte Einsicht werde durch sie an die Schlackenhaufen erinnert werden, die wir bei Erzgruben finden, und deren Gröfse den Mafsstab giebt für die Massen des zu Gute gemachten Erzes, welches durch den Schweifs der Bergleute in Umlauf gesetzt worden.

Diesmal sehen wir das Institut durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen veranlafst, aus seiner sonst mit Resignation festgehaltenen Selbstbeschränkung herauszutreten und, was bisher selten geschehn, dem populairen Verständnifs eines weiteren Kreises der Gebildeten eine Frucht seiner Bestrebungen darbieten. Ein deutscher Edelmann, den das Werk selbst nicht nennt, Herr Alfred von Lotzbeck, hat mit dem uneigennützigsten Interesse für die Kunst des Alterthums, die Kupfertafeln von zwölf der schön-

Digitized by Google

sten in Rom befindlichen Basreliefs dem archäologischen Institut zur Publication übergeben, die nun mit einem deutschen und französischen in Rom selbst gedruckten Text, in prachtvoller Ausstattung erfolgt ist. Die Dedication an Seine Majestät den König von Preufsen, den Protector des Instituts, von *A. Kestner* und *E. Braun* unterzeichnet und „vom Tarpejischen Felsen" datirt, auf welchem das Institutsgebäude steht, spricht neben dem Dank für die Fortdauer der königlichen Gunst, welcher diese deutsche Ansiedelung in Rom Leben und Gedeihen verdankt, lebhafte Freude über die grofsartigen Anstalten aus, welche dieselbe königliche Liberalität, gepaart mit dem edelsten Kunstgeschmack, namentlich in der Hauptstadt des Staats in's Leben ruft, und auf denen die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft der Kunst und ihres wirksameren Einflusses auf die Bildung der Gegenwart ruht.

Freilich steht es so, dafs wir auch hierin mehr als billig von Hoffnungen leben; denn was hindert, den Genufs des Vorhandenen fruchtbarer zu machen, als es geschieht? Man preist z. B. den Jünglingen Winckelmanns Begeisterung für die antike Kunst; aber was würde er sagen, sähe er, wie sie in unseren Tagen bei reichbesetzten Tafeln darben, wie die Gelegenheit, sie durch Anschauung mit dem Geist des Alterthums bekannt zu machen, so unbegreiflich wenig benutzt wird? Gerade unsere reflectirte Jugend, bei der der Sinn für Idealität immer mehr zu verschwinden scheint, bedarf einer Hinleitung nach dieser wesentlichen Seite humaner Bildung: Anschauung verlangt Hingebung und Theilnahme des Gemüthes; es thut ihr Noth sehen zu lernen, den Blick zu bilden für Maafs und Harmonie: denn welche Neigung, welche Kraft hätte sie, die nicht der Erziehung bedürfte? Dafs aber Empfänglichkeit dafür vorhanden ist, versteht sich bei der Jugend von selbst, und wie vielfach wird dieser Trieb von der heutigen Industrie mifsleitet und abgestumpft! Die grofsartige Einfachheit der antiken Schönheit, so weit wir sie in unsere Vorstellung aufzunehmen fähig sind, ist auch auf diesem Gebiete das beste Schutzmittel gegen Barbarei und Geschmacksverirrung. Keine Kunst lehrt und nöthigt so wie die plastische, auf die Idee zu sehen, immer das Ganze im Auge zu haben, und von da aus über Zweckmäfsigkeit der untergeordneten Theile richtig und gerecht zu urtheilen oder hinwegzusehen: durch Sinn und Geschmack für diese Kunst wird der Blick für die Kunst überhaupt geschärft und gereinigt. Moralische Bedenken, um hievon noch ein Wort mit Rücksicht auf die Jugend zu sagen, führen einerseits zu der ärgsten Inconsequenz; denn wie dürfen wir dann fortfahren, die alten Dichter mit Jünglingen zu lesen? Die Kunst durchdrang das ganze Leben der Alten, und ohne Bekanntschaft mit ihr ist auch das Verständnifs ihrer Literatur, namentlich der Poesie, in unzähligen Fällen nur unvollkommen, so eigenthümlich verschieden die Principien der bildenden Kunst und der Poesie an sich sein mögen, wobei es natürlich weniger auf den Gewinn für die Interpretation einzelner Stellen ankommt, als auf die Gesammtanschauung des alterthümlichen Lebens; eine Ueberzeugung, welche seit Winckelmann und Lessing immer gerade von den ausgezeichnetsten Philologen vertreten worden ist. Aufserdem aber wäre es die engherzigste Vorstellung von christlicher Sittlichkeit, wollte man die Freude an dem Natürlichen damit unvereinbar erklären, und dies als solches für sündhaft halten. Alle wahrhafte Sittlichkeit ruht auf dem Glauben, und hat sie da ihre rechte Begründung gefunden, so wird sie auch stark genug sein, um vor einem frevelhaften sinnlichen Spiel mit dem Natürlichen zu bewahren. Und kennt denn das Christenthum die Offenbarung der Schönheit nur im Heiligen? Dem ungebildeten allgemeinen Volkssinne unserer Zeit wird der Anblick nackter Gestalten z. B. auf öffentlichen Plätzen, immer anstöfsig sein; das ist ganz in der Ordnung: sind aber die zur Bildung Berufenen dieser unbefangenen Auffassung und Freude an reiner Darstellung edler natürlicher Schönheit, die ja auch ursprünglich auf einen sittlichen Eindruck berechnet war, um des Christenthums willen unfähig, so ist es auch eine Täuschung, wenn wir uns an der classischen Vollendung eines griechischen Drama's oder des Homerischen Epos zu erquicken meinen. — Mögen diese vielleicht allzupädagogischen Betrachtungen in der Anregung, welche die Dedication des Werkes dazu giebt, ihre Entschuldigung finden.

Das Gemeinsame der zwölf hier zusammengestellten Basreliefs ist zuerst, dafs sie alle auf ursprünglich griechische Vorbilder zurück zu führen sind, alle verwandten Stil haben, und sämmtlich Gegenstände aus den Heroenmythen darstellen. Ganz unbekannt ist keines derselben, aber neu und eigenthümlich ist die

Digitized by Google

Zusammenstellung, in welche sie hier zum ersten Mal gebracht sind. Dies gilt vorzugsweise von den ersten acht, welche sich jetzt im palazzo Spada alla regola vereinigt finden. Sie sind in der Kirche St. Agnese fuori delle mura, vor porta Pia an der via Nomentana, 1620 bei Ausbesserung des Gebäudes gefunden worden, und darum merkwürdig unversehrt, weil man sie, die Rückseiten nach aufsen gewandt, zur Bekleidung des Fufsbodens und als Treppenstufen benutzt hatte. Einige davon hat Winckelmann schon in die monumenti inediti aufgenommen; alle Guattani, mit oberflächlichen Erklärungen und ohne dafs sie dadurch bekannt geworden wären. Mehr ist dies bei den vier andern der Fall, von denen zwei sich im Capitolinischen Museum und zwei in der villa Albani befinden, und zwar so in die Wand eingelassen, wie es vielleicht ihre ursprüngliche Bestimmung war, so dafs sie uns dort eine annähernde Vorstellung gewähren von der glänzenden Wirkung, die Kunstwerke dieser Art in freier Verbindung mit der Architektur und in Harmonie mit dem Charakter des ganzen Gebäudes auf das Auge des Beschauers ausgeübt haben müssen. Bei Gelegenheit der Erwähnung der villa Albani verweilt Dr. Braun in der den Erklärungen vorangeschickten geistreichen Einleitung mit sichtbarer Vorliebe bei der Schilderung dieser herrlichen Schöpfung des Cardinals Alexander Albani, die trotz mannichfacher Schicksale, die sie seitdem, besonders zur Zeit der französischen Invasion, erlitten, noch immer unter allen Kunstmuseen einzig und hervorragend ist in Folge des feinen Kunstsinnes, der ihre ursprüngliche Einrichtung leitete. Die Denkmäler scheinen dort, überaus sinnreich zu monumentalem Schmuck verwendet, ihrer ersten Bestimmung zurückgegeben, während man sonst nur zu häufig Kunstwerke der allerheterogensten Art in verwirrender Menge nebeneinander zusammengehäuft findet, so dafs die Betrachtung des Einzelnen dadurch beeinträchtigt wird und keinen vollen und reinen Eindruck gewährt. Dem Leben in jener wunderbar ausgestatteten Villa darf man einen nicht geringen Antheil an der Entfaltung von Winckelmanns glücklichem Talent zuschreiben. „Für Denjenigen, welcher in den Schriften des grofsen Mannes mit Ernst forscht, kann es kaum zweifelhaft bleiben, dafs diese Umgebung noch weit erfolgreicher auf ihn gewirkt haben würde, wäre er derselben nicht in einer Zeit entrissen worden, wo er sich von dem ersten Rausche eines solchen Kunstgenusses, von der Betäubung dieses Zaubergartens noch kaum hatte erholen können. Blüthen, bestimmt, zu Früchten zu reifen, hätte seine reine klare Seele später wohl in weit reicherer Fülle getrieben, als es mitten in der Riesenarbeit so grofser Vorbereitungen möglich gewesen war." Was hierauf von der ernsten wissenschaftlichen Thätigkeit Zoëga's für die Kunsterklärung der Schätze der villa Albani, ferner über Quir. Visconti, der vor allen Andern befähigt war, den Commentar zu diesem System von Denkmälern zu entwerfen und durchzuführen, und über die späteren Schicksale derselben gesagt ist, giebt eben so sehr Zeugnifs von dem Glück, in der unmittelbaren Anschauung dieser Kunstwerke mit empfänglichem Sinne leben zu können, wie andererseits von klarem und tiefbegründetem Urtheile über die Aufgabe der Archäologie.

Wie vor der Einleitung ein schönes landschaftliches Bild der Kirchen St. Agnese und St. Costanza steht, so sieht man am Ende derselben eine Ansicht von der villa Albani. Zu dieser reichen Ausstattung gehört schon auf dem Titelblatt der Adler im Eichenkranze, nicht modern, wie man auch mit Rücksicht auf die Dedication etwa vermuthen möchte, sondern nach einer Antike in der villa Albani, besonders aber die zu Anfang und am Schlufs jeder der zwölf Erklärungen beigegebenen grofsen Vignetten, sämmtlich Zeichnungen von alten Denkmälern, die zu dem besprochenen Gegenstande selbst in nächster Beziehung stehen und ihn erläutern helfen: so dafs also die Zahl der hier vereint publicirten Monumente sehr grofs ist. Was die zwölf aufserordentlich fein und sauber behandelten Kupfer selbst betrifft, so stellen sie die Basreliefs nicht genau in ihrem jetzigen Zustande dar, sondern suchen den Eindruck ihrer ursprünglichen Integrität wiederzugeben, ohne dafs nach dem seit Zoëga gewöhnlichen Verfahren die Ansatzlinien der Restaurationen durch Puncte angedeutet sind: es war hier auf eine unverkümmerte künstlerische Gesammtwirkung abgesehen, weshalb man sich auch mit den blofsen Umrissen nicht begnügt hat, die man sonst mit Recht für hinreichend hält, um von dem Charakter der alten Kunstwerke eine Vorstellung zu geben. Dabei giebt es eine Treue, die mit Verschmähung jedes künstlerischen Reizes durch die Aufnahme aller Mängel und Verstümmelungen, mit denen diese Reste des Alterthums auf uns gekommen

Digitized by Google

sind, noch weit diesseits der Wirklichkeit stehen bleibt. Dieser Resignation gegenüber hat sich das vorliegende Werk, wie es z. B. auch in den Campanaschen Terracotten geschehen ist, dem andern Extreme zugewendet: der Zeichner hat nicht blos die Lücken ergänzt, sondern ist offenbar bemüht gewesen, über das, was er vor sich sah, hinaus in die Idee des Künstlers, wie er sie sich dachte, einzugehen und so dem Auge den eigentlichen Kunstwerth anschaulich zu machen. Auf diese Weise geben die Bilder zu viel und sind der Gefahr, mit Beeinträchtigung des grofsen einfachen Stils in eine moderne gefallsüchtige Manier zu gerathen, nicht immer ausgewichen; namentlich sind oft um des zu einseitig erzielten malerischen Eindrucks willen zu scharfe Lichter aufgesetzt.

Die Erklärung, welche in der Hauptsache allerdings wenig Schwierigkeiten darbietet, bescheidet sich zwar, wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen; sie erwähnt auch weder die Mafse noch die Marmorarten und dgl., und enthält sich mit Fleifs aller gelehrten Begründung und Ausführlichkeit, oder läfst den ihr zu Gebote stehenden Reichthum nur hin und wieder durchschimmern: gleichwohl erreicht sie die Sicherheit der beabsichtigten populairen Deutung doch nur auf der Grundlage umfassender Forschung und der sorgfältigsten Beobachtung, so dafs sie in der Regel mehr giebt als sie auf den ersten Blick zu geben scheint. Sie bleibt ferner durchaus bei dem stehen, was dargestellt ist, ohne etwa darüber hinaus nach der Entstehung der zum Grunde liegenden Vorstellungen zu forschen, wodurch die Unbefangenheit bei der Betrachtung eines Kunstwerkes als solches so leicht aufgehoben wird; es ist hier eher die Absicht gewesen, auf die in dem Bilde lebende Poesie aufmerksam zu machen, was auch auf den ganzen Ton der Erläuterung eingewirkt hat: er zeigt hierin zugleich den Einflufs des bei den Italiänern häufigen, bisweilen etwas zu reichen Stils archäologischer Hermeneutik. — Eine wesentliche Eigenthümlichkeit dieses begleitenden Textes ist der Versuch, unter den acht Spadaschen Basreliefs, entsprechend der äufsern Symmetrie und der unverkennbaren Aehnlichkeit der ganzen Darstellungsart einen inneren Zusammenhang nachzuweisen, nach welchem sie sich paarweise gegenübertreten. Diese Annahme, in welcher sich *Braun* und *Welcker* begegnet sind, ist bei einigen der Basreliefs unabweisbar, läfst sich aber, da diese acht wahrscheinlich nur Reste einer gröfseren Reihe sind, nicht weit verfolgen, auch nicht einmal so weit wie es Dr. Braun thun zu können meint, der in ihnen vier Helden- und vier Liebesabenteuer dargestellt findet, wie wir etwa auf Vasenbildern Scenen der Palästra und des Heroenthums mit anmuthigen Schilderungen des Frauengemachs wechseln sehen, wobei allerdings pedantische Aengstlichkeit in der Zusammenstellung nicht im Sinne der Alten war. Indessen sind die Anknüpfungspuncte, die sich hier entdecken lassen, doch nicht immer wesentlich genug, um eine gegenseitige Beziehung wirklich zu motiviren; auf keinen Fall „verbinden sie sich *ungesucht* zu Gegenstücken". — Hätte es die Erklärung auf gelehrten Apparat abgesehn, so lag es bei dem gröfseren Theil dieser Bilder nahe, die Fragmentsammlung der Euripideischen Dramen mehr zu benutzen als es geschehen ist, indem die meisten Gegenstände dem Mythenkreise eben jener Tragödien entnommen zu sein scheinen, was eben so sehr die Anregung des Dichters auf den Künstler als ein damit zusammenhangendes Interesse des Publikums voraussetzen läfst.

Das erste Bild trägt die Unterschrift „Bellerophon den Pegasus tränkend", und die Erklärung findet darin eine Hindeutung auf den verwegenen Flug des Bellerophon mit Bezug auf die Stelle bei Hyginus: quum post fontis inventionem ad coelum contenderet evolare. Viel einfacher aber und der Darstellung des Heros und des Thieres angemessener scheint es, an die Hippokrene zu denken, deren Wasser das durstige Rofs mit seinem Hufschlag aus dem Felsen lockte. Daran hatte der Künstler ein bestimmteres und bedeutenderes Factum; auch der heilige Lorbeer neben dem Felsen ist für diese Auffassung nicht gleichgültig. Ob die Schlufsvignette, ein plumper Pegasus in der villa Albani, eine ironische Absicht, oder nicht vielmehr eine ungeschickte Hand verrathe, wollen wir dahingestellt sein lassen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung, aus Palazzo Spada, dem Capitolinischen Museum und Villa Albani, herausgegeben durch das Institut für archäologische Correspondenz.

(Schlufs.)

In dem folgenden Bilde ist aus überwiegenden Gründen ein tödtlich verwundeter Adonis, nicht Meleager, erkannt. Das Entsprechende nun von I. und II. ist lediglich die analoge Stellung eines vereinzelten Heros; denn die weitere Beziehung: dort ein siegesfroher Held, dem sein Uebermuth den Tod droht, hier ein dem Vollgenufs des Lebensglücks plötzlich entrissener Jüngling, ist, besonders mit Rücksicht auf I., eine nur willkürlich angenommene. Die Schlufsvignette zu II. stellt den Adonis auf einem schönen etruskischen Terracottensarkophag im Museo Gregoriano dar. — III. Die Thebanischen Dioskuren, Zethus und Amphion, und nicht, wie noch der jüngst erschienene letzte Band der Beschreibung von Rom nach Guattani's Vorgang angiebt, Mercur und Apollo. Auch hier ist kein Moment der Handlung gewählt, sondern eine ruhige Nebeneinanderstellung der beiden Brüder, zur Versinnlichung des im Alterthum sprichwörtlichen Gegensatzes ihrer Lebensbestrebungen, Gymnastik und Musik, was durch die Fragmente der Euripideischen Antiope und die bekannte Stelle in Plato's Gorgias am besten erläutert wird. Von den beiden hinzugefügten Vignetten giebt die erste das schöne griechische Basrelief aus dem Louvre, die beiden Brüder neben ihrer Mutter, durch beigeschriebene Namen kenntlich gemacht. Den merkwürdigen Umstand, dafs eine Replik desselben in Neapel andere Namen, Orpheus, Eurydice und Hermes, trägt, erklärt Dr. Braun auf feine und ansprechende Weise. — IV. Ulyfs und Diomed, beim Raube des Palladiums, ein besonders auf geschnittnen Steinen sehr häufig variirter Gegenstand; also wiederum zwei überall in Contrast erscheinende Charaktere, so dafs III. und IV. der Annahme einer paarweisen Zusammengehörigkeit dieser Reliefs entschieden günstig sind, während sie sich bei I. und II. auf die äufsere Symmetrie der vereinzelten Gestalt beschränkt.

V. Dädalus (ἐρώτων γυναικείων ὑπουργός. Eustath. Il. 18, 590) vor der von ihm gefertigten Kuh; dahinter eine Andeutung des Labyrinths. Also auch von der plastischen Kunst die Idee dieses unglücklichen Liebeswahnsinns aufgenommen. — VI. Hypsipyle und Opheltes; oder bestimmter, das Ereignifs, dem die Nemeischen Spiele ihren Ursprung verdankten. Winckelmann bezog es unrichtig auf Cadmus und Harmonia. Die beigegebenen grofsen Vasenbilder von Ruvo zeigen mit zahlreichen Figuren zuerst denselben Vorgang, die Tödtung des Drachen, und das zweite die Leichenfeier des Archemoros, mit bestimmter Hinweisung auf die Einsetzung der Spiele, beide hierbei ausführlich und genau erläutert. Zwischen V. und VI. einen inneren Bezug zu entdecken, scheint unmöglich: Dr. Braun, welcher der Meinung ist, es sei aus dieser zusammengehörigen Folge kein Relief verloren gegangen, sieht sich freilich genöthigt, auch hier etwas Gemeinsames anzunehmen, und findet es zuletzt nur darin, dafs auf beiden eine unglückliche Königin dargestellt sei; denn dafs sie sonst noch in manchem Betracht entgegengestellt werden konnten, ist nur eine Behauptung. — VII. Paris durch Eros zur Untreue verführt, gehört natürlich mit VIII., Paris Abschied von Oenone, zusammen, auch der symmetrischen Anordnung der Figuren nach; indessen ist eine solche Zusammengehörigkeit und Fortsetzung desselben Gegenstandes etwas ganz Anderes als ein paralleles Entsprechen. Die erste Vignette stellt das schöne Basrelief aus villa Ludovisi dar, und ist ohne Zweifel die gröfsere Composition (cf. Braun, giudizio di Paride. Parigi 1838. p. 9), aus der die Gruppe auf VII. entnommen ist, die zwar

Digitized by Google

den ausdrucksvollen Gegensatz von Eros und Oenone nicht hat, aber auch an sich ein abgeschlossenes Bild giebt, dessen tieferen Hintergrund Jeder kannte, wie wir denn nicht selten aus berühmten alten und neuen Kunstwerken charakteristische Gruppen und einzelne Figuren herausgenommen finden, die eigentlich erst im Zusammenhang mit dem Ganzen ihr rechtes Verständnifs haben. Bei VIII. lag es nahe, an Helena zu denken, mit der Paris entflieht, und so wird das Relief von Winckelmann und neuerdings wieder von Platner gedeutet; der Flufsgott unten müfste dann der Eurotas sein. Allein nichts erinnert doch an Raub und Flucht, und die weibliche Gestalt sieht nicht aus wie eine königliche Helena. Der Flufsgott tritt auch, um Eurotas zu sein, viel zu bedeutend hervor, hindert aber andererseits, etwa an die Abfahrt von der Insel Kranaë zu denken, wo Paris und Helena ihre Vermählung feierten. Inhaltsreicher werden die Beziehungen des Bildes, wenn wir in der weiblichen Figur nicht Helena, sondern Oenone sehen. Der Flufsgott ist dann am natürlichsten ihr Vater Kebren, der prophetisch in die unheilvolle Zukunft deutet, entsprechend der Gebehrde seiner Tochter, welche ebenfalls die Gabe der Weissagung erhalten hatte. O. Jahn (Paris und Oenone. Greifsw., 1844, p. 4, 10, 11) ist auf dieselbe Deutung des Basreliefs gekommen, erkennt aber in dem Flufsgott lieber den Skamander, da der Kebren nicht dem Gebiet des Ida angehörte und der Skamander auch sonst erscheint, um Troisches Local anzudeuten, wogegen die Erläuterung mit Recht einwendet, dafs die symbolische Darstellungsweise alter Kunst Personen, die zeitlich und räumlich getrennt zu denken sind, im Bilde vereinigt. Dem Einwurfe, dafs die Abschiedsscene bei so grofser Treulosigkeit zu traulich erscheine, begegnet die Heroide Ovids, Oenone an Paris, aus der überhaupt ein Commentar zu dem Bilde genommen werden könnte; auf einem pompejanischen Wandgemälde ist der Abschied desto trauriger.

IX. Das liebliche Bild des schlafenden Endymion. Die Spannkraft seiner Glieder ist gelöst, die Chlamys herabgefallen, und zu diesem Bilde völliger Ruhe macht einen vortrefflichen Gegensatz der wachsame Hund, der wie zur Behütung seines Herrn das rechte Vorderbein über den Kopf desselben streckt und eine Annäherung merkend sich ihr entgegen in die Höhe richtet: so ist für die Phantasie auf sinnreiche Weise die Nähe der Göttin vergegenwärtigt, die zu ihrem Liebling herniedersteigt. Das Basrelief ist über einer Thür im Capitolin. Museum angebracht. Eben daher ist X., die berühmte Andromeda, die auf des Perseus Hand gelehnt vom Felsen herabsteigt, eine Scene, zu der wiederum die Euripideischen Fragmente den besten Commentar geben. Zur Schlufsvignette ist das schöne Relief bei Sante Bartoli gewählt, das zwischen denselben Vorgang, den Ausgang desselben andeutend, die Geburt der Aphrodite hineinsetzt.

XI. und XII. aus der villa Albani, jenes aus dem reichen Mythenkreise des Herakles den Schlufs seiner Arbeiten, die Ruhe beim Baum der Hesperiden darstellend, die hier zur Liebesscene wird, worauf die Erläuterung das Pflücken und Darreichen der Aepfel durch die Töchter des Atlas ohne Zweifel richtig bezieht. Das Werk ist aus pentelischem Marmor und weist auf die beste Zeit griechischer Kunst hin; ursprünglich war es gröfser, und der hier ziemlich dürre Baum breitete sich mit seinen Zweigen um die Gruppe her aus (cf. Zoëga Bassiril. vill. Alb.; t. 2.). Die zweite Vignette hierzu giebt von einer sicilianischen Vase eine ergötzliche Parodie des Hesperiden-Abenteuers. — Einen schönen Schlufs der ganzen Reihe macht endlich Dädalus und Icarus, sich zur Flucht aus dem Labyrinth rüstend, mit dem sehr lebendig ausgedrückten Contrast zwischen der jugendlichen Ungeduld des Icarus und der ernsten Besonnenheit des Vaters, zu dieser Einheit des Bildes aber erst sehr stark ergänzt aus einem andern Basrelief derselben Composition von rosso antico (Vign. I.), auch aus vill. Alb., auf dem die gespannte Aufmerksamkeit des Dädalus noch schärfer charakterisirt ist. Zur Schlufsvignette ist das Gemälde aus Herkulanum verwendet, auf dem der unglückliche Ausgang des Unternehmens, der Sturz des Icarus, dargestellt ist.

L. Wiese.

XIV.

Die Remontirung der preufsischen Armee in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Gestaltung, als Beitrag zur Geschichte der preufsischen Militair-Verfassung. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen dargestellt von E. O. Mentzel. Berlin, 1845; *Alex. Duncker.* 8.

Das Wesen der Kriegführung Friedrichs des Grofsen, auf die sich der Ruhm und die Schlagfertigkeit des preufsischen

Digitized by Google

Heeres gründet, bestand neben dem Werbungs-, Aushebungs- und Magazin-Systeme, neben einer mäfsigen Truppenmenge, dem einfachen gegen den einen Flügel, meistentheils durch Flankenmärsche gerichteten Angriffe, und der Truppenaufstellung in Linien und zwei Treffen ganz vorzüglich in dem Beisammenhalten der Reiterei und in der entschiedensten Tüchtigkeit dieser Waffengattung. Um so mehr verdient dieselbe nach dem vortrefflichen Werke des Generals v. Canitz über die Thaten und Schicksale der Reiterei in den Feldzügen Friedrichs II. eine genauere Erörterung der zu ihrer Ausbildung verwendeten technischen und ökonomischen Mittel, namentlich in Beziehung auf das Kriegspferd selbst und auf die vaterländische Pferdezucht, wie sich bereits andere Gegenstände des Kriegsmaterials solcher Beleuchtungen zu erfreuen haben. Besonders gilt dies von der Remontirung der Armee, die zugleich mit der vaterländischen Pferdezucht seit etwa fünf und zwanzig Jahren der Gegenstand sehr lebhafter Verhandlungen geworden ist, bei denen der Mangel einer genauen Kenntnifs vormaliger Zustände und Einrichtungen vielfach empfunden ward.

In beiden Beziehungen haben wir also die Abfassung des vorliegenden Buches als ein zweckmäfsiges Unternehmen anzuerkennen. Der Remonte-Depot-Inspector, Wirklicher Geheimer Kriegsrath Mentzel, war vermöge seiner amtlichen Stellung und der ihm zur Benutzung gestellten reichen archivalischen Hülfsmittel zu einer solchen Arbeit ganz besonders befähigt und hat dieselbe mit grofsem Fleifse, in guter Ordnung und mit einer löblichen vaterländischen Gesinnung beendigt. Die letztere Eigenschaft glauben wir um so mehr hervorheben zu müssen, da sie für den Laien in diesen Verwaltungssachen die mitunter unvermeidliche Trockenheit dieses Gegenstandes angenehm belebt und zugleich beweist, dafs auch unter Zahlen und statistischen Angaben eine treue Anhänglichkeit an das Vaterland und dessen Beherrscher wohnen kann. Die ausgezeichneten statistischen Bücher J. G. Hoffmann's haben bereits zu diesem Satze die genügendsten Belege geliefert.

Nachdem Hr. Mentzel im ersten Abschnitt einige Rückblicke auf die Beschaffenheit der Reiterei im Mittelalter gethan hat, verfolgt er im zweiten Abschnitte die allmählige Entwickelung der Beschaffung der Pferde für die brandenburgisch-preufsische Reiterei und der regelmäfsigen Remontirung insbesondere. Aus der Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm sind die spärlichen Nachrichten über das Oekonomische des Reiterdienstes sorgsam zusammengestellt, die Zeit des grofsen Kurfürsten dagegen ist die Zeit der Schöpfung einer ansehnlichern und leistungsfähigern Reiterei, deren Unternehmungsgeist, Schnelligkeit und Kühnheit überall den Charakter des Feldmarschalls Derfflinger tragen, dessen Waffe recht eigentlich die Reiterei war, der er auch durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschall, wie der Fürst Blücher, treulich anhing. Jedoch lassen sich über die Anfänge einer regelmäfsigen Remontirung, so wie über den Zustand der landesherrlichen Gestüte sowohl während seiner Regierung als während der seines Nachfolgers, des Königs Friedrich I., aus den Archiven nur wenige zusammenhängende Nachrichten entnehmen. Eine feste Ordnung und geregelte Grundsätze brachte König Friedrich Wilhelm I. auch in diesen Zweig des Finanz- und Heerwesens, und das im Jahre 1727 gegebene Reglement für das Regiment Prinz Gustav zu Pferde (S. 42 f. und 299 ff.) blieb auf lange Zeit maafsgebend für die neue durchgreifende Organisation des Haushaltes der einzelnen Regimenter und die damit zusammenhängende Feststellung des Pferde-Cassenwesens. Die Pferde zur Remonte wurden zwar noch vorzugsweise aus dem Auslande bezogen, aber das Gestütwesen des Inlandes erhält jetzt schon eine gröfsere Bedeutung, und wenn der König nicht die Geringschätzung seines Freundes, des Fürsten Leopold von Dessau, für alle Reiterei getheilt hätte, so würde auch noch mehr auf Gröfse, Eleganz und bessere Pflege der Pferde gesehen worden sein. So aber wollte der König zwar ein grofses, aber ein möglichst wohlfeiles Heer unterhalten, und die Reiterei verursachte ihm zu viele Kosten.

Unter Friedrich II. wurde das allerdings anders. Der grofse König war mit seiner Reiterei nicht zufrieden, wenn blofs die Zurüstung im gehörigen Stande und Alles blank geputzt war, er wollte sie auch recht brauchbar haben. Dies erreichte er schon vor dem siebenjährigen Kriege durch sorgfältige taktische Uebungen, durch eine bessere Anleitung der Officiere und ihre spätere Kriegserfahrung, durch strenge Disciplin und endlich durch flotteres Reiten und eine bessere Pflege und schonendere Behandlung der Pferde, welche sie zu grofsen Anstrengungen geschickt und tüchtig machte. So entstand jene Reiterei, deren anschauliche Schilderung Varnhagen von Ense im Leben des Generals Seydlitz gegeben hat, die bei Rofsbach am 5. November 1759 siegte und nach 30 Tagen, wo im Durchschnitt täglich 1½ Meile marschirt worden war, bei Leuthen tapfer und tüchtig focht, ohne dafs die Pferde irgendwie gedrückt oder beschädigt waren (S. 209). Aber es ist nicht zu behaupten, dafs diese Vorzüge durch wesentlich verbessernde Veränderungen im Pferde-Material mit begründet worden wären, hier bestanden noch längere Zeit die alten Vorschriften, und nur die eigene Beobachtung einsichtiger Officiere half manchen Mängeln unter der Hand ab. Die Remontirungs-Verhältnisse blieben noch dieselben, die Kürassier- und Dragoner-Regimenter wurden mit sogenannten deutschen, d. h. holsteinschen Pferden versehen, die Husaren erhielten ihre Pferde von der polnischen Remonte, die jedoch nicht blofs polnische Pferde umfafste, sondern auch solche aus der Moldau, Wallachei, Podolien, Volhynien, Taurien, der Ukraine und andern nordwestlich vom schwarzen Meere gelegenen Ländern. Die Vortheile und Nachtheile dieser Remontirung hat Hr. Mentzel genau beleuchtet, die Pferde waren wohlfeil (das Stück kostete nach der auf S. 79 f. mitgetheilten Berechnung des General-Lieutenants von Wartenberg aus dem Jahre 1783 nach einem sechsjährigen Durchschnitt und mit allen Unkosten p. p 56½ Thlr. ohne Rücksicht auf das Agio der Friedrichsd'or und Ducaten) und von grofser Ausdauer, wenn sie erst an die harten Proben des Arbeitszwanges gewöhnt waren, sonst aber verursachte ihre Anschaffung grofse Weitläuftigkeiten, Plackereien und selbst Gefahren. Es ist daher allerdings auffallend, dafs Friedrich II. zwar schon im Jahre 1743 (S. 82) Befehl gab, die Dragoner-Remonten im Lande zu kaufen, damit die grofsen ins Ausland gehen-

Digitized by Google

den Summen „dem Unterthan und Landmann zum Vortheile und zur Aufnahme gereichen sollten", aber späterhin und noch im J. 1783 nur immer einzelnen Regimentern ausnahmsweise erlaubte, ihre Remonten aus dem Inlande zu beziehen, wie denn auch der für alle staatswirthschaftlichen Förderungsmittel so aufmerksame Monarch dem Gestütwesen und der edeln Pferdezucht so gut wie gar keine Bedeutung beigelegt hat.

Der Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms II. wurde neben anderen nützlichen Vorschriften für das Heerwesen auch durch zweckmäfsige Maafsregeln zur Hebung der inländischen Pferdezucht bezeichnet, so wie durch die Cabinetsordre vom 24. Mai 1788, welche vollständigere Bestimmungen über die Ausdehnung des inländischen Ankaufes enthielt (Beil. Nr. 51.). Daher nahmen auch die ausländischen Remonten immer mehr ab und die inländischen zu, vorzüglich nachdem die Landesgestüte durch den Oberstallmeister v. Lindenau eine weit zweckmäfsigere Einrichtung erhalten hatten.

In den ersten Regierungsjahren des Königs Friedrich Wilhelms III. wurde das neue Remontirungs-System allmälig weiter entwickelt, bis die vaterländische Calamität des Jahres 1806 zur Aufgebung mancher beabsichtigten Einrichtungen gebieterisch nöthigte. Auch in der Zeit von 1807 — 1813 wurde mit geringen Mitteln manche Verbesserung vorbereitet und durchgeführt, die stärksten Pferdelieferungen erfolgten aus Preussen, von ausländischen Remonten ist in dieser Zeit gar nicht die Rede. Trotz dem waren die Erfolge in den Bafreiungskriegen sehr ausgezeichnet. Die preufsische Cavallerie focht z. B. am 2. Mai 1813 bei Grofs-Görschen und zwar mit grofsem Verluste, sie hatte das Rückzugsgefecht bei Golditz zu bestehen, stand acht Tage lang bei Bautzen im Bivouac, nahm dort zwei Tage an den Schlachten Theil, schlug sich dann mit dem Feinde bei Reichenbach, hatte keine andere Verpflegung als die, welche sie sich durch Requisitions-Commando's verschaffte, mufste stets bivouakiren, und focht am 26. Mai bei Haynau auf eine Weise, die in der Kriegsgeschichte eben so denkwürdig ist, als die Thaten bei Leuthen. Und welche Anstrengungen und Entbehrungen hatte die Reiterei der schlesischen Armee vom Ausbruche des Krieges bis zur Ankunft an den Rhein und dann wieder während des Winterfeldzuges 1814 in Frankreich zu bestehn und wie gut haben sich trotz deren die Pferde gehalten! (S. 209 f.)

Nach den Befreiungskriegen ist das Remontirungswesen neu und zweckmäfsig eingerichtet und erfahrenen Vorständen untergeben worden, durch welche eine verständige Art, die Remonten und die Rekruten auszubilden, begründet worden ist. Durch die Errichtung des Militair-Reit-Instituts (Lehr-Escadron) vom 10. December 1816, durch die Instruction zum Reitunterrichte vom Jahre 1825 und den im folgenden Jahre erschienenen Anhang, der eine vortreffliche und ganz specielle Anleitung zur Behandlung der Remonten enthält, sind jene verständigen Einrichtungen in die Armee verpflanzt worden. Solche Vorgänge und die immer besser ausgebildete Pferdezucht haben dann das wichtige Resultat hervorgerufen, dafs mit dem Jahre 1827 die ausländischen Remonten in der preufsischen Armee ganz aufhören konnten (S. 131), dafs jetzt eben so wenig ein fremdes Pferd als ein fremder Soldat im Heere ist, und dafs jetzt der Remonteankauf nur auf inländischen Märkten von den dazu bestellten Commissionen bewerkstelligt wird. Wie ein Netz, sagt Hr. Mentzel, ist derselbe über die ganze Monarchie ausgebreitet, von dem nur diejenigen Distrikte ausgeschlossen sind, in denen die Pferdezucht und der Verkauf ihrer Producte unbedeutend ist, oder keine Ausbeute für den Remontezweck gewährt. Dahin gehört ein überwiegender Theil der Rheinprovinz (für die aber doch trotz der geringen Ausbeute zu Trier seit 1837 einige Märkte anberaumt worden sind) und mehr oder weniger beträchtliche Bezirke der anderen Provinzen" (S. 149). Mit welchem glücklichen Erfolge alle diese Anstalten gekrönt worden sind und wie auch in den königlichen Gestüten eine immer vollkommenere Pferdezucht gedeiht, beweisen unter andern die Leistungen bei den verschiedenen Herbstübungen, und namentlich die unter dem Oberbefehl des General-Lieutenants von Wrangel bei Berlin im Herbste 1843 abgehaltenen Reiterübungen. Mit einem glänzendern Beweise der Tüchtigkeit der preufsischen Reiter in Friedenszeiten konnte die Regierung Seiner Majestät des jetzigen Königs nicht leicht beginnen, wie es auch in der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 19. October 1843 lobend anerkannt war, dafs die vorhandenen Pferde bei richtiger Behandlung und Pflege im Stande wären, grofse Anstrengungen ohne Nachtheil zu überwinden.

Noch ist aus diesem Abschnitte das Capitel über die Remonte-Depots (S. 151—166) anzuzeichnen, deren erste Anfänge bereits im Jahre 1800 vom Könige Friedrich Wilhelm III. gemacht worden sind, in der Absicht, die gekauften dreijährigen Pferde bis zum fünften Jahre verpflegen zu lassen und erst dann in unverdorbenem, kräftigem Zustande der Armee zuzutheilen. Aber erst nach ein und zwanzig Jahren ist dieser Entwurf, den der kenntnifsreiche General-Lieutenant von Günther verfafst hatte (Beil. No. 64.), in das Leben getreten und auf das Zweckmäfsigste durch den Landstallmeister von Burgsdorf verarbeitet worden. Die innere Einrichtung dieser Depots nebst ihren statistischen Verhältnissen und Unterhaltungskosten konnte Niemand besser beschreiben, als es vom Verf. dieses Buches in der Beil. No. 77. geschehen ist.

Der dritte, kürzere Abschnitt enthält Nachrichten über die Beschaffenheit der Artillerie-Pferde, und der vierte (S. 189 bis 242) eine Reihe praktischer Schlufsbetrachtungen über Beschaffenheit, Alter, Gröfse und Farbe der zur Cavallerie tauglichen Pferde, über den Abgang an solchen durch Krankheit und Tod, über Ausrangirung und den daraus gewonnenen Erlös und über die Anschaffung der Remontepferde. Wir entlehnen aus dem letztern Capitel die Angabe, dafs vom Jahre 1821 an folgende nach jetzt beibehaltene etatsmäfsige Bestimmungen für die Remonten eingetreten sind: für Garde du Corps das Pferd 120 Thaler, für Kürassiere 100 Thlr., für Ulanen 85 Thlr., für Dragoner und Husaren 80 Thlr., für Artillerie-Zugpferde 100 Thlr. u. s. w. (S. 225). Hieran schliefsen sich noch zwei Capitel über den Einflufs der Remontirung auf die Pferdezucht und über die Verpflegung der Dienstpferde, ebenfalls von sehr praktischem Inhalt und als Resultate langjähriger Erfahrungen.

Aus den, beinahe die Hälfte des Buches einnehmenden urkundlichen Beilagen liefse sich hier noch manches interessante Stück beibringen, um auch dadurch die Wichtigkeit des Buches zu beweisen. Aber es würde dies zu weit führen und wir müssen uns darauf beschränken, diese Sammlung als den verdienten Ertrag eines fortgesetzten und redlichen Bemühens zu bezeichnen, dem es lediglich um die Sache und um die thatsächliche Wahrheit zu thun ist; denn der Verfasser gehört auch zu den gewissenhaften und anspruchslosen Schriftstellern, durch welche seit zwanzig Jahren die brandenburgisch-preufsische Geschichte in ihren verschiedenen Richtungen eine ansehnliche Bereicherung empfangen hat, und die dafür des Dankes einer spätern Generation versichert sein können, wenn die gegenwärtige auch mitunter die unaufhörliche Resignation nicht gebührend zu schätzen weifs, die sich von vorn herein darein ergeben hat, die Mängel der Materialien auch in die Abfassung des Buchs willig mit hinüberzunehmen. Wir brauchen hier wohl nicht daran zu erinnern, mit welcher Selbstverläugnung und würdigen Bescheidenheit der wackere Preufs auf dieser Bahn vorangegangen ist.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

XV.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Rofs. Dritter Bd. Stuttgart und Tübingen, 1845; bei Cotta.

Der Unterzeichnete besprach in d. Jahrb. 1843, zweite Hälfte, No. 60. den ersten und zweiten Band dieser Reisen, und hält es nun auch für angemessen, über den dritten Band derselben Einiges zu bemerken. Er schliefst sich an den zweiten Band genau an, und setzt im 27sten bis 36sten Briefe die Schilderung der im Sept. 1843 bis zum Febr. 1844 von dem Verf. gemachten Inselreisen und deren Ausbeute in der früheren Weise fort. Dadurch rückt der Verf. mit seiner Aufgabe, die er sich gestellt hat, nämlich eine vollständige Beschreibung der griechischen Inseln zu liefern und sie mit vier oder fünf Bänden abzuschliefsen, dem vorgesteckten Ziele, so weit er dies bei der Unerschöpflichkeit des Gegenstandes überhaupt für möglich hält, immer näher (S. VII), und es ist gewifs, dafs er damit namentlich der Wissenschaft der Archäologie und Statistik jener Inseln einen besondern Dienst leisten werde. Dies wird sich dann, wenn er erst die sämmtlichen Ergebnisse seiner Reiseunternehmungen zu einem Gesammtbilde der griechischen Inseln verarbeitet haben wird, um so klarer herausstellen, und nur um so mehr ist auch deswegen die Fortsetzung und Vollendung dieses Reisewerks zu wünschen. Hat zwar der Verfasser diese Briefe zunächst für Philologen und Archäologen, so wie für die, mit dem klassischen Alterthume und mit seinen Sprachen befreundeten Leser bestimmt (S. 155), so gewähren dieselben doch auch demjenigen, der jene Inseln nach ihren heutigen Zuständen und Verhältnissen, ganz abgesehen von den inneren Beziehungen derselben mit dem griechischen Alterthume, kennen zu lernen wünscht, gar vielfachen und reichen Aufschlufs, wie mühsam es auch im Einzelnen sein mag, diese Ausbeute, je nach den verschiedenartigen Absichten und Zwecken des Einzelnen, aus dem Gesammtmaterial herauszufinden und zu Tage zu fördern. Denn die Briefe haben es, was vornehmlich jene Beziehungen zu dem griechischen Alterthume anlangt, im Allgemeinen eben so mit der Lage der alten Städte und Ortschaften, mit den antiken Resten, besonders mit den Ruinen öffentlicher Gebäude, mit Inschriften, alten Gräbern u. s. w., als auf der andern Seite mit der heutigen Bevölkerung, mit den Beschäftigungen und Erwerbsquellen der Einwohner, mit den Producten der Inseln und den sonstigen Eigenthümlichkeiten des Bodens zu thun, und sie fassen in gleichem Maafse die archäologisch-philologische, wie die statistische und topographisch-chorographische Seite der griechischen Inseln ins Auge. Die Untersuchungen, die der Verfasser in diesen verschiedenen Beziehungen angestellt hat, und die Beschreibungen, die er davon und von den Ergebnissen der Untersuchungen giebt, sind um so schätzbarer, je mehr auf der einen Seite „alle alten Ruinen nach und nach in den Neubauten und in den Kalköfen" verschwinden (S. 52 f.), auf der anderen Seite dagegen manche dieser Inseln noch von keinem europäischen Reisenden untersucht oder doch nicht genugsam durchforscht worden sind (S. VII), während Rofs auf manchen derselben sogar zu verschiedenen Malen gewesen ist. Interessant ist es übrigens in ersterer Hinsicht, was der Verfasser S. 27 bemerkt, dafs der Eifer für Erhaltung und Aufbewahrung vaterländischer Alterthümer auch unter den Griechen Platz zu greifen beginnt. So sah er z. B. zwei solcher Sammlungen von Alterthümern (Vasen, Fläschchen, Glasgefäfse, Thonfiguren, Gegenstände aus Marmor, Inschriften) auf der Insel Thera (S. 27). Für die alte und neue Geographie der Inseln des ägäischen Meeres, was nämlich die alten und neuen

Digitized by Google

Namen derselben anlangt, ist die Zusammenstellung dieser Namen und der ihrer Bewohner, die hier S. IX gegeben wird, nicht unwichtig, indem, auch wenn die Namen der Inseln in der Hauptsache und mit wenigen Ausnahmen wesentlich die nämlichen sind, wie im Alterthume, doch selbst die unverändert gebliebenen Namen in der Aussprache des Volks nicht unbedeutende Aenderungen erleiden, die sie für den, welcher die Eigenheiten der neugriechischen Volkssprache nicht kennt, leicht selbst ganz unkenntlich machen. Ueber diese Eigenheiten der neugriechischen Volkssprache verbreitet sich in dem vorliegenden Bande der 36ste Brief (S. 155 f.) in einer, namentlich für die Philologen, für welche sie auch zunächst bestimmt ist, beachtenswerthen Zusammenstellung. Der Verfasser hatte dabei in der Hauptsache den Zweck (S. XII), die ihm aus langer Erfahrung erwachsene Ueberzeugung, dafs über viele Erscheinungen im Althellenischen, im Lateinischen und vielleicht auch im Etruskischen und andern altitalischen Dialekten, nur aus der neugriechischen Mundart Aufschlufs geschöpft werden könne, auch bei Andern zu erwecken; und es ist gewifs, dafs, auch wenn ähnliche Hinweisungen und Zusammenstellungen in Betreff der neugriechischen Volkssprache bereits von Andern mannigfach versucht worden sind, und in dieser Hinsicht das, was hier Rofs, nur vollständiger und in einem gewissen Zusammenhange, unternommen hat, durchaus nicht blofs Neues enthält, doch theils die Sache ihre vollkommene Richtigkeit hat und grofser Beachtung werth ist, theils namentlich Rofs, besonders durch seinen zwölfjährigen Aufenthalt in Griechenland, vorzüglich berechtigt ist, jene Ueberzeugung auszusprechen und wohl auch auf Gehör Anspruch zu machen. Auch Andere haben dergleichen Nachweise gegeben, wie hier Rofs; haben die nämlichen Ueberzeugungen ausgesprochen und ähnliche Hoffnungen gehegt; aber demohngeachtet haben die europäischen Philologen ihre Vorurtheile gegen die neugriechische Volkssprache und gegen eine genauere Beschäftigung mit derselben nicht überwinden können, — es ist schwer zu sagen, ob mehr aus Liebe zu dem Alten, was sie bereits gekannt und gewufst haben, oder aus Unkenntnifs und Mifsachtung des Neuen, was ihnen fremd und unbekannt ist. Wiederholt bekämpft hier der Verfasser jene Vorurtheile der europäischen Philologen, indem er auf die vielfache Belehrung hindeutet, welche die Vergleichung der neugriechischen Volkssprache — jener Volkssprache, wie sie von dem ganz gemeinen Manne, dem Bauer, Hirten und Schiffer in den verschiedenen Gegenden des Landes im täglichen Leben geredet wird, — mit der altgriechischen Sprache, für die letztere und für das Studium der in ihr auf uns gekommenen Schriften und Inschriften gewähren kann (S. 155). Freilich ist dabei der durch seinen langjährigen Aufenthalt in Griechenland mit den Verhältnissen der Gegenwart bekannt gewordene und befreundete Verfasser von dem Rechte der Neugriechen, theils was ihre Sprache, theils was ihre Aussprache des Griechischen anlangt, so wie in Betreff ihrer, wenn auch durchaus nicht unvermischten Abstammung von den alten Griechen, fest überzeugt; und entschieden erklärt er sich hier (S. 157) gegen diejenigen, die, nach kurzem Aufenthalte im Lande selbst, dennoch mit Entrüstung gegen das Neugriechische erfüllt, in die Heimath zurückkehren, und „nicht ohne Schadenfreude den beredten Vorträgen des geistvollen Fallmerayer lauschen, Alles für baare Münze halten, was dieser reichbegabte und gewandte Schriftsteller, der die Geschichte handhabt, wie ein geschickter Advokat einen schlechten Procefs, mit dämonischer Ironie zu Gunsten seines Paradoxon vorbringt, dafs die Griechen keine Griechen seien, ihm seine unerhörten sprachlichen Böcke verzeihen, welche doch seine Incompetenz zu dem philologischen Theile dieser Frage zur Genüge darthun, und ihm in Erasmischer Mundart euge! euge! ihren Beifall zujauchzen." Allein offenbar ist Rofs schon an und für sich vollkommen competent, — competent gegen die, welche anderer Meinung sind; und eine unbefangene Prüfung dessen, was er hier über die neugriechische Sprache mittheilt, kann auch darüber keinen Zweifel übrig lassen, dafs er in Ansehung der Sache selbst vollkommen Recht habe. Um nur den hauptsächlichsten und wesentlichen Inhalt dieser Bemerkungen kurz anzugeben, und auch dadurch mit dazu beizutragen, dafs diejenigen, für die sie geschrieben und bestimmt sind, um so eher sich veranlafst finden, ihre Vorurtheile gegen das Neugriechische abzulegen, so betrachtet der Verfasser die Sache zunächst historisch, um nachzuweisen, dafs die Verschmähung des Neugriechischen nicht begründet und

Digitized by Google

ungerecht sei, und führt an, daſs auch im alten Griechenland das gemeine Volk nicht so geredet habe, wie die Gebildeten geschrieben, und daſs überhaupt eine andere Sprache gesprochen, als geschrieben worden sei. Dasselbe Verhältniſs findet ja auch mehr oder weniger bei anderen Sprachen Statt, und das Nämliche gilt nun auch von der Sprache im neuen Griechenland. Auf die Aussprache des Griechischen, wie sie sich bei den heutigen Griechen findet, wird hier (S. 159) weiter nicht eingegangen, „weil diese weitschweifige Frage nach den neuesten Untersuchungen wohl als erledigt angesehen werden darf, in dem Sinne, daſs die neugriechische Aussprache auch die der alten Hellenen ist, und nur die letztere in der einmal eingeschlagenen Richtung, namentlich im Itacismus, noch weiter fortgebildet hat." Der Verfasser bemerkt hierbei nur, daſs die Beweise dafür aus dem vergleichenden Studium der Inschriften noch unendlich vervielfältigt werden können. Dagegen untersucht er (S. 160 f.), wie es komme, daſs die heutigen Griechen viele gute alte Ausdrücke haben fallen lassen, indem er wenigstens einige der Gründe andeutet, welche bei der Ausschlieſsung gewisser Wörter und Ausdrücke aus dem täglichen Gebrauche und ihrer Ersetzung durch andere wirksam gewesen sein dürften. Ein solcher Grund ist z. B. die kirchliche Bedeutung, welche manche Wörter durch das neue Testament und durch die Kirchenväter erhalten haben. Weiter führt er aus (S. 162 f.), daſs manche Eigenheiten der heutigen Volkssprache schon bei den alten Griechen sich finden, und daſs die heutigen Griechen die Vorliebe der alten Griechen in dieser Hinsicht, z. B. in Ansehung der Diminutivformen, nur noch weiter fortgebildet haben. Es ist nachzuweisen, daſs manche Eigenthümlichkeiten der heutigen Volkssprache bereits zur Zeit des Aristophanes sich finden (S. 163). Zur Rechtfertigung der neugriechischen Sprache gegen den Vorwurf barbarischer Entartung, oder gar einer theilweisen barbarischen Abstammung, wird ferner (S. 165) bemerkt, daſs viele neugriechische Wörter durch Umstellung und Vertauschung von Consonanten, durch Abwerfung oder Ausstoſsung von Vocalen u. s. w. so umgestaltet und dem uns aus der Schriftsprache bekannten (und daher in unserm Wahne ausschlieſslich berechtigten) hellenischen Prototyp oder der Stammwurzel scheinbar so unähnlich geworden sind, daſs selbst ein geübtes Auge und Ohr Mühe habe, sie wieder zu erkennen. Das wird hier S. 166 f. ausführlicher durch Beispiele erläutert, die es zugleich im Allgemeinen klar machen, wie miſslich es ist, nach dem bloſsen Aeuſserlichen eines Wortes, nach Klang und Schrift über dessen Abstammung absprechen zu wollen. Es finden sich in der neugriechischen Sprache manche Wörter, die slavisch u. s. w. oder mindestens alles Andere eher, als ächtgriechisch zu sein scheinen, und auch für slavisch u. s. w. gehalten worden sind, dennoch aber ächtgriechischen Ursprungs sind. So z. B. βάλτος, Morast, was man für slavisch oder albanesisch gehalten hat, und doch das altgriechische ἄλσος dorisch ἄλτος, mit dem Digamma βάλτος, ist; so κιβούριον, Sarg, was man für türkisch-arabischen Ursprungs (kibur-kabur) hält, und das doch jedenfalls mit dem altgriechischen κυβή, κιβώριον, zusammenhängt, während vielmehr das türkisch-arabische kibur-kabur aus dem Griechischen entlehnt ist, wie z. B. auch das türkische effendi, Herr, das griechische αὐθέντης ist, und das türkische kanuni, Gesetzgeber, vom griechischen κανών, ferner spathar, Schwertträger, von σπαθίον stammt. So haben Manche λιβάδιον, Wiese, für serbisch gehalten und ist doch das Diminutivum des altgriechischen λιβὰς. — Daneben macht der Verfasser S. 168 f. noch auf eine Klasse von neugriechischen Wörtern mit Spuren pelasgisch-hellenischer Abkunft und Berechtigung aufmerksam, und deutet S. 169 an, wie vielfach sich die griechische Sprache bereits im Alterthume verändert gehabt, und wie viele veraltete Worte bereits damals auſser Gebrauch gekommen seien, während wieder andererseits in der neugriechischen Volkssprache Wörter sich erhalten haben, — und zwar trotz der wirklichen oder übertriebenen politischen Umwälzungen in Griechenland und allen Landestheilen mit griechischer Bevölkerung, — die bis zu den Zeiten Homers und weiter hinauf reichen. Aus Allem diesen geht als unzweifelhaft hervor, daſs Roſs Recht hat, wenn er das Neugriechische „nicht für eine ganz entartete, aller Beachtung unwürdige, sondern für eine gänzlich ungemischte (doch aber, setzt Recensent hinzu, von dem Einflusse fremder Sprachen beherrschte und durch fremde Elemente vielfach zersetzte), mit wunderbarer Zähigkeit durch so viele

Digitized by Google

Jahrhunderte und unter so schweren Drangsalen organisch fortlebende Sprache, ja fast für Pelasgisch, und für den Kern der althellenischen Sprache selbst, in ihren verschiedenen Mundarten, und mit ihrer lateinischen Schwester, Tochter oder Nichte, ansehen mufs" (S. 171). Der Verfasser bemerkt S. 172 f. noch besonders, wie er auf mehreren dorischen Inseln des ägäischen Meers viele eigenthümliche Spracherscheinungen und namentlich eine ganze Reihe von Eigenthümlichkeiten der alten dorischen Aussprache, wie sie uns durch die Schriftsteller überliefert worden ist, gefunden habe; und zwar bemerkt er dies mit dem Zusatze, dafs er in der Mittheilung der diesfallsigen Beispiele mit der strengsten Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sei, indem er sich durchaus nur auf solche Fälle beschränkt habe, die er sich, nachdem er die Leute auf eine ungezwungene Weise veranlafst, das Wort mehrmals auszusprechen, um sein Ohr genauer befragen zu können, an Ort und Stelle in sein Taschenbuch eingezeichnet habe. Der Verfasser schliefst diese Bemerkungen über den heutigen Dialekt der dorischen Inseln mit einem Verzeichnisse seltener Wörter, die er auf diesen Inseln in dem Munde des Bauern, Hirten und Schiffers antraf, und von denen manche in den Lexicis allerdings fehlen (z. B. καρπερός, fruchtbar, ἀράθυμος, — nicht ἀγάθυμος — jähzornig, welches übrigens bereits Skarlatos Byzantios in seinem Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλλην. διαλέκτου, Athen, 1835, aufführt, — πρωτομβρία, der erste Herbstregen, ζῆσις, Lebensunterhalt, u. s. w.). Er weist hieran zugleich die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Abfassung neugriechischer Idiotika nach.

Der Unterzeichnete hat nicht umhin gekonnt, gerade bei dem Inhalte dieses 36sten Briefes des vorliegenden dritten Bandes der Inselreisen von Rofs und bei dem, was derselbe darin über die neugriechische Sprache bemerkt hat, etwas länger zu verweilen, weil er in gewisser Hinsicht und nach einer gewissen Seite hin diese Bemerkungen für das Wichtigste in dem ganzen Bande hält, und er seine Freude darüber, dafs Rofs es nicht verschmäht hat, von Neuem der Bekämpfung der Vorurtheile unserer Philologen gegen das Neugriechische sich zu unterziehen, nicht hat so kurz abfertigen wollen. Die Wenigen unter uns, die es nicht verschmäht haben, sich mit dem Neugriechischen zu beschäftigen, werden diese Freude theilen, und wünschen, dafs Rofs nicht blofs den Professor Meier in Halle, an welchen jener Brief zunächst gerichtet ist, sondern auch Andere von der Richtigkeit und Wichtigkeit der Sache überzeuge.

Recensent erwähnt noch zum Schlusse, dafs der vorliegende Band auch einige interessante und der Mittheilung werthe neugriechische Volkslieder, im Originale und in deutscher Uebersetzung, so wie mit grammatisch-lexicographischen Anmerkungen, enthält (S. 45. 48. 49. 66. 67. 120. 176 f.), die den Freunden der neugriechischen Volkspoesie und der neugriechischen Volkssprache willkommen sein werden; und dafs sich der Verfasser in jenem Bande hauptsächlich mit den türkisch-griechischen Inseln: Melos, Kimolos, Thera (heutzutage Santorin), Kasos, Karpathos, Rhodos („die paradiesische"), Chalke (wo der Verfasser ein Erdbeben erlebte), Syme, Kos, Kalymnos und Jos, beschäftigt. Auf manchen dieser Inseln war er jedoch durch äufsere Umstände verhindert, eine so reiche Ausbeute zu gewinnen, als sie an und für sich wohl hätten gewähren können, und er hat es insofern glücklicheren Reisenden nach ihm überlassen müssen, dies nachzuholen. So z. B. auf Kos und Rhodos. Dagegen bemerkt er S. 131 im Allgemeinen: „Die Hand der Natur hat auf diese gröfseren Inseln der griechischen Meere, wie Euboea, Naxos, Samos, Chios, Kos und Rhodos, alle Segnungen, alle Reize ausgeschüttet; es fehlt nur am Wirken des Menschengeistes und der Menschenhand, um sie in Paradiese umzuschaffen."

Th. Kind.

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

XVI.

Die Lebens-Elemente der Staaten, von Johann Joseph Rofsbach, der Philosophie, beider Rechte Doctor und rechtskundigem Bürgermeister zu Heidingsfeld. Würzburg. 1844. S. 155. *VIII.*

Unsere Literatur ist nicht arm an Schriften, welche den Staat nach seinem Zwecke, seinen Elementen, seiner Basis, seinen Entwickelungsgesetzen oder sonst nach einer Rücksicht in Untersuchung ziehn und aphoristisch oder systematisch die Resultate derselben darlegen. Sehen wir daher auf den Umfang unseres Besitzes und die tägliche Vermehrung desselben durch kleinere und gröfsere Abhandlungen, so können wir nicht sagen, dafs irgend eine neue Erscheinung einem „längst gefühlten Bedürfnisse" abhelfe. Die Qualität dieses Besitzes ist freilich nicht ganz dem Umfange entsprechend, aber doch, wie man sich überredet hat, hinreichend gut, so dafs wir nun endlich von der Theorie zur Praxis übergehen und unsere Lehren verwirklichen könnten. Diesem Urtheile können wir indess nicht ganz beistimmen, sondern sind der Meinung, dafs eine Theorie, welche nicht aus sich selbst zur Praxis überführt, sondern noch der Ermuthigung und Ermahnung bedarf, dafs man sie doch annehmen möge, noch lange nicht das Ziel ihrer Entwickelung erreicht hat. Bis daher die Theorie gefunden sein wird, welche durch ihre eigene Kraft sich dem Bewufstsein aufdrängt und sich in das Leben einführt, halten wir jede literarische Erscheinung, die uns diesem Ziele entgegenführt, für ein wesentliches und wichtiges Werk, und glauben, dafs sie allerdings einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfe.

In dieser Beziehung nun achten wir die vorliegende Schrift für wichtig und bedeutend genug, um das Publikum auf den Inhalt derselben aufmerksam zu machen.

Das Erste aber, was wir an dem Büchelchen lobenswerth finden, ist, dafs der Verf. nicht aus „seinem eigenen Denken" sich ein System ausgesponnen, sondern die Lebens-Elemente des Staates aus der Betrachtung der Geschichte gewonnen hat; denn nur Angesichts der Geschichte, als welche das Leben der Staaten darstellt, und durch eine vollständige Analyse des Gegebenen kann eine befriedigende Erkenntnifs der Lebens-Elemente des Staates, ihrer Functionen und normalen und anomalen Verbindungen erreicht werden. Wir sind zwar nicht der Meinung, dafs der Hr. Verf. in dieser Beziehung weit genug gegangen sei, und hätten eine genauere Analyse von Zuständen oft der ins Breite gehenden Reflexion vorgezogen und halten jene für ein besseres Mittel, überzeugende Resultate zu gewinnen, als diese, aber darin sind wir mit ihm einverstanden, dafs „wer das Staatsleben begreifen und seine Zukunft erforschen will, von sich und seiner Stellung im Einzelstaate sich losreifsen und auf den erhabenen Standpunct der Weltgeschichte sich stellen müsse;" denn so wenig die Natur erfafst und erklärt werden kann, ohne die Beobachtung ihres Lebens, eben so wenig auch der Staat ohne die Analyse der Geschichte, denn sie ja stellt uns eben das Leben des Staates dar.

Der zweite Punct von Bedeutung liegt darin, dafs der Verf. die Religion zur Basis und Grundlage des Staates macht. „Gott ist der Urgrund alles Lebens, die Idee Gottes die Idee aller Ideen. Darum mufs auch wahre Philosophie und wahre Politik in ihrem letzten Grunde in Gott ruhen und von diesem Mittelpuncte aus sich organisch in Natur und Geist entfalten." „Darum kann eine wahre Staatspolitik die Bürgschaft ihrer Dauer nur im Christenthume suchen, und christliche Staaten werden das Endziel der Zeiten sein." Dieser Gedanke aber verdient um so mehr hervorgehoben und betont zu werden, je mehr man in jüngster

Digitized by Google

Zeit die Idee des christlichen Staates angefeindet und, wo die Gründe zur Bekämpfung derselben ausgingen, lächerlich zu machen gesucht hat. Wir sind zwar weit entfernt, alle Tendenzen und Bestrebungen zu vertheidigen, welche man mit diesem Gedanken von dem christlichen Staate in Verbindung gebracht hat, so viel aber ist gewiſs, daſs, wie der Boden alles geistigen Lebens die Religion ist, wie sie das geistige Lebensprincip, die Substanz und den Mittelpunct desselben bildet, wie alles, was auf dem Gebiet des Geistes Dasein hat, nur aus diesem Quelle quillt, so auch ein wahrhaft gesundes politisches Leben ein gesundes religiöses Leben zur Unterlage haben muſs, und die ächte politische Freiheit nur in der ächten religiösen Freiheit wurzelt. Man braucht nur die Augen aufzuheben, um durch die ganze Geschichte hindurch diesen Satz bewährt zu finden. Mit Recht sagt daher Leo in der Einleitung zu seinem Lehrbuche der Universalgeschichte, „daſs alle Rechts- und Staatszustände gewissermaſsen nur die umgekehrten, aber in allen auch den geringsten Theilen entsprechenden Formungen, die Matrizen, sind der Religion eines Volkes und daſs alle in der Geschichte da gewesenen Staaten ihren Charakter aufgedrückt erhalten durch die Art und Weise, wie das Volk, welchem sie angehören, Gott suchet."

So wie nun aber die Religion überhaupt die Grundlage des Staates ausmacht, so müssen die Staaten der christlichen Völker auf der Grundlage des Christenthums erbaut sein, und da wir die Ueberzeugung haben, daſs das Christenthum die allein wahre Religion sei, und in der Entwickelung der Geschichte dereinst die Welt überwinden werde, so werden auch „christliche Staaten das Endziel der Geschichte sein", damit der Sohn Gottes die Fürsten dieser Welt überwinde.

Freilich ist es nicht genug, daſs ein Staat den Namen eines christlichen trage, sondern er muſs es in der That sein, und es lassen sich christliche Staaten nachweisen, denen der christliche Geist in geringem Maſse innewohnt. Es kommt daher wesentlich darauf an, wie ein Staat beschaffen sein müsse, um ein christlicher genannt zu werden. Sehn wir daher zu, wie der Hr. Verf. den christlichen Staat entwickelt, und was in seiner Auseinandersetzung gebilligt oder getadelt zu werden verdient.

„Ein christlicher Staat", sagt er, „nimmt sich nicht bloſs die politische, sondern die universelle Entwickelung (Emancipation) seiner Menschheit zum Ziele. Die universelle Entwickelung der Lebenskräfte seiner Menschheit ist höchste Idee eines Staats; die christliche Staatsordnung, die nach Verwirklichung einer solchen Entwickelung strebt, ist daher das politische Musterbild der Staatengestaltung aller Zeiten." Allseitige Entwickelung der Menschheit im Individuum, Ausbildung aller Anlagen und Kräfte der Menschheit in einem jeden Gliede ist daher die Aufgabe, welche dem Staate als christlichem Staate gestellt ist: der vollkommene Besitz und Genuſs der entwickelten Fähigkeiten und Kräfte des Individuums aber wird *Freiheit* genannt, und mit Recht sagt daher der Herr Verf., daſs „nur das Christenthum die Mutter der Freiheit der Geister ist". „Ein christlicher Staat muſs darum auch die Freiheit der Forschung achten, wenn diese nur nicht selbst, in Willkür ausartend, die staatliche oder sittliche Ordnung des Lebens bedroht: denn dann wirft sich ihr nothwendig die sittliche Macht des Ganzen entgegen, und führt sie zurück in ihre Schranken."

Die Realisirung der Freiheit, die Darstellung der Menschheit im Individuum ist also das Ziel, welchem der Staat entgegenstrebt, und „weil der Staat die alleinige Möglichkeit zur Verwirklichung der Bestimmung des menschlichen Daseins enthält, kann nicht anders angenommen werden, als daſs der Geist, der die Weltordnung trägt, auch den Staat vorhergesehn und gewollt habe." In der That ist der Staat mit seinen wesentlichen Formen und Gesetzen so wenig ein Product der menschlichen Willkühr, als die Sprache, und so wie Niemand sprechen kann, ohne die Grundgesetze der Grammatik in Anwendung zu bringen, so wenig kann auch Jemand einen Gesellschaftsorganismus zu Stande bringen, ohne sich an die Grundgesetze dieses Organismus zu halten. Diese Gesetze aber sind wesentlich gegebene und nicht gemachte. Der Mensch kann wohl diese Gesetze, welche ewig und darum eine göttliche Ordnung sind, auf bestimmte, zeitlich und örtlich dargebotene Verhältnisse anwenden, und von der Art, wie er die besondern Verhältnisse unter jene Ordnung subsumirt oder vielmehr diese Ordnung in jene Verhältnisse einführt, hängt die Vortrefflichkeit seines Werkes ab; aber den Staat aus seinem Kopfe erschaffen konnte er nicht. Wir können daher nicht ganz mit dem Herrn Verf. übereinstimmen, wenn er

Digitized by Google

sagt, Gott habe die Formen des Staates der Freiheit des Menschen überlassen und die Verwirklichung des Gesetzes Gottes in seine Freiheit gestellt, denn nicht die Formen des Staates selbst, sondern nur die Anwendung derselben auf besondere Verhältnisse hängt von den Menschen ab, so sehr, dafs auch da, wo die Menschen vom Gesetze Gottes abweichen, sie doch noch den Schein der göttlichen Ordnung bewahren müssen; denn wenn die Formen des Staates nicht objectiv bestimmte wären, wie würde das „Gesetz Gottes, welches im Reiche der Natur schon verwirklicht ist, im Reiche der Freiheit" (d. h. auf dem Gebiete des geistigen Lebens) „als sittliche Anforderung an den Menschen bestehen?" Allerdings „kann man nur dann den Staat als ein Irdisch-Göttliches verehren, wenn das Gesetz Gottes in ihm zur lebendigen Offenbarung und Gestaltung kömmt;" aber offenbar kömmt das Gesetz Gottes in ihm zur lebendigen Offenbarung und Gestaltung durch eine gewisse Ordnung und Organisation seiner Unterthanen und Interessen. Also um einer gewissen Form und Organisation willen ist der Staat eine göttliche Ordnung und darum unterscheiden wir zwischen gesetzlichen, nach göttlicher Ordnung eingerichteten und ausgearteten, aus der Willkür der Menschen hervorgegangenen, Staatsformen.

Doch über die Form des Staats werden wir später noch einmal Gelegenheit haben zu sprechen, jetzt untersuchen wir zunächst, wie der Hr. Vf. die Elemente des Staats bestimmt.

In dieser Beziehung hätten wir freilich eine gröfsere Ausführlichkeit und mehr Bestimmtheit gewünscht, als wir sie in der Schrift des Hrn. Dr. Rofsbach finden. Indess hat er doch auch hier die wesentlichen Puncte hervorgehoben.

„Wie nach dem Gesetze der stufenweisen Entfaltung in der Natur Glied an Glied sich reihet, und so alle Gebilde der Natur entstehn, so entsteht durch dasselbe Gesetz auch der Staat, und wie in der Natur, in der Stufenleiter der Dinge, sich ein Wesen an das andere schliefst, jedes höhere Leben immer das niedere in sich aufnimmt und als dessen höhere Potenzirung erscheint, so ist es auch in der Menschenwelt, wo sich ein Einzelleben an das andere anschliefst, die Familienvereine sich zur Gemeinde, die Gemeinden sich zum Gau, die Gaue sich zu Herzogthümern, diese sich zum Kaiserthum bilden."

Also nicht Menschen, als solche, sondern sittliche Vereine von Menschen, Familien, Gaue, Herzogthümer sind die Bestandtheile des Staats, und dieses hervorzuheben ist der Nivellirungssucht unserer Zeit gegenüber, welche alle sittlichen und natürlichen Schranken niederwerfen möchte, von Wichtigkeit; allein es genügt nicht, auf dieses Gesetz der Ordnung Gottes hingewiesen zu haben, sondern es wäre nöthig gewesen, die Bedeutung dieser Elemente, ihr Verhältnifs zum Staat und untereinander anzugeben, wenn eine wirkliche Frucht daraus erwachsen soll. Mit Recht weist der Herr Verfasser bei dieser Gelegenheit auf Aristoteles hin (von dem er übrigens fälschlich meint, dafs er die *Naturseite* des Staats besonders hervorgehoben habe), nur hätte er ihm darin nachahmen sollen, dafs er, wie dieser die Bedeutung der Familie (des Hauses, οἰκίας) und der Dorfgemeinde (κώμης), wenn auch kurz, doch für seinen *Zweck* hinreichend, erörtert, so auch die Glieder des Staats, die er annimmt, theils genauer bestimmt, theils näher erklärt hätte.

Dieselbe Mangelhaftigkeit giebt sich in der Gliederung der Interessen kund, welche im Staate zur Existenz kommen sollen.

Wie nämlich das menschliche Dasein die Einheit eines real-idealen Lebens ist, so müsse auch der Staat eine reale (materielle) und ideale (spirituelle) Seite haben und die Einheit eines real-idealen Lebens sein; denn der Staat ist das höhere Abbild des menschlichen Lebens, wobei aber zu erinnern, dafs die Analogie nur im Ganzen und Grofsen gilt, denn dafs der Staat schlechthin dieselben Lebensfunctionen habe, welche auch das Individuum hat, ist nicht wahr, und wenn daher die Analogie genauer durchgeführt wird, als der Herr Verf. es gethan, was übrigens für seinen richtigen Tact zeugt, so können Abentheuerlichkeiten, wie wir sie z. B. bei Bluntschli und Fourier finden, nicht ausbleiben. Um so mehr wäre daher ein Princip für die Gliederung der Interessen aufzusuchen gewesen, was übrigens bis jetzt, soviel mir bekannt, noch kein Staatsphilosoph gethan. Auch hat die Sache ihre nicht geringen Schwierigkeiten, deren Erwägung aber nicht dieses Orts ist.

Die Interessen sind also dem Herrn Verf. theils materielle, theils geistige. Jene sind *Ackerbau*, *Gewerbe* und *Handel*, durch deren Ineinandergreifen im Staate ein vielfach verzweigtes Leben, der Verkehr,

Digitized by Google

entsteht. „Der *Eigennutz* ist das grofse Triebrad auf diesem grofsen Tummelplatze des Lebens, auf dem grofsen Markte des Verkehrs und der materiellen Interessen", ein Satz, der zwar oft ausgesprochen und wiederholt worden ist, der aber durch und durch falsch und das Product einer verkehrten Philosophie ist; denn weder hat die Arbeit den Egoismus zum Ausgangspuncte, noch ist die Befriedigung desselben ihr Ziel; sondern weil die Freiheit in einer sinnlichen Welt zur Existenz kommen soll, ist die Arbeit, die Bewältigung der Natur nothwendig. Die Arbeit ist daher die Bedingung der Freiheit und die Grundlage, auf der sie erbaut wird. Durch den Egoismus dagegen wird die Arbeit aus ihrer wahrhaften Stellung herausgerissen und selbst zum Zwecke gemacht. Dadurch ist der schreckliche Pauperismus mit seinem Begleiter, dem scheufslichen Communismus, erzeugt worden.

Soll daher diesem Uebel, an dem unsere Gesellschaftszustände mehr kranken, als Viele vermuthen, und mehr auch als die eingestehen wollen, welche die Gröfse des Uebels kennen, soll diese täglich um sich greifende Krankheit wirklich geheilt werden, so reichen die von dem Herrn Verfasser angedeuteten Mittel, welche übrigens zum Theil auch praktisch unausführbar sind, nicht hin; denn „Brudergeist des Opfers auf Seiten der Vermögenden, Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf Seiten der Fabrikherren und Pächter gegen die armen Fabrikarbeiter und Landbau-Heloten", mögen wohl im Stande sein, zufällige Armuth zu lindern, aber nimmermehr können sie ein Gesellschaftsübel beseitigen; Verweigerung der Ansäfsigmachung als „nur auf den Nachweis eines gesicherten Nahrungsstandes" ist moralischer Meuchelmord und führt zu andern moralischen Mifsgestaltungen, und übrigens mufs ein guter Gesetzgeber dafür sorgen, dafs nie der Fall eintritt, dafs Jemand sich niederzulassen unternimmt, ohne die Mittel der Existenz zu besitzen; der Unterricht endlich in polytechnischen Schulen, „um die jungen Proletarier mit allen Kenntnissen der Landwirthschaft und der gewerblichen Industrie vertraut zu machen, und dadurch ihr den Uebergang in den Agricultur- und Gewerbszustand zu vermöglichen", ist unmöglich, weil dazu kein europäischer Staat die Mittel und Arbeitskräfte besitzt.

Wenn ihr die Krankheit ausrotten wollt, so müfst ihr die Wurzel derselben ausrotten. Diese Wurzel aber ist der Egoismus. Schaffet also den Egoismus weg, so ist die Krankheit beseitigt. Aber wie soll man den Egoismus beseitigen? *Durch eine sittlich-religiöse Erziehung!* Diese hilft mehr als alle Sparkassen und alle äufsern Einrichtungen, und wird sich alle hervorrufen, sobald sie deren bedarf. Doch über diesen Punct in's Einzelne einzugehn, würde die uns gesteckten Grenzen überschreiten. Wir kehren daher zu unserm Gegenstande zurück. Wenn der Hr. Verf. für den Staatshaushalt Sparsamkeit und alleinige Verwendung für den Staatszweck, gerechte Vertheilung der Staatsauflagen, Erhebung nach den wirklichen Staatsbedürfnissen, Ordnung etc. empfiehlt, so sind das zwar recht gute, aber auch sehr triviale Grundsätze, und genügen zu einer guten Finanzverwaltung noch lange nicht.

Zu der Naturseite des Staats gehört auch noch, nach unserm Vf., die Vertheidigung des Vaterlandes. „Ist das Leben der Menschheit organisch gegliedert und ihr Dasein, seine Fortentwickelung und Erhaltung durch die Natur und durch menschlichen Kunstfleifs (Volkswirthschaft) die Familie gesichert, so bedarf dieses Leben auch noch des äufsern Schutzes, um die Integrität nach Innen behaupten zu können. Zu diesem Lebensschutze des Staates ist jedes wirkliche, wahrhafte Glied des Staates verbunden." Allein uns scheint nicht blofs der Kampf für das *Vaterland*, sondern vielmehr noch für seine Institutionen die Pflicht der Vertheidigung aufzulegen und können wir auch die *allgemeine Waffenpflicht* nicht in der Nothwendigkeit der Vertheidigung gegründet finden, denn diese könnte auch durch Söldner und einen besondern Kriegerstand geschehen, sondern weil die Waffenübung eine Bildung des Körpers und der Militairdienst zugleich ein Dienst der Zucht und Gesittung sein soll, mufs er ein allgemeiner und volksthümlicher sein. Wir würden daher den Militairdienst mit zu der Kunstbildung rechnen, die ja der Hr. Verf. auf das Gemüth gründet, mit dem doch der Muth wohl genau verwandt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Die Lebens-Elemente der Staaten, von Johann Joseph Rofsbach.

(Schlufs.)

Die Glieder der geistigen Seite des Staates sind 1) die Kunst, welche der Hr. Verf. auf „die Seelenkraft des Gemüthes gründet; denn „die Werke der Kunst sind der Wiederhall des Gemüthes der Völker." 2) Die Cultur, wie es scheint, Geistesbildung, welche auf der Intelligenz ruht. 3) Wohlfahrt, Herrschaft des Rechts und des Sittengesetzes, welche auf den Grundrichtungen des Willens ruhen.

„Vermöge der ihr innwohnenden Intelligenz neigt daher die staatliche Menschheit nach allseitiger Cultur, vermöge des Gemüths aber soll sie Verschönerung des Lebens durch Kunst und Humanität anstreben, aber auch die Grundrichtungen des Willens in sich darzustellen und so die lebendige Offenbarung, das volle Bild wahrhaft menschlichen Lebens zu sein."

Anderer Mifslichkeiten dieser Deduction nicht zu gedenken, scheint uns die Ableitung der Grundrichtungen des Lebens aus den verschiedenen Seelenfähigkeiten durchaus mangelhaft, denn in keiner dieser Richtungen ist nur *eine* dieser Fähigkeiten auch nur vorherrschend, geschweige denn allein thätig, und bei der Kunst oder Wissenschaft oder einem anderen Zweige des Lebens werden mehr oder weniger alle Grundkräfte des Gemüths in Anspruch genommen. Wir würden es daher lieber gesehen haben, dafs der Hr. Verfasser die Richtungen des Lebens, welche im Staate zur Existenz kommen, neben einandergestellt, und in ihrem gegenseitigen Verhältnisse näher geprüft hätte, als dafs er eine so unzureichende Ableitung derselben versucht hat; der Gewinn würde gewifs für Wissenschaft und Leben ein gröfserer gewesen sein.

Alle Functionen des Lebens aber gipfeln und wurzeln zugleich in der Religion. „Wie die religiöse Seele des Individuums seinem realen wie idealen Leben die wahre Heiligung verleiht, so die Kirche, das Organ der Religion, dem Gesammtleben des Staats. Ihre Macht ist die Herrschaft der göttlichen Ideen und ihr Beruf für die Staaten ist die Verbreitung des geoffenbarten Willens Gottes unter die Völker der Erde. Sie ist somit für die sittliche Bestimmung des Staats, wie die Religion überhaupt auch für den Menschen das höchste Ziel. Als das Innerste des Staatslebens kann daher die Kirche nicht als eine dem Staate fremde Anstalt bestehen, sie ist auch im tiefsten Innern ihrer göttlichen Bestimmung in der Sphäre ihres heiligen Wirkungskreises vollkommen frei; und nur da, wo sie leiblich und organisch gestaltet, wie alles Leben dem organischen Ganzen, dem Staate unterthan."

Dieses also sind die Interessen, welche im Staate zur Existenz kommen, deren Zusammenhang mit den Gliedern des Staates aber doch billig nicht hätte mit Stillschweigen übergangen werden sollen.

„Das Recht" ist dem Hrn. Verf. „das gliedernde Princip im Staate, durch welches sich das Gesammtleben seiner Menschheit zu einem Organismus gestaltet, in welchem alle Glieder nach organischen Gesezzen ineinander greifen."

Der Staat hat daher nicht zum Zwecke die Verwirklichung der Rechtsidee, sondern das Recht ist nur Mittel, um die Zwecke des Staats zu realisiren.

„Die Gerichtshäuser und Strafanstalten, die Regierungsgebäude und die Kasernen machen den Staat nicht aus, sondern der sittliche Organismus, in dem sich seine Menschheit bewegt. Und in diesem Organismus ist das Recht nicht der Mittelpunct, um den sich die ideellen Güter der Menschen, wie Radien um das Centrum, wie Planeten um die Sonne bewegen, es ist nicht die Sonne, die ihnen Licht und Wärme verleiht, sondern Licht, Wärme und Bewegung haben sie in sich selbst, das Recht ist nur der Boden, der

Digitized by Google

ihre irdische Entwickelung trägt. Bildet das Leben einer Menschheit den Inhalt des Staates, so liegen auch alle Zwecke der Menschheit in seiner Sphäre und die Gesetze des Lebens sind auch seine Gesetze. In ihrem letzten Grunde sind aber alle Gesetze, die nach Gottes Ordnung der Menschheit gegeben sind, sittlicher Natur; es ist somit auch die Handhabung sittlicher Ordnung des Staates höchster Zweck, wie ein sittliches Leben des Menschen letztes Ziel. Der Leib soll sein ein Tempel des Herrn; so soll das Recht als die Gliederung im Organismus des Staates ein Tempel, ein Träger der höhern sittlichen Ordnung sein."

So wie jedes Einzelleben einen gesonderten Beruf hat, welcher die aus seiner eigenthümlichen Natur und seinem Verhältnisse zur Aufsenwelt hervorgehende Gestaltung seiner individuellen Lebensweise ist und die Gesammtheit seines Wirkungskreises umfafst, so haben auch die Staaten ihren gesonderten Beruf, der sich in ihrer Verfassung spiegelt; denn auch diese ist an sich das Erzeugnifs einer freien Bestimmung, aber der Ursprung und die Bildung der Verfassung steht eben sowohl mit aufsermenschlichen Beziehungen, mit der geographischen Lage, mit dem individuellen Charakter, dem Temperamente, der Geschichte des Volkes in einer Wechselwirkung, so dafs also, wie der individuelle Beruf, auch die Verfassungen der Staaten im tiefen Zusammenhange mit der göttlichen Führung der Menschheit stehen.

Eben wegen der Gebundenheit an zeitliche und örtliche Verhältnisse giebt es denn auch keine absolute Staatsform, die für alle Zeiten eine gleiche wäre, sondern jede Staatsform wird immer ihr eigenthümlich nationales Leben entwickeln und soll diese ihr in dem Gange der Geschichte gesetzte Individualität bewahren und in ihrer Entwickelung und Fortbildung eine nationale bleiben.

In diesem Puncte aber können wir mit dem Hrn. Verf. durchaus nicht übereinstimmen, sondern sind der Meinung, dafs wie es überall der Mensch und seine Interessen sind, welche im Staate zur Existenz und Entwickelung kommen, so auch die Grundzüge der Staatsverfassung dieselben bleiben, und nur nach den verschiedenen Umständen, unter denen die Verfassung in's Leben tritt, sich verändern. Ja selbst die Umstände lassen sich nach gewissen Klassen ordnen und so wesentliche Staatsformen, gewissermafsen Arten de Staates unterscheiden und nach ihren wesentlichen Unterschieden in den Functionen ihres Lebens darstellen, wie z. B. Montesquieu und Aristoteles es gethan haben, und von einer genauen und ausführlichen Untersuchung mufs man allerdings eine nähere Beleuchtung dieses Punctes erwarten; selbst von dem Hrn. Vf. hätte die Sache nicht so ganz unbeachtet bleiben sollen, da die Repräsentativ-Verfassung, welche er einer nähern Beleuchtung unterwirft, nicht eine reine, sondern eine aus verschiedenen Verfassungsformen gemischte und zusammengesetzte ist.

In der Verfassung unterscheidet der Hr. Vf. zwei Elemente, ein individuell-conservatives und ein progressiv-reformatorisches. „Das conservative Verfassungselement bewegt sich um den Fortbestand und die Erhaltung des wesentlich Nothwendigen, des Nationalen; das progressiv-reformatorische um die Fortbewegung mit der Geschichte. In der reinen Monarchie, meint er, ringe das conservative, in der republikanischen Staatsform das bewegliche Princip nach dem Uebergewichte. Nur das Repräsentativ-System suche die rechte Vermittelung zu erstreben."

Ueber diesen ganzen Gesichtspunct aber müssen wir gestehn die Ansicht des Hrn. Verf.'s nicht theilen zu können, sondern das conservative Element der Staaten finden wir in der Art und Weise, wie die göttliche Ordnung des Staates aufrecht gehalten wird, und anerkennen wir eine jede Staatsform für eine rechtmäfsige, welche das gemeine Beste bezweckt. Das bewegliche und fortschreitende Element sehen wir in der Art und Weise, wie die Mitglieder des Staats an der Regierung betheiligt sind und je nach der Art dieser Betheiligung unterscheiden sich die einzelnen Staatsformen.

Das conservative Princip ist daher nach unserer Ansicht eben so sehr und nach Umständen auch noch mehr in Republiken vorhanden als in Monarchien, und manche Republik hat schon untergehen müssen, weil sie nur zu conservativ gewesen ist.

Die Repräsentativ-Verfassung dagegen halten wir nur für eine gemischte Verfassung, die bei sehr verwickelten Verhältnissen vielleicht oft vorzuziehen ist, die aber nie so grofse Kraft zu entwickeln vermag, als eine reine Staatsform, weshalb auch Representativ-Verfassungen in schwierigen Zeiten durch andere ersetzt werden, und auch in Zeiten des Friedens mehr

Digitized by Google

zur Oligarchie hinneigen, als zur Handhabung des gemeinen Besten. Wir können daher die Bevorzugung der Repräsentativ-Verfassung vor den andern durchaus nicht billigen.

In der Darlegung des Wesens derselben weicht unser Autor nicht wesentlich von der gewöhnlichen Vorstellung ab, sondern sucht nur hie und da auf angemessene Modificationen hinzudeuten, wie z. B. bei der Bildung des Staatsgerichtshofes. Die Grundzüge der von ihm aufgestellten Repräsentativ-Verfassung aber bestehen etwa in Folgendem:

Der Monarch ist Träger des ganzen Staates und als solcher heilig und unverletzlich. Die Volksvertreter sollen der Kern des Volkes sein und damit sie dieses seien, ist das active Wahlrecht von einem höhern Census abhängig, als das passive der Wählbarkeit, wodurch aber, beiläufig bemerkt, eine Oligarchie hervorgerufen werden muſs; denn daſs die Wähler andere als Männer aus ihrer Mitte wählen werden, ist eine Illusion. Der Vorschlag ist daher wohl gut gemeint, aber untauglich. Die Volksvertretung hat das Recht der Zustimmung, Abänderung oder Verwerfung der ihr vorgelegten Gesetzentwürfe, das Recht der Petition, Beschwerde und Anklage bei Verletzung verfassungsmäſsiger Rechte, sie votirt die Steuern und nimmt die Rechenschaft über die Verwendung derselben ab. Die Minister sind verantwortlich und demgemäſs die ministerielle Unterschrift zu allen Befehlen rücksichtlich ihrer Gültigkeit und Vollziehbarkeit erforderlich. Der Staatsgerichtshof soll ein unabhängiger sein und wird demgemäſs weder aus den Mitgliedern der Kammer, welche die Hälfte der Mitglieder des Gerichtshofes wählt, noch durch die Regierung aus der Reihe der von ihr zunächst abhängigen Staatsdiener gewählt, unbenommen bleibt ihr die Wahl aus den höchsten Justizstellen. Ueber das Ein- oder Zwei-Kammersystem, die Wahl nach Ständen oder Bevölkerung und dem Landesareal entscheidet er sich nicht. Die Standschaft aber übt ihr Vertretungsrecht auf die ganze öffentliche Verwaltung, und mit dem Gedanken der Staatseinheit ist es unverträglich, daſs in einer nationalen Vertretung nur Standesinteressen vertreten werden.

Die Garantie der Verfassung gegen den Partheigeist gründet der Verfasser auf *Christenthum*, *öffentliche* Gesinnung, und eine von beiden durchdrungene *Presse*, welche aber zu erreichen er die Mittel nicht angiebt.

Den Schluſs des Buches bildet die Untersuchung über den Zusammenhang der Staaten untereinander und die bewegenden Principien der Weltgeschichte, allein hier kann der Verfasser den rechten Mittelpunct nicht finden, und so interessant auch seine Betrachtungen im Einzelnen sind, so ist doch der Rhythmus der Weltgeschichte und damit auch das Princip des Völkerrechtes nicht entwickelt. Wir können daher auch nicht bei der Hervorhebung des einen oder des andern Punctes verweilen. Ueberhaupt scheint das Völkerrecht einer neuen Stufe der Entwickelung und höhern Bedeutung entgegen zu gehen und es dürfte daher noch einige Zeit verstreichen, bevor wir hoffen dürfen, daſs die Principien desselben mit vollkommener Klarheit heraustreten.

Ungeachtet der Unvollkommenheiten im Einzelnen können wir aber das Buch mit gutem Gewissen einem Jeden empfehlen, der sich über das Wesen und die Natur des Staates belehren will, und verdient die Gesinnung christlicher Liebe und schöner Humanität, mit der es geschrieben ist, besonders hervorgehoben zu werden. Der Darstellung dagegen hätten wir etwas weniger Pathos und mehr Ruhe und prüfende Umsicht gewünscht.

J. C. Glaser.

XVII.

Ueber den Gegensatz des Pantheismus und des Deismus in den vorchristlichen Religionen, von Joh. Heinr. Deinhardt, Director des Gymnasiums zu Bromberg. 1845.

Gelegenheitsschriften von wissenschaftlichem Werth sind nicht selten in diesen Blättern zur Sprache gebracht worden; die vorliegende Abhandlung verdient es aber ganz besonders aus der Masse der jährlich erscheinenden Schulschriften hervorgehoben und in einem weiteren Kreise bekannt zu werden, als es mit den meisten derselben der Fall zu sein pflegt. Sie kann als eine Fortsetzung der „Beiträge zur religiösen Erkenntniſs" desselben Verfassers (Hamburg 1844) angesehen werden, einer Reihe der gründlichsten Untersuchungen über Gegenstände des höchsten Interesses gerade in unserer Gegenwart. Man fühlt es diesen Darstellungen an, daſs zu ihnen kein müſsiger philosophischer Trieb, sondern der Drang des Herzens, über diese Dinge zu einem klaren Bewuſstsein zu gelangen, die stärkste Anregung gegeben hat. Der Verfasser bewegt sich in denselben mit der

Digitized by Google

ihm eigenen Gabe der Klarheit und des zutreffenden Ausdrucks: man erkennt die Sicherheit mathematischer Construction auch in diesen Auseinandersetzungen, und mehr als das, die Schärfe philosophischer Methode und Beherrschung des Stoffs durch dieselbe.

Das Thema der Schrift ist die Genesis des Christenthums in der Entwickelung der Geschichte: um zu wissen wie etwas ist, mufs man wissen wie es geworden ist. Das Wort des Apostels: als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, wird aus der Geschichte der philosophischen Principien des Alterthums und dem mit ihrer Auflösung zusammenhangenden Verfall der vorchristlichen Religionen commentirt, ohne allen Aufwand gelehrten Apparats, der hier eine müfsige Zugabe gewesen sein würde. — Der ganzen Untersuchung liegt die Ansicht zum Grunde, dafs einerseits die vorchristlichen Religionen gleichsam die verschiedenen Puncte in der Peripherie sind, die alle nach dem Einen gemeinsamen Mittelpunct, der im Christenthum gegeben ist, hinweisen; und sodann, dafs sie sich, so wie überhaupt die aufserchristlichen Religionen auf den Gegensatz des Deismus und Pantheismus zurückführen lassen. Das Christenthum hebt beide Richtungen in sich auf und erhebt sich über beide, indem es eben so sehr den unendlichen Unterschied Gottes von der Welt und insbesondere vom Menschen, oder die Idee festhält, dafs Gott ein in sich seiendes, sich auf sich beziehendes und daher persönliches und dem Menschen objectives Wesen ist, als es die Einheit und Gemeinschaft Gottes und des Menschen, oder die Idee festhält, und geltend macht, dafs Gott sich offenbart in den Naturgesetzen und in dem Menschen, in der Menschheit und ihrer geschichtlichen Entwickelung, ja dafs er sich selbst, die Fülle seines Wesens, in dem Menschensohne, der der Sohn Gottes ist, in Jesu Christo, mittheilt und zur Anschauung und Aneignung allen einzelnen Menschen aufgeschlossen hat. — Wie also das Alte Testam. erst durch das Neue sein rechtes Licht erhält, so werden auch die übrigen Religionsprincipien in ihrem Sinn und Zusammenhange erst vom Christenthume aus wahrhaft verstanden. Denn die Entwickelung des Christenthums aus und zu seiner ursprünglichen Idee ist nicht blofs der Fortschritt zur praktischen Gerechtigkeit im Leben der Gemeinschaft, sondern auch zur Gerechtigkeit und Unbefangenheit des Urtheils über Alles, was ein historisches Dasein hat. — Nach einer genaueren Begriffsbestimmung des Pantheismus wird gezeigt, dafs er in seinen ursprünglichen Formen Polytheismus ist, und sich in dem wesentlichen Unterschiede des orientalischen und occidentalischen Pantheismus entwickelt. Seine Spitze findet er in der hellenischen Religion, die nicht mehr Natur und Geist mit einander vermischt, sondern in allem Wirklichen eine geistige Individualität als Göttliches, und zuletzt in der Totalität der Wirklichkeit den νοῦς als die Substanz erkennt. Als Stufen zu dieser Höhe müssen die pantheistischen Religionen des Orients (der Brahmaismus, Buddhaismus, die persische und die ägyptische Religion) angesehen werden, die der Verf. in wenigen Zügen charakterisirt; worauf er mit feinem Sinn für das Gleichartige und Allgemeine in der Mannichfaltigkeit der besonderen Erscheinungen das Princip des hellenischen Götterglaubens und den Zusammenhang desselben mit dem öffentlichen Leben, der Kunst und Wissenschaft darstellt, und zeigt, wie auch diese Weltanschauung untergehen mufste, als sie sich in sich selbst nicht weiter entwickeln konnte.

Der zweite Abschnitt behandelt den Deismus, d. h. hier das Judenthum, als Gegensatz zu den pantheistischen Religionen des Heidenthums. Gott wird nun nicht mehr als Personification einer Idee, sondern wahrhaft als Person gefafst, deren Wille ohne alle weitere Vermittelung der alleinige Grund von der Existenz der Welt ist. Aber nicht Allem, was der Verf. über die Juden und ihre Stellung in der Weltgeschichte sagt, können wir unbedingt beistimmen: dafs es eine göttliche Erwählung und eben so eine Verwerfung giebt, wobei von Willkür nicht die Rede sein kann, lehrt nicht allein die Geschichte des jüdischen Volkes, sie aber am augenfälligsten. Auch ist davon, dafs in den letzten vier Jahrhunderten vor Christi Erscheinung keine Propheten mehr auftraten, schwerlich dies der Grund, dafs die Erwartung des Messias allgemeiner Volksglaube geworden war. Sonst ist es allerdings ein Gesetz, dafs die einzelnen Persönlichkeiten aufhören Träger einer Idee zu sein, sobald diese in dem Gesammtbewufstsein der Zeit Leben gewonnen hat: aber war dies Bewufstsein bei den Juden damals wirklich so selbständig und lebenskräftig? Der bis auf wenige Kraftäufserungen völlig deprimirte Zustand des Volks scheint ein besserer Erklärungsgrund; es war wie mit dem defectus oraculorum, und eben das Vorherrschen der moralischen Reflexion, die der Verf. in jener Zeit nachweist, ist kein Boden für Prophetie. — Der dritte Theil bespricht die Auflösung der vorchristlichen Religionsprincipien. Die Weltgeschichte ist von Hause aus auf das Christenthum angelegt gewesen. Die Römische Weltherrschaft hatte die Völkerindividualitäten vernichtet; dies und die Verbreitung der philosophischen Theorieen, die darin übereinstimmten, dafs sie die absolute Befriedigung des Menschen, die die Wirklichkeit nicht mehr gewährte, in das Innere, das subjective Selbstbewufstsein, verlegten, und von denen zuletzt die Neuplatonische unmittelbar in den Strom des Christenthums mündet, dienten in der Hand Gottes dazu, die Aufnahme des Evangeliums in der Welt vorzubereiten.

Aus diesen nur den Gang der Schrift andeutenden und begleitenden Zügen kann der Reichthum ihres Inhalts ersehen werden. Sie ist eben so sehr an sich von wissenschaftlicher Bedeutung, wie sie reiferen Schülern, denen der Verf. sie zunächst bestimmt hat, nicht nur ein Muster der Behandlungsweise darbietet, sondern zugleich eine Fülle der Belehrung und Anregung. Der schweren Aufgabe des Religionsunterrichts in den obersten Gymnasialclassen, mit der Klarheit des Gedankens Innigkeit der Auffassung zu verbinden, ist hier auf eine ausgezeichnete Weise Genüge geschehen.

L. Wiese.

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

XVIII.

F. C. Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Band 5 bis April 1797. Heidelberg bei Mohr. 1844. XIV. u. 755 S. 8.

B. G. Niebuhr. Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten. Erster Band. Hamburg in der Agentur des Rauhen Hauses. 1845. XX. u. 339 S. 8.

F. C. Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandl. 1845.

Thomas Carlyle. Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen, in drei Theilen. Leipzig und Paris bei Brockhaus und Avenarius. 1844. Gr. 12. 49 Bogen.

Erster Artikel.

Von Jahr zu Jahr erhält die Geschichte der französischen Revolution eipen immer wichtigeren Charakter, denn wenn sich auch einerseits die Thatsachen sicherer und objectiver herausstellen, so gehen doch zugleich die Ansichten über den sittlichen Werth der grofsen Bewegung weiter und weiter auseinander, und bezeugen dadurch, dafs wir über dieselbe keineswegs schon hinaus sind, sondern uns noch gröfstentheils unter der Herrschaft der Idee befinden, aus der sie selbst entsprungen ist. Daher der leidenschaftliche Ton, mit welchem die Stimmführer extremer Parteien ihre Aussprüche bis zu den wildesten Paradoxen hinauf treiben, und so die Geschichte zu einer Sammlung von Pamphleten machen. Um so erfreulicher ist es aber, wenn wir Historiker von wahrhaft grofser Bedeutung den Weg der Mäfsigung bewahren sehen, nicht etwa mit jener starren Objectivität, welche die eigene Ansicht und sittliche Würdigung unter dem kalten Ton des nur im Thatsächlichen gewissenhaften Berichterstatters verschwinden läfst, sondern im Gegentheil mit der entschiedenen Absicht, nach dem durch Studium und Weltanschauung gewonnenen inneren sittlichen Mafsstab die Bedeutung jener wunderbaren Umwendung aller historisch begründeten Verhältnisse abzumessen.

In dieser Weise treten uns aus neuester Zeit die vier obengenannten Werke entgegen, alle von der höchsten Bedeutung nicht blofs für die Wissenschaft, sondern, wie sich jetzt das wissenschaftliche Leben selbst bei uns Deutschen gestaltet, auch ohne Zweifel für die praktischen Verhältnisse, von verschiedenstem historischem und künstlerischem Werthe, doch jedes unendlich wichtig um eine bedeutsame Seite in ihrem vollen Lichte hervorzuheben. Alle vier stimmen in dem einen Grundgedanken überein, dafs der Zustand vor dem Ausbruch der Revolution verderbt und unhaltbar war, dafs das in der Idee der menschlichen Gesellschaft ausgesprochene Gebot der sittlichen Vervollkommnung eine Aenderung nothwendig erheischte, und dafs demnach die französische Revolution durch das Streben das Unwahre zu vernichten und dem Wahren seine Geltung zu verschaffen, auf einem sittlichen Grunde wurzele. So kann man von allen vieren sagen, sie gehören der liberalen Partei an, aber freilich, mit welch' einem Abstande untereinander.

Schlosser *) nähert sich in seinen Ansichten der

*) Schlosser bietet in diesem Buche die Umarbeitung des Werkes, welches 1823 erschien. Damals gab er nur das aus Büchern Geschöpfte, hier die Frucht eigener Sammlung und Beobachtung; früher die historischen Facta, jetzt seine Ansichten und Urtheile über dieselben. —

Digitized by Google

radicalen Partei: Königthum und Kirche, wie sie sich historisch und traditionel gestaltet, und bis jetzt behauptet haben, sind ihm auf gleiche Weise verhafst. Dieses Königthum schmeckt ihm immer noch nach alter Despotie, die Kirchlichkeit nach Jesuitismus, und beide sieht er noch heut zu Tage im engsten Bunde zu dem gemeinsamen Zwecke: der Verdummung und Verknechtung der nach Freiheit ringenden Völker. Hieraus läfst sich leicht schliefsen, dafs er die Zustände vor der Revolution in Frankreich bis auf ihre tiefste Grundlage verdammt. Regierung, Kirche, sociales Leben der Bevorrechteten sind durchaus verderbt, elend, erbärmlich, besonders alles, was in irgend einer Beziehung zum Hofe steht oder zur Adelspartei gehört, von der selbst die keine Gnade vor seinen Augen finden, welche sich den liberalen Ideen des Jahrhunderts zugewendet haben. Nicht nur Lafayette erscheint ihm so als ein jeder Realität entfremdeter Träumer, sondern auch auf Rochefoucauld und seine Freunde, die sich zum Schutze des constitutionellen Thrones sammelten, sieht er mit verächtlichem Blick herab, so wie auf die Gesellschaft, die sich bei den Tonangebenden „*Salonsweibern*" zusammenfand. Ja sogar der junge Cüstine, der mit heifsblutigem Eifer sich dem Dienste des Vaterlandes und der Republik hingab, dient ihm nur zum Beweis, dafs die Männer des Volks in Paris Recht hatten, wenn sie keinem der liberalen Adeligen trauten; und doch führt er keinen andern Grund für seine Meinung an, als dafs Cüstine in Berlin für die Sache der jungen Republik keinen Erfolg hatte. Ja so weit geht seine Erbitterung, sein Hafs gegen den Adel, dafs er dem Dümouriez, dem er doch sonst als einem schlechten Gewährsmann wenig traut, vollkommen Glauben beimifst, wenn er sagt, die Häupter der Feuillants hätten die Legislative lächerlich gemacht, um durch ihren Sturz wieder ans Ruder zu kommen, und ein englisches Zweikammersystem einzurichten. Allein ans Ruder kommen will wohl jede Partei, und mufs es wollen, wenn sie von ihrer Ansicht überzeugt ist, und diese Neigung bekundete die Gironde wenigstens eben so stark als die Feuillants. Wenn sich aber die Legislative lächerlich, oder vielmehr durch ihre Nachgiebigkeit gegen den Pöbel verächtlich machte, so geschah es vorzugsweise durch die Schmeichler der grofsen Massen, und dies waren eben damals die Girondisten. Strebten die Feuillants anderseits danach, der an sich ganz unhaltbaren Verfassung durch ein Zweikammersystem praktische Haltbarkeit zu geben, so war dies gewifs vernünftiger als das Verlangen der Girondisten, dieselbe noch républikanischer zu machen. So enthalten also Dümouriez' Worte eine nur sehr schwache Beschuldigung, und man begreift nicht, wie Schlosser darin eine so bedeutsame Stütze für seine Ansicht von den *adeligen* Constitutionellen, in deren Mitte übrigens die Bürgerlichen Duport und Barnave eine so bedeutende Rolle spielen, finden kann. Ich wollte diesen Punct als Beispiel benutzen um darzulegen, mit welcher Parteilichkeit Schlosser gewisse Ansichten verfolgt. In seiner Darstellung fehlt es nicht an Stichwörtern zum Ausdruck für seinen Parteihafs. So kann er seinen Abscheu vor Sieyes, den er als den Stammvater der ihm sehr verhafsten Doctrinairs ansieht, nicht besser als durch das Wort „Pfaffe" bezeichnen. Robespierre scheint ihm geboren und gebildet, „um *die* Menschen zu gewinnen, welche sich zu jeder früheren Zeit und auch jetzt wieder um Missionsprediger, Jesuiten, Kapuziner und Methodisten zu sammeln pflegen." Besonders ingrimmig gegen diese obscurantistische Richtung macht ihn eben ihr zahlreicher Anhang in der heutigen Zeit, die das ihm verhafste Alte wieder zurückführen will, wie Ludwig Philipp und seine Jesuiten in Frankreich, in Deutschland auf dem linken Rheinufer die jesuitische Geistlichkeit, die historischen Juristen und das erneuerte Adelsstatut." Die Ausrottung des Alten erhält von ihm in jeder Beziehung ein unbedingtes Lob. So war nach ihm das neue Staatsgebäude des Convents ohne verderbliche Hierarchie, ohne Pfaffenthum und Adelsprivilegien an sich durchaus gut, und um es festzuhalten, selbst durch ein modificirtes revolutionaires Tribunal nicht zu theuer erkauft, denn der Erfolg hat gelehrt, dafs „die auch nur theilweise Rückkehr des Alten über Frankreich wieder dieselben Uebel gebracht hat, an denen Deutschland und England kränkeln." Uebrigens gesteht er doch ein, und dies pafst nicht ganz zu seiner Theorie über die alten Institutionen, dafs trotz ihrer damaligen Vernichtung „Aberglauben, Fanatismus und christlicher Fetischmus" im hohen und niedern Pöbel unausrottbar wurzelten. Das Verschwinden der religiösen Elemente oder wenigstens die vollkommene Indifferenz gegen dieselben in den Mittelklassen scheint ihm durch-

Digitized by Google

aus nicht bedenklich. Fromme Gesinnung, insofern sie nicht von allen Vorurtheilen frei ist, (und wie selten ist sie das), findet vor ihm keine Gnade, und „die Kirchlichkeit Ludwigs XVI. hat eben dieselbe Quelle als seine Passivität und sein starker Appetit." Ueberall ist ihm diese mit Vorurtheil behaftete Religiosität oder wie er es nennt, Kirchlichkeit nur ein Deckmantel für Liederlichkeit, Egoismus oder wenigstens Sinnlichkeit und Geistesschwäche. Er verwahrt sich jedoch gegen den Vorwurf der Irreligiosität, indem er die beiden Extreme, die Jesuiten und Cordeliers, welchen abwechselnd die Herrschaft über die Massen zufällt," auf gleiche Weise verdammt; jene treiben „abgeschmakten Götzendienst, diese ertödten jede religiöse Poesie im Herzen." Worin Schl. letztere sucht, ist freilich nicht recht ersichtlich; auch klingt es von ihm inconsequent, wenn er die alte gallicanische Kirche ehrwürdig nennt.

Die Maſsregeln des Auslandes gegen Frankreich findet er abgeschmackt und unrechtlich, und hier tadelt er England nicht weniger als Oesterreich und Preuſsen. Ersteres erklärt er trotz alles öffentlichen Ableugnens für einverstanden mit den Pillnitzer Beschlüssen. „Burke benutzte die gutmüthige Begeisterung des von seinem Adel, seiner Geistlichkeit, seinen Juristen und seinen Capitalisten wie ein Landgut benutzten Volks für das, was es Kirche, König und Comforts nennt, um es zum Fanatismus zu entflammen, während das englische Ministerium, die Aristokratie, König Georg III., den Pitt bei guter Laune erhalten muſste, unter der Hand das Treiben der französischen Aristokratie und der Höfe förderten." Wie kann ein so bedeutender Historiker einen Pitt und das englische Volk auf diese Weise charakterisiren wollen? — Nach ihm entschädigt „eine gewisse Freiheit und Frechheit, die dem Haufen klüglich vergönnt wird, John Bull für den Uebermuth seiner alles verschlingenden aber auch zu jedem Dinge tüchtigen und geschickten Aristokratie. — Eine Anzahl von Leuten reicht sich von Generation zu Generation die Hand, um die Meinnng des groſsen Haufens zu leiten und zu gebrauchen. Zum Schein theilen sich diese schon von langer Zeit her in zwei Parteien, und lachen ins Fäustchen über die Thorheit John Bulls." Wenn auch allerdings eine gewisse Wahrheit in diesen Bemerkungen liegt, so ist doch die Darstellung so zur Carricatur verzerrt, wie es der ernste Historiker gewiſs nicht sollte, auch ist der von Schl. gewählte Ausdruck hier und an andern Orten zur Bezeichnung von Personen und Zuständen oft keinesweges geziemend. Anerkannt groſse Staatsmänner behandelt er mit empörender Geringschätzung. Burke ist ihm nichts weiter als der Client und Pensionär der Aristokratie, der diese gut bedacht, und dafür seine Dienste erkauft hat, Pitt ein gewissenloser Intrigant, allerdings von groſser Fähigkeit als Staatsmann, doch so von allem menschlichen Gefühl entblöſst, daſs er und sein Ministerium jedes egoistischen Frevels für fähig gehalten zu werden verdient. In Schl. steht nicht an ihn mit Couthon u. a. m. zu vergleichen, von dem er sagt, daſs er seinen furchtbaren Vorschlägen so gut ein Ansehen der Nothwendigkeit und Billigkeit zu geben verstand, als Pitt oder irgend ein deutscher Jurist oder Diplomat — Daſs er Sieyes, wie schon erwähnt, nur als einen heuchlerischen Pfaffen charakterisirt, ist schon sehr hart, wenn er aber von ihm und auch von Mirabeau, den er doch sonst anerkennt, meint, daſs sie ihre Vorschläge boshaft berechneten, so ist er, besonders gegen letzteren, offenbar ungerecht. Wie hier dem Charakter des groſsen Tribunen, so thut er seinem Genius Unrecht, wenn er sagt, daſs Leute, welche über den Trümmern der Republik unter Napoleon an die Stufen des Thrones heranklommen, ihn in den Zeiten der Constituante demokratisch benutzt hätten. Als Mirabeau säete, da wuſsten sie keinesweges, welche Ernte emporschieſsen würde; und was sie wurden, verdankten sie dem schöpferischen Genius, der später in dem kreisenden Chaos ihre Kräfte zur Neugestaltung der Dinge zu benutzen wuſste, während Mirabeau, was er war, nur seinem eigenen Genius schuldig war. —

Wunderlich klingt es auch, wenn Schlosser von Danton sagt, er habe als Minister alles klatblütig mit diplomatischer Staatsweisheit eingeleitet. *Danton kaltblütig?* Er ist ein feuerspeiender Vulkan, furchtbar und verheerend, von dämonischen Gewalten getrieben. Bei ihm war von Bedenken, Berechnen und von Staatsweisheit nicht die Rede; nur der Augenblick mit seinen Bedürfnissen und Genüssen beherrschte ihn. Entzündet sich in seinem Busen die Gluth der Leidenschaft, dann bebt er vor keiner noch so schrecklichen That zurück, in ruhigeren Augenblicken ist er gemäſsigt, und zu keiner Zeit ganz entblöſst von menschli-

Digitized by Google

cher Regung. — Nicht minder mufs es auffallen, wenn Schlosser die herrschenden Schreckensmänner „geniale Verbrecher" nennt, denn aufser Danton verdient wohl keiner von ihnen eine solche Bezeichnung. — Ungläubig ist er gegen jeglichen Bericht von rührenden Scenen der Grofsmuth, obgleich er in Bezug auf Danton selbst anerkennt, dafs man keinen Mann für unbedingt ganz gut, den anderen für ganz schlecht halten darf. So zieht er vieles, was bei den Septemberscenen und bei der Hinrichtung des Königs geschehn, in Zweifel; aber verletzend ist es, wenn er den erschütternden Auftritt zwischen Burke und Fox im Parlamente verspottet, dessen Anblick gewifs ergreifend gewesen sein mufs, da er auf so kalt verständige Leute, als nach Schlossers Ausdruck die Engländer sind, einen so tiefen Eindruck machte. Fast am ungünstigsten lautet sein Urtheil über die Frauen der Revolutionszeit, von der Königin und ihren fürstlichen Freundinnen an bis auf die Genlis und die Madame Campan. Die Necker und ihre Tochter sind ihm nur klatschende Salonsweiber ohne Charakter und ohne alle wirkliche Bedeutung. Um so wunderbarer ist es, wenn er die Roland von dieser allgemeinen Verurtheilung ausnimmt. An Geist und Herz erscheint sie ihm im Gegensatz zu den übrigen durchaus verehrungswerth, ein Muster edler Weiblichkeit, den edelsten Erscheinungen unter den römischen Matronen vergleichbar.

So haben wir die Hauptpuncte zur Charakteristik seiner Darstellungsweise berührt, und dies wird genügen, da er hier nicht sowohl Thatsachen und Einzelheiten, als seine Ansicht über die Zeit, welch er selbst durchlebt, geben will. Und wenn hierbei nur grofsentheils das hervorgehoben ist, worin wir mit dem gelehrten Historiker nicht einverstanden sind, so ist dies keinesweges geschehen, um sein grofses Verdienst um die Geschichte, welches auch dieses Werk bekundet, zu schmälern. Auch hier, wie überall bei ihm, haben wir die kraftvolle Selbstständigkeit, die unermefsliche Belesenheit, die Umsicht und Ausgedehntheit seines Quellenstudiums zu rühmen, und aufser dem gelehrten Werthe jene edle, uneigennützige Gesinnung, die nur danach strebt, der Wahrheit Geltung zu verschaffen, und das für schlecht Gehaltene mit den schärfsten Waffen des Geistes zu bekämpfen, ohne Ansehn der Person und ohne Berücksichtigung äufserer Verhältnisse.

Auch *Niebuhr*)* tritt von vorn herein entschieden und unumwunden mit einer Mifsbilligung der Zustände vor der Revolution heraus, welche mitunter bis zur Entrüstung steigt. Dieser Unwille wendet sich vorzüglich gegen die Regierungen, sowohl in ihren Principien als in ihrer praktischen Thätigkeit, und gegen den Adel sowie gegen den Clerus, wo sie zum Schaden *des Gemeinwesens* ihre privilegirte Stellung mifsbrauchen. In dem Urtheil über das Verderbnifs dieser Elemente des Staates giebt er selbst Schlosser wenig nach; er erkennt sogar an, was dieser in mancher Hinsicht, obgleich aus andern Gründen, bezweifeln möchte, „dafs es trotz aller Gefahr der heutigen Zustände (1829) durch die Revolution besser in der Welt geworden sei". Ja, Niebuhr giebt der grofsen Bewegung das ehrenvolle Zeugnifs, dafs erst in der Zeit der Revolution Gefühl für Anstand und Sitte (in den höheren Kreisen wenigstens) wieder erwacht sei. — Freilich ist seiner Ansicht nach der gesellschaftliche Zustand gefährlicher als damals, allein er tröstet auch darüber durch das wohl zu beherzigende Wort, dafs Mündigkeit nie ohne Gefahr, Unmündigkeit aber ohne Verdienst ist.

Europa schied sich nach Niebuhr gegen die Zeit der Revolution hin in zwei grofse Massen, von denen die eine an dem Fortschritt Theil nahm, die andere zurückblieb. In letzterer war alles geistige Leben so wie auch die Industrie gelähmt, alles war erstarrt und abgestorben. — Dies ist sehr wahr; nicht so wahr jedoch, dafs die Regierungen dieser Länder im Gefühl des unseligen Zustandes Mittel, um die Völker vorwärts zu treiben, ergriffen, aber an der Unfähigkeit derselben zur Fortbildung scheiterten, wie durch Pombal Aranda u. s. w. erwiesen werden soll. Diese Regierungen selbst merkten wohl, dafs sie gegen ihr eigenes System inconsequent wurden, und liefsen daher ab von ihren Bestrebungen, weil sie wohl sahen, dafs durchgreifende Reformen zu schwer auf sie selbst zurückfallen mufsten. Nein, überall regte sich im 18. Jahrhundert in den Völkern ein neuer Geist, welcher, wie verschrieen er immer sein mag, doch die goldene Morgenröthe einer besseren Zeit war.

---

*) Die Vorlesungen, deren Abdruck dieses Buch ist, sind nur einmal, und zwar 1829 in Bonn gehalten worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

F. C. Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs.

B. G. Niebuhr. Geschichte des Zeitalters der Revolution.

F. C. Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik.

Thomas Carlyle. Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen.

(Fortsetzung.)

Dies erkennt N. an, wenn er sagt, dafs damals der Geist mündig ward. — Allein die Regierungen und der bisher herrschende Theil im Volke gingen nicht gleichen Schritt mit der sich überall obschon in verschiedenen Graden zeigenden Bewegung. Ia, Preufsen ist nach Niebuhr selbst „fast das einzige Land in Europa, wo eine weise Administration sich den Verhältnissen anpafste, und dadurch den Uebergang in neue Zustände heilsam vorbereitete. — Preufsen steht unter den Staaten, die sich einen bestimmten Zweck vorsetzten, und nach diesem sich fortbilden, obenan." Dagegen ist freilich zu sagen, dafs in jener Zeit von einem *preufsischen Staate*, der sich einen Zweck setzte, nicht die Rede war, sondern der Staat — das war eben nur der Fürst. —

Das regste nationale Leben, unterstützt von einer den Geist der neuen Zeit begreifenden Regierung, zeigte sich in England; und kein Staat, sagt Niebuhr, hat wohl das Glück gehabt, nach einem so schweren Kriege, wie der amerikanische war, durch eine so weise Verwaltung wieder gehoben zu werden, als das Inselreich unter Chatam's grofsem Sohne, welcher die Nothwendigkeit des Fortschritts einsah. Pitt entspricht durchaus den Anforderungen, die Niebuhr an einen grofsen Staatsmann macht, dessen Gröfse eben darin besteht, „dafs er die werdenden Verhältnisse und den Zustand des Landes dafür vorbereitet, damit die Veränderungen ihn nicht im Schlafe überraschen."

Deutschland zerfiel, wie das übrige Europa, in einen beweglichen und stockenden Theil; zu dem letztern zählt Niebuhr die Reichsstädte, die „wie Mumien dalagen, Bilder des äufsersten intellectuellen Todes", und dennoch waltete in unserm Vaterlande das Princip der Bewegung, weil in demselben damals eine Prefsfreiheit bestand, von der man jetzt keinen Begriff hat, wogegen in dem viel bewegten Frankreich selbst Montesquieu's ernstes Werk keine Gnade vor der unerbittlichen Censur fand. — In Montesquieu sieht Niebuhr einen der gröfsten Geister der neueren Zeit; er erinnert an seinen Ausspruch, dafs nichts bestehen kann, was sich nicht beständig auf das Princip seines Seins zurückführt; dafs sich zwar nicht das Einzelne bewahrt, wohl aber der Geist des Ganzen, insofern er national oder eigenthümlich ist, unglaublich lange erhalten kann. Niebuhr findet einen Beleg dazu in der römischen, und Aehnliches in der englischen Geschichte. In Frankreich jedoch waren alle socialen Verhältnisse einerseits verknöchert, andrerseits gelöst. Die schroffsten Gegensätze zeigten sich neben einander. „Hofleute und ungläubige Priester spotteten mit den Philosophen der Religion, und suchten doch in ihr eine Stütze für den Mifsbrauch ihrer Macht; sie verkehrten mit denselben Leuten, deren Stand sie doch verachteten und zu Boden traten; die leichtsinnigen Schönen von Versailles riefen den einfachen Buchdrucker Franklin als den ersten unter den Menschen aus, und huldigten, sie, die den Sybaritismus des Orients herbeiwünschten, der Phantasie — und schmucklosen Demokratie." Alles dies war eine natürliche Folge der gänzlichen Blasirtheit des socialen Lebens. Franklin ist übrigens nicht Niebuhr's Held; er findet es unbegreiflich, wie man ihn in dem falschen Glanze hat ste-

Digitized by Google

hen lassen, den man um ihn gebildet hat. Die Bewunderung scheint jedoch keinesweges ungegründet, wenn man bedenkt, welchen wohlthätigen Einflufs Bildung und Geistesstärke in einfacher naturgemäfser Erscheinung auf eine Welt machen mufsten, die nur noch die wunderlichsten Zerrbilder des menschlichen Wesens kannte.

Bei dem fast durchgehenden Tadel, den Niebuhr auf alle Seiten des französischen Staatslebens häuft, mufs es auffallen, dafs er die Erblichkeit des Gerichtswesens in den Parlamenten gar nicht so übel findet. Durch Gewohnheit von zarter Jugend an, meint er, habe sich unter diesen familles de robe die Bekanntschaft mit den Rechtsfällen festgesetzt, und dies sei die einzig wahre Einleitung zu den juristischen Studien. Grofse Ehrfurcht äufsert Niebuhr vor den Gaben Türgot's; obschon ein Mann des Systems erscheint er ihm als ein tüchtiger Geschäftsmann, der nur geringer Praxis bedurft, um sich durchzuarbeiten. Doch während er ihn als einen der trefflichsten Staatsmänner rühmt, will er in Necker durchaus keine Art von Verdienst anerkennen. Necker ist ihm nur ein eitler, eingebildeter Thor, welcher die Ergebnisse glücklicher Umstände seiner Weisheit anrechnete. „Da das bewegliche Vermögen bedeutend im Anwachsen begriffen war, so machten sich die Anleihen, durch die er den Finanzen aufhelfen wollte, mit Leichtigkeit. Dies war aber das Werk der Umstände, nicht das seine." Die Nachfolger Neckers finden gar keine Gnade vor Niebuhrs Augen. Calonne nennt er den leichtfertigsten Burschen auf der Erde, und Brienne steht ihm noch tief unter Calonne.

Befremdend kann es erscheinen, wenn Niebuhr das Recht des Königs, durch ein lit de justice seinen Ordonanzen Gültigkeit zu geben, ursprünglich für unbestreitbar hält, da die Parlamentsmitglieder nur Staatsräthe waren. Niemals war dies Recht als unbestreitbar anerkannt worden, sondern unter stetem Widerspruch geübt, wenn man die kurze Zeit ausnimmt, wo Ludwigs ehrfurchtgebietende Persönlichkeit jede Entgegnung beseitigte. Auch wurde nicht erst durch Brienne's Gewaltstreich das Parlament gewahr, dafs es eine grofse Popularität besafs, denn man darf sich nur erinnern, mit welchem Jubel seine Zurückberufung im Anfange der Regierung Ludwigs XVI. von dem Publicum aufgenommen wurde.

Nach Niebuhr gab es nur einen Mann, der als Minister den wirren Knäul verjährter Verhältnisse und unbesonnener Forderungen hätte lösen können, und dieser Mann war Mirabeau. Ihn hält er als Schriftsteller, als Parlamentsredner und als praktischen Staatsmann für die gröfste Erscheinung jener Zeit. Seine Schrift über den Despotismus, über die lettres de cachet sind ihm das Beredteste, was in irgend einer Sprache geschrieben; auch hält er ihn für den einzigen Mann, welcher die Finanzen verstand, während er alle Pläne der übrigen Financiers nach genauem Studium für ganz unpraktisch, ja für unter aller Kritik erklärt. Freilich wissen wir dennoch, dafs Mirabeau sich für die financiellen Verhältnisse Rath bei dem Genfer Clavière holte. Dies verhehlt auch Niebuhr nicht, allein sehr schön sagt er von Mirabeau: „durch Intuition hatte er wahre administrative Einsichten. Seine Natur war architektonisch nach dem Ausdrucke der griechischen Philosophen, und dies vervielfältigte seine Macht; er wufste sich mit subordinirten theils auch bedeutenden Talenten zu umgeben, die sich durch Ideenmittheilungen über sich selbst erhoben." Am meisten erscheint ihm Mirabeau zu der erhabenen Stellung eines ersten Ministers dadurch berechtigt, dafs er keinesweges dem Despotismus „eine moderne neuerfundene Verfassung nach amerikanischer Manier substituiren wollte, sondern die Wurzel für dieselbe in etwas Historischem suchte." Ob Mirabeau streng an dem Historischen haftete, läfst sich freilich wohl noch bestreiten, dafs er aber von allen Neuerern den praktischsten Sinn besafs und am wenigsten unter der Knechtschaft abstracter Ideen stand, das wollen wir gern zugeben.

Mit grofser Schärfe weist Niebuhr nach, dafs die Historiker und Kritiker der französischen Revolution viel zu wenig Gewicht auf die ungeeignete Repräsentation des Adels und der Geistlichkeit gelegt haben, und demnach die gröfste Schwierigkeit nur in der Auflösung der Frage sehen, wie man die Vertretung des dritten Standes bestimmen sollte. Bei der Wahl zur Ständeversammlung herrschte auch für den Adel, da keine Rücksicht auf Pairie und Landsäfsigkeit genommen wurde, ein demokratisches Princip, und noch mehr für den Clerus mit seinen 190 Pfarrern, welche man leicht als Vertreter der bäuerlichen Interessen ansehn konnte. Demnach war also jede Möglichkeit der Bildung eines Oberhauses aus solchen Elementen unmög-

Digitized by Google

lich geworden. Abgeschmackt aber erscheint es Niebuhr, wenn man in der Verdoppelung des dritten Standes die Ursache der Revolution sieht. Uebrigens waren die Deputirten im Grunde nur Deputirte der Städte, ein Argument, welches nach ihm die Vertheidiger des ersten Standes gar nicht benutzt haben. Was die Bemühung des Ministeriums am 23. Juni betrifft, selbständig eine Verfassung zu geben, so war es nach seiner Ansicht damit viel zu spät, und alle Anstrengung vor der Revolution zu retten, vergebens. Einer Verfassung hätte es, selbst wenn ein grofser Charakter an der Spitze gestanden hätte, bedurft, in der Art, wie die Charte Ludwigs XVIII.; allein „damals", meint Niebuhr, „hätte sie viel besser werden können als sie jetzt ist, wenn nur ein grofser Mann sie gemacht hätte, weil noch die alten Institutionen erhalten waren, die jetzt zertrümmert daliegen." Das „wie?" sieht man gleichwohl nicht ein. Alles kommt dahinaus, ein Oberhaus und Unterhaus nach englischem Zuschnitt zu bilden. Wenn aber auch wirklich noch ein Unterhaus in der vorgeschlagenen Weise, dafs der Grundbesitz durch den Landadel, Industrie und Wissenschaft durch die Städte, und die bäuerlichen Interessen durch die Landpfarrer (!) vertreten worden wären, hätte gebildet werden können: so mufste es doch unmöglich erscheinen, aus dem in sich zerfallenen Adel ein dauerndes Oberhaus zu gründen. Mit Recht tadelt Niebuhr, dafs man so wenig im Jahre 1789 als auch bei allen unseren späteren Verfassungen daran gedacht hat, eine verständige Volkswahl möglich zu machen, so dafs man jetzt eben so weit davon entfernt ist wie ehemals. Das Unterscheiden der Stände „durch Costüm und Ceremoniel zum Nachtheil des dritten Standes" erklärt N. geradezu für „eine Absurdität".

Die Kühnheit der liberalen Partei in dem Widerspruch gegen die grenzenlose Willkühr und Verwirrung im Staate erkennt Niebuhr rühmend bei den Franzosen an, doch weiter geht er in seiner Billigung nicht. Er verdammt ihr Princip; ihre „Theorie von der bürgerlichen Gewalt ist ihm das Aergste, was die Revolution zu Tage gebracht hat". Für ihn ist der Eid im Ballhause nicht nur eine ungeheure Rechtsverletzung, sondern schon „ein Anfang jener Hypokrisieen und Comödien, welche hernach in der Revolution so oft wiederholt sind." Hier ist er offenbar ungerecht. Dafs Mounier der Urheber dieses Eides war, sollte jeden Verdacht der Hypokrisie von vorn herein beseitigen. Von allen Mitgliedern der Nationalversammlung findet eigentlich nur Mirabeau vor Niebuhr gerechte und vollkommene Anerkennung. Malouet liebt er sehr, scheint aber doch in die Bedeutsamkeit seiner Talente im Vergleich mit der grofsen Aufgabe seiner Zeit Zweifel zu setzen. Mounier, Lally sind ihm Leute mit besserem Herzen als Köpfe. Sieyes hat nach seiner Ansicht „ganz ohne Ursache eine Zeit lang in Europa eine grofse Reputation genossen als ein geheimnifsvolles Wesen, welches zu unbekannten Zwecken wirkte — *nur in Deutschland* galt er als ein tiefer Metaphysiker." Letztere Behauptung wenigstens ist wohl nicht eben tief begründet, denn noch heut wird Sieyes von den französischen Geschichtsschreibern als ein solcher ausgegeben, während man ihm unsererseits weit seltener diesen Ruhm zuerkennt. Sehr treffend dagegen sagt Niebuhr von Lafayette, er sei, seitdem er Commandant der Nationalgarde geworden, nur ein simulacrum gewesen. Bailly trotz einer grofsen Aehnlichkeit in der Richtung steht ihm weit höher, und viel bedeutender als Beide ist ihm der indéfinissable Robespierre. Wunderbar findet er es, dafs Leute, wie die Lameths, Noailles u. s. w. von der Geschichte als bedeutend genannt werden, während andre, welche grofses Gewicht im Convent bekamen, und sich um die Verwaltung viel Verdienst erwarben, wie Cambacères, Carnot, Daru, Mollien, Gaudin, vor allen Merlin de Douay, in der ersten Versammlung unbeachtet blieben.*) Dies war aber ganz natürlich, denn die Constituante bewegte sich im Reiche der Theorie, die sie mit schulmeisterlicher Pedanterie, gleichsam als ein Exercitium nach dem Dictate Jean Jaques und Montesquieu's, durchführte, und darin die ganze Gröfse des Gesetzgebers suchte, während trotz aller tollen Ausschweifungen der Convent grofsentheils aus praktischen Mitgliedern zusammengesetzt war. Durch ihn kam nämlich, weil es die äufsere Lage Frankreichs unumgänglich erheischte, die Praxis wieder zu Ehren, denn er mufste in dieser

*) An dieser Stelle mufs bei den Nachschreibenden ein Mifsverständnifs stattgefunden haben, denn von den Genannten waren nur Mollien und Merlin de Douay wirklich Mitglieder der Constituante: Carnot gehörte der Legislative und dem Convent, Gaudin dem letztern allein, und Daru gar keiner der drei Versammlungen an. Auch Mollien ward nicht wieder in den Convent gewählt.

Digitized by Google

Beziehung wieder gut machen, was von der Constituante und der Legislative verdorben worden war. Mit dem ganzen Unwillen eines praktischen Mannes erhebt sich Niebuhr gegen die Erklärung der Menschenrechte, die er in Amerika, obwohl sie auch dort in den einzelnen Fällen nur eine Illusion sind, weil die sovereignity of the people als Thatsache existirt, gestattet. Und dennoch trotz seines heftigen Tadels aller jener unverjährbaren Menschenrechte stellt er nichtsdestoweniger selbst eine Art von Codex derselben auf, freilich etwas verschieden von dem des Jahres 1789. Auch er erkennt Rechte an, die sich ein Volk nicht nehmen lassen darf, wenn es sich nicht selbst das Brandmal elendester sclavischer Gesinnung aufdrücken will. Dafs sich die Griechen gegen die Türken, die Niederländer gegen Philipp von Spanien empörten, entschuldigt er nicht nur, sondern erklärt es für Recht, ja Pflicht; und so erkennt also auch er gleich dem von ihm als unpraktischen Träumer verworfenen Lafayette jenes berüchtigte heilige Recht des Aufstandes an. Das Maafs erträglicher oder nicht erträglicher Tyrannei ist wohl schwer abzumessen, und jeder Widerstand leicht zu rechtfertigen, sobald das Recht dazu im Princip zugestanden ist. Dies ist die schwächste Stelle in Niebuhrs Buche. Auch von der ganz praktischen Seite genommen, möchte sich mancher Widerspruch erheben, wenn unter Ludwigs XV. elender, die Nation beschimpfender Regierung nur von „leidlichen Beschwerden" die Rede ist, und ganz wunderlich mufs es uns klingen, dafs die Franzosen deshalb den jammervollen Höflingsdespotismus ertragen sollten, weil die Vorfahren ihres Königs Frankreich durch Concentrirung der Herrschergewalt zu so hohem Glück und so gewaltiger Nationalkraft erhoben hatten. Man könnte im Gegentheile sagen, eben weil Ludwig XV. und seine Regierung im Vergleich mit der ehemaligen Kraft so ganz entartet waren, sei der Ausbruch des so weise erhobenen Nationalstolzes vollkommen gerechtfertigt gewesen. Sagt doch Niebuhr selbst bald nachher: „Sind nun die Zustände der Art, dafs sie gar kein gesundes Leben hervorbringen, so ist hier eine Krankheit, aus der eine Krisis retten mufs." Nur in solcher Krisis sahen aber die Franzosen Rettung; so wie kurze Zeit vor ihnen die Amerikaner. Diese Nationen waren nach Niebuhr nicht, wie die Schweizer, Niederländer und Griechen zur Gegenwehr ermächtigt; „es war bei ihnen durchaus unrecht, ein Verkennen der von Gott eingesetzten Gewalt." Allerdings ist der Staat keine Actiengesellschaft, sondern der Mensch ist seiner Natur nach für den Staat bestimmt, und die Idee des Staates ist demnach eine göttliche; allein wie jede göttliche Manifestation in irdischer Form dem allgemeinen Gesetz des Irdischen, der Aenderung, Entwickelung und Fortbildung unterworfen.

Seltsam erscheint es von einem Historiker wie Niebuhr, wenn er von der Revolution der Engländer, deren Rechtsinn er gern retten möchte, sagt, es sei ein besonderer Fall gewesen, da bei ihnen die Souverainität getheilt war, und das Unrecht offenbar auf Seiten Karls I. Ob das formale Recht sich so ganz auf Seiten des Parlaments befand, möchte doch noch einigem Zweifel unterworfen sein; gewifs aber war der innere Zustand Englands zu seiner Zeit nach allen Seiten hin verhältnifsmäfsig weit befriedigender, als der der Franzosen vor der Revolution. So ist denn bei Niebuhr die Constituante in vollkommenem Unrecht, ihre Mitglieder theils verblendete, erbärmliche Egoisten, theils utopische Schwärmer und Thoren, und Mirabeau der einzige Revolutionär, welcher die Revolution nicht in dem Sinne wollte, wie die übrigen. Diese nämlich fafsten sie alle, einer mehr, der andere weniger, im *idealen* Sinne, er dagegen im *praktischen*. Hierin hat Niebuhr Recht; wenn er aber behauptet, es sei von Mirabeau keine revolutionaire Maafsregel ausgegangen, so widerlegt sich dies schon durch die Bemerkung, dafs gerade er in der Frage der Sanction durch das Unterscheiden der *constitutiven* von den *legislativen* Beschlüssen der Versammlung am meisten dazu beitrug, das königliche Ansehen zu beschränken.

Da Niebuhr die ganze gesetzgebende Thätigkeit der Constituante von ihrem Principe aus verdammt, so finden natürlich nur wenige ihrer Acte Gnade vor seinen Augen. Das Holokaust vom 4. August nennt er thöricht, obgleich einige richtige Mafsregeln wie die Ablösbarkeit des Zinses in demselben begriffen sind; doch erkennt er es als ein Werk der Begeisterung, nicht der niedrigen Heuchelei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

F. C. Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs.

B. G. Niebuhr. Geschichte des Zeitalters der Revolution.

F. C. Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik.

Thomas Carlyle. Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen.

(Fortsetzung.)

In der Umgestaltung des Gerichtswesens sieht er nur schädliche Neuerung zum grofsen Nachtheile der guten Rechtsverwaltung; denn während man „bei den Parlamenten den Vortheil einer Tradition genofs, welche die Gesetze entbehrlich machte, so hatte man jetzt Richter, die nichts verstanden." — Die Einrichtung von 44000 Municipalitäten ist ihm das wirksamste Mittel zur vollständigen Desorganisation. Auch gegen die neue Eintheilung des Landes in Departements hat N. manches einzuwenden, weil sie seinem Princip zuwider das Alte nicht verbessert, sondern beseitigt; er gesteht jedoch ein, dafs sie trotz mancher kleiner Unbequemlichkeiten grofsen Vortheil gewährt „und wesentlich dazu beigetragen habe, die Franzosen *zu einer Nation* zu machen." Welches gröfsere Lob läfst sich wohl über sie aussprechen. — Am stärksten erklärt er sich gegen die Aufhebung des Adels, „ein rohes Gesetz, indem es die Macht der Geschichte angriff — den Papieradel dagegen hätte man leicht rembursiren können" — letzteres wäre gewifs eine ganz zwecklose und für die damalige Finanzlage des Staates sehr lästige Operation gewesen. Dagegen müssen wir ganz mit Niebuhr übereinstimmen, wenn er die Eile, mit welcher die Constituante ihre Gesetze (sie werden von ihm auf zwanzigtausend angegeben) in's Publikum ergofs, ohne dafs man die Zeit hatte, sich recht damit bekannt zu machen, beklagt. Die neuen Gesetze kannte man nicht, jedes alte hatte die Vermuthung gegen sich, als sei es abgeschafft, daher hatte man gar keine Gesetze.

Hart tadelt es Niebuhr und gewifs mit Recht, dafs der König die Constitution, die er allem Anschein nach für unhaltbar hielt, dennoch beschwor, und dann, dem Rathe seines Vertrauten, Bertrand von Molleville, gemäfs, wartete, bis ihn die Umstände selbst ihrer entledigen würden. „So war der König, früher der redlichste und biederste Mensch von der Welt, seit der Revolution in der unglücklichsten Unwahrheit befangen." — — Wollte er diese Schuld vermeiden, so mufste er, wie Montmorin rieth, die Verfassung zurückweisen, d. h. abdanken. Ja, nur die Abdankung blieb dann übrig, denn nicht allein die Mehrzahl der Constituante, nein, die ungeheure Mehrzahl des Volkes (selbst die vom Zehnten und anderen Abgaben befreiten Bauern) hafteten an dieser Constitution als an ihrem allein seligmachenden Glaubensdogma. Nur denkende Köpfe liefsen sich nicht ganz durch die philanthropischen Floskeln von Volkssouverainität und unverjährbaren Menschenrechten täuschen, und vermifsten in ihr eine Garantie für Ordnung, Festigkeit und Dauer. Daher ist es ungerecht von Niebuhr, wenn er in Lafayette das einzige Hindernifs dagegen sieht, dafs der König mit Hülfe der gutgesinnten und ihm wohlwollenden Nationalgarde die Zurückweisung aussprechen konnte. Die Nationalgarde wollte ihren König allerdings vertheidigen, das hatte sie am 17. Juli blutig bewiesen, aber nur ihren *constitutionellen* König, und Lafayette wurde keinen Augenblick dieser Gesinnung untreu.

Die sogenannte Legislative wird äufserst kurz abgefertigt. Ihre ersten unbesonnenen Schritte (den Angriff auf die königliche Gewalt durch Unterdrückung der bisher üblichen Formen) nennt Niebuhr kindisch

Digitized by Google

und ungeziemend, und scheint überhaupt einen ausführlichen Bericht über ihre Thätigkeit nicht der Mühe werth zu halten. Allerdings hat es auch wohl nicht leicht eine Versammlung gegeben, welche trotz einer bedeutenden Anzahl von nicht gewöhnlichen Talenten in einer merkwürdigen Zeit der Entwickelung so geringen Einflufs auf den Gang der grofsen Bewegungen ausgeübt hat, als diese Legislative. Ueber die Girondisten theilt Niebuhr die fast allgemeine Ansicht. Sie sind ihm Männer von entschiedenem Talent und bedeutender Beredtsamkeit, aber „umbratiles und Sophisten", idealische Nacheiferer ihres Landsmannes Montesquieu, dessen Ideen sie auch da, wo er ganz von dem Standpunct der Speculation aus redet, ohne weiteres in die Praxis übertragen wollten.

Auch Niebuhr gilt Vergniaud als der beredteste, ja, als der einzig grofse Redner der Versammlung. Unter den eifrigen Anhängern der Constitution in dieser Versammlung schätzt er an Talent und ehrenhafter Gesinnung am höchsten Vaublanc, der während der Restauration zur äufsersten Rechten übertrat. Mit Recht macht er auf den verderblichen Einflufs der blutgierigen und schamlosen Journale, ami du peuple, père Duchesne u. s. w. aufmerksam; in ihnen, nicht in der Legislative, sieht er ganz richtig die leitende Macht, denn sie bestimmten die öffentliche Meinung um so leichter, da das Volk durchaus „illitterat" und deshalb um so leichtgläubiger war. Gegen sie verschwinden Brissot's, Carra's nüchterne Schöpfungen, der patriote français u. s. w., während die Volksgesellschaften, der Jacobinerclub, zur Aufhetzung des Volkes dienten; doch nicht durch Geldspenden, denn „Geld ist nur vom Hofe ausgegeben worden, aber vergebens".

Niebuhr läfst die Geschichte der innern Bewegungen Frankreichs in diesem ersten Theile mit dem Tode des Königs enden. Dafs er den Procefs eine Missethat nennt, die keine Entschuldigung verdient, wollen wir nicht tadeln, doch mufs es uns auffallen, wenn er diejenigen, die ihn verurtheilen konnten, für Wahnsinnige oder Ungeheuer, und gleichwohl wenige Zeilen darauf „die Anklagen für grofsentheils begründet" erklärt. Scharf und treffend dagegen wird hervorgehoben, dafs durch den Königsprocefs die Gironde sich in ihrer ganzen Haltungslosigkeit blofs gab, und so den sichern Grund zu ihrem Untergange legte. Sehr schön vergleicht Niebuhr die Revolution in der Schreckenszeit mit dem Mythus der Meden, die den Vater des Jason durch sein eigenes Blut verjüngte. Aber die Terroristen thaten dies aus einem dunklen Trieb ohne Bewufstsein des Entsetzlichen der That noch des Segens der Zukunft, wie denn überhaupt nach Niebuhr „die Exagerirten die ganze Revolution hindurch nicht gewufst haben, was sie thaten". —

Mit grofser Umsicht und tiefem Blick stellt er die politischen Händel, welche die Geschichte der Revolution begleiteten, und sich aus ihr erzeugten, gegen das Ende des Buches dar. Doch läfst sich wohl schwerlich seine Ansicht rechtfertigen, wenn er in Bezug auf die erste Theilung Polens sagt, dafs Friedrich II. „ein gutes Recht auf Westpreufsen gehabt, weil — der abgerissene Theil deutsch, durch die verblendeteste Empörung abgetreten, und von den Polen durch tartarische Hülfsvölker verheert worden wäre. — Das formale Recht ist zwar eine nothwendige Sache, aber in tausend Lebensverhältnissen ist es eine Sclaverei, von der eine höhere Stimme erlöst, und die Nothwendigkeit wird Recht." Dieser Satz ist gewifs sehr wahr, aber wenn er für Acte, wie die Theilung Polens, seine Geltung haben soll, so mufs man doch mit vollem Rechte fragen dürfen, warum nicht auch in Bezug auf die Verfassungsverhältnisse der Staaten? Auch hier mufs das summum jus gewifs summa injuria werden, von dem „eine höhere Stimme freispricht, und so die Nothwendigkeit zu einem Rechte macht." — Ebenfalls mufs es befremden, wenn Niebuhr die kriegerische Stellung, welche Franz II. bei seiner Thronbesteigung annahm, damit entschuldigt, dafs die Geduld eines Weisen dazu gehört hätte, „die Provocationen Frankreichs zu ertragen". Wenn eine Partei provocirt wurde, so war dies ohne Zweifel Frankreich. „Auch sagt Niebuhr selbst wenige Seiten früher: „Die unvernünftigen Provocationen von Seiten des Auslandes waren allerdings arg." Widersprüche wie die letzteren dürfen wohl kaum Niebuhr selbst, sondern nur der mangelhaften Beschaffenheit der Manuscripte, aus welchen das Buch gezogen ist, zugeschrieben werden. Es finden sich überhaupt, wie dies schon in der Vorrede des Buches angedeutet ist, manche kleine Ungenauigkeiten in demselben, was kaum anders möglich war bei der Art und Weise, wie dies Werk entstanden ist, nämlich durch eine Redaktion aus verschiedenen nach-

Digitized by Google

geschriebenen Heften selbst ohne Beihülfe der wenigen schriftlichen Notizen, welche der berühmte Historiker im Laufe dieser, seinen Gewohnheiten nach, frei gehaltenen Vorträgen benutzte. Wenn wir demnach bedauern, dafs mancher wichtige Punct nicht so vollständig und genau als ihn der grofse Gelehrte in seinen Vorlesungen behandelt hat, wiedergegeben worden ist, so müssen wir anderseits dem Herausgeber den lebhaftesten Dank aussprechen, dafs er den schätzbaren Beitrag zur Reglung der Ansichten über die wichtigsten Momente der neueren Zeit in möglichst authentischer Form dem Publicum übergeben hat.

Dahlmann beginnt mit einer kurzen Einleitung, in welcher er den Verfall des Königthums und die innere Auflösung aller socialen Zustände in Frankreich schildert. Am verderbtesten erscheinen ihm die kirchlichen Verhältnisse, weil in ihnen der Widerspruch gegen die geistige Entwickelung der Zeit am allerschroffesten hervortrat. Sehr gut deutet er auf die Nichtigkeit derselben durch die Frage hin, „ob denn am Ende wirklich eine Kirche herrsche, von welcher sich die ersten Köpfe der Nation mit Trotz und Geringschätzung abwenden"? In seiner kurzen Skizze der unseeligen Staatsverwaltung verweilt er besonders bei dem Zustande der Finanzen, den Gewaltstreichen des Abbé Terray und dem Widerstande der Parlamente unter Ludwigs XV. Regierung, welche sich gern als „Reichsstände im Kleinen" geltend zu machen suchten, allerdings eine durch das Gesetz nicht begründete Anmafsung, die aber dadurch populär wurde, weil man sich freute, wenigstens irgendwo im Staate noch „ein Recht des Widerstandes" zu sehen. Türgot ist ihm ein Charakter von antiker Einfachheit und Stärke, sein System keineswegs beengt. Er theilt Niebuhrs Ansicht über diesen Mann, den viele, einen Beamten von langjähriger Erfahrung, als einen experimentirenden Theoretiker bezeichnet haben. Seine Theorie bestand nur darin, dafs er das, was er mit vielem Glück in seiner Generalität von Limoges ausgeführt hatte, jetzt auf den ganzen Staat anwenden wollte. Türgot erweist sich ihm als grofser Staatsmann, wenn er sich gegen die Rückberufung der Parlamente und die Versammlung der alten Stände, diese Lieblingsideen seines ehrwürdigen Freundes Malesherbes erklärt, weil die Ansprüche der ersteren auf die monstruöse Vereinigung der verwaltenden und gesetzgebenden Thätigkeit führen mufsten, für letztere aber die Nation noch nicht reif war. Allerdings war eine Ständeversammlung wohl seine letzte Absicht, allein nicht jene abgestorbenen Generalstaaten des Mittelalters, sondern solche, welche der Entwickelung der Zeit entsprachen, und zu welcher er in natürlicher Folge durch Gemeindewahl, Kreisräthe und Provinzialstände vorbereiten wollte. Eine wichtige Lehre zieht D. aus Türgots Verwaltung, nämlich, dafs ein Staatsmann in trauriger Vereinsamung dasteht, wenn er keine öffentlichen Organe zur Stütze findet, und dafs er so zur Schwäche oder Despotie verurtheilt ist. — Nach ihm tragen „die vielverklagten hohlen Speculationen, welche die wirklichen Verhältnisse überspringen wollen" gar wenig Schuld. Denn da, wo der Staat allein im Könige enthalten ist, führt Unfähigkeit von oben eine Staatsveränderung von selbst herbei, sobald die Regierung genöthigt ist ihr Volk zu Hülfe zu rufen." „Der Staat, so lange die unumschränkte Herrschaft dauert, ist nur ein mythologisches Wesen; alles kommt darauf an den Mythus festzuhalten, dafs Macht und Weisheit, unauflöslich verschlungen, auf dem Throne sitzen ohne sich einander zu verdrängen. Sobald aber regelmäfsig wiederkehrende Ständeversammlungen berufen werden, nimmt das Wissen vom Staate seinen Anfang. Es ist nun von Oben anerkannt, dafs der Inhaber der Macht ungenügend berathen sein könne. Eine Lücke im Staatswesen ist zugestanden, welche durch Einsicht aus dem Volke her ergänzt werden soll. Aber jede Einsicht ist Macht, aus Vielen und Erlesenen redend grofse Macht." D. erklärt sich gegen diejenigen, welche die Anhänger des Zweikammersystems als Anglomanen verspotten, und überhaupt für die Grundformen der englischen Verfassung nur einen rein nationalen Grund finden. Das Zweikammersystem liegt ihm in der Natur des auf wahre praktische Freiheit gegründeten Staates. Wir können dies zugeben, doch viele in damaliger Zeit waren gewifs nur sklavische Nachahmer einer fremden Institution, ohne Prüfung derselben in Bezug auf nationale Verhältnisse.

D. urtheilt nicht so ungünstig über die Vertreter des dritten Standes als N., dafs sie in Unthätigkeit verharrten, und so das Recht bedeutungsvoller Opposition dem Hofe gegenüber verloren. Er hält es für grofse Staatsweisheit ihrerseits, dafs sie es verstanden „zugleich *etwas* und *nichts* zu sein." Die Ordon-

Digitized by Google

nanzen vom 23sten Juni wären nach D. auch ohne den Widerstand der sich als Nationalversammlung erklärenden Vertreter dem alten reichständischen Veto gegenüber nichtig gewesen; allein statt dieser gesetzmäfsigen Weigerung erscholl Mirabeau's Donnerstimme der Aufforderung des erschrockenen Ceremonienmeisters entgegen, und mit ihm riefen alle: „So ist der Wille der Versammlung" — — „*Das war die Revolution.*"

Wie N. tadelt auch D. die Verhandlungen der Versammlung über die Menschenrechte. Auch ihm sind die Menschen „nicht von Natur frei und gleich, noch der Staat eine künstliche Einrichtung, welcher ein staatenloser Zustand vorangegangen ist". — Der Staat ist so alt als die Menschheit. — Jene Ungleichheiten mufsten anerkannt werden als durch Gott, die Natur und die Macht der Geschichte begründet." Bis hierher stimmen Beide überein, doch hier trennen sie sich auch; denn D. nimmt für eine gute Staatsverfassung das Recht in Anspruch, jedes schädliche Uebermafs solcher Unterschiede zu beseitigen. Auch er erklärt Mirabeau für den Einzigen im damaligen Frankreich, der wahrhaft zum Staatsmann geboren, den richtigen Weg erkannte, oder wenigstens ahnte, denn auch er ist nicht frei von jener antihistorischen Befangenheit; doch hat er den richtigen Instinct der Unhaltbarkeit der menschenrechtlichen Satzungen. Gleichwohl wird er als das Ideal eines unter der Herrschaft der praktischen Vernunft stehenden revolutionären Heros hingestellt. Hier ist D., wenn er den Sold, den Mirabeau heimlich vom König nahm, auf das Verhängnifs schiebt, welches sich beständig an die Fersen dieses Mannes klammert, partheiisch, so wie anderseits ungerecht gegen Necker, der nach ihm als ewiger Unglücksbote alles durch seine Einmischung verdarb. An seiner Stelle wäre auch Mirabeau gescheitert, für dessen Ruhm es offenbar ein Glück war, dafs er nicht, wie er wünschte, Minister Ludwig XVI. wurde. Sagt D. bei den Octoberscenen, dafs die Freunde der Anarchie, oder, „wenn man will der Republik," die wiedererwachte Mifsstimmung ausbeuten wollten, um König und Nationalversammlung nach Paris zu versetzen, so können wir wohl schwerlich beistimmen. An die Möglichkeit einer Republik mochte im October 89 kaum ein oder der andere ausschweifende Kopf denken, der grofsen Masse, welche trotz manchen Aktes der Selbsthülfe noch keine Ahnung davon hatte, dafs in ihre Hände die Zügel der Regierung fallen könnten, durfte so etwas schwerlich in den Sinn kommen; die Mittelklasse aber sah zu wohl ein, dafs sie die Basis der neuen Herrschaft ausmachte, als dafs sie nach einer andern Verfassung als die bisher entworfene war, hätte streben sollen. Keinesweges die Lust mehr zu erreichen, sondern die Furcht das Erreichte zu verlieren, trieb zum Ausbruch, nicht nur im pariser Volk, nein, auch in der Versammlung, in welcher viele die Besorgnifs des Volkes theilten. Wirkte ein Complot mit, so konnte es nur ein orleanistisches sein, allein auch dieses gewifs nur secundär, weil sonst die Untersuchungen des Chatelet klarere Beweise hätten herausstellen müssen als die Akten des grofsen Prozesses zeigen. Ludwig XVI. d. h. die Königin, der Hof, die leitende Camarilla oder wer weifs was, denn Ludwig selbst war weder gefürchtet noch gehafst, wollte man im October stürzen, *das Königthum* selbst gewifs noch nicht, dazu gehörte erst die wahre oder vermeintliche Ueberzeugung, welche im August 1792 reifte, dafs entweder das Königthum oder das freie Frankreich zu Grunde gehen müsse. Und selbst damals konnte nur die Wuth der Verzweiflung einen so ungeheuren Sprung möglich machen, da man das Schwert gezogen und die Scheide hinter sich geworfen hatte. Mit vieler Klarheit und Geschick sind die Parteienkämpfe und Ansichten der Constituante vor der Flucht des Königs bis zur Annahme der Constitution geschildert. Sehr gut charakterisirt D. Sieyes speculative Träumereien über das constitutionelle Königthum; nicht so geringschätzig als N. beurtheilt er die Lameths und ihre Partei. Malouet ist auch ihm der bewährteste Charakter in der Versammlung, Barnave ein durchaus edler Mensch. Den Charakter der Girondisten findet er am offenherzigsten, obgleich nicht gerade auf die ehrenhafteste Weise in Brissot ausgeprägt. „Sie sind alle keine Freunde der Monarchie, halten diese für eine veraltete, ziemlich unverständige Regierungsform, allein sie erkennen die Verpflichtung der Constitution zu gehorchen bis zu einem gewissen Grade an. Wenn unversehens eine Republik aus Frankreich würde, sie hätten gewifs nichts dawider, aber in eine Herrschaft der rohen Massen, des Pöbels darf sie nicht umschlagen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

F. C. Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs.

B. G. Niebuhr. Geschichte des Zeitalters der Revolution.

F. C. Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik.

Thomas Carlyle. Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen.

(Schluſs.)

„Ganz anders dachte der Berg — er steuerte mit vollen Segeln auf die Republik und die Herrschaft der Massen zu." — Allerdings das letztere ist wahr. Mit vollen Segeln flogen sie der Republik zu, aber nicht weniger als sie auch die Girondisten, und jene eben so wenig wie diese mit Bewuſstsein und freiem Willen. Sie alle wollten, natürlich mit dem persönlichen Unterschied des gröſseren oder geringeren Eigennutzes, die neu errungene Freiheit schützen vor jeglichem Angriff, vor der Möglichkeit des Unterganges, darin waren sie einig, nur über das „Wie"? waltete unendlich verschiedene Meinung, und klar tagte es wohl hierüber in keinem Kopfe. In beiden Parteien war das negative Element durchaus vorherrschend, und man glaubte seiner unumgänglich zu bedürfen, weil man den Hof noch mächtig durch Mittel und Stellung, durch einfluſsreiche Persönlichkeiten, den Beistand der entschiedenen Constitutionellen und vor allem durch die drohenden Bewegungen des Auslandes sah. Daher erschien jede Beschränkung des damals noch für zu stark gehaltenen Königthums als ein unschätzbarer Gewinn, und so kam man der Republik ohne es zu ahnen, immer näher. Der einzige Unterschied, den man zwischen beiden finden kann, ist der, daſs die Girondisten die tobenden Wogen der Volkswuth zügeln und lenken wollten, die Gegner unbekümmert mit ihnen forttrieben. Dies erklärt auch von selbst schon die Popularität der letzteren in der späteren Zeit jenes patriotischen Paroxysmus. Daſs beide Parteien sich im Princip eigentlich nicht unterschieden, erkennt D. selbst später durch sein Urtheil über Roland und Danton in Bezug auf die Septembermorde an. „Geben Theorieen, sagt er, den Ausschlag für Thaten der Gewalt, so stehen beide Männer in gleichem Rechte — in der politischen Anschauung beider machte bloſs das Datum einen kleinen Unterschied. Roland hatte den inneren Feind der Tuilerien gefürchtet und erfreut sich des erfolgreich angewendeten Schreckens. Danton fürchtete in ausgedehnterem Maſse den inneren zugleich und den äuſseren Feind, und machte von einer gröſseren Dosis Schrecken Gebrauch. Was wird es geben, wenn die Furcht Marats und Robespierre's freie Hand bekommt"? —

Wir können D. nicht Recht geben, wenn er von der Wahl zum Convente sagt, es sei nur darauf angekommen „in kürzester Frist einer Versammlung das Dasein zu geben, welche in den Tuilerien künftig wohnen und vor allen Dingen das Königthum abschaffen wird." Die Conventsmitglieder waren von einer solchen Nothwendigkeit keinesweges so überzeugt. Die groſse Mehrzahl der Versammlung glaubte sich nur berufen einige kleine Abänderungen in der Constitution, wie es einem Convente zukam, zu machen, und glaubte keinesweges Gesetze geben und Thaten verrichten zu dürfen, welche Frankreich auf Jahre aus dem Zusammenhang mit den civilisirten Staaten herausreiſsen muſsten. Doch ohne sie, ohne daſs sie es ahnten, war dies schon geschehen. Als sie sich zusammengefunden hatten, fühlten sie bewuſst oder unbewuſst die Nothwendigkeit, daſs sie *dem Auslande gegenüber* nicht nur für den 10. August, sondern, wie sehr sie immer zurückbebten, auch für den

Digitized by Google

September solidarisch haften mufsten, denn das Entsetzliche, was geschehen, war mit der Rettung Frankreichs unzertrennbar verbunden.

Gegen den Schlufs des Buches spricht D. über die Stellung des Auslandes gegen die Revolution, namentlich über Oesterreich und Preufsen. Ersteres fertigt er kurz ab; es erscheint ihm in dem Kampfe gegen die französische Revolution gleichsam in seinem Rechte, als „ein Staat gebaut auf der alten Ordnung." Minder jedoch Preufsen. „Seine Basis beruht auf der gröfsten Abweichung vom Herkommen, welche jemals geschehen, auf der Martin Luthers." Friedrich der Grofse hatte das Nationalgefühl der Preufsen erschaffen, den Typus für den neuen Staat gebildet. Darum „war es nicht schwer Friedrich dem Grofsen zu folgen," denn auf den von ihm eingeschlagenen Wegen erreichte man langsam zwar, aber desto sicherer und schmerzloser das Ziel, „welches die Franzosen in einer warmen Augustnacht erstürmten." — Preufsens Zukunft ist ihm ein Staat, in welchem auf gleiche Weise Ordnung und Freiheit herrschen. „Was jemals Herrliches unter den Menschen gelungen ist, Alles das liegt zwischen den grofsen Axen, von welchen die Welt gehalten wird, liegt, zwischen Ordnung und Freiheit mitten inne. Ohne Ordnung keine Sicherheit, ohne Sicherheit keine Freiheit." — Eine freie Verwaltung aber kann nach D. ohne eine gewisse Summe politischer Rechte der Unterthanen nicht bestehen. — Die der Richtung des grofsen Königs feindselige Reaction mufste natürlich auch feindselig gegen die französische Revolution auftreten, und ward hierin für die öffentliche Meinung durch die gewichtige Stimme eines aufserordentlichen Mannes, Edmund Burke's unterstützt. Trotz seiner hohen Achtung vor dem grofsen Parlamentsredner sagt D. über sein Buch, dafs es, „wie hoch auch seine Darstellung als rednerisches Werk steht, so unvergefslich seine überwältigend politische Wirkung war, dennoch als historische Schilderung kaum niedrig genug gestellt werden kann." — D. endet sein Buch mit einem kurzen Bericht über den preufsischen Feldzug, und schliefst mit den Worten „Wenn es Warnungen von oben giebt, welche die irren Bahnen der schwachen Sterblichen erleuchten, so sind diese damals ertheilt, als neben den frechen Königsmord der kalt berechnende Volksmord trat. Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, die damals Knaben waren, sind zu Greisen geworden; unverrückt weist der grofse Zuchtmeister der Welt immerfort auf dieselbe Aufgabe hin, sucht seine störrigträgen Schüler mit unsäglichen Leiden heim. Und dennoch wollen die Einen nicht lernen, dafs es ein Unsinn und Frevel ist, unsern von monarchischen Ordnungen durchdrungenen Welttheil in Republiken des Alterthums ummodeln zu wollen, die andern umklammern hartnäckig das geliebte Götzenbild einer monarchischen Unumschränktheit, welche ja ihre unvergefsliche Zeit gehabt hat, gegenwärtig aber, verlassen von dem Glauben der Völker, ein so eitles Geräusch treibt, wie die klappernden Speichen eines Rades, dessen Nabe gebrochen ist." —

Hiermit schliefst D. das Buch, welches er jetzt dem gröfseren Publicum als Ergebnifs seiner Studien über die französische Revolution vorlegt, und zieht sich dadurch, dafs er hier schliefst, eben sowohl Rügen zu als durch seine kurze Einleitung, indem er die letzten Jahre Ludwigs XV. und die Regierung Ludwigs XVI. bis zur Berufung der Ständeversammlung sehr summarisch zusammenfafst. Es mag begreiflicher scheinen, wenn man ihn des letzteren Punctes wegen tadelt, und von ihm verlangt die Spuren der weltumgestaltenden Bewegung bis in ihre höher liegenden Quellen zu verfolgen, obgleich es meines Erachtens hinreicht das Resultat der Verderbtheit in allen Lebensverhältnissen der französischen Monarchie als Eingang zu dem erschütternden Weltdrama darzulegen, zumal wenn es sich wie hier, nur darum handelt, uns in den hauptsächlichsten Scenen die Idee desselben zu entwickeln. Doch darum sollte niemand mit ihm rechten, dafs er es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Geschichte der Revolution uns für jetzt nur bis zum Sturze des Königthums zu geben. Es ist in diesem Puncte ein Abschlufs der in ihr sich entwickelnden Idee; was nachher kam, war eine schreckliche doch unvermeidliche Folge aller Sünden und Fehler, die man bis dahin begangen, alles des Unheils, welches der Kampf der alten und neuen Zeit hervorrufen mufste; ein Kampf auf Leben und Tod, in welchem der Besiegte keine Gnade zu hoffen hatte. — Dafs übrigens hier und dort zur deutlicheren Anschaulichkeit mehr gegeben, manches übergangen, manches glücklicher hätte dargestellt werden können, wollen wir nicht leugnen; *davon* aber haben wir uns bei der Lesung des Buches überzeugt,

Digitized by Google

dafs sich durch dasselbe unsere historische Literatur um eins jener wichtigen und leider nur zu seltenen Werke vermehrt hat, welche durch Tiefe der Idee und geistreiche Darstellung in die Reihe der litterarischen Kunstwerke gestellt zu werden verdienen.

A. Zimmermann.

XIX.

Militairische Briefe eines deutschen Offiziers, während einer Reise durch die Schweiz und das mittlere Frankreich im Anfange des Jahres 1844. *Mit besonderer Bezugnahme auf die neueren französischen Befestigungs-Anlagen in militairischer und politischer Hinsicht. Mit Plänen von Paris und Lyon. Adorf,* 1845. *Verlagsbureau.* 382 S. 8.

Der Hr. Verf., welcher wie der Titel zeigt, seinen Namen nicht nennt, offenbart sich im Verlauf des Werkes S. 336 als sächsischer Offizier. Er nimmt seinen Weg über Basel, Bern, Genf, Toulon, Lyon und Paris und beschreibt diese Reise in 12 Briefen. — Die Schweiz wird in einem einzigen Briefe stiefmütterlich behandelt. Kein Wort lesen wir über die eidgenossische Militairverfassung, welche doch einzig in ihrer Art dasteht und in militairischen Briefen während einer Reise durch die Schweiz besprochen werden mufste.

Das Hauptziel des Hrn. Verf.'s ist Frankreich gewesen; die Schweiz durchreist er auf der Eilpost und die militairischen Betrachtungen von da aus können nur oberflächlich sein. Was über Basel und Genf, die Vorposten gegen Frankreich, und über Bern, den Mittelpunct der Vertheidigung des Landes, gesagt wird, ist gegründet und stimmt mit den Ansichten des Generals Rogniat überein; da jedoch, wo sich der Hr. Verf. von dem Gebiete der Strategie entfernt, finden wir häufig Irrungen, welche aus einer zu flüchtigen Beobachtung entsprungen sind.

So hat Basel schon von jeher einen Commandanten gehabt und nicht erst 1838 diese Stelle geschaffen; wohl aber wurde in diesem Jahre der Stab einer eidgenossischen Division dahin verlegt und dies mag zu dem Irrthum Anlafs gegeben haben. Die beiden Geschütze, welche der Verf. als die einzigen Festungs-Geschütze aufzählt, werden in dem Baseler Zeughause nur als Trophäen früherer Siege aufbewahrt.

Seite 6 beschwert sich der Hr. Verf. über die Schweizer Strafsen im Gegensatz zu unseren deutschen „Damm-Chausseen, die im schlechten Wetter erst recht gut werden."

Referent bedauert, dafs er in Deutschland, obgleich er vielfach bei anhaltend schlechtem Wetter gereist, doch nie auf dadurch besser werdenden Chausseen gefahren ist, wohingegen ihm die Schweizer Strafsen mit wenig Ausnahmen als vorzüglich erschienen sind; das Baumaterial zu den Strafsen ist zum wenigsten ausgezeichnet, wenn auch die ursprüngliche Anlage derselben nicht immer regelrecht ist.

Die Beschreibung der Simplon-Strafse giebt nichts Neues, als dafs im Hospiz „vier *Väter Jesu*" hausen sollen, wogegen Referent darin von *Augustiner* Mönchen aufgenommen wurde.

Dafs Napoleon beim Bau der Simplon-Strafse statt des alten Hospiz das jetzige Klostergebäude aufführen liefs, ist bekannt, nicht aber, dafs derselbe das Kloster gegründet und dotirt habe, wie der Hr. Verf. angiebt. Von den Zufluchtsörtern (Réfuges), welche zum Schutz gegen Lawinen auf der Strafse angelegt auch militairisch nicht unwichtig sind, erwähnt der Hr. Verfasser eben so wenig, als er die oberhalb St. Maurice angelegten Batterien, welche die grofse Strafse bestreichen, bespricht.

„Was man sich beim Bau des Schlosses St. Maurice gedacht hat — so lesen wir Seite 10 — ist schwer zu erklären. Jedenfalls hat der Erbauer des Walles nicht gewufst, dafs wenige tausend Schritt weiter hunderte von Fufssteigen, selbst Fahrwege, das Gebirge überschreiten." Referent, der diese Gegend ziemlich genau gesehen, hat gleiches Schicksal mit dem Erbauer, kennt zum wenigsten keine Fahrwege und findet auch dergleichen nicht auf der Woerl'schen Karte angegeben, welche doch der Verf. sehr lobt, obgleich einzelne Sectionen derselben z. B. Neuenburg unzuverläfsig sind. —

Was Genf anbetrifft, so wissen wir wohl, dafs Ludwig XV. den Handel von Genf durch die Erbauung eines neuen Hafens zu beeinträchtigen suchte, und dafs Genf zur Zeit als Napoleon in Aegypten war, durch französische Truppen unter dem General Montesquiou widerrechtlich besetzt und Frankreich ein-

Digitized by Google

verleibt wurde, was aber Ludwig XIV. und Napoleon dieser Stadt besonders zu Leide gethan, weshalb dieselbe „scharf auf der Hut gegen Frankreicht ist," wie der Verf. angiebt, das ist uns nicht bekannt. — So viel über das, was der Hr. Verf. über die Schweiz sagt, wobei wir kleine Oberflächlichkeiten nicht unbemerkt lassen konnten; dahingegen erkennen wir aus den folgenden Briefen, dafs ein gründliches Studium der französisch-militairischen Zustände der schriftstellerischen Thätigkeit vorangegangen ist. Vorzüglich ziehen die Befestigungen die Aufmerksamkeit des Verf.'s auf sich, und die technischen Kenntnisse, welche vielfach bei der Beurtheilung derselben entwickelt werden, lassen den Offizier vom Fach vermuthen.

Das neue Landesbefestigungs-System des französischen Ingenieur-Comités verlangt, so entwickelt es der Hr. Verf., Forts an den Pässen, tüchtige Plätze mit einigen detachirten Forts in den Grenz-Provinzen, da wo eine unmittelbare feste Basis nützlich werden kann und grofse befestigte Plätze im Innern als Haupt-Central-Puncte der innern Vertheidigung.

Gegen die Grenz-Forts eifert der Hr. Verf. bei Beleuchtung des Forts l'Ecluse, weil sie auf Nebenwegen zu umgehen sind; dies ist nicht zu leugnen, allein der dadurch entstehende Zeitverlust kann doch einflufsreich werden. Wenn aber der Hr. Verfasser diesen Einflufs dadurch verneint, dafs er anführt, Napoleon habe 1814, als er von einer Armee zur andern eilte, keine Hauptstrafsen gehabt und sei doch nicht zu spät gekommen, so können wir dieses Beispiel nicht als richtig gewählt betrachten, denn der Kaiser kam, als er Anfangs März dem Feldmarschall Blücher folgte, zu spät an der Marne an und holte die schlesische Armee erst bei Laon ein, wo dieselbe sich bereits mit einem Theil der Nordarmee vereinigt hatte; dafs Napoleon ferner bei Paris zu spät kam ist bekannt, und eben so, dafs hieran zum grofsen Theil der Widerstand der kleinen Festung Vitry schuld war.

Von Toulon erhalten wir eine ausführliche militairische Beschreibung. Sehr dankbar wären wir gewesen, wäre dem Werke ein Plan, oder auch nur ein flüchtiges Croquis dieser Stadt beigegeben worden.

Als der Hr. Verf. auf der Schiffs-Werfte den vor 20 Jahren in Angriff genommenen „Fleurus" liegen sieht, zürnt er im patriotischen Eifer über die Ruhmredigkeit der Franzosen, ihre Niederlage in Siege umzuwandeln, doch könnte sich in diesem Falle der Verf. vielleicht irren, denn 1690 siegten die Franzosen entschieden bei Fleurus, und es ist wahrscheinlicher, dafs das noch unter den Bourbonen getaufte Schiff von diesem entschiedenen Siege den Namen hat, als von der allerdings zweifelhaften Schlacht zur Zeit der Republik 1794.

Das Urtheil, welches im Verlauf des 3. Briefes über die französischen Offiziere gefällt wird, scheint hart zu sein, ist aber im Allgemeinen doch nicht zu bestreiten. Von einem Offizier-Corps im deutschen und englischen Sinne ist bei den Franzosen nicht die Rede. „Der Charakter als Offizier reicht hin, seinen Träger von jeder anständigen Gesellschaft auszuschliefsen." Nur die höheren Offiziere so wie die Offiziere des Generalstabes, welche „Salon-Offiziere" und die der Marine, welche „die bevorzugten Günstlinge der Männer der Politik und des Tages und noch mehr bevorzugter schöner und beredeter Augen" genannt werden, machen hiervon eine Ausnahme.

Der 4. Brief führt uns nach Lyon, dessen neue Befestigungs-Anlagen einer kritischen Beleuchtung unterliegen. Als schwächste Seite der Stadt erkennt der Hr. Verf. die nördliche und nennt die beiden, sie vertheidigende Forts, Montessuy und Calouire, „die grauköpfigen Repräsentanten der Erdwälle ohne Kasematten." Nachdem der Hr. Verf. im heiligen Eifer seiner Waffe diese Anlagen gerichtet, beruhigt er sich durch die patriotischen Worte: „Wohl überlegt, können wir uns darüber nur freuen." —

Der dem Werke beigefügte Plan von Lyon läfst nicht allein die Festigkeit der Stadt nach aufsen hin beurtheilen, sondern auch klar erkennen, „dafs jeder Platz, jede Hauptstrafse, so wie die Quais von einem oder dem andern Forts aus beschossen werden können."

Die geschichtliche Darstellung der beiden Aufstände von 1831 und 1834 reiht sich den vorhergehenden Worten an, und die Lehre, welche wir aus dieser interessanten Erzählung nehmen, ist, „man soll seinen Gegner nicht gering schätzen und soll, kommt es bei einem Aufstand zum wirklichen Kampfe, die Zähne zeigen, damit der Kampf ein kurzer sei."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1846.

Militairische Briefe eines deutschen Offiziers, während einer Reise durch die Schweiz und das mittlere Frankreich im Anfange des Jahres 1844.

(Schluſs.)

Der 6., 7., 8. und 9. Brief handelt über Paris, dessen Befestigungs-Anlagen und militairische Wichtigkeit überhaupt von allen Seiten beleuchtet werden. Was die Vertheidigungsmittel von Paris betrifft, so rechnet der Hr. Verf. mit dem General Duvivier mindestens auf die Unterstützung von 100,000 Nationalgarden, welche die Stadt zu ihrer Vertheidigung stellen würde. Bei der Schlacht von Paris im Jahr 1814 waren aber nur 12,000 National-Garden unter die Waffen zu bringen und ähnliche Fälle sind auch ferner denkbar.

Nachdem der Hr. Verf. die Forts und den Hauptwall kurz aber gründlich dem Leser vor Augen gestellt, sagt er, Seite 214, daſs die 16 Forts, welche Paris umgeben an und für sich wenig Widerstandsfähigkeit besitzen, und solche nur durch die einzig wahre Vertheidigung die active erhalten werden. In der groſsen Ausdehnung der Werke, welche häufig als die Schwäche derselben geschildert wird, findet der Hr. Verf. gerade die gröſste Widerstandsfähigkeit, indem die groſse Ausdehnung, die Einschlieſsung von Paris so gut wie unmöglich mache und dagegen die Verproviantirung erleichtern werde.

Die den Parisern so wichtige Frage: „was können die Truppen von den Forts aus der Stadt anhaben"? beantwortet der Hr. Verf. zur vollkommenen Beruhigung der Pariser, indessen bilden nach seiner Meinung die Forts doch einen Damm gegen die Pariser Pöbelherrschaft, indem sie den Truppen, wenn sie aus der Stadt hinausgeworfen sein sollten, die Mittel an die Hand geben, der Emeute gegenüber noch immer eine Macht zu sein.

Am Ende der Abhandlung über die Befestigung von Paris finden wir eine geistreiche Kritik über einige Aufsätze, welche in der Minerva 1844 von Pz. (Pönitz) geschrieben sind. Unser Verf. entwickelt hierbei eine groſse Beredsamkeit und schlägt seinen Gegner, dessen Namen in der Militair-Literatur sonst einen guten Klang hat, zu Gunsten der Pariser Befestigung siegreich aus dem Felde. Die groſse Verehrung der Orleans aber bringt ihn hierbei selbst aus dem Gleichgewicht, denn die groſsmüthige Uneigennützigkeit Ludwig Philipps bei Uebernahme des Thrones ist wohl nicht ganz ohne Nebenschatten.

In dem 10., 11. u. 12. Briefe finden wir eine Uebersicht über die Organisation der französischen Armee und ihrer innern Verhältnisse. Man erkennt aus der unpartheiischen Beurtheilung zugleich den Mann, der am Auslande das Gute rühmt, aber beim Blick auf das Fremde auch nicht die Vorzüge vergiſst, welche das Vaterland hat.

Der französische Generalstab, welcher unmittelbar aus den vorzüglichsten Zöglingen der Schule von St. Cyr ergänzt wird, während man in den übrigen Armeen die brauchbaren Subjecte dazu aus der Linie sucht, findet seine richtige Würdigung (S. 290 f.).

Die Chasseurs d'Orleans erfreuen sich eines besondern Wohlwollens des Hrn. Verf.'s und versetzen ihn sogar in einen solchen Enthusiasmus, daſs er S. 306 ausruft: „der Schnitt (der Bekleidung) ist so zweckmäſsig und angenehm, daſs er ein empfänglich Gemüth wahrhaft ergreifen kann"! Ref. bedauert, obgleich er die gedachte Bekleidung sehr zweckmäſsig gefunden hat, doch kein so empfängliches Gemüth gehabt zu haben, als er die französischen Jäger gesehen.

Sehr wahr ist es, was der Hr. Vf. über die fran-

Digitized by Google

zösischen Offizier-Corps sagt, obgleich es vielverbreiteten Vorurtheilen widerspricht. Die Absonderung der Chargen ist selbst beim Mittagstisch reglementarisch vorgeschrieben, wenn auch Uebertretung dieser Anordnung nicht, wie wir S. 313 lesen, mit mehrwöchentlichem Arreste bedroht ist.

Eben so irrt sich der Hr. Vf., wenn er sagt, dafs „der Major" (nicht zu verwechseln mit unsrem deutschen Begriffe) die Functionen eines Regiments-Adjutanten habe, vielmehr ist der Major einfach das, was in der sächsischen Armee „Wirthschafts-Chef" genannt wird.

In dem letzten Briefe wird das Recrutirungs- und Avancements-Gesetz besprochen, und die Stellvertretung, welche in Frankreich zu einem wahren Menschenhandel ausgeartet ist, hart angegriffen. Beiläufig geschieht auf das System der einjährigen Freiwilligen in Preufsen ein Seitenhieb, indem dieses als eine Ungerechtigkeit gegen die weniger Bemittelten dargestellt wird. Es entscheidet aber in Preufsen nicht Wohlhabenheit allein, sondern vorzüglich die höhere Bildung, ob Jemand zum einjährigen Dienst berechtigt ist oder nicht, und da mit dem Anspruche darauf die Möglichkeit des Freilosens verschwindet, so gleicht sich die Bevorzugung der höheren Stände sehr, wenn nicht ganz aus.

Bei der Beleuchtung des Avancements-Gesetzes billigt der Hr. Vf. das gesetzlich geregelte Avancement aufser der Reihe, wie es auch bei dem Offizier-Ersatz der französischen Armee, der factisch aus $\frac{1}{3}$ Eleven der Militairschulen und $\frac{2}{3}$ Unteroffizieren besteht, unumgänglich nöthig ist. Mit Hinblick auf die preufs. und österr. Armee, fährt der Hr. Verf. fort (S. 372): „Ein Seegen für die ganze Armee ist die Einrichtung, dafs das Hin- und Herwerfen, zum Zweck des in die Höhe bringens, aus einem Regiment in das andere und aus den Regimentern in die Stäbe und aus den Stäben wieder in die Regimenter vernichtet, unmöglich ist."

Ein kurzer Ueberblick über die französischen Militairschulen beschliefst das Werk, welches gewifs viel gelesen wird, und gelesen zu werden verdient, denn ein interessanter Stoff ist in demselben mit Geist und Urtheil behandelt worden.

v. Witzleben.

XX.

De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis. Scripsit Guil. Giesebrecht, Ph. D. Accedunt nonnulla Alphani carmina vel emendata vel inedita. Berolini, 1845. *R. Gaertner. IV. u.* 56 *S.* 4.

Der Gegenstand der vorliegenden Schrift ist schon von bedeutenden Männern behandelt, Muratori und Tiraboschi haben zur Beantwortung der Frage die Materialien so sorgsam gesammelt, dafs noch jetzt sich wenig neues dazu thun liefs, und doch sind die Resultate dieser neuen Behandlung derselben neu und überraschend, zugleich so gut begründet, dafs Ref. wenigstens sie für sicher gestellt halten mufs. Der Vf. hat dadurch eine neue und nicht weniger wie die früheren gelungene Probe seiner Methode gegeben, historische Probleme abgesehen von allen vorgefafsten Meinungen rein und scharf ins Auge zu fassen, und allein nach den sicher gegebenen Anhaltspuncten zu lösen, nichts fremdes hinzufügend, aber mit grofsem Scharfsinn alles in ihnen enthaltene und angedeutete entwickelnd. Die herrschende vorgefafste Meinung war hier die Ansicht von dem Verhältnisse des geistlichen Standes, besonders der Klostergeistlichkeit zum Unterricht und zur litterarischen Bildung im Mittelalter. Man hat sich gewöhnt, dieselben als alleinige Stützen, Förderer und Verbreiter der Bildung zu betrachten, und weil sie es in andern Ländern waren, dasselbe in Italien vorausgesetzt. Weil aber hier bis zu dem im 11. Jahrh. durch die Emancipation der Kirche gegebenen neuen Impuls wenig bedeutendes von Geistlichen geleistet ist, schlofs man vielfach auf allgemeine Dunkelheit, und nahm fast eine gänzliche Unterbrechung wissenschaftlicher Bildung an, eine lastende dunkle Nacht, nur durch einzeln leuchtende Klöster unterbrochen. Die vorliegende Schrift weist nach, wie ungegründet solche Annahmen waren, wie vielmehr eine gewisse Dämmerung die Möglichkeit weiterer Entwicklung bewahrte, und die gerühmten Klöster durch nichts zu solchem Ruhme berechtigt sind. Wir finden durchaus keine Zeugnisse von einer Wirksamkeit derselben durch Schulen, und was in ihnen für die Wissenschaft geschah, beschränkte sich auf die Ausbildung der eintretenden jungen Mönche durch die älteren.

Doch schliefsen wir uns dem Gange des Vf.'s an.

Digitized by Google

Die Wahrnehmung, dafs die mit Recht für das Wiedererwachen klassischer Studien im 11. Jahrh. angeführten Ursachen zwar verschiedene Völker mit gleicher Kraft berührten, aber nur in Italien so entschieden jene Wirkung ausübten, führte ihn zuerst zu der Annahme, dafs wohl ein wesentlicher Unterschied in der Fortpflanzung litterarischer Kenntnisse und Begriffe müsse stattgefunden haben, und er suchte demnach die Art derselben ans Licht zu stellen, während man bisher die einzelnen hervorragenden Erscheinungen angemerkt, den allgemeinen Zustand aber weniger mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

Die Zeiten nach dem Eindringen der Langobarden erscheinen so roh und barbarisch, dafs man fast ein gänzliches Untergehen aller litterarischen Bildung annehmen möchte; und doch wäre diese Voraussetzung falsch. Wohl konnte in den Provinzen das Eindringen kriegerischer, von der alten Cultur nicht berührter Völker diese Folge haben, in Italien waren die Grundlagen der Bildung zu weit verbreitet, zu tief eingedrungen, um nicht auch diese Prüfung zu überdauern. Denn nur so ist es erklärlich, wie vom achten Jahrh. an die Langobarden anfangen konnten, dem Unterrichte und zwar nach der alten Weise der Grammatiker wieder sich zuzuwenden. Von den nicht eroberten Theilen Italiens konnte der Anstofs dazu nicht kommen: wenn sich auch in Ravenna einiges litterarisches Leben erhielt, so ist doch im Ganzen kein Vorsprung dieser Lande sichtbar. Am wenigstens aber können wir in den erwachenden Studien den Einflufs der Geistlichkeit erkennen. Rom selbst stand bis ins 11te Jahrh. am allertiefsten in weltlicher und geistlicher Bildung; der Clerus war humanistischer Bildung durchaus feindlich, und hat auch in theologischen Studien seit Gregor I. nichts geleistet, das sich mit den Spaniern, Franzosen, Angeln, Deutschen vergleichen liefse. Auch sind weder die politischen Verhältnisse, noch die Art und Weise wie die Keime litterarischer Bildung unter den Langobarden von neuem durchdrangen, solcher Annahme günstig. Suchte und fand auch ein Gelehrter, wie Paulus Diaconus, im Kloster die Ruhe nach der er sich sehnte — seine Bildung hatte er nicht von dort, sondern von einzeln lehrenden Grammatikern; und wenn wir finden, dafs die Pfarrer sogar gesetzlich angehalten waren, Schule zu halten, wenn mancher der damaligen Lehrer geistlichen Standes war: so ist doch kein Kloster, kein Bischofsitz als Mittelpunct litterarischer Bildung nachzuweisen, wie wir es in andern Ländern finden, sondern einzelne magistri, grammatici, philosophi sind es, welche als berühmte Lehrer, gefeiert und wohl bezahlt, hin und wieder namhaft gemacht werden. Einige Schwierigkeiten und Bedenken beseitigt Dr. G. durch genaueres Unterscheiden zwischen der für jeden Geistlichen nothwendigen Unterweisung in den zu seinem Stande erforderlichen Kenntnissen, und der allen gemeinsamen humanistischen Ausbildung. Dafs diese lange Zeit auf niedriger Stufe stand, ist gewifs; doch zeigen sich auch in höchst unglücklichen Zeiträumen auffallende Spuren von allgemein verbreiteter Bekanntschaft mit einigen Schriftstellern des Alterthums und einer gewissen Fertigkeit oder auch gesuchter und studirter Künstlichkeit im lateinischen Schreiben und Versificiren, in Oberitalien sowohl wie namentlich auch in den unteritalischen Herzogthümern. Selbst der Bischof Liutprand hat in seinen Schriften einen durchaus weltlichen Anstrich, und zeigt sich weit mehr vertraut mit den Classikern als mit den heiligen Schriften, während andere Geistliche über diese Vorliebe zu weltlichen Studien in bittere Klagen ausbrechen *). Der Vf. führt im folgenden weiter aus, wie weder die Domschulen noch die Klosterschulen für Laien scheinen bestimmt gewesen zu sein, dagegen aber die Schulen einzelner Lehrer, von denen nachgewiesen wird, dafs sie grofsentheils Laien waren, zahlreich besucht und vom gröfsten Einflufs auf die Bildung der Nation waren: deren Unterschied von der deutschen eben hierdurch so augenfällig war, dafs Wippo dem Kaiser Heinrich III. dringend anrieth, diese Einrichtung nach Deutschland zu verpflanzen. Die Art des Unterrichts, die Schriftsteller welche man las, die Vorliebe für einzelne grammatische Fragen und Spitzfindigkeiten — Ref. erlaubt sich noch auf den komischen Eifer hinzuweisen, womit der so barbarisch schreibende Anonymus Salernitanus einzelne Ausdrucksweisen zu rechtfertigen bemüht ist **) — erläutert der Verf. durch verschiedene Beispiele. Er deutet schliefslich noch in kurzen Zügen an, wie sich bei dem neuen Aufschwunge wissenschaftlicher Bestrebungen im 11. Jahrhundert das Studium

*) Beiläufig erwähne ich, dafs in der Mailänder Domschule Sallust Schulbuch war; Arnulfus Mediol. 4, 9.

**) S. die Vorrede v. Pertz, Mon. SS. III 466.

Digitized by Google

des römischen Rechts sowohl wie der Medicin unmittelbar an die niemals ganz unterbrochene Grammatik und die Beschäftigung mit den classischen Schriftstellern anschlofs, und auch der Begründer der neu erwachenden Theologie, Petrus Damiani, von dieser Grundlage ausging: wie andrerseits auch im Leben die Erinnerung an die alten Römer, die in allen Schriften der Italiener so gerne erwähnt werden, sich praktisch geltend zu machen strebte. Jene Schulen der einzeln lehrenden Grammatiker aber entwickelten sich theils zu Universitäten, theils scheinen sie übergegangen zu sein in jenes wunderbare Geschlecht vagabundirender Poeten und Improvisatoren, deren Treiben durch Jacob Grimm kürzlich wieder ans Licht gestellt worden ist.

Der zweite Theil der vorliegenden Schrift betrachtet speciell die litterarische Thätigkeit in dem grofsen Mutterkloster zu Monte Cassino, und giebt hierdurch den Beleg zu einigen vorher aufgestellten Behauptungen. Es wird gezeigt, wie von der Gründung durch Benedict von Nursia in 2 Jahrhunderten dort nichts von Bedeutung in dieser Hinsicht geleistet ist; wie die durch Paulus Diaconus geweckten Studien der Zerstörung durch die Sarrazenen (883) erlagen, und wiederum über ein Jahrhundert lang von litterarischer Beschäftigung keine Spur sich zeigt, aufser der höchst barbarischen Chronik, welche dem Abte Johannes wohl nicht mit Recht zugeschrieben wird. Daher kann den Cassinesen wohl keine Einwirkung zugeschrieben werden auf die grammatischen Studien, welche doch in dieser Zeit in Benevent und Salerno wahrzunehmen sind. Erst der Abt Theobald (1022—1034) half dem grofsen Mangel an Handschriften ab, und unter der kräftigen Verwaltung des Baiern Richerius gewannen die Wissenschaften hier eine bleibende Stätte. Nach den Angaben des Leo von Ostia, des Alfanus, Petrus Damiani, des jetzt erst wieder bekannt gewordenen Amatus und anderer wird uns nun ein kurzer Ueberblick gegeben über die hohe Blüthe, zu welcher das Kloster durch Friedrich von Lothringen und Desiderius gelangte, und den grofsen Kreis durch Bildung und Schriften ausgezeichneter Männer, welcher sich damals dort zusammen fand. Auch grammatische und geschichtliche Studien wurden von ihnen mit Eifer und gutem Erfolg betrieben, doch hebt der Verf. mit Recht hervor, dafs, wie der Impuls zu dieser neuen Thätigkeit hauptsächlich von der Emancipation der Kirche und den dahin strebenden Männern ausging, so der Charakter der litterarischen Wirksamkeit vorherrschend kirchlicher und theologischer Art war, und es immer mehr wurde. Auch der Mann, der durch Geist und Gelehrsamkeit besonders hervorragte, und der hier mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt ist, Alfanus*) Erzbischof von Salerno, der seine Bildung nicht im Kloster erhalten hatte, und auf jeder Seite die Vertrautheit mit den Classikern vielfach an den Tag legt, auch er wandte sich nachher entschieden der streng kirchlichen Richtung zu, und tadelte z. B. den Trasmund wegen seiner Liebe zu den alten Philosophen. Durch die beigegebenen Gedichte des Alfanus, welche zum Theil noch unbekannt, zum Theil durch arge Fehler entstellt waren, erhält diese Schrift noch besonderen Werth, da sie die schätzbarsten Beiträge zur Charakteristik dieser merkwürdigen Zeit liefern. Wo die Handschrift zur Verbesserung nicht hinreichte, hat der Verf. durch scharfsinnige Conjecturen nachgeholfen und auch durch erklärende Anmerkungen das oft nicht ganz leichte Verständnifs des Textes vermittelt und die Bezüge auf sonst bekannte Personen nachgewiesen. — War also wie gesagt Alfanus noch von der in Salerno heimischen antiken Bildungsweise durchdrungen, Constantin in der Medicin erfahren (doch auch kein Zögling des Klosters), Amatus, Leo der Geschichte zugewandt, so überwog doch immer mehr die theologische Richtung, und wie der Verf. nachweist, für Laien war im Kloster keine Schule. Vielmehr trennten sich von nun an mit dem Hervortreten der Universitäten die Bildungswege noch entschiedener. —

Nachdem wir so unsere Uebereinstimmung mit den Hauptresultaten und dem Ganzen dieser Schrift bezeugt, und nach besten Kräften sie denen, welche die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes zu verfolgen lieben, empfohlen haben, sei es erlaubt, einige Versehen in Einzelheiten anzumerken. So ist der Verlust der Cassineser Handschrift des Cresconius Corippus de bellis Libycis freilich zu bedauern, das Werk selbst jedoch zum gröfsern Theile erhalten, und nach der ersten Mailänder Ausgabe, für die Sammlung SS. hist. Byzant. von J. Bekker u. K. Lachmann bearbeitet. — Constantin wurde in Salerno nicht von Richard, sondern von Robert empfangen; Theodin von Alex. II. zum Cardinal erhoben (Leo 3, 24.), S. 46 n. 4. ist Berardus mit Oderisius verwechselt. Auch gegen die n. 3. S. 49 über Johannes Marsicanus lassen sich chronologische Bedenken erheben, die jedoch hier zu weit führen würden. — Des Alfanus Reise nach Jerusalem, womit der Verf. sehr glücklich die Grabschrift auf den Cardinal Bernhard combinirt hat, erwähnt auch Petrus Damiani Ep. 4, 8.

Das sind die wenigen Ausstellungen, welche Ref. an dieser Schrift zu machen hätte: sonst erregte sie nur den Wunsch, manches weiter ausgeführt zu finden. Für Monte Cassino möchte man eine Darstellung, welche diese Umrisse zu einem vollendeten Bilde ausführte, am liebsten von Don Luigi Tosti erwarten, welchem das Büchlein dedicirt ist, doch läfst leider seine kürzlich vollendete Geschichte des Klosters nicht erwarten, dafs er unbefangen genug sein werde, um die Wahrheit von Dr. Giesebrechts Auffassung anzuerkenen.

Wattenbach.

*) Das ist die Schreibart, welche durch sein eigenes Acrostichon bewährt wird.

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

XXI.

Ueber die neueste Bestreitung der rechtlichen Auctorität des kirchlichen Symbols. Ein kirchenrechtliches Votum von Dr. E. Herrmann, ord. Prof. der Rechte zu Kiel. Kiel, 1846; *bei Schwer.* 39 S. 8.

Die grofse kirchliche Aufregung in der evangelischen Landeskirche Deutschlands wächst mit jedem Tage und wird von verschiedenen Seiten geflissentlich mit allem Eifer genährt und gefördert. Principien, welche bisher vorzugsweise auf dem Boden der Wissenschaft Gegenstand des Streits bildeten, sucht man jetzt thatsächlich im Leben zu untergraben und zu stürzen, um nach Vernichtung des Bestehenden ein neues Gebäude aufzuführen.

Wir sind weit davon entfernt, Mifsstände aller Art in der evangelischen Kirche zu verkennen, wir leugnen es nicht, dafs noch viele Gebrechen bestehen, welche gebessert, dafs noch viele Mängel vorhanden sind, welche beseitigt werden müssen. Aber mit aller Entschiedenheit erklären wir das Verfahren für verwerflich, welches statt der Fortbildung auf dem Wege der Reformation den Grundsatz der Revolution mafsgebend machen will. Im Cultus, in der Disciplin und Verfassung, so wie in der Lehre der evangelischen Kirche ist noch viel zu bessern, wird aber auch stets auf Erden zu bessern bleiben. Diese Besserung mufs aber organisch aus dem Leben der Kirche selbst in rechtmäfsiger Weise hervorwachsen, nicht mit einem Unrecht beginnen.

Wir könnten die Gedanken, die sich uns hier aufdrängen, im Einzelnen weiter entwickeln und an den verschiedenen Elementen des kirchlichen Lebens die Verletzungen nachweisen, mit denen man die Neugestaltung der einzelnen Institute zu bewirken unternommen hat; wir beschränken uns indessen lieber auf die Darlegung eines einzelnen Punctes, welchen die Schrift des Hrn. Professors Herrmann in höchst anerkennenswerther Weise zur Sprache gebracht hat. Dieser Punct ist nämlich das Centrum eines Kreises von bedeutungsvollem Inhalte. Diesen Inhalt aufzuheben und damit den Mittelpunct zu einer wirkungslosen Stelle im Raume zu machen, oder wohl gar das Centrum unmittelbar zu zerstören, dahin geht das Streben unserer jetzigen Schriftfeinde und Antisymboliker in den verschiedenen Landeskirchen Deutschlands. Eine förmliche Geisttreiberei und Symbolstürmerei ist jetzt in Preufsen, Sachsen und sonst von nicht wenigen unternommen worden, wie die reiche Literatur der letzten Jahre bezeugt. Auch Schleswig-Holstein ist davon nicht unberührt geblieben, wie uns Herrmanns Schrift näher belehrt. Die Taktik aber, deren man sich in diesem letztern Lande zu bedienen sucht, ist nicht neu, und die hier gebrauchten Mittel sind in gleicher Art auch in anderen Territorien benutzt worden. Indem wir es daher unternehmen, über Herrmanns Schrift zu referiren, wollen wir auf Analogien aufmerksam zu machen nicht unterlassen.

In den Herzogthümern *Schleswig* und *Holstein* besteht seit alten Zeiten der Gebrauch, die lutherischen Geistlichen auf die heilige Schrift und die Augsburgische Confession zu verpflichten. In der Instruction für den Generalsuperintendenten vom 14. December 1739 heifst es deshalb (Herrmann S. 20): „Insonderheit soll er seine Hauptsorge beständig dahin richten, dafs . . . das allein seligmachende Wort Gottes . . . nach Anweisung der ungeänderten Augsburgischen Confession . . . rein und lauter ohne alle Zerstümmelung und Verfälschung gelehrt werde . . . Diesem nach soll er . . . die seiner Oberaufsicht untergebenen Pröpste, Inspectoren, Pastoren und Prediger sorgfältig ermahnen." Diese Instruction gilt noch jetzt; eben so der in dem Rescripte vom 25. Mai 1764 enthaltene Religions-Eid

Digitized by Google

(a. a. O. S. 22; vgl. auch *Johannsen*, allseitige wissenschaftliche und historische Untersuchung der Rechtmäfsigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher. Altona, 1833. S. 612, 613). Die Formel lautet hier: „Ich Endesunterschriebener schwöre und gelobe zu Gott und auf das heilige Evangelium, dafs ich durch die Gnade Gottes in dem mir anvertrauten Lehramte *bei der reinen Lehre des göttlichen Wortes, wie selbige in der heiligen Schrift gegründet, auch in der ungeänderten Augsburgischen Confession zusammengefafst ist*, treulich verbleiben . . . . will." In der 1796 entworfenen Agende ist statt der Worte: auch u. s. w.: die Verpflichtung „*nach Anleitung der ungeänderten Augsburgischen Confession*" geändert worden (Johannsen a. a. O.), also mit näherem Anschlusse an die Instruction von 1739.

Johannsen bemerkt hierüber: „In diesen Worten liegt es sonnenklar, dafs die Augsburgische Confession nicht als buchstäbliche Lehrnorm, sondern als *Hinweisung auf die Schrift*, betrachtet wird; nach Anleitung der Augsburgischen Confession sollen die Prediger die in *der Schrift gegründete* Lehre des göttlichen Wortes verkündigen." Eine *buchstäbliche* Verpflichtung auf die Augsb. Conf. ist in Schleswig und Holstein eben so wenig jemals erfolgt, als in der evangelischen Kirche überhaupt hergebracht; ja, eine solche Verpflichtung ist eine Unmöglichkeit und widerstreitet auch dem Princip der evangelischen Kirche, für welche die Symbole immer nur den durch richtige Auslegung ermittelten *Inhalt der heiligen Schrift* aussprechen und somit in der heiligen Schrift selbst ihre Gewähr haben sollen. Dies drücken auch die Worte: Anleitung oder Anweisung: aus. Es steht daher fest, dafs die der evangelischen Kirche entsprechende Verpflichtung auf die heilige Schrift und die Augsburgische Confession in Schleswig und Holstein durch die Agende von 1796 nicht aufgehoben ist. So hat auch im J. 1804 *Stäudlin* in der kirchlichen Geographie und Statistik, II., 405 dies bezeichnet. Im vorigen Jahre ist aber eine andere Ansicht geltend gemacht worden. In der von *Greve* und *Schwartz* herausgegebenen Norddeutschen Monatsschrift zur Förderung des freien Protestantismus, Novemberheft 1845, wird nämlich ausgesprochen, es sei nunmehr „die rationale Auffassung des Christenthums in den Herzogthümern gesetzlich anerkannt", also das Symbol formell beseitigt. Das Irrthümliche dieser Behauptung suchte *Falck* in dem Kirchen- und Schulblatt für Schleswig u. s. w., 1845, No. 50. zu widerlegen, worauf mehre kleinere und gröfsere Abhandlungen erschienen, welche sich gröfsern Theils gegen die Symbole aussprachen; darunter besonders Consistorialrath Dr. *Lübkert:* Anti-Falck oder Gegenbemerkungen allen unbefangenen Feinden und Freunden des Protestantismus gewidmet. Glückstadt, 1846. 8. Für das Symbol hat sich nunmehr Prof. Herrmann erhoben und in drei Abschnitten das Allgemeine und Besondere erwogen. Er beschränkt sich dabei auf die Augsburgische Confession, indem er bemerkt: Einmal hat sich der Zweifel eben wider diese gerichtet, wider das principale Bekenntnifs und die Grundlage, neben welcher die anderen symbolischen Schriften nur eine secundäre Stellung einnehmen; und sodann würde die Behandlung der Auctorität dieser andern Bekenntnifsschriften eine gröfsere Ausführlichkeit erfordern, als . . . genehm sein würde." Wir schliefsen uns bei Betrachtung der einzelnen Fragen selbst an die vom Vf. gewählte Ordnung an.

I. *Ist im Kirchenregiment ein Recht zur Beseitigung des Symbols enthalten?* Es ist behauptet worden, das Kirchenregiment sei berechtigt, „den symbolischen Bestand in der Landeskirche durch Veränderung oder Aufgebung des kirchlichen Symbols umzugestalten". Der Verf. bemerkt ganz richtig, dafs die Entscheidung dieses Punctes „nicht aus subjectiven Theorieen, sondern nur aus dem geschichtlich gültigen Verfassungsrechte der Kirche" erfolgen dürfe, da es sich nicht „um Erkenntnifs eines blos *möglichen*, sondern eines *wirklichen* Rechts handelt". Den sogenannten freien Protestanten „will das freilich nicht zusagen; sie vergessen aber, dafs die Freiheit immer nur eine gesetzmäfsige sein kann, und dafs darum in jeder geordneten Gemeinschaft der Grundsatz gilt: secundum leges judicandum est, non de legibus, so oft es sich um die Entscheidung auf dem Boden des Bestehenden handelt, nicht aber de lege ferenda.

Der Verfasser widerlegt zuerst die Ansicht, als ob durch Berufung auf eins der drei bekannten Systeme der Beweis geführt werden könne, dafs das Kirchenregiment ein Recht habe, die bisherige Kirchenlehre zu ändern; denn weder in der Wissenschaft, noch in der Praxis hat eins dieser Systeme sich allgemeine Anerkennung verschaffen können. Es haben

Digitized by Google

diese Systeme nur einzelne Momente des kirchlichen Verfassungsrechts geliefert, und zwar in den einzelnen Landeskirchen in sehr verschiedener Weise. Der Vf. bemerkt: „Im Ganzen wird man sagen können, dafs das Episcopalsystem die meisten Momente in das kirchliche Verfassungsrecht abgesetzt hat, viele auch das Territorialsystem, die wenigsten das Collegialsystem, wie denn der subjective Rationalismus, die Mutter dieses Systems, auch auf dem Rechtsgebiete als eine gar unproductive Richtung sich bewährt hat" (S. 7). Wir möchten diese Sätze kaum in dieser Allgemeinheit für richtig halten, da die Entwickelung der kirchlichen Verfassung in einzelnen Ländern in nicht geringem Umfange auf der Basis des Collegialsystemes erfolgt ist, dieses selbst auch nicht in seinen Anfängen, wie sich dieselben in den Presbyterialkirchen aussprechen, aus subjectivem Rationalismus hervorgegangen, sondern erst später unter Mitwirkung desselben eine weitere, ihm ursprünglich nicht angehörige Beimischung erhalten hat. Wie dem aber auch sei, nicht mit der Berufung auf eines der Systeme ist die vorliegende Frage zu entscheiden, sondern die bestehende Verfassung der Landeskirche kann allein den Ausschlag geben. Nun ist behauptet worden, dafs für die Herzogthümer Schleswig und Holstein das Territorialsystem Geltung habe (s. S. 8, 15); denn „die allgemeinen Kirchensachen sind Landessachen geworden, und die einzelnen Gemeinden, welche zusammengenommen die Landeskirche bilden, sind in dieser Beziehung der allgemeinen landesherrlichen Kirchengewalt untergeordnet". Mit einer solchen vagen und unbestimmten Erklärung ist jedoch nichts bewiesen, sondern nur durch den Nachweis, dafs Staat und Kirche äufserlich und innerhalb zusammenfallen, würde jene Behauptung eine Stütze erhalten. Diesen Nachweis zu führen vermögen aber die Gegner nicht, vielmehr ist die eben so durch die Natur der Sache gebotene, als vom Staate und der Kirche selbst geforderte Dualität der Staats- und Kirchengewalt „wiederholt noch in den neuesten Verordnungen anerkannt, wie es denn z. B. in der Verordnung, betreffend die Feier der Sonn- und Festtage, vom 10. März 1840 in der Einleitung heifst: „Nach der Uns verliehenen *landesherrlichen und oberbischöflichen Gewalt*" u. a. Diese Dualität tritt aber ganz besonders hervor in der Art und Weise, wie die Kirchengesetze im Allgemeinen in den Herzogthümern erlassen zu werden pflegen (s. *Stäudlin* a. a. O. S. 399) und wie namentlich bei Abfassung und Einführung der Agende von 1796 verfahren ist. (Darüber weiterhin das Nähere.)

Die Berufung auf das Territorialsystem kann aber um so weniger hier eine Bedeutung haben, als nach diesem Systeme selbst dem Inhaber des Kirchenregiments die Verfügung über das kirchliche Bekenntnifs keinesweges beigelegt wird. Der Verf. bemerkt vollkommen richtig: „Wer dieser Systeme wirklich kundig ist, und nicht blos aus dem Namen oder einer falsch verstandenen Tradition deren Inhalt sich zurecht macht, weifs, dafs *keines* derselben bis zu einer so unkirchlichen und unlogischen Bestimmung der im Kirchenregiment enthaltenen Gewalt fortgeht, und zu derselben auch ein Verfügungsrecht über das Symbol zählt. Keines ist so weit nicht allein unter den Protestantismus, sondern selbst unter die katholischen Principien gesunken, dafs es den in den Landeskirchen regierenden Obrigkeiten eine Gewalt zuspräche, welche selbst in der römischen Kirche von entschiedenen Curialisten dem Papste abgesprochen wird" u. s. w. (S. 10). Einer der bedeutendsten Repräsentanten des Territorialsystems ist J. H. Böhmer. Nichts kann daher schlagender sein, als die Erklärung Böhmer's selbst, dafs indem „die bürgerliche Obrigkeit das Regiment in der Kirche übernehme, ihre ordnende Thätigkeit sich nur auf die äufsern Einrichtungen, auf die Adiaphora, nicht auf Glauben und Lehre erstrecken dürfe. Gemäfs diesen Grundsätzen wird ein Recht, Lehrdecrete zu erlassen, der Obrigkeit geradezu *abgesprochen*; nur dann soll eine Bestimmung darüber, wie öffentlich zu lehren, erlassen werden dürfen, wenn der durch religiöse Zwistigkeiten untergrabene öffentliche Friedstand dies dringend verlangt, also wenn eine solche Festsetzung aus einem Nothstande des Staates sich rechtfertigen läfst" (S. 12, vergl. J. H. Böhmer jus eccl. Prot. I., 1 § 16. sq., bes. § 32.). Ganz gleiche Principien stellen auch die übrigen bedeutenderen Vertheidiger des Territorialsystems auf, vor allen *Chr. Thomasius*, der eigentliche Begründer desselben.

Die evangelische Kirche in Schleswig und Holstein gehört unbedenklich zur evangelischen Gesammtkirche und hat sich von derselben bisher nicht losgesagt, vielmehr jetzt eben ihre Angehörigkeit durch Beschickung der in Berlin zusammengetretenen Conferenz

Digitized by Google

thatsächlich an den Tag gelegt. Die evangelische Kirche in Schleswig und Holstein hat damit auch das bisher unbestrittene Princip der evangelischen Gesammtkirche selbst anerkannt. Dieses Princip ist aber das seit den Anfängen der Reformation in allen evangelischen Kirchenordnungen festgehaltene, dafs nämlich die Obrigkeit den Beruf, das Recht und die Pflicht hat, die evangelische Kirche bei ihrer reinen Lehre zu erhalten, nicht aber dieselbe aufzuheben. Die Obrigkeit kann daher auch die Lehre der evangelischen Kirche nicht für sich ändern oder abschaffen, denn „Wo weltliche Gewalt sich vermisset, den Seelen Gesetz zu geben, da greifet sie Gott in sein Regiment und verführet und verderbet nur die Seelen", sagt Luther in seiner Schrift von weltlicher Obrigkeit; und unser Vf. bezieht sich mit Recht S. 14 auf das Schreiben des Corpus Evangelicorum vom 18. März 1739 an den Kaiser, nach welchem: „wenn eine Schrift in das Symbol der Kirche aufgenommen, aus diesem Grunde, *weil* sie Symbol ist, Aenderungen mit ihr : nicht ohne Consens und Zuthuung der ganzen evangelischen Kirchen : geschehen können, also aufserhalb des Rechts des Landeskirchenregiments liegen."

Wir kommen damit zu dem zweiten Puncte, nämlich der Prüfung der Verfügungen des Kirchenregimentes in den Herzogthümern, aus welchen eine Beseitigung des Symbols hergeleitet worden ist. Also

II. *Hat sich das Kirchenregiment innerhalb der Schranken seines Rechts gehalten?* „Mit Nein würde diese Frage zu beantworten sein, wenn die Erlasse des Kirchenregiments, aus welchen folgen soll, dafs das kirchliche Bekenntnifs als solches verdrängt sei, wirklich den ihnen untergelegten Sinn hätten" (S. 16). Es soll nämlich durch die Einführung der Agende von 1796 die Verdrängung des Symbols formell bewirkt worden und dies durch spätere Verfügungen und Publikationen bekräftigt sein.

Zunächst ist zu erinnern, dafs die Agende ordnungsmäfsig durch das Lehramt berathen und dann vom Könige bestätigt worden ist. Die Regierung wollte, dafs sie ohne Aufsehen und wo es nicht auf einmal geschehen könne, nur nach und nach eingeführt werden sollte. Da sie aber an vielen Orten Widerstand erfuhr, wurde nachgegeben, dafs sie nur da gebraucht wurde, wo man sie freiwillig angenommen. (S. 9 vergl. *Stäudlin* a. a. O. S. 404, 405, wo zugleich die zahlreiche bei jener Gelegenheit veranlafste Literatur nachgewiesen ist.) Es ist dieses Verfahren dasjenige, welches früher und später auch in andern evangelischen Landeskirchen befolgt worden (man s. z. B. das königl. Preufs. Hofrescript wegen Einführung eines neuen Gesangbuches in Minden d. d. 30. August 1806 in des Referenten Urkunden-Sammlung zur Geschichte des evangelischen Kirchenrechts von Rheinland-Westphalen. S. 525, 526 u. a.), ein Verfahren, welches, wie unser Verf. geltend macht, die Dualität der Kirchen- und Staatsgewalt bestätigt. — In der Agende von 1796 soll aber „die Liturgie auf einen mit dem Bekenntnifs nicht harmonirenden Fufs eingerichtet worden . . . ., somit das kirchliche Bekenntnifs selbst beseitigt, zu einer theologischen Meinung *neben* allen andern herabgesetzt sein". — Der Vf. rügt hier zuerst eine Inconsequenz, indem er bemerkt: Hat die Agende die Kraft, dem bisherigen Bekenntnifs dadurch ein Ende zu machen, dafs sie auf eine abweichende confessionelle Grundlage gebaut ist, — so ist nothwendig die letztere durch die Liturgie zum Bekenntnifs erhoben, und nimmt von nun an die rechtliche Stellung ein, welche dem Bekenntnifs als solchem in der kirchlichen Ordnung gebührte. Man hat aber ausdrücklich erklärt, diese Consequenz nicht ziehen zu *wollen*. Indem dieser Punct daher nicht weiter verfolgt wird, untersucht der Verf., ob wirklich das Bekenntnifs durch die Agende afficirt ist, und dies verneint er mit Recht, indem er bemerkt: Es stehen allerdings die Liturgie und das Bekenntnifs im Zusammenhange und beide sollen harmoniren. Der Cultus ist aber nicht das *Princip* der Glaubensgemeinschaft, sondern er setzt vielmehr das im Bekenntnifs liegende voraus; daher hängt nur der *Grad* der kirchlichen Vollkommenheit von der Harmonie beider ab, und daraus dafs Bekenntnifs und Liturgie nicht übereinstimmen folgt nur dies, dafs jenes in dieser mangelhaft verwirklicht sei. Mit demselben Rechte würde man sonst daraus, dafs das in unserem Bekenntnisse anerkannte Princip vom allgemeinen Priesterthume in der Verfassung noch nicht durchgeführt ist, auf die Aufgebung des Bekenntnisses selbst schliefsen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Ueber die neueste Bestreitung der rechtlichen Auctorität des kirchlichen Symbols. Ein kirchenrechtliches Votum von Dr. E. Herrmann.

(Schluſs.)

Die Consequenz fordert darum, „daſs man liturgische Ordnungen, *weil* sie mit dem Bekenntnisse nicht harmoniren, mit diesem in Einklang zu setzen suche, nicht aber daſs man eine Aenderung des confessionellen Bestandes deshalb annehme, *weil* ihm die vorhandene Liturgie nicht gehörig entspricht. Das logische und organische Verhältniſs beider wäre damit gerade umgekehrt." Hat man aber „durch die Agende das Bekenntniſs *treffen wollen*, nun so hat man dasselbe *nicht getroffen*, und die rechtliche Stellung des letzteren *ist* unverändert geblieben" (S. 18).

Nachdem der Verf. also die fortdauernde Auctorität des Symbols bewiesen, widerlegt er noch die Einwendungen gegen dieselbe, welche man aus den Hirtenbriefen der Generalsuperintendenten von 1817 und 1826 herzunehmen versucht hat: denn diese Erlasse *konnten* am Bestande des Bekenntnisses nichts ändern, sie haben aber auch in der That, wie der Inhalt der Schreiben ergiebt, nichts geändert (man s. besonders den Hirtenbrief von 1817 in vollständigem Abdruck in der: Allgemeinen Chronik der dritten Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche 1817, von Schreiber, Veilladter, Hennings. Erfurt und Gotha, 1819. 4. I, 134 folg.). — Den Schluſs dieses Abschnitts bildet der Nachweis der noch bestehenden eidlichen Verpflichtung auf das Bekenntniſs und die Charakterisirung des Amtseides. Von S. 24 ab giebt der Verf. zur Vollständigkeit der juristischen Behandlung der gegenwärtigen Controverse

III. *Einige allgemeine Bemerkungen über die Stellung des Symbols.* Man hat nämlich die Natur des Symbols verkannt, indem man seinen Inhalt als *Glaubensnorm*, seine Geltung als *Zwang* bezeichnet, während doch vielmehr sowohl in seinem Ursprunge, wie in seinem Fortbestande nur *Freiheit* zu finden ist, d. i. ein *innerer* Zwang, der von der Ueberzeugung ausgehet. Es ist also der falsche Freiheitsbegriff, den man bei der Beurtheilung des Symbols zum Grunde legt, wodurch man natürlich auch zu falschen Resultaten kommen muſs. Vom rechtlichen Gesichtspuncte aus ist das Bekenntniſs theils die der ganzen protestantischen Kirche wesentlich gemeinsame Fundamentalbestimmung für ihr Wirken, theils die Basis der rechtlichen Existenz, welche sie im Staate genieſst. Mit dem Aufgeben dieses Bekenntnisses und der Annahme einer neuen Grundlage würde die Stiftung einer neuen Religionsgemeinschaft erfolgen, die sich erst neu gestalten müſste und einer neuen Anerkennung des Staates bedürfte. Das bisherige Bekenntniſs der evangelischen Kirche besteht noch als freie Nothwendigkeit: denn die Annahme oder Ablehnung ist jedem frei gestellt; für die Functionen der Kirche selbst als einer Gemeinschaft ist es aber ein nothwendiges, daher auch die Verpflichtung der Kirchendiener, dem Bekenntnisse gemäſs zu lehren, eine ganz natürliche. Es besteht die Pflicht derjenigen, die sich dem Dienste der Kirche frei zusagen.

Der Verf. verschweigt an dieser Stelle nicht den Einwand, daſs die Gemeinden nicht mit dem Symbol in Uebereinstimmung geblieben seien. „Viele, sehr viele wollen nichts mehr von der veralteten Formel wissen, in welche man vor dreihundert Jahren das Princip der Kirche gefaſst hat." Er erinnert aber dagegen, daſs, wenn dies auch wahr sein sollte, für das protestantische Kirchen*recht* daraus gar nichts hervorgehn würde: „denn das Kirchenrecht hat das Symbol oder das Grundprincip der bestimmten Religionsgemeinschaft zur Voraussetzung, und diese besteht so lange fort, bis auf dem Gebiete des religiösen Lebens

Digitized by Google

neue Schöpfungen vollbracht, und damit für die Gestaltung der auf ihnen gegründeten Gemeinschaften neue Unterlagen geliefert sind". Indessen verhält es sich auch mit den Thatsachen nicht durchaus so, wie man vorgiebt. Zwar sind Mifsstände genug vorhanden und der Zustand der Kirche ist gewifs ein kranker; darum „findet das unorganische Drängen und Treiben einen um so bereiteren Boden, und man mufs gestehn, dafs nicht durch blofses Hemmen und Dämmen, nicht durch blofses Gehenlassen, sondern allein durch Entbinden, Befreien und Ordnen der in der Kirche selbst liegenden Kräfte geholfen werden kann". Ganz besonders würde daher durch die *Kirchenverfassung* geholfen, und die Ordnung in der Kirche im Aeufsern und Innern also wieder hergestellt werden können. Erforderlichen Falls würde auch eine Aenderung im Bekenntnisse auf dem Grunde der Schrift erfolgen können. Irrig würde nämlich die Ansicht sein, „als müfste die Existenz der protestantischen Kirche, in ihrer Wahrheit wie in ihrem Rechte, bedingt angesehen werden durch die ungeänderte Beibehaltung ihres bisherigen symbolischen Bestandes". Es ist vielmehr das Recht, das Symbol zu ändern und zu vervollkommnen, in verbindlicher Weise anerkannt worden. Der Verf. weist besonders auf die Wahlcapitulation seit Karl VII. (II., 8) hin; aber bereits im Augsburger Religionsfrieden ist dies anerkannt worden. Die principielle Fortbildung des Bekenntnisses gehört auch zum wahren Wesen der evangelischen Kirche. Der Gebrauch von dieser Freiheit selbst mufs aber abhängen einerseits von dem Bedürfnisse, andererseits von dem Vorhandensein der gehörigen Mittel und Organe, um zu einer wahrhaften Verbesserung zu gelangen. Das Bedürfnifs tritt allerdings in manchen Mängeln des Inhalts der Augsburgischen Confession hervor; indessen der Grund der kirchlichen Uebelstände liegt nicht darin, und es mufs in der Hinsicht genügen, dafs das Kirchenregiment bei Ausübung der Aufsicht über die Lehre nicht unterschiedslos jede Abweichung von einer symbolischen Bestimmung rügt, sondern zu unterscheiden weifs zwischen dem, was Princip ist und was es nicht ist. Dagegen ist die jetzige Zeit und Kirchenverfassung nicht dazu angethan, ein neues einigendes Bekenntnifs hervorzubringen. Daher erscheint die Augsburgische Confession noch immer am geeignetesten, die Einheit des evangelischen Geistes, Glaubens und Wandels zu ermitteln, wie dies unter andern *Ammon* erklärt hat, auf den der Verf. Bezug nimmt. Er selbst schliefst dann mit den Worten: „Der gemeinsame Boden, den der milde und sichere Geist des Augsburgischen Bekenntnisses unterbreitet, würde eben so einerseits die festen Momente gewähren, ohne welche keine Gemeinschaft der Lehre und der Erbauung möglich ist, wie auch andererseits diejenige Freiheit eröffnen und gegen exclusive Richtungen schützen, deren die kräftige Entfaltung und Wirksamkeit des Individuellen vornehmlich in der kirchlichen Sphäre bedarf."

Möchte die jeden Unbefangnen überzeugende Ausführung des Herrn Professors Herrmann zunächst in den Herzogthümern Schleswig und Holstein den Eindruck machen, welcher gerade augenblicklich so nöthig ist, um das drohende Uebel zu beseitigen. Eben melden uns die öffentlichen Blätter von einer Besprechung sogenannter Freunde des freien Protestantismus in Kiel, bei welcher beschlossen wurde, binnen kurzer Zeit eine gröfsere Volksversammlung in Neumünster zu veranlassen, um hier die Frage zu erörtern, welche Schritte etwa zu thun seien, damit eine gröfsere Uebereinstimmung zwischen den Predigern und dem allgemeinen Bewufstsein unserer Zeit hergestellt werde. Zugleich wird auch die baldige Bildung einer freien protestantischen Gemeinde in Eckernförde in Aussicht gestellt, nach dem Vorbilde der in Königsberg entstandenen. — Hoffen wir von dem gesunden Sinne der Schleswig-Holsteiner in dieser Sache eine solche Erledigung, wie sie das Princip der wahren freien evangelischen Kirche erfordert, das Princip, welches nicht in zügelloser Willkür, sondern in dem Gesetze der Freiheit gegründet ist!

Wir empfehlen aber auch zugleich die hier angezeigte Schrift der besonderen Berücksichtigung preufsischer Theologen und Juristen: denn die aus der Agende und Union hergeleitete Unverbindlichkeit der bisherigen Symbole der evangelischen Landeskirche Preufsens beruht zum Theil auf ganz gleichen irrigen Schlüssen, als die sind, welche man in Schleswig und Holstein zu machen versucht hat. So sicher wie aber in Preufsen durch die Union eine Aufhebung der bisherigen Symbole weder beabsichtigt sein konnte, noch wirklich beabsichtigt ist, kann auch ohne königliche Declaration aus dem analogen Entwickelungs-

Digitized by Google

gange der evangelischen Kirche in Schleswig und Holstein wohl ein sicheres Urtheil über die gegenwärtige Autorität des Bekenntnisses gefällt werden.

H. F. Jacobson.

XXII.

1) *Dr. K. R. Hagenbach, Pr. in Basel, Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 2te umgearbeitete Auflage. Leipzig,* 1845. *Weidmannsche Buchhandlung. XIV u.* 420 S. 1½ *Thlr.*

2) *Karl Rosenkranz, o. Prof. der Phil. an der Univ. zu Königsberg, Encykl. der theol. Wissenschaften. 2te gänzl. umgearb. Auflage. Halle,* 1845. *C. A. Schwetschke und Sohn. XXVIII u.* 381 S. 1⅚ *Thlr.*

3) *Dr. H. W. Kienlen, evang. Pf. zu Colmar, Encyklop. der Wissensch. d. prot. Theologie zum Behufe akad. Vorlesungen dargestellt. Darmstadt,* 1845. *Druck u. Verlag von Leske. VIII u.* 54 S. *m. einer Tabelle.* ¼ *Thlr.*

Wer eine schöne Gegend, in der er eine glückliche Jugend verlebt, nach langen Jahren mit innerer Bewegung wiedersieht und nun einen Garten, der vormals mit mancherlei guten Elementen in der Anlage doch steif und unfertig war, schön herangewachsen, sorgfältig gepflegt und geschmackvoll fortgebildet findet, der wird etwa ein ähnliches Gefühl haben, wie das ist, mit welchem Ref. die neue Auflage von Hagenbachs Encyklopädie durchgelesen hat: so viel Schönes und Anheimelndes, dafs man darüber die Fehler der Anlage fast vergifst. Dagegen gemahnte ihn die neue Ausgabe von Rosenkranz Encyklopädie an jene einfachen Tempelgebäude von griechischen Grundformen, denen später um ihnen Schmuck zu verleihen, das Schnitzwerk gothischer Thier- und Pflanzengestalten, die himmelanstrebenden Spitzen gothischer Thürme aufgesetzt worden.

Es kann hier nicht die Absicht sein über die Einrichtung dieser beiden Schriften, welche längst in den Händen des theologischen Publicums sind und im Wesentlichen ihren Charakter nicht verändert haben, ausführlich zu berichten; es genügt diejenigen Puncte hervorzuheben, welche zum Verständnifs unumgänglich nothwendig sind, wenn der Versuch gemacht wird, das Verhältnifs dieser zweiten Ausgaben zu den ersten, die wieder fast zugleich erschienen sind, mit Rücksicht auf die Fortentwicklung der theologischen Wissenschaft ins Licht zu setzen; es mufs sich dann zeigen, wie weit der eben geschilderte allgemeine Eindruck, den sie auf den Ref. gemacht haben, sachlich begründet sei. Es soll zu diesem Ende zuerst gezeigt werden, wie sich diese zweiten Ausgaben zu den ersten, dann wie sie sich zu einander und zu den seitdem erschienenen wissenschaftlichen Gestaltungen der gesammten Theologie verhalten, woran die Betrachtung einiger einzelnen Puncte sich sachgemäfs anschliefsen wird. Die Berücksichtigung von *Kienlens* Werk, das im Wesentlichen ganz Schleiermacher folgt, kann Gelegenheit geben die Stellung seiner Schule gegen jene beiden Gestaltungen der Theologie zu halten.

1. Die äufsere Einrichtung und der allgemeine Schematismus ist in diesen beiden Schriften im Wesentlichen derselbe geblieben; dies spricht sich bei Hagenbach mit klarem Bewufstsein in fast naiver Weise aus; praktisch wie er ist hat er an den Hauptsätzen der Paragraphen möglichst wenig geändert, so dafs sie manchmal mit der älteren Ausgabe wörtlich übereinstimmen (mehr als nöthig war, da die Zahl und Ordnung der Paragraphen doch nicht beibehalten werden konnten), obwohl man auch hier die nachbessernde Hand nirgends verkennt, dagegen ist der Commentar fast durchgängig ein ganz neuer geworden. Gerade so mufste sich das Werk am besten eignen neben der alten Ausgabe und von denen gebraucht zu werden, denen diese lieb und vertraut geworden. Kurz in jedem Zuge ist der Verf. derselbe geblieben, dem nichts mehr am Herzen liegt, als seinen lieben Zuhörern und der ganzen Theologie studierenden Jugend ein rechtes „Studentenbuch" in die Hand zu geben. Ein neues Werk zu schreiben wäre ihm in mancher Hinsicht leichter geworden (Vorr. S. XII); in der alten Gestalt hat es sich aber einmal brauchbar erwiesen und Gunst erfahren; diese darf nicht aufgegeben werden, das fühlt der praktische Mann, mögen „die Beurtheiler auch die Einheit des Gusses vermissen und hie und da eine skizzenhafte Lückenhaftigkeit finden, gegen welche die gröfsere Breite an anderen

Digitized by Google

Orten um so auffälliger absticht." Das Buch ist und bleibt eine Landkarte zur Orientirung der angehenden Theologen auf einem ihnen noch unbekannten Gebiete, es verdiente daher wohl „methodologische Encyklopädie" zu heifsen, wie der Verf. es am liebsten überschrieben haben würde. Eine solche aber unterscheidet er mit Recht von einer abschliefsenden; letztere gehört offenbar mehr ans Ende, erstere in den Anfang der theologischen Studien. Ref. hat durch seine eigne theologische Encyklopädie (1843) beide Zwecke zu erreichen gesucht, indem dieselbe eine Begleiterin auf dem ganzen Studienwege und auch wohl weiter zu sein wünschte. Durch einen vorzugsweise methodologischen mündlichen Vortrag, welcher sich mehr einleitend als erklärend zu derselben verhält, sucht er bei seinen Zuhörern auf eine angemessene Benutzung derselben hinzuarbeiten. Auf H.'s Buch müfste umgekehrt eine systematische und abschliefsende Encyklopädie folgen. Doch ist einer solchen hier schon vielfach vorgegriffen, da H., obwohl den praktischen Zweck als den letzten aller Theologie immer klar im Auge behaltend, sich mit Recht das Zeugnifs geben darf (S. X) „*vor allem auf klare Einsicht in den wissenschaftlichen Zusammenhang der Theologie redlich hingearbeitet zu haben.*" Der *historische* Sinn ist ihm die wesentliche Grundlage des theologischen Charakters (S. 245). Eben an dieser hat es aber in der ersten Auflage mehrfach gefehlt: es war zu wenig und zu viel Geschichte darin; zu viel, weil so viel hergebrachtes todtes Material, welches nicht vom Gedanken beseelt war; zu wenig, weil es zu sehr an der historischen Verbindung und Durchdringung der mitgetheilten geschichtlichen Elemente fehlte. Diesem Mangel hat der Verf. theilweise durch mehr subjective Beseelung abgeholfen. Er sagt selbst darüber im Anfange seiner Vorrede, er habe gefürchtet, dafs ihm in seinem Versuche manches Jugendliche nicht mehr gefallen werde, worin er sich auch nicht getäuscht, aber gegen seine Erwartung daneben von der ersten Auflage seines Buchs auch wieder einen ältlichen Eindruck erfahren habe, so dafs er der Gealterte sich jünger vorkomme als sein vor zwölf Jahren erschienenes Buch. Die Zeit sei jünger, mit ihr die Schreibart lebendiger, frischer und rascher geworden, was wieder mit der Bewegung des Gedankens zusammenhänge; aber trotz dieses Verjüngungsprocesses und obgleich er durch die Schule der Erfahrung gereift, mehr positiven Boden gewonnen, sei er doch in seiner Grundanschauung des religiösen und kirchlichen Lebens in so weit derselbe geblieben, „als er es nicht über sich bringen könne, blofs um fertig zu werden, entweder zur alten Orthodoxie des Buchstabens zurückzukehren oder die innigsten persönlichen Ueberzeugungen in dem Rauchfange abstracter Speculation aufgeben zu lassen." — Denen, welche für ihr theologisches Studium von Anfang an eine Vermittlung zwischen den Extremen suchen, will er eine zugleich dem praktischen Zweck und der klaren Einsicht in den wissenschaftlichen Zusammenhang dienende methodologische Anweisung geben. Der vollständigeren Erreichung dieses Zwecks dienen die Aenderungen der neuen Ausgabe, in welcher das Hodegetische die Encyklopädie mehr durchdringt, indem der methodologische Anhang weggelassen, sein Inhalt den einzelnen Fächern angereiht, die Zahl der Fächer bald vermehrt, bald vermindert ist, wie es das Bedürfnifs der jetzigen Zeit erfordert, auch eine kurze Geschichte derselben beigefügt, endlich die neuere Litteratur, aber leider so flüchtig und unvollständig nachgetragen ist, dafs z. B. selbst da die neuen Ausgaben fehlen, wo sie ohne alle Mühe nur aus meiner Encyklopädie hätten genommen werden können oder aus Winers so trefflichem und genauem Handbuche. Wollte der Vf. die Litteratur nicht mit einiger Zuverläfsigkeit geben, so hätte er sie lieber ganz weglassen, als irre leitende Angaben machen mögen. Warum z. B. fehlt S. 77 die 4te A. von Schleiermachers Reden, die zweite von Rusts, de Wettes, Fries, Hegels Schriften, warum Drobischs Religionsphilosophie, welche die Herbartsche Richtung doch in sehr bedeutender Weise vertritt, warum S. 78 die Twestensche Ausgabe von Schleiermachers Ethik, Wirths und Hartensteins wichtige Schriften? S. 91 Trahndorfs immer bedeutende Schrift für den Supranaturalismus, wenn doch ganz unbedeutende Schriften genannt sind? Neben Stäudlin (S. 93) hätte doch Saintes Histoire du Rationalisme eine Erwähnung verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

1) *Dr. K. R. Hagenbach, Encyklopädie und Methodologie der theol. Wissenschaften.*

2) *Karl Rosenkranz, Encyklopädie der theol. Wissenschaften.*

3) *Dr. H. W. Kienlen, Encyklopädie der Wissenschaften der prot. Theologie zum Behufe akad. Vorlesungen dargestellt.*

(Fortsetzung.)

Allein wozu das Einzelne durchgehen, wo überall bald wichtige Schriften ganz, bald die neuen Ausgaben fehlen? — Diesem Mangel hätte der Verf. leicht durch einen sorgfältigen jungen Freund abhelfen lassen können, seinem Buche aber dadurch eine gröfsere Brauchbarkeit gegeben, da junge Theologen neben einer solchen Encyklopädie, wie diese, nicht erst nöthig haben sollten auch noch ein Werk über theologische Litteratur anzuschaffen, wie keiner besser einsehen wird als der Hr. Verf. selbst.

Obwohl in *Rosenkranz* Encyklopädie der Schematismus auch im Grofsen und Ganzen derselbe geblieben ist, sind hier doch im Einzelnen durchgreifendere Veränderungen vorgenommen. Zwar ist auch jetzt mit der speculativen Theologie der Anfang gemacht, aber es ist ihr — ohne Zweifel in Folge der Einwirkung der Schleiermacherschen Schule — ein grundlegender Theil vorausgeschickt — eine *theogonische Phänomenologie*, wie der Verf. sie nennt, in welcher ausgeführt ist, wie der Logos Gott sei, die Natur Gott und der Geist Gott, worauf dann damit parallel die Dogmatik das Wesen Gottes, die Manifestation Gottes als Erscheinung, und die absolute Verwirklichung des göttlichen Geistes folgen läfst, statt dafs in ihr früher zuerst in der Lehre vom Wesen Gottes die absolute Substanzialität, Causalität und Persönlichkeit, dann in der Lehre von der Welt die Offenbarung, endlich in der Lehre von der Religion die Anthropologie, Christologie und Ekklesiologie behandelt wurde. — Die Ethik ist dadurch umgestaltet, dafs die Nomothetik als erster Theil an die Stelle der Lehre vom Guten getreten und dadurch der dritte, die Eleutherologie, reiner gehalten ist. In der historischen Theologie als dem zweiten Haupttheile ist im Ganzen wie in der Ausführung im Einzelnen wenig Wesentliches verändert; nur ist die erste Abtheilung derselben, die biblische Theologie, jetzt in drei Kapitel eingetheilt, die Kritik als ein erster Bestandtheil der Exegetik eingereiht, dagegen die biblische Theologie mit Recht einem eignen Kapitel zugetheilt. Im Einzelnen ist hier jedoch auch Manches besser ausgedrückt und statt der deutschen Ueberschriften sind meist fremde Kunstworte gewählt; auch ist hier und da auf den Standpunct der Fragen in jetziger Zeit Rücksicht genommen, die biblische Theologie aber viel sorgfältiger und ausführlicher behandelt, als früher. —

Weniger ist die kirchengeschichtliche Theologie verändert, obwohl Alles besser abgeleitet ist; der Verf. unterscheidet noch immer Verfassungs-, Cultus- und Dogmengeschichte. Als Wendepuncte werden von ihm das Fortrücken durch die orientalisch-griechische, lateinisch-romanische und germanisch-amerikanische (oder besser S. 218 die germanisch-protestantische) Kirche festgestellt.

Die bedeutendste Umgestaltung hat die praktische Theologie erfahren, welche in der ersten Ausgabe nach dem Schema des Kirchendienstes und Kirchenregiments eingetheilt wurde, jetzt in einer ersten Abtheilung den singulären Organismus der Kirche betrachtet und hier in einer kirchlichen Symbolik, Pragmatik, in welcher die Katechetik, die Psychagogie, das Priesterthum behandelt wird, und Latreutik den ganzen Stoff befafst. Letztere ist besonders eigenthümlich gegliedert: 1) die Actuosität des darstellenden Handelns; 2) die Diction des darstellenden Han-

Digitized by Google

delns, welche wieder die Hymnik, die Liturgik, die Homiletik begreift; 3) die Localität des darstellenden Handelns. Die zweite Abtheilung der praktischen Theologie begreift den particulären Kirchenorganismus: 1) der Geistliche; 2) das Presbyterium; 3) die Synode. Hier werden die kirchenrechtlichen Bestimmungen mit erwogen, jedoch die daher genommenen Benennungen als zu äufserlich zurückgewiesen. Die dritte Abtheilung betrachtet den universellen Kirchenorganismus und zwar in Religionsphilosophie, Apologetik, Polemik, Kritik und Irenik — natürlich Alles in kirchlicher Beziehung. — Manche der hier nur kurz in Uebersicht gestellten Hauptpuncte werden weiter unten noch eine nähere Beleuchtung erfahren.

Hr. Pfarrer *Kienlen*, der schon früher (1842) eine theologische Encyklopädie in französischer Sprache geliefert hat, die Ref. aber nicht näher bekannt geworden ist, folgt in seinem kleinen Abrisse im Ganzen, wie er selbst erklärt, Schleiermachers Grundsätzen, von denen er jedoch in zwei wichtigen Puncten abweicht, wodurch das System ein gänzlich anderes wird; er beginnt nämlich mit der historischen Theologie, welche er in die drei Fächer der biblischen Theologie, Kirchengeschichte und kirchlichen Statistik theilt, läfst dann die dogmatische Theologie folgen, welche Dogmatik und Ethik begreift, und schliefst mit der praktischen Theologie, in der ein principieller Theil die Apologetik und Polemik, ein constitutiver die Liturgik und kirchliche Politik, ein technischer den Cultus und die Sitte behandelt, und zwar ersteren in der Homiletik, Euchetik, Hymnik, letztere in der Pastoraltheologie, Katechetik, Keryktik, Pädeutik. — Der Unterschied von des Verf.'s und Schleiermachers Behandlung ist übrigens nicht ganz so grofs, als er auf den ersten Blick erscheint, da die Hauptbegriffe aus des letzteren Apologetik und Polemik oder seiner philosophischen Theologie von K. in die Einleitung, welche 1) von Religion und Kirche; 2) von Theologie handelt, aufgenommen werden (§ 1—28). Seine Anordnung des übrigen Stoffes rechtfertigt der Verf. so: Da die *dogmatische* Theologie, d. i. die individuelle theologische Ueberzeugung durch dialektische Operationen in einen systematischen Zusammenhang gebracht, auf der *historischen* ruht und durch die bisherige Entwicklung der Kirche bedingt, und selbst die Basis der praktischen ist, so *beginnt* die Darstellung mit der historischen, *geht über* zur dogmatischen und schliefst mit der praktischen (§ 28. vgl. 20. 19). Hier wird die systematische Theologie ganz von der persönlichen Ueberzeugung abhängig gemacht, die selbst allerdings eine geschichtlich bestimmte ist; aber eben deswegen würde diese Stellung, wenn die Dogmatik doch vom Individuum abgelöst werden soll, consequent dazu zurückführen, sie mit Schleiermacher der historischen Theologie und zwar ihrer Statistik zuzurechnen. Dieser Stellung derselben kann man nicht entgehen, wenn man, wie der Verf., nicht ein Drittes zwischen Historisch und Speculativ zugiebt, nämlich *die principielle Entwicklung auf kritischem Wege;* vermöge derselben kann *aus positiv Gegebnem* ein *objectiver Inhalt* gewonnen werden. Wenn der Verf. aber die Theologie definirt als Wissenschaft einer Religion und Kirche und sie dann doch den positiven zurechnet d. h. den aus Elementen verschiedner Wissenschaften durch die Beziehung dieser Elemente, mittelbar oder unmittelbar, auf Eine praktische Aufgabe gebildeten neuen wissenschaftlichen Ganzen (§ 18. vgl. 26), so setzt er sich damit nicht nur mit Schleiermacher, sondern auch mit sich selbst in einen von seinen Prämissen aus schwerlich zu lösenden Widerspruch. — Indem aber der praktischen Theologie die Apologetik und Polemik vorausgeschickt werden, so sind diese, als ein principieller Theil betrachtet, hier ganz an ihrer Stelle, nur sieht man nicht ein, wie sie eben in dieser Gestalt hierhergehören, man möchte dann mit Rosenkranz an dieser Stelle eine neue principielle Grundlage der Theologie der besonderen Kirche (Symbolik) einschalten wollen. „Die *Apologetik* habe nämlich zu zeigen, wie die Grundbegriffe der christlichen Lehre, des christlichen Cultus und der christlichen Sitte, welche allen christlichen Kirchen gemeinschaftlich angehören, gegen Angriffe vom aufserchristlichen Standpuncte zu vertheidigen seien" (§ 84.), die Polemik dagegen, wie die unterscheidenden Begriffe der Lehre, des Cultus und der Sitte einer Particularkirche zu vertheidigen seien gegen Angriffe vom Standpuncte anderer Confessionen und dissentirender Meinungen (§ 85.). Man sollte hier eher eine Ableitung der rechtlich begründeten äufsern Stellung der Kirche, ihrer Lehre, ihres Cultus und ihrer Sitte aus dem Begriffe der Kirche, wie er in der Dogmatik festgestellt worden, erwarten. Der Verf. ist

Digitized by Google

zwischen Schleiermacher und der jetzigen Gestaltung des Systems der Theologie in einer unentschiednen Mitte stehen geblieben. Dies führt uns aber schon auf die zweite Frage.

2. Ganz allgemein wird sich sagen lassen, dafs *Hagenbachs* und *Kienlens* Werke, welche der Schleiermacherschen Schule angehören, und das von *Rosenkranz*, bekanntlich aus der Hegelschen hervorgegangen, sich so unterscheiden, dafs die beiden ersten der Grundlage nach formell sind — obwohl nicht ohne Einmischung vieler materiellen Bestandtheile — aber das erstere mehr methodologisch, das letztere mit Ausscheidung alles Methodologischen, das sich bei Schleiermacher findet, mehr rein formell: Darstellung der Aufgaben der Theologie und ihrer einzelnen Disciplinen in ihrer organischen Gliederung (§ 21.); dagegen Rosenkranz' Encyklopädie, wie Hagenbach es ausdrückt, ein abschliefsendes System der Theologie. Diese hat nach R. (S. XV) „*an dem Begriff der geoffenbarten Religion ihren systematischen Ausgangspunct*," von wo aus „sie denselben nach allen Seiten hin entfaltet und daher auch die historischen Elemente derselben insofern in sich aufnimmt, als sie die Vernunft des speculativen Inhaltes der Idee in der explicirten Gestalt der Erscheinung erblicken läfst." „Die specifische Einheit der Theologie liegt darin, dafs sie das Leben des Menschen in Gott und Gottes im Menschen betrachtet." Dies also, nicht der Begriff der geoffenbarten Religion — denn jede Religion glaubt an sich als eine geoffenbarte — (S. 2) ist für R. der eigentliche systematische Ausgangspunct der christlichen Theologie. Dies zeigt sich auch sogleich, indem der Verf. sagt: „Jede Religion mufs von dem Wesen Gottes und des Menschen; von der bestimmten Form, in welcher sie empirisch die Offenbarung glaubt; und von den Formen, in welchen sie den Procefs der Einigung Gottes und des Menschen unterhält d. h. von speculativen, historischen und praktischen Elementen handeln." Dabei ist denn die Aussicht auf eine wissenschaftliche Gestaltung sehr traurig, da die Theologie *keine absolute*, sondern eine *gemischte* Wissenschaft und das, was in ihr eigentlich das Wissenschaftliche ist, andern Wissenschaften angehört, der Philosophie, der Philologie, der Historie, der Aesthetik u. s. f.; obgleich sie daher wie jede besondre Wissenschaft zur Philosophie strebt, mufs sie doch als positive Wissenschaft sich bemühen das specifisch geschichtliche Element zu erhalten — jedoch mit vergeblicher Sisyphusarbeit; denn kaum scheint der Fels, welcher oben auf der Spitze des Kegels stehen und das ganze Gebäude stützen und tragen soll, an seiner Bestimmung angelangt zu sein: da „hurtig mit Donnergepolter entrollt er, der tückische Marmor."

R. ganzes Buch, so viel Schätzbares es auch enthält, ist ein Zeugnifs dieser Sisyphusarbeit: von einer Philosophie aus, welcher die Freiheit immer wieder in der Nothwendigkeit untergeht, sobald sie Gott und Welt, den absoluten und endlichen Geist ernstlich zu fassen strebt, gelingt es ihm weder Gott, noch den Menschen als Subject zu fassen, obgleich die Persönlichkeit beider *behauptet* wird. Die Religion besteht eben darin, dafs Gott sich im Menschen denkt, der Mensch als solcher, die Menschheit ist Gott; nicht zwar der Mensch als dieser und jener, wohl aber als allgemeiner, als Gattung (S. 30); der Einzelne wird geboren und stirbt, irrt, sündigt, die Menschheit lebt in ewiger Jugend, erkennt das Wahre, wie lange es auch dauern möge, ist sündlos, zweifelt nicht „sondern schreitet sogar durch das Blutbad von Revolutionen hindurch den unaufhaltsamen Schritt zu ihrer Selbstverklärung. Dies gilt aber nicht vom Abstractum der Gattung, sondern von der concreten Allgemeinheit, welche als der Weltgeist den Geist der Völker bestimmt, wie der Geist des Volkes sich den seiner Gemeinen, der der Gemeinen sich den der Familien, der der Familien sich den der Individuen unterordnet. Das Produciren dieses Zusammenhanges ist die *Weltgeschichte* und diese mithin *das wahre Absolute*, *der wirkliche Gott*" (S. 31). Diese Bestimmungen werden jedoch sogleich wieder zurückgenommen und nachgewiesen, wie die Völker in der Religion das Göttliche als ein mit ihnen zwar verbundenes, zugleich aber von ihnen verschiednes Wesen *verehren*. *Der absolute Geist ist Gott* (S. 35 ff.); durch diesen Gedanken wird dem Menschen *alles* Geschehen erst *Ein* Geschehen, aber zugleich wird er dadurch über die Geschichte erhoben; indem er „sich als die Macht erkennt die Geschichte in sich momentan abzubrechen und von ihrem Werden den Sprung in das werdende Absolute zu thun, hat er seine eigne Endlichkeit überwunden." Der Schmerz dieser Entweltlichung ist die Geburtsstätte aller Religionen. So aber werden „das Sein,

Digitized by Google

das Wesen, die Idee, die Materie, die Kraft, das Leben, das Ich, das Volk, die Geschichte — nur *Momente* des absoluten Geistes, in welche er als in seine Prädicate sich auslegt, aber sein absolutes *Fürsichsein* von ihnen selbst unterscheidet." So steht Gott als das Absolute über Natur und Geschichte, die frühern Urtheile aber, welche diese für Gott erklärten, müssen zurückgenommen werden, erst im letzten Begriffe des Absoluten ist der Geist zu seiner Wahrheit gekommen. Darnach müfste es aber nicht heifsen: „Gott als die absolute Freiheit (Liebe) ist das selige Schicksal der Welt", sondern: er theilt seine Seligkeit der Welt mit, indem er sich ihr offenbart, in sie eingeht. Doch Ref. ist damit bereits zum Schlusse von Rosenkranz's theogonischer Phänomenologie gekommen, in dem Begriffe nämlich, dafs Gott selbst in den Religionen, in dem Wissen des Menschen von ihm (als wäre Religion nichts Anderes!) den absoluten Beweis seines Daseins führt, so dafs die Ontologie, Kosmologie und Anthropologie nur Momente der Theologie sind (S. 37), wobei offenbar nur *die* Sätze berechtigt sind, welche innerhalb des Systems der Immanenz bleiben, nicht aber die, in welchen Gott transscendent erscheint. Dieses wird sich noch deutlicher ergeben, wenn die Grundlagen näher untersucht werden, auf welche der Vf. seine speculative Theologie überhaupt baut — eine Untersuchung, bei welcher vorerst darauf aufmerksam gemacht werden mufs, wie leicht er mit dem *Daher* bei der Hand ist. Dies zeigt sich sogleich bei der Ableitung der Eintheilung der christlich-speculativen Theologie als der Entwickelung des Begriffs der christlichen Religion als der vernünftigen, welche sich die Kenntnifs der christlichen Religion im Allgemeinen nicht minder voraussetze, als den Begriff der reinen Vernunft und *daher* 1) den Begriff der christlichen Religion selbst ableiten, 2) nach seiner specifischen Bestimmtheit entwickeln, und 3) die aus diesem Begriff resultirende Gestaltung des praktischen Selbstbewufstseins beschreiben müsse; wie letzteres aus den gegebenen Prämissen folge, ist nicht zu sehen, da vorher vom Praktischen und als solchem Subjectiven doch nicht die Rede war. Der Verf. will nämlich alle die Untersuchungen, welcher früher in der Apologetik und Polemik, den Prolegomenen zur Theologie der (christlichen?) Religionsphilosophie behandelt zu werden pflegten, deren Hauptmoment der Beweis sei, dafs der Begriff, welchen das Christenthum von Gott als dem absoluten Geiste habe, mit dem Begriffe übereinstimme, welchen sich das von der Tradition unabhängige Denken (sollte heifsen: die Rechtfertigung des aus der Ueberlieferung erwachsenen Denkens — denn ein anderes giebt es nicht — vor sich selbst) aus sich selbst von Gott zu machen im Stande sei und zwar so, dafs mit dem Begriff des göttlichen Wesens als des absoluten Geistes auch der seiner Existenz zusammenfalle (S. 9), in eine bestimmte Wissenschaft unter dem Namen der *theogonischen Phänomenologie* vereinigen, „weil das Erkennen Gottes ebensowohl eine Manifestation seiner selbst, als ein Act des menschlichen Bewufstseins" sei. Darin erkennen wir aber die Zweideutigkeit einer unentschiedenen Stellung; denn unter Phänomenologie kann doch nach dem Sprachgebrauch der Hegelschen Schule, wie nach der Natur der Sache, nur eine Wissenschaft verstanden werden, in welcher der Gedanke sich als Geschichte des Bewufstseins darstellt; der Verfasser will aber weder eine Geschichte des menschlichen Bewufstseins seiner Begründung in Gott nach, noch eine Geschichte des göttlichen Bewufstseins, welches das menschliche als Moment seiner Selbstoffenbarung in sich habe, sondern Beides, was aber eine mit einer Geschichte des Bewufstseins unverträgliche Stellung ist, daher der Verfasser in der Ausführung auch meistens die Geschichte des absoluten Gedankens giebt, indem das erste Kapitel: „der Logos ist Gott" der Logik, das zweite „die Natur ist Gott" der Naturphilosophie, das dritte „der Geist ist Gott" der Philosophie des Geistes entspricht.

In der Ableitung der Dogmatik und Ethik zeigt sich aber die Verlegenheit des Verf.'s, letzterer eine feste Stellung anzuweisen, welche natürlich daraus hervorgeht, dafs ihm eine speculative Theologie die Geschichte und Theorie des *göttlichen*, nicht des *menschlichen Bewufstseins* ist. Dennoch begreift freilich eine christliche Glaubenslehre die Sittenlehre dem Wesen nach schon in sich, nicht aber umgekehrt, so dafs es möglich wäre, das ethische Element in die Soteriologie und Eschatologie zu absorbiren. Wäre dies aber wissenschaftlich möglich, so wäre es damit auch nothwendig, und das ist es wirklich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

1) *Dr. K. R. Hagenbach, Encyklopädie und Methodologie der theol. Wissenschaften.*

2) *Karl Rosenkranz, Encyklopädie der theol. Wissenschaften.*

3) *Dr. H. W. Kienlen, Encyklopädie der Wissenschaften der prot. Theologie zum Behufe akad. Vorlesungen dargestellt.*

(Fortsetzung.)

Das richtige Verhältnifs mufs also ein andres sein und ist es wirklich: es sind nämlich Dogmatik und Ethik verschiedene Seiten des christlichen Bewufstseins: die eine das Wissen um den göttlichen Heilsrath, das Reich Gottes, die andere das Wissen um das Thun oder die Willensbestimmtheit des Christen, wodurch er sich dasselbe aneignet und so mitwirkt, es auf Erden zu realisiren. Die wissenschaftliche Begründung für beide ist aber Aufgabe einer eigenen Principienlehre, welche bei richtiger Durchführung an die Stelle der theogonischen Phänomenologie tritt.

Wenn der Verf. dann ferner von der Ethik sagt, dafs sie im Begriffe der Selbstbestimmung den Uebergang zum Begriff des Geschehens, zur historischen Theologie mache (S. 10), so ist das einer jener vielen Uebergänge in diesem System, welche einen salto mortale nur verbergen und den falschen Schein eines vermittelnden Ueberganges hervorbringen, wo er in der Sache gar nicht gegründet ist, wie sich dies deutlich bei der Ethik selbst zeigt, wo am Schlusse die *Freiheit* unter den Kategorieen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung betrachtet wird, also nicht einmal sofern sie kirchenbildend ist (S. 110, 111). Viel eher hätte er die historische Theologie durch den letzten Theil der Dogmatik „die absolute Verwirklichung des göttlichen Geistes" vermittelt werden lassen können. So geht es aber der dialektischen Taschenspielerei, zu welcher des Verf.'s Philosophie nicht nothwendig führt, der sie aber so leicht Vorschub leistet; bei einiger Gewandtheit läfst sich ein Uebergang von Allem zu Allem finden. So wird z. B. (S. 81) der Tod, sonst in der protest. Dogmatik der Sünden Sold, unter die Gnadenmittel (!) gerechnet, um einen Uebergang in die Vollendung der Gemeinde abzugeben.

Jener Uebergang, von dem wir ausgegangen sind, geht aber aus einem Grundfehler in des Verf.'s theologischem System hervor; theologisch wird ein Wissen nur durch die Beziehung auf das erscheinende Reich Gottes, die Kirche, also auf eine historische Wirklichkeit, der ihr einen positiven Charakter giebt. Die Wirklichkeit des Reiches Gottes mufs innerlich erlebt, äufserlich angeschaut werden, ehe sie begriffen werden kann. — Doch auch Schleiermacher erkennt das an, und schickt dennoch im Systeme die philosophische Theologie der historischen voraus; man hat gesagt: das System der Theologie ist etwas anderes wie die kirchliche Wirklichkeit, die wohl der Zeit, aber nicht dem Begriffe nach vorangeht, und um die Geschichte richtig zu verstehen, bedürfe es gewisser allgemeiner Begriffe, ohne welche ihre Betrachtung gedankenlos sein würde. Ganz gewifs. Aber es verhält sich mit dieser wie mit aller Geschichte: sie bringt selbst in anschaulicher Form die Gedanken mit, von welchen sie getragen wird, und es ist dann eine kritische Operation nöthig, um dieselben aus ihr zu entwickeln. Eben vermöge einer solchen kritischen Operation gewinnt auch Schleiermacher seinen philosophischen oder wie er auch heifsen könnte, principiellen Theil, worauf er dann die Geschichte (mit Einschlufs der Dogmatik und Ethik) folgen läfst. Ref. scheint es aber, als wenn die Geschichte gar zu leicht durch solche vorläufige Betrachtungen eine unrichtige Färbung annehme, wovor sie doch vor allen Dingen bewahrt werden soll. Die Wirklichkeit des erscheinenden Gottesreiches als Object jeder wahren Theologie, welche sie

Digitized by Google

auch sei, die Wirklichkeit des Gottmenschen in der Person Jesu von Nazareth, die Wirklichkeit des göttlichen Geistes in der Gemeine, das sind Voraussezzungen, welche dem Theologen, wie überhaupt dem frommen Christen gelten müssen, ehe er versuchen kann, ihren Inhalt zum wissenschaftlichen Bewufstsein zu erheben. Der geschichtliche Christus ist der Mittelpunct der Weltgeschichte. Für den Anfang des theologischen Systems mit der Geschichte können wir uns auch auf die Analogie einer anderen positiven Wissenschaft, der Jurisprudenz, berufen. — Professor *Fleck* in Leipzig in einer Recension von des Ref. theologischer Encyklopädie (Theol. Littbl. zur allg. Kirchenzeitung 1844. No. 88.) macht einen zweiten Grund gegen den Anfang mit der historischen Theologie geltend, den er für unbestrittene Wahrheit hält, dafs „wissenschaftlich betrachtet ein wenn auch noch so dürftiger Lehrbegriff früher existirt habe, als eine Geschichte der Kirche und sollte die Lehre auch nur in dem erweiterten Taufformulare bestanden haben;" dieser Grund ist aber ein augenscheinliches Mifsverständnifs, da eben eine solche Lehre dann selbst der historischen Theologie angehören wird, hier aber von einer Priorität der Zeit gar nicht die Rede, sondern die Frage ist: Soll derjenige, welcher ein System der gesammten Theologie aufstellen will, mit einer Darlegung des Christenthums, wie es in der Welt wirklich geworden, beginnen und dann zu seinem Versuche einer Construction der christlichen Lehre fortschreiten, oder soll er umgekehrt von letzterem ausgehen und davon aus und demgemäfs die Geschichte des Christenthums im weitesten Umfange construiren? Von Ersterem nun behauptet Referent, dafs es das Angemessenere sei. Fleck dagegen will ordnen: exegetische, systematische, historische und praktische Theologie; auch *Hagenbach* stellt dieselben vier Fächer auf, nur läfst er viel passender die historische Theologie gleich auf die exegetische folgen. Letzterer rechtfertigt auf scharfsinnige Weise die Absonderung der exegetischen Theologie in ein besonderes Fach (S. 112 f.), besonders gegen den Referenten. Obgleich er nicht läugnet, dafs die exegetische Theologie im weitesten Sinne auch mit zur historischen gerechnet werden *könne*, wiefern ja eben durch die Exegese *geschichtliche* Verhältnisse, ja die Urgeschichte des Christenthums selbst ermittelt werden solle: so sei es doch nicht allein das historische Wissen an sich, was hier in Betracht komme, die Exegese sei vielmehr eine gewisse Kunstfertigkeit, die wieder auf wissenschaftlichen Grundsätzen — der Hermeneutik — beruhe, welche nicht dem historischen, sondern dem philologischen oder philosophischen Gebiete, im weitesten Sinne des Wortes, angehören. Diesem Einwurfe meint Referent aber schon zuvorgekommen zu sein durch Unterscheidung eines technischen Theils, wie ein solcher bei jeder historischen Quellenkunde vorkommt, von dem sachlichen Theile, der eigentlich biblischen Theologie. Erheblicher dagegen ist ein *zweiter* Grund, „dafs die heiligen Schriften nicht blofs in *dem* Sinne Werth für uns haben, wie die übrigen Denkmäler des christlich-kirchlichen Alterthums". Das ist vollkommen richtig, und findet in der christlichen Glaubenslehre seine Anerkennung und Ausführung; wie aber schon in der exegetischen Theologie die normale Dignität des Urchristenthums zur Anerkennung gebracht und theologisch begründet werden solle, bekennt Ref. nicht einsehn zu können. Hier kommt es vielmehr auf Ermittelung der wahren Quellen oder des Kanons, des richtigen Textes und der wahren Erklärung, endlich auf eine Entwickelung des Lehrzusammenhanges der heiligen Schriften in einer biblischen Dogmengeschichte (welche jedoch auch die biblische Sittenlehre mit begreift) an, welche nur auf geschichtlichem Wege zu Stande gebracht werden kann. — Wenn H. die Bibel gleichsam für das in die Gegenwart unmittelbar hineinragende Urgebirge des Glaubens erklärt, so giebt ihm Ref. darin seine völlige Zustimmung, ohne jedoch deshalb die Folgerung zuzugeben, dafs es daher der protestantischen Theologie, die einen eigenen Dienst am Worte habe, auch geziemen möge, ein eignes Gebiet der exegetischen Theologie festzustellen und (das Gegentheil folgt aber nicht daraus, dafs die exegetische Theologie für den ersten Theil der historischen erklärt wird) dem *Bibelstudium* seinen gehörigen, ungeschmälerten Raum in dem Bereiche des theologischen Wissens anzuweisen. Wenn Hagenbach aber *drittens* der Bemerkung des Ref., dafs der Unterschied des Ursprünglichen und Abgeleiteten ein relativer sei, entgegensetzt, dafs dieser Einwurf jede Eintheilung treffe, so leugnet Ref. zwar Letzteres nicht, bemerkt aber, dafs das Gewicht seines Arguments nicht in diesem vorbereitenden Satze, sondern darin liegt, dafs die ei-

Digitized by Google

gentliche Auctorität, die Ueberlieferung des christlichen Geistes vom Herrn selbst ausgehend eine weiter zurückliegende ist, dafs aber auch die folgende geschichtliche Entwickelung nicht *als Geschichte* theologisch ist, sondern weil sich in ihr der christliche Geist in seinen Momenten entfaltet, und dafs hier von Christus bis auf die Gegenwart kein Abschnitt so könne für sich betrachtet werden, dafs er in eine eigne Wissenschaft fiele, obwohl die biblische Theologie am Urchristenthume, die kirchliche Statistik am religiösen Lebensgebiete der christlichen Gegenwart ihr festes Princip habe. Endlich setzt H. Kienlen entgegen: dafs wenn auch alle Wissenschaft entweder philosophisch oder historisch sei, es doch gemischte Disciplinien, z. B. die praktischen, gebe, welche, wie die Exegese, es nicht nur mit der Erkenntnifs, sondern auch mit der Fertigkeit (τέχνη), mit dem Können zu thun habe; und dafs gerade diese beiden die Aufsenlinien bilden, Anfang und Ende des Studiums, deute auf den praktischen Charakter der Theologie, wodurch sie sich von reiner Wissenschaft scheide. Dieses gilt aber mehr oder minder von der gesammten Theologie und solcher Fertigkeiten bedarf es auch für andere Felder der historischen Theologie, z. B. die Kirchenväter, die Reformatoren, für die man nur, weil sie minder wichtig sind, eine eigene Kritik, Hermeneutik und Philologie, nicht eben so vollständig ausgebildet hat. H. weifs dem nur das praktische Bedürfnifs und den Gebrauch der protestantischen Kirche entgegenzustellen, auf deren Universitäten ja eigene Professuren für die exegetische Theologie bestehn — was allerdings die Wichtigkeit derselben rechtfertigt, ohne dafs daraus doch wissenschaftliche Schlüsse gezogen werden dürfen, so wenig wie daraus, dafs meistens ein eigner Professor der alt- und ein eigner der neutestamentlichen Exegese angestellt ist. Dafs das Zusammenwerfen der historischen und exegetischen Theologie unpraktisch sei, giebt Ref. H. gerne zu, aber man halte sie nur ordentlich auseinander als zwei Zweige Eines Astes; der Anfang wird ja überdies derselbe bleiben, nämlich das Studium der h. Schrift; methodologische Verwirrung ist daher auch nicht davon zu fürchten, vielmehr die Frucht zu hoffen, dafs desto sicherer die biblische Theologie als Geschichte, d. h. als eine im Fortschritt begriffene geoffenbarte Lehre gefafst wird. Endlich wüfste Ref. *den* Bibliothekar nicht zu tadeln, der die exegetische und kirchen-historische Theologie als coordinirte Fächer neben einander hinstellte unter der allgemeinen Hauptrubrik der historischen Theologie. Die Parallele der vier Hauptwissenschaften der Theologie mit dem Sprach-Geschichtsstudium, der Philosophie und künstlerischen Ausbildung hat zwar etwas Ansprechendes, hält aber doch nicht Stich, da *in* der Theologie ein rein philologisches Interesse nicht Raum findet, wie denn eine rein philologische Behandlung der Bibel noch kein theologisches Thun sein würde, wie die Exegese es sein soll, welche sich vielmehr erst dadurch vollendet, dafs eine *theologische Auslegung* zur *grammatisch-historischen* oder *philologischen* hinzutritt. Doch genug davon, und nur noch zum Schlufs die Bemerkung, dafs Schleiermacher, von dem diese Dreitheiligkeit herstammt, so wenig ein Freund der dreitheiligen Eintheilungen war, wie Jeder weifs, der mit seinen Schriften bekannt ist, dafs wir bei ihm vielmehr überall Zwei-, oder wo Kreuzung der Begriffe sich vorfindet, Viertheiligkeit antreffen.

Indessen bedeutet diese Differenz nicht so viel, indem sie die *Ordnung* des Ganzen so ziemlich unverändert läfst: anders ist es mit Fleck, der, wie schon erwähnt, der systematischen Theologie nach der exegetischen und vor der historischen ihre Stelle anweiset; letzteres aus dem oben zurückgewiesenen und dem noch seltsameren Grunde, dafs auch nach ihrer Lebenswichtigkeit und Geltung die systematische Theologie den Vortritt vor der historischen verdiene: wie wunderlich würde das System der Wissenschaften aussehen, wenn das die Regel für ihre Anordnung werden sollte! namentlich wüfste ich nicht, mit welchem Recht dann auch der praktischen Theologie vor der historischen der Vortritt streitig gemacht werden sollte.

Was nun die Behandlung selbst betrifft, so geht H. erfahrungsmäfsig, ohne einen innern Fortschritt zu erstreben, von einem Fache, einer Disciplin zur anderen fort, mit Einsicht sich *über* sie verbreitend, oft mit gutem Rath für das theologische Studium, wie ihn eben das Bedürfnifs desjenigen Publikums treibt, welchem er sein Buch bestimmt hat, und das er seinen Bestrebungen, Mängeln und Leistungen nach sehr gut kennt. Ganz umgekehrt will Rosenkranz, der nicht als Theologe, sondern als Philosoph die theologische Encyklopädie behandelt, nur ein wissenschaftliches Ganze, ein System aufstellen, unbekümmert darum, wer im Stande

Digitized by Google

ist es aufzunehmen oder nicht; er construirt daher fort und fort, wie es eben gehn will, vergliedert*) eng das Ganze und seine einzelnen Theile, giebt Abrisse aller einzelnen theologischen Wissenschaft, so geschlossen, dafs in der That die Paragrapheneintheilung, wie wir sie in der ersten Auflage antreffen, in dieser zweiten mit Recht als blofs störend und manchmal zu überflüssigen Abtheilungen verleitend aufgegeben worden. Die Darstellung ist dadurch mehr in Flufs gerathen und daher leichter aufzunehmen. Die lateinischen Lettern, in welche die deutschen der ersten Ausgabe umgesetzt worden, scheinen den Anspruch des Buches kund zu thun, in die Weltliteratur einzutreten: es soll den Gelehrten und Denkern aller Nationen, nicht blofs den Theologen, *dieser Versuch* vorgelegt werden, *die Theologie zur strengen Wissenschaft umzugestalten.* Dabei steht einigermafsen die praktische Theologie im Wege, mit ihrem doch einmal nicht wegzuleugnenden Kunstelement, welches möglichst zurück-, nirgends ausdrücklich hervortritt. Im Allgemeinen ist freilich die Formel für sie bald fertig. „Die concrete Einheit der speculativen und historischen Theologie ist die praktische" (S. 355). Das Wort *concret* ist eine Bezeichnung, sehr geeignet, philosophische Kunststücke und wissenschaftliche Unbestimmtheiten zu verstecken. Frägt man, was darin zusammengewachsen ist, so meint der wissenschaftliche Sprachgebrauch, wenn er nicht ein völlig willkührlicher werden soll, eine Einheit, in welcher zwei coordinirte Begriffe in einen dritten höheren aufgehen, oder auch eine solche, in welcher Erfahrung, Wirklichkeit und Begriff zur Besonderheit einer bestimmten Existenz zusammengehn (die scholastischen universalia in re). Nun kann die erste Auffassung hier nicht Statt haben, da die praktische Theologie unmöglich als die höhere Einheit gefafst werden kann, in welcher die speculative und historische als in ihrem wahren Begriffe aufgingen; es mufs also die Lebensgestalt gemeint sein, in welcher der Begriff sich mit seiner Erscheinung durchdringt: als einen solchen mag man wohl die *Kirche* gelten lassen, nicht aber die *Theorie* der thätigen Selbstbestimmung der Kirche. Hören wir aber R. selbst. „Die praktische Theologie ist ihm die Erkenntnifs der Formen, in welchen die absolute Religion unmittelbar existirt, und in deren dialektischer Explication sie ihre individuelle Lebendigkeit hat. Sie ist vermittelt durch die historische Theologie, weil die Gegenwart aus der Vergangenheit herkommt, und von derselben ihre particuläre Beschränktheit entnimmt. Aber eben so sehr vermittelt sie sich durch die speculative Theologie, weil sie nach der Zukunft hin eine unumschränkte Seite für die Bildung der Religion an sich hat, deren *letzte* Gewifsheit nicht in der geschichtlichen Erscheinung, sondern in Gott liegt" (S. XIX). Daraus ergiebt sich, dafs die praktische Theologie wesentlich Kunsttheorie ist, auf die Förderung der Kirche gerichtet, welche allerdings die concrete Einheit des Begriffes und der Geschichte des Gottesreiches ist, nicht aber als Theorie die concrete Einheit der speculativen und historischen Theologie. In diesem Sinne behandelt der Verf. sie denn auch und zwar so, dafs sie mehr und mehr eine präceptive Form annimmt, worin auch der Grund liegt, weshalb er bekanntlich die *Pastoraltheologie* „als eine Anweisung zu einer nützlichen salbungsvollen Heuchelei, als ein System kleinlicher, die herzliche Hingebung tödtender Pfiffigkeiten" verwirft, weil es keine besondere Moral für den Geistlichen, keine andere Regel geben könne, als klug wie die Schlangen und doch ohne Falsch wie die Tauben zu sein (S. XIX, XX). Richtig! Es kann auch keine Anweisung geben, ein Dichter zu werden und doch eine Poetik. Es kann die Organisation der Kirche und die *Natur* des Wirkens in ihr im Verhältnisse des Leiters der Gemeine zu den Gemeinegliedern begriffen, eine Kunsttheorie darüber aufgestellt werden, in welchem Sinne Ref. in seiner Encyklopädie sie als die individuelle Seite der Lehre vom Kirchenregimente behandelt hat. Die Kirche erscheint hier als das handelnde Subject, die Geistlichen sind nur von ihr Beauftragte, welche so zu sagen nach einer gewissen in der Sache liegenden Instruction zu verfahren haben. Wie in aller Kunsttheorie mag es auch der durch Erfahrung gewonnenen Weisheit gelingen (wovon *Harms* Pastor ein ausgezeichnetes Beispiel ist), durch Rathschläge den richtigen Weg zu zeigen.

*) Mit dem Ausdruck *vergliedern* habe ich nach Vorgange des Sprachgebrauches auf dem Gebiete der Naturforschung das fremde Wort *organisiren* wiedergegeben, dagegen *gliedern* s. v. ist als: organisch eintheilen. Flecks Bemerkung, dafs ich constant jenes für dieses schreibe, ist daher nicht richtig.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

1) *Dr. K. R. Hagenbach, Encyklopädie und Methodologie der theol. Wissenschaften.*

2) *Karl Rosenkranz, Encyklopädie der theol. Wissenschaften.*

3) *Dr. H. W. Kienlen, Encyklopädie der Wissenschaften der prot. Theologie zum Behufe akad. Vorlesungen dargestellt.*

(Schlufs.)

Diese Stellung der Disciplin würde ich jetzt noch klarer hervortreten lassen, als es in meiner Encyklopädie (Seite 615, 640 folg.) geschehen ist. Hagenbach rechtfertigt die Pastoraltheologie, welche er als Theorie des christlichen Gemeine- und Privatlebens fafst, durch Hinweisung darauf, dafs es für den Geistlichen, wie für jeden Andern, einen Kreis specieller Berufspflichten gäbe: wo werden diese aber wohl zu eignen Wissenschaften ausgebildet? Marheinecke, Schweitzer und Schmidt in Strafsburg haben neuerdings beachtenswerthe wissenschaftliche Theorien der Pastoraltheologie entworfen. Aber auch in Rosenkranz's Psychagogie (S. 348—351) tritt wenigstens ein Moment derselben, das, welches sich auf die Kirchenzucht bezieht, wieder hervor, wie denn *Liebner* sie geradezu unter den Hauptbegriff der Disciplin stellt (Stud. und Krit. 1844., I., S. 135).

Kienlen macht in der praktischen Theologie drei Theile, einen principiellen, welcher Apologetik und Polemik, einen constitutiven, welcher Liturgik und kirchliche Politik, endlich einen technischen Theil, der Technik des Cultus und der christlichen Sitte befafst; die erste zerfällt in Homiletik, Euchetik und Hymnik; letztere in die Pastoraltheologie, die wie bei Schleiermacher die Katechetik, aber auch die Keryktik neben der Theorie der Seelsorge begreift, und die theologische Pädeutik. Des Verf.'s Theorie der Seelsorge ist aber nicht auf Pfarrer zu beschränken, giebt vielmehr „die Grundsätze an, nach welchen das christliche Leben der einzelnen mündigen d. h. confirmirten Glieder der Gemeine zu pflegen und zu entwickeln ist" (§ 97.) — also von wem unter den Christen es auch sei? — sie wird so ganz ein Kapitel aus der christlichen Moral, was sie werden mufs, wenn sie nicht als Theorie von einem Thun der Kirche in Beziehung auf sich selbst gefafst wird.

3. Blicken wir auf diese verschiedenen Werke noch einmal zurück, so dringt sich uns eine doppelte darin sich offenbarende, im Grunde in einem inneren Widerspruche befindliche Richtung auf: einestheils sich aus ihrem Princip möglichst *abzuschliefsen* und auf jedem Puncte von demselben durchdringen zu lassen, andererseits einen *gemeinsamen* Boden zu gewinnen, die feststehenden Resultate möglichst hervorzuheben. Daraus gehen zum Theil einzelne Inconsequenzen hervor, auf welche sich einige Schlufsbemerkungen dieser Recension beziehen sollen.

Es mufs erstens, wie Rosenkranz schon in der ersten Ausgabe darauf dringt und dies, in der zweiten wiederholt, die Coordination von Philosophie und Theologie, und demnach festgehalten werden, dafs die Philosophie als die Wissenschaft in der reinsten Form und in der *Totalität aller ihrer Glieder*, die Theologie in den Cyclus ihrer Wissenschaften mit einschliefst (S. X, XI), d. h. es mufs die Stelle für dieselbe aufgezeigt und ihr erfahrungsmäfsig aufgenommener Inhalt, ähnlich wie der der Natur, möglichst philosophisch begriffen, nicht aber a priori construirt werden. Das erkennt R. im Allgemeinen an, verfährt aber dann so, als liefse sich der Inhalt der Dogmatik und Ethik a

Digitized by Google

priori construiren. Das Reich Gottes hat sich aber einen geschichtlichen Organismus erschaffen, welcher wie alle Geschichte seinem Wesen nach erst post factum begriffen werden kann; dann aber mufs dieser, wie aller begriffene Inhalt, wieder auf die Philosophie zurückwirken. Auch das erkennt R. an, wenn er bemerkt, in der Theologie träfen Philosophie und Theologie direct zusammen, denn eine Philosophie ohne Theologie sei keine Philosophie; als christliche mache jedoch die Theologie die nämlichen Ansprüche wie die Philosophie, die *letzten* Bestimmungen der Religion überhaupt anzugeben (S. XIII), derselbe Gegenstand solle von beiden Seiten her absolut begriffen werden. Die Theologie soll also ganz von Gedanken durchdrungen, mit philosophischem Geiste behandelt, dennoch aber nicht in Philosophie aufgelöst werden. Auch R. erkennt das an, indem er bemerkt, es könne äufserlich scheinen, als sei er eben so gut als Andere in den Fehler einer Subordination der Theologie unter die Philosophie gerathen, weil ja offenbar das System, von welchem er durchweg ausgehe, das Hegelsche, seine Arbeit also wesentlich eine Anwendung desselben auf die Theologie enthalte (S. XIV). Er antwortet aber, Hegel habe nur geleistet, und zwar auf eine höchst bewundernswürdige Art das positiv geleistet, was Schelling mehr polemisch und andeutend von der Philosophie als dem Pantheon aller besonderen Wissenschaften forderte; innerhalb des Systems der Wissenschaften müsse aber die theologische Encyklopädie ihre bestimmte Stelle haben und habe sie bei Hegel in der Philosophie des absoluten Geistes, wo die Theologie am Begriff der geoffenbarten Religion ihren systematischen Ausgangspunct habe. Wir haben aber oben schon gesehn, wie eben dieser Begriff sich unter des Verf.'s Händen verflüchtige. Nichtsdestoweniger wird die Religion im System ihre wesentliche Stelle einnehmen und nicht nur so gut wie alle andern besondern Religionsformen hier auch die christliche ihren Entwickelungspunct finden, sondern in noch ganz andrer Weise, weil in ihr Alles zu seiner Wahrheit kommt, was überhaupt im Wesen der Religion gegründet ist, wie sich freilich nicht würde darthun lassen, wäre das Christenthum nie erschienen, nun aber wohl nachweisen läfst, da es als die mächtigste die Menschheit umschaffende Kraft, als eine Kraft Gottes, in die Weltgeschichte eingetreten ist. Da das Christenthum auch als Eintritt der vollendeten, die Welt herstellenden Vernunft betrachtet werden kann, ist es natürlich durchaus vernünftig, durchaus vom Gedanken durchdringbar. Diese Durchdringung ist aber eine unendliche, nur annähernd zu lösende Aufgabe. So kommen sich also beide entgegen, die Theologie und die Philosophie, bis sie am Ziele in ihren correspondirenden Sätzen sich völlig decken. Irgend eine einzelne Philosophie soll aber nicht vorschnell meinen die Aufgabe bereits gelöst zu haben, oder wie R. so agiren, als sei die Ineinsbildung beider bereits zu Stande gebracht. Das Verhältnifs ist ein ähnliches wie auf dem ethischen Gebiete das von Staat und Kirche, ein Vergleich, den Ref. jedoch hier nicht weiter ausführen will. — H., welcher recht verständig vom Verhältnifs der Theologie zur Philosophie handelt (§. 28.—30.), erkennt an, „dafs die Philosophie es sei, welche das Mannichfaltige des Stoffes zu der höheren Einheit des Bewufstseins verknüpft und den ewigen Gehalt der Wahrheit in einer möglichst der Idee entsprechenden Form dem Geiste zur Anschauung bringt;" der letztere Ausdruck hat etwas Mifsliches, wenn man auch im guten Sinne von einer geistigen oder intellectuellen Anschauung reden kann, da hier eine solche dem Begreifen jedenfalls vorhergegangen sein mufs; aber das will er um so weniger leugnen, da er anerkennt, wie Philosophie nichts Andres sei, als das Klarwerden des Geistes über sich selbst (S. 69). Dies aber kann auf jeder Stufe der menschlichen Entwicklung stattfinden, auch wenn der Mensch aus Gott wiedergeboren und zu einer höheren Stufe des Seins erhoben worden. Die Philosophie kann dann wohl ganz allgemein nachconstruiren, was sich zuerst vom Lichte der Offenbarung herschreibt, hat sich aber zu hüten, durch voreilige Aufnahme der Bezeichnungen der christlichen Glaubenslehre (wie Vater, Sohn und Geist) unbegriffene Vorstellungen in die Philosophie einzuführen und „den Schein einer oberflächlichen Uebereinstimmung des Christenthumes mit der jeweiligen Speculation" (Fichte bei H.) zu erregen. Kienlen erklärt sich über das Verhältnifs, in welchem er die Theologie zur Philosophie denkt, nicht näher; doch erkennt man (§ 26., 71.), dafs er im Wesentlichen darin den Schleiermacherschen Grundsätzen folgt.

Digitized by Google

Eine *zweite* Bemerkung soll sich auf das Verhältnifs der Methodologie zur Encyklopädie beziehn; während H. jene zur Hauptsache macht, obwohl die Berechtigung materieller Zusammenfassungen des ganzen Systems daneben nicht ganz anerkennend, verwirft R. alle Methodenlehren, wenn sie mehr sein wollen, als der einfache Begriff der Sache. Unstreitig geht er darin zu weit, da die Zusammenstellung guter Rathschläge, wie das Studium im Allgemeinen und in seinen einzelnen Theilen anzugreifen sei, wenn dieselben von Erfahrung und tieferer Einsicht getragen sind, unstreitig dem angehenden Studirenden sehr nützlich werden können; für die Nothwendigkeit aber dieselben mit der Encyklopädie zu verbinden ist wohl kein haltbarer wissenschaftlicher Grund anzuführen, sondern nur das Zweckmäfsige, welches es hat, solche Rathschläge gleich im Anfange der theologischen Studien zu erhalten. Das erkennt Hagenbach vollkommen an; dagegen Fleck giebt Ref. „zu bedenken, dafs er wesentlich gefehlt habe, indem er die Methodologie wegliefs und für überflüssig erklärte", was aber nirgends im Allgemeinen, sondern nur für eine theologische Encyklopädie im abschliefsenden Sinne geschehn ist. Der Grund, den er anführt, ist, „dafs es in der Natur eine Filiation und Tradition giebt;" soll das heifsen: „der Meister soll sein Verfahren auf den Schüler übertragen", so hat der Verfasser völlig Recht und ist es immer geschehn und wird immer geschehen; einen eigenen methodologischen Theil verwirft aber ja auch Fleck, und nur von diesem ist die Rede in meiner theologischen Encyklopädie; gelegentliche Rathschläge oder wenigstens Andeutungen dafür wird man in ihr nirgends vermissen, aber ihre Aufnahme ist Sache der Zweckmäfsigkeit, nicht wissenschaftliche Nothwendigkeit. Eigene methodologische Paragraphen, wie sie bei Hagenbach vorkommen, würden die Continuität eines Systems unterbrechen.

Eine *dritte* Bemerkung macht Referent dagegen in Beziehung auf einen Punct, worin er Fleck Recht geben mufs, dafs es einzelnen theologischen Fächern zum Theil an wissenschaftlichen Abmarkungen fehle; gerade in dieser Hinsicht wird aber jetzt viel gearbeitet. Unmöglich kann aber die Meinung dabei sein, dafs derselbe Gegenstand nicht mehrmals in verschiedenen Wissenschaften vorkomme, z. B. das Leben Jesu nicht zugleich in der biblischen Theologie und in der Kirchengeschichte, wie auch in besonderen Monographien darüber; vielmehr würde es ein entschiedener Mangel sein, fehlte der Gegenstand in einem dieser Fächer; nur sollen die Grenzen für die Behandlung in jedem derselben scharf gezogen werden. Die biblische Theologie befafst das Leben Jesu als des Erlösers sofern er Gegenstand des Glaubens ist, die Kirchengeschichte sofern in ihm der historische Anfang des durch ihn gegründeten Gottesreiches gegeben ist, die Monographie betrachtet ihn als dies bestimmte Individuum im Verhältnisse zu seiner Zeit; ja selbst die Dogmatik wird in der Lehre von den Ständen Christi die Resultate noch einmal aufnehmen müssen. Gerade so ist es in den Naturwissenschaften; hier kehren dieselben Gegenstände in der Naturgeschichte, der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der organischen Chemie, der Geologie, der Kosmographie unter immer neuen Gesichtspuncten wieder, ohne dafs dabei über Wiederholungen oder Mangel scharfer Abmarkungen geklagt wird. In der Theologie findet aber wirklich ein Ringen nach neuer naturgemäfserer Gestaltung der einzelnen Wissenschaften Statt, welches die Gränzen manchmal unsicher und verwischt erscheinen läfst, was am wenigstens in Rosenkranz's, am meisten in Hagenbach's Werk hervortritt, wofür denn freilich im ersteren manche Lücken bemerklich werden, wie zum Beispiel hier keine Stelle für eine christliche Sittengeschichte ist, die Rosenkranz denn auch ausdrücklich bestreitet (Seite 186), und zwar wegen ihrer Unbestimmtheit; diese wird aber vermieden, wenn die Eigenthümlichkeit des ethischen christlichen Lebens nur mit Entschiedenheit zum Ausgangspuncte, die Durchdringung der Welt vom Geiste desselben zum Zielpuncte genommen wird. Es versteht sich übrigens ja, dafs alle diese Zweige der kirchenhistorischen Theologie nur Monographien sind, welche ihre Zusammenfassung in „der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche" finden, wie Neander sie nennt. — Andere hierher einschlagende Puncte sind schon gelegentlich besprochen worden.

Eine *vierte* Bemerkung betreffe eine einzelne Disciplin, welcher die verschiedenen Bearbeiter der theologischen Encyklopädie in neueren Zeiten eine sehr

Digitized by Google

verschiedene Stellung gegeben haben, die Apologetik, welche Referent in seiner Encyklopädie ganz verwirft und ihren Stoff, so weit er noch Berechtigung hat, in einer eigenen Disciplin zu existiren, der theologischen Principienlehre zuweist, während Kienlen die Apologetik und Polemik als principiellen Theil in der praktischen Theologie die erste, Rosenkranz sie in ihr und zwar in der Lehre vom universellen Kirchenorganismus die letzte Stelle einnehmen läfst; kaum möchte es aber für den confessionellen Kampf und den über die allgemeinen Grundsätze des Christenthums eigner Disciplinen bedürfen. Hagenbach läfst sie, wie Fleck, auf die Dogmatik, aber nicht, wie Fleck besser thut, auch auf die Ethik folgen, „um, was sie solle, dem bereits vorgerückten jungen Theologen die letzte Weihe zu geben". Hagenbach behandelt sie, wie die Polemik gewissermafsen nur als Anhang zur Dogmatik. Eine wissenschaftliche Rechtfertigung beider ist gar nicht einmal versucht. Die Stellung derselben als allgemeine theologische Principienlehre, worin das apologetische und polemische Element nur untergeordnet mit vorkommt, neben der confessionellen Principienlehre (Symbolik) vor der Dogmatik und Ethik erscheint Referenten noch immer als die einzig haltbare; eine Anweisung zu defensiver und offensiver Kriegsführung mag ihren Nutzen haben; eine eigene Wissenschaft ist sie nicht.

Uebrigens ist diesen Encyklopädieen, besonders der von Rosenkranz deutlich anzusehen, wie der Begriff der Kirche bis jetzt nicht zu einer genügenden, allgemein anerkannten Durchbildung gelangt ist. Daher wird das Christenthum von Rosenkranz nicht in der concreten Fülle eines reichen Lebens, sondern unter der abstracten Kategorie der Freiheit gedacht, über deren Nothwendigkeit hinaus nichts Höheres denken zu können der Begriff die Gewifsheit habe (Seite 83). Selbst die Freiheit der Kinder Gottes wäre hier noch eine zu subjective Bestimmung, da sie nur die Folge der Wiedergeburt zum höheren Leben, in's Reich Gottes hinein ist, nicht dieses ganz. Dafs wirklich bei ihm eine solche äufserliche Fassung sich finde, zeigt sich da, wo er die Verfassungsgeschichte der Kirche einleitet: „Die Kirche tritt mit dem Staate unausbleiblich in ein Verhältnifs, weil er die Freiheit in der Form einer particulären Nationalität, sie die Freiheit als universell humane realisiren will" (Seite 189). Logisch genommen verhalte sich der bestimmte Staat zum Christenthume, wie das Besondere zum Allgemeinen; wenn der Staat innerhalb der Schranke der Volksthümlichkeit das allgemein Menschliche zu verwirklichen strebe und innerlich zwischen ihm und der Kirche dem Principe nach gar kein Gegensatz mehr da sei, scheine die Kirche als besonderes Dasein verschwunden, wenigstens überflüssig geworden zu sein; in Wahrheit sei sie aber da erst recht frei geworden, weil sie nun im Staate ein ihr heterogenes Element habe. Doch soll der Unterschied der Kirche und des Staates dabei fest bestehen bleiben, wodurch im Grunde über dem Staat ein höherer Begriff, nämlich das Reich Gottes auf Erden gesetzt wird, das sich nicht nur in den Gebieten der Religion und Sittlichkeit, sondern auch in denen der Kunst und Wissenschaft verwirklicht (Seite 378). Hätte der Verfasser die Verwirklichung der Kirche in einem eigenen äufseren Organismus besser festgehalten, so würde er nicht zu so wunderlichen Aeufserungen gekommen sein, wie die ist, „dafs an die Stelle der allgemeinen Synoden jetzt die Wissenschaft der Religionsphilosophie trete", welche sich über alle Gegensätze der Erscheinung zum Begriffe der Idee selbst erhebe (Seite 380). Dagegen schliefst Hagenbach so: „Das Leben reift im Kampfe, und in diesem stählet und verkläret sich die *Gesinnung*, ohne die es — dabei bleibt es — keine ächte *theologische* Wissenschaft giebt" (Seite 411). Möchten wir nur recht viele ächt theologische und kirchliche Charaktere haben! die fehlen auch der Gestaltung der Wissenschaft zu einem Ganzen aus Einem Gusse am meisten.

L. Pelt, in Kiel.

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

XXIII.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Hamburg. Erster Theil 1841 *(S. XIV* 564*). Zweiter Theil* 1841 *(S. XII* 635*). Dritter Theil* 1844 *(S. XXIII* 760*). Vierter Theil* 1845 *(S. XVI* 723*). gr.* 8. *Der Geschichte der Philosophie* 5*ter bis* 8*ter Bd.*

Erster Artikel.

Die Gedanken der Vorzeit sind auch unsre Gedanken; an ihrer Fülle und Gröfse nährt sich der langsam weiter schreitende Geist, und sein Fortschreiten ist um so sicherer und erfolgreicher, je inniger und fester sein Zusammenhang mit dem bereits Erlebten ist. Die Bemühungen eines spätern Geschlechtes sind demselben Ziele zugewandt, das auch frühere schon ins Auge fafsten; ihrer Anschauung lag dieselbe Welt vor, die uns vorliegt, sie dachten nach denselben ewigen Gesetzen des Denkens; auch sie machten die Natur ihren Zwecken dienstbar, auch sie stifteten Gesetz und Recht und richteten Staaten ein, auch sie suchten eine Gründung des gesammten menschlichen Lebensgehaltes in Gott und seinem heiligen Willen; die Resultate ihrer Bestrebungen stehn nicht mit einander in Widerspruch, sie sind Schritte auf der Bahn, auf der auch wir heute noch weiter schreiten, und was wir wollen, was uns vorliegt, verstehn wir am gründlichsten aus dem Schaffen und Wirken der Vorzeit.

Auch die Bemühungen des philosophirenden Geistes in alter und neuer Zeit hat man als ein zusammenhängendes Werk erkannt, zusammengehalten durch die Eine und selbe Aufgabe und durch die gleichen Bedingungen, die zu jeder Zeit der Menschheit für jeden Versuch der Lösung derselben nahe lagen. Wäre dieser Zusammenhang nicht, warum wäre man dann stets auf den Fund vergangener Geschlechter zurückgegangen? wie hätten die Forschungen alter Zeit in jedem Alter der Menschheit den mächtigsten Einflufs ausüben können? wie hätten Plato und Aristoteles die Philosophen aller Jahrhunderte werden können? *Sie* waren es, auf welche die letzten Versuche des Alterthums mit vollem Bewufstsein ihrer Abhängigkeit zurückgingen; *sie* waren die Autoritäten des Mittelalters; *ihre* Gedanken waren es, die man bei der Wiederherstellung der Wissenschaften in ihrer Lauterkeit und Ursprünglichkeit ergreifen wollte; ein Aristotelischer Satz war es, der den Baco und seine Nachfolger begeisterte; und wer weifs es nicht, wie oft jene beiden Denker von den Philosophen unsrer Zeit sind angerufen worden und wie ihr Einflufs bald unbewufst bald bewufst auf unsre Gedankenbildung eingewirkt hat. Müfste also nicht aus der Natur der Sache der Zusammenhang der philosophischen Bestrebungen aller Zeiten einleuchten, so würde er schon daraus erhellen, dafs alle Jahrhunderte mit Plato und Aristoteles philosophirt haben.

Wir dürfen uns also den Zusammenhang der Philosophie nirgends unterbrochen denken; auch hat die Menschheit, seit sie dieser geistigen Arbeit sich unterzogen, nie von ihr abgelassen, sie ist ihr natürlich und nothwendig. Wir dürfen nirgends einen Rifs annehmen, der die ineinandergreifenden Glieder der Kette philosophischer Bemühungen zersprengen könnte; nirgends auch gewahren wir einen absolut neuen Anfang, sondern überall wirkt das Frühere mächtig in dem Spätern nach.

Man ist gewohnt, die philosophischen Bestrebungen seit dem Eintritt des Christenthums in die Welt, und zwar diejenigen, welche im Umkreise der von der neuen Religion gestifteten Gemeinschaft auftreten, bis auf unsre Zeit mit dem Namen der christlichen Philosophie zusammenzufassen. Auch Hr. Ritter schliefst

Digitized by Google

sich dieser, neuerdings mannigfach angefochtenen, Gewohnheit an, und erklärt sich näher dahin, dafs er diese Philosophie nur deswegen christlich nenne, „weil die Reihe der Entwickelungen, welche sie umfafst, wesentlich von den Bewegungen ausging, welche die Verbreitung des christlichen Geistes unter den Menschen eingeleitet hatte" (I, S. 37). Das Christenthum, sagt er, hat eine neue Bewegung in die Philosophie gebracht, ihr neue Aufgaben stellend und neue Tiefen der Forschung von ihr fordernd. So wie das Christenthum überhaupt ein neues Leben in der Menschheit erweckte, welches den Sieg versprach über alle Krankheiten und Schwächen des frühern Lebens, über die hemmenden Gewalten der Natur und über die Schwankungen des eignen Willens; wie dies neue Leben alle Zweige der menschlichen Thätigkeit ergreifen mufste, so konnte es auch nicht ohne die wichtigsten Erfolge für die Philosophie bleiben, der sich überall weitre Aussichten in demselben Mafse eröffnen, in welchem das geistige Leben sich erweitert (S. 36). Den Unterschied der alten von der christlichen Philosophie will der Hr. Verf. nur als einen verneinenden ansehn. Die christliche Philosophie betrachten wir als eine solche, welche vom Standpunct der wahren Religion aus sich entwickelte, die alte dagegen müssen wir betrachten als beschränkt durch die Vorurtheile, welche durch die religiöse Denkweise des Alterthums genährt wurden. Die christliche Religion mufste ein ganz andres Verhältnifs zur Philosophie haben, als die heidnische. Jene in die innersten Tiefen des menschlichen Gemüths einführend, die Fragen über die verborgensten Geheimnisse des Verhältnisses zwischen Gott und der Welt anregend, wie gewaltig, wie positiv eingreifend mufste sie das philosophische Nachdenken erwecken! Dagegen die heidnische Religion hat fast nur einen negativen Einflufs auf die Philosophie gehabt. Gleich von Anfang an strebt diese über die Vorurtheile der Volksreligion sich zu erheben. So ward die alte Philosophie mehr eine Vorbereitung auf die christliche als eine Bestätigung der heidnischen Religion (S. 39 f.). Freilich die christliche Philosophie, welche sich gegen die alte erhoben hatte, hat doch nur eine einseitige Richtung genommen, und selbst unsre neuere Philosophie hat noch nicht alle die Fäden wieder aufgefunden und weiter auszuspinnen gewufst, welche die alte Philosophie fallen gelassen hat (S. 41 f.). Indefs meint der Hr. Verf., dafs seine Gründe für die Annahme einer *christlichen* Philosophie wesentlich nur auf der Voraussetzung beruhen, dafs das Christenthum als der Mittelpunct der Geschichte überhaupt und als der belebende Geist betrachtet werde, der seit der Erscheinung Christi die wichtigsten Begebenheiten herbeigeführt habe (S. 43). Es sei dies zwar ein beschränkter Standpunct, diese Voraussetzung zu machen, aber dieser beschränkte Standpunct sei eben der unsrige, der Standpunct der neuern europäischen Völker, der neuern wissenschaftlichen Bildung. Wer sich über diesen Standpunct erheben könne, der möge sich dessen erfreuen (S. 46). Wenn nun Hr. Ritter den Geist des Christenthums bezeichnen soll, — und dies mufs doch geschehn, wenn behauptet wird, dafs das Christenthum Macht gehabt habe über die Philosophie — so ist er sich der Schwierigkeiten dieser Aufgabe wohl bewufst. Es steht ihm fest, dafs das Wesen des Christenthums nicht in einer bestimmten Summe von Lehren oder von ein für allemal festgestellten Formeln zu suchen sei. Jeder sprachliche Ausdruck über Dinge der Religion sei dem Wechsel unterworfen, könne kaum ohne Veränderung des Sinnes aus der einen in die andre Zeit, viel weniger aus der einen in die andre Sprache übertragen werden, so dafs das Ewige im Christenthum durch solche wandelbare Formen nur schwach zu bezeichnen sei. Das Ewige im menschlichen Leben sei nur in seinem lebendigen Grunde zu suchen, der in der zeitlichen Erscheinung nur auf eine unzulängliche Weise sich ausdrücke; dies gelte so sehr von der Religion wie von andern Erzeugnissen des vernünftigen Lebens. Selbst wenn man Leben und Lehre des Heilandes der Welt uns zum Muster aufstelle, sei man genöthigt zuzugestehn, dafs sie unter veränderten Verhältnissen auch nur in veränderter Weise als Muster gebraucht werden können und dafs wir auf den Geist zurückgehn müssen, der in ihnen sich aussprach, um darin unser Vorbild zu erblicken (S. 9 f.). Den Geist des Christenthums nun, um ihn einigermafsen genügend zu bezeichnen, findet der Hr. Verf. „in der Verheifsung des ewigen Lebens d. h. der Vollendung aller Dinge in der geistigen Vereinigung mit Gott, der Wiederbringung aller vernünftigen Wesen zu einem Reiche der verklärten Herrlichkeit seiner Geschöpfe." Vollendung unsres Seins, und in ihr Erlösung von allem Uebel; diese Verheifsung,

Digitized by Google

diese neue Hoffnung hat ein neues Leben beginnen lassen. Dies ist die Epoche der Geschichte, in welcher die von Gott abgefallne Menschheit sich wieder zu ihm bekehrt hat (S. 10 f.). Der Beginn der neuen Geschichte konnte nicht durch irgend eine *Erkenntnifs* eingeleitet werden, er war daher weder auf empirischem, noch auf philosophischem Wege zu gewinnen. Die *Verheifsung* drückt das Charakteristische der christlichen Religion aus (S. 11). Von der christlichen *Gesinnung*, von dem durch sie gegründeten Willen sollte auch die Philosophie ergriffen und umgestaltet werden. Sie bedurfte dessen, denn sie war fern geblieben von den Hoffnungen, in welchen allein wir streben können unsrem Leben einen würdigen Inhalt zu gewinnen. In der alten Philosophie herrscht die Meinung, dafs diesem Leben, in welches wir uns verwickelt finden, wesentlich die Unvollkommenheit anklebt und dafs es daher, wie weit es auch führen möge, doch aufser Stande sei als ein unvollkommenes Mittel das Vollkommene zu vermitteln. Eine richtige Erkenntnifs des Lebens und seiner Bedeutung war nicht möglich, und es mufste die alte Philosophie immer nur mit einem ungenügenden Ergebnifs schliefsen. Erst dadurch, dafs die christliche Religion den Gedanken an eine Vollendung aller Entwicklung brachte oder in der Seele der Menschen befestigte, ist auch eine wissenschaftliche Lehre möglich geworden, die in ihren allgemeinen Zügen befriedigen kann, wenn auch die Ausführung derselben im Besondern als eine Aufgabe von unübersehlicher Weite sich uns darstellen sollte. Aber das Christenthum ist keine Philosophie. Es ist eine Erneuung des Lebens, welche nicht von einem Gedanken ausgeht, sondern von einer Regung des Triebes zum Guten und von einer daran sich anschliefsenden Hoffnung und Zuversicht des Zukünftigen, so die Kraft in sich tragend das Zukünftige zum Guten zu gestalten. Dieser Ueberzeugung vom Christenthum werden freilich Viele nicht beistimmen wollen oder können; denn auch zu unsrer Zeit, wie sonst, findet sich die Meinung verbreitet, dafs der Gedanke das Erste sei, aus welchem alles Gute hervorgehe in unsrem Leben, welches alle Entwicklung der Vernunft einleite, und die diesen Gedanken hegen, werden unsre entgegengesetzte Ueberzeugung, dafs vielmehr der Wille das Erste sei — natürlich nicht ein bewufstloser Wille — verdammen. Uns erscheint der Gedanke und im Besondern der philosophische Gedanke nur als eine Frucht eines vernünftigen Lebens, welches zwar nicht ohne alle Gedanken geführt worden, in welchem aber doch der Gedanke nur allmählig zu seiner Reife sich ausgebildet hat, während die Entschlüsse des Willens diese Reife eingeleitet haben (S. 15 ff.).

Wenn wir nun auch in dieser vom Hrn. Vf. versuchten Ableitung einer christlichen Philosophie manches Schwankende und Unbestimmte finden, was wir schon darum Hrn. Ritter müssen zu Gute halten, da er überhaupt im Philosophischen vor einer strengen Entscheidung und vor einem abschliefsenden Urtheil sich hütet, so können wir doch nicht umhin, im Wesentlichen ihm beizustimmen. Zuerst ist das ganz wahr, dafs das Christenthum nicht als eine auf empirischem oder philosophischem Wege gewonnene *Erkenntnifs* seinen grofsen Einflufs auf die Umbildung der Menschheit gewonnen hat. Das Christenthum ist nicht eine Ueberzeugung, die auf theoretischem Wege mit Nothwendigkeit herbeizuführen wäre, seine Wahrheit läfst sich nicht andemonstriren. Das Christenthum ist ein realer Fortschritt, ein Fortgang des Menschen von seiner Möglichkeit zur Wirklichkeit; durch das Christenthum ist eine Wirklichkeit gesetzt, etwas Neues erzeugt worden, was vorher nicht da war. Dies aber liegt niemals in der Macht des theoretischen Verhaltens, ein realer Fortschritt wird durch dasselbe nie gegeben. Vielmehr setzt alles theoretische Verhalten die *Wirklichkeit des Gegenstandes voraus*, auf den es sich bezieht. Wie im Empirischen, so auch im Philosophischen und im Mathematischen. Das Experiment setzt das, worauf es ausgeht, als in der Natur vorhanden voraus; die mathematischen Bestimmungen über das Dreieck setzen sein Dasein mit der gesammten Gesetzmäfsigkeit seiner Natur voraus. Das Philosophiren über Gott setzt ihn als daseiend voraus, und erzeugt weder ihn noch das Bewufstsein von ihm; alle Theorie geht nur darauf aus, die Sache wie sie an sich, wie sie wirklich ist, für das Subject zu machen. Einen andern Zweck hat kein Beweis; er erzeugt nicht die Sache, sondern er setzt sie mit dem denkenden Subject in nothwendige Beziehung. Giebt es also im Theoretischen einen Fortschritt, so kann er kein realer sein, der etwas Neues erzeugte, sondern nur ein idealer, der das bereits Daseiende in klarere, innigere, erwiesenere Beziehung mit dem denkenden Subjecte

Digitized by Google

setzt. Ist also durch das Christenthum eine neue Erkenntnifs gekommen, was wir nicht leugnen, so kann diese nur Folge sein, sie ist nicht das Primitive am Christenthum, sie setzt vielmehr etwas Wirkliches, einen realen Fortschritt, unabhängig von ihr, voraus. Dafs die philosophische Erkenntnifs seit dem Eintritt des Christenthums sich mit einem neuen Gegenstand zu thun machte, und von ihm aus einen tiefern Blick ins Weltganze zu gewinnen suchte, ist gerade ein Beweis für die Realität und durchgreifende Bedeutung einer durch das Christenthum herbeigeführten Entwicklung, die nicht ein Fund gereifterer Erkenntnifs sein konnte, sondern unabhängig vor jeder theoretischen Folgerung da war, die sich auf sie bezog. Eine Aenderung in menschlichen Verhältnissen, ein realer Fortgang vom Möglichen zum Wirklichen geschieht immer nur durch die That, überhaupt durch das praktische Verhalten, und so war auch das Christenthum eine That, eine ursprüngliche und in all seinen Bekennern sich wiederholende That, durch welche der Umschwung der menschlichen Verhältnisse herbeigeführt wurde. Noch mehr: die Religion ist nicht eine Eigenschaft des Menschen, sondern sein Sein. Religion ist nicht ein zufälliges Prädicat, sondern die Substanz des Menschen. Und insofern kann weder Wissenschaft noch Kunst noch sonst etwas mit ihr in Vergleich kommen. Sie sind nur Bestimmungen, Modificationen, nicht das Sein des Menschen. Eine höhere Vollendung dieses Seins ist, wenn irgend etwas, gewifs ein realer Fortschritt, er mufs bereits gemacht, er mufs Wirklichkeit sein, ehe darüber gedacht werden kann. Er kann vorbereitet sein in den Bestimmungen des menschlichen Seins, aber er kann nicht durch sie erzeugt sein; er mufs in der innersten Natur, in der wesenhaften Substanz des Menschen vorgehn, um von hier aus alle Bestimmungen desselben (als Kunst, Wissenschaft, Staat u. s. f.) wirksam zu durchdringen. Nimmer hätte ihn die Philosophie des klassischen Alterthums, nimmer hätten ihn die Hoffnungen der jüdischen Propheten hervorrufen können; sie bereiteten ihn vor, sie gaben die Bedingungen für seinen Eintritt, sie deuteten hin auf seine Nothwendigkeit und erreichten ihn vielleicht durch ihre Folgerungen: aber sie konnten ihn nicht machen; es gebrach die wirksame Energie, um ihn in die Wirklichkeit zu bringen. Hätte er auf dem Wege tiefer eindringender Erkenntnifs bewirkt werden können, hätte die Vorstellung von ihm in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit in den Menschen erweckt werden können: dann bedürften wir nicht als Mittelgliedes des Christenthums, der Person und der That seines Urhebers. Aber es ist nur zu deutlich, es ist unumstöfslich gewifs, dafs die Vorstellung in ihrer Wahrheit und Gewifsheit erst mit und durch die Person, durch die That des Stifters sich der gesammten Menschheit aufdrängte, die vom Evangelium Kunde erhielt. Es ist consequent, dafs diejenigen, die das Christenthum nur als ein nothwendiges Resultat eines Denkprocesses fassen, die Persönlichkeit des Urhebers zu einer verschwindenden, vorübergehenden machen, und an seine Stelle die Idee setzen, aber sie sollten erst die Prämisse beweisen, dafs der durch das Christenthum gegebne Fortschritt das Ergebnifs theoretischer Untersuchungen war, sie sollen zeigen, woher dem Menschen die Gewifsheit von der Realität christlicher Ueberzeugung stammt. Wir wissen aber, dafs alle empirische und philosophische Erkenntnifs das Dasein dessen voraussetzt, worauf sie sich bezieht; über die Sünde kann nicht gedacht werden, sie sei denn da; und über die Versöhnung kann nicht philosophirt werden, sie sei denn als vollzogen vorausgesetzt. Philosophie kann die Sünde nicht hinwegnehmen, wenn anders nicht die Sünde blofs ein falsches Urtheil ist, und es blofs einer Zurechtstellung des Bewufstseins im Verhältnifs zu seinem Gegenstand bedarf. Philosophie kann die Versöhnung nicht andemonstriren, denn sie kann sie nicht aus eignen Mitteln machen, sie kann nur dahin weisen, wo sie wirklich gegeben ist. Die absolute Bedeutung des Menschen, seine durch alles Natürliche unüberwindliche Gröfse, seine Vereinigung mit Gott, wer konnte sie zu einem Gegenstand der Erkenntnifs machen, wenn sie ihm nicht als Thatsache vorlag? die unauflösliche und auf den absoluten Werth des Einzelnen gegründete und in jeder That zu bewährende Liebe Aller zu Allen ohne Ansehn der Völker, Stände, oder sonstiger relativer Unterschiede: wer konnte sie fassen, ohne zurückzugehn auf die Liebesthat vollendetster Aufopferung für die Gattung?

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Was hätte der Grundsatz geholfen, wenn die That nicht da war? Erst durch die That erhielt der Grundsatz seine Wahrheit, seine Wirklichkeit. Daher geht alles Christliche auf die Person des Stifters, sein Leben, seine That zurück, sie ist der lebendige Grund alles Christlichen, *weil sie die Wirklichkeit aller seiner Grundsätze ist.* Nur durch diese Person und ihre That ist die Menschheit zu Einer Gemeinde und zu Einem Gemeinbewuftsein versammelt worden, sie ist das Fortwirkende darin; die Aufgabe ist, dafs Jeder sich in sie hineinversetze und aus ihr heraus, in ihrem Sinne handle.

Es steht uns also zuerst fest, dafs das Christenthum ein realer, das wesenhafte Sein des Menschen angehender, auf dem Wege theoretischer Fortbildung allein, niemals zu erreichender Fortschritt war, der, weil er die wesentliche, ganze Natur des Menschen betraf, auch auf alle Seiten seines Lebens Einflufs erhielt, und sie mächtig durch seine Energie auf die Bahn hintrieb, auf welche vorbereitend schon manche Erscheinungen vor dem Christenthum hinwiesen, unter Andrem die Philosophie selbst, ohne doch die Kraft zu haben, den Menschen dahin zu stellen und da festzuhalten. Wir wollen hiemit nur unsre Uebereinstimmung mit der Ritter'schen Ansicht ausgesprochen und sie bestimmter festgestellt haben. Sie ist Bedingung für jedes Verständnifs der christlichen Philosophie.

Das Charakteristische des Christenthums findet der Hr. Verf. in der *Verheifsung* des ewigen Lebens. Dies klingt nun freilich sehr socinianisch, und der Socinianismus ist nicht dafür bekannt, dafs er einen gründlichen Blick ins Wesen des Christenthums gethan habe. Bekanntlich hat er die Moral aus ihren natürlichen Wurzeln, die sie in der Religion hat, herausgerissen, und er mufste darum die Dreieinigkeit und die göttliche Würde Christi bestreiten, denn in diesen Lehren war am tiefsten der Zusammenhang des Religiösen und Sittlichen zum Ausdruck gekommen. Die Verheifsung des ewigen Lebens, in welche der Socinianismus das Neue und Unterscheidende des Christenthums setzte, ist doch nur ein Bruchstück, und mehr eine Folgerung desselben, und welcher Inhalt ihr beigelegt werde, ist von dem Zusammenhang dieses Bestandstückes mit dem Ganzen abhängig, weshalb ihr der Socinianismus weder den rechten Sinn noch den rechten Halt geben konnte. Wir leugnen nicht, dafs diese Hoffnung, gegründet auf die christliche Verheifsung einen wesentlichen Einflufs selbst auf die philosophischen Versuche namentlich der Kirchenväter ausübte, in den mannigfaltigsten Formen sich ausdrückte, den ganzen Gesichtskreis jener Zeit begrenzte und mit einer entzückenden und erhebenden Aussicht abschlofs; aber es würde unmöglich sein, den ganzen Gedankenreichthum jener in die Fülle christlichen Glaubens und Lebens vertieften Zeit daraus abzuleiten, geschweige denn die philosophische Entwicklung der spätern christlichen Jahrhunderte von diesem Puncte aus zu übersehn. Ueber eine Verheifsung läfst sich auch nicht philosophiren. Das Christenthum aber enthielt nicht blofs eine Verheifsung für die Zukunft, sondern es war *eine durch die That erworbene Gewifsheit* über den absoluten Werth der menschlichen Persönlichkeit, über ihre Unabhängigkeit von jeglicher natürlichen oder sonstigen bedingten Causalität, über ihr Gehaltensein in der göttlichen Gnade und Liebe. Die Zuversicht dieser Gewifsheit ging auf das Leben und die That dessen zurück, in und durch welchen sie erworben ward, sie war von seiner Person unzertrennlich; in ihm war die Menschheit gerechtfertigt, geheiligt, zu Gott erhoben, in ihm hatte sich die zuvorkommende Liebe Gottes ausgesprochen; in ihm war der ewige Rathschlufs Gottes mit der Menschheit, also der Ge-

Digitized by Google

danke, in welchem er den Menschen gedacht, der Wille in dem er ihn gewollt, verwirklicht, seine Bestimmung erfüllt, die Einheit göttlichen und menschlichen Lebens hergestellt. Diese Person war demnach als eine geschichtliche zugleich eine ewige, eine ewig gegenwärtige; und indem die Gewifsheit des Christenthums ihre Zuversichtlichkeit auf diese Person gründete, hatte sie es nach allen Seiten mit einer vollen Gegenwart, mit einem durchaus Wirklichen zu thun. Gab also das Christenthum eine Verheifsung, so wies es zugleich auf ihre Erfüllung in Christus hin, und als Bedingung für ihre Erfüllung an dem Einzelnen setzte sie die Nachfolge des Allen Voraufgegangenen. In volle Wirklichkeit und Gegenwart, in die bereits gelöste Aufgabe des Menschen stellt das Christenthum hinein; und darum nur konnte sein Inhalt von der Philosophie bearbeitet werden, denn sie hat es mit dem ewig Gegenwärtigen, mit dem Wirklichen zu thun. Welche grofse Bedeutung hat also auch für die Philosophie die geschichtliche Persönlichkeit Christi; in ihr liegt ja die Wirklichkeit der christlichen Wahrheit und Verheifsung, sie ist ja die Lösung des von der Menschheit Angestrebten; sie ist die volle Gegenwart des mit Gott vereinigten Menschen, während sonst alles Menschliche, das uns umgiebt, nur auf dem Wege dahin begriffen ist. Nur an dem Wirklichen haben wir einen Mafsstab, ein Princip für das, was blofs der Möglichkeit nach ist. Die Reformationszeit war es, jene Zeit, die den Muth hatte, die Religion wieder mitten ins Leben, mitten in die bewegte Gegenwart zu stellen, sie war es, die ihren Schwerpunct in der ewig gegenwärtigen Persönlichkeit Christi suchte; sie ergriff die Verheifsung in dem Moment ihrer Erfüllung, der kein zeitlicher sondern ein ewiger Moment ist. Und da nahm auch die protestantische Philosophie ihre Stellung, ihr Mittelpunct war das absolute Selbstbewufstsein. (S. meine Rec. über Ott Hegel et la phil. All. in diesen Jahrbb.).

Die Philosophie der Kirchenväter ging daher mit Recht von der Persönlichkeit Christi aus und von der Stellung, welche in ihr und durch sie dem Menschen gegeben war; von diesem Puncte aus ward nun die Welt und insonderheit die Geschichte in einem neuen Lichte gesehn, und die Beziehung des Unendlichen und Endlichen anders bestimmt, denn der Einigungspunct war ja nun gegeben. Darum ging der Weg von der πίστις zur γνῶσις, denn vor Allem wollte ja der Punct ins Auge gefafst und festgehalten sein, durch den die gesammte neue Weltanschauung, sie mochte sich nun erweitern, nach welcher Seite sie wollte, Sicherheit und Bestand erhielt. Seine Wahrheit aber und seine Nothwendigkeit war nicht a priori zu demonstriren, denn er war durch freie That gesetzt, und ihn zu fassen, bedurfte es eben so sehr freier Hingabe.

Wir werfen noch einen Blick auf die alte Philosophie. Der Hr. Verf. sagt, dafs von Anfang an die heidnische Religion keinen positiven Einflufs auf sie gehabt habe, sie sei durchweg eine Vorbereitung auf das Christenthum. Wir möchten uns indefs die Religion und die Philosophie des Alterthums nicht so unabhängig von einander denken, wie der Hr. Vf. will. Sie machen vielmehr beide Einen und denselben Procefs aus. Die Anfänge der griechischen Philosophie sind von der dichterischen Theologie der alten Naturreligion schwer zu trennen, und was früher die Dichtung erschuf, setzte die Philosophie nur fort. Die griechische Religion ist nie mit sich fertig geworden, sie hat mit unbefriedigtem Gefühl stets nach Abschlufs gerungen, ohne ihn zu erreichen. Die griechischen Philosopheme sind wesentliche Momente in dieser Entwicklung der Religion, in der sie oft sich selbst entgegengesetzt wird, wie z. B. zuerst bei Xenophanes die überlieferten dichterischen Vorstellungen von gewordenen Göttern in Widerstreit geraten mit der philosophischen Einsicht, dafs die Gottheit nicht geworden sei. Das ist aber ein Kampf, der sich in der Religion selbst erzeugt. Plato hat darüber gehandelt, was im Staate die Dichter von den Göttern sagen dürften, er entwirft ein paar Grundzüge, unter Anderem, dafs Gott in Wahrheit gut und nur von dem, was gut und nützlich ist, die Ursache sei, und dafs die Gottheit einfach, wahr und unveränderlich sei und uns nicht irre führe weder mit Erscheinungen noch mit Worten noch mit Vorzeichen. Hier setzt sich also eine gereinigte und auf dem Wege philosophischer Untersuchung gewonnene religiöse Vorstellung der ins Volksleben, in die Sitte und Erziehung eingedrungenen Vorstellung, wie sie aus den Fabeln der Dichter flofs, entgegen. Die Religion suchte eine angemessenere Gestalt und einen passenderen Vortrag. Wie sie von den Dichtern vorgetragen worden war, so verleitete sie eben so sehr zum Aberglauben wie zum Unglau-

Digitized by Google

ben. Der Aberglaube berief sich, wie Plato uns erzählt, auf den Ausspruch der Dichter, dafs auch die Götter zu beugen seien, und suchte für Missethaten Versöhnungsmittel in den Opfern und Festen, für die Lebendigen wie für die Todten. Der Unglaube nahm Anstofs an den ungereimten Fabeln und verwarf lieber ganz die Götter; er sagte „dafs das Gröfste und Schönste durch die Natur und den Zufall, das Kleinere aber durch die Kunst hervorgebracht werde. Das Feuer, die Erde, das Wasser und die Luft sei durch die Natur und den Zufall hervorgebracht, nicht durch den Verstand noch durch einen Gott. Die Kunst sei spätern Ursprungs, selbst sterblich sei sie von Sterblichen hervorgebracht, so die Mahlerkunst, die Musik, die Heilkunde, die Ackerbaukunde, die Kunst der Gesetzgebung, deren Annahmen keineswegs an der Wahrheit Theil hätten; die Götter seien durch die Kunst, nicht durch die Natur, sondern nach gewissen Gesetzen ersonnen und erdichtet." Wenn also die Fassung der Religion, wie sie von den Dichtern gegeben worden war, auf solche, der öffentlichen wie der persönlichen Sittlichkeit verderbliche Abwege führte, so mufste die Philosophie, seit sie aufhörte blofs in der Natur das Absolute zu suchen und die menschliche Seele als eine blofse Naturbildung zu betrachten, seit sie sich der Ethik zuwandte, da mufste sie auf die Verbesserung der Religion, auf eine richtigere Erkenntnifs Gottes ihre Aufmerksamkeit wenden. Denn sie sah, dafs „es das Wichtigste sei, über die Götter richtig zu denken und danach zu leben." Die Philosophie war selbst aus der Religion hervorgegangen, sie hatte ihre Aufgaben mit zu den ihrigen gemacht, sie hatte mit ihr in den wechselvollen Erscheinungen der Natur, in dem Kampf der Elemente, im Entstehenden und Vergehenden die sich gleichbleibenden Principien aufgesucht; kein Wunder, dafs als Socrates den Gedanken als Princip des sittlichen Lebens aufstellte, die Philosophie geradezu die Stelle der Religion zu vertreten anfing. Nun war die Macht der Naturreligion gebrochen. Nun ist es die Philosophie, welche die Seele des Menschen von dem Körper und den Sinnen loszumachen sucht, die Hemmnisse, welche Lüste und Begierden verursachen, bezwingt, indem sie darstellt, dafs Alles, was wir mittelst der Sinne wahrnehmen, voller Betrug ist, und indem sie den Menschen antreibt, so viel als möglich ist, an und durch sich selbst die Wahrheit zu sehn; nun ist es die Philosophie, ohne die man nicht weifs, was Tugend ist, ohne welche weder Muth noch Mäfsigkeit noch Gerechtigkeit einen wahren Werth haben; nun ist es die Philosophie, die den Menschen von seiner Verwandtschaft mit den Göttern und davon überredet, dafs er nach seinem Tode zu den Göttern kommen werde. Nun ist es die Philosophie, die ursprünglich in den Seelen liegt und mit dem Göttlichen, Unsterblichen und Unvergänglichen verwandt macht. Hat sie doch auch Cicero angerufen: O vitae philosophia dux! o virtutis indagatrix expultrixque vitiorum! quid non modo nos sed omnino vita hominum sine te esse potuisset? tu inventrix legum, tu magistra morum et disciplinae fuisti: ad te confugimus: a te opem petimus: tibi nos, ut antea magna ex parte, sic nunc penitus totosque tradimus. Est autem unus dies, bene et ex praeceptis tuis actus, peccanti immortalitati anteponendus!

Ohne Zweifel war die griechische Philosophie über die religiösen Vorstellungen des Volkes hinaus, sie konnte den Gedanken fassen, die Religion zu reformiren und das ist ja eine ihrer Hauptaufgaben bis zur Neuplatonischen Philosophie hin gewesen; nach Aristoteles wird die *ethische* Richtung überwiegend und nimmt Dialektik und Naturphilosophie blofs in ihren *Dienst* (im Stoicismus, Epikureismus, in der Akademie, in der Skepsis und im Neuplatonismus). Man erkennt darin ihren Drang, einen Ersatz für die Volksreligion zu gewähren, und wesentlich hiedurch ward sie eine Vorbereitung für das Christenthum und erlangte sie ihren grofsen Einflufs auf die Anfänge der christlichen Philosophie, denn auch diese bewegten sich überwiegend auf dem ethischen Gebiete. Aber es ist vermöge ihrer Natur der Philosophie unmöglich, an die Stelle der Religion zu treten. Die Philosophie ist nur eine der mannigfaltigen Gestalten des geistigen Lebens, in welchen sich dessen Substanz einen Ausdruck giebt, sie ist nur eine Bestimmung am Sein, nicht das Sein des mit Vernunft und Freiheit begabten Geschöpfs. Sie ist also zuerst nicht, wie die Religion, für alle Menschen, und bringt sich nicht an Alle sondern nur an die, welche ihr ihren Fleifs zuwenden. Sodann sind ihre Wahrheiten gegenständliche, theoretisch zu vermittelnde, sie durchdringen sich nicht mit dem Wesen des Menschen, sie bedürfen, um für Wahrheiten genommen zu werden, noch eines Krite-

Digitized by Google

riums, und es ist bekannt, wie gerade in der Aufstellung eines solchen die philosophischen Systeme des zu Ende gehenden Alterthums sich abmühten und von einander abwichen. Hätte also selbst die alte Philosophie die Lehren des Christenthums anticipirt, so hätte sie doch nimmer dieselben können zur Religion machen (hat nicht die alte Philosophie, den einzigen Aristoteles ausgenommen, von Socrates an bis zu den Neuplatonikern die Tugend zu einem Wissen gemacht?); ohnedem kann das Abhängige und Abgeleitete — und das ist die Philosophie immer im Verhältnifs zur Religion — nie das Ursprüngliche und der Sache nach Erste machen und aus sich erzeugen. Was also in den ethischen Untersuchungen des Alterthums Wahres und Grofses enthalten war, das *forderte*, weil es selbst nicht genügte, Religion zu sein, die christliche Religion als den productiven Lebenspunct, um den sich die zerstreuten Elemente als lebendige Glieder versammeln konnten, und ward denn auch vom Christenthum zum Aufbau seiner Philosophie herangezogen. Aber wir müssen zudem in Abrede stellen, dafs die alte Philosophie die Lehren des Christenthums anticipirt hat. Wir wollen einige Puncte bemerklich machen, in denen die alte Philosophie hinter dem Christenthum zurücksteht. Einmal kann das Alterthum den Begriff Gottes, so sehr es dessen Ueberschwenglichkeit oft anstrebt auszudrücken (wie bei Plato und den Neuplatonikern), nie ganz von der Bedingtheit losreifsen und in seiner absoluten Freiheit sich vorstellig machen; selbst Aristoteles, so abhängig wie er auch die Materie vom Princip der Form setzt, hat nicht erkannt, dafs die Materie in sich kein Sein hat, er nimmt sie als das Mögliche, als die Voraussetzung, die der thätige Verstand zu seiner Thätigkeit hat. Und dieser Denker ist hierin noch der gesammten alten Philosophie überlegen. Ferner: der alten Philosophie ist Gott nur die Einheit, die belebende Mitte des Universums, die Realität des nach Einheit ringenden, aus dem Mannigfaltigen der Welterscheinungen zur harmonischen Schönheit aufsteigenden Gedankens, er ist die ewige Einheit aller Ideen, der Zweck zu dem das Ganze hinstrebt; die Transscendenz Gottes, seine ewige *schöpferische*, erlösende, heiligende *Wirksamkeit* ist dem Alterthum unbekannt; nimmt seine Philosophie von Gott ihren Ausgangspunct, so kommt sie zu einer abfliefsenden Reihe abgestufter Unvollkommenheiten; und schon die Vielheit der Ideen gilt der Einheit des göttlichen Wesens gegenüber als eine Verschlechterung und Beschränkung. Damit hängt drittens zusammen, dafs der Welt weder in ihrem Grunde noch in ihrer höchsten Vollendung Theil an der göttlichen Wahrheit gegeben wird. Das Alterthum hat weder den Unterschied der Welt von Gott noch ihre Einheit mit ihm erkannt. Den Antheil der Welt am Göttlichen, die Gründung ihres Geschaffenseins wie ihrer Entwicklung im göttlichen Leben und seiner Offenbarung führte das Christenthum in der Lehre von der Dreieinigkeit durch. Seine Ohnmacht in der Durchführung dieser Wahrheit zeigte das Alterthum in der nachgeahmten und in der Vollkommenheit sich abstufenden Dreiheit der Neuplatoniker: Gott, Verstand und Weltseele. Die Alten hätten nie fassen können, was Tertullianus sagte: Gott sei nichts so würdig, als was zum Heile der Menschen dient. Viertens: die alte Philosophie hat den specifischen Unterschied zwischen dem natürlichen und geistigen Leben, zwischen der Natur und dem Menschen nicht in seiner Schärfe gefafst. So wenig wie sie Gott von aller materiellen Bedingtheit freizumachen wufste, so wenig hat sie es bei der menschlichen Freiheit vermocht. Sie hat sich nicht zu dem Gedanken erheben können, dafs mitten in der Endlichkeit, mitten unter natürlichen Bedingungen die sittliche Aufgabe des Menschen zu lösen sei, die Flucht aus dem Sinnlichen und Leiblichen gab sie für die wahrhafte Philosophie aus oder etwa die unbewegte Ruhe, die von allen wirklichen Verhältnissen abstrahirt. Indem sie den specifischen Unterschied zwischen dem Natürlichen und Geistigen verdunkelte, und den Menschen mehr oder weniger zu einem Gliede in der Kette des Natürlichen machte, konnte sie auch das rechte Verhältnifs, die Wechselbeziehung und die Uebereinstimmung des Natur- und Sittengesetzes nicht auffassen, am wenigsten vermochte sie beide als eine vollkommene Offenbarung des vollkommenen Gottes zu denken, oder gar die freie, und von beiden Seiten erstrebte Vereinigung des göttlichen und menschlichen Selbstbewufstseins sich vorzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

In der Aristotelischen Ethik, die wohl das Vollendetste ist, was das Alterthum nach dieser Seite aufzuweisen hat, ist der zuletzt angeführte Punct der fühlbarste Mangel. Sollte Jemand den Zusammenhang zwischen Gott und Mensch im Theoretischen bei Aristoteles hinreichend bestimmt erachten, im Praktischen ist er's nicht und konnte es nicht sein. Fünftens: Mit dem vorigen Puncte hängt zusammen, dafs in der alten Philosophie das theoretische und praktische Gebiet vermengt, die Tugend als ein Wissen bestimmt, und die höchste Aufgabe des Menschen in das Theoretische (in die Philosophie) gesetzt wird. Denn da die specifische Natur des Menschen, das Princip, welches sein Wesen constituirt und ohne das er nicht zu denken ist, die Freiheit, und die wahre Aufgabe des Menschen, wie sie in diesem Principe enthalten ist, nämlich die allseitige Verwirklichung der Freiheit vom Alterthum nicht erkannt wurde, da das Element, in welchem die menschliche Freiheit sich bethätigen sollte (das Natürliche), von der Philosophie herabgesetzt wurde, so blieb nichts Anderes übrig, als den Zusammenhang und die Abhängigkeit des Menschen vom Allleben und dessen höchster Einheit theoretisch auszubilden, und zwar durch die Flucht aus allem Sinnlichen als dem Unwahren. Ausdrücklich verachtet Plotin die Freiheit im Praktischen, weil sie sich nur mit dem niederen Gebiete des Sinnlichen zu schaffen macht. War doch die vollendete Abstraction von allem Mannichfaltigen und Getheilten und die Vereinfachung, d. h. die Versenkung in das schlechthin einfache Eins bei den Neuplatonikern das Ziel. Und bei den Frühern findet sich Aehnliches. Mit der sittlichen Freiheit verkannte das Alterthum natürlich auch die sittliche Individualität (sowie auch den wahren Begriff der Unsterblichkeit, der in nichts Anderem als in der Freiheit gegründet ist), wie dies z. B. deutlich aus einer Vergleichung des Origines mit dem heidnischen Platonismus erhellt. Wenn die alte Philosophie die Tugend als Wissen fafste, weil sie die Freiheit und deren Verwirklichung nicht als den Beruf des Menschen erkannte: so mufste sie auf jeden realen Fortschritt des Menschengeschlechts verzichten, weil ein solcher nur im Praktischen möglich ist, es konnte für sie nur einen idealen Fortschritt geben, in welchem die in dem Daseienden gegebene Wahrheit für das denkende Subject wird; und so sehen wir denn in der That das Alterthum in einer vollen Trostlosigkeit, in einer gänzlichen Unwissenheit und Dunkelheit über einen möglichen Fortschritt des Menschengeschlechts enden. Es giebt keinen schlagenderen Beweis als diesen dafür, dafs das Alterthum nicht aus sich in unmittelbar fortschreitender Reihe den Anstofs zu einer neuen Weltentwickelung geben konnte. Nur die Elemente, das Material konnte es geben, die von einem neuen fruchtbaren Quellpuncte aus benutzt werden mufsten.

Wir haben hiermit einige Hauptpuncte, in denen die antike philosophische Weltanschauung hinter der mit dem Christenthum eintretenden zurückbleibt, in Einen Blick zusammengefafst. Der Hr. Verf. hat auf einzelne von ihnen und auf andere damit in Beziehung stehende Nebenpuncte nur gelegentlich, wo sie bei den verschiedenen Repräsentanten der christlichen Philosophie in die Augen springen, hingedeutet und sie oft mit dem feinsten, geistreichsten Tacte herausgefühlt; will man ihnen aber das Ohngefähre und Zufällige nehmen, und den Geist des Christenthums in seiner lebendigen Wirksamkeit auch auf die Philosophie zeigen, will man die Geschichte begreifen (und was heifst begreifen anders, als die Erscheinungen im Lichte ihres Principes sehen), dann mufs man sich des Neuen, welches das Christenthum bringt, und seines Unter-

Digitized by Google

schiedes gegen das Alte sogleich principiell bewufst sein und das, was wir hier freilich mangelhaft und unvollständig versucht haben, hätte, von dem Herrn Verf. ausgeführt, gleich einen klaren, auch durch die fleifsigste Forschung nicht zu ersetzenden Blick in die ganze Reihe philosophischer Untersuchungen auf christlichem Gebiete gegeben. Aber der Hr. Verfasser verschmäht das Systematische, ohne welches wir unserseits uns nichts denken können in der Philosophie, und doch arbeitet er unwillkürlich durch den Geist, mit welchem er seine fleifsigen Forschungen belebt und zusammenhält, auf das Systematische hin. Das Christenthum oder die Person seines Stifters ist wirklich (hier läfst sich gar nicht ausweichen) das a priori aller christlichen Entwickelung, auch aller christlichen Philosophie. Wodurch das Christenthum hervorragt vor dem Wollen und Denken der alten Zeit, das ist in dieser Person concentrirt; ihr Sein, ihr Leben, ihre That enthält das Neue, für alle Zeiten Productive, und spricht auf das Offenbarste den Unterschied vom Alterthum aus. Man fasse jene oben angeführten Hauptpuncte ins Auge und sage, ob sie nicht alle zusammenlaufen und zur Wirklichkeit werden, Neues begründend und das Alte widerlegend in der Person des Stifters des Christenthums, seinem Sein und seiner That. Denn die Lehre ist nur das Begleitende, und konnte ja erst nach der Vollendung des gottmenschlichen Lebens ganz vorliegen, als sie durch die That sich bewahrheitet, an ihr ihre Wirklichkeit erlangt hatte; daher sie der Apostel vollständiger und entwickelter vortragen konnte, als der Meister. Ihre Begründung, ihre Objectivität hatte die christliche Lehre an dem, der sie zugleich vollzog, wie sie denn auch die Apostel auf das Engste an ihn knüpften und er selbst sagte, wer da wolle sehen, ob seine Lehre von Gott sei, der solle *seine Werke* thun.

Wir werden hier auf das früher Bemerkte zurückgeführt, und nachdem wir den fundamentalen Unterschied der vom Christenthume ausgehenden Weltanschauung von der alterthümlichen gesehn haben, wird es noch einleuchtender, dafs mit Uebergehung der Person Christi und seiner That ein Fortgang von dem alten zum neuen Vorstellungskreis unmöglich denkbar ist. Wer hätte denn der Rede geglaubt, die der antiken Betrachtungsweise Entgegengesetztes versicherte, und welcher Beweis hätte für diese Versicherung geführt werden können; welcher Demonstration wäre es möglich geworden, die Macht eingewurzelter, in Fleisch und Blut, in das ganze Sein der vorchristlichen Menschheit übergegangener Vorurtheile zu bezwingen? Wie hätte Jemand davon Ueberzeugung schaffen, und diese Ueberzeugung in das innerste Leben der Menschheit übersetzen wollen, dafs Gott um die Menschheit Sorge trage und in seiner Liebe ihr zuvorkomme, dafs die Welt und Alles, was darinnen ist, vor Gottes Angesicht nicht verworfen, sondern als seine Schöpfung zur Theilnahme an seiner Wahrheit und Herrlichkeit berufen sei, dafs Endlichkeit und Natur und alle irdischen Bedingungen keine Hemmung abgeben, vielmehr den Stoff enthalten für die Lösung der höchsten sittlichen Aufgaben und die innerste Vereinigung mit dem göttlichen Wesen, dafs dem Menschen die Kraft einwohne, seiner Freiheit den absoluten Inhalt zu geben, und auf die so verwirklichte Freiheit die göttlich gewollte Gemeinschaft der Menschen unter einander zu gründen u. s. w. Diese Gewifsheit konnte nicht durch Nachdenken gefunden werden, sondern sie gewann Raum in den Gemüthern der Menschen, als die Erfüllung dieser Wahrheiten, als ihre praktische Verwirklichung, als ihre Darstellung durch gottmenschliche That erschienen war. Erst als sie an sich d. h. objectiv da war, da konnte die Wahrheit auch eingesehn, d. h. für das menschliche Subject gültig gemacht werden. Denn alle Erkenntnifs setzt das Object als daseiend voraus, sie macht es nicht; das Schaffen, das Erzeugen gehört der Praxis an.

In diesem Geiste haben auch die philosophirenden Kirchenväter geschrieben, und es ist dies wohl festzuhalten, um sie zu verstehen und ihre Stellung in der Entwickelung der Philosophie richtig aufzufassen. Sie gehn von dem Factum der Erscheinung Christi aus, bestreben sich, seinen Inhalt allseitig zu entwickeln und seine Consequenzen zu ziehen, und so bauen sie von jenem Puncte aus die gesammte Weltanschauung um. Man kann sagen, dafs die erste Periode christlicher Philosophie, die der Kirchenväter, sich ganz darin erschöpft, die aus jenem Factum sich ergebenden Folgerungen zu bezeichnen, ihre Wahrheit indirect aus dem natürlichen Verlangen der menschlichen Seele sowie aus der Unzureichenheit und widersprechenden Natur der philosophischen Forschungen des Alterthums, direct an ihrer Wirklichkeit, nämlich der

Digitized by Google

Person Christi und der von ihr ausgehenden neuen Schöpfung zu erweisen, und diese Folgerungen in irgend einem Zusammenhange mit einander zu verknüpfen. Die Kirchenväter entwickeln einen Kreis von Vorstellungen, die sich gegenseitig tragen, und die das Factum, das ihren Mittelpunct bildet, eben so sehr zu stützen und zu erklären bestimmt sind, wie sie an demselben ihre Wirklichkeit und Evidenz haben. Sie wissen genau, welche Voraussetzung ihr gesammtes Denken hat, und dafs sie das Christenthum nicht durch ihre Schlüsse erst herbeiführen, sondern dafs diese nur im christlichen Gesichtskreis eine Stellung erhalten. Justinus, den man wohl als den Ersten der christlichen Philosophen ansehn kann, sagt, man müsse es mit Recht unerträglich finden, wenn er aus menschlicher Lehre behaupten wollte, dafs Gott Mensch geworden sei (Ritter, Bd. I, S. 300), und wie er überhaupt das menschliche Ziel nur durch ein tugendhaftes Leben erreichbar hält, so macht er auch die Erkenntnifs Gottes von einem sittlichen Leben, nicht umgekehrt von der Erkenntnifs Gottes unsere Rettung abhängig. (Ebend. S. 307.) Man sieht, er ist weit entfernt, auf theoretischem Wege den realen, das substanzielle Sein des Menschen angehenden Fortschritt herbeiführen zu wollen, dieser reale Fortschritt soll schon gemacht sein, ehe ein klares Verständnifs des nun Gewonnenen möglich ist. Waren doch dem Justinus die Wahrheiten der heidnischen Philosophie nur Bruchstücke (μέρη) und zwar einander widersprechende (ἐναντία ἑαυτοῖς), nur ein σπέρμα, ein μίμημα des göttlichen λόγος; ihren Einheitspunct, ihre rechte Stellung konnten sie erst erhalten, als das Ganze, als das Urbild erschienen war. Nur aus dem Ganzen waren auch die Bruchstücke, aus dem Principe seine vereinzelten Erscheinungsformen verständlich. Dasselbe spricht Theophilus aus, da er dem Heiden, der ihn auffordert, ihm seinen Gott zu zeigen, antwortet: Zeige mir deinen Menschen und ich werde dir meinen Gott zeigen; ich werde dir zeigen die sehenden Augen deiner Seele und die hörenden Ohren deines Herzens, welche Gott schauen und hören können. Nicht Gott ist Schuld daran, dafs er nicht gesehen wird, die Sünden der Menschen sind es, die ihnen Gott verbergen. Denn der Mensch, welcher Gott sehen will, mufs wie ein glänzender Spiegel sein und ein reines Herz haben. Die Sünden aber sind wie der Rost, welcher den Spiegel verdirbt. (Ritter, S. 324.) Das Fortschreiten des Menschen in der Erkenntnifs Gottes war an seinen Gehorsam gegen Gott gebunden (S. 327). Irenaeus verlangt, dafs die Forschung gläubig festhalte an der allgemeinen Uebereinstimmung und nichts weiter unternehme als auszulegen, was bildlich überliefert sei, und die Gründe zu erforschen der von Gott offenbarten Rathschlüsse. Die Geheimnisse derselben werden mehr und mehr unsrer Erkenntnifs zugänglich werden (Seite 347). Der Weg, der zur Erkenntnifs Gottes führt, ist Liebe zu ihm, welche uns in Gehorsam leitet; er mufs uns selbst belehren, denn niemand anders kann ihn offenbaren als er selbst, sein Wort. (S. 353.) Tertullians strenge Ansichten sind bekannt: non amplius inveniri licet quam quod a deo discitur. Quod autem a Deo discitur totum est (de anima 2.). Nobis curiositate opus non est post Christum Jesum nec inquisitione post evangelium. Cum credimus non desideramus ultra credere. Hoc enim prius credimus non esse, quod ultra credere debemus (de praescr. haeret. 8). Und da die menschliche Mittelmäfsigkeit nicht auf Einmal Alles fassen konnte, so wird auch das Werk Gottes nicht feiern und der Paraklet wird zum richtigen Verständnifs der göttlichen Offenbarungen Anleitung geben (Ritter, S. 371 ff.), und die von ihrem Ursprung *vernünftige* Seele, deren Mitgift das Bewufstsein Gottes ist, wird die Wahrheit der göttlichen Lehre beglaubigen. (Dies hat Ritter S. 375 ff. vortrefflich entwickelt.) Auch von der Alexandrinischen Schule ist es bekannt, wie sie dem Wissen das Glauben vorsetzte, Clemens Alex. sagte: ἡ πρώτη πρὸς σοφίαν νεῦσις ἡ πίστις ἡμῖν ἀναφαίνεται, der Glaube ist zur Erkenntnifs so nothwendig, wie das Athmen zum Leben. Jeder Erkenntnifs liegt eine freie Richtung des Willens zum Grunde, und der Glaube ist diese ψυχῆς αὐτεξουσίου λογικὴ συγκατάθεσις, diese πρόληψις ἑκούσιος. Das Weltliche führt nur zum Weltlichen; die griechische Wissenschaft hätte uns also nicht vollenden können; es bedarf dazu göttlicher Hülfe, göttlicher Erziehung und Unterrichts, denn wir sollen über das Weltliche hinausdringen. Wir ziehen nicht Gott zu uns herab, sondern werden von Gott angezogen: οὐ μὴν οὔτε τὸ πᾶν ἐπὶ τῇ γνώμῃ τῇ ἡμετέρᾳ κεῖται, οἷον τὸ ἀποβησόμενον. Χάριτι γὰρ σωζόμεθα. Alles Gewordene bedarf der Lehre, um zum guten Leben zu gelangen. Des Menschen wahrer Lehrmeister ist nur Gott, das göttliche

Digitized by Google

Wort, das Gott vollständig zu offenbaren im Stande ist und dies Lehramt auch vom Anfange der Welt an verwaltet hat. Und zur Vollendung dieser Erziehung: ὁ λόγος τοῦ θεοῦ ἄνθρωπος γενόμενος, ἵνα δὴ καὶ σὺ παρὰ ἀνθρώπου μάθῃς, πῇ ποτε ἄρα ἄνθρωπος γένηται θεός. Der Sohn Gottes hat Fleisch angenommen, um uns zu zeigen, dafs es dem Menschen möglich sei, den göttlichen Geboten zu gehorchen und uns so zum sündlosen Leben zu erziehen. (Ritter, S. 431 ff., 452 ff.) Doch wozu sollen wir die ausdrücklichen Zeugnisse noch häufen, da das, was wir hier sagen, aus allen Schriften der Kirchenväter sich erkennen läfst und auch so ganz in der Natur der Sache liegt, dafs das Gegentheil uns wunderbar dünken müfste. Freilich hat nun die Philosophie der Kirchenväter nicht den voraussetzungslosen Charakter, den man heute von manchen Seiten der Philosophie als nothwendig beilegt. Aber wie man nimmer philosophiren kann, ohne vorauszusetzen, dafs die Welt da ist, und wie man durch immanente Nothwendigkeit des Denkens nimmer von Gott zu einer Schöpfung fortgehen könnte, denn Schöpfung ist ein realer Fortschritt und geht vom Willen aus und läfst sich also nicht als eine physische Nothwendigkeit aus Gott deduciren: so wenig läfst sich eine durch realen Fortschritt der Menschheit erschaffene Weltanschauung unter einen philosophischen Gesichtspunct bringen, wenn man nicht eben die bewegende Ursache, den Mittelpunct, von wo der Umschwung ausgeht, in seiner Bedeutung auffafst; und die Bemühungen der Kirchenväter waren sonder Zweifel philosophische, wenn sie darauf ausgingen, die mit und in Christus ins Leben getretene Ordnung aus ihrem belebenden Mittelpuncte zu begreifen, die Wirksamkeit desselben in alle Seiten der menschlichen Betrachtungsweise hineinzuführen und die Resultate der früheren Denker gleichsam als Bruchstücke der ganzen Wahrheit zu dem Ganzen einer neuen wissenschaftlichen Ueberzeugung zusammenzufassen. Herr Ritter hat zwar kein Bedenken getragen, die Literatur der Kirchenväter als einen Theil der Geschichte der Philosophie zu behandeln, doch erklärt er sich sehr schwankend über ihren philosophischen Werth; wir unsererseits machen gröfsere Ansprüche an die Philosophie, und setzen ihr Ziel höher hinauf, als Hr. Ritter; aber gerade unsere grofse Zuversicht zu der absoluten Wissenschaft, die sich bei uns auf ihren unzerstörlichen Zusammenhang mit der vollkommensten Religion gründet, so dafs wir so hoch das Ziel der Religion, so hoch auch das Ziel der Philosophie setzen — diese Zuversicht erhebt uns über alle Zweifel an dem grofsen philosophischen Werthe der kirchenväterlichen Literatur; erleuchtet von dem Geiste einer unausdenkbar grofsen Religion haben diese Väter der Kirche Blicke in das Weltall, in die natürliche und sittliche Ordnung der Dinge gethan, die für alle Zeiten wahr sind, und in ihrer erhabenen Gröfse, Kraft und Lebendigkeit mehr als einmal schon versunkene und verirrte Geschlechter aufgerichtet haben. Ihre Philosophie lebt in unserer Dogmatik, in unserer Kirchenlehre fort, und wird fortleben, so lange das Christenthum besteht; aus dieser Kirchenlehre und Dogmatik hat die fortschreitende Philosophie immer neue Kräfte gesogen, und so oft sie diese ihre mütterliche Erde berührt hatte, war sie von Neuem unüberwindlich geworden.

Das Christenthum hat den Zusammenhang der Philosophie nicht unterbrochen, wie es überhaupt nirgends den natürlichen Verlauf menschlicher Werke abgeschnitten hat. Das Christenthum hat, was in der menschlichen Natur als Möglichkeit lag, zur Wirklichkeit gebracht, und da das seiner Natur nach Wirkliche immer das nur der Möglichkeit nach Seiende trägt und bestimmt, so war auch alles Vorchristliche durch das Christliche getragen und vorgebildet; es konnte also nirgends ein Zusammenhang abgerissen werden. Des Zusammenhanges ihrer philosophischen Bestrebungen mit denen des Alterthums waren auch schon die Kirchenväter sich wohl bewufst; sie fafsten ihn bald enger bald weiter, aber es ist Keiner, der ihn geläugnet hätte. Eine unausgefüllte Kluft zwischen dem übernatürlichen und natürlichen Erkennen, zwischen Theologie und Philosophie hat erst der Nominalismus am Ende der Scholastik aufgestellt; nur dies eine Mal auf dem ganzen Wege der Entwickelung der christl. Philosophie ist jener Grundsatz mit Kraft und Entschiedenheit behauptet worden; dann hat er sich wie eine dunkle Tradition in eine unkräftige Mystik und Ascetik oder in lichtscheue Versuche der modernen Theologie zurückgezogen; er ist nur ausgesprochen worden, um siegreich durch die nachfolgende Entwickelung überwunden zu werden. Die Kirchenväter kannten ihn noch nicht, und wo ein feuriger Geist bis an die äufsersten Grenzen hinanstreift, da hat ihn die eigene Praxis Lügen gestraft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe der christlichen Philosophie, die Folgerungen des durch das Christenthum factisch Gegebenen zu ziehn, und von der Stellung aus, in welcher sich nunmehr der Mensch erfafste, von der tiefern Erkenntnifs seines Wesens aus den nothwendigen Zusammenhang einer neuen einheitlichen Weltanschauung, ein System des Wissens zu vollziehen: diese Aufgabe war nicht mit Einem Schlage lösbar. Vor Allem mufste man das neue Princip, das der künftigen Weltanschauung zu Grunde liegen sollte, feststellen, und selbst an dieser Aufgabe haben sich die Einzelnen bald mit mehr bald mit weniger Erfolg versucht; dann aber mufsten zuerst *engere*, dann immer *weitere Kreise* von dem *Principe* aus beherrscht werden, und in den einzelnen Kreisen konnte nur der Fortschritt vom Allgemeinen zum Besondern Statt finden. Der christlichen Philosophie hat von Anfang an dasselbe Ganze vorgeschwebt, zuerst aber erblickte sie es nur in der Einfachheit des Princips, ohne die Vielheit seiner Wirkungen zu beachten, später erst in der unendlichen Fülle seiner Lebensäufserungen auf allen Gebieten des Lebens und Wissens. Wie sehr aber stets dasselbe Ganze vorschwebte, nur bald mehr bald weniger ausgeführt, bemerken wir daran, dafs wir das Edelste und Erhabenste, was wir anstreben, auch schon in den ersten Anfängen der christlichen Philosophie wiederfinden, dafs die selbständigste und kühnste Speculation spätrer Zeiten immer danach getrachtet hat, mit den Erkenntnissen der ersten christlichen Jahrhunderte sich in Uebereinstimmung zu wissen.

In der Ueberzeugung, dafs nicht in Einem Anlaufe die Bestimmung der christlichen Philosophie zu erfüllen war, hat auch der Hr. Vf. in ihr drei Abschnitte unterschieden. Die erste Periode, die patristische und scholastische Philosophie ist einseitig theologischen Untersuchungen zugewendet; die zweite, von der Wiederherstellung der Wissenschaften sich herdatirend, giebt sich dem Bedürfnifs des weltlichen Lebens, der Erforschung der Natur und der Formen und Gesetze des vernünftigen Lebens hin, und geht bis zum Hafs alles Theologischen fort. Sie ist dazu bestimmt, eine nothwendige Ergänzung der frühern Einseitigkeit einzuleiten. Ueberhaupt schreitet die neue Philosophie, im Unterschiede von der alten, in ihrer Bewegung durch entschiedne Gegensätze. Hatte also die erste Periode eine einseitig theologische, die andre eine einseitig weltliche Richtung gehabt, so mufste die dritte darauf ausgehn, diese entgegengesetzten Richtungen unter einander auszugleichen (Bd. 1. S. 71). Der Hr. Verf. zweifelt nicht, dafs unsre gegenwärtigen philosophischen Bemühungen schon dieser dritten Periode angehören; die äufserste Spitze der antitheologischen Schwingung sei im vorigen Jahrhundert erreicht worden, „als es gewöhnlich wurde im Christenthum kaum eine merkwürdige Erscheinung von weltgeschichtlicher Bedeutung gelten zu lassen und den Atheismus und Materialismus in der Physik, den Egoismus und die Genufssucht in der Sittenlehre mit einem fast fanatischen Eifer zu predigen" (S. 72). Die deutsche Philosophie, vorzugsweise seit Kant, ist eine Umkehr von einseitig weltlicher Richtung zu einer der Theologie günstigern Denkweise (S. 74); Kant bekämpfte die unbedachte Anwendung der Grundsätze, die zur Beurtheilung der Erfahrung dienen, auf die Gegenstände der philosophischen Untersuchung, auf die transscendentalen Begriffe, die den *Grund* der Erfahrung darstellen. Diese unbedachte Anwendung mufste das Gebiet der theologischen Untersuchungen nothwendig in einer verschobenen Gestalt zeigen, und wirkte darauf hin, die Theologie zum Gespött zu machen. „Daher ist es als ein unsterbliches Verdienst Kants zu ach-

Digitized by Google

ten, dafs er von Neuem den Blick über die Erfahrung hinaus in das Transscendentale erhob und die Grundsätze der Erfahrung von den transscendentalen Ideen unterscheiden lehrte." (Die Begründung dieser Eintheilung S. 52—74).

Wir wollen die relative Wahrheit dieser Eintheilung nicht anfechten, aber sie könnte uns leicht dahin führen, je nach dem vorwaltenden Interesse für die eine oder die andre Richtung, die eine oder andre Einseitigkeit geradezu aus den Annalen der Philosophie herauszuwerfen, oder überhaupt den Anfang der Philosophie unter den christlichen Nationen erst von der dritten Periode an zu datiren. Eine einseitig theologische, eine einseitig weltliche Denkweise ist das überhaupt Philosophie? Und wenn wir die Geschichte selbst ansehn, waren denn die Erkenntnisse eines Tertullian, eines Origenes, Athanasius, Gregorius v. Nyssa, eines Augustin, eines Hugo von St. Victor, eines Albert und Thomas auf einem so beschränkten theologischen Kreise abgeschlossen, waren sie so unfruchtbar für die Erforschung der Natur, für die Auffassung der Geschichte, für die Ordnung der weltlichen Lebenskreise? Haben sie nicht mit der Macht bewufster Principien tief in alle Seiten auch des weltlichen Lebens eingegriffen, haben sie nicht noch jetzt den bedeutendsten Einflufs auf alle sittlichen Kreise als die Grundlage und der wesentliche Inhalt unsrer Theologie, und war die Metaphysik der mittelaltrigen Philosophen so arm und so ins Enge gezogen, dafs sie nicht auch für die Naturbetrachtung die durchgreifendsten Principien geboten hätte? Und anderseits ist denn die Periode, die Hr. Ritter als die zweite bezeichnet, der Theologie so abgeneigt und so vertieft in weltliche Bestrebungen, dafs sie die theologischen vergessen, ja gehafst hätte? Marsilius Ficinus, Pomponatius und die andern leuchtenden Gestirne, welche die wiedererweckte Literatur des Alterthums heraufführte, waren sie der Theologie entfremdet worden? Wohl aber waren die Grundlagen, auf denen sie ihre Forschungen über das Wesen der Seele und über die Unsterblichkeit erhoben, andre als die das Mittelalter kannte. Der Umschwung liegt in den Grundvoraussetzungen, im Ausgangspunct, in der Beweisführung, nicht im Inhalte, der behandelt wird. Descartes, Malebranche, Spinoza, Leibnitz, Wolf, hat vielleicht diese Succession von Denkern einer neuern Zeit der Theologie sich versagt, oder konnte Hobbes aufser Berührung mit ihr bleiben mitten in einer religiös aufgeregten Zeit? Oder war der Deismus von ihr losgekommen, indem er die natürliche Fähigkeit des Menschen zur Religion aufsuchte? Ja selbst die Elemente, die sich am entschiedensten der theologischen Tradition entgegensetzten, wandten auf sie im Vernichtungskampfe ihre gespannteste Aufmerksamkeit und konnten sich von dem Gegensatze nicht abziehn, an dessen Vernichtung sie sich fort und fort abmühten.

Die Geschichte selbst erklärt sich also gegen die volle Geltung der Eintheilung, die Hr. Ritter und Andre von ihm in ähnlicher Weise gegeben haben. Sie ist aber auch der Sache äufserlich und keineswegs aus ihrer innersten Natur genommen. Der Gegensatz des Theologischen und Weltlichen fällt gar nicht in die Philosophie; diese geht vielmehr überall auf den Zusammenhang der ewigen Principien und des Erscheinenden, oder des Theologischen und Weltlichen; wo beides aus einander gerissen wird, da hört die Philosophie geradezu auf, und der Versuch dazu ist nur Einmal in der christlichen Zeit gemacht worden, nämlich vom Nominalismus. Man kann aber aus einem Gegensatz, der das Wesen einer Sache aufhebt, nicht ein Eintheilungsprincip für ihre geschichtliche Entwicklung gewinnen. Wenn es den ersten Jahrhunderten der christlichen Philosophie wesentlich darauf ankam, das *Princip der neuen Ordnung* der Dinge sich verständlich zu machen, so geschah dies nicht ohne die Einsicht in die Folgen, in die Herrschaft dieses Princips über alle Seiten der weltlichen Kreise und des natürlichen Daseins. Ich will nur an die ängstliche Fürsorge erinnern, mit welcher Tertullian den Verkehr des Christen mit den bürgerlichen Kreisen anordnete, damit er des Christen Berufe angemessen sei; an die Consequenz, mit welcher die Philosopheme über die Auferstehung des Fleisches (z. B. bei Athenagoras) die sinnliche Erscheinungs-Seite in die von Gott durchdrungene geistige Seite aufzuheben suchten; an die Sehnsucht des Chiliasmus, alle weltlichen Kreise unter die Herrschaft des göttlichen Lebensprincips zu bringen, eine Sehnsucht, die nicht eher verstummte, als bis das Christenthum die öffentlich angenommene Religion des Staats geworden war; an den umfassenden, systematischen Geist des Origenes, mit dem er alles Endliche in seiner abgestuften Mannigfaltigkeit aus

Digitized by Google

dem Absoluten abzuleiten und wiederum auf das Absolute zu beziehn suchte; an den Gedanken, in welchem sich die Dreieinigkeitslehre vollendete, dafs alles durch Schöpfung, Erlösung und Heiligung auf Gott Bezogene, also die ganze Fülle des Daseienden, an dem göttlichen Wesen Theil habe, in seinem Gedanken gedacht, in seinem Willen gewollt, ewig zur Einheit mit ihm zurückgeführt sei; an den Versuch des Augustinus, die Geschichte des Volkes Gottes wie die Geschichte der Welt als einen zusammenhängenden Plan der göttlichen Vorsehung, als einen Verlauf zu begreifen, der seinen wahren Endzweck in der durch das Christenthum herbeigeführten Gestalt der Dinge habe. Die innersten Ursachen des Sturzes der Römischen Weltherrschaft, den Zweck der Vorsehung in der Bildung dieses colossalen Reichs hat wohl Niemand gründlicher entwickelt, als eben dieser Kirchenvater. Alles dies weist darauf hin, dafs die christliche Philosophie schon in ihren Anfängen keine einseitig theologische war; was wäre denn das theologisch gefafste Princip gewesen, wenn es die Welt sich nicht unterthan gemacht hätte, was wäre es gewesen als ein blofser Name und Schall? Hätte es die Römische Welt mit allen socialen, politischen und Bildungs-Elementen derselben umgestalten, und den Germanischen Reichen eine unüberwindliche Grundlage geben können, wenn es sich scheu vor dem Weltlichen zurückgezogen hätte und nicht vielmehr in alle Poren desselben eingedrungen wäre? Der christlichen Philosophie hat von Anfang an das Ganze ihrer Aufgabe vorgeschwebt, sie hat dieselbe nie als eine zerrifsne und zersplitterte erblickt, nur die *Art der Vermittlung* ihrer verschiednen Seiten, des *Principes und der Erscheinung*, des Theologischen und Weltlichen ist eine verschiedene gewesen, verschieden nach den Bedingungen und Mitteln, welche die Zeit der Philosophie zugestand, verschieden nach dem Ausgangspunct der Untersuchung, verschieden nach der oberflächlicheren oder allseitigern Durchdringung der beiden Seiten, um deren Vermittlung es sich handelte. Dies allein bestimmt den Fortgang und den Unterschied der Zeitalter der christlichen Philosophie, wie wir gelegentlich bei genauerer Charakteristik der Perioden, die uns hier beschäftigen, deutlicher sehn werden. Wenn das Mittelalter der Theologie die höchste Stelle in der Wissenschaft einräumte, wie dies ja auch Aristoteles gethan, so sah man in ihr eben die Vollendung und Krone der Wissenschaft, in der die Principien jeglichen Wissens erst ihre Gewifsheit und Sicherheit erlangten; nur im Lichte der obersten Ursache konnten die Ursachen der Dinge erkannt werden. Und wenn Duns Scotus erklärte, dafs die Philosophie wohl das Allgemeine wisse, dafs aber in der Wissenschaft von Gott erst die Erkenntnifs des Einzelnen gegeben sei, so stand vor seinen Augen die Aufgabe der christlichen Philosophie in ihrer ganzen Gröfse, wie solcher seine Zeit mit ihren Mitteln nicht genügen konnte; er appellirte an ein spätres Zeitalter, das auf dem Wege sorgsamster empirischer Erforschung des Einzelnen die Einheit der Wissenschaft wiedergewinnen, zur tiefern Erkenntnifs Gottes und seines Zusammenhangs mit der Welt vordringen, und auf den sittlichen Gebieten das Recht, die Freiheit, die Selbstgewifsheit des Subjects zur Anerkennung bringen würde. Die Aufgabe ist also immer in ihrer Totalität da, sie ist selbst da noch ganz vorhanden, wo sie wie bei Duns Scotus und dem heranziehenden Nominalismus in Stücke zu zerspringen droht. Erst der Nominalismus mit seinem durchgeführten Gegensatz des Uebersinnlichen und Sinnlichen, des Theologischen und Weltlichen löst die Einheit und Ganzheit der philosophischen Aufgabe auf, er verzweifelt an der Möglichkeit ihrer Vollziehung. Darum bedurfte die neuere Zeit eines neuen Anfangs, sie gewann ihn am Subject, das sich auf religiösem und sittlichem Gebiete, so wie der Natur gegenüber seine Selbstgewifsheit, seine unendliche Berechtigung erkämpft; aber so wie dieser Anfang gegeben war, lag die Aufgabe auch wieder ganz vor, so in Pomponazzo's Versuch, aus praktischen Gründen die Unsterblichkeit der Seele zu rechtfertigen, so in Bacos Methode des Experimentirens, so in Cartesius Satz: Cogito ergo sum. In jedem dieser Ansätze lag eine unendliche Zukunft, gleichwie in Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben oder in Melanchthons Moralgesetz, das die dem Subject eingeborne Vernünftigkeit ist, dem ohne jede weitre Triebfeder der Mensch zu genügen hat.

Die Eintheilung des Hrn. Verf.'s hat, das will ich gar nicht leugnen, einige äufsre Anhaltepuncte, manches Scheinbare für sich, aber sie ist nicht aus dem innern Wesen der geistigen Bewegung hergenommen, deren Zusammenhang sie eher aufzulösen als zusammenzuhalten im Stande wäre.

Digitized by Google

Wir haben es nun in den vorliegenden vier Bänden mit der ersten Periode nach Hrn. Ritters Eintheilung zu thun, der patristischen und scholastischen Philosophie. Das Verdienst, das der gelehrte Hr. Verf. sich durch die fleifsige und gedankenvolle Bearbeitung dieser Periode erworben hat, kann nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden. Er hat mit der genauesten Sorgfalt und mit dem glücklichsten Erfolg, mit unvergleichlicher Geduld die umfangreichen Werke jener Jahrhunderte durchforscht, und das reiche Gedankenleben, wo und in welcher Gestalt es ihm irgend begegnete, an das Tageslicht gehoben. Er hat in die Masse Licht und Ordnung gebracht, er ist mit Scharfsinn dem Fortgang der mächtigen Gedankenzüge gefolgt, er hat das scheinbar Zerstreute in lebendigen Zusammenhang gesetzt, und hat nicht eher geruht, als bis ihm auch das Verständnifs des Abstrusen aufgegangen ist. So macht er uns erst wieder mit jenen Zeiten vertraut, die wir weit hinter uns zurückgelassen hatten, die wir mit unzähligen Vorurtheilen anblickten, und deren Verständnifs uns so gut wie entschwunden war. Die Erkenntnisse der Kirchenväter und Scholastiker treten nun erst wieder als verständliche und abgerundete Ganze auf, in denen die einzelnen Seiten durch einen Grundgedanken getragen sind; unsre Dogmengeschichten, indem sie die allmählige Entwicklung der Dogmen durch die Beiträge der einzelnen Kirchenlehrer darstellten, hatten so gut wie gar nicht nach dem Sinn und Zusammenhang gefragt, den das einzelne Dogma im Gedankensystem der einzelnen Kirchenväter hatte, sie pflückten dasselbe wie eine reife Frucht unbekümmert um den Stamm, der sie getragen, sorglos über den Gedankenprocefs, der dies Product abgesetzt hatte. Hr. Ritter führt uns in diesen Gedankenprocefs hinein, er giebt uns die philosophischen Prämissen, auf denen die dogmatischen Resultate beruhten, zur Prüfung hin, und da thut sich vor uns ein reich bewegtes Leben auf, das in den mannichfachsten Gestaltungen und Wendungen der christlichen Grundgedanken sich versuchte, das alle von der Zeitbildung gebotenen Mittel erschöpfte, um seines Gegenstandes Meister zu werden, das immer von Neuem mit Freiheit und Eigenthümlichkeit dieselbe Aufgabe aufnahm, das nirgends in seinen Untersuchungen sich wollte beschränken lassen als durch das religiössittliche Lebenselement, das durch das Christenthum gegeben worden, und auf welchem allein auch dieses theoretische Schaffen Sinn und Bedeutung hatte. Es handelte sich darum, das Bewufstsein von dem auszusprechen, was in den Gemeinden lebendig und kräftig sich erwies; und was nun einmal mit festen Wurzeln im Leben gegründet war und im Leben sich fruchtbar erwies, das ward auch als Gesetz für die Speculation geachtet, dem sie sich nicht entziehn konnte. Noch zu Origenes Zeiten war dies Gesetz, das auch die Speculation zu achten hatte, um Einflufs auf die Gestaltung der Wirklichkeit zu haben, nur in weiten und unsichern Umrissen gegeben, aber es consolidirte sich mehr und mehr und nahm festere Formen an selbst unter dem Einflufs der Speculation, welche das einmal Errungene zur sichern Stufe für die Erforschung der fernern Aufgaben machte. Was einmal ins Gemeindebewufstsein hinübergedrungen war, das galt nun für unverletzlich; zu Gregors von Nazianz Zeiten war der Spielraum ganz freier Untersuchungen schon vielfach begrenzt. Aber wie wenig selbst durch das bereits in der Kirchenformel Abgeschlossene sich der philosophirende Geist der Kirchenväter abhalten liefs, in seinen Forschungen auf die ersten Grundlagen immer wieder zurückzugehn, und das philosophische Problem in seinem ganzen Umfange wieder ins Auge zu fassen, sehn wir in Augustins Gedankenreichthum, in seinen mannigfaltigen Deutungen der Dreieinigkeitslehre und an andern Zeichen. Im Ganzen erhalten wir aus der patristischen Literatur den Eindruck eines freien, nur durch das christliche Lebensgesetz geregelten, alle Bildungsmittel der Zeit in Bewegung setzenden, und mit den Anforderungen des Lebens innig vertrauten philosophischen Forschens. Auch ist diese Zeit meist von der Anmafsung weit entfernt, feststehende Normen und ein für allemal abgeschlofsne Urtheile den kommenden Geschlechtern überliefern zu wollen; eine schöpferische Zeit ist nie fähig, die kommenden Geschlechter zum Nichtsthun und zur sklavischen Unterwürfigkeit unter das Gegebne zu verdammen; das liegt blofs solchen Zeitaltern nahe, die selbst nichts schaffen und nur an der Errungenschaft der Vergangenheit zehren, denen aller historische Sinn, und die lebendige Vermittlung der Theorie und Praxis ausgegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie, von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Von dieser Art war das fünfte und sechste Jahrhundert unter der Herrschaft der byzantinischen Theologie. Nicht minder beruhigte sich das Abendland bei den Resultaten der ersten Jahrhunderte und suchte, so gut wie es ging, dieselben in ein übereinstimmendes Ganze zusammenzufassen, unbekümmert darum, ob der Gedankenprocess zu seinem Ende gediehen war. Dafs er noch keinesweges zu Ende gekommen war, dafs er noch nicht einen für alle Theile der Untersuchung gleichmäfsigen Abschlufs gefunden hatte, sondern auf allen Puncten über sich hinauswies, diese Ueberzeugung, wenn man sie nicht sonst schon hat, kann man aus den beiden ersten Bänden der Ritterschen Geschichte der christlichen Philosophie mit fortnehmen. Die Gediegenheit, die Freiheit der Untersuchung, aber auch ihre Unfertigkeit, und das Gefühl, das die Denker jener Zeit hatten, ihrem grofsen Gegenstand nicht vollkommen zu genügen, springt aus Hrn. Ritters Darstellung überall in die Augen, und wir können uns nur Glück wünschen, dafs dies für die religiöse Bildung aller folgenden Jahrhunderte so wichtige Zeitalter an Herrn Ritter einmal einen Bearbeiter gefunden hat, der ohne ein unmittelbar theologisches Interesse, mit unbefangenem philosophischen Sinne den Spuren der Wahrheit nachgegangen ist, und mit einem sichern Tact, wie er ihn sich aus dem vertrauten Umgang mit den Philosophen aller Zeiten angeeignet, das Fertige vom Unfertigen, das ewig Gültige vom Temporären und gelegentlich Bedingten, das Erfolgreiche von dem Erfolglosen, das mit sich Uebereinstimmende von dem Widerspruchsvollen geschieden hat. Auch das ist von Wichtigkeit, dafs der Herr Verfasser bei seiner genauen Kenntnifs der Philosopheme des Alterthums die mannigfaltigen Einflüsse derselben auf die christliche Speculation mit aller Bestimmtheit hervorgehoben und die bisher im Umlauf gewesenen unbestimmten Vorstellungen über diesen Zusammenhang zu gröfserer Klarheit gebracht hat. So hat die Arbeit Hrn. Ritters nicht blofs durch ihre historische Gelehrsamkeit Werth und Bedeutung, sie theilt zugleich den lebendigen Antrieb mit, die Arbeit der vergangenen Jahrhunderte von ihren Principien aus weiter zu führen, und statt bei einem voreiligen Abschlufs, bei einem dem fortschreitenden Geiste nicht genügenden Resultat stehen zu bleiben, den Gedankenprocefs von seinen ursprünglichen Quellen aus weiter zu verfolgen. Möchte dies vornämlich auf unsere Theologie nicht ohne Einflufs bleiben, sie hat an den Ueberlieferungen der Vergangenheit keinen festen und bleibenden Besitz, nur das ist ihr Eigenthum, was sie durch eigene Geistesarbeit, durch nie stillstehende Vertiefung in die Natur des zu jeder Zeit regen, lebendigen und ursprünglichen religiösen Bewufstseins erringt.

Die abendländische Christenheit des Mittelalters hielt die Arbeit der ersten Jahrhunderte für abgeschlossen, sie machte sich ihre geschichtliche Entstehung nicht klar und übersah die Eigenthümlichkeit der Geister, die an ihr thätig gewesen waren; sie übernahm sie als ein in sich übereinstimmendes Ganze, als das Werk Eines, des kirchlichen Geistes, als ein Vermächtnifs der Kirche, an welchem nur noch Einzelnes, je nach den Bedürfnissen und Ansprüchen der Zeit fortzubilden war. Was blieb nun einer Philosophie übrig, der nur unter solchen Bedingungen zu leben verstattet war? Man ist von dieser Reflexion zu grofsen Vorurtheilen gegen die Scholastik gekommen und hat dies Gebiet der Geschichte der Philosophie neuerdings vollständig vernachlässigt. Wer jene Vorurtheile hegt, könnte es Herrn Ritter verargen, jahrelangen Fleifs auf ein Zeitalter ohne jeden philosophischen Erfolg verwendet, und zwei starke Bände sei-

Digitized by Google

ner Geschichte gewidmet zu haben. Aber der Herr Verfasser hat bei dem Studium jener Zeiten sich selbst aus jenen Vorurtheilen herausgearbeitet, er hat sie siegreich bekämpft, und ein neues erhöhtes Interesse für die vielfach verunglimpften Bestrebungen der mittelaltrigen Philosophie erweckt. Namentlich treten die Bemühungen der Denker des 11. u. 12. Jahrhunderts durch die geistreiche Bearbeitung des Herrn Verfassers, der aus dieser Zeit wohl kein irgend erhebliches Bruchstück entgangen ist, in ein ganz neues Licht. Die vielgestaltigen Versuche dieser beiden Jahrhunderte, den Platonismus zum Unterbau aller überkommenen Bildungselemente, zum umfassenden System des dialektischen, physischen und ethischen Wissens des Zeitalters zu verwenden, Versuche, die trotz alles Scharfsinnes scheiterten, auf die sich aber alle Richtungen des Denkens, metaphysische wie psychologische, nominalistische wie realistische magisch hingedrängt sahen; die gründlichen Bestrebungen der Zeit, zur Gewifsheit über die Berechtigung der in aller Erkenntnifs zur Anwendung kommenden logischen Gesetze zu gelangen, und der Theologie einen absoluten, unerschütterlichen Anfang in der Metaphysik auszumitteln, von welchem die dogmatischen Wahrheiten der Kirche in nothwendiger Folge abfliefsen könnten; die ernsten Bemühungen, die in Gott gegründeten allgemeinen und ewigen Ideen mit dem zeitlichen Werden und der stufenweisen Entwickelung, mit der auf sittlicher Freiheit und Verantwortlichkeit beruhenden Fortbildung der vernünftigen Wesen in Uebereinstimmung zu bringen: all dies Ringen und Kämpfen eines philosophisch tief angeregten Zeitalters hat der Hr. Verfasser mit solcher Wahrheit und Innigkeit, mit so scharfem Blick in die einzelnen Elemente beschrieben, dafs, wer Sinn hat für die zu aller Zeit dem Menschengeschlecht vorliegenden Denkprobleme, sich von jenen muthigen Versuchen kaum der Barbarei entzogener, aber schon zu den höchsten Aufgaben der Menschheit befähigter Nationen mufs auf das innigste angezogen fühlen. An der Philosophie des 11. u. 12 Jahrhunderts erkennen wir, zu welch grofser Zukunft die germanischen Völker berufen waren; sie haben sich schon damals in die ursprünglichsten und tiefsten Probleme des Denkens versenkt, und wollten über die letzten Grundlagen des Wissens Gewifsheit haben; sie nahmen die überlieferte Kirchenlehre, sie nahmen den Platonismus, der ja von Anfang an eine so entscheidende Wirksamkeit auf die christliche Speculation ausgeübt hatte, nicht an, ohne sich über dieses ihr Thun Rechenschaft zu geben; und wie ernst ihr Forschen war, wie streng sie es mit der Prüfung der Grundlagen ihres Wissens meinten, geht wohl einleuchtend genug daraus hervor, dafs sie nach allen verschiedenen Versuchen, den Platonismus zur metaphysischen Basis ihres Wissens zu machen, endlich einer Weltanschauung entsagten, die so tief mit all ihren Bildungselementen verwachsen war, und so entschieden auf die Ausbildung ihres dogmatischen Systems eingewirkt hatte, die aber endlich sich als ungenügend erwies, den substantiellen Gehalt des Christenthums und seine Wirkungen in der Menschheit in die Einheit des philosophischen Gedankens zusammenzufassen.

Es ist dies wohl der wichtigste Punct in der Philosophie des Mittelalters, dafs der Platonismus verlassen wurde, und die Denker sich zum Aristoteles hinwandten. Dafs dazu manche äufsere Veranlassungen beitrugen, leugnet Herr Ritter nicht, aber den eigentlichen Grund sucht er mit Recht tiefer in der Unzureichenheit des Platonismus und in der gröfsern Uebereinstimmung des Aristoteles mit dem innersten Gehalt des Christenthums. Der Widerspruch, sagt er, zwischen Platonismus und Christenthum bleibt immer, dafs jener nur der ewigen Natur der Dinge volle Wahrheit zuschreibt und Alles von vorn herein als vollkommen betrachtet, dieses dagegen vor Allem ein sittliches Leben fordert, in welchem die vernünftigen Dinge erst werden sollten, was ihnen Gott beschieden hat. Daher wurden die kirchlichen Männer mehr vom Platonismus zurückgestofsen (Band III, S. 646). Der Hr. Verfasser zeigt unter Anderem, wie Anselm vom Platonismus aus wohl den Begriff Gottes als den allgemeinsten Begriff, als den Begriff des Seins schlechthin, als die absolute Wahrheit feststellt, an welcher Theil habend die Dinge so wie die Menschen allein ihre Wahrheit und Richtigkeit bewahren, und in welcher sie in ewiger Weise gedacht sind, wie aber aus dieser vorherrschend abstracten Weise in der Fassung des Begriffes Gottes sich nur eine sehr unbestimmte Fassung für die Selbstständigkeit der Geschöpfe, und kein Uebergang von den Urbildern im göttlichen Gedanken zu den wirklichen Dingen und ihrer zeitlichen Entwickelung ergeben wollte; er zeigt, wie auch Abae-

Digitized by Google

lard, auf dieselben Grundlagen in der Theologie sich stützend, nur einen ungewissen Fortschritt über den allgemeinen Begriff des göttlichen Seins bei Anselm hinausgethan, und keinen Uebergang aus dem allgemeinen Begriffe Gottes in die menschlichen Gedanken und in die Sprache, von der Wahrheit der Ideen in die Welt des Werdens, vom allgemeinen sittlichen Gesetz zu dem Besondern des sittlichen Lebens habe finden können, und wie ihm darum auch das Gottesbewufstsein der Vernunft (in der heidnischen Philosophie und im Gewissen zum Ausdruck kommend) und die positiven Lehren der Theologie hätten auseinanderfallen müssen. Er zeigt, wie neben diesen Versuchen, den Platonismus in der Theologie heimisch zu machen, die Bemühungen (eines Bernhard von Chartres u. A.), den Timaeus zum System der physischen Erkenntnisse zu erheben, eine Physik des Uebersinnlichen zu Stande brachten, die alles Natürliche in seiner ewigen Gestalt zu erkennen strebte, das Körperliche nur als eine Erscheinung, als einen verworrenen Zusammenflufs der ewigen Ideen (zu denen selbst die allgemeinen Vorstellungen von Accidenzen gezählt wurden) betrachtete; er zeigt, wie selbst nominalistische Denkweisen sich in den Platonismus hineingezogen fanden, der doch so wenig Uebereinstimmendes mit ihnen hatte; aber so mächtig war der Zug der Zeit, die Alles versuchte, um in der einmal angenommenen Weltanschauung sich zu genügen. Welche Schwierigkeit für diejenigen, welche vom Platonismus ausgingen, die Erklärung der Accidenzen, des Daseins, der Veränderung, der Fortbildung des Individuellen hatte, macht der Herr Verfasser an dem Gedankenzusammenhang des Gilbert de la Porrée deutlich, eines Mannes, der mehr als alle seine Zeitgenossen seinen Vorstellungen einen strengen Zusammenhang zu geben bemüht war. Er fafste Gott als das Sein, in das der Unterschied von Subject und Prädicat, zwischen dem Sein und Theilhaben am Sein nicht fällt; in den geschaffenen Dingen sind Begriff und Sein von einander unterschieden, daher ist von Gott im eigentlichen Sinne nichts auszusagen; und die Theologie ist allen logischen Regeln entzogen. (Wie auch bei Abälard und Andern auf Gott keine Kategorie Anwendung findet.) Durch Gattung und eigenthümlichen Unterschied ist er nicht zu begreifen, und nur durch Abstraction zu ihm emporzusteigen. Zur Erklärung der Welt zieht Gilbert nun noch zwei Principien herbei, die Materie, das Mischende und Verwirrende, die Ursache des Scheins, und die Ideen, deren Vielheit er nicht erklärt, deren Inbegriff er aber in Gott setzt. Die Idee wird nur durch den Verstand erkannt, indem wir von der sinnlichen Erscheinung aufsteigend, was in ihr vermischt und verworren sich darstellt, unterscheiden und im festen Blick des Geistes erkennen lernen. Die Ideen sind die formae nativae der Dinge, und bestimmen ihre Eigenthümlichkeit in unveränderlicher Weise. In den Individuen oder Substanzen berührt sich die übersinnliche und die sinnliche Welt, die sogenannten Subsistenzen (d. h. die höhern Begriffe, die Gattungen und Arten) und die Accidenzen. Denn die Substanz oder das Individuum ist ein bestimmtes Etwas und Qualität nur durch das allgemeine Wesen oder durch die Subsistenz, durch den wesentlichen Unterschied, und diesem folgen, diesen begleiten nur die Accidenzen. Arten und Gattungen nehmen keine Accidenzen an, weil sie nicht wechseln, sondern ihrem Begriffe nach immer dasselbe bleiben; nur Individuen nehmen Accidenzen an, sie dienen ihnen zur Grundlage und zwar nur solchen, die ihrem Wesen entsprechen. Die Accidenzen sind nur das, was am Wesen des Individuums ist, seine Folge und Begleitung, sie beweisen das Individuum d. h. sie lassen es zur Erscheinung kommen, aber sie machen es nicht (wie die Ideen, die Subsistenzen). In den Individuen, in welchen sich also die Vermittelung der Ideen und der Erscheinung bildet, treffen die Accidenzen zusammen, verbinden sich verschiedene Begriffe mit einander (Gilbert hat einen sehr unbestimmten Kreis von Ideen, rechnet z. B. auch Farbe, Körperlichkeit, Kälte, Trockenheit, Schwere zu den Begriffen) und treten in die verworrene Verknüpfung, die das Wesen der sinnlichen Welt ausmacht. Dabei schwankt Gilbert noch, ob er die Verbindung der Accidenzen mit der Substanz nur in die verworrene Vorstellung sinnlicher Wesen setzen soll, die das wahrhafte und ewige Wesen der Individuen nicht berührt, oder ob er sie von der Schöpfung Gottes ableiten, und auch für das Zusammengesetzte den Grund in dem ersten und einfachen Grund aller Wesen suchen soll; ob die Verbindung der allgemeinen Wesenheiten in den Individuen eine nur scheinbare oder wirkliche ist; am wenigsten aber leuchtet ein, was denn die Substanzen, deren Eigenthümlichkeit ewig vorherbestimmt ist, durch

Digitized by Google

die Accidenzen und durch das Veränderliche gewinnen. So tief wie sich also immerhin Gilbert auf die metaphysische Ergründung des Zusammenhanges der Dinge und ihrer wechselnden Formen mit der absoluten Wahrheit eingelassen hat (und er übertrifft an Scharfblick in die Schwierigkeiten manchen neueren Denker), so unerreichbar war doch die Lösung der Aufgabe seinen platonisirenden Voraussetzungen: von der wirklichen Welt mufste er sich immer als von dem Verworrenen, dem Unwahren, dem falschen Schein abziehn. Darum, zeigt der Hr. Verfasser, habe er auch dem Leben der Vernunft keinen rechten Gehalt abgewinnen können. Doch aber beruhe die Kirchenlehre ganz auf der Voraussetzung der tiefsten Wahrheit des vernünftigen Lebens, und so stofse Gilbert in seinem Streben, Platonismus und Kirchenlehre zu vereinigen, auf die mannigfaltigsten Widersprüche. Auf der einen Seite nehme er an, unser Wesen, die Wahrheit unseres Seins wohne uns von Natur und ewig durch Gottes Schöpfung bei, auf der andern Seite suche er Gott als die Einheit dessen zu begreifen, was der heilige Geist stufenweise in uns *wirke;* einerseits erkenne er die Freiheit des Menschen im Durchgehen durch alle Stufen seines sittlichen Lebens an, andererseits unterwerfe er Alles der Nothwendigkeit der von Gott getroffenen Ordnung; jetzt stelle er den Glauben und dann wieder die wissenschaftlichen Grundsätze der Theologie höher; jetzt gebe er allgemeine Grundsätze aller Wissenschaften, und dann schreibe er der Theologie ihre eignen Grundsätze zu, die nach den Principien andrer Wissenschaften nicht zu beurtheilen seien; einmal suche er die Erkenntnifs der Ideen für die Theologie fruchtbar zu machen, und dann wieder gebe er die Möglichkeit eines Widerspruchs zwischen der Theologie und der Physik zu.

Den fühlbarsten Widerstand gegen ein unzureichendes System der Philosophie übt immer die sittliche Ansicht des Lebens aus, die sich in den Principien jenes Systems nicht vollkommen ausgedrückt findet. Und so beweist auch hier der Herr Verfasser, wie die Einsicht in das Ungenügende der platonischen Weltvorstellung und der Umschwung der scholastischen Philosophie von denen ausging, welche in das sittliche Leben der Kirche und des Einzelnen einen tieferen Blick thaten und den Geist des kirchlichen Lehrsystems auszuarbeiten suchten. „Die Grundsätze des Platonismus standen dem Leben zu fern, als dafs sie geeignet waren, den sittlichen Gehalt einer fortschreitenden Entwickelung in der einzelnen Seele oder in der Gemeinschaft der Kirche daraus zu erklären; man hatte sich zu Umdeutungen dieser Grundsätze genöthigt gesehen, welche den *Accidenzen* und *Lebensthätigkeiten* der vernünftigen Wesen einen gröfseren Werth beilegten als den Ideen, den *natürlichen* Formen der Dinge" (Bd. III, S. 655). Als daher der Magister sententiarum zuerst das Bewufstsein der Einheit der Kirche in Lehre und Leben auszusprechen suchte, und das Gesetz der fortschreitenden Entwicklung der Geister (der Engel und Menschen) in Liebe zu Gott erforschen wollte: da mufste er gegen die bisherige Ansicht, „als wenn alle Wahrheit der Dinge in ihren ursprünglichen Begriffen und natürlichen Formen läge" eine durchaus ethische Lebensansicht geltend machen, welche alle Wissenschaft als ein sittliches Werk beurtheilte, und mufste von der Methode der Betrachtung der natürlichen Dinge, wie sie von den Früheren auch auf das Gebiet des Freien war ausgedehnt worden, zur Erkenntnifs der freien geistigen Fortbildung der vernünftigen Wesen, von der Möglichkeit zur Wirklichkeit ihrer Bestimmung und der bewegenden Principien dieser Fortbildung übergehen. So erhob sich der Lombarde „über den abstracten Begriff von Gott, um die Wirkungen des heiligen Geistes sich zur Erkenntnifs zu bringen; im Gegensatz gegen die ewigen Ideen betrachtet er die geistige Welt in Engeln und Menschen als eine anfangs formlose Materie, als ein unentwikkeltes Vermögen, um die wahre Bedeutung der weltlichen Dinge im Fortschreiten ihrer sittlichen Bildung zu finden" (Bd. III, S. 648). Indess nimmt der Herr Verfasser, während er die Spuren der umgewandelten Ansicht bis in die einzelnen Lehren des Lombarden, selbst in seiner Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes nachzuweisen sucht, doch keinen Anstand, zu bekennen, dafs er in seiner Metaphysik, in seinen Vorstellungen von Gott, in der gesammten Grundeintheilung seines Systems der Kirchenlehre noch auf den Fufsstapfen der Früheren wandelte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Schlufs.)

Auch leitete ihn in der Aufsuchung der Mittel, durch welche der Geist auf seiner Laufbahn in der Welt der Erscheinung vom göttlichen Geiste getragen werde, ein beschränkt kirchlicher Geist; gewifs waren die Lehren der Kirchenväter von der Erziehung der Menschheit viel mehr universeller Natur, aber es tritt doch im Lombarden der lang entbehrte Gedanke wieder ans Licht. Auch darin findet der Hr. Verf. einen Mangel der Ansicht des Lombarden, dafs er den Verlauf des Processes des innern Lebens nicht genauer in Untersuchung genommen habe.

Um so gröfsere Wichtigkeit mifst nun Hr. Ritter dem Hugo v. St. Victor bei, er nennt ihn den Ausgangspunct einer neuen Bewegung, und wir dürfen darin dem Hrn. Verf. durchaus beipflichten (auch in seiner Vernichtung des falschen Gegensatzes zwischen Mystik und Scholastik Bd. 3. S. 502). Zwar sind die Umrisse seiner ganzen Vorstellung noch platonisch und es ist ihr durchweg das Schema aufgeprägt, welches die Grundbegriffe der damaligen Philosophie umfafste; auch er hat die drei Principien, Gott, die Ideen und die Materie, aber der Platonismus wird bei ihm durch die centrale Stellung, die der Mensch erhält, materiell umgestaltet. Während um der Theilbarkeit der Materie, dieses Grundes der Vielheit willen, jedes natürliche Gebilde nur einen Theil der Idee Gottes, nur ein Etwas, ein Dies und Das an sich darstellen kann, trägt von den vernünftigen Wesen jedes die volle Idee Gottes in sich; im Menschen liegt das Streben nach dem höchsten Gute, das nichts Andres als Gott ist, nur das Höchste kann ihm genügen und mufs ihm auch erreichbar sein, in der Erkenntnifs Gottes die Erkenntnifs alles Andern. Nicht in der Schöpfung, in der ersten Anlage ist die Vollendung der Geister gegeben, die Vernunft soll durch eigne That, durch eignes Verdienst das höchste Gut gewinnen. „Die ihm verliehene Anlage ausbildend entfaltet der Mensch in sich das Bild aller Dinge." In der Selbsterkenntnifs, in der Erkenntnifs der Seele erschliefst sich die Erkenntnifs der Sinnenwelt, wie das Auge für das göttliche Wesen; ohne Selbsterkenntnifs wäre der Blick auf die Mannigfaltigkeit des Sinnlichen nur Zerstreuung und Sünde. Das ganze Reich der unvernünftigen Schöpfung hat seinen Grund und Zweck im Menschen, es ist nur Mittel für die Entwicklung des Menschen, und über ihm ist Gott als der Zweck seines Strebens, den er bei der Aufmerksamkeit auf sich überall in seinen Wirkungen erkennt und so vom Glauben zum Wissen aufsteigt. Sinn, Einbildungskraft und Erkenntnifs sind nur Grade im einheitlichen Leben der Seele, sie ist nicht eine verschiedne in der Erkenntnifs der sinnlichen Dinge (Einbildungskraft) und in der Erkenntnifs Gottes; cogitatio, meditatio, contemplatio sind die Stufen der ihr inneres Wesen erfüllenden, ihre Anlage verwirklichenden, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen aufsteigenden Seele, und jede höhere Stufe der Erkenntnifs ist ein höherer Grad der Liebe. So fand denn auch Hugo um des Zusammenhangs und der Einheit in der Welt willen die Uebereinstimmung der Offenbarung in der Vernunft und der übernatürlichen Offenbarung, der Welt-Erkenntnifs und der Gottes-Erkenntnifs nothwendig; er sah, dafs die heidnische Philosophie keinen vergeblichen Versuch machte zur Erkenntnifs Gottes zu gelangen, und suchte in der Erziehung der Menschheit eine göttlich gewollte Stufenfolge. Dafs ihm im Grunde die Theorie, als Anschauung Gottes, — gegen die er alles vermittelnde Denken durch Kategorieen und durch den Schlufs herabsetzt, weil das Sein Gottes ohne alle Beziehung zu denken sei, — das höchste Ziel der Menschheit war, das ist ein Tribut, den er dem Platonismus brachte, und dafs er die Seele lieber in ihren persön-

Digitized by Google

lichen Stimmungen, mehr psychologisch erforschte als im lebendigen Zusammenhang mit den objectiven, substantiellen Mächten z. B. der Kirche, das ist eine Einseitigkeit, die ihn namentlich mit dem Lombarden in scharfen Gegensatz bringt, aber eine harmonische Vereinigung aller Seiten zu gewinnen, war der Periode der Scholastik nicht vergönnt, die wir bisjetzt in Betracht gezogen haben.

Hugo v. St. Victor nimmt allerdings in dieser Periode die höchste Stelle ein; es offenbart sich in ihm die Macht, mit der das Christenthum seine Grundgedanken siegreich durch eine Weltanschauung durchbildet, deren systematischer Sinn dieselben niederzuhalten fähig war; die Stellung die Hugo dem Menschen giebt, dafs er vom Niedersten zum Höchsten reicht und alles tiefer Stehende als Mittel in der Fortentwicklung zu seinem letzten Ziele verwendet, durchbricht den Platonismus. Aber noch war keine neue, in die letzten Gründe des Denkens und Seins sich vertiefende Metaphysik da, in welcher dieser fruchtbare Gedanke eine feste Stellung hätte gewinnen können. Die Metaphysik Hugo's war noch die platonische. Erst mit einer neuen Metaphysik beginnt die folgende Periode.

Ueber Hugo hinaus hat die in Rede stehende Periode nichts geleistet. Richard v. St. Victor gab dem falschen Hange nach, alle niedern Grade der zu ihrer höchsten Bestimmung aufsteigenden Seele in der obersten Stufe der Anschauung zu vernichten; die niedern Stufen galten ihm daher für blofse Negationen, die Vermittlung für das Unwahre, nur die Unmittelbarkeit der Anschauung für die Wahrheit; er führte also den thatsächlichen Beweis, dafs der fruchtbare Gedanke des Hugo von einer Verknüpfung aller Seiten des Universums in einem wenn gleich noch *subjectiv* gefafsten Mittelpunct auf dem Boden der bisherigen Weltansicht nicht gedeihen konnte, sondern eine neue metaphysische Grundlegung verlangte. Von dieser Verunstaltung der Erkenntnisse Hugo's war nun blofs noch ein Schritt zum mystischen Pantheismus des Amalrich v. Bene. Zum Pantheismus führte den David v. Dinanto auch die dialektische Consequenz in der Handhabung der bekannten platonischen Principien: Gott, Verstand (νοῦς) und Materie; da man keine höhere Gattung über ihnen annehmen könne, so schlofs er dafs sie Eins sein müfsten. Das war der eine Ausgang, den die platonisirende Periode nahm, der andre ging zum Zweifel, zum Probabilismus. Wir können daran erinnern, dafs schon im Alterthum der Platonismus in der mittleren und neuern Akademie zur Wahrscheinlichkeitslehre geführt hatte; denn nachdem Socrates und Plato den einzelnen Dingen, wie den einzelnen Handlungen ihren objectiven Werth abgesprochen, die Realität allein dem Denken, dem Bewufstsein, der Idee zuerkannt hatten, nahmen die Akademiker ihre Stellung in der allgemeinen Natur des Denkens und kritisirten die verschiedenen dogmatischen Versuche das Einzelne aus dem Allgemeinen zu erklären, sie leugneten die Beweisbarkeit der Uebereinstimmung einer Vorstellung mit dem Gegenstande, und verlangten blofs eine *subjective* Rechtfertigung einer Vorstellung, einer Handlung und dergleichen; eine Rechtfertigung vor dem denkenden Subjecte. Ganz dahin kamen am Ende unsrer Periode Alanus von Lille und Johannes Sarisberiensis. Der Hr. Vf. hat dem dialektischen Scharfsinn des Erstern hinlänglich Lob gespendet, aber auch seine geheime skeptische Natur herauserkannt. „Wenn Alanus für die Glaubenslehre nur wahrscheinliche Gründe aufzubringen sich getraut, aber doch die Theologie sichrer findet als die übrigen Wissenschaften, so ist dies der Ausdruck eines Zweifels, der trotz der dogmatischen Haltung seiner Lehren im Hintergrunde seiner Seele sich regt." Denn was hiefs es anders, als zurückgehn auf die Grundsätze der neuern Akademie, wenn man nach den Versuchen des 11. u. 12. Jahrh. von einer objectiven Rechtfertigung des Glaubens in einem wissenschaftlichen Zusammenhang abstand und sich in der subjectiven (also nur eingebildeten) Gewifsheit des Glaubens befriedigen wollte. Dasselbe sehn wir bei Johannes von Salisbury, der alles Metaphysische zu den zweifelhaften Dingen zählt, dagegen auf den Glauben verweist als den sichern Grund alles menschlichen Handelns. Das ist eben eine blofs subjective Rechtfertigung, ein höchst gefährlicher Probabilismus, der freilich nun auch gute Gründe für den Königsmord ausfindig zu machen weifs. Man hat neuerdings diese Resignation nach den Versuchen des 11. u. 12. Jahrh., zu einer wissenschaftlichen Einsicht in den Glauben aus objectiven Principien zu kommen von theologischer Seite, für eine hohe christliche Gesinnung ausgegeben; ich kann in diesem Beifall nur die schnödeste Herabsetzung des Christenthums finden, das entschiedenste Mifstrauen in seine objective Wahrheit. Was sich dem

Digitized by Google

Menschen nicht aus objectiven Principien rechtfertigt, das kann für ihn nur ein Zufälliges, subjectiv Beliebtes sein; und wenn er darin seine Beruhigung findet, so ist es aus mit seiner Menschenwürde. Die Geständnisse des Johannes von Salisbury sind ein Beweis der Abspannung und Ohnmacht eines in ungenügenden Versuchen ermüdeten Zeitalters, und so hat sie auch der Hf. Verf. genommen. Aber der Abspannung folgte ein neuer glücklicherer Aufschwung und erfüllte mit seinem Glanze das 13te Jahrhundert.

In der Metaphysik liegen die Principien der Logik und Dialektik. Die Dialektik ist ja nicht eine dem Gegenstande gleichgültige Form, sie ist vielmehr des Gegenstandes eignes Denken, und so muſs sie nothwendig in der Wissenschaft wurzeln, die das Sein als solches in seinen allgemeinen und nothwendigen Bestimmungen, oder die Principien des Denkens und Seins behandelt, also in der Metaphysik. So wenig wie in der Metaphysik, so wenig kam in der Dialektik das elfte und zwölfte Jahrhundert zur innern Befriedigung; ein schlagender Beweis, daſs die Zeit nicht, wie gemeinhin behauptet wird, sich mit äuſserlicher Abrundung des überlieferten Stoffs beschäftigte, sondern daſs sie sich selbst einen eignen Weg zur Wissenschaft bahnte. Das Zeitalter genügte sich nicht in seinen Vorstellungen von der menschlichen *Erkenntniſs* und den damit in innigster Berührung stehenden Fassungen des Verhältnisses des *Allgemeinen zum Einzelnen*. Es war noch nicht fertig mit seinem Entscheid über die *objective Gültigkeit der Begriffe*, ihre *Anwendbarkeit* auf das *Sinnliche und Uebersinnliche*, über das *Verhältniſs von Glauben und Wissen*, über den Zusammenhang der *weltlichen und der göttlichen* Wissenschaft, es konnte sich also auch in den Ansätzen zu einer *systematischen Gestaltung* der Theologie nicht befriedigen. Wenn man den Zusammenhang von alle diesem übersieht, so wird man einsehn, wie tief und umfassend die Aufgabe der nächsten Periode war, wie das Schicksal der Theologie jetzt ganz in den Händen der Philosophie lag, wie es sich nicht bloſs um eine praktische und für den Schulgebrauch dienliche Abfassung einer summa theologiae handelte, sondern wie die Wissenschaft einer entscheidenden Lösung der tiefsten metaphysischen Probleme harrte, um auch wieder auf dem für jene Zeit so zu sagen allein wichtigen theologischen Gebiete sicher zu gehn. Eine groſse Lehre für unsre Zeit! Erwarte ja die Theologie das Heil nicht bloſs von sich selber; ihre gedeihliche Entwicklung hängt nicht bloſs von ihr ab; einerseits tief mit dem Leben und seinen fortschreitenden Verhältnissen verzweigt, ist anderseits ihre wissenschaftliche Vollendung von den philosophischen Principien abhängig. Und so ist es auch in der Ordnung; der Theil hat nur im Ganzen seine Stellung und kann sich nicht wider die Ordnung des Ganzen auflehnen. Selbst die mächtige, weithin gebietende Theologie des Mittelalters gehorchte höhern Einflüssen, wenn es auch oft den *Schein* gewann, als seien diese von ihr abhängig. Und hiermit muſs das Vorurtheil fallen, als habe das Mittelalter in blinder Abhängigkeit von seinen Autoritäten, in blindem Gehorsam gegen die Kirche aller Selbständigkeit und Productivität des Denkens sich entäuſsert, als habe es die theologischen Ueberlieferungen der ersten Jahrhunderte mechanisch nachgesprochen; es ist vielmehr so tief wie irgend ein Zeitalter von der Macht des freien Gedankens ergriffen, und auf das ernsteste um die innersten Probleme der Philosophie bemüht gewesen; waren ihm die theologischen Aufgaben die wesentlichen, so war in ihnen doch die Aufgabe der Wissenschaft überhaupt enthalten. Alle die Fragen, in deren Beantwortung das 11. u. 12. Jahrh. kein Genüge fand, sie werden im 13. Jahrh. von den drei groſsen Denkern, dem Albert, dem Thomas und Duns Scotus in neue tiefe Untersuchungen hineingezogen und befriedigender gelöst: Vor Allem die Lehre von der Erkenntniſs, von der Methode der Wissenschaft, vom Verhältniſs des Glaubens und Wissens, der Offenbarung und der natürlichen Einsicht, die Streitfrage des Nominalismus und Realismus, die Beziehung des Uebersinnlichen und des Sinnlichen, das Wesen Gottes und der Beweis für sein Dasein, das Wesen der Materie, die sinnliche und geistige Schöpfung, die Stufen der in der Schöpfung ausgebreiteten Intelligenz, die Beziehung von Denken und Wollen, die Natur der Freiheit, die Entwicklung und die Vollendung der Wesen, die Verwirklichung der in der Schöpfung gegebnen Anlagen u. s. w. Also die Philosophie in ihrem vollendetsten Umfange; nur auf dieser Grundlage konnte die Theologie eine feste Position erhalten. Daſs, wenn nun auch die Formel stehn blieb, doch der Geist der Theologie ein neuer wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden, oder vielmehr ist die Religion zu bewundern, welche die tiefste Aufre-

Digitized by Google

gung des philosophischen Geistes nicht scheut, um von ihm immer wieder neu erkannt zu werden.

Wir kehren von diesen Bemerkungen, mit denen wir die Glanzperiode der Scholastik einleiten wollten, zu dem Hrn. Vf. zurück. Er hat das grofse Verdienst, die Einsicht in die philosophischen Bemühungen des 11. u. 12. Jahrh. aufgeschlossen, die Vorurtheile, von denen sie umlagert waren, hinweggeräumt zu haben. Eine zusammenhängende wichtige Geistesarbeit sehn wir nun durch die dialektischen, metaphysischen, theologisch-ethischen und mystischen Bestrebungen jener Zeit hindurchgehn; was man sonst sporadisch fafste und bald zur Haupt- bald zur Nebensache machte, ist nun dem geistigen Procefs an seiner rechten Stelle eingeordnet; so ist auch die Streitfrage des Nominalismus und Realismus in ihr rechtes Licht getreten. Wir kommen später noch einmal darauf zurück, wir müssen sie etwas genauer ausdrücken als der Hr. Verf. Aber er hat sehr richtig gesehn, dafs sie die ganzen Bestrebungen dieser Periode durchzieht, denn nur mit der Beantwortung der metaphysischen Fragen konnte auch diese logische gelöst werden; es mufste sie jeder Denker sich aufwerfen. Wiederum aber hat sie eben deshalb für sich keinen Sinn, sie ist nicht selbständig, sondern sie fliefst in die andern Fragen ein. Am wenigsten kann auf sie allein, wie es wohl geschehn ist, die ganze Scholastik gestellt, und in ihr das Eigenthümliche der mittelaltrigen Philosophie gesucht werden. Den einheitlichen geistigen Procefs des 11. u. 12. Jahrh. hat der Hr. Vf. dadurch hergestellt, dafs er alle Versuche darauf hinauslaufen sieht, den Platonismus zum System des Wissens zu machen. Und, wie uns scheint, hat dies Hr. Ritter mit grofser Gelehrsamkeit und Gewandheit unwiderlegbar dargethan. In einem folgenden Artikel wollen wir die Bearbeitung der scholastischen Blüthezeit durch den Hrn. Vf. charakterisiren und von da aus einen flüchtigen Blick auf seine Auffassung der Philosophie der Kirchenväter werfen.

Alexis Schmidt.

XXIV.

Die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunct geprüft und psychologisch begründet von H. Diestel, vormaligem Prediger. Eine Vorbereitungsschrift zu einer auf Subscription herauszugebenden deutschen Sprachlehre. Königsberg, 1845. *In Commission bei E. H. Mangelsdorf.* 190 S. 20 *Sgr.*

Nichts thut der heutigen Sprachforschung, insofern sie, den rein historisch-comparativen Weg verlassend, sich auf die schlüpfrigen Pfade der philosophischen Deduction der Spracherscheinungen gewagt, mehr Noth, als eine ernste und durchgreifende Prüfung. Denn mit Nichts hat man es sich bisher so bequem gemacht, als mit der sogenannten Sprachphilosophie, wie man die „geistreichen" — in den meisten Fällen aber *geistlosen* — Erklärungsversuche und Räsonnements über einzelne Erscheinungen des einzelnen (eignen) Sprachgefühls betitelt hat. Diese Versuche sind eben Versuche, d. h. ohne wahrhaftes Princip und folglich ohne Begründung, ohne System und folglich ohne Klarheit, ohne Entwicklung und folglich ohne sicheres Resultat; aber sich auszeichnend durch das grofse Selbstbewufstsein, welches man schon auf ihrer Stirn d. h. auf dem Titel des Buches, das diese Schätze in sich schliefst, lesen kann, dafs sie allein den Schlüssel zu dem unendlichen Reiche der Sprache gefunden, und dafs von allen Expeditionen, in dasselbe einzudringen, nur die ihrige gelungen sei. Solche Bücher richten vielen Schaden an, indem sie einerseits den *Nicht*kundigen verführen, die grundlosen Gebilde phantastischer Träumerei oder planlosen Räsonnirens für objective Producte der Sprachthätigkeit selber zu halten, anderseits bei dem *Halb*kundigen das ungerechte Vorurtheil gegen alle rationelle Sprachforschung erregen, als bestände diese überhaupt nur in der Aufstellung subjectiver Theorieen und willkürlicher Hypothesen, denen die Spracherscheinungen höchstens ungefähr entsprechen könnten. Den positiven Beweis gegen dies Vorurtheil durch Aufstellung eines rein speculativen, d. h. objectiven Systems der Sprache zu führen, ist unsrer Ansicht nach jetzt noch gar nicht möglich, weil theils die comparative und historische Forschung noch zu wenig vorgearbeitet hat, theils aber — und dies scheint uns der wesentlichere Grund — die Philosophie selber noch nicht zu der einfachen Klarheit gelangt ist, dafs man der Sprachphilosophie ihre Stelle in dem Gesammtorganismus des Geistes mit einfacher Bestimmtheit anzuweisen im Stande wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunct geprüft und psychologisch begründet von H. Diestel.

(Schluſs.)

Eine „organische" Begründung der Sprache hat deswegen keine gröſsere Berechtigung als eine „logische," eine „physiologische" keine gröſsere als eine „psychologische," weil eine Begründung auf solche (einzelnen) Bestimmungen der Totalität des menschlichen Wesens überhaupt nur *relative*, also für die Sprache, die die Gesammtthätigkeit des erkennenden Geistes ausdrückt, *keine* Wahrheit hat. —

Was nun unsern Verf. betrifft, so ist es nicht sein Buch, was uns zur Kritik desselben bewogen hat, es ist nicht Hr. Diestel, sondern diese ganze Richtung, welche sich in der Sprachforschung seit längerer Zeit breit macht, und welche längst verdient hätte, einmal gründlich zum Schweigen gebracht zu werden. Warum wir aber grade Hrn. Diestel gewählt haben? — Aus einem doppelten Grunde. Erstlich nämlich bildet das, was er in seinem Buche vorbringt, besonders der Inhalt der zweiten Abtheilung desselben, in welcher er seine eigenen „Gedanken" entwickelt, gleichsam die Spitze von allen Abgeschmacktheiten, die jemals auf Kosten der Sprache zu Tage gefördert sind. Doch dieser Inhalt ist bei weitem nicht das Schlimmste an diesem Buche. Mochte er so widersinnig sein, wie man sich ihn immerhin vorstellen oder auch nicht vorstellen kann, so würden wir vielleicht nur zu dem einfachen Urtheil gekommen sein „er ist unter der Kritik," und weiter kein Wort darüber verloren haben. Was uns aber zweitens vorzüglich bewogen hat, diesem Machwerk die Ehre der Kritik anzuthun, ist einerseits die beispiellose Selbstgefälligkeit, mit welcher der Verf. sich in seinen „Gedanken" bespiegelt, andrerseits die übermüthige, wir wissen nicht, ob mehr kindische oder boshafte, Intoleranz, mit welcher er die Fehler von Männern wie Bekker, Schmitthenner und Anderen, denen er doch wahrlich nicht die Schuhriemen aufzulösen würdig ist, aufdeckt oder vielmehr alte Vorwürfe gegen dieselben aufwärmt, sich aber die Miene giebt, als habe er sie zuerst ausgesprochen. Hr. Diestel ist daher, als würdiger Repräsentant der ganzen Richtung, die wir oben näher bezeichnet haben, wohl werth, im Besondern erwähnt zu werden. Es ist eine Schuld, die wir der Wissenschaft abtragen, sein Werk und seine Leistungen in's rechte Licht zu setzen.

Der Verf. besagter Schrift ist zwar ebenfalls unsrer Meinung, daſs die bisherigen Forschungen im Gebiete der Sprachphilosophie noch zu keinem positiven Resultat geführt haben, und sucht diese Ansicht in der ersten Abtheilung seines Buches weitläufig gegen Bekker, Schmitthenner, Wocher und Andre nachzuweisen; andrerseits aber glaubt er nun selber der Alexander zu sein, der berufen ist, diesen gordischen Knoten, nicht zu lösen, sondern zu zerhauen; und stellt daher in der zweiten Abtheilung „den Abriſs eines auf psychologischer Grundlage entwickelten Sprachsystems" auf. — Ueber den ersten (negativen) Theil haben wir wenig zu sagen, obwohl derselbe zwei Drittheil der ganzen Schrift ausfüllt. Die Einwürfe, welche er den Vertretern der heutigen rationellen Sprachforschung macht, sind, wenn auch häufig wahr, doch nicht neu und, was man in diesem Falle mit Recht verlangen könnte, am wenigsten gehörig motivirt; diejenigen aber, welche er aus seinem „psychologischen" Standpunct vorbringt, und die wirklich neu sind, flieſsen entweder aus (absichtlichem?) Miſsverstehen der fremden Gedanken, oder sind an sich so völlig grundlos, ja selbst widersinnig, daſs ihre Aufstellung nur eben von diesem „psychologischen" Standpunct aus, wenn auch nichts weniger als gerechtfertigt, doch er-

Digitized by Google

klärlich erscheint, nämlich aus einer hämischen Tadelsucht, die durch das geflissentliche Anschwärzen Andrer sich selbst ins helle Licht zu setzen bemüht ist. Was den Vorwurf der Widersinnigkeit betrifft, so werden wir dieselbe zwar in dem 2ten Theil seiner Schrift bis zu dem Grade cultivirt finden, dafs dieser ganze Abschnitt als *eine* Rechtfertigung unsrer Anklage erscheinen dürfte; doch finden sich auch in dem ersten Abschnitt zahlreiche Belege dafür. Um ein Beispiel zu erwähnen, so führt der Verf. unter andern Kriterien für die Beurtheilung eines Werks rücksichtlich seiner Wissenschaftlichkeit auch an: „die Uebereinstimmung der mit demselben Object beschäftigten Forscher." Demnach müfste also jede Forschung, wenn sie von andern — vielleicht unwahren — Richtungen abweicht, durch diese Abweichung allein schon als „unwissenschaftlich" zu verwerfen sein. Die Widersinnigkeit dieses Kriteriums, welches der Verf. in seiner Beurtheilung der Principien und Methoden Becker's, Götzinger's, Schmitthenner's, Stephani's reichlich ausbeutet (S. 58 — 67), indem er nur vergifst, seine eigenen Abweichungen dabei zu bemerken, liegt auf der Hand, und wir begnügen uns daher, als Erwiederung gegen diese Art von Beweisführung, die einfache Frage an den Verfasser zu stellen, ob er *seine* Theorie, von der er ja selbst rühmt, dafs sie von allen bisherigen Forschungen gänzlich abweiche, einer höhern Offenbarung verdanke, durch welche ihre „Wissenschaftlichkeit" documentirt würde. — Was ist überall die Quelle des Unsinns? der Mangel an gesunder Logik; und diesen besitzt der Verfasser im höchsten Maafse. Ihm erscheint es daher durchaus passend, bei der Beurtheilung „der *Resultate* der heutigen Sprachforschung" seinen Angriff auf „die *unbestimmte Ausdrucksweise*" und „die *widersprechenden Begriffsbestimmungen*" derselben zu richten; Dinge, die mit den Resultaten etwa so zusammenhangen, wie die Beschreibung des Fuhrwerks und der Gesellschaft, welche man auf einer Reise gehabt hat, mit der Frage nach dem Ziel derselben. Wie kann man es auch anders von einem Philosophen erwarten, der von der Ansicht ausgeht, dafs „die Philosophie, obwohl der Idee nach Wissenschaft des Nothwendigen, doch ihre Principien nur *dem Zufall der Einfälle* verdanke." Von solchen *Zufällen der Einfälle* giebt denn in der That *seine* Philosophie (im 2ten Theil seiner Schrift) die überraschendsten Beispiele. Er handelt in demselben nämlich 1) von der „*Grundlage*" seines Systems; 2) von dessen „*Entwicklung*." In jener spricht er von dem „Zweck einer deutschen Sprachlehre für Deutsche" und von „den psychologischen Principien;" in dieser von der „Wortgeltung," „Wortwandlung," „Wortfügung" u. s. w. Durch diese Eintheilung beurkundet der Verf. einen Grad von Verwirrtheit und Unwissenheit, dem nur seine unübertreffliche Arroganz das Gleichgewicht zu halten im Stande ist. Was, fragen wir, hat ein „Sprachsystem," welches auf „psychologische," d. h. doch wohl auf *allgemein menschliche*, „Principien" gebaut sein soll, mit einer „Sprach*lehre*" und nun gar mit einer „*deutschen* Sprach*lehre* für *Deutsche*" zu schaffen, was bekümmern wir uns bei der Untersuchung über die *Grundlage* jenes *Sprachsystems* um die Frage nach dem „*Zweck* einer deutschen *Grammatik?*" — Wir verlangen, dafs der Verf. beweise, dafs sein „psychologisches Sprachsystem" Wahrheit enthalte, nicht aber, dafs er uns erzählt, wozu eine deutsche Grammatik dienlich sei. Durch dieses plötzliche Ueberspringen aus dem Allgemeinen in's Spezielle, durch diese Verwechslung des wissenschaftlichen Grundes mit dem praktischen Zweck wird der ganze Standpunct verrückt, und wir wären jetzt schon hinlänglich berechtigt zu erklären, dafs nur die Eitelkeit des Verf.'s sich darin gefallen hat, prunkende Titel aufzustellen, die er aber weit entfernt ist, in seiner Untersuchung im Geringsten zu berücksichtigen. Dieser ganze zweite Abschnitt ist nichts als eine gleifsende Attrappe voller Aberwitz. Nur ein Beispiel, als Beleg, dafs unser Urtheil nicht zu stark ist. Der Verf. stellt auf: „der Zweck einer deutschen Sprachlehre sei der, das Denken nach *Inhalt* und *Form* zu bilden. Thue man dies, so folge die Bildung der Sprache von selbst; und zwar müsse der Inhalt *denkwürdig*, die Form *denkgerecht* sein." — Abgesehen davon, dafs der erste Satz trotz seinem schönen Klange abermals eine Widersinnigkeit enthält, da die Form des Denkens ja eben die Sprache ist, und man nur durch diese auf jenes wirken kann, also die Sprachbildung nicht die Folge sondern der Grund der Bildung des Denkens ist, abgesehen ferner davon, dafs die „Denkgerechtigkeit" der Form des Denkens eine Tautologie, die „Denkwürdigkeit" des Inhalts aber eine ganz unbestimmte und dazu unwahre Kategorie

Digitized by Google

ist, weil Alles würdig ist gedacht zu werden: fragen wir nur, was denn der Verf. unter diesem *denkwürdigen* Inhalt etwa meint? Vielleicht ganz vorzüglich inhaltsreichen, gedankenschweren Stoff? — Nichts weniger: „die aus classischen Schriftstellern entlehnten Stellen sind ein nicht geringer Fehler unserer deutschen Sprachlehren." — „*Der Schüler wird zerstreut.*" Nicht genug also, dafs nun der Inhalt sich völlig in Dunst auflöst und verschwindet, man mufs sich auch noch „die Zerstreutheit des Schülers" als ein Kriterium für die Behandlung eines „auf psychologischer Grundlage entwickelten Sprachsystems" gefallen lassen. — Man traut seinen eigenen Augen kaum, wenn trotzdem der Verf. unter den „Zwecken einer deutschen Sprachlehre" noch von einem „ethischen" redet und diesen in folgender, höchst merkwürdiger, Weise begründet: „das Ethische ist die Spitze aller Bildung; auch des *Handwerkers Bildung* soll zum *Zweck* haben, mit den *Händen zu schaffen etwas Gutes, damit er habe zu geben den Dürftigen* (Epheser 4, 22.)." — Doch der Mysticismus hat überall das Recht unverständlich zu sein, und es wäre daher dem Verstande des Verf.'s zu viel Ehre angethan, wenn wir uns darauf einlassen wollten, diese Abgeschmacktheiten ernstlich zu widerlegen. Was wollte man auch zum Beispiel gegen folgende Erklärung des Ursprungs der Sprache sagen: „Es ist nicht so überschwenglich zu glauben, dafs wie die gegenwärtige Schöpfung ohne Zweifel ein Ausflufs ist der uranfänglichen, also auch das *gegenwärtige Wort ein thatsächlicher Nachhall* ist des *uranfänglichen: Es werde!*" —? Doch nun genug der Proben, obgleich die gegebenen gegen das, was der Verf. in der 2ten Abtheilung des 2ten Abschnitts, der er den Namen „Entwicklung" giebt, vorbringt, voller Klarheit und Tiefe erscheinen. Es übersteigt in der That allen Glauben, wie ein vernünftiger Mensch auf solche Phantasieen gerathen kann, die man sonst nur am Bette von Fieberkranken Gelegenheit hat kennen zu lernen. — Dies ist also die *Vorbereitungsschrift*, welche dem Leser den Mund wäfsrig machen soll, auf eine noch *herauszugebende deutsche Sprachlehre nach denselben Principien zu subscribiren!* —

Dr. Max Schasler.

XXV.

Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre, von Dr. C. H. Schultz, ord. Professor an der Universität zu Berlin. I. Band. Berlin, bei August Hirschwald. 8.

Ein Werk, das eine vollständige Reform der in der Wissenschaft geltenden Grundsätze erstrebt, die Quelle der Irrthümer und Mängel in den medizinischen Systemen, die über 2000 Jahre gültig gewesen sind, aufdeckt, neue Fundamente an die Stelle der alten zu legen, und auf diesen ein neues Gebäude aufzurichten strebt, darf füglich nicht mit dem Mafsstabe der alten Principien, die es umstöfst, gemessen werden. Die vorliegende Krankheitslehre basirt auf einem neuen organischen System der Physiologie, und es ist ohne Kenntnifs desselben nicht möglich, unserm Verf. in seinen pathologischen Untersuchungen zu folgen. —

Der Hauptfehler der bisherigen Physiologie, durch welchen sie für die praktische Medizin so wenig brauchbar wird, ist der, dafs darin die ganz entgegengesetzten Principien des Dynamismus und der Empedokleischen antiken Qualitätenlehre, die in der neuren Gestalt als Chemie erscheint, also organische und anorganische Principien vermengt, friedfertig und vertraut neben einander hingehen. Anstatt das Leben lebendig, organisch aus seinen eigenen, innern Naturbestimmungen zu erklären, erklärt man es auf eine leblose Weise chemisch und physikalisch aus fremden Bestimmungen. Chemie und Physik haben sich in der Physiologie so sehr ausgebreitet, dafs diese zu einer Physik und Chemie des Lebens zu werden droht, worin das Organische nicht mehr zu erkennen ist, worin alle Vitalität ertödtet wird. Der Grundgesichtspunct, welcher sich durch die ganze gegenwärtige Arbeit hinzieht, ist: das organische Leben, nicht im Sinne der Harmonie des Weltlebens, sondern in seinem natürlichen Gegensatz und Unterschied vom Organischen zu fassen. *Es ist der grofse Gegensatz von Leben und Tod, um den es sich hier handelt.* Dem organischen oder individuellen Leben ist das allgemeine Welt- oder Naturleben, der Tod, das Uebergehen des organischen Lebens in das Weltleben, das Ueberfliefsen desselben in die Aufsenwelt ist das Sterben. Organisches Leben und Weltleben verhalten sich feindlich gegen einander, sie sind in steter Spannung, in einem

Digitized by Google

ewigen Kampf unter einander begriffen, das eine sucht das andere beständig zu zerstören, der individuelle Organismus sucht beständig den Triumph über das Weltleben zu feiern, sucht sich gegen die Einwirkung seines Todes zu erhalten, ist immer bemüht die Aufsenwelt zu assimiliren. —

Die Assimilation ist nur durch Tödtung der Stoffqualitäten und Metamorphosiren in organische Gestaltung (Morphogenesis) möglich. Hat der Organismus nicht die Lebensenergie, diese Verähnlichung zu bewirken, die Aufsenwelt in seine Substanz umzuschaffen, so tritt ihm gegenüber die Aufsenwelt als auf ihn einwirkend auf, und er selbst wird in das Gebiet des physikalischen und chemischen Processes hinübergezogen. Früher hat man das organische Leben selbst aus dem Tode erklärt, indem man es auf physikalische und chemische Kräfte reducirte. Schultz hält den absoluten Gegensatz von Leben und Tod fest, weil die ganze Medizin darauf beruht. Er sagt, man möge in der Philosophie des Absoluten die Harmonie des Weltlebens zum Gegenstand der Betrachtung machen, und hier alles Leben auf eine höhere Einheit zurückführen, aber das gehe in der Medizin nicht, weil es ins Grab führen würde, die Aerzte seien da, die organische Gesundheit des menschlichen Lebens zu erhalten und nicht solche auf das Weltleben zu reduciren. Die Unsterblichkeit sei Sache der Theologen, die Aerzte sollten sich um die Sterblichkeit bekümmern.

Der eigentliche Begriff des organischen Lebens als organische Verjüngung aufgefafst, ist schon von Schultz in seinem ausgezeichneten Werke über die Verjüngung des menschlichen Lebens gegeben. Dieser Begriff ist in der Pathologie zu Grunde gelegt oder doch nur für die Zwecke der Krankheitslehre entwickelt. Die organische Verjüngung beruht auf der relativen Existenz des organischen Lebens und dessen Abhängigkeit von dem Welt- oder allgemeinen Naturleben. Der Organismus wird durch seine Lebensbedingungen (Luft, Nahrungsmittel) aus dem allgemeinen Naturleben immerfort wieder neugeboren, er ist in einem beständigen Verjüngungsprocefs aus dem Weltleben begriffen und geht eben so beständig in dies unter. Darin liegt der Grund seiner zeitlichen Dauer und Periodicität. Alles Organische ist periodisch, hat einen Wechsel von Erzeugen und Sterben. Diesen periodischen Wechsel, der sich im Ganzen wie in den kleinsten Theilen während der Lebensdauer des Organismus, in der Wiederauflösung und Wiedererzeugung wiederholt, und die dadurch von selbst stattfindende Erneurung des Alternden nennt Schultz die Verjüngung. In der Verjüngung erneuert sich nicht allein die organische Form, sondern die organische Lebenskraft, die organische Selbsterregung, es ist eine innere lebendige Substanz- und Kraftverjüngung zugleich. In aller Verjüngung laufen zwei entgegengesetzte Acte einander parallel, welche den grofsen Gegensatz von Leben und Tod, von Zeugung und Sterben wiederholen. Den einen Act nennt Schultz den Act der Neubildung (Organisiren, Aufleben), den anderen nennt er den Act der Rückbildung (Desorganisiren, Ableben, Mauser). Die organische Verjüngung besteht also in einer ewigen Wiedergeburt des Leibes durch den Flufs der beiden Acte von Bildung und Mauser, welche den Procefs der Verjüngung bilden.

Unsers Verf.'s Begriff der Krankheit weicht von allen früheren Krankheitsbegriffen gänzlich ab. Im antiken Sinne sah man die Krankheit als ein blofses Leiden, Negation der Gesundheit, als Störung, Hemmung, als Disproportion der Elemente und Kräfte, Disharmonie der Qualitäten, Ametrie des Lebens *), als Abweichung von der Norm und so weiter an, daher Leidenslehre, Pathologie. Im modernen Sinn bestrebt man sich den Mangel der antiken Ansicht zu ergänzen und die Krankheit nicht als Negation der Gesundheit, nicht blofs als etwas Negatives, als das was sie nicht ist, sondern als etwas Positives zu betrachten, aber als eigenes parasitisches, dynamisches Leben, ein Leben in niederer Form, das man durch naturhistorische Analogieen zu erläutern sucht. Dies ist eine Pathologie, die auf Vergleichungen beruht, vergleichende Pathologie, wobei man aber die Eigenthümlichkeiten und Unterschiede der Krankheit von anderen Lebensformen übersehen hat, und vielmehr die Identität der Krankheit mit Leben überhaupt geltend zu machen bestrebt gewesen ist.

*) So bestimmt Galen z. B. die Gesundheit als Symmetrie, die Krankheit als Ametrie des Lebens (ἡ μὲν ὑγιειά ἐστι συμμετρία τις, ἡ δὲ νόσος ἀμετρία).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre, von Dr. C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Beide Begriffsbestimmungen, sowohl die antike als die moderne, die so lange gegolten haben, werden von Schultz angefochten, weil sie das eigentliche Ziel der Krankheit, das Sterben und den Tod nicht erklären, was bei der Krankheit das Wichtigste ist. Die antike alte Theorie, die Krankheit als blofse Negation und Leiden der Gesundheit anzusehen, kann nicht zum Todesbegriff kommen, weil, wenn auch ein Leiden in der Krankheit ist, dieses doch nur eine Seite in der Krankheit ausmacht, die andre Seite aber, welche das Leiden macht, das eigentliche Wesen der Krankheit übersehn ist. Die moderne Theorie aber, welche die Krankheit als ein Leben betrachtet, jede besondere charakteristische Eigenthümlichkeit der Krankheit ihrer Vergleichung mit dem gesunden Leben aufopfert, die Krankheit mit dem gesunden Leben völlig identificirt, kann noch viel weniger das Sterben begreifen, welches der gerade Gegensatz des Lebens ist. Schultz fafst die Krankheit unter ganz neuen niemals dagewesenen Gesichtspuncten auf. *Die Krankheit ist nach ihm der Todesprocess, das Sterben selbst im lebendigen Leibe: Necrobiosis.* Der Zweck der Krankheit ist den Zwecken der Gesundheit ganz entgegengesetzt: wie es das Ziel, der Zweck des gesunden Lebens ist, den Leib durch den Verjüngungsprocefs auszubilden und zu erhalten, so ist es der Zweck der Krankheit, ihn zu zerstören, zu vertilgen, zu tödten. Dafs sie nicht immer zum Tode führt, liegt darin, dafs eine Verjüngung aus dem Todesprocefs möglich ist, wie schon aus jedem Ableben in der Mauser Aehnliches geschieht. Die Krankheit kann daher oft ein Verjüngungsmittel werden, wenn zählebige Mausergebilde im Körper dadurch zum Absterben und zum Auswerfen gebracht werden. Die kleinste Krankheit hat daher das Streben, die Tendenz zum Tode, auch wenn der Tod des ganzen Körpers nicht ihr Resultat ist. Der Todesprocefs kann in einzelnen Organen in ganz geringen Graden sich zeigen, so dafs er von dem Neubildungsacte in der Verjüngung leicht überwunden wird; aber immer ist das wahre Wesen der Krankheit der Todesprocefs selbst. Man nennt zwar auch viele Krankheitskörper und Krankheitsproducte, wie Verkrümmungen, Stein, Geschwülste, Krankheiten, allen haben Todesprocesse zu Grunde gelegen. Wunden und andere Verletzungen sind Krankheitsursachen, die Krankheiten genannt werden.

Schultz giebt über die Mängel der bisherigen pathologischen und medizinischen Systeme überhaupt in einer ausführlichen Einleitung: „Der jetzige Zustand der Medizin, dessen Verhältnifs zum Kranken und zum Staate" (S. I—C) Rechenschaft. Diese Einleitung kann theils als Grundlage, theils als allgemeines Resultat des pathologischen Systems angesehen werden. Es wird zunächst gezeigt, wie ein wesentlicher Fehler der frühern pathologischen Systeme darin beruhe, dafs man die Krankheit immer aus fremden Analogien, niemals aus sich selbst zu erläutern gesucht habe. Im antiken Sinne sucht man sie durch anorganische Vergleiche (mit chemischen physikalischen Thätigkeiten) zu erläutern. Witterung, Wärme und Kälte, chemische Säfteveränderungen werden als zureichende Ursachen der Krankheit angesehen. Im modernen Sinne vergleicht man die Krankheit mit organischen Gestalten von Pflanzen und Thieren, sieht sie als Individuum und Species an; die Pathologie wird zur Naturgeschichte gemacht, oder mit anderen Worten, man hat die Krankheitslehre nicht aus der Krankheit, sondern aus der antiken Qualitäten- oder Elementenlehre und der arabischen Geisterlehre gemacht. Nach Schultz kann die Krankheit nur mit sich selbst verglichen und aus sich selbst begriffen, aus ihrer eigenen Natur er-

Digitized by Google

fafst werden. Die Krankheit ist aufser sich mit nichts in der Welt zu vergleichen, so eigenthümlich ist sie. Schultz hat die Krankheit nackt, wie sie die Natur schafft und entblöfst von allen früheren Formen als Todesprocefs uns vor Augen gelegt und nichts dabei mit Stillschweigen übergangen, obgleich es der bittre Todeskelch ist, der sich vor uns leert. *Man hat bisher chemische, physiologische, naturhistorische Pathologieen gehabt; Schultz aber giebt eine pathologische Pathologie.* Es wird nun gezeigt, wie eine empirische Behandlung des pathologischen Materials zur Erfassung der wahren Natur der Krankheit nicht hinreiche, indem jede Wissenschaft und so auch die Krankheitslehre die Auffassung von Grund und Zusammenhang in den Erscheinungen fordere; daher auch allen pathologischen Systemen bestimmte Principien zum Grunde liegen, in deren Formen die Krankheitserscheinungen bewufst oder unbewufst aufgefafst werden, so dafs selbst die Empiriker sich sogleich ein rationelles Gerüst bauen. In der Rationalität der Wissenschaft komme aber alles auf die Principien an, von denen die Rationalität ausgehe. Sind diese Principien falsch, so ist die ganze Rationalität falsch. Die Aerzte machen keine Fehler im Urtheilen und Schliefsen, sondern in der Wahl der Principien, von denen ihre Schlüsse ausgehen. Diese Principien sind aber bisher falsch gewesen. Die antiken Principien sind anorganisch materiell; die modernen anorganisch dynamisch gewesen: man hat in beiden das gesunde und kranke Leben auf allgemeine Naturkräfte zurückführen wollen, was nicht naturgemäfs ist. Die verschiedenen medicinischen Principien widersprechen sich auch oft unter einander und sind auf die unnatürlichste Art in der jetzigen Medizin vereinigt gewesen: man hat dynamische Krankheitstheorieen mit materiell qualitativen Kurtheorieen vereinigt gehabt. In diesen Widersprüchen liegt die Mangelhaftigkeit der medizinischen Rationalität, wodurch die Aerzte immer wieder zur rohen Empirie zurückzukehren gezwungen werden. Im Wesentlichen sind alle medizinische Systeme nur Modificationen der alten Humoral- und Solidar-Pathologie.

Im ersten Theil giebt der Verf. nach einer allgemeinen Betrachtung über die Natur der Krankheit zuerst eine Darstellung der früheren pathologischen Systeme, worin uns die Geschichte der Medizin in einem ganz neuen Lichte erscheint. Es ist eine Entwicklungsgeschichte ganz eigener Art, worin gezeigt wird, dafs das Neue sich nicht nach Analogie, sondern im Gegensatz des Alten gebildet habe und durch den Gegensatz hervorgetrieben sei.

Der Charakter der antiken Medizin ist, dafs ihr die alte Empedokleische Elemententheorie zu Grunde liegt; es ist eine kosmische oder tellurische Medizin, worin der Unterschied von Leben und Tod in der Harmonie des Weltlebens aufgelöst wird. Den vier Elementen (Wasser, Erde, Luft, Feuer) entsprechend, nehmen sie, wie in der allgemeinen äufsern Natur so auch im Organismus die vier Qualitäten: feucht, trokken, kalt, heifs an, aus deren harmonischer Mischung die Gesundheit entstehe, wogegen eine Disharmonie der Elemente Krankheit erzeuge. Organisches Leben ist hiernach eine blofse Modification des Weltlebens, die Krankheit eine Art Metamorphose, durch Disproportion der Elementargebilde erzeugt. In der Hippokratischen Medizin unterscheidet Schultz zwei Elemente: das naturgeschichtliche, beschreibende, und das theoretische. Das naturgeschichtliche ist zwar empirisch, aber, wie Schultz sagt, durch die Brille der Qualitätenlehre gesehen, denn alle Krankheitserscheinungen werden sogleich in ihrer Entstehung aus den Qualitäten (warm, kalt, feucht, trocken) von Wind und Wetter aufgelöst; aber dafs auch Krankheiten von Innen heraus ohne Wind und Wetter entstehen können, ganz übersehen. Die Heilung der Krankheiten soll hiernach durch Kochung (coctio) der äufsern Krankheitsursache, durch die innere Wärme (calidum innatum) und Abscheidung (crisis), Entleerung derselben entstehen. Die Kochung und die Crisis werden durch die Heilkraft der Natur (vis medicatrix naturae) bewerkstelligt. Schultz zeigt, wie falsch es gewesen ist, die Hippokratische Medizin als unverfälschte Naturbeobachtung, als reine Naturmedizin zu betrachten, worin alle Naturwahrheit enthalten sein soll. Es ist vielmehr eine ganz naturwidrige Medizin durch irrthümliche Uebertragung der kosmischen Analogieen auf die Organisation. Hippokrates hat zwar von einer Nachahmung der Natur und Heilung der Krankheiten gesprochen, aber zum Nachahmen der Natur gehört Kenntnifs der Mittel und Wege, die die Natur nimmt, und diese hielt Hippokrates für anorganisch qualitativ (durch entgegengesetzte anorganische Qualitäten, contraria contrariis zu curiren) und übertrug ganz unan-

Digitized by Google

gemessene Kategorieen auf die Organisation. Die Dogmatiker (Praxagoras, Diocles v. Carystus) wichen aus praktischen Gründen von Hippokrates ab, weil sein Princip nicht ausreichte, was gegen die gewöhnliche Annahme ist, dafs sie durch die Aristotelische Philosophie von Hippokrates abgewichen seien. Sie versetzten die äufsern Krankheitsqualitäten des Hippokrates in's Innere der Säfte, nahmen Dyscrasien oder Disharmonien der Qualitäten in der Säftemischung an, wie die Methodiker (Asclepiades, Caelius Aurelianus) ähnlich diese Qualitäten als Corpus laxum, strictum und mixtum in die festen Theile des Körpers versetzten. Bei beiden blieb aber das Princip, durch entgegengesetzte Qualitäten zu curiren (contraria contrariis curentur). Galen und die Pneumatiker (Aretaeus, Erasistratus) bildeten das alte Qualitätensystem in ihrer Lehre von den Qualitäten des Pneuma (sie nahmen ein feuchtes, trocknes, warmes und kaltes Pneuma an) zu einer Art vergeistigter Qualitätenlehre aus, worin noch Grade jeder einzelnen Qualität in Krankheiten und Arzneien unterschieden werden; daher denn die langen aus vielerlei Qualitäten zusammengesetzten Recepte entstanden, die sich zum Theil bis auf den heutigen Tag vererbt haben. Die Charakterisirung der ganzen antiken Medizin als eine anorganische Lehre ist unserm Verf. durchaus eigenthümlich, und bisher nicht versucht worden. —

Mit den Arabern und namentlich mit Avicenna kehrt sich das antike Princip in ein dynamisches, in die Kraftlehre um. Doch behielt Avicenna noch das ganze Material der alten qualitativen Pathologie bei, setzt aber namentlich in der Arzneilehre durch Anwendung der orientalischen Emanationslehre die dynamische Wirkungslehre neben die qualitativen Theorieen hin, als ob beide verträgliche Dinge wären. Avicenna hat den Widerspruch des Dynamismus gegen die alte Qualitätenlehre nicht gemerkt. Dieser Widerspruch ist aber bei Paracelsus in der Reformationszeit zum Durchbruch gekommen. Paracelsus widerlegt das Antike und setzt den Dynamismus an die Stelle. Bei Paracelsus treten organische Vergleiche ein, anstatt die Alten anorganische Vergleiche hatten. Er fafst alles Leben und alle Krankheiten, auch die Arzneiwirkungen unter dem Bilde organischer Zeugung und Entwickelung auf und verwirft die Qualitäten gänzlich. Die Krankheiten entstehen durch Inficirung des Himmels (Ansteckung), der Archäus treibt sie aus, die Arzneien, als Arcana, reproduciren einen individuellen Archäus, um die Krankheiten auszutreiben. Dies sind die durch grofse Studien von Schultz aus dem Paracelsus entnommenen Grundgedanken. Paracelsus war zwar kein roher Chemiatriker, als welchen man ihn früher bezeichnete, weil er sich organischer Analogien bedient, aber im Wesentlichen bleibt seine Lehre doch anorganisch-dynamisch, weil er einmal das Wesen des Lebens nicht in der organischen Form, sondern im chemischen Stoff (in den Elementen, Sulphur, Sal, Mercurius) sucht, alsdann aber die anorganischen Stoffe: Salze, Metalle, selbst lebendig nannte und ihre Entstehung auch durch organische Vergleiche erläutert, daher noch jetzt die Benennung der Revivification der Metalle, mercurius vivus u. s. w. Die Paracelsische Lehre bleibt also im Wesentlichen kosmisch, obgleich sie nach organischen Vorbildern gemacht ist. Dies bleibt nun überhaupt der Charakter aller modernen medizinischen Systeme nach Paracelsus, die sämmtlich Modificationen der antiken Humoral- und Solidarpathologie sind. In der Solidarpathologie haben sich mehr die arabischen, paracelsischen, dynamischen Grundsätze erhalten. Zu den Formen der neueren Humoralpathologie gehören die Chemiatriker (van Helmont, Sylvius), die Gastriker, die vitalen Humoralisten, wie Hunter, Hufeland, Steinheim, zu den Modificationen der neueren Solidarlehre gehört die Nervenpathologie von Cullen, Whytt, die Brownische Erregungstheorie (Brownianismus), der dynamische Dualismus von Kielmeyer, Winkelmann, Pfaff, Baumgärtner. In eigenthümlicher Weise haben sich aus der Paracelsischen Parasiten- und Arcanenlehre entwickelt: die naturhistorische oder vergleichende Pathologie und die Homöopathie. Schultz zeigt, wie allen diesen Systemen der wesentliche Mangel des Paracelsus anklebe, dafs sie das Leben im Stoffe entweder der festen oder flüssigen Theile suchen, der keine lebendigen Eigenschaften hat, daher denn auch die sogenannte Vereinigung der Extreme von Solidar- und Humoral-Lehre zu keinem Resultat geführt hat, weil beides anorganische Lehren des organischen Lebens sind. Eine bessere Entwickelung mufs von dem System der organischen Verjüngung und der organischen Analyse der Lebenskräfte ausgehn, worin das System von Schultz beruht.

Der zweite Theil des Werks enthält nun das neue

Digitized by Google

System: die Krankheitslehre als Necrobcotik, Todesprocesslehre. Zuerst wird ein allgemeines Bild der Krankheit gegeben. Der Todesprocefs kann sich nämlich im lebendigen Körper nicht ruhig fortentwickeln, sondern, da er ursprünglich immer nur partiell ist, von einzelnen Organen oder Functionen ausgeht, und noch gesunde Glieder im Leibe übrig bleiben, so tritt das gesunde und kranke Leben in eine Wechselwirkung, in einen Kampf, dies ist der Kampf des Lebens mit dem Tode, der in jeder Krankheit, doch mit verschiedenem Uebergewicht nach der einen oder der anderen Seite hin stattfindet. Darauf beruht nun 1) das Leiden des Kranken, das durch Hemmung, Störung der Functionen im kranken Körper durch den Todesprocess erzeugt wird; 2) der Wehrprocess durch Aufregung der gesunden Functionen gegen die Krankheit entstanden (Fieber, Entzündungen, Krämpfe). Es tritt hier ein Kampf der organischen Formen mit dem chemischen Stoffe, und ein Kampf der Lebenserregung mit der chemischen Verwandtschaftskraft hervor. Die Krankheit zeigt sich dem Assimilirungs- und Organisirungsprocefs entgegengesetzt. In dem Assimilationsprocefs wird der chemische Stoff durch die progressive Stoffmetamorphose in organische Form umgewandelt. In der Krankheit oder im Todesprocefs wird die organische Form in chemischen Stoff wieder aufgelöst. Die Krankheit ist also formauflösend, desorganisirend. 3) Die Metamorphosen, welche sich in der normalen Lebensthätigkeit durch Ablaufen an der Krankheit bilden, wie Wucherungen, Afterorganisationen, Geschwülste u. s. w. 4) Der Kampf des Lebens mit dem Tode im Innern des Körpers selbst, der Kampf der im lebenden Leibe noch übrigen Gesundheit mit dem Todesprocefs im lebendigen Körper des Menschen selbst, ist die wahre Einheit des Krankheitsprocesses. 5) Die Actionen in diesem Kampf sind, was man Symptome genannt hat. 6) Die Krankheit wächst durch Ausbreitung des Kampfes zu einem System von Actionen auf, worin alle Symptome zu einem Ganzen gehören. 7) Was man Zeugung und Fortpflanzung der Krankheit nennt, ist Zeugung und Fortpflanzung des Todes.

Dafs die Krankheit mit dem Pflanzenleben eine natürliche Verwandtschaft, dafs sie eine vegetative Natur habe, davon hatte man früher aus Mangel einer richtigen Erkenntnifs der Lebenserscheinungen der Pflanzen kaum ein dunkles Ahnen. Schultz, der mit genialem Blicke so manches Dunkel in der Pflanzenphysiologie erleuchtete, dem diese Wissenschaft für zwei glänzende, epochemachende Entdeckungen (die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung, und die Entdeckung der Cyklose des Lebenssaftes in den heterorganischen Pflanzen) Verbindlichkeiten schuldet, hat durch seinen gesunden, grofsen Natursinn diese Sache zuerst zum lichten Bewufstsein gebracht. Er lehrt uns, dafs die Krankheit darin grofse Aehnlichkeit mit dem Pflanzenleben habe, weil in beiden die organische Form nicht das Uebergewicht über den chemischen todten Stoff gewinnt, die Formentwicklung in der Stoffbildung erstickt, die hier nicht so vollkommen beherrscht, assimilirt und überwältigt wird, wie es im gesunden Zustande des Menschen und der Thiere stattfindet, sondern der chemische Stoff im gröfseren oder geringeren Gleichgewicht oder Uebergewicht über die organische Form heraustritt. Der thierische Leib sinkt in der Krankheit zum Pflanzenleben zurück. Ferner hat das Pflanzenleben mit der Krankheit darin eine Analogie, dafs in beiden die innere Verjüngung fehlt. Der gesunde menschliche und thierische Organismus verjüngt sich von innen heraus, wird ewig durch den ungestörten Flufs der Bildung und der Mauser wieder neugeboren, er hat eine innere Verjüngung. Die Pflanze hat keine *innere* Verjüngung der einzelnen Organe, sondern nur eine *äufsere* Verjüngung durch Anaphytose, wobei die alten Glieder allmählig absterben und als Gerüst, als Grundlage der jungen Generation zurückbleiben. Zu diesem Zustand des Vegetirens schreitet nun die Krankheit in den Todesprocefs zurück, wobei überall die innere Verjüngung des thierischen Lebens aufgehoben wird (Stockung der Verjüngung), so dafs nun die beiden Acte der Bildung und der Mauser (Bildungsplastik und Mauserplastik) wie in der Pflanze verschmelzen, die Mauserstoffe in den Bildungen ununterschieden eingeschlossen bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre, von Dr. C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Darin liegt die wahre Aehnlichkeit der Krankheitsprocesse mit dem Pflanzenleben, die man schon durch die Sprache unbewufst in den Ausdrücken: Ausschläge, Auswuchs, Schwamm, Polyp, Knolle, Warze u. s. w. festgehalten hat, ohne dafs jedoch über das Wesen der Sache bisher eine Erklärung erfolgt wäre. Die Botanik hat hier grofse Vortheile für die Krankheitslehre gehabt. Das Eigenthümliche der kranken Geschwülste und Auswüchse hat man bisher irrthümlich in einer lebendigen Individualität nach Paracelsus gesucht; allein es liegt nicht in einer Individualität, sondern in der eigenen Natur der Vegetation, wobei eine Art Anaphytosis in Krankheiten durch Aufhebung und Stockung der Verjüngung eintritt. —

Der besondere Inhalt des zweiten Theils wird in acht Abschnitten abgehandelt werden, von denen die beiden letztern dem zweiten Bande angehören: 1. Abschnitt: die Anlagen, Physiosen, 2. Abschn.: das Krankwerden (eigentlicher Todesprocefs, Necrobiogenie), 3. Abschn.: das Gesundwerden, Genesung (Anabiosis Hygiogenie), 4. Abschn.: das Sterben, 5. Absch.: Periodenlehre, 6. Abschn.: Krankheitskörper und Krankheitsresiduen, 7. Abschn.: Analyse der Krankheitsactionen (Symptome), 8. Abschn.: die Aufsenwelt als Todesbedingung.

Im ersten Abschnitt: *die Lehre von den Anlagen* wird zunächst die bisherige antike Aetiologie ganz aufgehoben, indem Schultz zeigt, dafs die Dinge, die man bisher prädisponirende Ursache (causa praedisponens, προηγουμένη) und Gelegenheitsursache (causa occasionalis, προκαταρκτική) genannt hat, gar nicht unter den gemeinsamen Begriff von Ursache der Krankheit zu bringen sind, indem die sogenannten prädisponirenden Ursachen im alten Sinn als veränderte Körperqualitäten angesehen wurden, die mit den hinzukommenden äufsern Qualitäten (äufsere Ursachen) in einer Richtung wirken sollten, während vielmehr das was man prädisponirende Ursache nannte, Anlagen, Köperzustände selbst sind, die von selbst ohne äufsere Ursachen in Krankheit durchbrechen können, und wenn äufsere Ursachen einwirken, nicht im Verein mit diesen die Krankheit erzeugen, sondern gegen die äufsern Ursachen reagiren wie der gesunde Körper. Die Krankheit ist also niemals aus prädisponirender und Gelegenheitsursache zusammengesetzt, wie man im Sinn der alten Aetiologie bis auf die neueste Zeit angenommen hatte, sondern prädisponirende und äufsere Ursachen sind ganz verschiedene Dinge, die daher nicht unter einen gemeinsamen Ursachenbegriff zu bringen sind. Die wahre Einsicht in die Krankheitsentstehung ist durch die alte Aetiologie nur verhindert worden, weil darin immer die ganz widernatürlichen anorganischen Kategorieen fortleben. Schultz hat daher den alten Ursachbegriff gänzlich ausgemerzt und was man prädisponirende Ursache nannte zunächst unter dem Begriff der Anlagen abgehandelt.

Anlagen sind Köperzustände, Physiosen, die zwar zur Krankheit neigen, sogar von selbst in Krankheiten ausbrechen können; aber auch noch ganz andere Bedeutung haben als blofs Krankheitsanlagen zu sein: wie Temperament, Geschlecht, Lebensalter, Idiodyserethisis. Diese Anlagen beruhen auf zwei Dingen: 1) auf einem gegenseitigen Uebergewicht der verschiedenen organischen Systeme des Körpers, des Gefäfssystems, Nervensystems oder im Gefäfssystem: das Herz über die peripherischen Gefäfse, im Nervensystem: das Rückenmark über das Hirn; 2) auf einem gestörten Gleichgewicht der beiden Verjüngungsacte, der Bildung und der Mauser in jedem der einzelnen Systeme. Die Rücksicht auf die letztern Zustände ist Schultz ganz eigenthümlich und zur glücklichsten Erklärung schwieriger

Digitized by Google

pathologischer Fragen benutzt worden. Schultz unterscheidet: die Anlagen der einzelnen organischen Systeme und die Anlagen des Körpers im Ganzen.

Die Lehre von *den Anlagen der einzelnen organischen Systeme* des Körpers ist von Schultz ganz neu in die Krankheitslehre eingeführt worden; denn was dahin einzelnes hätte gehören mögen (wie schädliche Wirkung der Secretionen) hat man in der Aetiologie neben Wind und Wetter abgehandelt, ohne natürlichen Zusammenhang. Schultz hat gezeigt, mit welchem Vortheil die Kenntnifs der Anlagen der einzelnen Systeme für die Erklärung der Natur der Anlagen der Körperzustände im Ganzen, der Temperamente, Idiodyserethisen benutzt werden kann. Krankheitsanlagen der einzelnen Systeme bilden das was man im gemeinen Leben den schwachen Theil des Körpers zu nennen pflegt, der der Gewalt der Aufsenwelt wenig Widerstand leistet oder von selbst leicht krank wird; wie schwache Magen, schwache Lungen. Im Darmcanal finden sich dergleichen Anlagen: 1) In der Darmschleimhaut als Verschleimung, Versäurung, Blähungen. Die Verschleimung ist eine gestörte Darmmauser, in der sich das Epithelium der Schleimhaut nicht regelmäfsig abschuppt, sondern sich als Schleimschicht anhäuft, wie Epitheliumverdickungen normal auch bei manchen Thieren (den Wiederkäuern, den Pferden) im Darmcanal und besonders im Magen vorkommen. Diese Schichten bilden immer den Boden, aus dem sich die Entozoen entwickeln, dann wirken sie als Reiz krankhaft auf die Schleimhaut und verhindern die normale Verjüngung, wodurch nicht nur die Secretion gehemmt, sondern der Appetit und Digestion gestört, die Chylification und Einsaugung der Lymphgefäfse verhindert wird. Die abgestorbenen Epitheliumzellen wirken ferner als fremder Reiz auf die Darmschleimhaut zurück, durch Reflexion dieses Reizes auf die medulla oblongata und spinalis können Krämpfe sich erzeugen. Die *Versäurung* oder krankhafte Säurebildung im Magen- und Darmcanal, ist ein Umschlagen der gesunden Digestion in chemische Gährung und Säurebildung, wobei saures Aufstofsen von Kohlensäure stattfindet. Sie ist ein Beweis, wie unrichtig und verkehrt die jetzt in der Physiologie so beliebte saure Digestionstheorie ist, nach welcher die gesunde Digestion eine Auflösung der Speisen im sauren Magensaft sein soll, je mehr die Säurebildung steigt, desto schlechter wird die Digestion, was nach der anorganischen, chemischen Digestionstheorie umgekehrt sich verhalten müfste. Die gesunde Digestion ist ein organisches Colliquesciren, Verarbeiten der Speisen durch den Speichel, wobei sich keine Kohlensäure entwickelt; die Kohlensäureentwickelung ist Folge der kranken Säurebildung, die auch im nüchternen Magen fortdauert, während im gesunden Zustand der nüchterne Magen neutral und alkalisch wird, wie Schultz in seiner Schrift de alimentorum concoctione experimenta nova schon vor ungefähr 15 Jahren gezeigt hat. Die kranke Säure übt eine scharfe Reizung auf die Darmschleimhaut aus, bringt Röthe, Sodbrennen, Ekel, Durchfälle, Ruhren, Anschwellung, entzündliche Krankheiten hervor, hindert die Chylification. Die Blähungen beruhen auf kranker Säurebildung und chemischer Zersetzung der Speisen im Blind- und Dickdarm, verbunden mit einer starken Gasentwickelung von Kohlensäure, Stickstoff, Kohlenwasserstoffgas und Schwefelwasserstoffgas. 2) Die Anlagen der Muskelhaut des Darmcanals beruhen auf Erschlaffung und Adstriction.

Die Anlagen des Lymphsystems ergeben sich aus der Bedeutung und dem organischen Zusammenhang desselben. Das ganze Blutgefäfssystem ist als ein verfeinerter Darmcanal anzusehn, dessen Mundende (der Bildungspol) das Lymphsystem, dessen Afterende (Mauserpol) die Pfortader ist. Daher sind die Anlagen des Lymphsystems im genauen Zusammenhange mit der Bluterzeugung. Die Lymphe ist Blut auf niederer Entwickelungsstufe, weifsblasiges Blut, wie das Blut der Bauchwirbelthiere, in welchen die Blutorganisation noch unvollendet ist. Alle Krankheitsanlagen des Lymphsystems hängen daher mit unvollkommener Chylification und Blutorganisirung zusammen. Die beiden Grundlagen für die organischen Blutbestandtheile sind Eiweifs und Fett, ersteres für das Plasma, letzteres für die Bläschenbildung. Wenn die Verhältnisse von Eiweifs- und Fettbildung im Darmcanal abnorm werden, so leidet auch ihre weitre Assimilation zu Blut: überwiegt das Eiweifs, so werden zu wenig Blasen gebildet, das Blut wird blafs; überwiegt das Fett, so wird das Plasma unvollkommen und das Blut zu irritabel durch Uebergewicht des Blasenlebens. Die wenig milchige, fettarme Lymphe sättigt das Blut nicht, wie bei Scrofulösen, die bei vielem Essen immer hungrig bleiben. Die Lymphdrüsen sind Lymphplace-

Digitized by Google

ten, Placentarrespirationsorgane (Bauchkiemen für die Lymphe als weifsblasiges Blut), die eine gehörig assimilirte Lymphorganisation zur Bildung der Lymphe zu Blut fordern; ist diese nicht vorhanden, so entstehen mit der Stockung der Belebung auch Stockungen der Bewegung: Anschwellungen, entzündliche Reizungen wie in Scrofulösen. Der ganze Krankheitsprozefs spiegelt sich dann in der Blutmasse wieder ab.

Wie wichtig die Anlagen des Bluts sind, hat man von Anbeginn der Wissenschaft erkannt, aber die wichtige Frage ist gewesen, zu finden, in welchen Quellen die Krankheitsanlagen des Bluts gesucht werden sollen. Man hat sie bisher nach der Humorallehre immer in den chemischen Bestandtheilen gesucht, sie liegen aber nicht in den chemischen, sondern in den organischen Bestandtheilen, in der Selbsterregung des Bluts. Es sind Veränderungen der Verjüngungsacte, welche die Anlagen bedingen, und wenn chemische Veränderungen dabei vorkommen, so gehören sie den Lebensbedingungen (Assimilation) und den Lebensresiduen (Mauser) an. Schultz stellt im Gegensatz der frühern humoralpathologischen Verfahrungsweise folgende Sätze oben an: 1) das Blut ist kein chemisches Gemisch von Stoffen, sondern eine lebendige Verbindung organischer Formelemente (Plasma und Bläschen). 2) In der Wechselerregung dieser Formelemente liegt der Quell der im Blut sich immer reproducirenden Lebenskraft. Die Blutlebenskraft ist daher nicht dynamisch individuell, infusoriell, sondern concretes Product des organischen Processes. 3) Das Blut ist kein fertiges, unveränderliches Gebilde, sondern in beständiger Wiedergeburt und Mauser begriffen, so dafs es alle seine Entwickelungsstoffe in sich hat. Die Anlagen des Bluts können nun ausgehen *A.* von der Neubildung desselben (Ananeosis). Hier bleibt entweder die Blasenbildung aus apeptischer Lymphe zu schwach, erschlafft, so dafs die Blasen nicht recht respiriren können; so wenig contractil sind, dafs sie ihren Farbstoff nicht festhalten können, der sich im Plasma löst, wie in den scrophulösen, chlorotischen Zuständen; oder die Blasenirritabilität des ananeotischen Bluts erhöht sich, so dafs die Respiration überwiegend, die Aufregung zu grofs wird, und das Leben sich zu früh erschöpft, die Blasen sich zu früh wieder auflösen (unreife Mauser) wie in Schwindsuchten u. s. w. Von diesen organischen Veränderungen hatte die bisherige chemische Humoralpathologie keine Idee, man hatte nach Stoffveränderungen gesucht, wo blofs organische Form- und Erregungsveränderungen zu finden sind. Die vorhandenen Stoffveränderungen gehören der Mauser an und sind nicht Ursachen, sondern Wirkungen der kranken Zustände. Die chemischen Bestandtheile können unverändert und die höchsten Verwüstungen im Blutleben vorhanden sein; daran dachte die bisherige Pathologie nicht. Auch die Plasmabildung kann in der Ananeose leiden und Krankheitsanlagen hervorbringen. Dabei leidet die Blutplasticität, die Gerinnungs-Erstarrungsfähigkeit, die Fasergewebebildung, überhaupt mehr der plastische Procefs. *B.* Können die Anlagen von der *Blutmauser* ausgehen. Die Blutmauser kann entweder gehemmt sein (Mauserstockung) oder sie ist unreif (Mauserlösung). In den Blutmauserstockungen sind die alten Blutblasen zu zählebig, so dafs sie nicht zur rechten Zeit absterben wollen und sich als fremde Last im Körper anhäufen. Die Blutblasen haben wie die Blätter der Pflanzen, bei jedem Thier und beim Menschen, ein bestimmtes Alter, in welchem sie in der Reihe ihrer Entwickelung wieder absterben müssen (Verjüngung des menschlichen Lebens S. 286). Leben sie darüber hinaus, so entstehen die Mauserstockungen. Vegetabilische Nahrung erzeugt beim Menschen mehr zarte, herbivore, kurzlebige Blasen; thierische Nahrung mehr starke, contractile, carnivore, langlebige Blasen, die schwer absterben. Die Mauserstockungen drücken sich besonders in der Pfortader (dem Mastdarm, dem Todespol des Gefäfssystems) ab, daher auch hier das abgelebte Mauserblut sich anhäuft. Schultz nennt es melanöses Blut, weil es schwarz aussieht und sich nicht mehr arteriell röthen kann, wodurch es sich von dem venösen unterscheidet. Diese Unterschiede werden ihrer Wichtigkeit gemäfs ausführlich besprochen und das melanöse Blut in seinen Rückwirkungen auf Leber (Blutmauserorgan, die Galle ist der Blutmauserstoff) und Milz betrachtet. In den unreifen Blutmausern sterben die Blasen zu früh ab, sie lösen ihren Farbstoff, den sie wegen der gelähmten Blasen nicht festhalten können, zu früh im Plasma auf (es entsteht biliöses Blut) wie im Gallenfieber, Chlorosis, Schwindsuchten. An die Erklärung dieser Verhältnisse hat man in der Humoralpathologie nicht denken können.

Die Anlagen des Gefäfssystems werden aus der

Digitized by Google

Natur desselben als verzweigter, verfeinerter Darmcanal abgeleitet. Der irritable contractile Charakter und damit die Blutbewegung verändern sich in den Anlagen entsprechend den Blutzuständen. Die Veränderungen sprechen sich am ersten in dem Venensystem (wegen der höhern Irritabilität in demselben) und in dem Pfortaderpol aus. Stockungen der Blutmauser sind mit Stockungen der Blutbewegung, Erschlaffung und Ausdehnung des Gefäfssystems verbunden. Indessen tritt hierbei auch eine Veränderung in dem Verhältnifs der Arterien zu den Venen und besonders Veränderung des Verhältnisses von peripherischer und centraler Circulation ein, die im organischen Sinn von Schultz weiter erläutert werden, während man früher nach der Harvey'schen Theorie hier blofs an mechanische Verhältnisse denken konnte. Die Druck- und Pumptheorie der Circulation erscheint in sich ganz ungenügend und organisch naturwidrig und erhält eine ganz untergeordnete Stellung in der Lehre unsers Verf.'s, obgleich ihr auch als Mittel zum Zweck ihr Recht widerfährt.

Die Anlagen der Lungen hängen mit den organischen Veränderungen des Bluts und Gefäfslebens genau zusammen, und erhalten eine ganz andre Stellung, als in der bisherigen chemischen Combustionstheorie der Respiration. Die Respiration ist ein Blutbelebungsprocefs durch die Lebensbedingung der Luft, wobei die Lunge nur die Werkstätte ist, worin die wahren Respirationsorgane, die Blutblasen, die Respiration bewirken. Die Respiration ist ein Luftassimilationsprocefs. Die Kohlensäure wird als Lebensresiduum, nicht als Verbrennungsproduct ausgeschieden. Die Veränderungen der Lungenfunction in den Anlagen können von der Lungenschleimhaut, dem peripherischen Gefäfsnetz oder von dem Mechanismus der Athembewegungen ausgehen. Der Zustand der Lungenschleimhaut verändert sich durch Mauserstörungen ähnlich wie die Darmschleimhaut, so dafs z. B. Verschleimungen entstehen, wobei die Luft nicht auf das Blut durchwirken kann. Im peripherischen Gefäfssystem der Lunge können Erweiterungen und Stockungen durch abgelebtes Mauserblut entstehen, das nicht mehr respiriren kann und daher auch schwer weiter bewegt wird, oder es treten bei zu reizbaren, unreifen Blasen, Verengungen, entzündliche Reizungen auf. Die Wärmebildung vermindert sich im ersten Fall durch Mangel an Lebenserregung, im zweiten Fall erhält sie sie sich durch kranke Aufregung, wobei der chemische Decompositionsprocefs ganz in den Hintergrund tritt. Der Mechanismus der Athembewegungen ändert sich vorzüglich durch die Willenseinflüsse des Nervensystems auf das Athmen, beim Sprechen, Lesen, Blasen oder beim Stillsitzen, Bücken, u. s. w.

Die Lehre von den Anlagen des Drüsensystems gestaltet sich hier ganz anders als nach der physikalischen Endosmosen-Secretionstheorie möglich war. Die Secretionen sieht der Verf. nicht als chemische oder physikalische Durchschwitzungsprocesse, sondern als organische Erregungsprocesse an, in denen die Lebenserregungen des Bluts und der Gefäfse, der secernirenden Flächen und Canäle und endlich der Nerven organisch zusammenwirken, und wobei die Veränderungen immer von den Zuständen der organischen Erregung in dem Gefäfs-, Nerven-, Membranensystem ausgehen. Es kommt daher vorzüglich auf die Zustände der organischen Bestandtheile des Bluts, und nicht auf chemische Stoffverhältnisse an, die sich nur als Wirkungen und Lebensresiduen der Verarbeitung zeigen. Von hohem und unschätzbarem Interesse ist die von unserm Verf. gegebene Exposition der Anlagen der Leber. Die Leber ist Secretionsorgan für den Blutmauserstoff (die Galle). Ihre Anlagen gehen aus von den melanösen und bilösen Blutzuständen, dem Zustand des Mauserbluts überhaupt und hängen immer mit den organischen Pfortaderzuständen zusammen. Die Entstehung der Gelbsuchten, Gallenfieber aus solchen abnormen Blutzuständen erhält ganz neue Aufschlüsse, die bei der Humoralpathologie niemals zu erreichen gewesen wären.

Die Anlagen des Nervensystems, des Muskelsystems, des Zellgewebes, der Knochen, der Haut, finden wir sämmtlich nach den Grundsätzen der veränderten Verjüngungsacte in diesem Systeme entwickelt und zwar nicht ohne einen Reichthum neuer Aufschlüsse, die wichtige Fingerzeige für die Therapie geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre, von *Dr. C. H. Schultz.*

(Fortsetzung.)

Wir gehen indessen über:

Zu den Anlagen des Körpers im Ganzen, von denen uns eine organische Analyse auf der Grundlage der Kenntnifs der Anlagen der einzelnen Systeme gegeben wird. Es kommt hierbei einmal auf das Verhältnifs der Bildungs- und Mauseracte in den einzelnen leidenden Systemen, zugleich aber auch auf das gegenseitige harmonische oder disharmonische Verhältnifs der verschiedenen Systeme unter einander an. Die Darstellung *der Anlagen der Lebensalter* erhält ein grofses Interesse durch eine bessere organische Einsicht in die Entstehung der sogenannten Entwicklungskrankheiten, welche gewissermafsen als Mifsgeburt der Wiedergeburt des Körpers durch die Verjüngungsacte dargestellt werden, indem der Körper dabei nicht normal aus den Raupenhäuten der Verjüngung auskriechen kann. Um diese Darstellung recht zu verstehn, mufs man auch das Werk unsers Verfassers über die Verjüngung des menschlichen Lebens studiren. Die Anlagen im Säuglingsalter gehen von den Verjüngungsacten der Darmschleimhaut und der dadurch bedingten Zahnung (die Zähne sind epidermatische Abschuppungsgebilde, die bei vielen Thieren immer, beim Menschen nur einmal wiederwachsen); von den abnormen Verjüngungsacten des Bluts durch die neu entstandene Lungenathmung; von den Abnormitäten der Blutmauser in der Leber, oder von Störungen der Hautverjüngungsacte, worin sich noch das embryonische Häutungsleben wiederholt, aus. Im Kindesalter treten Abnormitäten der Magenschleimhautmauser mit dem Aufhören der leichter verdaulichen Milchnahrung und der Beschränkung auf zu verarbeitende Pflanzen- und Fleischnahrung ein, wobei denn auch nothwendig die Blutverjüngung kräftiger in den Lymphpol des Gefäfssystems leitet (Ursprung der Drüsenkrankheiten, Scrofeln). Es ist meist eine unvollkommene Blutananeose. Die Anlagen zu den Hautkrankheiten (eigentliche Entwickelungskrankheiten) entstehn bei dem erhöhten Ausbildungsprocefs des Körpers überhaupt, wobei er immerfort aus seinen Raupenhäuten auskriechen mufs, was oft nicht ohne Störungen abgeht. Im Jugendalter wirken oft noch die Mifsgeburten der Blutverjüngung aus dem Kindesalter durch und die Schwindsuchten, Bleichsuchten sind nur metamorphosirte Scrofelkrankheiten, die aus dem Lymphsystem in das Blutsystem versetzt worden sind. Die Anlagen zu Gemüths- und Nervenkrankheiten, die Anlagen aus Abweichungen in der Entwicklung der Generationsorgane bei beiden Geschlechtern erhalten grofses Licht durch die Berücksichtigung der Verjüngungsacte in den entsprechenden organischen Systemen. Im *Mannesalter*, als der vollendeten Körperbildung, sollten eigentlich gar keine Anlagen sein, aber es tritt das Greisenleben in manchen Systemen zu früh hervor; daher besonders die Stockungen der Blutmauser, der melanöse hämorrhoidalische Zustand, der nichts andres ist als unvollkommenes Absterben und Abwerfen der Blutmausergebilde. Gicht und Rheumatismen entspringen aus Stockungen der Muskel- und Nervenmauser. Wie sich hier überall Leber und Lunge (als Todes- und Lebenspforte) gegenseitig verhalten, auf einander ein- und rückwirken, eröffnet ganz neue Blicke in den Haushalt des physiologischen menschlichen Lebens. Die Lehre von der abnormen Blinddarmdigestion, ihr Zusammenhang mit dem Pfortaderleben gehört ganz unserm Verfasser an und ist durch seine schönen Untersuchungen geschaffen worden. Im *Greisenalter* stockt die Verjüngung in allen Systemen, vorzüglich treten die Stockungen der Muskel- und Nervenmauser hervor, womit die Harnbeschwerden, Steinkrankheiten (Lithiasis), Hautleiden zusammenhangen.

Digitized by Google

Von den Temperamenten und den Krankheitsanlagen derselben erhalten wir nach dem anabiotischen System einen ganz andern Begriff als in der Humoral- und Solidarpathologie. Es handelt sich hier nicht um eine Disharmonie der Stoffe und Mischung (der Elemente und Qualitäten), sondern um ein gegenseitiges Verhältnifs der organischen Systeme und ihrer Verjüngungsacte. Das phlegmatische Temperament wird charakterisirt als abnorm überwiegender Bildungsprocefs mit Anlagen zu Mauserstockungen der plastischen Functionen; das cholerische Temperament als abnormes Uebergewicht der Assimilation und Leberthätigkeit mit Anlagen zu veränderten Darmmausern und Blutmausern (Gallenfieber); das sanguinische Temperament als abnormes Uebergewicht der Blutananeose und des Blasenlebens mit Anlagen zu Entzündungen; das melancholische Temperament als krankes Hervortreten des Gehirn- und Nervenlebens durch melanöse und biliöse Blutreizung mit Anlagen zu Nervenkrankheiten. Die Anlagen des Geschlechts, der Körperconstitutionen sind auf ähnliche Weise behandelt worden. Beim Manne, wo die Functionen des animalen Lebens mehr hervortreten, nehmen alle Krankheiten leicht diesen Charakter an, es entstehn überhaupt Nerven- und Muskelkrankheiten. Beim Weibe, wo die vegetativen Functionen mehr präponderiren, die vegetativen Organe mehr ausgebildet erscheinen, die Blutbildung ergiebiger, reichlichor ist, herrschen mehr Krankheiten des vegetativen Lebens; dahin gehören Krankheiten der Schleimhaut (Blennorrhöen), des Lymphsystems (Scrofeln), des Blutsystems (Chlorosis). Die Erklärung der *Anlage der Völkerstämme* wird nicht minder aus den gegenseitigen Verhältnissen der Entwicklung der organischen Systeme gegeben. Beim Neger sind die vegetativen Organe: Bauch und Kauwerkzeuge im Uebergewicht über die animalen Organe und in diesen ein Uebergewicht des Rückenmarklebens über das Hirnleben. Daher sind sie von der Sinnlichkeit wie Thiere hingerissen und führen ein excitomotorisches, krampfhaftes Heuschreckenleben, wodurch ihre Disposition zu Krämpfen erklärt wird. Ihr Seelenleben ist mehr instinctartig, leidenschaftlich. Aus dem Uebergewicht der Assimilationsorgane erklären sich ihre Leberkrankheiten, Scropheln. Die Mongolen sind phlegmatische Neger, disponiren auch noch zu Krampfkrankheiten, sonst zu Wassersuchten, Träumen, Visionen. Die Amerikaner erhalten ein gröfseres Uebergewicht des Gehirns, behalten aber die vorwaltende Neigung zu vegetativen Krankheiten, zu Hautkrankheiten, Wassersuchten. Beim Europäer ist alles dem Gehirn untergeordnet und im harmonischen Gleichgewichte, er leidet mehr durch die Richtung, welche die Civilisation seinem Körperleben aufdrückt.

Idiodyserethisen nennt der Verf., was man sonst Idiosynkrasieen nannte. Es sind nicht Mischungs- und Stoff-Alterationen des Körpers, wie der alte Name sagt (Idiosyncrasis von ἰδία abgesondert und σύνκρασις die Mischung), sondern Abnormitäten der Selbsterregung der verschiedenen organischen Systeme. Dadurch werden sie auf eine glücklichere Art als in der Humoral- und Solidarpathologie erklärt: Es werden die Bildungsgesetze der Idiodyserethisen entwickelt und durch stufenweise Veränderungen der normalen Erregungen in ihrer Ausbildung zu Idiodyserethisen erläutert. Die grofsen Aufschlüsse, welche schon früher von unserm Verf. hierüber gegeben worden, sind auch allgemein anerkannt.*) Wir führen nur Beispielsweise an, wie bei Idiodyserethisen des Darmkanales gegen gewisse Reize (wenn z. B. Jemand nach Genufs von Butter Erbrechen oder nach Genufs von Krebsen Hautausschläge bekommt) bei genauerer Untersuchung eine Schwäche und abnorme Reizbarkeit des Darms überhaupt zu Grunde liegt, die sich gegen manche andere Dinge nur weniger auffallend zeigt. Die Anlagen der Seelenzustände wurden in der antiken Aetiologie neben Wind und Wetter als relativ äufsere Schädlichkeiten abgehandelt. Der Verfasser vindicirt ihnen die naturgemäfse Stellung als Anlagen, die auch von selbst in Krankheiten durchbrechen können. Die Seelenzustände sind nicht als Krankheitsursachen im Sinne der äufsern Ursachen aufzufassen, sondern als Anlagen, die selbst zu Krankheitskeimen werden können. Die Anlagen der Seelenzustände werden als Psychosen aufgefafst, besondere Naturrichtungen der Seelenthätigkeit, ähnlich wie die Körperanlagen theils durch die Verhältnisse des Gleichgewichts oder Uebergewichts der verschiedenen Seelenthätigkeiten unter einander, theils durch die Verjüngungsacte in der Ent-

*) Vergl. den Artikel Idiosynkrasie von Schultz in dem encyklopädischen Wörterbuche der Medicin von den Professoren der Berliner Universität.

Digitized by Google

wickelung derselben bedingt sind. Die Zustände von Instinct, Schlaf, Traum, die Affecte, Gemüthsstimmungen, Erkennen und Wollen werden hier in ihren Wirkungen auf den Körper betrachtet.

Der zweite Abschnitt giebt eine Analyse des Todesprocesses, was der Verf. Necrobiogenie nennt. Es ist der Procefs des Krankwerdens, der Todeserzeugung im lebendigen Leibe, der hier behandelt wird. In dem ganzen Procefs der Krankheit werden nämlich als verschiedene Formen, als verschiedene Seiten und Verhältnisse des einen Todesprocesses unterschieden: 1) das Krankwerden, wobei der Todesprocefs in einzelnen Theilen des Körpers das Uebergewicht gewinnt, während der ganze Organismus im Kampf demselben in der Weise gegenübertritt, dafs sie beide das Gleichgewicht halten. 2) Das Genesen, Gesundwerden, wobei die gesunden Reactionen in der Krankheit das Uebergewicht gewinnen, so dafs eine Verjüngung, eine Wiedergeburt des Lebens aus dem Todeskampfe erfolgt, der Todesprocefs völlig überwältigt, besiegt wird und die Krankheit vergeht. 3) Das Sterben, die eigentliche Entstehung des Todes, wobei der Todesprocefs in seinem Fortschreiten das vollendete Uebergewicht, den völligen Sieg über die Gesundheit gewinnt, sich über sämmtliche Systeme und Glieder des Organismus verbreitet und dieselben ganz in das Gebiet seiner desorganisirenden, zernichtenden Thätigkeit hineinzieht. Ueberall ist ein Kampf des Lebens mit dem Tode, nur mit einem verschiedenen gegenseitigen Uebergewichte des Todes und der Verjüngung. Die Art, wie Leben und Tod an einander ablaufen, bedingt die Verschiedenheit von Erkranken, Genesen und Sterben. Der vorliegende zweite Abschnitt hat das Erkranken zum Gegenstande. Zuvörderst giebt unser Verf. eine kritische Darstellung der bisherigen humoral- und solidarpathologischen Ansichten der Krankheitsentstehung der sogenannten Pathogenieen. Nach diesen Theorieen nahm man entweder äufsere (hippokratische) oder innere (dogmatische) Krankheitsreize oder Stoffe an, äufsere oder innere Krankheitsursachen, die als Factoren des Krankheitsprocesses selbst angesehen wurden, im Brownschen Sinn die äufseren Potenzen, im chemiatrischen Sinn die reizenden Säfte und Schärfen derselben und andere Stoffe. Diese Theorien sind nicht naturgemäfs, widersprechen der Natur durchaus, weil viele Krankheiten, z. B. die Entwickelungskrankheiten, ohne alle äufsere Ursachen von Innen heraus durchbrechen, blos durch eine Auflösung des Lebensprocesses selbst in Todesprocefs, und die Schärfen und Krankheitsstoffe Erzeugnisse und Wirkungen der Krankheit selbst sind. Im Paracelsischen Sinne hat die naturhistorische oder vergleichende Pathologie die Krankheit als ein Aufkeimen eines Krankheitsorganismus aus einem saamenähnlichen Krankheitsstoff, als eine Art von organischer Zeugung eines individuellen Lebens betrachtet. Die Entstehung der Krankheit als eines individuellen Organismus liegt nach dieser Theorie in dem Wesen der Zeugung; es ist eine Art von Befruchtung, von Schwängerung des Körpers durch die äufsere Ursache, worin ein männliches und ein weibliches Princip zusammenwirken u. s. w., was insofern schon gänzlich unrichtig und falsch erscheint, als die Krankheit überhaupt nicht als Lebendiges fortschreitet, sondern vom Leben zum Tode geht, nur die Generation, die Zeugung des Todes ist, dessen Keime sich aus dem Körper selbst entwickeln und nicht von aufsen fertig mitgetheilt werden. Die Krankheit mit der Zeugung des Lebens zu vergleichen, ist der fortwährende Irrthum der neuen Zeit gewesen, wobei man weder das Sterben noch das Genesen in der Krankheit begreifen kann. Der Verfasser unterscheidet in dem nekrobiotischen Procefs 1) die Keimbildung, oder das Ferment der Krankheit; 2) die Heerdbildung; 3) die Wehraction; 4) das Wachsthum und die Ausbreitung der Krankheit.

Die Keimbildung geht von den Anlagen aus, indem die nur negativ das Leben hemmende Wirkung der Anlagen in positive Destruirung, Desorganisirung und Lebensauflösung (Biolysis) umschlägt. In den Anlagen werden die Lebenszwecke noch erreicht, es ist noch relative Gesundheit vorhanden, indem positive Biolyse eintritt, werden die Anlagen zu Krankheitskeimen, zum Krankheitszunder, zum Krankheitsferment, zum befruchteten Krankheitsei, wodurch der weitere Todesprocefs im Körper angesteckt wird. Hierbei wird die Harmonie der Functionen und der normale gesunde Flufs von Bildung und Mauser in ihnen gestört, so dafs der progressive Lebensgang in einen regressiven umkehrt, das Ableben der Organe das Aufleben derselben überwiegt, die Verjüngung stockt, und an ihre Stelle Destruction eintritt. Es tritt ferner der Kampf der organischen Selbsterregung mit der vor-

Digitized by Google

tretenden chemischen Verwandtschaft, der Kampf der organischen Form mit dem vortretenden chemischen Stoff ein. Der Chemismus tritt hervor, aber es ist kein reiner, sondern ein abnormer durch das entgegenwirkende Leben veränderter Chemismus, daher die vielerlei kranken Stoffe wie im Pflanzenreich. Aehnlich sind noch Lebenserregungen in der Krankheit, aber es sind allerhand abnorme Lebenserregungen, die von der organischen Zeugung und Wiedererzeugung gänzlich verschieden sind. Die beginnende Lebensauflösung (Biolysis) ist der wesentliche Charakter des Krankheitskeimes. Darin sind verschiedene Grade: 1) *Oppression*, Lebensunterdrückung, Ohnmacht, Hemmung der Selbsterregung ohne Formauflösung, die Verjüngung ist schon aufgehoben. 2) *Vegetation*, *Eretholysis*. Auflösung der organischen Selbsterregung oder Abweichung derselben von ihrer gesunden Bahn, mit einer Auflösung der organischen Form in chemischen Stoff oder ein Vorherrschen der Stoffbildung über die organische Form, wie in den Pflanzen; Geschwulstbildung, Ausschläge, abnorme Secretion. 3) *Decomposition*, *Morpholysis*, Auflösung, chemische Zersetzung der organischen Form, der dann die Biolyse der Erregung oder Eretholyse folgt, wobei das Leben im chemischen Stoff erstickt. Solche Phänomene treten in den sogenannten Dyskrasien hervor; ferner sehen wir sie in der Säurebildung und Gasentwickelung im Darmkanal. 4) In der *Destruction* ist Morpholyse und Eretholyse zugleich; sie geschieht durch äufsere chemische und mechanische Gewalt, z. B. bei Vergiftungen, Quetschungen etc. Induration und Colliquation sind besondere Formen der kranken Biolyse der Formgebilde. Die Induration ist ein Skelettiren, Verholzen, Krystallisiren und Erstarren der Organisation in ihren Mauserschlacken. Die Colliquation ist Auflösung der organischen Form in flüssigen, chemischen Stoff, wie in Zehrkrankheiten, Schwindsuchten. Es wird nun gezeigt, wie in den verschiedenen Organen und organischen Systemen, dem Digestionssystem (durch die chemische Zersetzung des Chymus in demselben, die dabei stattfindende abnorme Säurebildung und Gasentwickelung), dem Blutsystem (durch abnorme Blutbildung und Blutmauser), dem Nervensystem, dem Secretionssystem, Respirationssystem, Hautsystem, die verschiedenen Grade und Formen der Krankheitskeime sich entwickeln, wobei überall die Rücksicht auf die Mauseracte der Verjüngung wichtig wird. Je nach der Entstehung werden verschiedene Formen und Arten von Krankheitskeimen unterschieden: 1) Keimstoffe, Fermente vorzugsweise, die sich durch Absterben der organischen Formgebilde in den Mauserprocefs, also durch überwiegende Morpholyse (Formbiolyse) und kranke Mausern bilden. Der Verf. nennt sie Krankheitsfermente oder Sordes. Sie finden sich vorzüglich in den vegetativen Organen. Als Darmsordes werden betrachtet: *a)* die Verschleimung, sie besteht in gehemmter Darmschleimhautmauser und gestörter Verjüngung der Darmschleimhaut, wodurch Keime zur Helminthiasis entstehn können; *b)* die Versaurung, wodurch chemische Gährung und krankhafte Gasentwicklung entstehen, aus denen sich Keime zu Blähungen, Koliken und durch Einsaugung der Gase in das Blut und durch krankhafte Gehirn- und Sinnesirritation Neigung zur Hypochondrie, Phantasmen u. s. w. bilden können; *c)* die Vergallung als Ursache der Gallenfieber in Tropengegenden und in heifsen, feuchten Sommern der gemäfsigten Zonen wird einer ausführlichen Untersuchung unterworfen, in der aber ganz des Verfassers organische Physiologie zu Grunde liegt. Mit der Vergallung hängt die sogenannte Aeclimatisirungskrankheit der Europäer in Tropenländern (in West- und Ostindien, auf den ostindischen Inseln Java, Amboina, Ceylon, an der Westküste von Afrika, an den Küsten des mexicanischen Mittelmeers, an den beiden südamerikanischen Küsten, am Senegal) zusammen, über welche besonders die englischen Aerzte, wie Annesley, Bancroft, Dirkson, Fergusson, Johnson, Culloch, Currie, so viel geschrieben haben, weil aus dieser Krankheit sich die bösartigen Formen der Wechselfieber, Gallenfieber, Gelbefieber, Leberentzündungen, Ruhren entwickeln: Krankheiten, die den gröfsten Theil der Europäer in Tropenländern wegraffen. Dafs hier eine Veränderung der Gallensecretion zu Grunde liegt, ist immer beobachtet worden; allein niemals hat der Ursprung und die wahre Natur dieser Gallenleiden richtig bestimmt werden können.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre, von Dr. C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Die englischen Aerzte, besonders Johnson und Currie, suchten die Abnormitäten der Gallensecretion in warmen Ländern aus einer Sympathie zwischen Haut und Leber (cutaneous-hepathic Sympathy) zu erklären (J. Johnson und J. Martin influence of tropical climates on european constitutions. London 1841.), indem sie voraussetzen, dafs eine erhöhete Hautfunction auch eine vermehrte Leberthätigkeit sympathisch nach sich ziehe. Man stellte sich vor, dafs durch die tropische Hitze Hautcongestion, und in Folge deren auch Lebercongestionen und erhöhte Gallensecretion, entstünden. Hierbei wird auch vorausgesetzt, dafs die tropischen Gallenkrankheiten allein in einer quantitativen Erhöhung der Leberfunction beständen, was man aus dem im Anfang solcher Krankheiten sich zeigenden galligen Erbrechen und galligen Stuhl schlofs. Schultz zeigt aber, dafs schon diese Voraussetzung unrichtig ist, indem hier vielmehr qualitative Veränderungen und quantitative Vermehrung der Gallensecretion im Spiele ist, indem die Galle ihre Alkalescenz und Bitterkeit mehr oder weniger einbüfst, oft sogar sauer und faulig wird und die Fähigkeit die Digestion zu bewirken, den sauren Chymus im Duodenum zu neutralisiren, völlig verliert. Dieses zeigt der fade Geschmack, die blasse, strohgelbe Farbe der Galle in den Leichen der an den Folgen der Vergallung Verstorbenen, ferner das saure Aufstofsen u. s. w. Die wahre Natur dieser Zustände ist nur aus dem physiologischen Wesen der Leberthätigkeit und Gallensecretion und deren Verhältnisse zum Pfortaderblutleben erklärlich. Pfortader und Leber sind die Blutmauserpforten, die Galle ist der Blutmauserstoff und die Veränderungen der Gallensecretion hängen mit Veränderungen in den Blutverjüngungsacten zusammen, es sind abnorme Blutmauserprocesse, daher denn auch das Blutsystem vor allen Dingen in den tropischen Leberkrankheiten mitleidet. Das Blut nimmt den Charakter der Biliosität an, wobei die erschlafften, paralysirten Blutblasen den Farbstoff nicht festhalten, der sich zu früh im Blutplasma löst und das gelbröthliche oder rothe Blutserum (wie es sich im Pfortaderblut im normalen Zustand in geringem Grade zeigt) in den galligen Krankheiten, so wie eine unreife Blutmauser erzeugt, deren Folge die Gelbsuchten und Gallenkrankheiten sind. — Der im Plasma der gesammten Blutmasse gelöste Farbstoff überträgt sich nun auf die Secretion, auf Urin, Schweifs. Dieser krankhafte, biliöse Zustand ist eine blofse Folge des erhöhten und sich über die ganze Blutmasse verbreitenden Pfortaderlebens, es ist ein krankes Hinüberziehen der gesunden Arterien- und Venenblutmasse in den Pfortaderzustand, wobei die noch jungen, zarten, noch nicht abgestorbenen Blasen in Mauserproducte aufgelöst werden. Dieser krankhaft biliöse Zustand ist bei der bisherigen chemischen Blutphysiologie unerklärlich geblieben, weil es dabei auf lebendige Veränderungen der organischen Blutbestandtheile und nicht auf Stoffveränderungen ankommt, indem das biliöse Blut ganz dieselben chemischen Bestandtheile hat, wie das gesunde Blut.

Die Ursachen dieser galligen Zustände findet Schultz nicht allein in der tropischen Hitze, sondern vorzüglich in der Feuchtigkeit, womit denn noch übereinstimmt, dafs nur in den feuchten nicht trocken gelegenen Tropenländern die Gallenkrankheiten vorkommen. Die feuchte Luft in Verbindung mit der wässerigen vegetabilischen Nahrung und dem vielen Getränk, das in den Tropenländern genossen wird, wirken erschlaffend, lähmend auf die Blutblasen, lösen das Blut biliös auf. Dieses biliöse Blut hat nicht allein die abnorme Gallenabsonderung zur Folge, sondern wirkt

Digitized by Google

auch abnorm krankhaft reizend auf die Organe des animalen Lebens, auf das Hirn (die Kranken sterben oft schlagflüssig), auf's Rückenmark, auf die Sinnesorgane, auf das Muskelleben; daher sind die Nervenaffectionen, die den galligen Zustand begleiten, erklärlich. Das biliöse nicht mehr respirationsfähige Blut wirkt also lähmend, paralysirend auf das Nervensystem; doch können wir eine ausführlichere Darstellung dieses Gegenstandes hier nicht weiter verfolgen. Aufser den Darmsordes werden nun auch als Krankheitskeime betrachtet: *die Lungensordes.* Sie erscheinen als Verschleimungen der Lunge, wodurch die Einathmung und Assimilation des Sauerstoffes und die Blutananeose verhindert werden, so dafs venöses Blut und schlechte Ernährung folgt. Der angehäufte Schleim wirkt als excitorischer Nervenreiz auf die Lungenschleimhaut und durch Reflexion dieses Reizes auf die medulla oblongata entstehen asthmatische Beschwerden, Husten. Die *Hautsordes* erscheinen als Verschuppung d. h. abnorme Anhäufung halb oder ganz abgelebter Epidermoidalschichten, wodurch die Keime zu acuten und chronischen Krankheiten der Haut sich bilden, als Verschwitzung, Anhäufung von ammoniakalischen Salzen aus dem verdunsteten Schweifs, durch deren Reizung auf die Haut Jucken, Ameisenlaufen entstehen. *Blutsordes.* Sie bestehen *a*) in angehäufter Kohlensäure durch gehemmte Respiration (venöses Blut): diese wirkt lähmend auf das Muskel- und Nervenleben; *b*) in Anhäufung abgelebter Blutblasen (melanöses Blut): sie wirken erschlaffend, paralysirend auf Blutgefäfse und Lungen, krankhaft reizend und lähmend auf das Gehirn- und Muskelleben. Häufen sich diese abgelebten Blutblasen in der Pfortader an, so entsteht die Disposition zu plethora abdominalis, zu Hämorrhoidalblutungen; *c*) biliöses Blut, bei welchem der Farbstoff oder Cruor der aller Contractilität beraubten Blasen in Blutplasma sich auflöst, wodurch Icterus entsteht; *d*) dysplasmatisches Blut nennt Schultz dasjenige Blut, in dessen Plasma kranke Keimstoffe wie zurückgehaltene Mauserproducte anderer Organe (Harnstoff, Zucker, Eiter) aufgelöst sind; *e*) anaplastisches Blut nennt Schultz das mit krankhaft überwiegendem Plasma versehene Blut, wie es in Entzündungen und Schwangerschaften sich zeigt; *f*) apeptisches Blut nennt Schultz, das aus kranker Digestion entstandene embryonisch unreife Blut, dessen organische Bestandtheile (Plasma und Bläschen) unvollkommen organisirt sind. Das Plasma dieses Bluts ist eiweifsstoffartig, in geringem Grade erstarrungsfähig, die Blutbläschen sind zart, wenig contractil. Dieses Blut findet man bei Scrophulösen, Chlorotischen und Scorbutischen. Die *Lymphsordes* bestehen in unvollkommener abnormer Eiweifs- und Fettbildung, wie in der Scrophulosis. Die *Harnsordes* bestehen in Ueberladung des Bluts mit den Mauserstoffen der animalen Organe (des Muskel-, Nerven- und Knochensystems), wodurch seine Bewegung und plastische Thätigkeit geschwächt werden. Allem diesen fügt der Vf. noch eine Betrachtung über das Verhältnifs der humoralpathologischen Dyscrasieenlehre zu dem organisch-necrobiotischen Procefs hinzu. Die kranken Stoffe sind nicht, wie die Humoralpathologie annimmt, Ursachen, sondern Wirkungen und Lebensresiduen der Krankheit, die Krankheit ist nicht Dyscrasie, nicht Strictum und Laxum, sondern kranke Stofferregung.

2) *Keimregungen, Dyserethisen, Biolysen der Selbsterregung*, nennt Schultz die Krankheitskeime der Organe des animalen Lebens, der abnormen Sensibilität und Irritabilität. Die Erregung leidet hier ursprünglich; doch folgen auch Form- und Stoffveränderungen nach, wenngleich oft weniger hervortretend, als in den Keimen des vegetativen Lebens. Zu den Dyserethisen rechnet der Vf. Erschöpfungen (Auflösung, Ersterben der Selbsterregung in seiner eigenen Thätigkeit), Ohnmacht, Schwindel, Schmerzen (abnorm erhöhte Selbsterregung im centralen peripherischen Nervensystem, Hochregungen (Aufregungen, erhöhte alienirte Selbsterregungen), Lähmungen (vollständige Zernichtungen der Selbsterregung in irgend einem Organe; die Lähmung ist entweder Nervenlähmung, Muskellähmung oder Gefäfslähmung, Drüsenlähmung), Contractionen und Relaxationen. Die Contractionszustände neigen mehr zu entzündlichen Affectionen, Rheumatismen, die Expansionszustände mehr zu Schwächen, Colliquationen, Profluvien, Wassersuchten.

Durch die Heerdbildung in der Krankheit gewinnt diese einen bestimmten Sitz in den kranken Organen, wobei nur die beiden Verjüngungsacte der Bildung und Mauser in diesen Organen wie bei den Pflanzen zusammenschmelzen (das Verschmelzen der Bildungs- und Mauserplastik), die gesunde Verjüngung also aufgehoben wird. Die Natur der Krankheitskeime, sowie

Digitized by Google

die Anlagen der verschiedenen Organe bestimmen vorzüglich die Heerdbildung. Bei Entzündungen bleibt der Keim fast auf ein Organ beschränkt, bei Rheumatismen ist der Sitz desselben unbestimmt, sich auf mehrere Systeme verbreitend, bei den Scropheln verbreitet er sich auf den gesammten Organismus. Die verschiedenen organischen Systeme: das Zellensystem, das Circulationssystem, das Muskel-, Nervensystem, Respirationssystem; Lymphsystem, werden in diesem Betracht charakterisirt.

Das dritte in der Necrobiogenie oder Krankheitsentstehung ist nun der *Wehrprocefs* oder *Krankheitskampf.* Er beginnt mit einer Wechselwirkung zwischen Keim und Heerd. Der Keim wirkt hemmend auf die Function des Heerdes, der Heerd wirkt erstens wie der Organismus selbst auf die Arzneien und Gifte verändernd, assimilirend und vernichtend; zweitens expellirend auf den Keim (durch Husten, Tenesmus, Erbrechen, vermehrte Secretion). Wenn nach keiner Seite das Uebergewicht entscheidend wird, so treten zu den örtlichen Leiden nun die allgemeinen Wehracte, die centralen (Blut- und Nerven-) Systeme hinzu, als welche Fieber und Krampf (excitomotorische Actionen) bezeichnet werden, dadurch nimmt der ganze Organismus an der örtlichen Krankheitsreaction Theil und die Krankheit selbst wird allgemein. Das Verhältnifs dieser Processe zur Erzeugungstheorie wird erläutert.

Viertens zeigt sich ein *Wachsthum und Ausbreiten der Krankheit* vom Heerd als dem Mittelpunct, indem immer mehr Organe in den Krankheitskreis (in den Kreis des Todesprocesses) hineingezogen werden. Dies geschieht mit Hülfe der Blut- und Nervensympathieen. Dadurch wird das Hervorgehen aller Symptome einer Krankheit aus dem Keim- und Stammprocefs, so wie die organische Zusammensetzung der Krankheit durch Entwickelung aus einer Einheit, wodurch alle Symptome unter einander zusammenhängen, erklärt. Der Verf. stellt folgende Gesetze über die Sympathieen auf: 1) Die Sympathieen sind Wechselerregungen verschiedener Organe des Leibes, die ein polares Verhältnifs der Selbsterregung zeigen. 2) Organe, die zu einem gemeinsamen Systeme gehören, wie die vegetativen Organe, zeigen solche Wechselerregungen. 3) Alle Organe, die sich im Keime aus einander entwickelt haben, z. B. die Speicheldrüsen, Leber, Pancreas, welche sich aus dem Darmcanal ursprünglich herausgebildet haben, zeigen sympathische Wechselerregungen. 4) Das Rückenmark, als centrales Organ, aus dem die peripherischen Nerven hervorsprossen, erscheint als Organ der Nervensympathien. Der Vf. reiht hier neue Untersuchungen über *Blutsympathieen* an, die nur aus seiner organischen Blutphysiologie hervorgehen konnten, aber von grofsen Folgen für die Krankheitslehre sein werden, indem vieles fälschlich auf Nervensympathieen bezogene oder völlig unerklärt gebliebene jetzt seinen Aufschlufs erhält. Die Blutsympathieen werden hier als Blutreflexe dargestellt, wodurch viele wichtige Erscheinungen glücklich erklärt worden sind. Wie im Nervensystem der Gegensatz von sensiblen und motorischen Nerven hervortritt, deren Einheit durch die medulla oblongata und spinalis vermittelt ist, indem die Einwirkungen der sensiblen Nerven durch die medulla oblongata und spinalis sich auf die motorischen Nerven reflectiren: so giebt es auch nach Schultz im Blutsystem ähnliche Reflexfunctionsphänomene, welche er unter dem sicheren Begriff der Polarität zusammenfafst. Die Lymphgefäfse und die Venen, die zusammengenommen ein höheres Ganze bilden, stellen hier die Empfindungs-Assimilations-Einnahmspforte (gleichsam die sensiblen Nerven des Gefäfssystems) dar; wogegen die Arterien und die Pfortader, die zusammengenommen auch ein höheres Ganze bilden, die Bewegungs- Bildungs- und Auswurfspforte (gleichsam die motorischen Nerven des Gefäfssystems) repräsentiren. Die Lymphe, das Arterien-, Venen- und Pfortaderblut zusammengenommen, bilden gleichsam das Nervenmark des Gefäfssystems. Das Arterien- und Venenblut zusammengenommen, bilden das centrale Mark (das Arterienblut vergleicht Schultz höchst sinnreich mit den vordern Strängen, das Venenblut mit den hintern Strängen des Rückenmarks). Die Lymphe und das Pfortaderblut bilden das Mark der sensiblen und motorischen Nerven. In der Gesammtthätigkeit des ganzen Blutsystems finden wir analoge reflectorische Wirkungen wie im Nervensystem und dadurch entstehen die Blutsympathieen. Dergleichen Blutsympathieen oder Blutreflexphänomene giebt es viele, z. B. von dem Lymphpol auf den Pfortaderpol und umgekehrt, von der Lunge (als dem Lebenspol, Lymphpol, des Gefäfssystems) auf die Leber (als den Todespol, die Todespforte des Gefäfssystems),

Digitized by Google

ferner von der Lunge auf das Gehirn, von der Leber auf die Centralorgane des Nervensystems, das Gehirn und Rückenmark (daher entstehen bei Leberentzündungen, Gallenfiebern, bei Hämorrhoidalleiden: Affectionen des Gehirns und Rückenmarks); endlich zeigt sich noch ein polares Verhältnifs zwischen der Peripherie und dem Centrum im Gefäfssystem, zwischen den peripherischen Gefäfsen und dem Herzen. Wird z. B. bei unterdrückter Hautfunction die peripherische Blutbewegung gehemmt, so wird die centrale polarisch erhöht und es entsteht Fieber, stellt sich wie bei Vermehrung der Secretion die Hautthätigkeit wieder her, so läfst auch das Fieber nach. Die Phänomene des Consensus und Antagonismus gehören den Blutsympathieen an.

Als fünftes *Moment der Krankheitsbildung* werden die Entwickelungsformen und Metamorphosen der Krankheit betrachtet. Hierbei kommen die Ansichten der naturhistorischen oder vergleichenden Pathologie zur Sprache, die jedoch mit Unrecht das Wesen der Krankheit in diesen Formen und Metamorphosen sucht, um dadurch eine organische Individualität der Krankheit zu beweisen. Der Verf. zeigt, wie diese Metamorphosen nun entstehen, indem der durch Krankheit gehemmte und anders dirigirte Lebensprocefs *an dem Todesprocefs abläuft und im Kampf mit dem Tode zu solchen Metamorphosen veranlafst wird.* Doch finden sich nicht in allen Krankheiten solche Metamorphosen, sondern der Todesprocefs kann auch ohne sie verlaufen zum Beweis, dafs sie zum Wesen der Krankheit nicht gehören, am wenigsten das Wesen der Krankheit selbst sind, wie die naturhistorischen Pathologen (Kieser, Meckel, Stark, K. R. Hoffmann, Jahn) annahmen. Der Verf. unterscheidet daher: 1) indirecte Biolysen, in denen die Krankheit zu besondern Metamorphosen, die mit andern normalen Lebensformen Aehnlichkeit haben, abgelenkt wird. Dazu werden die anatomischen und physiologischen Hemmungsbildungen (die von J. F. Meckel und Geoffroy Saint-Hilaire so ausführlich beschrieben sind), die Rückbildungen, die Seitenabweichungen (qualitative Metamorphosen, dahin gehören das Offenbleiben des botallischen Canals, die Fortdauer der Thymusdrüse, der Nebennieren im späteren Alter) und die Krankheitsvegetationen (Polypen, Schwammbildung, Knollenbildung, in carcinomatösen Geschwülsten, Warzen, Haarvegetation, in der Plica polonica) gerechnet. Die Darstellung der physiologischen Hemmungsbildungen des Bluts sind dem Verf. ganz eigenthümlich. 2) Directe Biolysen sind solche Krankheitsformen, worin bei directem Todesprocefs keine besondre Metamorphosen sich bilden, die daher auch keinerlei naturhistorische Analogieen darbieten. Es gehören dazu die Lähmungen der Muskeln, der Nerven, des Bluts, die Schlagflüsse, zu welchen der Scheintod der Uebergang ist, die Verhärtungen und Verknöcherungen, Hypertrophieen, die Colliquationen oder Auflösungen in Zehrkrankheiten, in Phthisen, der Brand und Tod selbst. Man kann noch hierher viele andere Zustände ziehen, welche mit normalen Lebensformen keine Analogie haben, wie die Fieber (Nervenfieber, die Hämorrhoiden, die Entzündungen, die Lungenleiden, die Schmerzen u. s. w.) Man erkennt hieraus, dafs die naturhistorischen Parasitengebilde zum Wesen der Krankheit als solcher gar nicht gehören.

Ueber den Zweck und die Bedeutung der kranken Wehractionen wird noch zum Schlufs der Necrobiogenie gehandelt. Die Wehractionen können einmal als Heilkraft der Natur erscheinen, wie manche Fieber, Krämpfe, Entzündungen; doch wirken sie in diesem Fall nicht kritisch im Hippocratischen Sinne, sondern durch Wiederherstellung des Flusses der Verjüngungsacte, der Bildung und Mauser überhaupt. Zweitens aber ist nicht jede Heilkraft der Natur ein Wehract, denn es können auch biolytische (Leidens-) Actionen heilkräftig wirken, wie Ohnmachten. Drittens aber können die Wehractionen da sein, aber nicht heilkräftig wirken, sondern zu wirklichen Todesprocessen werden, wie die Nervenfieber und alle Fieber überhaupt im Verlaufe der Krankheit. Die Wehractionen können nämlich in biolytische Actionen umschlagen, und so zu Todesprocessen werden. Das Fieber also immer als Heilkraft der Natur anzusehn, ist eben so unrichtig als es im Brownschen Sinne immer Krankheit sein sollte. Diese Darstellung der natürlichen Sachverhältnisse giebt über viele Widersprüche und Dunkelheiten Aufklärung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre, von C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Im dritten Abschnitte giebt uns der Verf. eine Darstellung seiner dem jetzigen Zustand der Wissenschaft und dem Bedürfnisse des praktischen Lebens angemessenen Genesungslehre. Der Genesungsprocefs wird von ihm als eine organische Wiedererzeugung (genesis) oder Wiedergeburt aus der Krankheit, als ein Aufleben aus dem Todesprocefs der Krankheit angesehen, und zwar durch die organische Verjüngung. Die Verjüngung aus der Krankheit wird *Anabiosis* genannt, zum Unterschied von der gesunden Verjüngung, welche der Verfasser mit dem Namen *Ananeosis* bezeichnet. Ein höchst wichtiges Capitel in diesem Abschnitte ist das über die *antike Krisenlehre*. Die Krisenlehre ist die alte Genesungslehre, entsprechend der Ansicht von der humoralpathologischen Entstehung der Krankheit aus äufseren oder inneren Qualitäten oder Elementen. Die Krankheit ist hiernach nichts als eine Disharmonie, Disproportion durch das Uebergewicht eines der vier Kardinalsäfte (Schleim, Blut, Galle, schwarze Galle). Die Ausleerung der Qualitäten (Schärfen, Dyscrasieen, Krankheitsstoffe) sollte die Gesundheit herbeiführen. Diese Abscheidung oder Ausleerung der Krankheitsqualität nannten die Alten Krisis. An der Krisis unterschieden die Alten: *a)* die Rohheit (cruditas) der Krankheitszustände, wo die Krankheitsstoffe noch unverändert im Körper sind; *b)* die Kochung (coctio), eine Verarbeitung der Krankheitsmaterie durch das calidum innatum oder innere Körperwärme; *c)* die Krisis oder Abscheidung; die so gekochten Krankheitsstoffe wurden dann ausgeleert. Kritische Tage nannten die Alten die zur Vollendung der Kochung der Krankheitsstoffe erforderliche bestimmte Zeit, nach deren Verlauf die kritischen Ausleerungen erst erfolgen konnten. Der Verfasser zeigt klar und deutlich das Widersprechende der Lehre von der Kochung der kritischen Stoffe und den kritischen Tagen mit der Natur: wie Gifte und andere wirkliche Krankheitsursachen, wie gastrische Unreinigkeiten ohne Kochung ausgeleert werden müssen, die warmen, erhitzenden Krankheitsursachen nicht durch Kochung verbessert werden können, und viele Kranke ohne kritische Ausleerungen besser werden und andere mit allen kritischen Ausleerungen (mit Brechen, Purgiren, Schwitzen) sterben, und endlich die kritischen Tage so wenig sich in der Natur wiederfinden, dafs manche Kranke von Anfang bis zu Ende der Krankheit alle Tage z. B. kritischen Urin haben, und bei andern an keinem einzigen aller seit Hippokrates angenommenen kritischen Tage jemals kritische Ausleerungen kommen. Die Alten hielten viele Ausleerungen für kritisch, die gar nichts mit dem Genesen zu thun haben, und rechneten umgekehrt wirklich mit der Genesung zusammenhängende kranke, feste Mausergebilde, wie die Hautschuppen, die Schorfe, die Eiterungen nicht zu den kritischen Ausleerungen, weil diese zu der antiken Krankheits-Qualitätentheorie nicht pafsten. Wegen solcher Widersprüche hatten neuere Solidarpathologen, Reil, Hufeland, allerhand Veränderungen (Modificationen) mit der Krisenlehre vorgenommen, die aber ihren Grundfehler nicht im Geringsten verbessert haben. Der Verf. kommt zu dem Resultat, *dafs die Krisenlehre eine anorganische widernatürlich auf den Organismus übertragene Lehre ist*, die viele organische Erscheinungen der Genesung gänzlich übersehen, andere aber widernatürlich aufgefafst und falsch gedeutet habe. Was die Alten Kochung und Krisis nannten, ist etwas ganz anderes, als was sie sich darunter vorstellten; es sind *organische Lebensactionen* und deren Residuen, die sie für *anorganische* Qualitäten ausgegeben und als solche durch Ausleerung behandelt haben. *Es giebt viele Auslee-*

Digitized by Google

rungen, die nicht kritisch sind, und viele Krisen, die keine Ausleerungen sind. Diejenigen Ausleerungen, welche keine Mauserproducte ausscheiden, wie die plastischen Secretionen, der Samme, der Speichel, der Schleim, der succus pancreaticus, die Milch, das Fett, das Serum sind niemals kritisch und können auch nie kritisch werden. Dagegen sind die eigentlichen Mausersecretionen: der Schweifs, der Urin, die Galle, kritische Ausleerungen, aber nur für diejenigen Krankheiten, deren Mauserstoffe im gesunden Zustande aus diesen Secretionsorganen ausgeworfen werden. Es giebt auch viele Krankheitsabwürfe, die nur als feste Gebilde sich lösen, wie der Eiter, die Schorfe, Hautschuppen u. s. w. Die Krisenlehre ist auch viel getadelt, aber beibehalten worden, weil man keine neue Genesungslehre an die Stelle hat setzen können. Der Verfasser *setzt an die Stelle der Krisenlehre seine Lehre der Anabiosis.* Die Genesung ist die Genesis der Gesundheit, sie ist eine organische Verjüngung, worin sich in modificirter Weise die beiden Acte von Bildung und Mauser wiederholen, sie ist eine Wiedergeburt, ein Wiederaufleben aus dem Todesprocefs der Krankheit. In der Genesung gewinnt wieder das Leben das entschiedene Uebergewicht über die Zerstörungs-, die Todestendenz der Krankheit. Es giebt von den gesunden zu den kranken Verjüngungsacten viele Uebergänge und Mittelstufen. So sind viele Thiere in der normalen Mauserperiode, z. B. die Insecten und Schlangen in der Periode der Häutung, die Vögel in der Periode, wann sie federn, die Krebse, wann sie ihre Schalen abwerfen, die Säugethiere, wann sie ihre Haare und Geweihe abwerfen, krank; sie fressen schlecht, schlafen unruhig, sind matt und erschöpft, indem sie aus den Raupenhäuten der Verjüngung nicht auskriechen können; ebenso ist das Weib in der Menstruation krank. Andererseits stockt der Flufs der Verjüngung oft krankhaft, wobei die Krankheit noch als Anlage (Krankheit der Gesunden) erscheint, ohne in Todesprocefs durchzubrechen. Die Neubildung in der Krankheitsverjüngung wird *Anabiosis*, die Krankheitsmauser, das Krankheitsschütt *Apobiosis*, der Abwurf der Mauserstoffe *Apolysis* genannt. Die apobiotischen Producte sind keinesweges immer in Gestalt chemischer Stoffe, sondern sie können auch als abgestorbene Formgebilde, als Formmauser, wie die abgelebten Bluttheile, Hauttheile, Nerventheile, Muskeltheile, die sich nun entweder im Leibe oder aufserhalb desselben in chemischen Stoff auflösen, abgeworfen werden. Die Acte der Anabiosis und Apobiosis verlaufen wie alles Organische in bestimmten Perioden; es werden die Perioden der Unreife, wo das Absterben das Uebergewicht über das Aufleben hat, es werden die Perioden der Reifung, der Verjüngung, wo die Neubildung und die Mauser vollendet wird, unterschieden. Als allgemeines Resultat der Untersuchung über Krankheitsverjüngung werden folgende Sätze aufgestellt:

1) Es giebt eine gesunde und eine kranke Verjüngung; in beiden kommen die Acte von Neubildung und Mauser vor.

2) Es giebt gesunde und kranke Mausern, welche aber von einander verschieden sind; die gesunde Harnmauser ist der Harnstoff, die kranke die Harnsäure und harnsauern Salze; die Mauser der gesunden Schleimhaut ist der mit Epithelium-Zellen erfüllte Schleim, die kranke Schleimhautmauser erscheint als Eiter; die gesunde Hautmauser zeigt sich in Form von Epidermoidalschichten, die kranke in Form von Schorfen, Schuppen u. s. w.

3) Die kranken Mausern haben zwar eine Neubildung hinter sich, aber die Verjüngung (Genesung) ist erst vollendet, wenn die kranken Mausern wieder in gesunde übergegangen sind.

4) Die kritischen Stoffe der Alten gehören zu den kranken Mausern, die also niemals schon eine vollendete Verjüngung hinter sich haben. Die vollendete Genesung tritt erst ein, wann alle sogenannten kritischen Stoffe verschwunden sind.

5) *Die kritischen Stoffe der Alten sind daher niemals ein Zeichen der Genesung, obgleich man sie seit Hippokrates, also* 2000 *Jahre lang, dafür angesehen hat, sondern sie sind immer Zeichen noch vorhandener Krankheit.*

6) Es giebt viele Mausern, die man nicht zu den kritischen Stoffen rechnete: Eiterbildung, Hautabschuppung, deren Bedeutung daher niemals erkannt worden ist. —

Mauseranstrengungen (molimina apolytica) entstehen durch den Reiz der Mausergebilde auf die junge Neubildung, die sich von ihren Lebensresiduen zu befreien strebt. Diese Anstrengung, die Last der Mausergebilde abzuwerfen, ist das über den Tod völ-

Digitized by Google

lig erwachende Leben. In den Lungen, dem Magen, den uropoëtischen Organen werden excitomotorische Bewegungen zu Hülfe gerufen, wodurch Magen- und Lungen-Erbrechen von reifen Mauserproducten entsteht. Die kranke Mauser kann unreif sein, wobei sich die jungen Bildungen schon vor ihrer Consolidation und Vollendung wieder auflösen (alle Colliquationen sind solche übereilte Mausern), oder es entstehen dadurch überreife Mausern, Mauserstockungen, wobei die zählebigen halb abgestorbenen Mausergebilde nicht zur rechten Zeit vollends absterben. Diese angehäuften, noch nicht vollkommen abgelebten Mauserschlakken geben Gelegenheit zu Polypenbildung, Hydatidenbildung, zur Bildung von parasitischen Thieren und Pflanzen (Schimmel, Infusorien, Sarcoptes scabiei). Krankheiten ohne (kranke) Mausern sind solche, wo die kranken Mausern von den gesunden unmerklich abweichen (Mausern ohne kranke Abschuppung). Die Mausern erscheinen entweder als Stoffmauser, welche besonders den animalen Organen gehören (wie im Urin, Schweifs, Galle), oder als Formmausern (Abschuppung der Hautschuppen, Blutungen, Epitheliumzellen, Eiter). Die Mausern der verschiedenen Organe des Blutes, der Haut, der Schleimhäute, des Nerven- und Muskelsystems werden in ihrem Zusammenhang charakterisirt. Die kranken Mausern des Bluts erscheinen als Stoff- und Formmausern. Als Formmausern erscheinen sie in den Blutungen (wie in den Hämorrhoiden, in der Haematemesis, Metrorrhagie, Proctorrhoe) als Stoffmausern erscheinen sie in der kranken Galle und den Melanosen etc.

Das Wesen der Genesung besteht nicht allein in dem Auswerfen der Mauserschlacken, sondern in der mit dem Mauserprocefs gleichzeitig stattfindenden Wiedererzeugung, Wiedergeburt der sich mausernden Theile. Nur solche Ausleerungen und Abwürfe können daher den Genesungsprocefs herbeiführen, die den andern Verjüngungsact, den Ausbildungsact hinter sich haben; dies sind aber nicht die kranken, sondern die gesunden Mausern. In Mauserstockungen kann eine Krankheit durch einen Sturm gegen dieselben die ganze Verjüngung wieder in frischen Flufs bringen, und die Krankheit also zum wichtigen Gesundheitsmittel werden.

Die unvollkommene Genesung durch Metamorphosen und Nachkrankheiten erhält durch die Verhältnisse der kranken Bildungs- und Mauseracte ein ganz neues Licht. Als unvollkommene oder verschleppte Genesung (Diabiosis) fafst der Verfasser diejenigen Zustände zusammen, welche man bisher Nachkrankheiten (Diadoche) oder Versetzungen (Metastasis), Formumwandlungen (Metaschematismus) genannt hat. Die Metastasen und Metaschematismen sind nach unserm Verf. Fortsetzungen des Todesprocesses in anderer Gestalt, in einem andern Verhältnisse der kämpfenden Gegensätze, des Todeskeims und seines Heerds, so wie der Gesundheitsactionen gegen dieselben. Metastasen sind Metamorphosen oder Verirrungen der Krankheitmauser. Wenn z. B. eine Hämorrhoidalmauserblutung nicht aus dem rectum erfolgt, sondern im Gehirn, im Magen, auf der Lungenschleimhaut ergossen wird, so dafs apoplexia cerebralis, Hämatemesis, Hämoptoë, Pneumorrhagie entstehen, so ist dies eine Metastase. Unter Nachkrankheiten fafst der Vf. diejenigen Zustände zusammen, in denen die Form des Todes- und Genesungsprocesses sich ändert, wobei aber der Krankheitskeim derselbe bleibt. Formveränderungen (Metaschematismen) sind nach ihm diejenigen Zustände, wobei kein vollkommenes Genesen stattfindet, sondern andere Krankheitsprocesse an die Stelle der ursprünglichen treten. Sie beruhn auf Sitzveränderungen, Veränderungen des Krankheitsheerdes und auf Veränderungen im Wehrprocesse. Höchst wichtig erscheint uns, was über die Reproduction der Mausern in Zehrkrankheiten gesagt ist. —

Der vierte Abschnitt enthält die Lehre vom Sterben. Das Sterben ist nur eine Fortsetzung des Todesprocesses der Krankheit, wobei die Wehractionen überwunden werden und die Anabiose nicht stattfindet. Es sind hierbei dreierlei Verhältnisse zu unterscheiden: 1) die Auflösung der Lebenserregung in allen Organen; 2) die Auflösung der organischen Form (Morpholyse) in chemischen Stoff; 3) die chemischen und physikalischen Veränderungen des Abgestorbenen. Es kann stattfinden, dafs die Selbsterregung zerstört wird, ohne Morpholyse, wie umgekehrt der Chemismus in einzelne Organe des Körpers dringen kann, bevor die Lebenserregung überall erloschen ist. Es giebt eine Erhaltung der organischen Form nach dem Tode, aber auch eine chemische Auflösung, die mitten in das Leben hineindringt. Es ist ein Kampf der anorganischen Gesetze mit den organischen, wobei die organischen

Digitized by Google

vollkommen in die anorganischen hineingezogen werden. Der Verfasser analysirt hiernach den Process des Sterbens: 1) im natürlichen Tode, 2) im Scheintode, 3) im Tode durch Krankheiten. Der natürliche Tod ist durch das Ablaufen der organischen Lebensperioden bedingt, wobei endlich der plastische Procefs in seinen Erzeugnissen und in den Mausergebilden erstickt, und auf diese Weise die Lebensflamme erlischt. Der natürliche nothwendige Tod ist eine von selbst erfolgende innere Biolyse, ein inneres Selbsterlöschen der Lebenserregung. Der *Scheintod* oder die Asphyxie ist ein Aufhören, eine Suspension aller Lebenserregung ohne Morpholyse, ein Zustand sich in die Länge ziehender bis zur höchsten Stufe gesteigerter Ohnmacht. Hier ist nur die centrale Blutbewegung und die Lungenrespiration suspendirt, aber die Blutbewegung in den peripherischen Gefäfsen dauert fort, daher leben die Asphyktischen durch Aufregung des Lebens von der Peripherie aus (durch Hautreize) wieder auf. Der *wirkliche Tod* ist ein Tod der centralen und der peripherischen Organe zugleich. Der Tod durch Krankheiten ist eine durch äufsere Verhältnisse bedingte gewaltsame Lebensvernichtung. Unter den vielen hier vorkommenden neuen Gesichtspuncten heben wir des Verfassers eigene neue, höchst interessante *Untersuchungen und Beobachtungen über den Hungertod* hervor. Bisher hat man den Hungertod als eine Abzehrung, eine über die Restauration überwiegende Stoffconsumtion angesehen, was Einige unter dem Begriffe der Verbrennung gefafst, Alle aber auf Abzehrung des vegetativen Lebens beschränkt haben. Des Verfassers Untersuchungen des Bluts vor Hunger gestorbener Thiere haben ihn aber zu ganz anderen Ansichten geführt. Er hat nämlich gefunden, dafs im Hungertode die Blutblasen verschrumpfen, schwinden, im höchsten Grade atrophisch werden, ohne sich zu regeneriren, während das Blutplasma weniger leidet. Die Menge der Blutblasen nimmt daher ab, in dem Mafse als die noch vorhandenen abgelebter erscheinen. Hiermit ist eine gehemmte und aufgehobene Respiration verbunden, so dafs das Blut nicht mehr arteriell belebt werden kann. Dabei entsteht zwar auch eine gehemmte Ernährung und eine Abzehrung, doch sterben die Thiere nicht an Abzehrung, sondern an Nervenlähmung, weil nämlich Gehirn, Rückenmark und peripherisches Nervensystem durch die gehemmte Blutrespiration und das gestörte Blutblasenleben überhaupt nicht normal belebt werden können. Das Nervensystem bedarf der Belebung durch arteriell respirirtes Blut am meisten, vielmehr als die vegetativen Organe, deren Verrichtungen daher selbst in Ohnmachten noch fortgehen. *Die verhungernden Thiere* sterben daher *an Ohnmacht, nicht an Abzehrung nach Schultz.* Dies stimmt auch mit den sonstigen Erscheinungen an verhungerten Thieren und Menschen überein. Die carnivoren Thiere, mit den zählebigsten Blutblasen können viel länger hungern, als die herbivoren mit schwachen wenig kontractilen, kurzlebigen Blutblasen, obgleich doch die plastische Ernährung in beiden gleich, wenn nicht bei den pflanzenfressenden Thieren vielmehr erhöht, als bei den fleischfressenden ist. Daher finden wir auch, dafs schon ganz abgezehrte Hunde und Katzen doch noch viel länger leben, als wohlgenährte Kaninchen, Schafe. Die letztern sterben viel früher, als sie ganz abgezehrt sind, während die ersten als wahre Scelette noch fortleben. Schon hieraus sieht man, dafs der Hungertod nicht durch Abzehrung geschieht. Der Hungertod geht vielmehr vom Nervensystem aus, die Thiere sterben an Nervenschwäche und Nervenlähmungen, womit überhaupt das grofse Schwächegefühl beim Hunger des Menschen zusammenhängt, was nach der Abzehrungstheorie unerklärlich wäre.

Schultz führt noch *ein neues höchst wichtiges Kennzeichen des wirklichen Todes und seines Unterschiedes vom Scheintode an*, welches darin besteht, dafs nach seinen Untersuchungen im wirklichen Tode die Blutblasen collabiren, einschrumpfen, gezackt, gekerbt in den Rändern und durchsichtig aussehen, was im Scheintode noch nicht geschieht, wo sie turgescirend bleiben. Alle diese Untersuchungen sind aus der neuen organischen Blutphysiologie hervorgegangen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre, von Dr. C. H. Schultz.

(Schluſs.)

Im fünften Abschnitt wird die Periodenlehre abgehandelt. Diese ist ebenfalls gänzlich im organischen Sinne umgeschmolzen worden. Die bisherige pathologische Periodenlehre war noch ganz Hippocratisch kosmologisch; es war eine anorganische Lehre, wie die ganze Pathologie überhaupt, in der man die Krankheitsperioden aus den Perioden des Erden- und Weltlebens überhaupt abzuleiten bemüht war, ohne die Krankheit selbst dabei um Rath zu fragen. Reil, Baumgarten-Crusius, überhaupt die neue naturhistorische Schule haben sich am meisten bemüht, die Krankheitsperioden aus den Perioden der Bewegung des Sonnen-, Planeten- und Trabantensystems abzuleiten, oder vielmehr sie darauf zurückzuführen, wobei an eine immanente Periodicität des organischen Lebens selbst nicht hat gedacht werden können. So weit man aber die Perioden des organischen Lebens bei den Krankheitsperioden berücksichtigt hat, hat man die Krankheitsperioden wieder auf Gesundheitsperioden reducirt und die Krankheits- und Gesundheitsperioden identificirt. Von allem diesem ist bei unserm Vf. das Entgegengesetzte. Die Krankheitsperioden werden aus der Natur der Krankheit selbst abgeleitet, deren Perioden eben so selbstständig sind, als die kosmischen und organische Gesundheitsperioden. Die Krankheit ist ein Todesproceſs im lebendigen Leibe; sie hat ein desorganisirendes, Form-Gestalt auflösendes Wesen. Je mehr das gesunde Leben geschwächt ist, desto mehr weichen die Krankheitsperioden von den Gesundheitsperioden ab; sie werden eigenthümlich von ihnen verschieden, wie der Todesproceſs vom Leben verschieden ist. *Alle Krankheitsperioden sind ihrem Wesen nach abnorme Perioden des gesunden Lebens,* während man bisher in ihnen immer etwas Normales gesucht hat, um eine individuelle Natur des Lebens in der Krankheit zu zeigen Mit dem veränderten Begriff der Krankheit als Todesproceſs müssen sich auch die Ansichten der Periodicität der Krankheit gänzlich ändern, wie denn überhaupt von Schultz alle antiken humoral- und solidarpathologischen Kategorieen der Pathologie vollkommen umgebildet worden sind. Die alte Dyscrasieenlehre, Krisenlehre, Symptomenlehre, Periodenlehre, alles hat einen gleichen kosmischen Charakter und einen bestimmten Zusammenhang, alles muſs daher mit einander stehen und fallen. Zuerst werden Stadien und Typen als Krankheitsperioden unterschieden.

Die Stadien sind die Todes- und Lebensalter der Krankheit und Genesung. Es sind die Zeiträume des Erkrankungs- und Genesungsprocesses und des Sterbens. Wir finden hier zunächst eine Kritik der antiken Stadienlehre, worauf vom Verf. der organische Unterschied von zwei Hauptstadien, von biolytischen Stadien und anabiotischen Stadien, in denen die beiden Acte von Absterben und Aufleben sich in entgegengesetzten Zuständen des Uebergewichts übereinander befinden, festgestellt wird. 1) Die biolytischen Stadien. Sie enthalten die Evolution der Krankheit und die Revolution der Gesundheit. Der Todesproceſs ist hier das Herrschende, das Regierende, der Tod hat das Uebergewicht über das Leben. An den biolytischen Stadien werden unterschieden: *a*) das Keimstadium, Ansteckungsstadium, Leidensstadium. Die Krankheit bleibt noch hier mehr topisch. Der Charakter dieses Stadiums ist der des Leidens, der Passivität, der Störung und Hemmung der Verrichtungen. *b*) Das Wehrstadium, das Reactionsstadium. Dies ist das Durchbruchsstadium, das Stadium der Activität und Auflehnung der Gesundheit gegen die Krankheit, womit das Wachsthum und Ausbreiten der Krankheit zusammenhängt. Fieber, Krämpfe, Entzündungen, treten hier am stärksten hervor. *c*) Das pa-

Digitized by Google

ralytische, agonistische Stadium, Todesstadium. Es entsteht, wenn die gesunden Wehractionen vollkommen vom Todesprocefs überwältigt werden, so dafs der Kranke stirbt. Das ist die wahre Blüthe (Acme) der Krankheit, ihr eigentliches Ziel. 2) Die anabiotischen Stadien. Sie enthalten die Evolution der Gesundheit und die Revolution der Krankheit. Es sind die Stadien der Genesis der Gesundheit, der Verjüngung, der Wiedergeburt, des Auflebens aus dem Todesprocefs der Krankheit. Die anabiotischen Stadien werden eingetheilt: *a*) in das Bildungs- (Involutions-) Stadium. Es ist eine Rückbildung der Krankheitsphänomene, ein Nachlassen, Zurückweichen der Reaction, der Heerd der Krankheit stirbt ab und der Verjüngungsprocefs tritt hervor; *b*) das Stadium der Mauser (Evolutions-Metamorphosenstadium), es ist die eigentliche Genesis der Gesundheit. Das Aufleben und die Verjüngung erreicht das vollständige Uebergewicht über den Todesprocefs der Krankheit. Der abgestorbene Heerd löst sich als Mauser (sei es als Eiterbildung, Abgallung, Abschuppung, Abschleimung, Abharnung) von der auflebenden Gesundheit ab. Die Apolysis der Mauserschlacken stellt sich ein. Die organische Entwickelung durch diese Stadien bedingt die Zeitabschnitte (Perioden) und die Dauer der Krankheit überhaupt. Die Krankheitsstadien haben immer einen unregelmäfsigen Verlauf, hiermit hängt zusammen, dafs auch die Aufeinanderfolge der Stadien keine bestimmte Regel befolgt. Die Rückfälle (morbi recidivi) späterer Stadien in ein früheres entstehen nach unserm Verf. durch die abnorme Reizung der jungen Neubildungen, durch die Mauserresiduen. Das Wesen der Recidive liegt in einem abnormen Verhältnifs der Apolyse zur Anabiose oder der Bildung und der Mauser der Krankheit. Die Bedeutung des Unterschiedes von acuten und chronischen Krankheiten für die Praxis wird wieder mehr hervorgehoben, namentlich in Betreff der Gegenwart oder Abwesenheit des Fiebers als allgemeinen Wehractes in acuten Krankheiten, wobei aber auf die Dauer an sich wenig ankommt. Bisher hatte man den Unterschied acuter und chronischer Krankheiten aus dem Grunde vernachläfsigt, weil viele sogenannte chronische Krankheiten, wie Lähmungen, sehr kurz (acut) sein und schnell tödten können. Allein hierbei kommt es weniger auf die Dauer als auf die Gegenwart und Abwesenheit der centralen Wehractionen, besonders des Fiebers an, in welchem Betracht die Unterschiede der acuten Krankheiten charakterisirt werden. Die Bedingungen, unter denen eine Krankheit acut oder chronisch wird, sind sehr verschieden. So nehmen die Krankheiten bei einem plethorischen Habitus, im Säuglings-, Kindes- und Jugendalter, beim sanguinischen und cholerischen Temperament mehr den acuten Charakter; dagegen im Mannes- und Greisenalter, beim phlegmatischen und melancholischen Temperament mehr den chronischen Charakter an.

Die Krankheitstypen sind nicht Typen der Form sondern typische Zeitabschnitte, Perioden der Wiederkehr in den Erscheinungen des Krankheitsverlaufs. Die Krankheitstypen sind veränderte abnorme Typen des gesunden Lebens, die als solche der Krankheit nicht inhäriren, sondern von ihr nur abgeändert und zuletzt zerstört werden. *Die Krankheit als Todesprocefs hat keine Typen*, sie verliert daher das Typische um so mehr, je mehr sie sich dem Tode nähert, was umgekehrt sein müfste, wenn das Typische der Krankheit als solcher inhärirte. Der Grund der Typen überhaupt liegt zwar im Körper und nicht in der Aufsenwelt, allein er liegt in der gesunden Organisation, deren Typen (wie Schlaf, Wachen, Athmen, Schwangerschaft, Trächtigkeit) durch die Krankheit verändert und zernichtet werden. Das Regelmäfsige, was man daher seit dem Alterthum in den Typen (z. B. den kritischen Tagen) hat finden wollen, ist in der Natur gar nicht vorhanden, sondern liegt nur in der alten anorganischen Theorie, *während alle Krankheitstypen als Aberrationen der Typen des gesunden Lebens unregelmäfsig sind.* Die Anlage zum Wechselfieber hat nach den Untersuchungen unsers Verf.'s ihren Quell im melanösen Blut, welches sich im Gefäfssystem, vorzüglich in der Pfortader ansammelt und sich von hier aus auf das centrale Nervensystem überträgt. Hauptsächlich leidet das excitomotorische System (medulla oblongata und spinalis), weil es vom melanösen Blut nicht gehörig erregt, belebt und verjüngt wird, gleichzeitig wird auch das Muskelsystem geschwächt. Die Hemmung der Verjüngung des Central-Nervensystems und Muskelsystems, die zugleich eine Muskel- und Nervenmausterstockung mit sich führt, hat kranke Erregung und Reizbarkeit beider Systeme zur Folge, wodurch excitomotorische Reizungen entstehen. Das

Digitized by Google

Gangliennervensystem zeigt hierbei keine andere als excitorische Reizungen (durch Indigestionen, Ueberladung), die aber eben so gut von der Haut aus (durch Erkältungen) erfolgen können. Die excitomotorischen Reizungen erzeugen den Schüttelfrost im Schauderstadium, mit welchem der Fieberparoxysmus beginnt. Die Hitze (das Hitze- oder Schweifsstadium) entsteht in Folge der krankhaften Blutreizung durch die vom Blut aus den Muskeln und Nerven aufgenommenen kranken Mauserstoffe (der Harn enthält Harnsäure, der Schweifs Ammoniak), während die Secretionsorgane sich aufser Thätigkeit befinden. Der Patient kann erst dann genesen, wenn die kranken Mauserstoffe aufhören sich zu erzeugen. Der melanöse Blutzustand im Wechselfieber bildet sich entweder von der Lunge aus durch Einathmen von mephitischer Sumpfluft (Schwefelwasserstoff-, Kohlenwasserstoffgas, Kohlensäure) oder von der Pfortader durch kranke Blinddarmdigestionen; Leber und Milz werden auch sehr oft in Mitleidenschaft gezogen. Zum Schlufs dieses Abschnittes läfst der Verf. noch eine Betrachtung über die Krankheiten der Weltgeschichte folgen.

Englische und französische Journalisten haben gegenwärtiges Werk gleich aus dem richtigen Gesichtspuncte aufgefafst, besonders Forbes, in dem Brittish and Foreign Medical Review und Cormack in dem London and Edinburgh monthly journal of medical science dieser letztere beschliefst seine Recension mit folgenden Worten: „Such is, we believe a accourate outline of the system of pathology proposed by the eminent Berlin Professor. It is marked by boldness, originality, ingenuity and is executed, so far as we have examined with a corresponding degree of energy, intelligence and success. Prof. Schultz is thoroughly dissatisfied with the state of science as it is, and aspires to place it upon a more appropriate and stable foundation." Auch in Deutschland ist dies von mehreren Seiten geschehen, wie in den Leipziger medizinischen Jahrbüchern, in der medizinischen Centralzeitung, wenn gleich mit weniger Sicherheit, wogegen andere auf den ganz irrigen Weg gerathen sind, gegenwärtiges Werk nach den Kategorieen der alten Humoral- und Solidarpathologie beurtheilen zu wollen, gegen welche eben der ganze Inhalt der Schrift sich richtet. Einige haben gesagt, Schultz sei ein Vitalist, ein Dynamiker, weil er das organische Leben zur Spitze seiner Erklärungen macht. Allein die wahre Natur der Schultz'schen Grundsätze und Entwickelungen ist mit den Kategorieen des Vitalismus und Dynamismus gar nicht zu bezeichnen. Dynamismus und Vitalismus nennt man nämlich die Ansicht, nach welcher das Leben aus geheimen Lebenskräften, nicht aus der Materie abgeleitet wird. Dynamische sind immaterielle Erklärungen. Die Schultz'schen Erklärungen aber sind ganz materiell, aber auf eine eigene Art materiell, sie sind organisch materiell, im Gegensatz des Anorganischen. Die Lehre von den Lebenskräften, der Vitalismus liegt dabei zwar im Hintergrunde, aber es ist nicht der alte Vitalismus und Dynamismus; denn Schultz begnügt sich nicht mit den hinter der Materie liegenden Kräften, sondern er löst alle organische Kraft in organischen Procefs auf. Es ist eine Lebensprocefslehre, nicht Lebenskraftlehre, wie der Dynamismus. Schultz sucht aber die ganze Unvollkommenheit des abstracten Vitalismus und Dynamismus uns zu zeigen und man mufs sich daher um so mehr wundern, wie man ihm dasjenige unterschieben kann, was er eben im Werke selbst widerlegt hat. Andere behaupten, Schultz sei ein Humoralist, ein Humoralpatholog. Als Grund zu dieser Behauptung darf man annehmen, dafs Schultz die hohe Wichtigkeit des Blutlebens im gesunden und kranken Zustand gezeigt hat. Er hat hier ganz neue Entdeckungen gemacht, die alte Blutphysiologie und Pathologie ist von ihm vollkommen umgekehrt worden. Das ist richtig, er ist aber darum kein Humoralpatholog, sondern himmelweit von Humoral- und Solidarpathologie verschieden; auch ist ja die Bedeutung dieser beiden Lehren im Buche selbst hinreichend ins Klare gesetzt. Humoralpathologie nennt man nämlich die alte Lehre der Dogmatiker, die von den neueren Jatrochemiatrikern angenommen worden ist, nach welcher alle Krankheiten in Fehlern der Säfte sitzen sollen, wie das gesunde Leben selbst nach dieser Theorie in den Säften, nicht in den festen Theilen sitzt. Aber man sieht hierbei ausdrücklich nur auf die Mischung der chemischen Bestandtheile und chemischen Qualitäten der Säfte. Man sucht die Ursache der Krankheiten in *Mischungsfehlern*, in Veränderungen der chemischen Bestandtheile der Säfte. Man nimmt hiernach Dyscrasieen, Schärfen, Stoffentmischungen, als Ursache der Krankheiten an; das ist Humoralpathologie.

Digitized by Google

Schultz sucht aber gerade die Irrthümer dieser Lehre zu zeigen. Er zeigt, dafs das Leben des Bluts nicht in den *chemischen Stoffbestandtheilen* liegt, die man durch chemische Analysen nach dem Tode erhält; sondern dafs gerade umgekehrt *organische Formbestandtheile* den Quell des Lebens enthalten. Die chemischen Stoffbestandtheile zeigen nur chemische Verwandtschaften, chemische Eigenschaften und niemals Lebenseigenschaften, wie Zeugung, Wachsthum, Empfindung, Bewegung. Die organischen Formbestandtheile des Bluts aber zeigen Wechselwirkungen ganz anderer Art (Autosynkrisen und Autodiakrisen), die den Grund der organischen Selbsterregung enthalten. In dieser Selbsterregung der organischen Formbestandtheile liegt der Quell des organischen Lebens und die Lebenskraft. Diese Lebenserregung aber beschränkt sich nicht allein auf das Blut, sondern findet sich in allen Organen wieder. Das Leben aller Organe sitzt in ihren organischen Formbestandtheilen und deren Selbsterregung und nicht im chemischen Stoff, der vielmehr zur Indifferenz, zur Ruhe gebracht ist. Wie die chemischen Stoffbestandtheile keine Lebenseigenschaften haben, so haben die organischen Formelemente des Körpers keine chemischen Eigenschaften; *es ist der grofse Irrthum gewesen, bisher chemische Eigenschaften und chemische Processe in den organischen Formgebilden suchen zu wollen.* In Krankheiten leidet also nach Schultz nicht der chemische Stoff, sondern die organische Selbsterregung der Formgebilde, diese wird aber nicht auf das Blut beschränkt, sondern durch alle Organe verfolgt. Man kann hieraus leicht sehen, wodurch sich Schultz von den Humoralpathologen unterscheidet. Er sieht die Krankheit einmal nicht allein im Blut und in den Säften, sondern in den Lebensveränderungen aller Organe; was aber das Wichtigste ist, er sucht die Krankheit nicht in chemischen Veränderungen der Stoffe des Körpers, sondern in organischen Veränderungen des Lebensprocesses der Formelemente desselben. Man begreift kaum, wie man dies für Humoralpathologie ausgeben kann. Die Humoralpathologie ist eine anorganische Stoff- und Qualitätenlehre. Einige haben gesagt, die Krankheitslehre sei teleologisch, weil der Satz darin vorkommt, dafs die Krankheit zum Tode führe, das Ziel, der Zweck ihrer Wirkungen der Tod sei. Man sieht aber leicht, welche verschiedene Begriffe hier vermengt werden. Teleologie ist im heut noch gültigen Platonischen und Aristotelischen Sinne die Ansicht, dafs alles in der Welt nach guten, vernünftigen Zwecken geschaffen sei, das Eine um des Zwecks eines Andern willen. Dieser Teleologie liegt überhaupt die alte ganz allgemeine kosmologische Naturanschauung zu Grunde, wobei, indem man das Wesen der Natur aus einem in ihm liegenden Geist (Idee, Weltseele) erklärt, die Welt als ein harmonisches Ganze, dessen Theile für einander geschaffen, angesehen wird, dafs so nach Plato die Welt ein Thier (ein Zoon) sei; die Aristotelische Entelechie, die Galenische Lehre de usu partium corporis humani etc. haben in dieser Teleologie und Entelechie ihren Grund. Diese Lehre gilt nur im Gebiete einer Weltanschauung im Ganzen und ist auf die specielle Darstellung organischer Naturerscheinungen ohne Beziehung; es ist nur eine Verwirrung der Vorstellungen, wenn man meint, die Krankheitslehre sei nach dem teleologischen Princip dargestellt, weil die Krankheit darin in ihrer unzweifelhaften Tendenz zum Sterben natürlich aufgelöst ist. Denn die ganze Krankheitslehre beruht gerade auf dem umgekehrten Princip als die Teleologie. Die Teleologie beruht auf dem Princip der *Harmonie* des Weltlebens; die Krankheitslehre beruht auf dem Princip der Disharmonie des Weltlebens oder vielmehr des absoluten Gegensatzes von Leben und Sterben, auf dem Kampf zwischen Leben und Tod, dem Gegensatz der organischen und anorganischen Natur. Nur Jemand, der dieses Princip der Pathologie unsers Verf.'s noch gar nicht begriffen hat, kann sagen wollen, sie sei teleologisch. Die Krankheitslehre ist so wenig auf Teleologie zu reduciren, als auf Humoral- und Solidarpathologie. Die Schultz'sche Doctrin ist eine organische Lebensprocefslehre. Diese ist unter keine der bisherigen pathologischen Kategorieen zu bringen; es ist keine Humorallehre, keine Solidarlehre, keine dynamische Lehre. Will man das Schultz'sche Princip mit einem Namen belegen, so ist es nur das *anabiotische* oder Verjüngungsprincip zu nennen, weil ihm die Lehre von der organischen Verjüngung zu Grunde liegt. Die anabiotische Doctrin ist eine von allen bisherigen medicinischen Theorieen durch und durch verschiedene. Sie ist nicht abstract dynamisch, nicht qualitativ materiell. Die dynamischen wie die qualitativen pathologischen Lehren sind anorganische Lehren, denn sie führen das organische Leben, seinem Princip nach, auf das (anorganische) Weltleben zurück, suchen den Grund der Lebenskraft in der Erde oder im Himmel. Schultz reducirt das organische Leben auf sich selbst; er sucht den Grund der Lebenskraft im eignen Innern des Organismus selbst; in einer organischen Analyse der Lebenskräfte. Die Andern *reduciren* die Lebenskraft, Schultz analysirt sie und findet ihren Quell im Lebensprocefs. Das ist der Unterschied. Schultz ist nicht Vitalist, nicht Humoralist, er ist ein Anabiotist. —

Isidor Bruner.

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

XXVI.

Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 *u.* 1829, *dargestellt durch Freiherrn von Moltke, Major im Königlich Preufsischen Generalstabe. Mit Karten und Plänen. Berlin,* 1845. *Druck und Verlag von G. Reimer.*

Der Hr. Verf. hat dem vorliegenden Werke weder ein Vorwort vorausgeschickt, noch, wenige Stellen ausgenommen, die Quellen angegeben, aus denen er bei Bearbeitung des Feldzuges geschöpft hat; indessen da wir nicht annehmen können, dafs sich der Autor von dem Einen wie von dem Andern ohne gewichtige Gründe losgesagt, so wollen wir hierüber mit demselben nicht rechten, obgleich im Allgemeinen bei einem rein wissenschaftlichen Werke die Angabe der Quellen nie fehlen sollte.

Vergleichen wir das vorliegende Werk mit den bisher erschienenen, so finden wir allerdings, dafs die vorzüglichsten derselben bei der Bearbeitung dem Hrn. Verf. vorgelegen, aber auch, dafs demselben noch andere Quellen zu Gebote gestanden haben, welche dem grofsen Publicum nicht zugänglich sind; dafs dies aber weder russische noch türkische Werke sind, schliefsen wir aus einer Stelle, bei Gelegenheit der Belagerung von Silistria, wo sich der Autor beschwert, dafs von den kriegführenden Partheien nur unvollständige Nachrichten vorhanden seien. „Die Türken" so lesen wir S. 212, „schreiben statt Geschichte einen schwülstigen Bombast, aus welchem die Wahrheit nicht zu erkennen ist, und die Russen hingegen scheinen kein Interesse zu haben, über diesen Theil ihres Feldzuges etwas zu veröffentlichen." Demnach erscheint es mehr als wahrscheinlich, dafs der Hr. Verf. vielfach mündliche Mittheilungen und ungedruckte Memoiren unpartheiischer Augenzeugen benutzt hat, wofür wir ihm im Namen der Militair-Litteratur Dank sagen müssen.

Aufserdem erweckt aber auch das vorliegende Werk dadurch ein höheres Interesse, dafs der Hr. Vf. durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Orient sich mit dem Heerwesen und der Kriegführung der Türken vollkommen vertraut gemacht hat, wie schon aus seinen früher erschienenen „Briefen über die Zustände und Begebenheiten in der Türkei in den Jahren 1835 bis 1839" hervorgeht, und dafs von demselben, wie die Pläne und Karten, welche dem gegenwärtigen Werke beigegeben und gröfstentheils mit dem Mefstisch aufgenommen sind, beweisen, der Feldzug an Ort und Stelle gründlich studirt wurde, wodurch die Gediegenheit der Arbeit nur erhöht werden konnte.

Die eben erwähnten Pläne (1 Uebersichtskarte und 27 Pläne) sind sämmtlich mit Umdruck gezeichnet. — Das Terrain ist namentlich auf der Uebersichtskarte so vorzüglich dargestellt, dafs man daraus mit Freuden die Fortschritte erkennt, welche die Metallographie seit einigen Jahren auch bei uns gemacht hat; dahingegen sind die Namen auf derselben Karte gröfstentheils so undeutlich geschrieben, dafs selbst gesunde Augen beim Aufsuchen derselben angestrengt werden müssen. Die genannten Karten und Pläne aber haben, da sie durch Recognoscirungen und genaue Aufnahmen entstanden sind, nicht nur für das Werk selbst, sondern auch für die Wissenschaft im Allgemeinen einen um so gröfsern Werth, als bis jetzt von diesen Gegenden nur ungenaue Darstellungen vorhanden waren.

Was die Anordnung des Ganzen anbetrifft, so ist das Werk (424 S.) in zwei Theile — der Feldzug von 1828 und der von 1829 — eingetheilt, welche wiederum nach den Ereignissen in mehrere Abschnitte zerfallen. Die Darstellung ist durchweg klar und überall mit treffender Kritik durchwebt. Hier und da hätten wir zur

Digitized by Google

leichteren Verständnifs einige Wiederholungen für nothwendig erachtet; denn von dem Leser ist nicht immer zu verlangen, dafs er die früher angegebenen Stärke-Verhältnisse und namentlich die Detachirung kleiner Abtheilungen, welche erst später in das Rad der Begebenheiten eingreifen, bis zu diesem Puncte im Gedächtnifs behalte. Eben so würden Erklärungen zu den Schlachtplänen, wie wir sie in den meisten militairischen Werken finden, zur Uebersichtlichkeit beigetragen haben. — Ob es ferner dem Hrn. Verf. nicht möglich gewesen wäre, den Einflufs der Persönlichkeiten, welche russischer Seits die Leitung des Feldzuges in den Händen hatten, mehr hervorzuheben, müssen wir bezweifeln, da dem Autor gewifs reiche Materialien zu Gebote gestanden haben, um auch nach dieser Richtung hin die Kriegsgeschichte zu bereichern. —

In der Einleitung betrachtet der Hr. Vf. die politischen Verhältnisse und „die türkisch-russische Armee." Er nennt es „Starrsinn," dafs Sultan Mahmud auf sein ursprüngliches Recht unter den obwaltenden Umständen bestand, und selbst nach der Schlacht von Navarin nicht zum Nachgeben bewogen werden konnte; allein mit einem richtigen Blick in die türkischen Verhältnisse finden wir später gesagt, „dafs der Sultan kühn und folgerecht sein mufste, weil er nicht nachgiebig sein durfte, da er zu machtlos in seinem eignen Lande war, um dem Auslande nachgeben zu können" — somit wäre der Starrsinn nur gebotene Klugheit gewesen.

Die schwierige Lage des Sultans leuchtet am deutlichsten aus dem hervor, was wir S. 18 über die Janitscharen-Vertilgung lesen.

„Der osmanische Herrscher pries sich glücklich, das osmanische Heer in einem Augenblick vernichtet zu haben, wo die Hälfte seiner Unterthanen in versteckter oder offener Empörung gegen ihn stand und die Schaaren seines gefürchteten Nachbarn bereit waren, in Europa und Asien einzudringen."

Die Gesammtstreitmacht der Türken während des Feldzuges 1828 wird auf 180,000 Mann, worunter 80,000 regulaire Truppen, berechnet; die nähere Beschreibung dieses Heeres und seines ungeheuren Trosses wird jeder Leser gewifs mit grofsem Interesse verfolgen. — „Ueberraschend" nennt der Hr. Vf. die geringe Macht, mit welcher der Staaten-Kolofs Rufsland den Kampf begann, denn die russische Armee war auf den Listen 120,000, in Wirklichkeit aber nicht über 100,000 Mann stark. Den gröfsten Theil der Schuld dieser unzureichenden Streitmittel schiebt der Hr. Vf. der Politik in die Schuhe, und allerdings mag sie dabei betheiligt sein; wenn aber bei der Betrachtung der innern Verhältnisse der russischen Armee, welche verhältnifsmäfsig viel zu wenig Cavallerie hatte, angegeben wird, dafs das Hauptquartier allein einen Trofs von 10,000 Pferden gehabt habe, weil das diplomatische Corps demselben gefolgt sei, um den Pulsschlag der politischen Stimmung jeden Augenblick fühlen zu können, so müssen wir diese Entschuldigung eines so übertriebenen Luxus in einem futterarmen Lande wie Bulgarien gänzlich zurückweisen; war doch der Trofs des Hauptquartiers der grofsen alliirten Armee 1814, dem zwei Kaiser und ein König folgten, lange nicht so bedeutend *).

Die Beschreibung des Kriegstheaters, welcher der Einleitung folgt, verdanken wir vorzüglich den gründlichen Recognoscirungen des Hrn. Vf.'s und namentlich erhalten wir über die militairische Wichtigkeit des Balkans, seiner Thäler und Uebergänge eine vollständig klare Anschauung. Ein Verdienst hätte sich aber der Hr. Verf. um die Wissenschaft erwerben können, nämlich die schwankende Rechtschreibung der türkischen Ortsnamen festzustellen; indessen ist dies leider nicht geschehen, indem sehr häufig die Namen im Text und auf der Karte und einigemal auf den Karten selbst verschieden geschrieben sind.

Von den festen Plätzen des Kriegstheaters, welche der Hr. Vf. fast sämmtlich mit dem Mefstisch aufgenommen hat, wird S. 49 gesagt, „dafs ihre Befestigung nach europäischen Begriffen meist nur armselig erscheine, wogegen die türkischen Commandanten das Gute hätten, dafs sie die schwachen Seiten ihres Platzes nicht kennen." — So kann Unwissenheit auch ihr Gutes haben. — Die gröfsern türkischen Festungen wurden, wie sich dies namentlich bei Brailo und Warna zeigte, mit glänzender Tapferkeit vertheidigt, wohingegen die kleinen festen Plätze verhältnifsmäfsig nur geringen Widerstand leisteten. „Dies darf nicht befremden," sagt der Hr. Vf. S. 101, „die Pforte ist nicht im Stande einen beträchtlichen Theil des Heeres

*) 1813 bedurfte das Gefolge Friedrich Wilhelm III. 200, das des Kaiser Alexander 800, das des Kaiser Franz 2000 Pferde.

Digitized by Google

zur Besetzung der festen Plätze verwenden zu können, und die Vertheidigung des Platzes bleibt sodann den Einwohnern meist selbst überlassen." Eine grofse Bevölkerung der Städte ist daher wesentliche Bedingung für die nachhaltige Behauptung ihrer Wälle, „denn die ganze männliche Bevölkerung liegt, da die Häuser ohnehin wenig Schutz gewähren, den Tag über hinter den Brustwehren der Wälle zerstreut, wo sie gemächlich die Gelegenheit abwartet, einen Feind niederzustrecken" (S. 99).

Die Ursache der geringen Erfolge des Feldzuges 1828 sucht der Hr. Vf. in der späten Eröffnung des Feldzuges und der ungenügenden Streitmacht der Russen; vielleicht dürfte in der Unsicherheit des Oberbefehls, wozu die sonst nur belebende Gegenwart des Kaisers auch beigetragen haben mag, ein dritter Grund verborgen liegen.

Der Operationsplan der Russen und vorzüglich der Marsch gegen Schumla wird in den einzelnen Abschnitten und am Ende des ersten Theils in den Schlufsbemerkungen einer strengen Kritik unterworfen. Mit gleicher Gründlichkeit wird die Untüchtigkeit des Grofs-Veziers Hussein-Pascha nachgewiesen, welcher fürchtete, „die leiseste Bewegung möchte den Lorbeer entblättern, welcher ihm durch seine Unthätigkeit zugefallen war." —

Der Belagerung von Warna und den damit zusammenhängenden Gefechten sind 69 S. gewidmet. Die Tapferkeit der Türken hinter Wall und Mauer tritt durch die Beschreibung des Hrn. Vf.'s ins hellste Licht. 2500 Ctr. Pulver wurden russischer Seits gegen die Festung verwendet, 50,000 Schufs aus Geschütz gegen dieselbe gethan, und hierbei ein dreiwöchentliches Aushalten der Garnison, nachdem zwei gangbare Sturmlücken in den Hauptwall gelegt, ist gewifs ein selten eintretender Fall. — Ueber das räthselhafte Verhalten des *Jussuf-Pascha*, welcher Warna länger als 2 Monate tapfer vertheidigte und dann plötzlich mit dem gröfsten Theil der Garnison zu den Russen überging, giebt der Verfasser folgenden Aufschlufs.

Er sagt: *Jussuf-Pascha* stammt von einem der wenigen aristokratischen Geschlechter der Türkei; als Derech-Bey (Thalfürst) war er der Gegenstand des Mifstrauens für den Grofsherrn, welcher jede erbliche Gewalt neben der seinen zu vernichten strebte, und die Einziehung des ausgedehnten Grundbesitzes des Paschas in der Gegend von *Aidos* war bereits im Divan beschlossen, als er noch in Warna jedem Vordringen der Russen Halt gebot." So kam *Jussuf* der Treulosigkeit seiner Regierung durch eignen Treubruch zuvor.

Der Fall von Warna entschied den Feldzug zu Gunsten der Russen; „bedenkt man aber" — so endet der erste Theil — „die ungeheuren Opfer, welche der Krieg im Jahre 1828 gekostet, so ist in der That schwer zu sagen, ob sie oder die Türken, denselben gewonnen oder verloren. So mufste der Werth *dieses* Feldzuges erst durch einen *zweiten* entschieden werden."

Dieser zweite Feldzug fand seine Entscheidung in der Schlacht von Kulewtscha am 11. Juni 1829, worin die moralische Kraft der Türken gebrochen wurde. Auch in dieser Schlacht erwies sich das, was der Hr. Vf. im 1. Theile S. 211 über die Fechtart der Türken sagt, als wahr. „Die Kriegsweise der Türken" — so lesen wir daselbst — „gleicht dem Verhalten eines wilden Ebers, welcher den Gegner nicht aufsucht, sondern ihn im Dickicht seiner Wälder erwartet, dann aber, wenn er vor ihm erscheint, mit blinder Wuth auf ihn einstürzt. Eben nur dieses erste ungestüme Anrennen, nicht aber eine zähe, dauernde Vertheidigung steht zu erwarten. Man wird daher den Orientalen gegenüber im Gefecht überhaupt nur wenig Truppen und besonders wenig Artillerie in Reserve stellen, sondern seine besten Trümpfe gleich ausspielen, denn wenige Stunden entscheiden stets über den Ausfall eines Engagements." — Die Türken erfochten anfänglich über die Avantgarde der Russen einen vollständigen Sieg, allein der erste ungestüme Andrang verwandelte sich unmittelbar darauf in regellose Flucht.

Am 20. August hielt der kühne russische Feldherr seinen Einzug in Adrianopel und erzwang, von hier aus die Hauptstadt des Reichs bedrohend, den Frieden. Wir lesen dies ausführlich im 5. Abschnitt des 2. Theils und finden bei der Darstellung der Sachlage die politischen und militairischen Verhältnisse scharf ausgeprägt und in der Beschreibung von Constantinopel ein Meisterstück der Militair-Geographie. Die Lage des General Diebitsch mit 20,000 Mann erschöpfter Truppen in einer feindlichen Stadt von 80,000 Einwohnern mitten zwischen 30,000 Türken bei Constantinopel und 30,000 Albanesen bei Sofia, war von der Art, dafs ein schwacher General eher in Versuchung

Digitized by Google

gekommen wäre, die Waffen zu strecken als, wie der russische Feldherr, durch ein weiteres Vorrücken gegen eine Hauptstadt von 500,000 Einwohnern, seinen überraschten Feinden den Frieden vorzuschreiben, welcher am 14. September unterzeichnet wurde.

„Wir glauben" — sagt der Vf. S. 390 vollkommen wahr — „dafs die Ratification den General Diebitsch aus einer Lage befreite, die kaum peinlicher sein konnte," aus einer Lage „welche nur wenige Tage verlängert werden durfte, um ihn von der Höhe des Sieges in den Abgrund des Verderbens zu stürzen."

Am Schlufs des Werkes giebt der Hr. Verf. eine interessante Uebersicht über die Verluste, welche die Russen in beiden Feldzügen, namentlich durch verheerende Krankheiten erlitten haben. Wir können hier nicht unterlassen, einige Angaben zu wiederholen.

In den 10 Monaten, vom März 1828 bis zum Febr. 1829 wurden in den Hospitälern und Feldlazarethen, im Ganzen 210,108 Kranke behandelt, so dafs also durchschnittlich, die Armee zu 100,000 Mann berechnet, jeder Mann 2 Mal im Lazareth gewesen ist; von diesen Kranken starben 28,000 Mann. (S. 412 steht 8,2000 Mann, was augenscheinlich ein Druckfehler), so dafs der erste Feldzug den Russen, die Verluste auf dem Schlachtfelde mitgerechnet, fast die Hälfte der Effectiv-Stärke kostete.

Das folgende Jahr verlangte noch gröfsere Opfer; im Juli lagen 40,000 Mann, also die Hälfte der Armee in den Spitälern; in den 5 Monaten März bis Juli wurden allein in den stehenden Hospitälern 81,214 Kranke aufgenommen, wovon 37 % starben, während die Sterblichkeit in den Regiments-Lazarethen 14,6 % betrug.

Im Ganzen berechnet der Vf. den Verlust der Russen im Jahre 1829 auf 60,000 Mann, so dafs kaum mehr als 10 bis 15,000 Combattanten über den Pruth in ihre Heimath zurückgekommen sind.

Die letzten Worte des Vf.'s sind dem Ruhme des Generals Diebitsch gewidmet, „der mit dem Schatten eines Heeres, aber mit dem Rufe der Unüberwindlichkeit, den glücklichen Ausgang des Feldzuges herbeiführte."

v. Witzleben.

XXVII.

Mahâ-Nâtaka, a dramatic history of King Râma by Hanumat: translated into english from the original Sanskrita by Mahârâja Kali Krishna Bahâdur, C. M. R. A. S. etc. etc. Calcutta, printed by N. Robertson and Co. at the Columbian Prefs. No. 65. Cossitollah. 1840.

Wenngleich im Gebiete der heutigen Sanskritphilologie meist nur die Werke europäischer Gelehrten einer wissenschaftlichen Beurtheilung unterworfen zu werden pflegen, so würde es doch ungerecht sein, die Bestrebungen indischer Sanskritkenner ganz mit Stillschweigen zu übergehen, besonders da dieselben durch die reichen Hülfsmittel, über welche sie gebieten, und durch die Anschauung des indischen Lebens mit seinen Gebräuchen, Sitten und Traditionen der europäischen Wissenschaft von ziemlichem Nutzen sein können. Dabei ist es bekannt, auf wie hoher Stufe geistiger und wissenschaftlicher Bildung mehrere literarisch bekannte Hindus standen, die dahin gelangten, Werke aus der selbst erst erlernten gelehrten Sprache Indiens theils in ihre Muttersprache, theils in das Englische zu übersetzen, eine Erscheinung, welche, die missionarischen Arbeiten abgerechnet, zu den Seltenheiten in der Literaturgeschichte gezählt werden darf. Neben dem gefeierten Namen eines Ram-Mohun-Roy sind aber noch gar manche andere zu erwähnen, von denen wir nur den eines Comul Sen, Lukhsmi Narayan Nyayalankar, Nil Ratun und Kaleekishen nennen. Was nun diesen letztern betrifft, mit dem wir uns als Herausgeber des obengenannten Werkes gegenwärtig zu beschäftigen haben, so möchte es zunächst interessant sein, Einiges, was von seinem literarischen Leben bekannt ist, kurz anzugeben. Es existiren zunächst von ihm bengalische Uebersetzungen englischer Werke, nämlich von Dr. Johnson's Rasselas, von Gay's fables, Polite-Learning, Globes u. s. w., von denen er die Fabeln von Gay auch in Hindustani übersetzte. In das Englische übersetzte er die Purushaparîxâ, die Vidvan-moda-tarangini, die 1832 mit Sanskrittext in Serampore erschien, sodann the Nîti-Sankalan und endlich das Mâha-Nâtaka, welches ebenfalls zugleich mit dem Sanskritoriginal 1840 in Calcutta gedruckt ward.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1846.

Mahâ-Nâtaka, a dramatic history of King Râma by Hanumat: translated into english from the original Sanskrita by Mahârâja Kalikrishna Bahâdur, C. M. R. A. S. etc. etc.

(Schlufs.)

Obgleich wahrscheinlich noch andere Werke aus der Feder dieses Mannes geflossen, wie unter andern ein Werk über indische Instrumente, die aber in Europa schwer zu finden sind, so reicht doch schon die eben genannte Reihe von Werken hin, um der eifrigen Thätigkeit dieses Indiers Anerkennung zu verschaffen. Diese ist ihm jedoch auch in Indien sowohl als anderwärts vielfach bezeigt worden. Er ward 1838 von Lord Bentinck zum Râjâ und Bahadur erhoben, wobei er eine Medaille erhielt mit den Inschriften: Vidyâ ratnam mahâdhanam und Magnum Vectigal est Eruditio. Ebenso liefs Louis Philippe eine Medaille für ihn schlagen, als Dank für Uebersendung seiner Werke, mit den Worten: donné par le Roi des Francais à Radjah Kali Krishna. 1836., und aus gleichem Grunde Wilhelm, König der Niederlande, mit der Inschrift: Ann Raja Kali-Krishna Bahadur. Te Calcutta Voor shet Aatnbod Van Ene Bengoalsche Beetaling der Engelsche Fabelen Van Gay Van Wege Den Koening. 1839.

Das obengenannte Werk, das *Mahânataka*, ist seinem Namen und Inhalte nach bereits in Europa bekannt, da es dasselbe ist als das *Hanumannatâka*, von dem Professor Wilson in seinen Select Specimens of the Theatre of the Hindus bereits 1827 einen Auszug und eine Beurtheilung gegeben hat. Das Stück behandelt, wie manche andre indischen Dramas, die Geschichte Râmas und zwar vollständig von seiner Jugend bis zur Rückkehr nach Agodhyâ. Dabei ist es jedoch von andern indischen Dramen wesentlich unterschieden, wie dies bereits von Wilson bemerkt worden ist, der ein ziemlich ungünstiges, aber wohl nicht ungerechtes Urtheil über den poetischen Werth dieses Werks fällt, indem er besonders das durchaus Undramatische desselben hervorhebt. Hierin wird man nun zwar allgemein beistimmen, wenn man sieht, wie fast die ganze Handlung als Erzählung aus dem Munde eines Dritten vorgetragen und nur in den eingestreuten, ziemlich häufigen Dialogen die handelnden Personen in der ersten Person redend eingeführt werden; jedoch ist es, bei der geringen Kenntnifs, die wir von den scenischen Aufführungen indischer Dramen zur Zeit ihrer Blüthe am Hofe des Vikramâditya und selbst noch am Hofe von Bhoja haben, sehr zweifelhaft, ob nicht eine bestimmte Art dramatischer Aufführung diese Anordnung nöthig machte. Allerdings stellt der Name nâtaka es in die erste der 28 Classen dramatischer Werke und somit auf gleiche Stufe mit der Sakuntalâ und Mudrârâxasa, dennoch aber weicht dieses Stück in andern Beziehungen so von den dramatischen Gesetzen, die in den beiden anderen beobachtet sind, ab, dafs es erst noch genauer Untersuchung bedarf, um zu sehen, ob die complicirten, handwerksmäfsigen Regeln der indischen Dramaturgie wirklich von Einflufs und bindender Kraft für die wahren Dichter waren, oder ob sie nicht vielmehr erst aus den freigeschaffenen Werken dieser mühsam und geistlos von spätern Gelehrten abgeleitet wurden. Wie dem nun auch sein mag, so ist es stets unglaublich, dafs ein Volk, welches Gefallen an den dramatischen Meisterwerken, wie Sakuntala, Urvasi etc. fand und sich an eine dramatisch fortgeführte Handlung gewöhnt hatte, ein halb erzählendes Drama, wie das gegenwärtige, ertragen und Jahrhunderte hindurch in Ansehn gehalten hätte, wenn nicht andere Mittel, als pantomimische Darstellung, Gesang, Aufzüge etc. oder aber ein ganz verschiedener Zweck, der der Erzählung mit untermischten theatralischen Dialogen, dasselbe gehalten

Digitized by Google

hätten. Für das Letzte dürfte vielleicht der Umstand sprechen, dafs durchaus kein Prakrit in dem Stücke vorkommt, was sonst viel dazu beiträgt, dem Dialoge Leben und Wirklichkeit zu verleihen; sodann aber auch die Art der Entstehung. Es wird nämlich, wie Prof. Wilson angiebt, berichtet, dafs es ursprünglich ein Werk von Hanuman selbst sei, der es auf Steine eingrub. Valmiki, der Dichter des Ramâyana, habe es gesehn und geglaubt, dafs die gröfsere Anmuth des Styls sein Werk verdunkeln werde. Hanuman habe aber so wenig von einem Schriftsteller an sich gehabt, dafs er dem Dichter, der sich bei ihm beklagte, seine Verse in das Meer zu werfen gebot. Valmiki that es und das Werk blieb Jahrhunderte unter den Wellen verborgen, bis endlich Stücke davon entdeckt und zum König Bhoja gebracht wurden, auf dessen Befehl Damodara Misra die Fragmente ordnete, die Lücken ausfüllte, und das Ganze zu einem vollständigen Werke machte. Prof. Wilson sagt selbst, dafs kein Grund vorhanden sei, die Erzählung für rein erdichtet zu halten, und dafs wahrscheinlich Fragmente eines alten Drama's später zu diesem Stücke verarbeitet wurden. Wenn wir nun aber auch in diesem Falle, wie so oft, statt an der sicheren Hand der Geschichte, auf den leichten Flügeln der Sage die Vergangenheit Indiens durchwandern müssen, sollten wir nicht in diesem dem Hanuman zugeschriebenen, also, wie so viele Epen, den Begebenheiten gleichzeitig gestellten Werke, eine Dichtung erkennen dürfen, die in episch-dramatischer Form die Thaten Râma's besang, die später durch das ausführliche Epos des Valmiki in das Meer der Vergessenheit geworfen, und deren spärlich erhaltene Reste wegen ihrer wechselnden, bald erzählenden, bald dialogisirenden Form mifsverstanden und zu einem Drama verarbeitet wurden? Auf diese Weise liefse sich vielleicht die Sage mit der jetzigen Form des Werks vereinigen. Neben vielen langweiligen, nichtssagenden oder doch nur die bekannten indischen Bilder wiederkäuenden Versen finden sich einige einfache und natürliche, und wir haben für einen derselben das ausdrückliche Zeugnifs seines Alters. Auch Kalikrishna berichtet aus dem Munde seines Pandits im Ganzen dieselbe Sage, jedoch mit einigen Abweichungen. Hanuman grub nach ihm sein Gedicht auf weiche Steine und warf sie aus Unzufriedenheit in's Meer. Viele Jahre darauf habe ein Prinz Wachsabdrücke davon nehmen lassen. Dann aber habe es schon unter Vikramâditya eine neue Bearbeitung von Kalidâsa erfahren, der einige Worte geändert und einige Slokas hinzugefügt habe, um es zu einem vollendeten Drama zu machen. Er fügt noch hinzu, dafs dies geschehn sei, als Vikramâditya nach dem Wunsche seines Astronomen Mihira sein Zelt an den Ufern des Meeres aufgeschlagen habe, und dafs während der Arbeit Hanuman dem Kalidâsa hinter einer Wolke erschienen sei, die wie ein Berg ihn zu erdrücken gedroht habe, wenn er irgend einen Fehler beginge. Merkwürdig ist sodann diese ganze Sage noch besonders deshalb, weil sie das erste, wenn auch nur sagenhafte Zeugnifs von der ältesten schriftlichen Aufzeichnung eines litterarischen Werkes in Indien ist.

Was nun das Werk betrifft, wie wir es jetzt als dramatisches Arrangement haben, so müssen hier ganz deutlich zwei Recensionen unterschieden werden, die, welche dem Berichte vom Prof. Wilson zu Grunde liegt, und eine andere nach der Kalikrishna uns Text und Uebersetzung geliefert hat. Was die erstere betrifft, so umfafst sie 14 Acte, und Prof. Wilson giebt demnach auch in 14 Abtheilungen den Gang des Stückes an. Sodann sagt er: „Zwei oder mehre Verse, welche die Gnade des Hari als Rama anrufen, eröffnen das Stück, aber es findet sich keine Erwähnung des Sûtradhâra noch irgend ein Vorspiel. Wir haben in der That weder hier noch weiterhin irgend eine Anzeige über das Auftreten und Abgehen der Personen, noch im Allgemeinen irgend eine Anzeige des Sprechers, so dafs uns nichts übrig bleibt, als aus der Handlung der Scene die passenden Personen zu ergänzen oder in ihrer Bestimmung uns von den Vermuthungen des Commentators leiten zu lassen. Es ist sehr deutlich, dafs die Person welche spricht häufig mit der Geschichte unverknüpft und der Dichter selbst ist, wie z. B. gleich im Anfang: Es war ein berühmter mächtiger König etc." Dies scheint nun in der That auch die ursprüngliche Gestalt des Werks nach seiner dramatischen Redaction zu sein, der Text des Kalikrishna hat aber diesen Uebelständen abgeholfen. Fürs Erste ist die Eintheilung der Acte und Scenen eine andere, und statt 14 haben wir hier nur 9 Acte. Ob auch die Verse in den verschiedenen Texten abweichen, läfst

Digitized by Google

sich schwer entscheiden, da Prof. Wilson nur sehr wenige aus seinen mss. anführt, und wir auch dann nur eine freie metrische Uebersetzung derselben haben, nach welcher Vergleiche mit Sicherheit nicht gemacht werden können. Dafs ganze Scenen und Gedanken, von denen Prof. Wilson spricht, in dem andern Texte nicht vorkommen, steht fest, aber auch der Vers z. B., der nach Prof. Wilson in der Unterredung zwischen Ravana und Râma's Gesandten, Angada, vorkommt, findet sich nicht hier in der andern Ausgabe, sondern an einem andern Orte v. 364, wo er dem Sohne Kumbhakarna's in den Mund gelegt wird. Er lautet:

Indram mâlyakaram, Sahasrakiranam dvâripratthârakam,
Candram chatradharam, Samira varunau sammârjayantau grihân,
Pâcakye pari nishthitam Hutavaham kim madgrihe nexase?
Raxobhaxyamanushyamâtravapushâm tam Râghavam stoshikim!

Vergleichen wir hier zugleich die Uebersetzung Kalikrishna's, um zu sehen, dafs sie, wie gewöhnlich, im Allgemeinen den Sinn wohl richtig fühlen läfst, im Einzelnen aber doch oft nicht treu genug ist. In my house Indra is the maker of flowery garlands, the Sun is the porter, the Moon is the umbrella holder, the Wind and Varuna are the sweepers, and Fire is the cook. Have not you found them doing service? Moreover, Râghava, though of human kind, is food for Rakshasas, how then does he deserve praise? Es müfste heifsen: Siehst Du nicht den Indra als Kränzeflechter, die Sonne an der Thür stehend als Wächter, den Mond als Schirmträger, den Wind und das Meer meine Häuser zusammen reinigend, das Feuer als Koch angestellt in meinem Hause? Wie kannst Du den Râghava preisen, dessen Körper ja nur menschlich ist und ein Frafs der Raxas sein mufs!

Weiter ist nun aber auch in der neuen Ausgabe, neben der Acteintheilung, zugleich die Eintheilung der Scenen gegeben, die Scenerie oder der Ort der Handlung bezeichnet, das Auf- und Abtreten der Personen bemerkt, und die betreffenden Verse, die nicht rein erzählend sind, den handelnden Personen in den Mund gelegt. Sodann wird der Sûtradhâra nicht nur gleich zu Anfang mit den bekannten Worten nândyante sûtradhârah erwähnt, sondern er spielt im ganzen Stück eine sehr grofse Rolle, indem ihm alle erzählenden Verse in den Mund gelegt werden. So sagt er auch selbst zu Ende der einleitenden Verse: taddhîrâh kurutapramodam adhunâ, vaktâsmi Râmâyanam, freut euch jetzt, ihr Weise, ich werde den Ramâyana sprechen. Die ganze Anordnung dieser Recension ist das Werk des Madhusudana Misra, den Kalikrishna in der Bhumikâ nennt, wo er sagt: Madhusûdanamisrena kritam samdarbhaso bhanam Râmalilodayasyâsya nâtakânukramena vai. Râmalilodaya heifst nämlich der erste Act. Von demselben heifst es anderwärts: Some time after (sc. after Kalidâsa) Madhusûdana Missara, an upcountry Pandit, edited the Mahâ nâtaka and arranged the slokas. Since which time, his examplar has been universally received. Die Angabe der Scenerie, des Auf- und Abtretens der Personen scheint jedoch von Kalikrishna, denn er schreibt sich dies Verdienst in einigen schwer verständlichen Sanskritversen selbst zu.

Das ganze Werk besteht in der indischen Ausgabe aus 9 Acten und 613 Versen. Die Einleitung umfafst 10 Verse, worauf der Sûtradhâra den Inhalt und Verfasser des Stücks in zwei Versen angiebt. Sodann beginnt der erste Act. Die Scene ist im Palast von Ayodhyâ und es treten auf Dasaratha, Râma, Laxmana, Bharata und Satrughna. In dieser ganzen Scene spricht jedoch Niemand als der Sûtradhâra, und zwar folgende Verse, die eben so gut oder vielmehr weit besser zu Anfang eines alten einfachen Epos stehen konnten: Es war ein König, der grofse Kriegswagen besafs, Dasaratha (Zehnwagen), das Haupt des Sonnenstammes. Ihm waren drei schöne Königinnen, in denen Liebreiz wohnte. Sie gebaren die vier Heldensöhne, den Râma, dann den Laxmana, den Satrughna und Bharata; dies waren Verkörperungen des Kaitabhafeindes (Vishnu's). Da ward Satrughna, der Prinz, geboren, ein Held, einzig zum Tödten der Feinde; dieser war dem Bharata in Liebe ergeben, der auch ein Sohn der Kekayî war. Saumitri (der Sohn der Sumitrâ, Laxmana) folgte dem Râma stets, ein Held in Rath und That. Die glücklichen Söhne Dasaratha's waren Verkörperungen vom Murarifeinde selbst." Darauf tritt der Angabe nach Visvâmitra auf, es folgt aber nichts als ein Vers, in welchem der Sohn Kusikas erwähnt wird, der sich zugleich genau an die vorhergehenden anschliefst: „Von diesen vier Söhnen nahm Râma, vom Sohne Kusikas des Gelingens eines Opfers wegen zu Hülfe gerufen, den Befehl des Vaters auf sein Haupt (auf sich), begleitet von Laxmana. Ehr-

Digitized by Google

furchtsvoll blickten ihn die lotosäugigen Frauen der Stadtbewohner an, und er ging zur Opferstätte, voll Wuth die Ungeheuer zu vernichten." Hiermit endet die erste Scene, der Schauplatz verändert sich in eine Einsiedelei, mit Namen Siddhyâsrama, nahe bei Buxar. Es treten Râma und Laxmana auf, was wieder nichts sagen will, als dafs Barden ihre Ankunft und ihren Sieg über Mârîca und andere Râxasas verkünden, worauf der Sûtradhâra hinzufügt, dafs nach Beschlufs der Opferfeierlichkeit Visvâmitra mit Râma zur Stadt des Janaka, nach Mithilâ geht. Die Handlung spielt darauf in Mithilâ, Barden verkünden das Nahen des Königs Janaka, begleitet von Râma und seinen Brüdern. Hier spricht nun zuerst Janaka: „Wer es sei, der diesen Bogen spannen kann, er soll meine Tochter zur Gattin haben", und es antwortet Saushkala, der Gesandte Ravana's, zornig: Was soll diese Probe für den Ravana, der so grofse Heldenthaten vollbracht hat." Hierauf folgt noch ein Sloka, von dem Janaka die erste Hälfte spricht: „Ich gebe sie, wenn er den Bogen des Mahesvara spannt", und Saushkala die zweite Hälfte: „Wäre es nicht der Bogen seines Guru's, des Siva, so zermalmt er ihn im Augenblick." Der Gesandte Ravana's geht ab, der Sûtradhara meldet das Nahen des Satânanda, des Priesters des Janaka, welcher darauf zum Wettkampf auffordert, dem selbst Râvana nicht gewachsen sei. Als darauf keiner der Kämpfer den Bogen spannen kann, so spricht Janaka: Von fernsten Landen sind all diese Könige zusammen hierhergekommen; dieses Mädchen strahlt lieblich wie gediegenes Gold, an Ruhm aber ist kein anderer gröfser als dieser. Aber ach von keinem ist dieser grofse Bogen angezogen, gebunden, gebogen oder auch nur von der Stelle gebracht; heldenlos ist also der Erdboden! Zu gleicher Zeit tritt Sîtâ mit ihren Freundinnen auf, ihr Blick entzündet Râma, Laxmana treibt ihn an, und Râma spannt und zerbricht den Bogen. Mehrere Verse schildern darauf die Wirkungen dieses Ereignisses, und in der nächsten Scene sehn wir die Vorbereitungen zur Hochzeit. Dasaratha kommt an mit den beiden andern Söhnen, grofse Festlichkeiten werden gefeiert, und vier Heirathen zugleich vollzogen, Râma mit Sîtâ, Laxmana mit Unmilâ, Sîtâ's Schwester, Bhârata mit Mândavî, der Tochter Kusadhvaja's, des Königs von Kasi, Bruders von Janaka, und Satrughna mit Srutakîrti, der Schwester Mândavî's. Darauf reist Dasaratha mit ihnen nach seiner Stadt zurück.

Ich habe diesen ersten Act etwas ausführlicher behandelt, damit er zugleich dazu diene, die Vermuthung zu rechtfertigen, dafs wir in diesem Stück mehr eine epische als dramatische Dichtung haben. Der gröfste Theil ist hier einfache Erzählung oder etwas ausgeschmücktere, breite Schilderung, wie z. B. wo die Wirkungen des Brechens des Bogens berichtet werden, was augenscheinlich späterer Zusatz ist. Nur in den Stellen, wo auch ein epischer Dichter seine Helden redend einführen würde, in Reden und Aufforderungen an eine Versammlung, in Streiten, in Ermahnungen etc. finden wir auch hier Verse, die den betreffenden Personen in den Mund gelegt werden. Ich glaube daher mit Recht in den Grundbestandtheilen des Werkes entweder die Ueberreste einer epischen Dichtung, oder aber die ersten Versuche dramatischer Kunst zu erblicken, zu einer Zeit, wo sie das Gebiet des Epos zu erweitern anfing, aber noch keine selbstständige Stellung gegen dasselbe eingenommen hatte. Es bleibt somit dies Werk stets ein interessantes Denkmal in der Entwickelungsgeschichte der Poesie, und würde von noch gröfserer Bedeutung sein, wenn nicht spätere Bearbeiter aus Mifsverständnifs die alten Ueberreste zu einem neuen Ganzen umgestaltet hätten.

Max Müller, in Paris.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

XXVIII.

Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meifsen und im Osterlande, und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Tittmann, königl. sächs. Geheim. Archivar. Erster Band. Dresden und Leipzig, 1845. *Arnoldische Buchh. VI u.* 396 *S.* 8. *Zweiter Band.* 1846. *IV u.* 298 *S.* 8.

„Der Markgraf Heinrich", so schreibt sein etwas jüngerer Zeitgenosse, der Presbyter Siegfried von ihm, ragte in Reichthum und in Ruhm vor allen Fürsten Deutschlands hervor. Er war sehr freigebig, von einer grofsen Zahl Ritter und Knechte umgeben, immer heiter, immer in Glanz und herrlichem Leben. Nicht blos Baronen und Rittern, Kapellanen und Knechten, sondern auch Fürsten und Edlen gab er reichlich bis zum Ueberflusse Speise und kostbare Kleidung. In solcher Pracht erschien er am Hofe des Kaisers, dafs er nicht blos bei Fürsten und Edlen, sondern auch bei dem Kaiser selbst, Staunen erregte." Und ähnliches Lob wird ihm in den andern Chroniken der Zeit gespendet, wie er ja auch von der Poesie des dreizehnten Jahrhunderts vielfach wegen seiner ritterlichen und fürstlichen Tugenden verherrlicht wird. Es ist also ohne Zweifel ein schönes und dankenswerthes Unternehmen, das Andenken dieser bedeutenden Persönlichkeit durch biographisch-geschichtliche Darstellung für unsre Gegenwart wieder aufzufrischen, mag sich auch die Neigung derselben nicht mehr so ausschliefslich, wie es noch vor wenigen Jahrzehnden der Fall war, jener Periode der mittelalterlichen Romantik in ihrer glänzendsten Erscheinung zuwenden. Und man sollte glauben, es sei vermöge des verhandnen geschichtlichen Materials hier viel eher als in manchem andern Fall möglich, ein bestimmtes und abgerundetes Bild zeichnen zu können, da in einer grofsen Anzahl von Chroniken, mag auch jede, einzeln für sich betrachtet, noch so dürftige und spärliche Ausbeute gewähren, in einer Unmasse von eigentlichen Urkunden, ja selbst in der Poesie jener Zeit historischer Stoff reichlich aufgespeichert ist, der nur den rechten Baumeister zu erwarten scheint, welcher ihn zu einem organischen Ganzen kunstreich zusammenfügt. Der Vf. aber hat, trotzdem, dafs der Titel des Werkes es zu versprechen scheint, nicht für thunlich gehalten, sich diese Aufgabe zu stellen. Hören wir ihn selbst über seinen Gegenstand sprechen (p. VII): „Ueber das Leben und die Regierung des Markgrafen Heinrichs von Meifsen, mit dem Beinamen des Erlauchten, fliefsen freilich die Quellen zu dürftig, als dafs jene Lebendigkeit und Ausführlichkeit des Bildes gewonnen werden könnte, wodurch die Darstellung des Einzelnen nicht weniger, als der Blick auf das Ganze, in die Tiefe zu dringen und anzuziehen vermag, in gegenseitig ergänzendem Verhältnisse des Einzelnen zu dem Allgemeinen wie Bild und Begriff sich verhalten. — Reichlicher Stoff hat sich zu einer Schilderung des Kreises gefunden, der diesen Fürsten berührt hat und von ihm berührt worden ist, Zustände, Verhältnisse, Art der Zeit. Diese Darstellung füllt den gröfsten Theil des Buchs." Es ist also eine Schilderung der Verfassungs- und Culturzustände eines der wichtigsten und umfangreichsten unter den einzelnen mehr oder weniger von selbstständigem Leben durchdrungenen Gliedern des mittelalterlichen Deutschlands, was uns hier hauptsächlich geboten wird.

Niemand wird das Dankenswerthe eines solchen Unternehmens verkennen, wenn es, wie hier der Fall, gründlich und umsichtig begonnen ist, und auf dem Standpuncte steht, welchen die heutige deutsche Geschichtsforschung als unerläfslich nothwendig voraussetzen mufs, soll sie anders aus dergleichen Werken eine bedeutende Förderung erhalten. Denn zweierlei

Digitized by Google

hauptsächlich scheint bei Bearbeitung der deutschen Specialgeschichten zu berücksichtigen, mögen sie nun einen Gegenstand haben, welchen sie wollen, mögen sie als wirkliche Landes- oder Provincialgeschichten, oder in engerem Umfange sich bewegende eigentlich monographische Darstellungen theils einzelne bedeutende Persönlichkeiten, theils kürzere Zeiträume und Entwicklungsperioden aus jenem gröfsern Ganzen zur Anschauung bringen; einmal mufs ein gründliches und gewissenhaftes Eingehen in seine specielleren Erscheinungen mit Hülfe eines sorgfältig gesammelten Materials vorausgesetzt werden, also ein mehr äufserliches, mechanisches Geschäft, eine blofse Aufgabe des gelehrten Sammlerfleifses; und dann die Fähigkeit, das Eigenthümliche jener localen und provinciellen Gestaltungen mit Hülfe einer gründlichen Einsicht in die allgemeine deutsche Entwickelung zu begreifen und zu durchdringen und dieses Einzelne in gehörigen Zusammenhang mit dem Ganzen zu setzen. Das erste war schon seit langem von den Bearbeitern unsrer Specialgeschichten geleistet worden, während die Bedeutung des letzten, welches überhaupt dieser ganzen Thätigkeit ihren eigentlichen Werth giebt, erst in der neueren Zeit zur Anerkennung gebracht wurde. Es ist eine gar nicht grofse Anzahl von Werken, in denen dieses Princip hervortritt, und ihnen schliefst sich das vorliegende in dieser Beziehung würdig an, wie es auch in Hinsicht der Wichtigkeit des theilweise ganz neu zu Tage geförderten historischen Materials, aus dem es zusammengefügt ist, hinter keinem ähnlichen zurückstehen mufs. Wenn auf diesem Wege, wie zu hoffen steht, immer weiter gegangen wird, so wird sich bald der wohlthätigste Einflufs namentlich auf die Gestaltung unserer deutschen Staats- und Rechtsgeschichte geltend machen. Wer je ihr unendliches Gebiet mit einigem Fleifse durchforscht und es versucht hat, aus ihr lebendige feste Anschauungen in sich aufzunehmen, der wird erfahren haben, wie schwer, ja für manche Zeiträume fast unmöglich dies ist, trotz der glänzend und nicht genug anzuerkennenden Fortschritte, die diese Wissenschaft unter der Pflege ihrer grofsen Vertreter seit ungefähr 40 Jahren gemacht hat. Dies Schwankende und Unbestimmte, welches sich mehr in allgemeiner Reflexion als in festen Anschauungen bewegt, wird einzig und allein durch Forschungen von ähnlichem Charakter, wie die des Verf.'s, aus ihr entfernt werden, in denen eine Masse von positiven Erscheinungen auf staatlichem und rechtlichem Gebiete, deren innerer Zusammenhang durch Rücksichtnahme auf die gleichzeitige Entwickelung des übrigen Deutschlands glücklich gewahrt ist, lebendig uns vor die Augen tritt.

Was nun die Bedeutung des vom Verf. gewählten Thema's an und für sich betrifft, so ist schon der locale Umfang, auf welchen sich die Darstellung erstreckt, und der Zeitraum für jeden Kenner der Geschichte des Mittelalters hinreichende Bürgschaft dafür, dafs in ihm des Interessanten und Ansprechenden genug sei, um eine eigene selbständige Behandlung zu verdienen. Denn eben aus dem ersten Gesichtspuncte bilden die hier in Betracht kommenden Länder einen der gröfsten und ausgedehntesten Bestandtheile des damaligen Deutschlands. Das Meifsner- und Osterland allein ist schon nach damaligen Begriffen eines der beträchlichsten Territorien; rechnet man alles übrige hinzu, Thüringen, das Pleisnerland und die übrigen kleinern Besitzungen, so konnte sich der Inhaber solcher Länder wohl mit den gröfsten Fürsten des Reichs, wenn man drei oder vier etwa ausnimmt, messen.

Was die Zeit betrifft, so ist es die eigentliche Schlufsperiode des rechtdeutschen Mittelalters, das Ende der Hohenstaufen, das grofse Interregnum, sowie der Beginn einer neuen Gestaltung der Dinge mit Rudolph von Habsburg, deren Erscheinungen hier geschildert werden; gewifs eine der merkwürdigsten, reichsten und buntesten in der ganzen vaterländischen Geschichte, eine grofse Uebergangsperiode, deren gewaltige Erschütterungen fast in allen Theilen des deutschen Landes gleich stark gefühlt wurden, beinahe am stärksten aber in den thüringischen Gegenden, wozu vor allem noch andere Verhältnisse, die zwar an und für sich mit den allgemeinen deutschen nicht in Berührung standen, beitrugen, namentlich das Erlöschen des alten fürstlichen Stammes und die langwierigen Erbfolgestreitigkeiten, welche das unglückliche Land an den Rand des Verderbens brachten. Es ist dies die merkwürdige Zeit, in welcher der alte tiefe Begriff des Kaiserthums allmählig aus dem Bewufstsein der Fürsten und des Volkes zu verschwinden beginnt; es ist durch die immer wiederholten Schläge und Niederlagen, die es von der Kirche erlitten, noch bei Lebzeiten Friedrichs II. für Deutschland nicht viel mehr als ein Phantom, und es droht durch dreiundzwanzigjährige

Digitized by Google

Erledigung des Thrones auch das letzte Titelchen innerer Bedeutung, den dieser Name noch hatte, und damit der Zusammenhang Deutschlands ganz unterzugehen, wenn nicht durch die gewaltige Erscheinung Rudolphs aus den zusammengestürzten Trümmern des alten Kaiserthums die Grundlage zu einem neuen Gebäude, einem wirklich deutschen Königthume mit immensem Talente, gewaltigem Muth, und noch gröfserer Schlauheit und Ausdauer gelegt worden wäre; was freilich durch die Schuld seiner Nachfolger oder ihrer Zeit, die diese grofse, für Deutschlands Heil einzig zu befolgende Bahn verliefsen, wieder zu Grunde ging. Daneben, welcher Umschwung in allen anderen staatlichen, sittlichen und Culturverhältnissen drängt sich in jene Periode des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland zusammen? Sie ist es eigentlich, welche die bis dahin fast ganz schwankende und vage Stellung der Fürstenmacht, sowohl nach oben dem Reichsoberhaupt gegenüber, als auch nach unten, gegenüber dem niederen Adel, den Städten und dem eigentlichen Volke einigermafsen consolidirt. Jetzt erst bildet sich eigentlich der Begriff der domini territoriales, die Grundlage der ganzen fürstlichen Stellung späterer Zeit, denn mit ihm erlischt erst völlig das Bewufstsein ihrer frühern Stellung in ihnen und in den andern ihnen Gegenüberstehenden, das Bewufstsein, dafs sie nur Beamte, Stellvertreter der höchsten Gewalt des ganzen Reichs des Kaisers seien. Eben so sind es diese Zeiten, welche das innerlich grofse, wichtigste und erfreulichste Element in der Gestaltung der späteren deutschen Geschichte, das der Städtischen Freiheit theils erst begründeten, theils zu solcher Stufe der Entwicklung brachten, auf der es allein eine starke und feste Position gegen alle seine Feinde und Bedränger, die Fürstenmacht und den niedern Adel, annehmen konnte. Eben so ist auch für den dritten grofsen Bestandtheil des älteren deutschen politischen Lebens, den niederen Adel, diese Zeit von der allerhöchsten Bedeutung. Jetzt nachdem der Begriff einer allgemeinen christlichen Ritterschaft, die in sich auf gleiche Weise Kaiser, Fürst und Adel verband, hohl und leer geworden ist, wenn er gleich dem Namen nach noch fortbesteht, tritt zuerst die Unterordnung fühlbar hervor, in welcher dieser Stand seinen ehemaligen Brüdern, den Fürsten gegenüber steht; zugleich aber der Aerger und die Erbitterung über diese Bevortheilung, die sich in einer Masse charakteristischer Verhältnisse Luft macht; man erinnere sich nur, dafs dies die Periode des eigentlichen Faustrechts ist. — Wie vieles andere Hiehergehörige liefse sich noch beibringen, wenn man alle oder nur die hauptsächlichen Momente des Untergangs jener eigentlichen mittelalterlichen Zeit und des Erstehens einer neuen auf anderen Grundlagen basirten und von anderen Ideen durchdrungenen und bewegten hier hervorheben könnte oder wollte. Wir glauben, die obigen Andeutungen genügen, um auf die hohe Wichtigkeit des gewählten Zeitraumes aufmerksam zu machen, und wollen nur noch eines berühren, was unseres Erachtens noch nicht hinlänglich bei der Betrachtung und Darstellung unserer inneren deutschen Geschichte hervorgehoben wird. Neben den allgemeinen Zuständen in ihrer damaligen eigenthümlichen Zersetzung und Neugestaltung, wie sie für ganz Deutschland gemeinsam gültig auch in den, hier den localen Kreis der Darstellung bildenden Landschaften zum Vorschein kommen, hat die historische Entwicklung derselben, wie während des ganzen Mittelalters, so auch in dieser Periode einen ganz besondern, andern Theilen Deutschlands fehlenden Charakter, welcher in dem eigenthümlichen Verwandtschaftsverhältnifs wurzelt, in dem sie zu dem ganzen Vaterlande stehen. Es sind ja ehemals von fremden slavischen Stämmen bewohnte Gegenden, die in Jahrhunderte lang fortgesetztem Kampfe diesen entrissen, allmählig in den Kreis der deutschen Cultur gezogen worden. Und die Nachwirkung dieses geschichtlichen Verhältnisses hat hier manche ganz singulare Erscheinungen erzeugt, die dem andern, namentlich dem südlichen Deutschland ganz abgehen. Es findet hier eine Berührung mit slavischer Art und Volksthümlichkeit statt, theils auch eine materielle Vermischung dieses und des germanischen Elementes, theils mehr auf geistigem Wege hervorgebracht. Denn obgleich im ganzen Mittelalter bei allem Zusammentreffen des deutschen und slavischen Wesens, sei es auf welchem Gebiete es wolle, das erstere immer über letzteres die Oberhand gewinnt, so macht sich doch auch, zwar wenig bemerkbar und noch weniger bis jetzt beachtet, eine Reaction des letzteren gegen das erstere geltend, die von dem Eindringen slavischer Worte und Fügungen in die deut-

Digitized by Google

sche Sprache bis hinauf zu Einflüssen auf die ganze Staatsbildung und die Entwicklung der politischen Begriffe reicht.

Mehr als in allen anderen deutschen, den Slaven abgewonnenen Ländern, ist dies gerade hier der Fall; die Gründe davon scheinen uns nicht so sehr verborgen zu liegen. Einmal wandte sich doch der Hauptstofs und Drang des deutschen Colonisationsstromes, der von Westen nach Osten viele Jahrhunderte hindurch relativ viel gewaltiger und anhaltender fluthete, als der, welcher jetzt von unserem Vaterlande nach Westen über das Meer sich ergiefst, von dem eigentlichen Niederdeutschland aus über die Elbe, d. h. nördlich des Meifsner Landes, und dorthin verloren sich nur einzelne, schwache Arme und Wasseradern. Es entsprang zwar für eben diese Lande eine selbständige Quelle in den thüringischen ihnen am nächsten gelegenen Gegenden, die sie in numerischem Verhältnisse nicht weniger reichlich wird übergossen haben, als jene nördlichere die Mark, Pommern, Meklenburg, Preufsen; obgleich sich das Detail nicht mehr nachweisen läfst. Aber es war nicht die für Colonisation von der Natur so recht eigentlich geschaffene derbe niederdeutsche Individualität, sondern eine weit schwächere, weichere und mit fremden Elementen leichter sich amalgamirende, die hier colonisirend auftrat. Daher ist auch für diese Gegenden eine wirkliche, materielle Vermischung und Verschmelzung beider Nationalitäten, nicht abzuleugnen, ein Vorgang, der für die nördlicher gelegenen Länder, welche zumeist von dem eigentlichen niederdeutschen Stamme occupirt wurden, wenigstens nicht in diesem Mafse statt gefunden hat, wie hier, wenn er sich nicht vielmehr, was uns das wahrscheinlichere ist, ganz anders, als bisher gewöhnlich angenommen wird, gestaltet haben sollte. Daneben äufserten hier mehr, als anderswo in den neuerworbenen deutschen Ländern, slavische Einflüfse von aufsen her ihre Wirkung. Denn als Nachbarland hatte man den bedeutendsten slavischen Staat des Mittelalters, Böhmen, und eine innige Wechselbeziehung war schon durch die Stromverbindung der Elbe von der Natur angebahnt worden. In dieser Zeit des dreizehnten Jahrhunderts namentlich, in der Böhmen den höchsten Glanz erreicht hatte, dessen es als selbständiges Reich je theilhaftig geworden, ist es der Hof der böhmischen Könige, auf den sich vor allem die Blicke des Herrn von Meifsen richten, um so eher, als der frühere eigentliche Mittelpunct des deutschen fürstlichen Lebens und Treibens, der Kaiser, mehr und mehr diese seine Bedeutung verliert. Besonders ist es die Zeit des Interregnums, wo auf der einen Seite kaum noch der Name des Kaisers ohne irgend eine lebendige Beziehung auf die Glieder des Reichs übrig ist, während andrerseits um die glänzende, gewaltige Erscheinung eines Ottokars von Böhmen naturgemäfs alle Nachbarländer und ihre Fürsten, mögen sie nun slavisch oder deutsch sein, sich gruppiren. So auch in späterer Zeit, als mit Rudolph v. Habsburg wieder Halt und Fuge in die zerfallenen Glieder des Reiches gebracht wurde, bleibt doch der eigentliche Einflufs dieser neuen Central-Gewalt lange auf den Westen und Süden beschränkt, und es steht diesem noch immer jenes imposante slavische Ostreich mit seinen Dependenzien, wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen, entgegen, zu denen auch jene Länder zu rechnen sind, bis sie dann nach der Zerschmetterung dieser Macht durch Rudolphs Glück und Geschick allmälig wieder mit dem Gesammtreiche verknüpft werden. Will man einen äufseren Moment als Anhaltspunct für diese Verhältnisse haben, so ist am füglichsten der grofse Hof- und Reichstag zu Erfurt, den Rudolph 1290 gehalten hat, dafür anzusetzen. Durch ihn sind diese nach dem Untergange der böhmischen Macht gewissermafsen ganz in der Luft schwebenden und in einer eigenthümlichen Weise unabhängigen Glieder des Reichs sehr zu ihrem Vortheile mit dem Ganzen wieder in lebendigen Zusammenhang getreten. Es ist nun ganz natürlich, dafs ein solches Abhängigkeitsverhältnifs, welches, wenn es auch nicht staatsrechtlich begründet war, doch factisch und um so wirksamer bestand, in mancherlei Weise seinen Einflufs üben mufste. Zunächst läfst er sich in der Politik des Herrschers nachweisen, die stets der damaligen böhmischen angepafst erscheint, noch mehr aber würde er sich auf anderem Gebiete herausstellen, wenn uns in die geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten des Herrn und seiner Leute ein schärferer Blick vergönnt wäre. So müssen wir uns mit einigen Andeutungen begnügen, die freilich dem, welcher sie recht zu würdigen versteht, genügen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meifsen und im Osterlande und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Tittmann.

(Fortsetzung.)

Es erscheinen in dem Leben und Treiben Heinrichs, in seinem Charakter als Fürst und Mensch einige jener bemerkenswerthen Züge, die auch in Ottokar und anderen seines gleichen in älterer und neuerer Zeit, trotz alles Firnisses deutscher Bildung, den Slaven erkennen lassen, hier aber offenbar nur durch die geistige Einwirkung jenes Elementes auf dieses zu erklären sind. So das Gefallen an Verschwendung, Prunk und Glanz, mit dem sich eine unmäfsige Habsucht in den meisten Fällen und so auch hier recht gut verträgt, eine gewisse Neigung zu despotischer Härte, welche neben einer Milde, die mitunter in Schlaffheit übergeht, bestehen kann; mit einem Worte etwas von der Sultansnatur, die in dem böhmischen König spukt, ist auch auf seinen Freund und Trabanten übergegangen, wenn freilich in Folge der ächt deutschen Grundlagen seines Wesens in sehr gemilderter und erträglicher Weise. Und Aehnliches wie für den Herrn gilt auch für die Leute; so sind neben den im Innern und schon seit längerer Zeit wirkenden slavischen Elementen, die ja grofsentheils die Grundlage der Bevölkerung bilden und hie und da, wie in einigen Gegenden des Osterlandes, damals noch nicht einmal durch einen deutschen Anstrich unkenntlich gemacht waren, damals noch äufsere auf demselben Wege thätig und erzeugen hier auf solche Art Zustände, die von den übrigen deutschen in mancher wichtigen Beziehung vielfach abweichen. — Es däucht uns somit genugsam auseinandergesetzt worden zu sein, welches grofse Interesse in dieser Hinsicht die Länder, die in den Bereich der Darstellung des Verf.'s fallen, für die Entwicklung unserer allgemeinen Staats- und Culturgeschichte in Anspruch nehmen müssen; wir schreiten jetzt fort zu einem kurzen Ueberblick dessen, was hier geboten wird, da aufs Einzelne einzugehen die Natur der Sache verbietet, wie sich gleich zeigen wird. Nur hie und da sei etwas gröfsere Ausführlichkeit erlaubt.

Wir haben gleich oben bemerkt, dafs der biographische Theil des Werkes räumlich bei weitem hinter dem andern zurücksteht, der die Zustände und Verhältnisse uns vorführt, in denen sich jene Persönlichkeit bewegte. Es ist unseres Erachtens nicht unpassend von dem Verf. gewesen, diesen hauptsächlichsten Theil des Werkes, zwar gegen die bisher in den meisten Fällen befolgte Gewohnheit, der Ordnung nach gleich voran zu stellen. Man pflegt sonst in derartigen Darstellungen erst den eigentlichen historischen Theil, mag er noch so dürftig bedacht und eigentlich als Nebensache behandelt sein, vorausgehen zu lassen, und erst dann die Entwicklung der staatlichen Culturverhältnisse gewissermafsen als Appendix folgen zu lassen.

Wenn man aber, wie dies der Verf. thut, einmal der Ansicht ist, vermöge der Beschaffenheit des Materials jenen eigentlich historischen Theil nicht in der plastischen Vollendung geben zu können, wie sie eine wirkliche geschichtliche Darstellung fordert, dann ist jedenfalls gerathener, erst durch eine detaillirtere Zeichnung der Zustände und Verhältnisse, eine Art von fester Stütze und Hintergrund zu schaffen, auf welchem sich die sonst schwankenden hie und da ins nebelhafte verschwimmenden historischen Gestalten und Thatsachen stützen und bewegen können. Hier ist der ganze erste Band und die Hälfte des zweiten dieser Aufgabe gewidmet und nur der Rest des zweiten bleibt für eine annalistische Darstellung des Lebens Heinrichs des Erlauchten offen. Wie billig werden auch wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf jenen

Digitized by Google

Theil richten. Wenn wir genauer zusehen, so gehört schon das eine Stück der Vorrede hieher, wenigstens die dritte Abtheilung derselben, wo sich der Verf. über die Zeitrechnung, welche in den von Heinrich beherrschten Ländern damals die gewöhnliche war, verbreitet. Auch No. 2. über die Quellen dieser Darstellung könnte schicklicher vor Anfange des eigentlichen Werkes, als hier stehen. In beiden gewissermafsen selbständigen Abhandlungen ist der Fleifs und die Genauigkeit des Verf.'s sehr anzuerkennen; nur dürften wir bei No. 2., eine etwas bestimmtere Charakterisirung der einzelnen Chroniken, die hier in Betracht kommen, in Beziehung auf historischen Werth und gegenseitige Stellung, wohl wünschen.

Allerdings legt der Verf. mit vollem Rechte viel mehr Gewicht, als auf diese, auf die anderen von ihm zum erstenmale benutzten archivalischen Hülfsmittel, die ihm besonders das Dresdner Staatsarchiv in reichlichster Fülle darbot. Dadurch erhält seine Darstellung, abgesehn von allem übrigen, einen ganz eigenthümlichen Werth; es ist durch sie eine grofse Masse historischen Stoffes, der bis dahin so gut wie unbekannt war, zu Tage gefördet worden, zum Nutzen und Frommen aller Zweige der Geschichtswissenschaft. Wir bemerken hiebei gelegentlich, dafs es, um aus dem Werke auch von dieser Seite her den gröfstmöglichen Vortheil zu ziehen, mitunter bei besonders wichtigen und interessanten Urkunden gerathen gewesen wäre, einen etwas ausführlicheren Auszug zu geben, etwa in der Form, wie es in den neueren Regesten aus dem Gebiete der deutschen Geschichte, namentlich den von Böhmer gearbeiteten, geschehen ist. Oder entschlösse sich vielleicht der Verf. überhaupt zu dergleichen Regesten, sei es nun blofs über die hier in Frage stehende Periode oder noch besser über einen möglichst grofsen Theil der meifnischen und sächsischen Geschichte? Es wäre jedenfalls ein sehr dankenswerthes Unternehmen, und keiner möchte in Bezug auf äufsere Stellung und die sonstigen Anforderungen, die man an einen Herausgeber von dergleichen machen mufs, besser dazu berufen sein als der Vf., dem die überreichen Schätze des Dresdner Archivs so genau bekannt und am ersten zugänglich sind.

An die Spitze der eigentlichen Darstellung, die mit p. 17 beginnt, ist mit vollem Rechte das Verhältnifs der fürstlichen Gewalt zu Kaiser und Reich gestellt. Es zeigt sich auch hier in Meifsen, was im Allgemeinen von dieser Zeit für ganz Deutschland gilt: das dreizehnte Jahrhundert ist es, welches die eigentliche Territorialhoheit der Fürsten ausbildet. Eine Menge sehr interessanter hieher gehöriger Beispiele, aus denen allen man das allmählige Zurücktreten der kaiserlichen Gewalt abnehmen kann, werden vom Verf. angeführt. — P. 252 reihen sich „die Verhältnisse zu Dynasten und Stiften im Allgemeinen" an; wie vorher die Stellung des Fürsten gegenüber der höheren Obergewalt, so erscheint sie hier gegenüber ihren untergeordneten, an Rang ihr zunächst stehenden und einer Art von Selbständigkeit sich erfreuenden Theilen. Hier besonders tritt das Schwankende und Unbestimmte, was die Uebergangsperiode charakterisirt, recht sichtbar hervor; doch ist nach den Landestheilen ein gröfser Unterschied merkbar; im eigentlichen Meifsen sind wenigstens die Dynasten bei weitem nicht so zahlreich und durchaus nicht in so unabhängiger Stellung wie in Thüringen, das ganz davon angefüllt war. Es erklärt sich diese Erscheinung sehr natürlich aus der Geschichte beider Landschaften; in Meifsen, einem neu acquirirten Territorium, hat die markgräfliche Macht gleich von Anfang an einen viel solideren und durchgreifenderen Charakter, man möchte sagen, etwas militärisches, was der landgräflichen in Thüringen fehlt. Denn diese, erst in ziemlich später Zeit aufgerichtet, konnte nur die Trümmer der einstigen herzoglichen Gewalt zusammenraffen, so weit dies bei der unabhängigen Stellung der kleineren Gewalthaber, die sich meist Grafen nannten, noch möglich war. Daher ist die fürstliche Stellung dort eine ganz andere, wirksamere, monarchischere, als hier. —

Die Verhältnisse dieser thüringischen Grafen und Herren, die in mancher Beziehung reichsunmittelbar, in andrer wieder der landgräflichen Gewalt, sofern diese die herzoglichen Befugnisse, oberstes Richteramt im Landding und Heerbann hatte, untergeordnet waren, werden durch einzelne urkundliche Daten von p. 30—35 näher beleuchtet. Es ist aber, wie gesagt, des Schwankenden hier so viel und durch bisherige Vorarbeiten in diesen Wirwarr noch so wenig Ordnung hineingebracht worden, dafs sich die einzelnen hieher gehörigen Facta nur lose neben einander reihen lassen, weil man sie systematisch und begriffsgemäfs durchaus nicht bewältigen und organisch verbinden

Digitized by Google

kann. Thunlicher ist dies schon bei dem folgenden Abschnitte, der sich speciell mit dem Burggafrthum Meifsen beschäftigt; hier ist Merker's genaue und sorgfältige Arbeit über diesen Gegenstand zu Grunde gelegt, und das dort Gegebene aus den reichen Fonds, die dem Verf. zu Gebote standen, ergänzt. Auch hier zeigt sich in den Verhältnissen zum Markgrafen, auf der einen Seite, zu dem Kaiser und Reich, auf der anderen, nach unsern Begriffen manche höchst eigenthümliche Collision, und offenbart die charakteristische Rechtsauffassung der Zeit, welche, ganz entgegengesetzt der eigentlich römischen und modernen, es nicht liebte, auf dialektischem Wege, aus irgend einer rechtlichen Bestimmung für andere Fälle gültige Consequenzen zu ziehen, sondern sich so viel wie möglich für jeden speciellen Fall an irgend ein lebendiges und anschauliches Beispiel, das in der Wirklichkeit schon vorgekommen war, hielt, Brauch, Herkommen und Gewohnheit stets im Auge behaltend. Dadurch allein wurden die tausend und aber tausend Conflicte, die nach unserer dialektischen Weise, Rechtssatzungen zu behandeln, damals täglich und stündlich hätten erfolgen müssen, glücklich vermieden; und der Widerspruch, der in unzähligen Fällen im positiven Rechte sich fand, gar nicht bemerkt. — Dunkler ist die Stellung der anderen ziemlich zahlreichen Burggrafschaften, die aber alle in Vergleich zur Meifsner von untergeordneter Bedeutung sind. — Nicht weniger verwickelt, wenigstens nach unseren Begriffen, erscheinen die Bezüge zu den Stiftern, Meifsen, Merseburg, Naumburg (p. 45—55), zu den Reichsvogteien und einzelnen Reichsgütern, die namentlich im Vogtland noch in zusammenhängenden Strecken vorhanden waren (p. 55—59), zu den späteren Reichs- und freien Städten, Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen (p. 59—72). Namentlich für den erstern dieser drei grofsen Mittelpuncte des städtischen Lebens in Thüringen, der damals in der schönsten Periode der Entwicklung, den Schwestern am Rhein, in Süddeutschland, an der Ost- und Nordsee rüstig nachstrebte, treten scheinbar ganz besondere Hindernisse durch die eigenthümlichen Herrschaftsrechte, welche die Erzbischöfe von Mainz dort geltend machten, ein. Es ist bekannt, wie von dieser Seite her der Freiheit von Erfurt freilich erst im 17. Jahrhundert nach langen Machinationen der Todesstofs versetzt wurde; damals war die Collision der verschiedenen Gewalthaber, des Landgrafen und des Bischofs, zu denen noch unmittelbare kaiserliche Rechte kamen, der Entfaltung der Freiheit eher förderlich als störend. — Die Mainzischen Rechte in Thüringen, die sich auf drei streng zu sondernde Quellen, den Zehnten, über den es in frühern Zeiten zu manchem ernsten Kampfe gekommen war (man denke nur an die Empörung unter Heinrich IV.), sodann Lehne, welche der Langraf von Mainz trug, endlich unmittelbaren Güterbesitz durch Schenkungen und Kauf zurückführen lassen, werden p. 74—77 geschildert; daran schliefst sich eine Aufzählung der anderen von Stiften, sowohl auswärts als im Lande, empfangenen Lehne, welche der Markgraf Heinrich, der Ansicht der Zeit gemäfs, unbeschadet seiner Fürstenwürde, mit grofsem Eifer und Erfolg sich zu erwerben gewufst hatte.

Erst an die Darstellung dieser mehrfachen fremdartigen Einflüsse, welche die fürstliche Gewalt mehr oder minder begränzten und einschränkten, knüpft der Verf. sehr passend einen Ueberblick über die verschiedenen Landschaften, welche von Markgrafen Heinrich theils von Anfang an, theils erst durch spätere Erwerbung beherrscht wurden (p. 83—90), und schreitet dann weiter zu der Umgebung des Fürsten. Die mancherlei Hofämter, die im Allgemeinen in dem ganzen deutschen fürstlichen Leben des Mittelalters auf denselben Grundlagen ruhen, überall aber eine eigenthümliche Entwickelung durchgemacht haben, werden uns p. 91—101 vorgeführt. Der Glanz, mit dem sich der Markgraf zu umgeben bemühte, zeigt sich an einer gewissen Fülle und Entfaltung, die hier herrscht, recht deutlich, namentlich wenn man die Umgebung anderer gleichzeitiger Fürsten, die an Land und Leuten nicht minder mächtig waren, z. B. der baierschen und brandenburgischen, damit zusammenhält. Nach den Hofbeamten werden „Gerichtliche Personen und gerichtliches Verfahren" darauf ausführlich in Erwägung gezogen (p. 103—184). Es ist die Partie des Werkes, welche vor allen andern von dem Verfasser mit besonderer Liebe gearbeitet zu sein scheint, und wir glauben, dafs unsere ältere Rechtsgeschichte, so weit sie sich namentlich mehr mit den äufseren Erscheinungen des Rechts, der Gerichtspflege, Bezirke und Personen beschäftigt, nicht leicht einen interessanteren Beitrag in neuerer Zeit erhalten hat, als hier. — Die folgende Abtheilung (p. 184—216) „von den Finanzen" umfafst

Digitized by Google

ein Gebiet, was in jeder Periode der Geschichte vermöge der vielfachen subtilen Verhältnisse, die hier in Betracht gezogen werden müssen, namentlich aber für das Mittelalter der Forschung die allergröfsten Hindernisse in den Weg legt. Wenn wir dies erkennen, werden wir uns nicht wundern, dafs auch hier trotz mancher wichtigen neuen Thatsache doch noch nichts Zusammenhängendes und Organisches geschaffen ist. Bemerkenswerth ist, wie früh sich wenigstens im Meifsnerland regelmäfsige Steuern, die vom Fürsten als Recht in Anspruch genommen werden, festgestellt haben. — Die folgenden Abtheilungen „das Kriegswesen" (p. 216—271), „die Kirchen und Klöster" (p. 271—325), „die Städte" (p. 325—363), zuletzt „die Bauern" (p. 365—388), also die vier in socialer und rechtlicher Hinsicht schroff von einander geschiedenen Stände, in die damals die Gesammtheit des Volkes zerspalten war, verdienen in ihrer sorgfältigen Durchführung alles Lob; namentlich sind sehr bedeutende Beiträge zur Kenntnifs der Rechtsverhältnisse des Bauernstandes, bekanntlich eine der dunkelsten Partien in dem ganzen rechtshistorischen Gebiet, gegeben. — Den Schlufs des ersten Bandes bildet ein Ueberblick über die verschiedenen Elemente, aus denen die äufserliche Bevölkerung ihrem Ursprunge nach zusammengesetzt war. Freilich, wie die Darstellung gleich ergiebt, ist der Verfasser nicht gesinnt, etwa eine Geschichte der Colonisation dieser Lande, namentlich der Verdrängung oder Vermischung des slavischen Elementes mit dem deutschen zu geben. Dies ist eine für sich bestehende Aufgabe, deren Lösung ungemein interessant, aber auch mit den gröfsten Schwierigkeiten verbunden ist. Wir wollen hoffen, dafs der Preis, den die Jablonowskysche Societät in Leipzig gerade hierauf gesetzt hat, recht bald einer tüchtigen, gediegenen Arbeit zuerkannt werden könne, wenn wir auch für den Augenblick nicht gerade sagen können, von wem wir diese frohe Erwartung hegen dürfen. — Hier ist blofs die Rede von den verschiedenartigen Einflüssen, die als Nachwirkung dieser damals eigentlich schon fertigen und abgeschlossenen Verhältnisse, auf rechtlichem Gebiete übrig geblieben waren. Doch glauben wir bemerken zu müssen, dafs der Vf. hier die verschiedenen Landestheile genauer hätte trennen sollen; denn für Thüringen gilt Anderes, als für Meifsen und Osterland. Namentlich scheint es uns irrthümlich, von besonderen Begünstigungen, die die slavischen Bauern genossen hätten, im Allgemeinen zu sprechen. Der Verf. führt p. 388 und 389 einige Beispiele dafür an, aus denen sich der wahre Thatbestand leicht ergiebt. Es waren dieses Bauern slavischer Abstammung, die gröfsere Grundbesitzer, namentlich Stifter und Klöster, denen es um die Verbesserung und Hebung der Landwirthschaft zu thun war, herbeigezogen hatten denn (bekanntlich waren hierin die Slaven unserm Volke voraus), und welchen sie dann allerlei Begünstigungen naturgemäfs zugestanden, so dafs der Fall recht gut möglich ist, sie viel besser gestellt, als ihre deutschen Nachbarn, zu erblicken.

Die eine Hälfte des zweiten Bandes bildet, wie wir gesehen haben, eine unmittelbare Fortsetzung des am Schlusse des ersten unterbrochenen Fadens. Hier aber richtet sich der Blick mehr auf die socialen und Culturverhältnisse, während dort die rechtlichen Zustände vorzüglich die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Eine reiche Fülle hieher gehöriger Materien mit sehr vielen interessanten Einzelheiten wird uns vorgeführt. Zuerst wie billig das Leben des Fürsten in seiner Herrlichkeit und Pracht, die auf die Zeitgenossen einen höchst günstigen Eindruck machte, wie wir oben anführten. An die Feste der Fürsten reihen sich die Lustbarkeiten des Volkes, das bei jenen nur den Zuschauer spielen durfte, während es hier frei und ungestört durch polizeiliche Einschränkungen oder durch eine allzu ängstliche Moral und philiströse Gewerbsthätigkeit heiter und fröhlich sich bewegen konnte. — Eine grofse Anzahl für die Sittengeschichte lehrreicher Züge bringen uns die Rubriken: Spiel, Schenkstätten, Badestuben, Kost- und Gastereien; weniger heiter und ansprechend, aber nicht minder bedeutend ist, was von Armen, Hospitälern und Krankheiten, die im Mittelalter auch in diesen Gegenden ganz anders Epoche machend als jetzt auftreten, gesagt wird. Aber damit nicht das trübe Element zu sehr überwiege, ha der Vrrf. Notizen über Reichthum, Verfeinerung und Luxus beigefügt, der in den verschiedenartigsten Formen, aber überall derb und handgreiflich in allen Ständen auf gleiche Weise auftrat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meifsen und im Osterlande, und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Tittmann.

(Schlufs.)

Es zeigt sich auch hier, was für die meisten übrigen deutschen Lande im Mittelalter gilt; trotz aller Noth von Krieg und Kriegsgefahr, von Pest und anderen Landplagen, trotz des Faustrechtes, dessen prägnantesten Erscheinungen wir gerade hier begegnen, wufste sich der Einzelne doch behaglich zu fühlen und seinen frischen, kräftigen Lebensmuth zu bewahren, und scheute sich auch nicht, ihn recht öffentlich und augenfällig zur Schau zu tragen. — Ein zweiter Abschnitt (p. 49—61) handelt von den Erzeugnissen des Landes in ihrer nicht geringen Mannichfaltigkeit: Ackerbau, Viehzucht, Gartencultur, Obst- und Weinbau, der letztere in viel gröfserer Verbreitung als heute, die durch ein ziemlich sorgfaltiges Verzeichnifs aller Localitäten, welche, als damals diesem Betriebe gewidmet, in Urkunden erscheinen, anschaulich gemacht wird, der Wald und seine Producte, die grofsen Schätze des Bodens an Mineralien aller Art, besonders an edlem Silber, Schätze, die so beträchtlich waren, dafs es hiefs: man könne mit dem Ertrage der Freiberger Gruben Thürme mit Silber anfüllen und ganz Böhmen damit bezahlen, — alles wird berührt. Die Verarbeitung durch Gewerbe wird p. 61 geschildert; dann der Handel in seiner noch so unbehülflichen und rohen Gestalt, so wie die namhaftesten Gegenstände, mit denen er sich befafste. Vom materiellen Gebiete steigen wir zu dem geistigen auf: der Abschnitt „Bildung" zeigt uns das Schul- und Unterrichtswesen, den Kreis der allgemeinen Bildung, den Zustand der einzelnen Wissenschaften in den thüringischen und sächsischen Ländern, so weit sich solcher noch erkennen läfst. Auch auf die Geschichtschreibung der Zeit fällt einiges Licht, namentlich werden die Verdienste des thüringer Mönchs Berthold, des Lebensbeschreibers Ludwigs IV. des Heiligen sehr hervorgehoben. Es wäre sehr zu wünschen, dafs dieses interessante Werk bald einmal durch den Druck vollständiger bekannt gemacht würde, dann liefse sich auch der Streit, ob es deutsches Original oder blofs geistreiche und gewandte Uebersetzung aus dem Lateinischen ist, besser schlichten als jetzt. Der Zustand der schönen Künste ist ebenfalls nicht unerwähnt geblieben; die Poesie sehen wir unter ihnen in diesen Landen vorherrschend auftreten; es ist schon anerkennungswerth, dafs der Verf. die neuen gründlichen Forschungen über diesen Gegenstand so gut benutzt hat; dafs er sich hier weniger auf eigenes stützt, als in den andern Theilen des Werkes, bringt die Natur der Sache mit sich. Neben der Poesie, an der, wie bekannt, Heinrich der Erlauchte selbstthätigen Antheil genommen und sie auf alle Weise in ihren Repräsentanten geschützt und befördert hat, indem er auch in geistiger Beziehung als Erbe der alten thüringer Landgrafen auftritt, haben auch die anderen Künste doch immer noch ihre Pflege gefunden: es blühte die Baukunst, Malerei, Sculptur, Musik. Interessant ist die Notiz, dafs sich Heinrich's geistige Thätigkeit neben der Poesie auch dieser letzten Kunst zuwandte, und zwar dem kirchlichen Theile derselben, was aus einer päpstlichen Bulle, die der Verf. benutzt hat, hervorgeht. — Erfreulich macht sich auch der Tact und das richtige Urtheil des Verf.'s in dem Abschnitte kundbar, wo er von den damaligen religiösen Zuständen und dem sittlichen Charakter der Zeit spricht: auch hier sind eine Menge höchst interessanter Facta theilweise ganz neu oder wenigstens bisher übersehen aus dem Kreise, der diesem Werke zugewiesen ist, angeführt. In der Art ihrer Auffassung und Darstellung zeigt er sich des gröfsten Lobes, das überhaupt einem

Digitized by Google

Geschichtschreiber gespendet werden kann, ächter historischer Unpartheilichkeit in Folge wirklichen tiefen Eingehens in die geistigen Zustände der Vergangenheit, würdig. — Hiermit ist nun eigentlich das gewonnen, was der Verf. durch diesen Theil seiner Arbeit bezweckte, ein fester Hintergrund und Fundament für die Person Heinrichs, die im Laufe ihrer äufsern Entfaltung und Thätigkeit in der letzten Hälfte dieses Bandes, in den Annalen, Schritt für Schritt begleitet wird. Vorher aber wird noch Einiges eingeschoben, was dort nicht recht seine Stelle würde gefunden haben; so zuerst die Familienverhältnisse des Markgrafen, dann, was uns über die innere Bedeutung und äufsere Erscheinung seiner Persönlichkeit selbst von seinen Zeitgenossen überliefert wird; hierher gehört recht eigentlich auch, was der Verf. als Anhang gegeben hat; die noch vorhandenen Lieder Heinrichs, aus den Minnesängern abgedruckt (nach Hagen), im Texte zum Theil mit Uebersetzungen von Förster und Linck. Es ist dies freilich nicht viel und dem conventionellen Stile jener Zeit gemäfs, wenig Individuelles darin zu erkennen; indessen ist es immerhin ein bedeutsames Moment für die Würdigung seines geistigen Lebens. Auch sind die Stellen der Minnesänger, die sich auf Heinrich beziehen (bei einigen hier angeführten ist es freilich sehr zweifelhaft), theils hier, theils in dem Abschnitte von der Poesie erwähnt. — Die Annalen, welche den äufseren Gang von Heinrichs Leben in der, unserm Bedünken nach, für solchen Zweck passendsten Form, nämlich der schlichtesten und einfachsten, enthalten, beginnen mit 1218, und andere 1287. Sie stützen sich theils auf die schon bekannten Chroniken, theils auf die unbenutzten Schätze des Dresdener Archivs. Mit Fleifs und Sorgfalt gearbeitet, ist manches Schwankende und Irrige, was in frühere Darstellungen dieser Dinge, z. B. in Horns Henricus illustris, sich eingeschlichen hatte, berichtigt und ergänzt.

H. Rückert.

XXIX.

Griechische Grammatik für Schulen und Studirende, von Dr. Mehlhorn, Prorector am Gymnasium zu Ratibor. Erste Lieferung. Halle, 1845. 252 S. 8.

Der tiefste unserer Sprachforscher, Wilhelm von Humboldt, äufsert in einem auf der hiesigen königlichen Bibliothek befindlichen handschriftlichen Aufsatze, das Studium der griechischen Sprache gehöre zu den anziehendsten, die sich dem menschlichen Geiste darböten. Je weniger Freunde in unsern Tagen die streng sprachlichen Studien gefunden haben, desto mehr verdient das Wort eines Mannes Beachtung, dem aufser der ausgebreitetsten Kunde der Mundarten aller Welttheile, die Gebiete der Philosophie, Geschichte und Politik durch productive Thätigkeit vertraut waren. Wenn ein solcher Mann die Zeit, welche ihm die wichtigsten Staatsgeschäfte übrig liefsen, gern zur Analyse griechischer Formen verwandte, so mufs das Studium derselben doch wohl einen Reiz haben, der über den blofs praktischen Zweck des Verständnisses der Litteratur oder der bequemen Zurichtung für den Unterricht hinausreicht. Nein es gilt dem ewig lebendigen Menschengeiste in die Werkstätte seiner sprachbildenden Thätigkeit zu folgen; es gilt namentlich bei der von keinem Volke der Erde übertroffenen griechischen Sprache, ihren merkwürdigen Bau seinen Gesetzen nach zu begreifen und aus seinen Grundlagen vor uns entstehen zu lassen. Die Aufgabe ist grofs und schwer zu lösen. Nach den emsigen Forschungen von Aristarch bis auf den heutigen Tag sind wir erst jetzt eigentlich dabei angelangt, zu verstehen, um was es sich handelt. Grofse Theile liegen noch ganz wüst; in anderen herrscht ungehemmt alter Irrthum und da, wo das Material am besten herbeigeschafft ist, fehlt doch eigentlich noch die lebendige Auffassung. Die scharfsinnige und bisweilen spitzfindige Ausführung einzelner Theile der Syntax, die in sehr verschiedener Weise versuchte Systematisirung derselben bietet geringen Ersatz für die Vernachlässigung der Laut- und Formenlehre. Auf diesem letzteren Gebiete müssen wir besonders arbeiten; dort giebt es noch am meisten zu thun und von dort aus mufs die im Sinne der heutigen Sprachwissenschaft zu versuchende Erneuerung der griechischen Grammatik anheben. Je höher also das Ziel gesteckt ist, desto mehr sind Alle, die ihm mit Ernst nachstreben, unserer Aufmerksamkeit werth und es ist eine anziehende Aufgabe, zu untersuchen, in wiefern sie dem Ziele nahe gekommen sind und wie sie danach gestrebt haben.

Und da geziemt es sich in Bezug auf das zu besprechende Buch zuerst das darin Geleistete freudig anzuerkennen. Der schon durch manche treffliche Ar-

Digitized by Google

heit verdiente Verf. zeigt sich durch genaue Kenntnifs der Sprache, durch vorurtheilsfreie Benutzung der verschiedensten Hülfsmittel und durch scharfere Erörterung schwieriger Fragen seiner Aufgabe gewachsen. Hr. M. hat sich nicht, wie manche neuere Grammatiker, gegen die Ergebnisse der Sprachvergleichung abgeschlossen, er hat nicht, wie Andere, halbverstandene Lehren derselben willkürlich unter anderweitig gewonnene Ansichten gemischt oder sie nur als fremde Bestandtheile eingeflochten, sondern er hat die auf jenem Wege erreichte tiefere Einsicht in den Bau der Formen sich zu eigen gemacht und aus der Verschmelzung derselben mit den Resultaten früherer Forschung die Wahrheit zu finden gestrebt. In der Einzelforschung folgt Hr. M. meistens Lobeck's gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen, ohne die Mängel und Einseitigkeit derselben zu theilen; mit Fleifs benutzt er die alten Grammatiker und hat aus ihnen wie aus der selbständigen Benutzung der alten Schriftsteller sorgfältig zusammengetragen, was zweckdienlich war. Ein ganz besonderer Vorzug der uns vorliegenden ersten Lieferung, welche die Laut- und die Formenlehre mit Ausschlufs des Verbums enthält, ist der aufserordentliche Reichthum des herbeigeschafften Stoffes. Herr M. übertrifft in dieser Hinsicht alle seine Vorgänger bei Weitem: sein Werk wird hinfort jedem, der auf diesem Felde sich versuchen will, unentbehrlich sein. Seit Buttmanns Ausführlicher Grammatik ist unstreitig über griechische Etymologie kein zusammenfassendes Werk erschienen, das sich dem des Herrn M. zur Seite stellen dürfte. Es ist damit ein entschiedener Fortschritt in der Wissenschaft gethan.

Auf allgemeine Bemerkungen über Anordnung und Darstellung verzichte ich, da des Thatsächlichen so viel zur Besprechung vorliegt und da der Verf. wahrscheinlich in der Vorrede, welche er uns für die zweite Lieferung verheifst, seine Grundsätze darüber rechtfertigen wird. Als eigenthümlich hebe ich nur das hervor, dafs Hr. M. die Wortbildungslehre nicht als besondern Theil hinstellt, sondern, wie es scheint, sie der Formen- oder Flexionslehre unterordnet. Mehr als hierin stimme ich ihm in Bezug auf den Ausschlufs der Bedeutungslehre bei, trotz mancher warmen Empfehlung, die diese Disciplin seit Reisig erfahren hat. In der That existirt dieselbe aber bis jetzt mehr in der Vorstellung und ist da wo man versucht hat sie zu realisiren, nach Art der alten syntaxis ornata eine Rüstkammer zerstreuter Bemerkungen. Die wahre Bedeutungslehre würde die Aufgabe haben, in möglichster Vollständigkeit die Regeln über den Wechsel und die Uebergänge der Wortbedeutungen aufzufinden. Sie würde sich zur Wurzelforschung ungefähr ebenso verhalten, wie die Syntax zur Etymologie und ist auf dem Gebiete einer einzelnen Sprache kaum durchzuführen. Für eine solche Disciplin fehlt es noch an den nothwendigsten Vorarbeiten. Ehe diese gemacht sind, ist es gerathener darauf zu verzichten, als etwas Unreifes und für den engeren Kreis der Grammatik einer einzelnen Sprache nicht unbedingt Nöthiges zu versuchen.

Die Einleitung zur „Elementarlehre" enthält einestheils eine gedrängte Uebersicht der Quellen — wobei in Anm. 2. eine recht zweckmäfsige kurze Zusammenfassung der Geschichte der griechischen Grammatik gegeben wird — anderntheils eine Charakteristik der Dialekte. Dieser letzteren wäre passend eine Notiz über das Verhältnifs des Griechischen zu den verwandten Sprachen vorausgeschickt. Eine solche vermifst man um so mehr, da der Verf. sehr oft das Sanskrit anführt und in der Wahl seiner Ausdrücke bei solchen Vergleichungen nicht immer vorsichtig ist. So heifst es S. 23, die Endungen μαι, σαι, ται kämen aus dem Indischen, S. 130 die Dualendungen wären aus den indischen abgestumpft; so wird S. 14 selbst das Hebräische verglichen; dergleichen kann weniger kundige Leser leicht irre führen. Einige Worte über die Gemeinschaft des grofsen Sprachstammes, von dem uns das Sanskrit, ohne die Mutter zu sein, oft das älteste Zeugnifs überliefert hat, hätten jedem Mifsverständnisse vorgebeugt.

Die Schilderung von Mundarten mit allgemeinen Ausdrücken ist ein übles Ding. Man kann Bezeichnungen wie *hart*, *breit* fast mit gleichem Rechte von ganz entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten gebrauchen. Das dorische α erschien den Alten breiter, als η, und dennoch läfst sich auch der ionischen Vocalfülle die Breite nicht absprechen. Es ist daher gerathener, auf so allgemeine Ausdrücke ganz zu verzichten und lieber die individuellen Eigenthümlichkeiten scharf zu verzeichnen. Die aeolische Mundart unbedingt als die alterthümlichste hinzustellen, läfst sich kaum rechtfertigen. Bedenken wir die zahlreichen Assimilationen, die starken Vocalversetzungen (z. B. οι

Digitized by Google

für ov, αι für αν, welche im lesbischen und böotischen Aeolismus eintreten, so fallen diese, anderweitiger Alterthümlichkeit gegenüber, doch sehr stark ins Gewicht und rathen uns vielmehr, dem strengeren dorischen Dialekt mit seiner grofsen Consequenz in der Vocalisation und der standhaften Behauptung kräftigerer Laute den Vorzug zu geben. Den alten Irrthum, als ob das Digamma nur dem äolischen Dialekte verblieben sei, den Ahrens durch so zahlreiche Nachweisungen aus dem Dorismus widerlegt hat, hätte Hr. M. nicht hier und S. 14 wiederholen sollen. Der epischen Sprache wird passend der Charakter einer *sich erst gestaltenden* Mundart beigelegt. Denn in der That ist die grofse Freiheit und Dehnbarkeit der Formen das ihr am meisten Eigenthümliche. Wenn aber der Verf. hinzufügt, dafs diese Mundart „die alten härteren Formen eben abstreift und mit verjüngter Kraft und Fülle die Zustände und Wahrnehmungen tönend abspiegelt," so trifft das Erstere die Sache nicht, das Letztere aber läfst sich von jeder Sprache behaupten. Die homerische Sprache steht noch mitten in der alterthümlichen Formenfülle darin. Was man unter den „alten harten Formen" verstehen soll, ist nicht abzusehen. Wie hier so ist auch S. 5 der Ausdruck ungenau. Es heifst dort, nach Aristoteles habe man angefangen, sich auf gewisse Wörter und Wendungen, so viel zum logischen Verständnisse hinreicht, zu beschränken. Das gibt doch eine zu dürftige Vorstellung von der κοινή und das rhetorische Element, das daneben in die Sprache eindringt und sie oft sogar schwülstig macht, ist dabei übersehen. Im Ganzen aber ist der Abschnitt über die Dialekte reich an trefflichen Bemerkungen, obwohl nicht immer so klar und scharf gefafst, als man wünschen möchte. Derselbe Mangel tritt auch an andern Stellen des Buches hie und da hervor. Ich will nur ein paar Beispiele anführen. So heifst es S. 41: „Die ganze Inclinationslehre ist keine unbedeutende Seite des griechischen Sprachgeistes;" S. 231 „Homer braucht Formen aus allen Dialekten." Doch wer möchte bei einem tüchtigen Buche über solche Kleinigkeiten rechten?

Die ersten Paragraphen handeln vom Alphabet, dessen Entstehung aus dem phönizischen durch eine lithographirte Tafel erläutert wird; eine zweite der Art enthält die alterthümlichen Verschlingungen der Schriftzüge. „Die Schreibart von der Rechten zur Linken," heifst es S. 10, „*soll* anfangs auch bei den Griechen üblich gewesen sein." Es ist das aber eine durch unzweifelhafte Monumente bezeugte Thatsache.

Es folgt die Lehre von der Aussprache der Buchstaben. Unter den Consonanten hebe ich ϑ heraus. Dies soll nach S. 12 dem lateinischen *th* entsprechen und nicht nach Art der Neugriechen zu lispeln sein. Das lat. *th* kann aber offenbar als ein blofs theoretischer Buchstabe, der nur in griechischen Wörtern vorkommt, nicht in Betracht kommen. Auch aus den angeführten Worten des Dionysius (de comp. verb. p. 174) geht nichts Sicheres hervor. Dort werden nur die drei Dentalen als zu einer Klasse gehörig beschrieben und die Ausdrücke sind viel zu unbestimmt, um etwas zu entscheiden. Wir sind offenbar auf die Sprache selbst angewiesen. ϑ mufs wie φ und χ einen mit dem charakteristischen Laute seines Organs eng verbundenen Hauch gehabt haben. Es gibt aber im Gebiete der Zungenlaute keinen andern der Art, als den des englischen *th* oder des neugriechischen ϑ, zu dem sich der weichere des neugr. δ und dänischen *d* wie die media zur tenuis verhält.

In der Eintheilung der Buchstaben hat Hr. M. manches Eigenthümliche. Wir können es nicht billigen, dafs die Nasale μ, ν und γ (vor Gutturalen) nicht als besondre Klasse hingestellt werden. Denn sie sind eigenthümlicher und durchaus gemeinsamer Natur. Eine sehr wichtige Erscheinung auf dem Gebiete der Lautbewegungen, auf die wir hernach zurückkommen müssen, erklärt sich nur dadurch. Auffallender ist die Eintheilung sämmtlicher Buchstaben in Consonanten, Spiranten und Vocale. Wir können aber über die Zweitheilung nicht hinweg. Dem Unterschied zwischen Consonanten und Vocalen stellt sich nichts Homogenes zur Seite. Uebrigens haben die Griechen von den Spiranten aufser dem Digamma nur σ und auch das möchte ich ihnen nicht zugestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

Griechische Grammatik für Schulen und Studirende von Dr. Mehlhorn.

(Fortsetzung.)

In Anm. 8 sagt nämlich der Verf. „ein lautes *j*, *s*, *w* kann niemand sagen, wohl aber ein lautes *l*, *m*, *n*, *r*." Das ist von *j* und *w* wahr. Die Unmöglichkeit des lauten Forttönens spricht sich schon darin aus, dafs sie nicht verdoppelt werden; auch gibt es aufser ihnen einen Spiranten, jenes leise *s*, das wir Deutschen im Anlaute vor Vocalen gebrauchen. Das σ der Griechen aber tönt so laut und selbständig, wie irgend ein Consonant; daher wird keiner so oft verdoppelt, bei keinem wechselt so oft der einfache Gebrauch mit dem doppelten. Gewifs entsprach das σ dem scharfen *s* der romanischen Sprachen; es ist ein Sibilant und kein Spirant. Die Sibilanten bilden eine ganz besondere Klasse von Lauten, die, wie das Sanskrit beweist, mehreren Organen eigen sein können, im Griechischen aber allerdings nur durch das eine dentale σ vertreten sind. — Wenn von ψ behauptet wird, es sei gleich βς, πς, φς und eben so von ξ, es sei gleich γς, κς, χς, so ist das nicht scharf ausgedrückt; denn beide Laute entstehen zwar durch das Zusammentreffen eines beliebigen Lippen- und Gaumbuchstaben mit ς, allein ψ ist doch nur gleich πς, ξ nur gleich κς, indem ς als Tenuis die Media und Aspirata vor sich in die Tenuis verwandelt. Sehr richtig sagt Dionysius a. a. O. τὸ μὲν γὰρ ξ διὰ τοῦ κ, τὸ δὲ ψ διὰ τοῦ π τὸν συριγμὸν ἀποδίδωσι. Höchstens könnte man zweifeln, ob zur Zeit, da man für Ξ ΧΣ für Ψ ΦΣ schrieb, nicht der Laut ein andrer gewesen sei.

Den Diphthong αι räth Hr. M. nach Art der Hermannschen Schule wie *ae* zu sprechen, obwohl er für die frühere Zeit ein Schwanken zwischen der diphthongischen und monophthongischen Aussprache annimmt. Die Stellen der Alten über diesen Punct sind so vielfach zusammengestellt, dafs aus ihnen schwerlich etwas Neues zu entnehmen ist. Hr. M. aber betritt einen neuen Weg; er zieht die Sprachvergleichung herbei. Leider aber tritt bei diesem Puncte wieder jene schon erwähnte Unklarheit über das Verhältnifs des Sanskrit zum Griechischen ein, indem der Verf. an ein mechanisches Uebertragen aus Indien denkt (S. 23). Namentlich irrt Hr. M., wenn er meint, die Uebereinstimmung der Personalendungen *sê*, *tê*, *ntê* mit dem griechischen σαι, ται, νται könne für die Aussprache der letzteren etwas beweisen. Denn es ist leicht darzuthun, dafs zur Zeit der Spracheinheit und zwar ehe die griechische Sprache sich als besonderes Glied vom gemeinsamen Stamme ablöste, die Laute *a s* noch keinesweges in einen Mischlaut (*ê*) zusammengeflossen waren, sondern noch den diphthongischen Klang unsers *ai* hatten. Nur so ist es erklärlich, dafs wir an seiner Stelle bald αι, bald οι, bald ει finden. Wenn wir aus der besondern Eigenthümlichkeit des Sanskrit für die Aussprache der griechischen Diphthongen etwas entnehmen könnten, so müfsten wir auch für τοι *tê* sprechen, weil es so im Skr. heifst, für οἶκοι *oikê*, weil der Locativ sich dort auf *ê* endigt; und da εἶμι dort *êmi* lautet, da dem gr. λείχω skr. *lèhmi* gegenübersteht, so könnten wir mit gleichem Rechte auch diesen Diphthong in das monotone *e* verschmelzen. Offenbar beweist aber die Spaltung von *ai* in αι, οι und ει, dafs die Griechen diesen Laut als Diphthong mitbrachten, dessen zweiter Bestandtheil festblieb, während der erste nach Art des einfachen *a* sich in die drei Laute α, ο, ε spaltete. Hätte *ai* schon zur Zeit der Spracheinheit *e* gelautet, so müfsten wir in den verschiedenen Sprachen unsers Stammes diesen Laut dafür erwarten, der ihm aber nie entspricht. Von den drei Phasen des alten *ai* ist nun αι im Griechischen seiner Schwere wegen die seltenste. Das griech. αι ist entweder ein treu bewahrtes Erbtheil

Digitized by Google

aus einer früheren Sprachperiode und hat als solches kein Verhältniſs mehr zum Vocal ἰ, aus dem es entstanden ist — dies ist der Fall bei den Endungen μαι, σαι, ται, νται — oder es entsteht durch das Zusammentreffen von α mit ι z. B. im Nom. Pl. der Wörter auf α, im Femininum mancher Adjectiva z. B. μέλαινα für μελανια durch Metathesis, eben so in αἴρω für ἀρ-ιω. Gerade diese letztere so zu sagen mechanische Entstehung des *αι* weist uns auf seine diphthongische Natur hin (vgl. παῖς neben πάϊς). Ganz ohne Gewicht aber ist das der Accentuation entnommene Argument für die Aussprache des αι als *e*. Denn erstlich findet bei οι ganz derselbe Fall statt (ἄνθρωποι wie μάχαιραι), und οι wird man doch als Diphthong gelten lassen müssen, dann aber ist diese ganze Erscheinung offenbar anders zu fassen. Läge der Grund zur abweichenden Accentuation in der Natur dieser Diphthonge, so müſste es keine Ausnahmen davon geben und wir begriffen nicht, warum αι für den Vers lang und auſserhalb des Verses kurz sein sollte. Wir sollten also die Regel nicht so stellen: die Sylben αι und οι gelten bei der Accentuation als Kürzen, sondern so, das Gesetz, bei langer Ultima die Antepenultima nicht mit dem Acut, oder die Penultima nicht mit dem Circumflex zu bezeichnen, erleidet bei schlieſsendem αι und οι eine Ausnahme. Und es kommt nun darauf an, den Grund dieser Ausnahme zu erkennen, und das ist, dünkt mich, nicht schwer. Die Accentuation im Griechischen stellt uns einen Kampf dar zwischen dem logischen Princip, das dahin geht, die bedeutungsvolle Sylbe zu betonen und dem phonetischen, welches den Ton von der Schwere und Aufeinanderfolge der Laute abhängig macht. Beim Verbum macht sich mehr als anderswo das logische Princip geltend, indem die Stammsylbe oder die der Hervorhebung noch mehr bedürftige Vorsatzsylbe den Accent der Regel nach an sich zieht. Dasselbe Streben war es auch unstreitig, was die Betonung der Stammsylbe trotz der Endungen auf αι hervorrief und wodurch nun τύπτομαι mit τύπτω, δείκνυμαι mit δείκνυμι auch dem Accente nach gleichmäſsig wurden. Die vier Endungen auf αι, welche der gleichen Anzahl activer auf ι gegenüber stehen, blieben so in enger Analogie zu diesen und unter einander. Nicht so einfach stellt sich die Sache beim Nomen. Indeſs scheint es hier besonders das Streben nach Uebereinstimmung des Nom. Plur. mit dem Nom. Sing. zu sein, welches den Accent trotz der langen Endung auf derselben Sylbe erhielt; darum heiſst es ἄνθρωποι wie ἄνθρωπος, μέλαιναι wie μέλαινα. Die einzige Schwierigkeit machen die Paroxytona auf η; denn man sieht nicht ein, warum es nicht γνώμαι wie γνώμη, nicht πολίται wie πολίτης heiſst. Indeſs ist dabei zuerst zu beachten, daſs der Wechsel der Art des Accentes lange so wichtig nicht ist, wie der seines Sitzes. Gewiſs ist der Unterschied in der Betonung zwischen ἄνθρωποι und ἀνθρώπων gröſser als der zwischen πολίτης und πολῖται. Auſserdem aber muſsten die zahlreichen Proparoxytona mit auf die Paroxytona einwirken und namentlich bei den die Betonung niederschreibenden Grammatikern die Consequenz erfordern. Bei Wörtern auf της mochte auſserdem der Vocativ z. B. πολῖτα ein Beispiel für die herkömmliche Betonung des Nom. Pl. abgeben. Fassen wir die Sache so auf, so ist es vollkommen deutlich, warum die Optative scheinbar eine Ausnahme machen, denn bei ihnen ist kein Grund zur Veränderung des Accents vorhanden; es heiſst τύπτοι wie τύπτοιμι, δείξαι wie δείξαιμι. In derselben Weise rechtfertigt sich auch die Unregelmäſsigkeit des Accentes bei dem ω der s. g. attischen Declination (ἀνώγεως, πόλεως). Nicht in den Lauten, sondern in dem logischen Princip liegt der Grund der Abweichung. Ich behalte es mir vor, diese Auffassung anderswo weiter auszuführen und näher zu begründen. Nachdem durch die Entdeckung des Accentes im Sanskrit auch für diesen Theil der Grammatik eine neue historische Basis gewonnen ist, wird eine Umarbeitung dringend nöthig werden. Hier kam es nur darauf an zu zeigen, daſs der Accent für die Aussprache des αι nichts beweisen kann.

Den Diphthong οι lehrt Hr. M. nach der erasmischen Weise aussprechen und gewiſs mit Recht. Wir können mit einiger Zuversicht behaupten, daſs οι und ευ ihrem Laute nach nicht wesentlich verschieden waren. Wie nämlich οι sich aus ι, so entwickelt sich eigentlich ευ aus υ (δε-δοι-κα : δι = πέ-φευγ-α : φυγ); in einigen Fällen aber scheinen beide Laute mit einander vertauscht zu sein. οι entsteht in δοιοί neben δύο und δεύτερος, in κοινός neben ξυνός, in λοιγός neben λυγρός und λευγαλέος, in κοίρανος neben κύριος aus υ, und ευ in εὐθύς neben ἰθύς, πεύκη neben πίσσα (*pix*) aus einem ι. Vielleicht ist auch das οι der redupli-

Digitized by Google

cirten Verba ποιπνύω, μοιμύλλω, μοιμυάω, ποιφύσσω, κοικύλλω nur ein Stellvertreter von ευ; denn der Reduplicationssylbe solcher Verba gebührt jene Steigerung von υ zu ευ, ι zu ει oder οι, die wir Zulaut oder Guna nennen (vgl. δειδίσσομαι). Dennoch ist dies nicht sicher, weil wir in μαιμάω, παιπάλλω u. a. eine andre Verstärkung der ersten Sylbe finden. Im Ganzen aber scheint es mir fest zu stehen, dafs οι und ευ sehr ähnlich lauteten. Das οι schwächte sich später ganz zu υ und endlich erst in der jetzigen Aussprache zu ι. Aus den Bestimmungen der Aussprache in den Epimerismen des Pseudoherodian geht hervor, dafs zu seiner Zeit οι und υ gleich, von η und ι aber verschieden lauteten. Diese Verdünnung wäre also wohl als ein Rückzulaut oder die Rückkehr des verstärkten Lautes zum einfachen aufzufassen.

Der Abschnitt über die Prosodie enthält einen grofsen Schatz trefflichen Materials, wie man es nicht leicht irgendwo beisammen findet. Zweckmäfsig ist in § 23. die Aufzählung der Wörter, in denen der epische Dialekt ein Umspringen und Schwanken der Quantität zeigt; in Bezug auf ἕως und seine Nebenformen wird sich allerdings nach dem was ich im Rhein. Museum 1845 Heft 2 gezeigt habe, das Urtheil etwas anders stellen. Ueber die Dehnung und Kürzung der Vocale finden wir S. 29 die reichsten Zusammenstellungen. Im Folgenden wird das seinen Gründen nach uns unerklärbare Schwanken der Quantität (κᾰλός und κᾱλός) nicht von dem organischen Wechsel geschieden, der z. B. zwischen τήκω und ἐτάκην, τρῑβω und ἐτρῐβην stattfindet und mit der diphthongischen Steigerung von φυγ zu φεύγω, λιπ zu λείπω parallel läuft. Wir übergehen die Accentlehre, der sich einige Bemerkungen über die Lesezeichen anschliefsen (§ 27—39.) und wenden uns zu dem längeren Abschnitt, der unter dem Namen *Pathologie* mit § 40. beginnt und bis § 116. reicht.

Unter diesem Namen, der, fast verschollen, seine Erneuerung Lobeck verdankt, fafst Hr. M. die weite Lehre vom Lautwechsel innerhalb des Hellenismus zusammen. Die Vorerinnerung, welche diesem wichtigen Abschnitte vorausgeht, ist bestimmt, den Standpunct des Verf.'s anzugeben und sein Verfahren zu rechtfertigen. Da nichts charakteristischer für ihn und zur Beurtheilung seiner Leistung wesentlicher ist, so gehen wir näher auf seine Ansichten ein. Der Begriff des πάθος wird nach der Auffassung der alten Techniker so bestimmt, dafs darunter jede lautliche Veränderung zu verstehen sei, die ohne Bedeutungsverschiedenheit herbeizuführen entweder einen dialektischen, oder einen euphonischen oder einen metrischen Grund habe. Der Verf. zeigt sodann, wie sich diese drei Arten vielfach unter einander mischten und nicht scharf gesondert werden könnten. Weil wir die Gründe der Affectionen nicht immer erkennen könnten, meint Hr. M., bliebe uns nur der Mittelweg übrig, die Gegensätze, wo sie sich fänden, als *Verhältnisse*, nicht als *Facta* zusammenzustellen. Dieselbe Ansicht spricht er S. 59 so aus: die Grammatik dürfe nicht die *Arten des Werdens*, sondern die *Merkmale des Gewordenen* zum Eintheilungsgrunde haben. Hr. M. hat den Gegensatz sehr richtig aufgefafst. Es gibt eine doppelte Art der Sprachforschung, die *historische* oder *genetische* und die *statistische*. Die erstere spürt dem Werden und Wachsen der Sprache nach, die andre betrachtet sie als ein Gegebenes und sucht nur die Erscheinungen zu ordnen. Die eine ist *Sprachgeschichte*, die andre *Sprachbeschreibung*. Man könnte diesen Unterschied eben so gut machen, wie den zwischen *Naturgeschichte* und *Naturbeschreibung*. Alex. v. Humboldt entscheidet sich in seinem Kosmos S. 64 dahin, dafs bei der Naturwissenschaft beides gar nicht zu trennen sei, und vergleicht treffend die ähnliche Erscheinung auf dem Gebiete der Sprachforschung. Die Sprachbeschreibung mufs aber entweder auf den Namen einer Wissenschaft, auf das Erkennen der Gründe verzichten, oder sie mufs die Sprachgeschichte zu Hülfe nehmen, denn nur diese belehrt sie, wie die Verhältnisse geworden sind und eben dadurch, warum sie so sind. Wir kommen also doch dahin, Facta zu suchen, und gewifs gewinnt die Forschung nichts dadurch, wenn diese genetische Methode ganz verleugnet wird. Im Gegentheil alle wahre Wissenschaft ist Geschichte; da fühlen wir uns erwärmt und angeregt, wo wir ein Werden beobachten, die Betrachtung und Systematisirung des Gewordenen ist trocken. Statt uns die lebendige Thätigkeit des menschlichen Geistes vorzuführen, stellt uns der statistische Grammatiker eine schwer zu bewältigende Masse gegebener Thatsachen vor Augen. Wie man in neuester Zeit auch die Natur nicht als ein Gewordenes, sondern als ein ewig Werdendes in ihrer stetigen Entwickelung darzustellen angefangen

Digitized by Google

hat, so geht die Richtung der neueren Sprachwissenschaft offenbar dahin, die Grammatik historisch aufzufassen, sie zur Sprachgeschichte zu machen. Das ist die grofse Bedeutung der Sprachvergleichung, wie sie bald im weiteren, bald im engeren Kreise die verschiedenen Sprachgebiete neu zu erhellen angefangen hat; dahin sollte namentlich das Beispiel Grimm's führen, das Muster grammatischer Specialforschung. Der Verf. unsers Buches scheint auch in der That, dieser Auffassung nicht so abhold zu sein, allein er hält die Durchführung für unmöglich. Und er hat Recht, wenn er behauptet, die Priorität einer Erscheinung liefse sich nicht immer nachweisen, namentlich nicht innerhalb einer Sprache. In der Regel wird uns aber doch die Vergleichung auf den wahren Entwickelungsgang führen und sollte wirklich ein Rest unerklärbarer Facta übrig bleiben, so mag man diese als solche nach bestimmter Ordnung aufzählen. Doch würde die Zahl derselben nicht eben sehr grofs sein. Wenn man das vom Verf. in so verdienstlicher Reichhaltigkeit gelieferte Material in diesem Sinne durchgeht, läfst sich mit Hülfe der Sprachvergleichung bei Weitem das Meiste nach „*der Art des Werdens*" zusammenordnen. Hr. M. ist nun insofern entschieden im Vortheil gegen die alten und manche der neueren Grammatiker, dafs er seinen Standpunct klar erkennt und bezeichnet. Denn die Alten glaubten, indem sie in der That nur Verhältnisse darstellten, Facta zu geben. Dieser Irrthum durchdringt ihre ganze Terminologie. Ihr Standpunct ist der der Astronomen vor Copernicus; es dreht sich Alles um ihre kleine Welt. Sie beobachten die Erscheinungen meist eben so richtig, wie jene Astronomen. Die Facta, von denen sie reden, sind aber blofs scheinbar und meist ist das Gegentheil wirklich geschehen. Ihre Terminologie also, in so weit sie die Lautverhältnisse betrifft, ist eine grofse Unwahrheit; denn ihre Ausdrücke bezeichnen sämmtlich Facta. Hr. M. geräth demnach, nicht ohne dafs er es merkt (Vgl. S. 59), mit sich selbst in Widerspruch; denn Wörter wie πάθος, πρόσθεσις, ἀφαίρεσις, ἐπένθεσις drücken alle Facta, nicht Verhältnisse aus. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Diäresis. Der Vf. weifs es sehr wohl, dafs es eine Unwahrheit wäre, wenn man das Verhältnifs des homerischen διψάω zum attischen διψῶ geradezu als Diäresis darstellte. Um also sein richtigeres Sprachbewufstsein mit der falschen Bezeichnung der alten Techniker zu vereinigen, nimmt er eine *negative Diäresis* an. Eine negative Diäresis hat aber in der That nicht mehr Sinn, als eine Ehescheidung wo keine Ehe war. Vergebens sucht er anderswo diesen inneren Widerspruch dadurch zu mildern, dafs er die entgegengesetzten Facta zusammenordnet, z. B. Epenthesis und Exäresis, Prosthesis und Aphäresis, denn dadurch wird der Widerspruch um so klarer und im Einzelnen wissen wir oft gar nicht, mit welchem der beiden Namen wir die bezeichnete Erscheinung belegen sollen. Es geht also der Vortheil, den jene Terminologie hat, dafs sich jede Erscheinung mit einem, wenn auch falschen, doch bestimmten Namen nennen läfst, dadurch wieder verloren. Sollte es nun wohl zweckmäfsig sein, diese weitläuftige Terminologie trotz ihrer Unwahrheit wieder in unsre Grammatiken einzuführen, in denen sie bisher nur zum geringen Theile ihren Platz fand? Gewifs nicht. Es heifst das die freiere und tiefere Richtung der heutigen Sprachwissenschaft verkennen, es heifst einen bewufsten Widerspruch in die Wissenschaft einführen und ein schon an und für sich schwieriges Gebiet dadurch noch schwieriger machen. Für die Lautlehre aller Sprachen hat J. Grimm eine Anzahl treffender Ausdrücke aus unserer Muttersprache gefunden, die sich leicht noch in seinem Sinne vermehren liefse. Andren Bezeichnungen für wirkliche Facta, z. B. Verstärkung, Schwächung, Verschiebung, können eine Menge von Erscheinungen untergeordnet werden. Also fort mit jener alterthümlichen Scholastik, jener spitzfindigen und unwahren Terminologie! Wir können von den alten Grammatikern unendlich viel lernen, ihr Scharfsinn, ihre Genauigkeit verdienen alle Anerkennung; noch wichtiger sind sie als Quellen für mundartliche Eigenthümlichkeiten. Aber ihr System verträgt sich schlechterdings nicht mit der Höhe unserer jetzigen Sprachwissenschaft. Diese fordert für die Behandlung der Lautlehre ein ganz anderes Verfahren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

Griechische Grammatik für Schulen und Studirende, von Dr. Mehlhorn.

(Schlufs.)

So wenig mir die Anordnung und Auffassung der Lautverhältnisse, welche Hr. Mehlhorn aufstellt, gelungen zu sein scheint, so sehr ist die aufserordentliche Reichhaltigkeit dieses Theiles zu rühmen. Weit entfernt, von der Anordnung den Werth des Werkes abhängig zu machen, glaube ich vielmehr, dafs dieser Vorzug reichlicher Zusammenstellung nicht hoch genug angeschlagen werden kann und ganz besonders in diesem Theile, der in den meisten Grammatiken bisher in so hohem Mafse vernachlässigt wurde. Es sind vorzüglich Lobeck's gediegene Arbeiten, die neben eigenen Forschungen dem Verfasser zur Grundlage gedient haben. Zur gröfsern Deutlichkeit schickt Hr. Mehlhorn der Pathologie einen Abschnitt über die euphonischen Gesetze voraus, der viel Gutes und Neues enthält. Ich erlaube mir einige wenige Gegenbemerkungen. So wird in § 44., der von der Aspirationsverschiebung handelt, das Verhältnifs als normal betrachtet, in welchem die Tenuis voransteht, die Aspirata folgt. Es heifst also: von ἐτάφην wird θάπτω, von τύφω θύψω. Und in der That ist dies in den meisten Fällen richtig, aber nicht in allen. So entspricht dem griechischen τύφω im Sanskrit. *dhûp* (suffire, fumare) und die verwandten Wörter wie *dhûma-s* = θυμό-ς, *dhûpa* = τῦφος (vgl. Pott f. F. I, 257) machen es gewifs, dafs hier θυπ die ältere Form ist. Als ein zusammengehöriges Paar werden Seite 49 die Verba γηθέω und ἥδομαι hingestellt. Allein die Verwandtschaft von γηθέω mit γαίω, γάνυμαι, γάνος, γαῦρος, lat. *gaudeo* (St. *gav*) und die erwiesene Entstehung des Stammes ἡδ aus *svâd* (skr. *svâdu-s* = lat. *suavi-s* = gr. ἡδύ-ς) machen es unwahrscheinlich, dafs zwischen diesen beiden Stämmen irgend ein Zusammenhang stattfindet. Bei der Besprechung der Assimilation wäre die Berücksichtigung des wichtigen Unterschiedes zwischen der progressiven und regressiven Assimilation wünschenswerth gewesen, auf die zuerst Pott (E. F. II, S. 8) aufmerksam gemacht hat (vergl. Zeitschr. f. d. Alterthsw. 1844. S. 642).

Der erste Abschnitt der eigentlichen Pathologie handelt von der Prostbesis und Aphäresis. Der Verf. ist hier besonders Pott's Untersuchungen gefolgt, hat aber das Sichere und bestimmt Erkennbare nicht immer von dem getrennt, was nur auf der Vermuthung jenes oft etwas verwegenen Forschers beruht. So möchte die Annahme der Verstümmelung von ἄγαν zu ἀ kaum zu erweisen sein. In den meisten Fällen wird man mit dem s. g. copulativen ἀ auskommen, z. B. bei ἄπεδος, das so viel wie ἰσόπεδος ist. Da jenes ἀ mit dem *sa* des Skr., mit ἅμα und ὁμοῦ verwandt ist, so braucht man einen Uebergang von ο in α, von dem Hr. M. glaubt, dafs er bei dieser Erklärung nothwendig sei, nicht anzunehmen. Die Ausbildung des copulativen α gehört einer Zeit an, in welcher ο und α noch ein Laut waren. Auch ἄσκιος kann man in dieser Weise erklären als *mit* Schatten versehn, beschattet; ebenso ἄστονος (Aesch. Sept. 842). Dagegen leite ich ἄπλετος mit Passow von W. πλε füllen, sättigen und dem α privat. her. — ἐγείρω ist schwerlich ein Compositum mit ἐκ; denn das γ gehört zur Wurzel, wie das skr. *g'âgr* beweist. Mit gröfserer Wahrscheinlichkeit hält daher Bopp im Gloss. Sanscr. das ε für einen Rest der Reduplication.

§ 60. handelt von der Epenthese von Consonanten. Da hier rein lautliche Erscheinungen, gleichsam Krankheiten oder Leiden der Buchstaben und Wörter aufgezählt werden sollen — denn dies Bild liegt doch dem Worte πάθος zum Grunde — so mufste der Verf. „alles organische Weiterwachsen" ausschliefsen. Wir finden also hier nicht verbale Bildungen wie λαμβάνω, τυγχάνω aufgeführt, da sie eben als organische Weiter-

Digitized by Google

bildungen zu betrachten sind. Indess ist die Grenzlinie schwer zu bestimmen. Offenbar wird λάμψομαι, das hier erwähnt wird, von λαμβάνω nicht zu trennen sein; ῥομφάνω, γνάμπτω, χρίμπτω gehören in dieselbe Kategorie und auch in den Substantiven τύμβος von τυφ, ἴαμβος von ἰαπ, θύμβος von τυφ, κόμπος von κοπ, die der Verf. sehr sorgfältig gesammelt hat, ist die Einschiebung der Nasals kein zweckloser ὄγκος ἤχου, wie ihn Eustathius nennt, sondern eine organische Verstärkung des Stammes. Es ist jene wichtige Erscheinung der Nasalirung, die mit der vocalischen Steigerung (Zulaut, Guna) und der Reduplication eine Trias von Verstärkungsmitteln bildet, der wir auf den verschiedensten Gebieten unsers Sprachstammes begegnen. Alle drei haben in der Regel den Zweck, dem Stamme des Wortes im Gegensatze zu den Endungen mehr Gewicht und Würde zu verleihen. Man vergleiche z. B. lat. *mungo* mit skr. *munk'âmi* von *muk'*, lat. *linquo* mit gr. λείπω von *liq* oder λιπ, gr. τύμπανον mit skr. *tumpâmi* von *tup* gr. τυπ. Sicherlich wäre auch Hrn. M. dies wichtige Moment in der Formenbildung nicht entgangen, wenn er die drei Nasale μ, ν und γ (vor Gaumlauten) als eine Einheit aufgefafst hätte. Wie in der Vocalbildung λαγχάνω-λαμβάνω-λανθάνω, so stehn in der Nominalbildung ἔγχος (ἀχ)-θαμβος (θαφ)-βένθος (βαθ) parallel. Unter den Verstärkungen dentaler Laute hätte noch aufser βένθος πένθος von παθ, σχινδάλαμος neben σχιδ (σχίζω), σχενδύλη, σκενδύλιον neben σχεδία, σκεδάννυμι erwähnt werden können. Den gutturalen Nasal tragen φέγγος, ῥύγχος, ῥύγχαινα (ῥύζω), ἔγχελυς neben ἔχις, lat. *anguis*, skr. *ahis* (vergl. Lob. Path. 106) κλαγγή (κλάζω) an sich.

In Bezug auf das epheikystische ν stimmen wir dem Verf. durchaus bei, namentlich auch in Rücksicht auf manche Verbalformen, wie γράψον, γραφόμεθον, die man sonst nicht immer hieher gezogen hat. Dagegen tritt bei der Besprechung des Diplasiasmus wiederum die wahre Entstehung der Formen zu sehr in den Hintergrund. Jene aeolischen Verdoppelungen der Liquidä sind, wie Ahrens so trefflich erwiesen hat, eigentlich keine Verdoppelungen, sondern Assimilationen. Sollte es nun nicht ein Gewinn für die Wissenschaft sein, wenn man dergleichen ganz verschiedene Erscheinungen völlig trennte? Die Verdoppelung hat den Zweck, die Sylbe hervorzuheben, die Assimilation ist eine phonetische Bequemlichkeit. Hier bewirkte wieder die unpassende Terminologie eine Unklarheit der Auffassung.

Dagegen weifs ich nicht, wie der Verfasser seine in § 72. aufgestellte Behandlung des doppelten σ rechtfertigen will. Hier verläfst er offenbar seinen frühern Standpunct und will statt der Verhältnisse Facta geben. Er erklärt nämlich das doppelte σ als Assimilatisn und zwar meistentheils eines Gaumlautes wie σ. So läfst er γλῶσσα aus γλωχ + σα, ἀλλάσσω aus ἀλλαχ + σω entstehn. Allein wo ist der Beweis, dafs diese Formen so entstanden sind? Eine Endung σα erscheint nur in sehr wenigen Wörtern und die Verbalendung σω ist beispiellos. Die Comparative wie κρείσσων, ἥσσων erklärt Hr. M. selbst § 200. sehr richtig nach dem Vorgange Bopp's durch Assimilation aus der Endung ιων. Offenbar müssen diese uns als Anhalt für die Untersuchung der übrigen Formen dienen. Und so hat denn auch Bopp (V. Gr. S. 724) mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit jene Verba durch die Vergleichung der sanskr. 4ten Klasse auf *-jâmi* erklärt, wonach also θωρήσσω aus θωρηκιω entstanden wäre, wie ἥσσων aus ἡκιων, ταράσσω aus ταραχιω, wie ἐλάσσων aus ἐλαχιων u. s. w. Ebenso einfach analysiren sich mehrere Femina, z. B. θρῆσσα für θρηκ-ια, κρῆσσα (das wir bei Herrn M. vermissen) für κρητια, κίλισσα für κιλικ-ια. Dafs der Vf. mit Pott E. F. II, 38 die Verba auf σσω mit denen auf τω (τύπτω) zusammenstellen und somit ττω als den älteren Ausgang betrachten sollte, ist nicht zu vermuthen. Denn er lehrt S. 74 selbst, dafs das doppelte τ erst im spätern Atticismus an die Stelle des σσ trete, wobei er jedoch die gleiche Eigenthümlichkeit der Böotier (Ahr. d. A. p. 176) zu erwähnen vergessen hat. Da nun auch die Dorier, die treuen Bewahrer des alterthümlichen τ, an dieser Stelle keinesweges ττ, sondern σσ haben, so müssen wir bei der Erklärung dieses Lautes nothwendig von dieser, nicht von jener Gestalt ausgehen. In drei Verben scheint σσ durch Assimilation aus π entstanden zu sein, nämlich in ἐνίσσω, πέσσω, ὄσσομαι; allein die Sprachvergleichung läfst uns in diesen einen gutturalen Laut als älter erkennen. ἐνίσσω dürfen wir, wenn wir namentlich das homerische ἴσκε = εἶπε erwägen, wohl mit dem skrit. *vak'*, πέσσω sicherlich mit *pak' (coquo)*, ὄσσομαι mit dem Stamme *ak* vergleichen, der im skr. *akshi*, im lat. *oculus* hervortritt. Die gutturale Tenuis, für welche im Skr. die palatale eintritt, springt bei den Grie-

Digitized by Google

eben leicht in π um, daher ἔπος, πέψαι, ὄψ. In dem Mischlaut σσ hat sich aber eine Spur des ältern Gaumlautes erhalten, was auch im homer. ὄσσε = ὀκιε geschehen ist.

Mit Recht trennt der Verf. das eben besprochene σσ von dem, welches unorganisch für einfaches σ eintritt. Doch reicht seine Erklärung „aus metrischer Noth" nicht hin. Denn die Dative auf σσι für σι finden sich auch aufserhalb der Poesie in dorischer und aeolischer Prosa, was, wie ich sehe, Hr. M. selbst S. 132 anführt.

In dieser Weise fänden wir noch hier und da Veranlassung zu abweichenden Ansichten in Bezug auf die Lautverhältnisse; wir müssen uns aber kurz fassen, um das Mafs einer Recension nicht zu überschreiten. Ich will daher nur noch das eine hervorheben, dafs die Lehre von der Diphthongirung § 82. verhältnifsmäfsig dürftig ausgefallen und dafs namentlich über das Verhältnifs zur Gunirung des Sanskrit zu schnell hinweggegangen ist. Ich erlaube mir in dieser Hinsicht auf meine kleine Schrift „Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnifs zur classischen Philologie" Seite 46 ff. zu verweisen.

Von der Formenlehre, die mit S. 122 beginnt, liegt uns bis jetzt nur die Flexion der Nomina, die Comparative und die Lehre von den Pronominibus und Zahlwörtern vor. Nach einer allgemein-grammatischen Aufführung und Definition der Redetheile beginnt die Flexionslehre mit der Behandlung des Genus, indem zunächst die allgemeinen Regeln mit ihren Ausnahmen aufgeführt werden. Sollte man nicht gut thun, unter die allgemeinen Regeln vom Femininum die aufzunehmen, dafs die Abstrakta Feminina seien? Diese allen Sprachen gemeinsame, tief in der Natur dieser Wörter begründete Neigung erklärt eine grofse Menge von Erscheinungen, die nach der üblichen Darstellung unerklärt bleiben. § 122 und 123 handeln von der Motion und enthalten sehr viel Treffliches. Bei der seltenen Femininendung auf σσα wird auch φάσσα von φάψ aufgezählt. Allein es heifst ἡ φάψ. Darum sagt auch Lobeck Path. 41 vorsichtiger: Nec φάσσα negabitur a φάψ deflexum esse, obwohl ich auch das bezweifle, denn φάψ und φάσσα sind verschiedene Thiergattungen, und der Schein der Aehnlichkeit tritt nur zwischen dem Nominativen ein, nicht zwischen den Stämmen (φαβ-φάσσα).

Die Declination ist mit Berücksichtigung der vergleichenden Grammatik behandelt. Die scharfe Unterscheidung des Stammes vom Nominativ, die von Endung und Ausgang, die Auffassung des ς als Nominativendung, die Herleitung der Endungen — dies und vieles Andere, was der Vf. durch eine umsichtige Benutzung der vergleichenden Forschungen und durch eignes Urtheil gewonnen hat, zeichnen diesen Abschnitt auf das vortheilhafteste vor den Arbeiten seiner Vorgänger aus. Während für die Lautlehre die Vorarbeiten in diesem Sinne dürftig waren, stand dem Vf. für die Flexionslehre viel reichere Ausbeute zu Gebote. Hr. M. ist hauptsächlich Bopp und Reimnitz in diesem Abschnitte gefolgt; vor ihm hatte schon Kühner viel Gutes zur richtigeren Auffassung der Declination zusammengetragen. Doch übertrifft ihn Hr. M. an Genauigkeit, Reichhaltigkeit und Urtheil. Da es darauf ankam, die durch die Sprachvergleichung gewonnenen Thatsachen hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen und jede weitere Auseinandersetzung fern lag, so will ich es nicht tadeln, dafs manche Vergleichung etwas äufserlich erscheint. Der Verf. richtet sich meistens genau nach seinen Autoritäten und diese haben es zu verantworten, wenn sich Einzelnes nicht ganz bewähren sollte. So wird man als Endung des Dat. Pl. kaum ισι hinstellen dürfen; vielmehr halte ich die Umwandlung von *ă* in *ê* im Skt. *(çivêshu)* *) und des ο und α in οι und αι für wahre Affectionen, die wahrscheinlich in jeder Sprache unabhängig vor sich gingen. Denn im Griechischen möchte ich das ι von τιμαῖσι, λόγοῖσι als Epenthese (Umlaut durch den Einflufs des folgenden) erklären, wie sie in ähnlicher Weise im Zend so häufig sind. Die Klarheit der Auffassung kann nur dadurch gewinnen, wenn man — wo es möglich ist — das eigentliche Casuszeichen von gelegentlichen anderen Veränderungen des Stammes scheidet. — Ob wir als Endung des Nom. Dual. *âu* annehmen und die übrigen Erscheinungen daraus ableiten dürfen,

*) Das aus *a* entstandene *ê* von *çivêshu* ist offenbar mit dem des Instr. Sing. *çivêna*, des Dat. Pl. *çivêbhjas* und dem in den Veden üblichen *ê* des Instr. Plur., z. B. *çivêbhis* (später *çivâis*), wie mit dem *ê* der Pluralcasus des Pronominalstammes *a* *êbhis*, *êbhjas*, *êshâm* zu vergleichen. In allen diesen Fällen dürfen wir *ê* nicht in *a* + *i* zerlegen, sondern müssen es wohl als eine eigenthümliche Dehnung des kurzen *a* betrachten.

Digitized by Google

ist mir sehr zweifelhaft. Da der Vedadialekt *â*, das Zend denselben Laut, das Griechische ε darbietet, so scheint es mir gerathener, von dieser Form auszugehen und das sanskritische *âu* für eine originell indische, spätere Entwickelung zu halten.

Eine Bereicherung der Grammatik ist der sorgfältig bearbeitete Abschnitt über Locativformen, wie Ἀθήνησι, Ἰσθμοῖ. — Auch an den folgenden Paragraphen, welche das Material im Einzelnen geben, ist Reichhaltigkeit, genaues Quellenstudium und eingehende Benutzung der verschiedensten Vorarbeiten zu rühmen. — Bei der dritten Declination hat der Verf. die richtige Ansicht von den Stämmen auf ς, z. B. ἄλγος, σαφής, wonach nämlich das ς zum Stamme gehört. Dennoch zieht er es aus praktischen Gründen vor, die Paradigmata nach der alten Weise einzurichten. Wir wollen darüber mit einem bewährten Schulmanne nicht rechten. Allein soll denn dies Buch für Schulen, d. h. für Schüler sein? Es wäre schon viel, wenn alle Lehrer wüfsten, was darin steht.

In allen hierher gehörigen Paragraphen finde ich kaum etwas, dem ich nicht beistimmen möchte. Nur die Auffassung des Vocativs scheint mir nicht die richtige. Der Verf. bestreitet in einer Anmerk. zu § 161. die Ansicht, nach welcher der Vocativ nichts als der Wortstamm selbst ist, ohne Gründe dagegen anzuführen. Und doch wüfste ich nicht, was dieser durch die vergleichende Grammatik in Umlauf gesetzten Auffassung zuwiderliefe. Beim Rufen darf doch das Wort nicht eine Casusendung haben; man stöfst den Schall aus als solchen. Dieser verfällt den Lautgesetzen: daher die zahlreichen Verstümmelungen. Im Sanskrit scheidet sich der Vocativ noch durchaus vom Nominativ; im Griechischen würden bei consonantisch schliefsenden Stämmen oft sehr starke Umwandlungen nöthig sein (ἄνα, κῆρυ, Αἴθιο). Das sehr empfindliche Organ der Griechen ward also die Ursache, da, wo starke Veränderungen des Stammes nöthig wurden, lieber den Nominativ eintreten zu lassen, der eigentlich nur Subjectscasus ist. Das phonetische System der Sprache wirkte im Bunde mit dem Princip der Deutlichkeit dahin, den ursprünglichen Organismus zu zerstören. Wo aber die ältere Bildungsweise des Vocativs geblieben ist, da erklären sich die Accentverhältnisse nur aus jener Auffassung, wie ich in der erwähnten Schrift S. 13 gezeigt habe. Die Zurückziehung des Accents im Vocativ ist der Rest einer im Sanskrit vollständig durchgeführten Neigung, die in der Natur des Rufens ihren Grund hat. Wäre der Vocativ in der That eigentlich dem Nominativ gleich, so könnte das schliefsende ς dieses Casus nicht mit Bopp, dem auch Hr. Mehlhorn Seite 156 Anm. beistimmt, aus dem Pronomen *sa*, er, hergeleitet werden.

Am Schlusse der Declinationslehre befindet sich ein dem Verfasser durchaus eigenthümlicher Abschnitt, *schwache Flexion* überschrieben. Unter diesem Namen begreift derselbe die Wörter auf ας, ης, ως, ους, welche bei meistens langem Vocal zwischen den Formen der consonantischen und denen der vocalischen Declination vielfach schwanken. Es sind gröfstentheils volksthümliche Ausdrücke und Abkürzungen, z. B. χεσᾶς, Ἀλεξᾶς, πᾶς, πάππας, oder ausländische Namen wie Νεκώς, Ταμώς, Ἰησοῦς. Bei denen auf ω-ς bedingt die Unterscheidung von der s. g. zweiten attischen Declination die Behandlung des ω für den Accent. Die schwache Flexion behandelt das ω als lang, die zweite att. als kurz. Manche schwierige Accentfragen werden hierbei gründlich behandelt, unter andern λαγῶς mit gröfster Wahrscheinlichkeit als Perispomenon erwiesen. Alles das ist sehr dankenswerth und auch der Name der schwachen Flexion sehr passend angewandt. Dennoch möchte ich glauben, dafs es die wirkliche Entwicklung jener Bildungen deutlicher machen würde, wenn man sie den entsprechenden vocalischen Declinationen anschlösse, also die auf ας und ης der ersten, die auf ους und ως der zweiten, die wenigen auf ῦς der dritten.

Doch ich mufs es mir versagen, dem Verf. noch weiter in das Einzelne zu folgen. Das Gesagte wird hinreichen, um das Buch zu charakterisen und es Allen, die an der Fortbildung der griechischen Grammatik Theil nehmen, zu empfehlen. Mufste ich auch in manchen einzelnen Puncten abweichende Ansichten äufsern und konnte namentlich die Darstellung der Lautlehre nicht ganz billigen, so zeigte sich doch durchweg des Verf.'s Gründlichkeit und die Reichhaltigkeit des Stoffes als höchst schätzenswerth. Wir müssen daher der Fortsetzung des Werkes mit Spannung entgegensehen und dürfen uns zunächst von der Behandlung des Verbums, wofür es noch so viel zu thun gibt, gewifs recht viel versprechen.

Georg Curtius.

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

XXX.

F. C. Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Band 5 bis April 1797. Heidelberg bei Mohr. 1844. XIV. u. 755 S. 8.

B. G. Niebuhr. Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten. Erster Band. Hamburg in der Agentur des Rauhen Hauses. 1845. XX. u. 339 S. 8.

F. C. Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandl. 1845.

Thomas Carlyle. Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen, in drei Theilen. Leipzig und Paris bei Brockhaus und Avenarius. 1844. Gr. 12. 49 Bogen.

Zweiter Artikel.

Anders als bei den vorhergehenden Werken, mufs sich unser Referat der Revolutionsgeschichte *Carlyle's* gestalten, wenn es uns gelingen soll den Charakter derselben vollständig erkennen zu lassen. Hier genügt es nicht den Gang der Gedanken wiederzugeben und die Darstellung im Allgemeinen zu schildern. Es ist die letztere hier so wesentlich, dafs man den Verf. selbst sprechen hören mufs, um seine Bilder, seine Gedanken vollständig zu erfassen; und daher werden wir genöthigt sein, manche Stellen in ihrem Zusammenhange mitzutheilen. Seine Darstellung ist keinesweges rhethorisch, man kann sie eher poëtisch nennen; die Schilderungen sind nicht sowohl episch bilderreich, sondern im höchsten Grade dramatisch schlagend. Auch schliefst sich eng Scene an Scene an, und führt uns mit seltener Klarheit und Begreiflichkeit die Entwickelung der ungeheuren Schicksalstragödie vor Augen. Man begreift es durch die Darstellung, wie der Fortschritt der Handlung dieser und kein anderer sein konnte, und meistens ohne eingestreutes Raisonnement bezeichnet er durch die Anschaulichkeit der Darstellung den Begriff und das innere Wesen einer jeden Thatsache. So ist denn C.'s Art und Weise der Darstellung ungemein originell, sein Ausdruck, wie es bei seiner dramatischen Weise zu erwarten ist, äufserst lebendig und den verschiedenen Scenen gemäfs natürlich colorirt. Da er nicht von den Personen *berichtet*, sondern sie vor uns wie sie lebten erscheinen läfst, in natürlicher Gestalt und Aufzug, so trägt auch die Sprache selbst die verschiedenartigste Abschattung, indem er jede Sphäre des menschlichen Lebens in ihrer vollen Eigenthümlichkeit und Färbung auffafst und darstellt. Will man irgend eine Aehnlichkeit im Gebiete der Literatur finden, so möchte man ihn mit Jean Paul vergleichen, denn auch bei ihm bricht die tiefe Empfindung durch eine wunderbar humoristische Darstellung hindurch, und ergiefst sich mitunter wieder in die bitterste Ironie. Was dramatisches Leben betrifft, so weht etwas von Shakespeare's Geiste in seiner Darstellung. — Geistreich, wie in der Auffassung und Darstellung, ist Carlyle auch in der Eintheilung seines Stoffes, der wohl noch nie mit solcher Schärfe und Klarheit in seine einzelnen Phasen zerlegt worden ist. In drei Hauptabtheilungen drängt er ihn zusammen. Der erste, welcher nach einigen mit äufserst kecken Pinselstrichen hingeworfenen Bildern aus dem Schlufs der Regierungsgeschichte Ludwigs XV. und der seines Nachfolgers bis zur Berufung der Ständeversammlung, den Verlauf der grofsen Bewegung bis zur Uebersiedelung des Königs von Versailles nach Paris umfafst,

Digitized by Google

trägt die Aufschrift: „die Bastille" als den Hauptkern seines Inhaltes; und eben so glücklich sind die Ueberschriften der sieben Unterabtheilungen, in welche dieser erste Theil zerfällt, von ihm gewählt. Nach dem ersten (es heifst der Tod Ludwigs XV. und bildet die Einleitung), charakterisirt er die 12 Regierungsjahre seines Nachfolgers bis zu der Berufung der Notabeln unter den Worten: das papierne Zeitalter; das dritte, dessen Inhalt durch: die Reichsstände bezeichnet ist, enthält die Begebenheiten bis zur Eröffnung der Versammlung. Das fünfte Buch (der dritte Stand) geht bis zur Eroberung der Bastille und den nächsten Folgen dieser Katastrophe. Im sechsten, überschrieben die Consolidation schildert er die Arbeiten der Versammlung mit ihrer umstürzenden Richtung gegen alles Bestehende; und das siebente (der Aufstand der Weiber), erzählt die Octoberscenen bis zum Einzug des Königs in die Tuilerieen. Die Bücher zerfallen wieder in Capitel und auch sie sind mit höchst bezeichnenden Ueberschriften versehen. Als Beispiel mögen dienen die des fünften Buches (der dritte Stand). Sie heifsen: Thue nichts — Mercur de Brezé — Broglie der Kriegsgott — Zu den Waffen! — Gebt uns Waffen! — Sturm und Sieg! — Keine Revolte (eine Anspielung auf Liancourt's Worte) — Erobern ihren König — die Laterne — alles höchst glücklich gewählte Bilder für die Darstellung der wild durcheinandertreibenden Scenen. — Die zweite Hauptabtheilung, benannt die Constitution, enthält die Geschichte der Revolution bis zum Sturz des Königsthrones, d. h. bis zum 10ten August 1792, und zerfällt in folgende sechs Bücher: Das Pikenfest, Nancy, die Tuilerien, Varennes, das erste Parlament und die Marseiller, mit ähnlichen Unterabtheilungen wie der erste Theil. Im dritten, welcher die Geschichte des Convents giebt, und die Guillotine" als Ueberschrift trägt, sind sieben Bücher: der September, der Königsmord, die Girondisten, der Schrecken, der Schrecken an der Tagesordnung, Thermidor, Vendemiaire. —

In seiner kecken Weise mahlt C. die vollkommene moralische Abgestorbenheit des alten Königs, die gänzliche Auflösung der herrschenden höheren Stände. Er läfst uns Ludwig XV. als gehorsamen Lakaien der Dübarri erscheinen, in deren Armidenpalast sich alles soweit dem wollüstigen Zauber fügt, dafs selbst der stirngefurchte Kanzler Maupeou Blindekuh mit der königlichen Metze spielt. Diese Schändung der Königswürde mufste den bis zu olympischer Höhe gehobenen Thron zum Wanken bringen, denn die Zeit war vorüber, wo man „aus einem beliebigen Menschen, wenn man ihn nur mit den rechten Stoffen zu der rechten Höhe fütterte und putzte, sich, fast wie es die Bienen thun, einen König machen, und, was noch mehr zum Zwecke diente, dem Gemachten treu gehorchen konnte." Mit tiefer Einsicht spricht C. über das Wesen des Königthums. Es ist ihm „ein Symbol, das man wohl heilig nennen durfte, denn liegt nicht in der Ehrfurcht für das, was besser und höher ist, als wir eine unvertilgbare Heiligkeit? Weshalb man auch wohl sagte, dafs dem anerkannt Stärksten ein göttliches Recht beiwohne. — Und so schwang mitten unter unbeschreiblicher Verwirrung (wie alles Wachsthum verworren ist), das Königthum sich empor, von treuem Gehorsam umgeben, und wuchs geheimnifsvoll überwältigend und in sich aufnehmend (denn es war ein Lebensprincip in ihm), bis es weltgrofs geworden war, und zu den Hauptfacten unsers modernen Lebens gehörte. Ein solches Factum, dafs Ludwig XIV. den Beschwerde führenden Magistrat mit den kurzen Worten abfertigen konnte: l'état c'est moi? und nichts zur Antwort erhielt, als Schweigen und niedergeschlagene Blicke." —

Allein diese königliche Macht war schmäliger Weise vergeudet, hatte sich in sich selbst aufgezehrt, so dafs das geistliche und weltliche Regiment in bunte Hände gefallen war und jetzt von „Encyklopädien, Philosophie und Gott weifs, welcher namenlosen Menge von immer bereiten Schreibern, Poeten, Sängern und Komödianten" abhing. Denn die sogenannten Stützen des Thrones, die Adligen waren zu derselben Erbärmlichkeit herabgesunken, wunderliche Karyatiden von vergoldeter Pappe in jenem wunderlichen Bau."

Eben so verderbt als die Zustände der Gesellschaft und des Staates erscheint ihm der des religiösen Lebens und der Kirche. „Der Glaube ist gewichen, der Zweifel gekommen. Dafs man eine Lüge nicht glauben kann, dies und nichts mehr weifs die Philosophie, sonst hat sie nur den Glauben, dafs in geistigen, übersinnlichen Dingen kein Glaube möglich ist." Sehr gut charakterisirt er das Unbefriedigende eines solchen Zustandes durch die Worte: „Aber von Alters her war der Zweifel nur ein halber Zauberer; er beschwört

Digitized by Google

Geister herauf, die er nicht bändigen kann." Und doch ist der Zweifel noch unendlich besser als die Heuchelei, „denn die Heuchelei ist selbst eigentlich eine doppelt abgezogene Lüge, die Lüge in zweiter Potenz — die materia prima des Teufels, von der aller Lug und Trug und alle Abscheulichkeit rührt, von der nichts Wahres kommen kann." — Schön schildert C. den Kampf der Neuerung und der Erhaltung mit den Worten: „Das erhaltende Princip thront, von der mächtigsten Eigenschaft in uns, von der Trägheit unterstützt, lange Zeiten hindurch nicht nur siegreich, was es sein sollte, sondern tyrannisch, gegen alle Mittheilung verschlossen. Es hält seinen Gegner wie vernichtet, und dieser Gegner liegt die ganze Zeit über gleich einem lebendig begrabenen Enceladus, der um die geringste Freiheit zu gewinnen, eine ganze Trinakria mit ihren Aetnas erschüttern mufs."

Mit treffenden Worten charakterisirt er die Richtung, welche Frankreich ergriffen, und seine neue Staatstheorie, den contrat social, oder wie er sich humoristisch ausdrückt, das Evangelium des Jean Jaques. „Erkenne sie die Staatstheorien an ihrem Werthe, als Stufen im Processe der Natur, die nichts umsonst thut. Welche Theorie ist indefs so gewifs als die, dafs alle Theorien, mögen sie mit noch so vielem Ernste, mit noch so vieler Mühe erdacht sein, unvollständig, zweifelhaft und selbst falsch sind und ihrem Wesen nach, sein müssen. Wisse, dafs dies Universum ist, was es sein will, etwas Unendliches. Versuche nicht es zu deiner logischen Verdauung zu verschlingen; sei dankbar, wenn du durch Einsetzen eines und des andern festen Pfeilers im Chaos verhinderst, dafs es dich nicht verschlingt. Dafs eine neue junge Generation ihr skeptisches Credo gegen den leidenschaftlichen Glauben an das Evangelium nach Jean Jaques vertauscht hat, ist ein fernerer Schritt und bedeutet viel."

In eigenthümlicher Weise wird nachgewiesen, wie die Regierung zur Zeit der zweiten Versammlung der Notabeln durch unselige Halbmafsregeln ihr eigenes Grab graben konnte, und mufste. „Wie eine ideale alles sehende versailler Regierung in dieser neuen Krisis unter so vorausgesetzten Principien und Umgebungen sich entschlossen hätte, kann selbst jetzt noch eine Frage sein." Eine solche hätte sich überzeugt, dafs „das neue unbekannte Wesen einer allmäligen Demokratie zum Dasein komme, sie selbst aber nur noch in provisorischer Eigenschaft bestehen könne. Aber die wirkliche unvernünftige versailler Regierung, die nur um ihrer selbst willen da ist; ohne Recht aufser dem des Besitzes, und jetzt auch ohne Macht? — Ihr ganzer Zweck besteht nur noch in dem Instinkt des Fortlebens, ihre Hoffnung beruht auf dem Zufall, und es giebt ja deren so viele." —

Schön ist die Schilderung des 4ten Mai, an welchem die in Versailles versammelten Stände in feierlicher Procession sich in die Kirche des heiligen Ludwig begaben. „Es ist der *Tauftag der Demokratie;* die kranke Zeit hat sie geboren, da die gezählten Monate um sind. Für den Feudalismus der Tag der letzten Oehlung! Eine abgelebte Ordnung, die hinfällig ist von der Arbeit (denn hat sie nicht vieles gethan, *euch* geschaffen und was ihr habt und wifst?), und von Räubereien und Zänkereien, die man glorreiche Siege nennt, von Lastern und Sinnlichkeiten und kurz von allen Gebrechen eines kindischen Greisenalters, die soll jetzt sterben, und so unter Todeswehen und Geburtswehen eine neue geboren werden. Welch ein Werk, o Himmel und Erde, welch' ein Werk! — — Ein Paar Jahrhunderte, kaum weniger, ehe die Demokratie alle nöthigen traurigen Stufen der Pfuscherei durchläuft, und eine verpestete Welt verbrannt ist und angefangen hat, wieder jung und grün zu werden." Hier haben wir C.'s vollständiges Glaubensbekenntnifs über die französische Revolution und ihre Bedeutung für die Weltgeschichte. — Mit wahrhaft dramatischer Lebendigkeit führt er König, Hof, die Stände-Abgeordneten und andre in der Revolution berüchtigte oder berühmte Leute an unsern Augen in langer Procession vorüber. Schon hier streut er einige wichtige charakteristische Züge hinein, vornehmlich über Mirabeau, und von ihm bis zu dem Boten Maillard hinab. Und wenn er sich nun fragt, welcher Glaube die 1200 belebt? und er sich antwortet, „Glauben an hohe Feudalhüte, an Wappenschilder, an das göttliche Recht der Wildjäger, Glaube oder was noch schlimmer ist, heuchelnder Halbglaube, oder das Schlimmste, blofs vorgeschützter Klugheitsglaube" — so findet er doch in der siegenden Ueberzeugung seinen Trost, dafs „in der unermefslichen Verwirrung und Verdorbenheit — das eine hervorspringende Zeichen erkennbar ist: ein tiefer Entschlufs,

Digitized by Google

sich alles Scheins zu entledigen, ein Entschluſs, der bewuſst oder unbewuſst fest ist, der immer fester wird bis zum Wahnsinn und fixen Idee, der sich jetzt in der Einkleidung, die für ihn bereit liegt, rasch in's Erstaunliche, Ungeheure entwickeln wird, neu für Jahrtausende!" —

Auch an feiner Ironie und ergötzlichen Ausbrüchen eines schlagenden Witzes fehlt es nicht, wenn er von dem Ceremonienmeister in der bekannten Scene am 23. Juni nach der königlichen Sitzung sagt: „Unglücklicher Brezé — er war treu der Etikette, die *sein* Glaube hienieden war: ein Märtyrer seiner Achtung für Personen"; oder wenn er Weber persifflirt, wie er mit seinen Westentaschen voll Kugeln und seinen zwei Pulverhörnern doch eben so gut die verhängnisvolle Nacht vom 5. bis 6. October durchschnarcht als angeblich der von ihm so hart getadelte Commandant der Nationalgarde.

Sehr sinnig wirft sich C. die Frage auf, wo die französische Revolution eigentlich ist? und spottet über die, welche sie in den Kabalen des Hofes, den Reden und Verhandlungen der Nationalversammlung, oder den Straſsentumulten suchen, und mit groſser Selbstzufriedenheit Bände auf Bände mit dem Titel: Geschichte der französischen Revolution, häufen. „Kann man im Allgemeinen nicht sagen", so schlieſst er seine Betrachtung, „daſs die französische Revolution im Kopf und Herzen jedes leidenschaftlich sprechenden, jedes leidenschaftlich denkenden Franzosen liegt? Wie die 25 Millionen derselben in ihrem verworrenen Zusammenwirken unter Kraft und Gegenkraft die Ereignisse gestalten, welches Ereigniſs der Reihe nach das vornehmste ist, und von welchem Gesichtspuncte aus es am besten betrachtet werden kann: das ist ein Problem. Dieses Problem zu lösen, damit mag sich die beste Einsicht beschäftigen, Licht suchend aus allen möglichen Quellen, ihren Gesichtspunct überall hin verändernd, wo sich nur irgend eine neue Ansicht gewinnen läſst, und wohl zufrieden sein, wenn sie daſselbe in einer ziemlich annähernden Weise löst." Ein bescheidenes Wort von einem groſsen Historiker. —

Den zweiten Theil überschreibt C. die Constitution. Noch nie ist so treffend als hier die Unzulänglichkeit der Verfassung von 1791 und ihrer Gründer, so wie die Unfähigkeit des Königs für seinen hohen Beruf dargestellt worden. Wie wahr ist es, wenn er von dem mit lärmendem Enthusiasmus in die [illegible] lassenen Tuilerien verpflanzten königlichen [illegible] sagt: „Oder spatziert dort leider weder der wiedergeschenkte Vater, noch der peitschenlose Zuchtmeister, sondern ein verworrenes Gemisch von beiden, so wie von unzähligen anderen heterogenen Bestandtheilen, die sich unter keine andere als die neu erfundene Rubrik bringen lassen: König Ludwig, Wiederhersteller der französischen Freiheit? Der Mensch und König Ludwig wie andere Menschen lebt nämlich in dieser Welt, um aus dem Regellosen eine Regel zu machen; durch seine lebendige Thatkraft soll er das Abgeschmackte selbst zwingen, weniger abgeschmackt zu werden. Aber wenn man nun keine lebendige Thatkraft hat, nur lebendige Trägheit?" — Allein C. zeigt auch, mit welchem eitlen Pedantismus die Nationalversammlung an ihrer wunderlich haltungslosen Theorie klebt, und sich vergebens abmüht, die Inconsequenz ihrer gesetzgebenden und regierenden Thätigkeit in dem wunderlichsten Glauben, den je die Welt gesehen, nämlich dem an das Evangelium Jean Jaques, gerechtfertigt zu finden. Aber wie seltsam dieser Glaube auch ist, so warnt er doch ernstlich, sich in thörichtem Dünkel über seine Bekenner zu erheben, da ein jedes Geschlecht seinen eigenen Glauben habe, und höchst unkluger Weise daher über den Glauben seiner Vorgänger lache. — Das scharfe Polizeisystem, welches die National-Garde in ihrer Jugendzeit in Paris ausübte, und über welches sich mancher Patriot, wie Camille Desmoulins, mit groſser Heftigkeit beklagte, persifflirt C. unter dem Namen Patrouillotismus, und das berühmte Kriegsgesetz mit seiner rothen Fahne nennt er „ein durchgreifendes und unter *einer* Bedingung höchst gerechtes Gesetz"; daſs nämlich „aller Patrouillotismus von Gott und alle Pöbelversammlung vom Teufel sei, sonst nicht so gerecht. — Aber kein Sterblicher sage von nun an, daſs eine hohe Nationalversammlung den Aufruhr wünsche; Alles, was sie je wünschte, war so viel Aufruhr, als noth that, um den Verschwörungen des Hofes die Spitze zu bieten. Alles was sie jetzt vom Himmel oder der Erde wünscht, ist, ihre Theorie der mangelhaften Zeitwörter (so nennt er im spottenden Vergleich ihre systematische Constitutionsarbeit) zu Ende zu bringen." —

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

F. C. Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs.

B. G. Niebuhr. Geschichte des Zeitalters der Revolution.

F. C. Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik.

Thomas Carlyle. Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen.

(Fortsetzung.)

Mit ähnlicher Ironie schaut er auf das allgemeine Schwören des ganzen französischen Volkes nach dem Erscheinen des Königs in der National-Versammlung am 4. Februar. „Sah die Sonne je ein solches schwörendes Volk? Sind sie denn von einer schwörenden Tarantel gestochen? Nein, aber es sind Menschen und Franzosen, sie haben Hoffnung, und, merkwürdig, wie es klingt, sie haben Glauben." — Auf diese wunderbare Kraft des Glaubens in dem Menschen, diese Fähigkeit in beseligender Schwärmerei wenigstens für einen Augenblick die vollste Befriedigung seines ganzen Wesens in der Hingebung an eine Idee zu finden, kommt er bei dem berühmten Bundesfest im Juli 1790 zurück, obgleich das Fest selbst ihm nur das Erzeugnifs der thespischen Kunst, der Enthusiasmus ein künstlich erzeugter erscheint. — Er selbst voller Gluth und Feuer erkennt doch, wie gefährlich es ist, die Flamme des Gefühls zu hoch auflodern zu lassen, „denn alle Explosionen, wären sie auch noch so gut gerichtet, sind bedenklich, bei weitem am häufigsten unnütz, immer eine schreckliche Verschwendung." —

Allen einigermafsen bedeutenden Persönlichkeiten der Nationalversammlung, so wie der Legislative und später dem Convente widmet er seinen aufmerksamen Blick, entwirft ihr Bildnifs oder deutet es wenigstens durch einzelne scharfe Striche an, oft mit sehr humoristischer Färbung. So stellt er Lafayette vor als „den vielgeplagten Helden von zwei Welten, der ohne festen Fufspunct gleichsam mitten in der Luft schwebt, eben so verhafst den reichen Gottheiten oben, als den Sterblichen unten." Kürzer läfst sich kaum die Haltungslosigkeit seines wunderlich spiefsbürgerlichen Idealismus bezeichnen. Nicht so haltungslos erscheint ihm Barnave, dem die Königin traut, weil ihr edler Instinct ihr immer eingab, wem sie zu trauen hatte. Diese wahre königliche Färbung in der Gesinnung Maria Antoinette's erkennt er stets an, obgleich er ihre Fehler nicht verhehlt. — Besser als Lafayette, doch auch mit leisem Humor fertigt er den Akademiker Bailly, den ehrenwerthen ersten Präsidenten der Nationalversammlung und ersten Maire von Paris ab; allein mit dem schärfsten Pfeile seines Witzes zielt er auf Robespierre, auf den er auch hinzudeuten scheint, wenn er sagt, das Revolutionselement verdünne sich mit der Zeit immer mehr, so dafs nur leichtere und immer leichtere Körper darin schwimmen, bis endlich die *hohle Blase* oben bleibt. Ihn bezeichnet er stets mit dem Namen des „seegrünen Unbestechlichen" wegen der gelbgrünen Farbe des Neides, welche anstatt gesunden Incarnates seine bleichen Wangen überzieht; eine Persönlichkeit mit einem kleinen aber klaren und immer bereiten Verstande, glücklicherweise von Genie ganz frei." Doch eine Person beschäftigt ihn vor allen, sie allein erscheint ihm ganz ebenbürtig der grofsen Zeit, „unter so vielen personificirten Systemen die einzig wahre und lebendige menschliche Natur — Mirabeau —. Eigenthümlich rühmt er von ihm, dafs noch Niemand in dem Grade wie er das Talent des Borgens besessen habe, doch nicht jenes Borgen der Geistesarmuth, welches sich mit dem dürftigen Plagiat versteckt, sondern jenes befruchtende, welches das Ka-

Digitized by Google

pital mit Wucher anlegt und tausendfältigen Zins daraus löst. In seinem 40jährigen Kampf gegen den Despotismus hat er das herrliche Vermögen der Selbsthülfe erworben, und doch die herrliche natürliche Gabe der Kameradschaft, d. h. sich helfen zu lassen, nicht verloren. Seltene Verbindung! Dieser Mann kann sich selber genügend leben, und doch lebt er auch im Leben anderer, kann machen, dafs man ihn liebt, für ihn arbeitet, *ein geborener König der Menschen.*" — Mirabeau erscheint ihm als ein Mann, der ein Königthum retten konnte, obgleich er die Frage, was geschehen wäre, wenn Mirabeau länger gelebt hätte, wie überhaupt jede der Art, in der Geschichte für müfsig hält, denn „die Weltgeschichte kann nie im mindesten sein, was sie nach einer Möglichkeit gewesen sein würde, oder möchte oder sollte, sondern durchaus nur das, was sie ist." — Seine Fehler und Sünden übersieht er nicht, erinnert aber an seine gigantisch leidenschaftliche Natur, denn „ist nicht leider das Leben eines jeden solchen Mannes ein rührendes Trauerspiel, zusammengesetzt *aus dem Schicksal und der eigenen Schuld*, voll von den Elementen des Mitleids und der Furcht?" — Eine andere Persönlichkeit, auf die er mit hoher Achtung blickt, ist die Roland, deren stolzen republikanischen Sinn er nicht weniger als ihre sittliche Gröfse bewundert. Ueber das angeblich zwischen ihr und Barbaroux bestehende Verhältnifs, sagt er sehr schön: „Athme nicht, du giftiger Hauch der übeln Nachrede! Jene Seele ist fleckenlos, klar wie der Spiegel. Und doch, wenn sie sich einander in die Augen schauten und jeder schweigend in tragischer Entsagung fand, dafs der andere gar zu liebenswürdig war — Honni soit." —

C. erkennt die geringe Bedeutung, welche die Legislative für den Gang der Revolution hatte, wie sie weder ihre Stellung noch die Bedürfnisse der Nation genugsam durchschaute. „Sie sprudelt und spricht, hört Berichte an, liest Vorschläge und Gesetze, kurz, arbeitet eine Zeitlang in ihrem Berufe. Unglückliche Legislative, was kann die Geschichte anders, als beinahe schweigend eine Thräne über sie vergiefsen?" — Mit den lebhaftesten Farben schildert er die lang schon vorbereitete, unausbleibliche Katastrophe, den Sturz des Königthums. Der Krieg ist erklärt, die Executive thut nichts, im Gegentheil sie lähmt jede Thätigkeit des Volkes. Vergebens versucht die Volkspartei oder auch nur die kleine Partei der Gironde, die träge oder böswillige Executive zu schrecken und so in Bewegung zu setzen. Da zeigt sich der drohende Zug der Vorstädte am 20. Juni, von C. humoristisch nach dem zur Schau getragenen Symbolum des Sanskulotismus die Prozession der schwarzen Hosen genannt. Das Königthum, verstärkt durch den Unwillen aller Constitutionsfreunde über die schmähligen Ausschweifungen, tritt kühner hervor, spricht lauter von seinen Hoffnungen auf die fremde Hülfe. Da verzweifelt fast das patriotische Frankreich, in dem weiten Bereiche des grofsen Landes, unter den aufgeregten 25 Millionen, steht alles verstört und aufgelöst, nur Reden hört man noch, die That ist erstorben. In dem ganzen wirren Treiben sieht C. nur *eine* Erscheinung von Interesse: „Barbaroux's sechshundert Marsailler, die zu sterben wissen, keine Leute von geregeltem Leben, aber auch keine Forçats, wie Weber an den Hinterthüren der Tuilerien aufgefangen, denn von Plünderungen hat man nichts gehört, aber sonst geheimnifsvoll und unbekannt." — Mit elegischer Färbung schildert er den 22. Juli, wo in feierlichen Prozessionen unter ernster Musik, flatternder Kriegsfahne, und dumpfen in langsamen Pausen donnernden Kanonenschüssen die Zauberformel: „Citoyens, la patrie est en danger" verkündet wird. Tief rührend ist ihm diese Formel, sie ist ihm der Ausdruck eines wunderbaren Gemisches von angstvoller Trauer um das Vaterland und glühendem Siegesmuthe. Das Volk hat erkannt, dafs es selbst handeln mufs, da die Executive nicht handeln kann noch will. — Es ist ein grofser Augenblick. — Unausbleiblich nur ist das Eine, nämlich, dafs die Executive, die nicht handeln will, von der Spitze, wo sie steht, verschwinden mufs, davon ist die patriotische Partei schon lange überzeugt und deshalb trugen schon die Federirten am Julifeste des Jahres „die Petition um die déchéance in ihrer Tasche." — Ja, Absetzung und was dann? Ein erlöstes Frankreich, eine gerettete Revolution und alles, was ihr wollt! so antworteten grimmig Danton und die unumschränkten Patrioten tief unten in den unterirdischen Regionen ihres Complots, wohin sie jetzt untergetaucht sind. Ja, Absezzung, antwortet Brissot nebst den Beschränkten, und wenn dann der kleine Kronprinz gekrönt uad eine Re-

Digitized by Google

gentschaft von Girondisten über ihn gesetzt würde? Ach Du armer Brissot, der Du, wie ja immer der Arme, den nächsten Morgen ansiehst als Dein friedlich verheifsenes Land, der Du entscheidest, was bis an's Ende der Welt dauern mufs, doch mit einer Einsicht, die nicht über Deine eigene Nase hinausreicht! Klüger sind die unbeschränkten unterirdischen Patrioten, die mit hellem Blicke für den Augenblick selbst das Uebrige den Göttern überlassen." — — So war der Aufstand beschlossen, aber das wie? eine grofse Frage, denn „der Aufstand ist schwer, jeder Einzelne ungewifs selbst über seinen nachsten Nachbar, ganz ungewifs über seinen entfernteren Nachbar, welche Kräfte mit ihm, welche gegen ihn sind. — Der Aufstand glückt jedoch, und die Constitution liegt in Stücke zerschlagen."

Der dritte Theil, düster von C. die Guillotine überschrieben, beginnt mit dem erschütternden Kapitel September, doch prächtig sind die Eingangsworte: „So habt ihr es denn aufgebracht", ruft er aus, „ihr Emigranten und Despoten der Welt, Frankreich ist aufgebracht! Lange habt ihr die arme Nation gemeistert und geschult, eure Ruthen von Feuer und Stahl über sie schwingend, wie unberufene grausame Pädagogen; lange habt ihr sie gestachelt und erschreckt, als sie hülflos da safs in den Leichentüchern ihrer Constitution, während ihr auf sie eindrangt mit euren Rüstunden und Complots, euren Märschen und grimmigen Drohungen — und seht, jetzt habt ihr sie auf's Aeufserste gereizt und ihr Blut ist in Wallung. Wie Spinnegewebe hat sie ihre Leichentücher zerrissen und trotzt euch jetzt in der schrecklichen Kraft der Natur, die kein Mensch noch gemessen hat, die bis zur Hölle hinabgeht; seht jetzt, wie ihr mit ihr fertig werden könnt! — — Gar fürchterlich ist es, wenn eine Nation ihre gesellschaftliche Ordnung, die für sie zu einem Leichentuche geworden war, zerreifst und *transcendental* wird und jetzt ihren wilden Weg wandelt durch das Neue, Chaotische, wo die Kraft noch nicht gesondert ist in Gebotenes und Verbotenes, sondern Tugend und Verbrechen ungetrennt walten in dem Reich der sogenannten Leidenschaften, dem Reich der sogenannten Schrecken-Wunder!" — Doch keineswegs beschönigt C. die Schreckensthaten der Mörder, wie erklärlich sie immer aus der dämonischen Seite der menschlichen Natur erscheinen, sie gehören ihm zu dem Entsetzlichsten, was die Geschichte kennt, und *schreien* darüber findet er natürlich, natürlicher noch, darüber zu *schweigen*. —

Die wunderbare Eile, mit welcher der Convent die Republik und so vieles Andere in erster Sitzung beschlofs, erscheint C. natürlich, denn „die Früchte waren reif, man durfte sie nur vom Baume schütteln." — Vortrefflich ist seine Charakteristik dieser eben so merkwürdigen als schauerlichen Versammlung — „ein Parlament unter den eigenthümlichsten Umständen. Für uns sei es hier in diesen Blättern ein feuriges rauchendes Geheimnifs, wo das Obere sich mit dem Unteren vermengt hat, und unter solchem Wechsel von grellem Licht und schwarzer Finsternifs, dafs arme geblendete Sterbliche nicht wissen, was oben ist und was unten, wie unter solchen Verhältnissen der Fall zu sein pflegt. Ein Convent, der sich selbst mörderisch verzehrt und sammt seiner „Welt zu todter Asche werden mufs". — — Dafs es in demselben zu Parteiungen kommen mufste, erscheint ihm unumgänglich nothwendig, und „eigentlich wären 749 Parteien zu erwarten gewesen, da es aber wohl noch nie so viel Parteien in einer Versammlung gegeben, sondern der unvertilgbare Trieb des Menschen sich *zu vereinen* trotz der andern ebenso unbezwinglichen Neigung sich *zu trennen*, nie auf einmal viel mehr als zwei entstehn läfst, so sammeln sich alle untergeordneten Männer unter diese, und so dauert denn der Procefs so lange als er mufs." — Was die beiden Partheien, die Montagnards und die Girondisten, betrifft, so beklagen sich erstere mit Recht, dafs diese dem Geiste des Patriotismus einen Stein des Anstofses in den Weg warfen, „statt gehörig zu schieben alle Schultern am Rade", und dafs sie „müfsig dastehn und über das schlechte Geleise und die derben Stöfse ärgerlich schreien." — Die Girondisten konnten nicht einsehn, dafs der französische Patriotismus mit aller seiner Beredtsamkeit zu nichts gekommen wäre, wenn sich nicht am 10ten August aus jener unergründlichen Tiefe die Volkswuth, der Fanatismus und der Wahnsinn erhoben hätte. — Andererseits mufs man gestehen, dafs der rohe polternde Bary ein Gefühl hat von dem, was die Revolution eigentlich bedeutet, ein Gefühl, das den beredten Girondisten ganz und gar abgeht. Wurde seit vier langen Jahren die

Digitized by Google

Revolution gemacht und im Kampf gegen die Welt behauptet, damit man eine Formel verwirklichen könne, damit die Gesellschaft methodisch, durch Logik zerlegbar würde und die alte Noblesse mit ihren Ansprüchen verschwände? Oder sollte sie nicht vielmehr Licht und Linderung bringen den 25 Millionen, die schwer beladen in der Finsternifs safsen, bis sie sich mit der Pike in der Hand erhoben? Brod zum Leben, dächte man, sollte sie ihnen wenigstens bringen. Gerade davon ist hier und da im Berge, in Marat, dem Volksfreund, selbst in dem seegrünen Unbestechlichen, so mager und förmlich wie er sonst ist, eine tief gefühlte Einsicht, ohne die alle andre Einsicht so gut wie nichtig und die feinste parlamentarische Beredsamkeit nur leerer Schall ist. Höchst kalt, vornehm und erbaulich ist dagegen der Ton der Girondisten gegen unsre „*ärmeren Brüder*," jene Brüder, die man oft mit dem Collectivnamen Massen bezeichnet, als wären sie überhaupt keine Personen, sondern Haufen leicht entzündbaren Stoffes, gut um damit Bastillen in die Luft zu sprengen." Mit gerechtem Unwillen überhaupt erhebt sich C. gegen Diejenigen, welche die Gründung einer Republik der sogenannten honnêtes hommes oder diesen ausschliefslich das Heft in der Hand wünschten. „Die feudale fleur de lys war allerdings ein unerträglich schlechtes Marschbanner geworden, und mufste nothwendig zerrissen und unter die Füfse getreten werden, aber der Geldbeutel des Mammons, (denn das ist es, was heutigen Tages die respectable Republik für die Mittelklassen bedeutet) ist ein noch schlechteres Banner, so lange es dauert. Eigentlich ist es wohl das schlechteste und niedrigste von allen Bannern und Symbolen der Herrschaft unter den Menschen, und auch nur möglich in einer Zeit von allgemeinem Atheismus und Glauben an nichts als an Sinnlichkeit und brutale Gewalt. Geburtsstolz, Beamtenstolz, jede bekannte Art von Stolz ist noch immer um einen Grad besser als der Geldstolz. Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, nicht im Geldbeutel, sondern ganz anderswo sucht sie der Sankulottismus." — Ja auch der Sankulottimus hat seine feste Grundlage in einem breiten allgemeinen Volksglauben, der sich wie aller fester, unerschütterliche Glaube auch in Fanatismus verkehren kann, wenn er auf solche trifft, die hartnäckig im Unglauben verharren. Und so ruft denn C. aus: „Ja Leser, hier ist ein Wunder! Aus dem faulen Schutt von Skepticismus, Sensualismus, Sentimentalismus, hohlem Machiavellismus ist ein solcher Glaube wirklich entstanden und brennt im Herzen eines Volks. — Sehnsüchtig verlangt es das Unaussprechliche zu umfassen und kann es nicht umfassen — durch die Schuld der Verräther — — denn was kann es anders sein als Verrath, was nun noch das goldne Zeitalter, das ersehnte tausendjährige Reich, zurückhält? Darum zittert ihr Verräther, fürchtet ein Volk, das sich langmüthig nennt, das sich aber nicht immer ruhig sein tausendjähriges Reich aus der Tasche nehmen läfst. — O, ihr Heucheleien und Scheinheiligkeiten, ihr königlichen Mäntel und priesterlichen Gewänder, ihr Credos, Formeln und Respectabilitäten, schön gemalte Gräber voll todter Gebeine — seht, ihr erscheint uns ganz und gar als eine Lüge. — Seht, wir heben Einer und Alle, unsre Hände empor und nehmen Himmel und Erde und auch die Hölle zu Zeugen, dafs entweder *ihr* oder *wir* vernichtet werden müssen." — Das ist die Herrschaft des Schreckens. — „Die Schreckensmänner aufser Carnot, der den Sieg organirt, haben nur Instinct, kein grofses intellectuelles Talent. Die revolutionäre Regierung ist keine selbstbewufste, sondern eine blinde vom Schicksal getriebene. Jeder Einzelne, umhüllt von seiner Atmosphäre revolutionären Wahnsinns, stürzt vorwärts, drängend und gedrängt, und ist eine blinde rohe Gewalt geworden, keine Ruhe für ihn aufser im Grabe." Zweien Persönlichkeiten nichts destoweniger widmet C. gröfsere Aufmerksamkeit, dem himmelstürmenden Danton und dem schleichenden Robespierre. Danton, der Mirabeau der Sansculotten, ist ihm ein Formelverschlinger, wie dieser. „Er hatte viele Sünden, aber eine der schlimmsten hatte er nicht, die der Heuchelei. Er war kein hohler Formalist, der sich und andre betrügt zum Ekel des natürlichen Gefühls, sondern ein wahrer Mann; mit allen Schlacken war er ein Mann, eine feurige Wirklichkeit aus dem grofsen Feuerschoofs der Natur selbst. Er rettete Frankreich vor Braunschweig, er wandelte gerade seinen eigenen wilden Weg, wohin er auch führte. Noch lange wird er im Gedächtnifs der Menschen leben."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

F. C. Schlosser. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs.

B. G. Niebuhr. Geschichte des Zeitalters der Revolution.

F. C. Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik.

Thomas Carlyle. Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen.

(Schlufs.)

Robespierre dagegen ist ihm „kein Mann mit dem Herzen eines Mannes, sondern ein Mann, dazu geschaffen in einer glücklichern ruhigeren Zeit eine jener unbestechlichen trocknen Musterfiguren zu werden, und marmorne Denktafeln und Leichenreden zu haben," jetzt aber nur „ein armer unbestechlicher Pedant mit einer logischen Formel statt eines Herzens, von jesuitisch-methodistischer Natur, voll Scheinaufrichtigkeit, Unbestechlichkeit, Bitterkeit, Feigherzigkeit, trocken wie der Ostwind, — ein Hauptproduct der Revolution, doch wenig mehr als ein Hauptwindsack, von der Volksluft aufgeblasen." — Mit tiefem unwilligen Spott verdammt C. die Schändung des christlichen Cultus, die tolle Ausgeburt verbrannter Gehirne, den Dienst der Vernunft so wie das lächerliche Hohepriesterthum Robespierre's und seines Festes des höchsten Geistes, welches er spottweise das des Mumbo-Jumbo nennt. Dies alles, sieht er wohl, wurzelt keinesweges in einem Glauben des Volkes. Gleichwohl ist das Volk nicht ohne Glauben. „So oft überhaupt ein Volk, sagt er, einen Glauben hat, wird seine Geschichte merkwürdig ergreifend. Aber seit der Zeit, als auf das Wort des Einsiedlers Peter das stählerne Europa sich gleichzeitig erhob und hinstürzte nach dem Grabe, wo der Sohn Gottes gelegen, gab es keinen allgemeinen Glaubensdrang, den man beachten könnte. Seit der Protestantismus verstummt und keine Lutherstimme, keine Ziskatrommel mehr verkündete, dafs die Wahrheit Gottes nicht die Lüge des Teufels sei, und der letzte Cameronianer (Renwick hiefs er, Ehre seinem Namen!) erschossen auf dem Schlofshügel zu Edinburg sank, gab es unter den Völkern auch keinen theilweisen Glaubensdrang. Bis nun, seht, „die französische Nation wieder glaubt — nämlich an das Bereich eines brüderlichen Himmels auf Erden." —

Auch die kriegerischen Grofsthaten der Franzosen unter dem Convent, schildert C. obwohl kurz, in den lebhaftesten Farben, merkwürdig genug für einen Engländer, der hier die alte nie verlöschende Nationaleifersucht vergifst, obwohl er die Heldenthat des Vengeur nur in Barrères Gehirn findet. Zum Schlufs der Geschichte des blutigen Conventes macht C. folgende betrübende Bemerkung, indem er auf die Zeiten Türgots zurückblickt, „wo die stumme Klage, als sie zum Palast ihres Königs hinwankte, und in weitverbreitetem Elend, mit bleichem Gesichte und in Lumpen und Schmutz hieroglyphisch ihre Beschwerdeschrift überreichte, an einen neuen vierzig Fufs hohen Galgen gehängt wurde. Die Geschichte müsse traurig bekennen, dafs es keine Periode giebt, worin 25 Millionen im Allgemeinen weniger litten als in der Periode, die man die Schreckensregierung nennt. Aber es waren nicht die stummen Millionen die hier litten, es waren die sprechenden Tausende und Hunderte und Einzelne, die schrieen und schrieben und die Welt mit ihrem Jammer erfüllten, wie sie konnten und sollten; das ist die Eigenthümlichkeit — die schrecklichsten Zeitgeburten sind nie die *laut sprechenden*, denn diese sterben bald, es sind die *stillen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert leben können*." — Und ist es denn nun wirklich besser geworden? Haben „die Götter dieser untern Welt auf ihren glänzenden Thronen gelernt

Digitized by Google

dafs, wenn sie träg wie die Götter Epikurs dasitzen, während das lebende Chaos von Unwissenheit und Hunger unbeachtet zu ihren Füfsen wühlt, und glatte Schmarotzer predigen: Friede, Friede, wo es keinen Frieden giebt — dann das dunkle Chaos sich empört? Haben Reiche und Arme wohl beherzigt, was der Sankulottismus war, und machen es anders, damit es keinen Zweiten wieder auf Erden gebe"? — Es ist wohl kein *Ja* als Erwiederung, wenn C. zeigt, wie schon die nächste Folge der anarchischen Republik mit ihrem chimärischen: „Empfange, wer bedarf" die Republik des Luxus und der Cabarrus-Bälle ist, mit ihrem praktischen: „Behalte wer hat;" und auf die Frage: „Was ist nun der Lohn des Mannes der Plage für alles Kämpfen, Wagen und Leiden? hat er nur den Trost: „*Geduld! Du mufst Geduld haben, noch ist nicht das Ende.*" —

Dies möge genügen, um Carlyle's merkwürdige Darstellungsweise zu charakterisiren, und nun bleibt uns nur noch übrig, vergleichend die vier Werke einander gegenüberzustellen, um ein Urtheil darüber abzugeben, in wiefern sie die die Höhe ihres grofsen Vorwurfes erreicht und welche Lehre sie aus der unermefslichen Weltbegebenheit ausgebeutet haben zur Norm und Regel für Gegenwart und Zukunft.

Schlosser findet den ganzen Gewinn für die Weltgeschichte nur in der negativen Seite, in der vollkommnen Vernichtung des Bestehenden, wie es war, in Beziehung auf Kirche, Staat und sociale Verhältnisse. Die Reconstruction eines Theiles derselben, oder die wenigstens theilweise Annäherung ist ihm ein Zeichen, dafs das grofse Werk unvollendet geblieben, der Zweck so vieler grofsen Opfer verfehlt worden ist. Die radicale Vernichtung alles Alten ist ihm Lebensbedingung für wahrhaften Fortschritt, und nur die Eile, mit welcher man in der Revolution verfahren, zu verdammen. In schärfsten Gegensatz mit dieser Ansicht tritt Niebuhr. Er ist der Mann des historischen Rechtes, gegen dessen Anhänger jener mit solchem Ingrimm eifert. Clerus und Adel sind ihm ihrem Wesen nach ehrwürdig, während Schlosser sie schon als feudale Corporationen für das unbedingte Hindernifs des gesellschaftlichen Fortschrittes erklärt. Niebuhr ist durchaus conservativ; ihm gilt im Staat das göttliche Recht, welches jener mit Abscheu als die Aegide des Despotismus verwirft; doch hat er eine liberale Seite, indem er von den constituirten Gewalten verlangt, dafs sie ihrem Wesen nach die Freiheit des Menschen respektiren sollen, welche er sich ohne seine angeborne Würde aufzugeben nicht nehmen lassen darf. Dahlmann vermittelt diese beiden Gegensätze: Er achtet historische Rechte und Zustände, doch setzt er in sie die Nothwendigkeit der Aenderung und Entwickelung bis zur Auflösung; daher ist ihm das sogenannte göttliche Recht nur ein das Wesen der menschlichen Gesellschaft beschimpfenden Wahn; nicht minder gefährlich für die Entwickelung des vernünftigen Staates als anderseits allgemeine Gleichheit und Berechtigung. Nicht diese, sondern nur eine gewisse Summe politischer Rechte, fordert er für die Unterthanen, ohne diese ist ihm das Wort Freiheit im Staate ein bitterer Hohn, und jedes Versprechen derselben Irrthum oder Falschheit. Stellen wir also die Forderungen der drei Männer zusammen, so verlangt Schlosser (ob er es sich selbst klar macht oder nicht, will ich nicht behaupten), eine wahrhafte démocratie royale, Niebuhr eine auf Gesetz und weise Mäfsigung begründete Monarchie, Dahlmann ein constitutionelles Königthum. Was nun aber Carlyle? — Er weifs, dafs die Zeit vor der Revolution eine in sich erstorbene, *eine Lüge* ist, weifs, dafs die Lüge untergehen, die Wahrheit siegen mufs. Aber was ist Wahrheit? Ist es die, welche der Evangelist Jean Jaques verkündet? Wenigstens hat es die Welt einen Augenblick geglaubt, bis die Trümmer des ganzen socialen Gebäudes über die erschrockenen Häupter dahinstürzten. Anderseits sieht er, wie sich das Princip der Erhaltung dem des Fortschrittes gegenüber, statt sich nur siegreich zu behaupten, was es sollte, tyrannisch gegen alle Mittheilung verschliefst, und wie es seinen Widersacher unter ätnaschweren Banden gefesselt hält, bis dieser, ein vergrabener Enceladus durch seine Bewegung eine ganze Welt erschüttert. Und diese Principe kämpfen noch, selbst wo die Besitzenden und Begehrenden andre sind als ehemals; denn der 4te Mai, der Tag der Procession nach der Notre-Dame Kirche, er war der Tauftag der Demokratie, aber nicht der démocratie royale von 1791, noch der anarchischen Demokratie von 1793, noch der des Luxus und der Emporkömmlinge von 1795. Nein so schnell und leichten Kaufes kommt die verbrannte und verpestete Welt

Digitized by Google

nicht zu ihrem Ziel; ein paar Jahrhunderte wenigstens bedarf es, ehe sie wieder anfängt jung und grün zu werden unter einer Demokratie, welche alle nöthigen traurigen Stufen der Pfuscherei durchlaufen hat. — Dies ist nach ihm das Ziel, wohin das damals in die Wirklichkeit getretene Princip die Welt führen mufs; wie weit sie auf ihrem Wege gelangt ist, darüber äufsert er sich nirgend in directer Weise, obwohl der Andeutungen auf Gegenwart und Zukunft, aus der Darstellung der Vergangenheit klar genug hervortreten. In dieser Beziehung ist C. von allen vier am meisten Historiker; die Historie ist ihm der Spiegel der Gegenwart für die Zukunft; je klarer und achromatischer er ist, je sicherer findet das scharfe Auge in ihm das gesuchte Bild. Diese Klarheit und Ungetrübtheit des Mittels ist die Objectivität, so schwer zu erreichen in unsrer gährenden Zeit der Parteien. Auf diesem Standpuncte steht, wenn irgend jemand, C.; sein poetisch divinatorischer Sinn giebt ihm eine unmittelbare Anschauung des Geschehenen, seine schöpferische Phantasie die reichsten Mittel zur lebensvollen, naturgemäfsen Darstellung. Dafs er nicht überall gleich tief eingedrungen ist, dafs sich hier und da kleine Schwächen zeigen, dafs seine Manier selbst nicht ganz von Ueberladung frei bleibt, das werden wir immerhin zugeben und doch seine Geschichte der Revolution ein in sich vollendetes Kunstwerk nennen dürfen. Sein merkwürdiges Buch macht zwar die übrigen Werke über die Revolution nicht entbehrlich, ist aber bisher das einzige, welches die innere Bedeutung der grofsen welthistorischen Bewegung durch künstlerische Darstellung zur vollkommen klaren Anschauung bringt.

A. Zimmermann.

XXXI.

1) *Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. Leipzeig, bei F. A. Brockhaus. Erster Bd.* 1843. *XVIII Vorr. u.* 426 *S. gr.* 8. *Zweiter Bd.* 1844. 464 *S. gr.* 8.

2) *Aristophanes Werke. Deutsch von Ludwig Seeger. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt.* 1844—1845. *Erster Band in fünf Lieferungen. gr.* 8. *Vorr. S.* 1—22 *und Text S.* 23—584. *Zweiter Band.* 6—8 *Lieferungen.* 1846. *S.* 400.

Die genannten beiden Verdeutschungen des Aristophanes sind vollkommen mifslungen und würden keine Anzeige in diesen Blättern verdienen, wenn sie sich nicht trefflich dazu eigneten, die entgegengesetzten Principien, von welchen ihre Verfasser ausgegangen, einmal näher zu beleuchten und den eigentlichen wissenschaftlichen Standpunct, auf welchem die Uebersetzungskunst der alten Dichterwerke in unsern Tagen steht, dem Publicum aufs Neue nachzuweisen, zu erläutern, zu befestigen und mehr und mehr zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Unser Urtheil soll, da es uns um die Sache, nicht um die Person zu thun ist, so gelind als möglich ausfallen; doch können wir den gerechten Tadel, welchem beide Arbeiten vom wissenschaftlichen Standpunct aus unterliegen müssen, nicht so weit mildern, dafs wir den beiden Dollmetschern für die Veröffentlichung so mangelhafter und kunstloser Producte irgend einen Dank sagten. Vielmehr würden sie die herbste Zurückweisung verdienen, da derartige verfehlte Verdollmetschungen einerseits den litterarischen Markt vollends verderben helfen, andrerseits dazu beitragen, sowohl das philologische als das gröfsere Publicum gegen alle ähnliche Unternehmungen mifstrauisch zu machen und die Uebersetzungskunst selbst, die in den Augen vieler heutigen Philologen ohnehin schon sehr tief steht, in immer gröfseren Vorwurf zu bringen. Beide Verfasser haben nur eine Entschuldigung vorzuschützen, die freilich ein schwaches Schild abgiebt: ihre völlige Unbekanntschaft mit dem gegenwärtigen Standpunct; der eine, Hr. Müller, nährte den guten Glauben, mit der Aernte seines Fleifses noch zu rechter Zeit auf dem Markte zu erscheinen, der andere, Hr. Seeger, hoffte nicht mehr und nicht weniger als unsrer Zeit zu Hülfe zu kommen und den praktischen Beweis zu führen, dafs der Rückschritt zur Kunstlosigkeit ein Fortschritt zur Poesie sei. Letzterer hat auch wirklich einen Lobpreiser in der Allgemeinen Zeitung gefunden, worüber man sich nicht zu wundern braucht, weil heutzutag an einzelnen Orten der Wahn herrscht, dafs Formlosigkeit die Schönheit unterstütze, während Müller, der vor zwanzig Jahren grofsen Beifall davon getragen haben

Digitized by Google

würde und jetzt sich in der Zeitrechnung geirrt hat, unsers Wissens überall lobleer ausgegangen ist.

Durch beide Werke nämlich sehen wir zu voller Klarheit erwiesen, dafs es *einerseits* nichts hilft, das rechte Ziel vor Augen zu haben und zu erstreben, sobald man nicht die rechten Mittel anwendet oder sobald die Kräfte mangeln, um bis zur Siegessäule vordringen zu können; und dafs es *andrerseits* ein vorgeblicher Versuch ist, das rechte Ziel zu verlassen und mit leichten Mitteln das Schwere und Grofse erreichen zu wollen. Sie bewahrheiten vielmehr den Satz, man müsse, um die Palme zu gewinnen, den Gipfel kennen und zu ersteigen wissen; man dürfe keinen Weidenstrauch für einen Palmbaum ansehen, um der Mühe des Steigens überhoben zu sein. Hr. Müller, ein Schüler des grofsen Friedrich August Wolf, behielt das rechte Ziel im Auge und verdient deshalb in dieser Rücksicht unser Lob; seine Kräfte aber waren nicht hinreichend, das steile Ziel zu erklimmen und den heutigen Kunstforderungen Genüge zu leisten. Hr. Seeger dagegen verliefs das rechte Ziel, um einem Gaukelbild nachzujagen, das er in seiner, falschen Geist sprühenden Vorrede für den Leser heraufbeschwört, gleichsam auch zu seiner eigenen Beruhigung; denn es scheint, als habe ihn doch ein dunkles Gefühl beschlichen, dafs es in Deutschland noch eine andere Kunst gebe, eine wirkliche Kunst, die er leugnen, verneinen und verspotten zu müssen geglaubt. Man kann jedoch das Grofse nicht so leicht aus der Welt fortschaffen; es findet seinen Rächer und Vertreter, ja, das Grofse hilft sich von selbst über Spott und Tadel, Niemand aber wird der ächten Kunst das Grofse absprechen, sie wird langsam begriffen, von Wenigen erreicht und bleibt allezeit selten, weil sie eben etwas Grofses ist. Kurz, wir haben hier in dem angezeigten Uebersetzungenpaar das merkwürdige Schauspiel zu betrachten: die Klippe der Kunst und die Sandbank der Unkunst. Der eine, Hr. Müller, strandete bei redlicher Schifffahrt; der andere, Hr. Seeger, beschlofs, das Fahrzeug, ohne erst mit den Wellen einen Kampf zu wagen, gleich auf den Strand laufen zu lassen.

Um das Gesagte zu klarem Verständnifs zu bringen, müssen wir den ganzen Zeitraum, den die deutsche Poesie seit ihrem Wiedererwachen durchlebt hat, in gedrängten Zügen vorführen, um den Leser auf den oben angedeuteten eigentlichen Standpunct zu versetzen. Nachdem Klopstock mit bewundrungswürdigem Genie die deutsche Sprache aus ihrem langen Schlummer aufgeweckt, — durch den ungetheilten, vielleicht in solchem Grade nie wiederkehrenden Beifall der Nation aufgemuntert, gestärkt und gefördert, wagte Johann Heinrich Vofs mit einigen Andern, wie die Grafen Stolberg, Ramler, Hölty u. m., in seine Fufstapfen zu treten und dem rauhen Laut der vaterländischen Zunge diejenige Harmonie anzueignen, deren sie fähig zu sein schien, die sie für den wahren Meister zum Theil schon erreicht hatte und die der weiterblickende Genius in nicht sehr ferner Zukunft voraussah. Sie führten zu den vorhandenen Jamben und Trochäen, in welchen man sich meistentheils bewegte, indem man bald den Accent, bald die Willkühr herrschen liefs, eine Reihe von antiken Rhythmen ein, namentlich den Hexameter; sie verschafften der Sprache Lebendigkeit und Kraft, Wohllaut und Takt. Das blofse Sylbenzählen hörte auf. Man fing schon fleifsig an, die Alten metrisch zu übersetzen; einige, wie immer und vorzüglich J. H. Vofs, behielten die Mafse des Urtextes bei, andere schlugen bei den noch vorhandenen Schwierigkeiten leichtere Wege ein, wie die Gebrüder Stolberg, Bürger, dann Jacobs, Wieland, Süvern u. m., welche fünffüfsige Jamben wählten und die gröfseren lyrischen Mafse mit bekannteren und gewöhnlicheren vertauschten. Inzwischen blieben manche Nachlässigkeiten, manche Härten, manche Mifstöne, die nicht eher auffielen und gerügt wurden, als bis Goethe und Schiller nebst zahlreichen andern Talenten hervorgetreten waren und durch ihre schöpferische Kraft die Sprache zu einer kaum gehofften Weichheit, Anmuth und Süfsigkeit heraufbildeten; ihnen schlossen sich Uhland und die meisten Neueren an. Es dauerte nicht lange, so wurde man inne, dafs Klopstock und seine Zeitgenossen im Grunde sehr herbe, bittre und zum Theil unschmackhafte Früchte geboten; ihre Mängel traten um so mehr vor das Auge, als die beiden Heroen, Schiller und Goethe, das ganze Feld beherrschten, eine Zeitlang im formellen Theil den Mustern von Rom und Hellas den Rücken kehrten, in einfachen und gefälligen Weisen sich anmuthig fortbewegten und in die Gefahren der Untiefen gar nicht gerathen konnten, durch welche jene Wegebahner und Vorgänger Schaden, wo nicht gar Schiffbruch gelitten hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

1) *Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller.*

2) *Aristophanes Werke. Deutsch von Ludwig Seeger.*

(Fortsetzung.)

Demungeachtet behauptete Vofs sein Ansehn fort, er wurde, wie G. Hermann gelegentlich einmal sich ausdrückt, theils aus Furcht, theils aus Mode als unser erster Künstler gepriesen, also eigentlich unverdient, wie seine Widersacher aussagten. Dem tadelnden Urtheile stimmen wir nicht ganz bei; allerdings arbeitete Vofs zu vielerlei untereinander, vielleicht auch zu rasch, er verlor sogar den feinen poetischen Tact, der ihn anfänglich sehr glücklich geleitet hatte, und hieb seine Uebersetzungen in der Regel gleichsam mit der Holzaxt zu. Gleichwohl wären seine Grundsätze im Allgemeinen richtig; es fehlte ihm nicht an der wahren Einsicht in die Sache, und wie sehr man es auch bedauern mag, dafs er seinen Versen die von Göthe und Schiller mittlerweile gewonnene Anmuth nicht mitzutheilen verstand oder gar nicht einmal nach dieser Anmuth strebte, dafs er vielmehr zuletzt stillstand und in Hinsicht seines Geschmacks zurückging, so darf man ihn dennoch nimmermehr denjenigen zurechnen, welche den Ungeschmack hervorgerufen und begünstigt haben. F. A. Wolf und A. W. v. Schlegel haben seine Fehler gerügt, sie sind scharfe, aber nicht ungerechte Richter des verdienstvollen Mannes gewesen, der ihnen eigentlich selbst erst als Leitstern leuchtete. Göthe lohnte dem Meister des Hexameters, wofür er den edeln Vofs erklärte, mit einer aufrichtigen Ehrfurcht, welche den heutigen Bewunderern Göthe's und gleichzeitigen Verächtern des Vossischen Verdienstes ein mahnender Fingerzeig sein sollte. Schiller nahm in der Braut von Messina wider alles Erwarten einen Anlauf zur Entfaltung kühnerer Sprachkunst, und sein früher Tod allein hinderte den grofsen Dichter, auf dieser neuen Laufbahn frische Lorbeeren zu sammeln. Dieser Umstand ist heutzutag nicht bekannt genug, als dafs wir ihn nicht hervorheben und ein besonderes Gewicht darauf legen sollten. Denn es knüpft sich daran die ganz natürliche Frage, was würde Schiller thun, wenn er heut aufträte? Welcher Form würde er sich bedienen, der kunstreichen oder der kunstlosen? Würde er auf der Stufe stehen bleiben, auf welche die Sprache durch ihn und Göthe vorzüglich gehoben wurde, und seine harmonische Seele dem gröfseren Wohllaut verschliefsen? Oder würde er die Kunst zurücksetzen, aus Furcht, unpopulär dazustehn und den Beifall der Menge zu verlieren?

Während Vofs bis in das dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts unentmuthigt fortarbeitete, kamen zahlreiche metrische Uebersetzungen der Alten nach seinem Vorbilde zu Stande. Sie blieben mehr oder minder roh, erhielten bald gar keinen, bald reichlicheren Beifall. Bis in die neueste Zeit wirkte sein Einflufs fort; es giebt immer noch Dollmetscher, die blos ihn als Muster kennen oder ihn doch den vorzüglichsten Mustern beizählen. Mittlerweile aber waren ein Paar tüchtigere Arbeiten hervorgebracht worden, die im Kreis der Philologen und gebildeten Theilnehmer grofses Aufsehen erregten; wir meinen die Wolken des Aristophanes von F. A. Wolf und den Agamemnon von Wilhelm von Humboldt, ein Paar weniger durch ihren Umfang als durch ihren nachmaligen Einflufs auf die Schätzung und Gestaltung der rhythmischen Sprache bedeutende Leistungen. A. W. von Schlegel half den Fortschritt begründen, der sich hier auf einem engern Bezirke deutlich ausgesprochen; freilich war dieser Fortschritt nur für die Kundigen kein Räthsel, im Allgemeinen blieb er unerkannt. Man rühmte zwar den Agamemnon und hob die Wolken in die Wolken, aber gelesen wurden beide Werke sehr wenig, nach-

Digitized by Google

geahmt wurden sie längere Zeit, aber von keinen Meisterhänden, die es solchen Vorgängern hätten gleich thun können; man staunte diese Versuche als etwas Aufserordentliches an, das von aufserordentlich begabten Männern geschaffen worden. Man glaubte, so zu sagen, an keinen allgemeinen Fortschritt der deutschen Sprache mehr; man ward nach und nach der Meinung, sie habe bereits das höchste Ziel erreicht, und diese Meinung gewann in den ersten drei bis vier Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die Oberhand in solchem Grade, dafs man blindlings aburtheilte, ja, sie war bei vielen, selbst tüchtigen Köpfen zur vollen Ueberzeugung geworden. Da J. H. Vofs nichts weiter beitrug, durch seine Leistungen einer solchen Annahme einen Damm entgegenzusetzen, und aus den oben angeführten Ursachen nichts Schöneres hervorzubringen vermochte, so schüttelte man nicht blos mehr den Kopf zum Zeichen des Mifsfallens, sondern man sprach auch laut und vielfältig aus, die deutsche Sprache eigene sich durchaus nicht für schönere Rhythmen, am wenigsten für antike; sie habe diese Schule durchgemacht und manches Gute angelernt, manches Wort gewonnen, manche Unart abgelegt, aber man müsse nun den Zwang und die Künstelei fahren lassen und bei den gewöhnlichen Gesangesweisen stehen bleiben, die weniger Schwierigkeiten böten und den poetischen Erguſs nicht hinderten. Göthe und Schiller beweisen dieses, sagte man; wer sich höher versteigt als diese, der künstelt und bringt nichts Rechtes zu Stande, er thut der lieben Muttersprache Gewalt an. Man muthete uns also zu, mit dem Reime uns zu begnügen, der an Jamben und Trochäen, allenfalls auch an eine Art von Daktylen und Anapästen als höchste Zierde angehängt wurde; hierin steckt die wahre Volkspoesie, rief man triumphirend, hierin wohnt die höchste Musik der germanischen Zunge. Zu reimlosen Gedichten übrigens solle man die zehn- und eilfsylbigen Jamben, bei welchen fast nur die Sylben gezählt wurden, nach dem Beispiel der beiden gröfsten Nationaldichter anwenden, oder auch sich der achtsylbigen Trochäen bedienen, die man bei den Spaniern gefunden. Der Hexameter und das elegische Distichon, obschon von den meisten Poeten bis in die jüngste Zeit gebraucht, galten halb und halb für unnational, für abgenutzt und veraltet. Die Verdeutschungen der Engländer, Italiener und Franzosen, die nach und nach erschienen, vermehrten die Gründe für diese Ansicht; glaubte man doch bei allen diesen Völkern nichts Besseres und Melodischeres zu gewahren. Die jüdischen Poeten und ihre Kritiker, welche sich der meisten Tagesblätter bemächtigt hatten, rollten hauptsächlich die Fahne der Unkunst auf; Widersprechende oder das Gegentheil mit der That Ausübende wurden von ihnen, als den ärgsten Feinden der deutschen Muse, in den Bann gethan. Die abscheulichste Stümperei gewann Geltung und Ansehen. Niemals herrschte in Deutschland eine schlimmere Auflösung aller metrischen Bande; was man früher als Licenz entschuldigte, machte sich nun als Regel breit.

So konnte es nicht fehlen, dafs die bisherige Methode, die alten (jetzt überdies häufig geschmähten) Dichter zu übersetzen, in diese allgemeine Verdammung hineingezogen wurde. Man gelangte entweder zu der traurigen Ueberzeugung, mit welcher man im vorigen Jahrhunderte behauptet hatte, dafs die kunstreichen Werke der griechischen und römischen Poeten für uns ganz unübersetztbar wären, oder man empfahl den Rückschritt in das vorige Jahrhundert und erklärte, man müsse zur Verdeutschung der antiken Dichter leichtere „moderne" Versmafse wählen, die dem deutschen Ohre verständlich tönten: vorzüglich jene Mafse, die durch Schiller und Göthe mundgerecht und heimisch gemacht worden. Dafs selbst in diesen modernen Verszeilen eine gröfsere Reinheit und Sorgfalt dargelegt werden könne, als Schiller und Göthe gezeigt, eine solche, wie etwa Platen in seiner Liga bewiesen, wagte nicht einmal Jemand zu vermuthen. Scheinbar erhielten solche, den Rückschritt empfehlende Aeufserungen dadurch Gewicht, dafs sogar die vielgepriesenen beiden Dramen von Humboldt und Wolf, die schönsten Muster einer antiken Rede zu jener Zeit, manche Härten und manche Unvollkommenheiten an sich trugen, was sich vorzüglich ergab, wenn man die unvergleichliche Sprache der Hellenen ihnen gegenüberstellte. Besitzen diese Arbeiten so viele Mängel, frug man, was läfst sich da von neuen Versuchen ähnlicher Art erwarten?

Es fruchtete sehr wenig, dafs ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen des Agamemnon von Humboldt, der 1816 herauskam, der Graf *August von Platen* mit seinen glänzenden Schöpfungen als Meister des Reimes sowohl als des Rhythmus aufzutreten anfing; es frommte

Digitized by Google

nichts, dafs *Friedrich Rückert* eine ausgezeichnete Sprachgewandtheit entwickelte. Beide Männer konnten in jener Zeit, wenn sie auch von den vorzüglichsten Köpfen der Nation geehrt wurden, zu keiner allgemeinen Anerkennung ihrer hohen Verdienste gelangen. Sie vermochten nicht sofort den allgemeinen Wahn auszurotten, dafs die deutsche Muse durch Schiller und Göthe den höchsten Kranz errungen, sowohl dem Inhalt als der Form nach. Rückert zeigte namentlich durch seinen Hariri, eine freie Nachdichtung der kühnsten Art, dafs die Sprache Thuiskon's einer unendlichen Vervollkommnung fähig sei, dafs aus ihren Zweigen ein unermefslicher Schatz von Blüthen und Blättern herausgelockt werden könne, dafs in ihrem Schofs ein Reichthum sich berge, den man kaum geahnt habe. Zu gleicher Zeit entfaltete Platen seine Meisterschaft in zahlreichen kunstvollen Mafsen, er schrieb die verhängnifsvolle Gabel, den romantischen Oedipus, die Abbassiden und ein Paar Bücher lyrische Gedichte in strenger antiker Form; seine Werke übertrafen in technischer Vollendung Alles, was bisher die deutsche Litteratur aufzuzeigen hatte, und liefsen in Sprachreinheit selbst die Leistungen Rückert's hinter sich. Man sollte meinen, dafs die Nation nun leicht begriffen haben müfste, was Schönheit der Sprache sei und wohin die Zukunft streben müsse; die gleichzeitige und nächste Generation der Dichter hätte das schöne Ziel wohl kennen und die Abwege bezeichnen sollen, auf welche der allgemeine Glaube gerathen war. Mit nichten; die rechte Kenntnifs des plötzlich enthüllten Zieles schien ein Geheimnifs weniger Einsichtiger zu sein, geraume Zeit verflofs, ehe selbst ein Theil der besseren Köpfe die falsche Meinung aufgab, dafs jene antiken Rhythmen unserer Sprache unangemessen seien, und ehe man hin und wieder das Zugeständnifs machte, dafs allerdings die alten Kunstwerke in den alten ursprünglichen Mafsen ausgeprägt werden müfsten; Letzteres wäre jedenfalls zweckmäfsig und man könne wohl dabei einiges Undeutsche, Harte und Gezwungene sich gefallen lassen, weil man dafür den antiken Geist gewinne; ob aber die künftige freie Production kunstvollere und antike Rhythmen wählen solle, sei noch manchem Zweifel unterworfen: der Geschmack des Volkes werde sich dagegen sträuben als gegen etwas Fremdartiges. Dieses vorläufige Zugeständnifs aber machte nicht das gesammte deutsche Publikum; die Mehrzahl der Lesenden und Schreibenden beharrte im Gegentheil auf der Meinung, dafs jegliche antike Messung entfernt werden müsse, da sie die Muttersprache in veraltete und knechtische Regeln zwinge. Wäre Platen für die Kunst nicht zu frühzeitig hingestorben, wie dreifsig Jahre vorher Schiller, so würden zahlreichere Leistungen den eingewurzelten Irrthum schneller auf praktischem Wege beseitigt haben; inzwischen blieb auch die Theorie vollständig zurück. Was die Uebersetzungskunst betrifft, erschienen während dieser Epoche mancherlei Verdeutschungen alter Meisterwerke, ohne dafs sie durch Form und frischeren Ton eine sichtbare Spur verriethen, der neue Aufschwung sei richtig ergriffen oder beachtet worden. Die meisten behielten die antiken Mafse bei, jedoch entwickelten sie keine Fortschritte, wodurch sie den beiden Mustern von Humboldt und Wolf sich angenähert, geschweige denn, dafs sie dieselben endlich übertroffen hätten; die einen arbeiteten zu flüchtig und ohne Bekanntschaft mit dem oben geschilderten Triumph der Dichtkunst, die anderen bebauten und pflegten dieses Feld blos in einzelnen freien Nebenstunden, die, einzelnen Sonnenblicken ähnlich, nicht genügten, die langsam reifende Frucht zu zeitigen. Noch Andern mangelte es an allen Eigenschaften eines guten Uebersezzers. Eine nicht geringe Anzahl endlich bediente sich bei der Uebertragung attischer Bühnenstücke jener vielbelobten modernen Jamben, in das vorige Jahrhundert zurückgekehrt, da nicht einmal erreicht wurde, weil man das poetische Talent nicht hatte, welches einem Wieland, Bürger, Stolberg zur Seite ging. Conrad Schwenck und W. E. Weber strebten indessen der neuen Bahn in einigen verdienstvollen Werken zu. Der Unterzeichnete schlug mit den attischen Dichtern denselben Weg ein, der von Platen vorgezeichnet schien, indem er schon vor einem Jahrzehnt die Behauptung aufstellte, dafs erst durch Platen eine rechte Verdeutschung der hellenischen und lateinischen Dichter möglich geworden, wie einst durch Klopstock der erste Versuch einer Homerübersetzung, wie sie Vofs geliefert, möglich gemacht worden sei.

Aus diesem kurzen Abrifs, dessen Grund und Boden jeder Sachverständige richtig finden dürfte, erhellt das Ziel deutlich, welchem die Uebersetzer antiker Poeten künftighin zusteuern müssen, nicht minder die deutschen Dichter, welche eigene Werke schaffen. Ob

Digitized by Google

letzteres geschehen werde, mufs allerdings die Folgezeit lehren; wir unsers Orts zweifeln nicht daran. Von der Uebersetzungskunst jedoch verlangt die Kritik mit vollem Rechte, dafs sie das einmal Errungene nicht aufgebe, sondern die Alten nachbilde in derjenigen Form, welche gegenwärtig von uns bewältigt werden kann durch Talent, Fleifs und Sorgfalt.

Wie kommt es aber, dafs der eingedrungne Wahn nicht schneller gewichen ist und dafs man selbst in der neuesten Zeit immer noch wieder zur Unkunst zurücksinkt, obschon die Anerkennung jenes Zieles seit den letzten zehn Jahren mächtig gefördert worden? Der Grund ist, erwiedern wir darauf, ein doppelter. Erstlich sind die Schwierigkeiten sehr grofs, welche der Kunst sich entgegenstellen; nicht das blofse Talent genügt, um schöne Rhythmen hinzuzaubern, Fleifs und Uebung mufs vorausgehn, und der Künstler darf nicht ermüden, abgeschreckt durch die Talentlosen, welche die gesammte Kunst, um von dem Publikum nicht verachtet zu werden, für ein Unding oder für etwas Unmögliches erklären. Denn unfähige Köpfe oder auch solche, die von der blofsen Theorie ausgehen, suchen die deutsche Nation in dem Glauben zu erhalten, den wir oben geschildert haben. Wäre die Kunst etwas so leichtes, dafs jeder, der die Sache angriffe, sofort als Meister sich erwiese, so würde der schmale Pfad, auf den sie jetzt beschränkt ist, sehr bald in eine breite und geebnete Strafse sich verwandeln. Weil aber kein Meister vom Himmel fällt, so mufs der Nachfolger den mühsamen Weg der Schule zurücklegen, seine Kraft üben und nicht eher mit Selbstzufriedenheit rasten, bis er zu jener technischen Vollendung gelangt, die bereits dargelegt worden ist, um alsdann die rühmliche Fahrt fortzusetzen. Niemand kann da gleich anfangen und fortfahren, wo der frühere Meister aufgehört hat. Welches fleifsiges Ringen offenbart nicht Platen, der von den einfachsten Weisen zu den kunstvollsten Rhythmen sich emporschwang? Es ist bekannt, dafs er durch die besseren Werke von Vofs, durch die Fortschritte, welche F. A. Wolf und Wilhelm von Humboldt mit A. W. von Schlegel hervorgerufen hatten, seine Sprachkunst fertig bildete und endlich jene hohe Meisterschaft der Form sich aneignete, durch welche es ihm gelang, die Kraft eines Klopstock mit der Anmuth und Harmonie eines Göthe und Schiller zu verschmelzen. Denn diese glückliche Vereinigung bildet den Höhepunct, welchen die deutsche Sprache gegenwärtig erreicht hat, und den sie für alle Zeiten festhalten soll. Aus dieser einfachen geschichtlichen Darlegung des Ref. springt von selbst in die Augen, dafs Alexander von Humboldt Grund genug hatte, in der Allgem. Zeitung vom 31. März d. J. das Verfahren eines ungenannten Recensenten, der in der Allgem. Preufs. Zeitung vom 23. d. g. M. an der Uebersetzung des Agamemnon von Wilhelm v. Humboldt nachweisen wollte, wie weit die deutsche Sprache seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fortgeschritten sei, für eine Ungerechtigkeit zu erklären. Abgesehen davon, dafs jener Recensent den Nachweis überhaupt schuldig geblieben, vergafs er nicht nur, dafs gerade dieses Werk, wenn es auch gegenwärtig veraltet ist und als höchstes Muster nicht ferner dienen kann, wesentliche Verdienste um den Fortschritt selbst sich erworben hat, sondern vergafs auch, dafs dasselbe immer noch grofse Vorzüge vor vielen ähnlichen Leistungen auf diesem Felde behauptete. Widersprechende oder schnurstracks sich entgegenlaufende Kritiken sind zwar in unsrer Zeit an der Tagesordnung. Doch unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, dafs ein anderer Recensent in Nr. *24. der* Berliner Litterarischen Zeitung fast gleichzeitig das Gegentheil aussagte, und dem Publikum versicherte, der Agamemnon von Humboldt sei durch die Verdeutschung der Oresteia vom Professor Franz keineswegs übertroffen worden. Der grofse Ruf des Humboldtschen Werkes indessen, wie es uns bedünken will, verhinderte wiederum den zweiten Recensenten, nach jenen anderen Sternen sich umzuschauen, deren Glanz die oben erwähnte Epoche so denkwürdig gemacht hat.

Der zweite Grund, weshalb es nicht schneller gelungen ist, den herrschenden Wahn niederzuschlagen und der Unkunst einen mächtigeren Wall entgegenzuthürmen, besteht in Folgendem. Man hegt einerseits allgemein einen falschen Begriff von der Ausprägung antiker Versarten, andererseits stellt man eben deswegen, weil man meistentheils keinen richtigen Begriff davon hat, unangemessene Regeln über die Art und Weise auf, wie der Deutsche die antiken Rhythmen ausprägen solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

1) *Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller.*

2) *Aristophanes Werke. Deutsch von Ludwig Seeger.*

(Fortsetzung.)

Diejenigen, welche die Sache nicht gründlich kennen, sind der Meinung, *dafs man die Gesetze der Griechen und Römer ohne Unterschied und blindlings nachbilden und dem deutschen Versbau unbarmherzig aufnöthigen wolle.* Diese Meinung entstand erstlich durch die Benennung; antike Mafse müssen, glaubte man, antike Mafse sein und im Kleinsten wie im Gröfsten, ja, ganz auf's Haar nachgeformt werden. Zweitens erhielt diese falsche Meinung eine bedeutende Geltung durch das Verfahren, welches unsre Verskünstler von Klopstock an geraume Zeit wirklich einschlugen; sie wollten das Antike rein und auf das Strengste sich aneignen, selbst Vofs und Schlegel nebst Humboldt kannten keine andere Richtschnur als die erforschten Vorbilder von Hellas, und Wolf gelangte durch seinen bekannten Scherz mit den hundert Versen der Odyssee in das äufserste Extrem, dessen diese unglückliche einseitige Richtung fähig war. Gerade jener Scherz, der das gröfste Aufsehen erregte, verstärkte den Verdacht, dafs man die Muttersprache in fremdartige Fesseln zu schmieden gedenke, und entzündete den Widerstand gegen die antike Weise, der sich bald darauf zu regen anfing, zur heftigen Flamme. Man glaubte nun die Gewifsheit vor sich zu sehen, dafs die deutsche Verskunst auf schiefe und unnatürliche Wege gebracht werden solle. Graf Platen machte dieser Richtung ein Ende. Wie hätte es ihm auch gelingen sollen, in antiken Weisen so deutsch, ungezwungen und natürlich zu reden, wenn er nicht die einseitige Verfolgung der antiken Gesetze aufgegeben und die wahre Form für diese Rhythmen gefunden und ergriffen hätte? Es ist einzig und allein die Schuld unserer heutigen Versificatoren, wenn sie diese Wendung übersehen und rathsam erachten, zur Unkunst zurückzukehren. Der Unterzeichnete kann sich über diesen Punct kurz fassen; denn er hat in seinem „Lehrbuche der deutschen Prosodie und Metrik" ausführlich dargethan, was unter der Nachbildung der antiken Rhythmen zu verstehen ist. Die ganze Aufgabe nämlich lautet, dafs die alten Formen dem deutschen Genius angepafst werden, ohne allen Zwang, in selbstständiger Entwickelung; die Mafse der Griechen, welche von den Römern zuerst nachgeahmt wurden, müssen aus der deutschen Sprache herausgebildet werden, wie die eigentliche Natur der Messung, der Wortgestaltung, der Wortstellung, des Tones, des Accentes und der ganzen Sprachweise überhaupt es mit sich bringt. *Die antiken Verse gestalten sich in unserer Sprache eigenthümlich; der Grund und Boden ihrer Schönheit aber bleibt unangetastet.* Das Wesentliche nehmen wir von den Griechen an, das Unwesentliche lassen wir fallen. Je allgemeiner diese, auf praktischem Wege und durch den Vorausgang Platens von mir gewonnene und hergestellte Ansicht durchdringt, desto schneller wird jene irrige Meinung aus den Köpfen der deutschen Versificatoren verschwinden und man wird fernerhin keine falschen Regeln mehr vortragen, um die Sache zu verwirren. Denn dafs man andererseits durch Aufstellung falscher Gesetze, wie oben gesagt wurde, viel dazu beitrug, die ächte Kunst in verkehrtes Licht zu bringen und das Publikum in dem herrschenden Wahne zu bekräftigen, bedarf kaum eines Beweises. Wenn namenlose Gelehrte und Theoretiker fortfahren, ungehörige und ungeprüfte Regeln auf diesem Gebiete anzuempfehlen, so können wir schweigen; denn ihre Meinungen schaden wenig, da die Grundlagen für diejenigen, welche sich unterrichten wollen, vor Aller Augen ausgebreitet sind. Ein-

Digitized by Google

flufsreichen und berühmten Männern werden wir aber auch fernerhin noch entschiedenen Widerspruch entgegensetzen müssen, damit das alte Mifsverständnifs nicht länger fortwuchere. Im vorigen Jahr erst behauptete Gottfr. Hermann im III. Band der Wiener Jahrbücher, dafs der tragische Trimeter von den Deutschen vollkommen auf dieselbe Weise nachgebildet werden müsse, wie die attischen Tragiker ihn dargeboten. Der berühmte Gelehrte, mit dem Stand der Sache theoretisch wie praktisch unbekannt, urtheilt vom einseitigen griechischen Gesichtspunct aus; er verkennt das Wesen des deutschen Rhythmus, und befindet sich noch auf der Stufe, die J. H. Vofs und seine Zeitgenossen für die richtige hielten; und gleichwohl sagt er anderwärts, dafs Vofs theils aus Mode, theils aus Furcht vor ihm gepriesen worden. Das Wahre an der Sache ist, dafs der deutsche tragische Trimeter, wie weit er auch von dem attischen abweichen mufs, demungeachtet mit dem deutschen komischen Trimeter nicht zusammenfallen, sondern die Verschiedenheiten bieten wird, die wir an den griechischen Tragikern und Komikern wahrnehmen; nur werden diese Verschiedenheiten auf andere Weise sich kundgeben, als bei den Hellenen. Ich habe über diese und andre Puncte ausführlicher gesprochen in meinem Lehrbuch, das ich oben erwähnte, und in der Vorrede zu meiner Uebersetzung des Oedipus auf Kolonos, und bin daher einer weiteren Begründung an diesem Ort überhoben.

Die wahre Richtschnur also, welche der rechte Künstler fortan im Auge behalten mufs, besteht darin, dafs die hellenischen Weisen angenommen werden, wie sie der deutschen Sprache angemessen sind, und dafs er die Rhythmen mit der sorgfältigsten Beobachtung der Prosodie wiedergiebt, damit ihre Musik dem deutschen Ohre verständlich und leicht vernehmlich tönt. Ohne die richtige Prosodie und die Stetigkeit in derselben ist der Kampf mit dem Griechenthum vergeblich. So lange man sich aber auf jenen Standpunct, welchen der Genius der deutschen Sprache erheischt, nicht zu erheben wufste, hatte man ein gewisses Recht, die antiken Weisen zu verwerfen. Selbst Jacob Grimm urtheilte befangen und verneinte die Zweckmäfsigkeit quantitirender Messung, zwar aus anderem Grunde, doch jedenfalls durch die vergeblichen Versuche früherer Dezennien irregeführt. Zugleich konnten natürlicherweise alle metrischen Uebersetzungen hellenischer Poeten nicht anders, als unbefriedigend und äufserst mangelhaft ausfallen. Um die ältern Verdollmetschungen eines Vofs, Solger, Conz, Jenisch, Bothe u. A. zu übergehn, zeigen auf dem Felde der attischen Dichter die neueren Leistungen von Thudichum, Droysen, Donner und die einzelnen Stücke von Griepenkerl, O. Müller, Kopisch, V. Straufs, Böckh, Schömann, Franz u. a. m. sehr geringe Fortschritte in technischer Vollendung, noch weit geringere in plastischer Darstellung und im poetischen Styl überhaupt. Denn von Plastik und Styl kann nicht wohl die Rede sein, so lange nicht die ersten Grundbedingungen in formeller Hinsicht erfüllt sind, die rechte Handhabung des Versmafses nämlich und die consequente reine Sylbenmessung mit einigen andern Aeufserlichkeiten. Die schöne Seele vermag in diesem Fall aus der mangelhaften Form ihrer Hülle nicht genügend hervorzuschimmern; demungeachtet verdienen die meisten jener Arbeiten, soweit sie aus redlichem Streben entsprungen sind, die Hochachtung der Nation; ich bin weit davon entfernt, das löbliche Ringen für nutzlos zu erklären. Von selbst leuchtet ein, dafs die andern Uebersetzungen, welche durch sogenannte moderne Jamben für den griechischen Cothurn gröfsere Deutlichkeit und leichteres Verständnifs zu erzielen wähnten, in das vorige Jahrhundert gehören und nichts bedeuten als einen Rückschritt zur Unkunst. Sie entfernen sich kaum von rhythmischer Prosa, haben sich des ganzen hellenischen und poetischen Colorits entäufsert, sind nicht verständlicher als die künstlicheren Rhythmen, die, wenn sie wirklich gut sind, die nöthige und angemessene Deutlichkeit besizzen, und ziehen überhaupt die griechischen Dramatiker von der Höhe des Parnasses auf das flache Land herab. Wie die Buchhändler, von merkantilen Interessen geleitet, auf den Gedanken verfielen, *Schillerausgaben* oder Werke in dem Formate von Schillers Werken drucken zu lassen, so sind eine Anzahl deutsche Schriftsteller auf den unglücklichen Einfall gerathen, *Schillerjamben* zu machen und die Meisterwerke der Alten über einen Leisten zu schlagen, den Schiller selbst, wenn er gegenwärtig wieder aufstehn könnte, ohne allen Zweifel mit gebührender Verachtung von sich weisen würde. Denn er war ein ächter Künstler und wie Göthe, laut Eckermanns Gesprächen, würde auch er zu der Ueberzeugung gelangt sein, der Trimeter sei derjenige Vers, der sich am besten für das deutsche

Digitized by Google

Trauerspiel eigne. Man sieht, wie mächtig die Mode waltet: warum müssen diese Jamben gerade Schillerjamben genannt werden? Sind die von Goethe im Durchschnitt nicht sogar etwas vollkommener als die von Schiller, und weshalb wollte man keine Goethejamben fabriciren? Wir tadeln diesen Rückschritt deshalb so unerbittlich, weil die Vertreter desselben mit der gröfsten Anmafsung, trotz der geringen Mühe, welche derartige Verseleien machen, ihre Machwerke als etwas Aufserordentliches und Kunstvolles und Rechtes angepriesen haben.

Die Uebersetzung des Aristophanes, die Ludwig Seeger hier dem Publicum vorlegt, gehört in die Schillerjambenklasse; doch bietet er uns auch Trochäen, Anapästen und eine Art Chorgesänge, freilich in eben so schlechtem Rhythmus als seine Schillerjamben. Hr. Müller dagegen begann seine Arbeit zu einer Zeit, wo noch Niemand an den oben geschilderten freien und hohen Standpunct dachte; schon im Jahr 1805 übersetzte er das erste Stück, wie er uns erzählt, als Studiosus der Georgia Augusta, seine Grundsätze änderten sich nicht und die neueren Anforderungen mochten von ihm unbeachtet geblieben sein, obgleich er erst 1841 die letzte Komödie vollendete. Ich wüfste nicht zu sagen, welche von beiden Uebertragungen das Ziel am weitesten verfehle; trotz der Verschiedenheit ihrer Grundprincipien sind beide gleich mangelhaft in der Form, unrhythmisch, unschön, unpoetisch. Kurz, ihre Verdeutschungen genügen den Ansprüchen nicht im mindesten, welche die Kritik an einen heutigen Uebersetzer des Aristophanes zu machen berechtigt ist. Wie steht es aber um die früheren Leistungen, sind die neuen Versuche nicht wenigstens besser als diese? Allerdings urtheilten Müller und Seeger richtig, dafs die Palme noch nicht errungen sei. Am meisten bekannt sind die beiden Uebersetzungen von J. H. Vofs und J. G. Droysen. Auch sie offenbaren einerseits einen vollendeten Gegensatz und andrerseits eine ziemliche Uebereinstimmung. Die Form beider nämlich gleicht sich, bei aller Verschiedenheit, in den Mängeln der Metrik; Vofs konnte zu seiner Zeit, wo die Sprache noch zu roh war, und aus den oben aufgezählten Gründen keine besser geläuterten Rhythmen bieten. Droysen mochte auf die vorgeschrittene Kunst keine Rücksicht nehmen, ihm war es um ein schnell zu Stande gebrachtes Werk zu thun; ja, seine Metrik ist noch mangelhafter als die von Vofs. Der Gegensatz beider Uebersetzungen aber zeigt sich wie Berg und Thal oder wie Fels und Seewasser darin, dafs Vofs sich wörtlich anschliefsend, eine gezwungene und geschraubte, eine steife und hölzerne Redeweise herausgedrechselt hat, durch welche Leichtigkeit, Anmuth und Witz vollständig überdacht und überzimmert sind. Droysen dagegen trieb in seiner Weise (wie ich schon früher an andern Orten gesagt habe) die Geschmacklosigkeit auf die höchste Spitze; seine Sprache im Allgemeinen ist durchaus unpoetisch, flach und gewöhnlich, er redet in einem zum Markttagsleben herabgesunkenen Jargon. Es frommt nichts dabei, dafs er bisweilen blümelt, zierlich und fein zu reden sich bemüht, gewisse Ausdrücke (wie Dreck u. dergl.) umschreibt oder vermeidet: seine Sprache bleibt unhoch und unpoetisch, da die Höhe und Poesie nicht in einzelnen Wörtern steckt, noch blofs von einzelnen Wörtern abhängig ist. Sein Hauptfehler aber besteht darin, dafs er das Antike, trotz eigentlicher Beibehaltung der Mafse, halb und halb modernisirt und sogar den Reim angewendet hat, mit welchem er freilich in der Regel nur Mifslaut erregt, da er blofs schlechte Reime zu Stande gebracht. Ferner fehlt er darin, dafs er nicht selten Witze gefunden und in den Dichter hineingetragen, wo von diesem an keinen Witz gedacht worden, und dafs er Einzelnes sogar, zur Travestie herabgestiegen, vollkommen modern ausgedrückt hat. Seine Verse tragen häufig, so zu sagen, etwas Schnurrendes oder Schnurriges an sich, was dem griechischen Original durchaus fremd ist.

Die beiden Uebersetzungen, welche wir hier anzeigen, von denen mit Recht zu verlangen war, dafs sie etwas Besseres darbieten sollten, übertreffen die beiden eben besprochenen in keinem Stück und erfüllen keine einzige billige Erwartung. Sie stehen ganz auf der nämlichen Stufe; ich bekenne, dafs mir die Arbeit von Vater Vofs in gewisser Hinsicht noch die liebste ist, weil sie wenigstens mit seiner bekannten Strenge durchgeführt ist und abgesehen von mancherlei Fehlern und Härten vom Aristophanes noch am meisten giebt, indem die freie moderne Färbung vermieden ist, von welcher selbst die nach älteren Ansichten gearbeitete Uebersetzung von Müller mancherlei Spuren zeigt. Ich weifs, dafs auch mir von Hrn. Halm, der meine Uebertragung des Prometheus im J.

Digitized by Google

1840 recensirte, zum Vorwurf gemacht worden, ich modernisire hier und da. Indessen Alles hat seine Grenzen, es kommt ganz auf den Geschmack an, mit welchem dieser Punct beurtheilt wird; wenn irgend Jemand, hütete ich mich sorgfältig, moderne Ausdrücke zu gebrauchen: derjenige welcher allezeit vollkommen antik und dabei für die heutige Anschauung verständlich redet, soll erst noch geboren werden. Es giebt viele Wendungen, Redensarten, Sprüchwörter, Benennungen, Bilder und Ausdrücke, wo man das griechische Original nicht anders erschöpft als dadurch, dafs das Antike und Moderne harmonisch verschmolzen wird; auf diese geschickte Verschmelzung kommt es eigentlich an, die Aufgabe ist, zwei Welten zu verbinden. Diesen Gesichtspunct erwäge der verständige Kritiker und weise blofs neueste Begriffe und solche moderne Ausdrücke zurück, die ohne Noth und unbedachtsam, ja, höchst auffällig angewendet worden sind. So versetzt Droysen die Bomben und Karthaunen in den Aristophanes! Von dergleichen Ungehörigkeiten wimmeln die drei genannten Verdollmetschungen dieses Komikers; Beispiele anzuführen, wäre, bei der grofsen Menge solcher seltsamen Licenzen, ein leichtes, aber überflüssiges Geschäft.

Nachdem im Obigen der Standpunct für das Aeufserliche vorgeführt worden, sollten wir zu der Darstellung der übrigen Grundsätze, wie die alten Dichter zu verdeutschen seien, fortschreiten. Was der Raum dieser Blätter für die heutige Gelegenheit verbietet, läfst sich einmal künftig nachholen. Ohnehin darf man schliefsen, dafs da, wo die Form noch dergestalt im Argen liegt, auch die sonstigen Grundsätze theils übel durchgeführt sein werden, theils nicht richtig durchgeführt werden konnten. Und zwar aus dem Grunde, weil das Aeufserliche mit dem Uebrigen auf das Innigste zusammenhängt. Es ist aber bekannt, dafs sonst noch drei Stücke verlangt werden, Klarheit, kritische Genauigkeit und poetischer Styl.

Wir gehen schliefslich zu einigen Beispielen über, welche zeigen sollen, wie mangelhaft die bisherigen Verdeutschungen des Aristophanes sind. Es scheint passend, dafs wir solche aussuchen, die uns verschiedene Versarten bieten; beginnen wir denn mit Trochäen. Aristophanes schildert im Frieden, v. 603 u. f. ed. Dindorf., die Ursachen, welche die Friedensgöttin zur Flucht vermocht, wie Vofs übersetzt, also:

O ihr klügsten Landbesteller, wohl anjetzt beherziget
Meine Rede, wollt ihr hören, wie euch jene ward entrückt.
Gleich zuerst ja gab den Ruck ihr Pheidias, dem weh geschah.
Drauf da Perikles in Angst war Theil zu nehmen solches Falls,
Eure Sinnesart befürchtend, und des Zahns Selbstbissigkeit,
Eh ihn Schlimmes traf, erregt' er selbst dem Staate Feuersbrunst,
Durch das eingeworfne Fünklein, jenen Megarerbeschlufs;
Und die Kriegesflamme blies er auf so mächtig, dafs vom Rauch
Alle Hellasvölker thränten, jene dort und diese hier.
Als das kaum gehört der Weinstock, ungestüm gleich knattert' er;
Und das Fafs, vom Schlage zornig, schlug zurück aufs andre Fafs.
Keiner war auch mehr zur Hemmung; und die Göttin schwand hinweg.

Diese rauhe und nicht wohl gefügte Sprache verschlimmert Droysen, wie folgt:

Achtet denn, ihr vielerfahrnen Ackersleute, auf mein Wort;
So ihr nämlich hier von dieser hören wollt: wie kann sie fort?
Pheidias hat alle Noth euch, da's ihm schlimm ging, eingemischt;
Perikles dann in tausend Aengsten, selbst er werde miterwischt,
Bang vor eurer Art von Zornmuth, grimmverbissen zum Verdammen,
Setzte, eh' er büfsen müfste, unsre gute Stadt in Flammen,
Zündend mit 'nem kleinen Funken Volksbeschlufs ob Megara,
Und so grofse Kriegsflamme blies er an, dafs thränend da
Ob des Rauches Allen die Augen übergingen fern und nah!
Kaum gehört das, und der Weinstock, flammenknatternd stürzt er hin,
Und das Fafs, auf's Fafs geslürzt, geschlagen, schlägt's mit tollem Sinn;
Niemand war, der hemmen konnte, und die Göttin war dahin!

Wie geschraubt, unbehülflich und gebrochen auch diese Verse, abgesehen von ihrem niederen Ton und dem modernen Reim, dem deutschen Leser erscheinen müssen, Müller verdollmescht nicht minder unglücklich in Stellung und Ton:

Hochverständ'ge Landbebauer, so vernehmet denn mein Wort,
Wenn von dieser Ihr zu wissen wünscht, wie sie abhanden kam.
Pheidias gab den ersten Anstofs, als es übel ihm erging.
Perikles sodann, besorgend, gleiches Loos betreff' auch ihn,
Da er Euer Wesen kannt' und Eure biss'ge Sinnesart,
Setzt, vor Schaden sich zu hüten, drauf die ganze Stadt in Brand.
Und megarisches Beschlusses Funken schleudert er hinein,
Den zu solches Krieges Flammen er anfachet, dafs der Rauch
Thränen abzwang der Hellenen Jeglichem, so dort, wie hier.
Als zuerst der Weinstock dieses hörte, prasselt laut er auf,
Und das Fafs, in Zorn zerberstend, schlug auf andre Fässer hin;
Niemand konnt' hinfort dem steuern, doch Sie war auf und davon.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

1) *Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller.*
2) *Aristophanes Werke. Deutsch von Ludwig Seeger.*

(Schluſs.)

Fast noch miſslungener, eben so unpoetisch und nicht ohne moderne Ausdrücke, erweist sich der Aristophanes, deutsch von Seeger:

Hört, ihr weisen Oekonomen, und beherziget mein Wort,
Wenn ihr gründlich wollt erfahren, wie sie euch abhanden kam!
Ihr den ersten Stoſs gegeben hat der arme Phidias.
Drauf Perikles — weil ihm bangte vor des Freundes Miſsgeschick,
Weil er euer Treiben kannte, eure bissige Natur, —
Nur um sich zu sichern, stecks' er selber unsre Stadt in Brand:
Warf hinein den kleinen Funken: das megarische Edict,
Blies sie an, des Krieges Flamme, daſs in Hellas allem Volk
Nah und fern vor Rauch die Augen überliefen, hier wie dort.
Solches hörte kaum der Weinstock, sieh, da fuhr er prasselnd auf,
Und die Fässer, eins auf's andre zornig polternd, schlugen sich,
Und kein Ende war des Haders: und die Göttin war entflohn!

Es würde zu weit führen, alle Fehler in dieser Probe der vier Uebersetzungen aufzuzählen und zu besprechen; die gröberen Verstöſse leuchten jedem Leser von selbst ein, über das Miſsfällige im Allgemeinen werden diejenigen, welche an Eleganz der Sprache gewöhnt sind und dem Aristophanes keine solchen ungeschickten Verse zutrauen, um so mehr sich wundern, als ihnen nicht unbekannt sein dürfte, daſs die Trochäen für die leichtesten und dem Deutschen natürlichsten Maſse gelten. Dennoch würden wir näher darauf eingehen, wenn wir nicht für besser hielten, lieber gleich praktisch darzuthun, daſs man auf die einfachste Weise von der Welt den Aristophanes glücklicher erreichen könne, indem man die Stelle etwa so verdeutschte:

O ihr weisen Landbebauer, achtet meiner Worte denn,
Falls ihr deutlich wollt vernehmen, wie die holde Göttin schwand.
Allen Unheils Anbeginn war Pheidias' unglückselig Loos:
Perikles sodann, in Sorge, daſs er theile sein Geschick,
Eure Sinnesweise fürchtend, eure zähe Biſsnatur,
Warf die Stadt in Feuerflammen, eh' ihn selbst das Wetter traf,
Durch das kleine Fünkchen jenes Schlusses über Megara,
Schürt' und blies zusammen solchen Krieges-Brand, daſs durch den Rauch
Aller Griechen Augen thränten, hier und dort und nah und fern.
Als einmal der erste Weinstock feuerfangend knatterte,
Und das Faſs, erhitzt von Streichen, rachestampfend schlug das Faſs,
Gab es weder Maſs noch Ziel mehr, und die Göttin war entflohn.

Solchergestalt können wir uns kurz fassen und zu anapästischen Beispielen greifen; Anapästen hält man insgemein für leichter als den jambischen Trimeter, was in gewisser Hinsicht richtig ist. Die erste Parabase im Frieden (v. 734.) hebt an:

Zwar sollte der Stab Stillschweigen sofort dem Komödiendichter gebieten,
Der selber sich lobt vor der Schauenden Kreis anapästische Reigen eröffnend.
Doch falls es geziemt, o du Tochter des Zeus, daſs Ehre bekränze den Dichter,
Dem Keiner an Ruhm in des Lustspiels Feld gleichkommt und an hoher Vollendung,
Sagt unser Poet, daſs würdig er sei, zu empfahn vorzüglichen Lobspruch.

Diesen Anfang verdeutschen unsere vier Uebersetzer folgendermaſsen.

Voſs:

Zuschlagen ja muſs, wer führet den Stab, wenn je ein Komödiendichter
Lobpreiset sich selbst vor dem schauenden Kreis, da er vortrat mit Anapästen.
Ist's aber vergönnt, dem Ehre zu thun, Zeus' Tochter du, welwelcher den Vorrang
In dem komischen Spiel vor den Menschen umher und den herrlichsten Ruhm sich erstrebte;
Dann dünkt sich wohl lobwürdig zu sein, der uns einübte das Spiel hier.

Droysen:

Gleich schlagen die Herren vom Stabe darein, wenn hier ein Komödiendichter

Digitized by Google

Sich selbst lobpreist, an die Menge gewandt, in den Zeilen der Festparabase.
Doch ziemt es sich, den, o Tochter des Zeus, zu erheben, der heutiges Tages
Der gepriesenste wohl und der preiswürdigste Komödiendichter der Welt ist,
So nennt in der That vornehmlichen Ruhms und Preises sich unser Poet werth.

Müller:

Es geziemete zwar den Obwaltern des Kampfs den Komödiendichter zu züchtigen,
Wenn irgend er im anapästischen Takt, vortretend, das eigene Lob preist;
Wenn aber des Ruhms Dir würdig erscheint, o Tochter des Zeus, wer der beste
Lustspielsanordner bewährte sich, der gepriesenste unter den Menschen;
Preiswürdig vor Allen dann achtet sich der, welcher unsere Reigen einübte.

Seeger:

Drein schlagen sollten die „Herren vom Stab," so oft ein Komödiendichter
Vor das Publicum tritt, Anapästen beginnt und sich prahlerisch selber herausstreicht.
Wenn aber der Mann, o Tochter des Zeus, der als Meister im komischen Spiele
Sich erprobt und die Anderen weit überragt — wenn es billig ist, solchen zu ehren,
Auf den Ehrenpreis hat unser Poet dann vor Allen gegründeten Anspruch!

Als kurze Probe, wie die Chorgesänge behandelt oder mifshandelt worden, theilen wir einen Grufs an die Nachtigall aus den Vögeln, v. 676., den Lesern mit. Es übersetzt nämlich

Vofs:

O du lieb', o rasche du,
Liebste mir des Vogelheers,
Du Mitwallerin meinem Chor,
Nachtigall, o Gespielin!
Kommst du, kommst du sichtbar?
Bringst du süfsen Gesang mir her?
Auf, die lieblichen Flötenton
Du in Lenzmelodie ertönst,
Jetzt beginn' Anapäste!

Droysen:

Liebliche du, helle,
Liebste der Vögelein,
Waldes Sängerin Nachtigall,
Waldeinsame Gespielin!
Kamst du, kamst du, läfst dich sehn?
Bringest süfsen Gesang mir mit?
Auf, du flötende Meisterin,
Frühlingsgrüfsenden Tones frok
Führe die Festanapäste!

Müller:

O holdseliges, bräunliches
Vögelein, theuer mir
Du vor Allen, Begleit'rin stets,
Nachtigall, meines Lied's,
Kamst, kamst, erschienst du,
Bringend süfse Gesänge mir?
Auf! Die Frühlingsmelodieen
Unter Flötengetön vereint
Den Festanapästen!

Seeger:

Liebliches Blondköpfchen,
Süfsestes Vögelein,
Meiner Lieder Begleiterin,
Nachtigall, holde Gespielin!
Bist du 's, bist du es, kommst du,
Bringst du mir süfse Gesänge mit?
Komm und flöte mir himmlische
Frühlingstön'! Anapästische
Rhythmen lafs uns beginnen!

Diese Probe, die wir ihrer Kürze wegen auswählten, ist wenig geeignet, die höhere lyrische Kunst den Deutschen anzuempfehlen. Vielleicht offenbart die Stelle einen poetischeren Hauch, wenn sie so wiedergegeben wird:

Wonne der Vögel du,
O trauteste Nachtigall,
Blonde, meinen Gesängen stets
Nahe, treue Gespielin!
Botin süfser Lieder,
Sei willkommen, gegrüfst, gegrüfst!
Auf, lafs schallen den Lenzesruf,
Schlag' die liebliche Flöt' und lenk'
Meine Schaar Anapästen!

Ref. glaubt nämlich, dafs die Sehnsucht, welche hier im Original nicht oberflächlich zu unseren Gefühlen spricht, mit kräftigen Strichen reproducirt werden müsse, während Vofs offenbar mit ängstlicher Sylbenstecherei zirkelt, Droysen leicht travestirt, Müller und Seeger, dessen „Blondköpfchen" und „himmlische" Frühlingstöne ziemlich modern klingen, unbehülflich mit den vorgefundenen Gedanken herumtasten. Mangel an Raum verhindert uns, an einer kunstreichen Strophe und Gegenstrophe ein glänzenderes Beispiel vorzuführen, wie *der Kampf mit der Form durchgekämpft sein mufs*, ehe der poetische Geist mit Frei-

Digitized by Google

heit sich zeigen könne; doch reichen diese geringen Bruchstücke hoffentlich hin, das obige mifsbilligende Urtheil zu erhärten. Gehen wir endlich zu den Trimetern über, welche oft sauere Arbeit machen oder eine grofse Sprachfertigkeit erheischen, wenn sie deutsch ausfallen sollen, so begnügen wir uns mit der kürzesten Probe, die möglicherweise für einen solchen Zweck ausgehoben werden kann. Blofs zwei Trimeter führen wir aus den Vögeln (v. 223.) an, wo, nach dem anapästischen Aufruf des Wiedehopfes, der Athener sein Erstaunen über die schöne Stimme des Vogels ausdrückt. Vofs übersetzt:

O herrschender Zeus, wie melodisch singt das Vögelein!
Wie honigsüfs füllt lauter Wohlklang dies Gebüsch!

Droysen dagegen:

O Vater Zeus! wie köstlich singt das Vögelchen,
Wie überzuckert Blatt und Blättchen der süfse Sang!

Und Müller:

Ha, König Zeus, wie süfs des Vogels Stimm' ertönt,
Auf das ganze Gebüsch thaut sie wie Honigseim herab.

Die wunderbare Zartheit, welche hier im zweiten Vers des Urtextes sich ausspricht, haben Vofs und Müller nicht zu reproduciren vermocht, wenn ihnen davon überhaupt etwas bewufst war; denn einzelne schöne Wörter, wie gesagt, reichen nicht aus für die Poesie. Droysen, der wenigstens den Reiz des griechischen Urbildes empfunden zu haben scheint, wie seine Uebersetzung andeutet, verfehlte das Ziel, indem er zu freier moderner Wendung seine Zuflucht nahm und dem Aristophanes unsern *Zucker* in den Mund schiebt, wie er anderwärts von Schiefsgewehr redet, das „Heil dir im Siegerkranz" nach Athen überträgt u. dergl. m. Unser Text besagt, der Vogel fülle das ganze Gebüsch mit Honig, und Ref. hofft, dafs folgende Uebersetzung dem Griechischen am nächsten komme:

O König Zeus, wie wonnig singt das Vögelein;
Wie füllt es mit honigsüfsem Laut den ganzen Hag!

Die rechte Stellung der Worte, die mit dem Rhythmus des Verses übereinstimmt, der Wechsel der Vocale und die wohltönenden Wörter überhaupt, die hier angewendet sind, scheinen mit ihrem Sinn vereinigt das Plastische wiederzugeben und eine rhythmische Malerei zu bewirken, wie sie das Ohr auch aus dem Griechischen heraushört. Wenn die vortragende Stimme bis zu „Laut" gelangt ist, fühlt derjenige, dessen Gehör nicht ganz ungeübt ist, in grofser natürlicher Stärke den Zauber, den Wohlklang und die Süfsigkeit der Melodie, welche den Busch durchschallt: eine geheimnifsvolle geistige Macht der Musik gleichsam dringt zum Verständnifs durch. Am Schlufs des Verses endlich empfindet man, wenn die Worte: „*den ganzen Hag*" ausgesprochen sind, wie die Melodie hinschmilzt und sanft verweht. Könnten dergleichen Vorstellungen, von welchen freilich die meisten heutigen Leser keine Ahnung haben, durch andere Mittel und Wege als durch die rhythmische Kunst bis zu solcher deutlichen Anschauung erhoben werden? Doch eben gewahre ich, dafs ich die Uebersetzung von Seeger diesmal ganz aus dem Gedächtnifs verloren; sehen wir denn unverweilt nach, welche Deutlichkeit, welche Grazie, welche Deutschheit dieser Dollmetscher durch seine Schillerjamben, die verständlicher sein sollen, an unserer Stelle zu erzielen gewufst haben werde. Er sagt statt des Obigen:

Welch' Vogelstimmchen! Nein, das überthaut
Bei Zeus! mit Honigseim den ganzen Wald.

Aus diesem kurzen Beispiel erhellt zur Genüge, wie viel der letzte Uebersetzer von dem Gehalt des griechischen Urtextes wegschneiden müssen; wie wenig der sogenannte moderne jambische Vers das edle umfangreichere Gefäfs des Trimeters zu ersetzen fähig ist; wie überhaupt die niedrigere Form niemals der Poesie und dem Verständnifs des Geistigen zu Hülfe kommt; wie die Kunst niemals dem Geist schadet, aber immer die Unkunst. Es ist leider in Deutschland Sitte, dafs man nicht vor die rechte Schmiede geht, sondern gern an dem Gewohnten und Hergebrachten sich anklammert; haben die Väter auf irgend einem Wege Ruhm verdient, glauben die Söhne und Enkel, sie dürfen nur dieselbe Heerstrafse einschlagen, um gleichen Ruhm einzuheimsen. Wenn Seeger andere Auctoritäten zu Rathe gezogen, als er in seiner Vorrede mit Namen anführt, und nicht an solche Geister sich gewendet hätte, die von diesen Dingen blofs phantasirt haben, würde ihm rechtzeitig die Einsicht gekommen sein, dafs das längst praktisch erwiesen sei, was er mit etlichen Federstrichen für unpraktisch und unmöglich, für unverantwortlich und pedantisch erklärt hat; kurz, dafs er Vergebli-

Digitized by Google

ches unternehme. Wenn wir solche Abirrung erwägen, dürfen wir seine Leistung nicht allzustreng beurtheilen, sondern wir müssen die grofsen Mängel derselben zunächst auf Rechnung der falschen Principien setzen. Am wenigsten fühlen wir uns aufgelegt, mit Herrn Seeger darüber zu rechten, dafs er, nach der Weise des sogenannten jungen Deutschlands, Bd. I, p. 9 einen würdigen und verdienstvollen Mann, wie Professor Kirchner, einen Schulmeister zu nennen gewagt hat, in der Meinung, er belege den ausgezeichneten Gelehrten mit einem vernichtenden aristophanischen Spottnamen! Solche Ausfälle kehren sich gegen ihren Urheber und sind eigentlich nichts als eine „komische Erscheinung."

Man sieht aus obiger Darstellung, dafs Referent von einem Uebersetzer des Aristophanes, der eine gute und also auch dauernde Arbeit schaffen will, etwas ganz Anderes verlangt. Nach seiner Ansicht mufs der Styl einer Uebersetzung dieses komischen Dichters in seiner Art die gleiche Höhe einnehmen, welche der Styl der attischen Tragiker behauptet; in seiner Art, sage ich, denn tragisch soll der Lustspieldichter nicht reden. Wir meinen damit, dafs im Komiker die nämliche attische Feinheit, Anmuth, Würde und Schönheit ausgeprägt werden mufs, welche wir an den Tragikern bewundern. Der Styl der Tragödie und Komödie steht sich gleich und doch scharf gesondert gegenüber, wie zwei parallel laufende Linien, die sich selbst nicht berühren. Gegenwärtig können die Hellenen so glücklich nachgeahmt und durch Uebersetzungen gleichsam wiederbelebt werden, dafs solche Arbeiten einen bleibenden Werth für die Nation behalten. Man pflegt zwar häufig deutsche Nachbildungen der Alten, weil die Urbilder überaus kunstreich ausgeprägt sind, für flüchtig vorübergehende Versuche auszugeben, die blofs für einen gewissen Zeitraum genügend wären und etwa ein Menschenalter hindurch leben könnten; dann ändere und vervollkommne sich die Sprache, neue bessere Versuche verdrängten alsbald die früheren, die sich gleichsam überlebt. Solche Ansichten gelten bei dem gegenwärtigen Stand der deutschen Sprache nicht mehr; was in unsern Tagen einmal *gut* übersetzt wird, kann, nach meiner Meinung, nie besser gemacht werden, wenn wir von kritischen Berichtigungen und von Verbesserung einzelner Ausdrücke absehen. Luthers Bibelübersetzung beweist es hinreichend. Gute Verdeutschungen indessen sind nicht die Frucht einiger weniger Mufsestunden, sondern werden nur durch den Aufwand vieler Zeit, durch reiche Geduld, Fleifs und Talent hervorgebracht, durch Bedingnisse, die wir sehr selten vereinigt finden.

Möchte Referent durch diese und einige später folgende Auseinandersetzungen eine Kleinigkeit beitragen, dafs der unbeschreibliche Wirrwar, welcher gegenwärtig auf diesem Gebiete herrscht, einer richtigern Einsicht Platz mache. Dadurch würde zugleich die Uebersetzungskunst den verdienten Ruhm wiedererlangen, den sie hier und da, besonders in den Augen der Philologen, eingebüfst. Interessant ist, was Herr Müller uns in der Vorrede (Band I, pag. XVI) erzählt, F. A. Wolf habe den ersten Versuch des Studiosus der Georgia Augusta nicht nur „gut geheifsen, sondern den angehenden Dollmetscher des Aristophanes auch *auf diese Probearbeit hin der sofortigen Aufnahme in sein philologisches Seminar* würdig erachtet." Gegenwärtig hat sich das Verhältnifs bedeutend geändert. Die schönste Uebersetzungsprobe, welche von der vollkommensten Kenntnifs beider Sprachen zeugte, zugleich den feinsten Geschmack und das innigste Verständnifs offenbarte, würde an manchen Orten eine Zurückweisung, statt der sofortigen achtungsvollen Aufnahme, zur Folge haben. Freilich urtheilen die heutigen Richter nicht immer von dem unbewölkten Gesichtspunct aus, den F. A. Wolf, fern von allem beschränkten und beschränkenden Zelotismus, zum grofsen Gewinn der Alterthumswissenschaften so glücklich einzunehmen wufste.

Johannes Minckwitz.

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

XXXII.

The life of Joseph Blanco White, written by himself; with portions of his correspondence. Edited by John Hamilton Thom. In 3 volumes. London, 1845.

Wir haben hier keine zusammenhängende Darstellung einer Lebensgeschichte vor uns, aber allen Stoff zu einer solchen in den eigenen Worten des Mannes selbst, von ihm selbst herrührende Berichte über seinen Lebensgang, Bekenntnisse und Betrachtungen über seine innern Lebenszustände zu verschiedenen Zeiten, die aus seinen Tagebüchern genommen sind, Briefe, die Aufschlufs über sein inneres und äufseres Leben geben. Wir können uns aus der Vergleichung aller dieser Stücke ein treueres und lebendigeres Bild von dem Leben, Geist und Charakter dieses merkwürdigen Mannes machen, als wenn es durch eine fremde Feder entworfen wäre. Allerdings können wir nicht ohne tiefe Wehmuth von diesem Lebensbilde scheiden, wenn wir einen edlen, mit vollem Ernst nach Wahrheit forschenden Geist, der die mannichfaltigsten Kämpfe mit sich selbst und der Welt durchgemacht hat, mit einem so dürftigen Resultate, wie dasjenige, in welchem Blanco White zuletzt seine Ueberzeugungen zusammenfafst, seine vieljährige irdische Laufbahn schliefsen sehen. Aber immer erkennen wir in ihm doch einen wahren Menschen darin, dafs alle Heuchelei und Lüge, zumal in den höchsten Dingen, ihm verhafst ist, und er noch in einem hohen, durch schwere Krankheiten bedrückten Alter kein Bedenken trägt, jedes noch so schwere Opfer zu bringen, um ohne Rückhalt seiner Ueberzeugung treu zu leben und so sein Leben zu beschliefsen. Und wenn wir auch nicht umhin können, zu gestehen, dafs er sich zuletzt von Demjenigen lossagt, was wir als das eigenthümliche Wesen des Christenthums festhalten müssen, so erkennen wir doch auch dann noch die unbewufste Macht, welche das in sein Gemüth tief eingedrungene Christenthum über Den, der durch mancherlei Irrsale und Mifsverständnisse dazu gebracht worden, sich von jenem eigenthümlichen Wesen desselben lossagen zu wollen, ausübte. Wir erkennen jene Macht des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, über sein Gemüth, seine Ergebung an ihn, in welcher er ruhig dem Tode entgegengeht. Mit tiefer Wehmuth erkennen wir in der Laufbahn des edlen Geistes, der ein reiches Leben mit einem so dürftigen Resultate der religiösen Erkenntnifs schlofs, ein Bild von unsrer ganzen Zeit. Wir sehn ihn den auflösenden Einflüssen derselben unterliegen, wie so manches höhere Streben, das in derselben hervortauchte. In den Schwankungen und der Zerrissenheit dieses Lebens haben wir das Bild unserer Zeit als einer nicht schöpferischen, sondern auflösenden, die aber allerdings mitten in der Auflösung die Keime einer neuen Schöpfung, welche einer herrlicheren Entwickelung entgegengeht, wahrnehmen läfst. Doch in den Resultaten, welche das Ende der irdischen Laufbahn dieses merkwürdigen Mannes bilden, bemerken wir vielmehr die auflösenden, als die schöpferischen Elemente unserer Zeit. Vergleichen wir die drei Richtungen des Geistes, welche wir in den beiden früher von uns angezeigten englischen Werken dargestellt haben und die in dem vorliegenden Werke uns entgegentretende, so finden wir die drei Grundrichtungen, welche unsre Zeit charakterisiren, die traditionelle, am Alten festhaltende, diejenige, welche Auflösung für Fortschritt hält, und diejenige, welche von dem unwandelbaren göttlichen Grunde aus eine neue Schöpfung vorbereiten will, die zwischen jenen beiden Gegensätzen in der Mitte liegende Wahrheit, wie wir den Thomas Arnold als den Repräsentanten einer solchen Richtung für England dargestellt haben. Den Lehren, welche wir aus der Betrachtung jener beiden früher von uns charakteri-

Digitized by Google

sirten Richtungen ableiten können, wird sich auch dasjenige anschliefsen, was uns Blanco White's religiöser Bildungsgang zu erkennen giebt. Denn wenn wir nachforschen, was ihn an dem eigenthümlichen Wesen des biblischen Christenthums, das er nach seinem Abfalle mit heifser Liebe wieder ergriffen hatte, doch wieder irre werden liefs, so werden wir darin dasselbe erkennen, was Andere unter den Bessern unserer Zeitgenossen zu einer solchen Verkennung hinführt, oder diese bei ihnen befördert, Mängel, die nicht in dem Wesen des Christenthums an sich selbst, nicht der Bibel an sich selbst liegen, sondern in falschen dogmatischen Voraussetzungen über das, was die Bibel für den Geist des Menschen sein soll, und wir werden darin die Aufforderung zu einer neuen Gestaltung der Lehre, aus deren Mifsverstand diese Schwierigkeiten hervorgehen, die Aufforderung zu einer tiefern Erforschung des harmonischen Zusammenhanges, in welchem das Uebervernünftige, das durch die Offenbarung uns mitgetheilt ist, mit dem Grundwesen der Vernunft steht, finden müssen. Wir werden auf diesen trefflichen Mann anwenden können, was der tiefsinnige Coleridge, dessen einzelne Briefe zu den schönsten Zugaben dieses Werkes gehören, in einem Briefe vom Jahre 1825 an Blanco White sagt, indem er das, wie er sagt, verbreitete illiberale Dogma bekämpft, dafs Unglaube immer vom Laster oder von verderbten Neigungen ausgehe. „Sunt quibus non credidisse honor est et fidei futurae pignus. Ich kenne — sagt Coleridge — einen der besten und jetzt in der gröfsten Zuversicht seiner christlichen Ueberzeugung Stehenden, der durch das Lesen von Paley's evidences des Christenthums ein Ungläubiger geworden ist" (Bd. I, p. 419). So sind Manche durch eine falsche Apologetik, die das Christenthum demonstriren wollte, zum Unglauben hingeführt oder darin befördert worden. Aehnliches können wir bei Blanco White wahrnehmen. Ferner ist der Lebensgang dieses trefflichen Mannes noch in *der* Hinsicht lehrreich, dafs wir an seinem Beispiele sehen, was uns ja freilich die ganze moderne Geschichte der Philosophie und Theologie auf's Sicherste erkennen läfst, wie wenn man einmal von dem supernaturalen Wesen des religiösen Glaubens, von dem eigenthümlichen Wesen der Offenbarungsreligion sich losreifst und nur eine sogenannte Vernunftreligion übrig lassen will, man bei consequentem Denken, wenn man sich nicht willkürlich eine Grenze setzt, in der Verneinung immer weiter geführt wird und zuletzt in der Vernunftvergötterung und Verweltlichung des Geistes allen Inhalt des religiösen Glaubens, den Glauben an einen überweltlichen, persönlichen Gott und an das eigene, ihm verwandte, für die Ewigkeit bestimmte, überweltliche persönliche Dasein verliert. Blanco White zwar wurde durch die Macht des in ihm von früheren Einflüssen her noch fortwirkenden religiösen Princips gehindert, die Verneinung bis zu diesem letzten Gipfel fortzutreiben, aber wir sehen ihn doch nahe daran anstreifen, und es fragt sich, ob das Princip der vom Rationalismus ausgehenden Verneinung ihn bei etwas länger fortgesetztem Leben nicht dazu geführt haben würde, auch noch den letzten Faden, durch welchen er mit dem Theismus zusammenhing, zu zerreifsen.

Blanco White, von einer nach Spanien ausgewanderten irländischen Familie abstammend, wurde geboren zu Sevilla am 11. Juli 1775. Seine Eltern waren der finstern, sclavischen Form des spanischen älteren Katholicismus ergeben, wie ihn Blanco White selbst geschildert hat in seinen Lettres from Spain by Leucadio Doblado. London, 1822. Er wurde früh zum geistlichen Stande bestimmt, und die mönchsartige Frömmigkeitsform seines Vaters gab seiner religiösen Entwicklung die erste Richtung. Die Art von veräufserlichter religiöser Dressur, die seinem Geiste aufgezwungen wurde, trug ohne Zweifel dazu bei, einen desto schärferen Gegensatz, einen desto heftigeren Hafs gegen alles pietistisch Aussehende bei ihm hervorzurufen, wie wir bei der Entwicklung kräftiger, mit einem Streben nach Freiheit begabter Naturen dieses häufig wahrnehmen können, wie bei einem Julianus, dem nachherigen Abtrünnigen, Friedrich dem Grofsen, Semler. Doch es dauerte länger, ehe ein bewufstes Widerstreben gegen das von Kindheit an ihm Eingepflanzte bei dem Blanco White aufkeimen konnte. Man mufs ja berücksichtigen, dafs die spanische Luft alle Einflüsse, wodurch etwas dieser Art in ihm hätte hervorgerufen werden können, fernhielt. Es ist aber interessant, die ersten Keime der Reaction des verständigen Elementes, die ersten Keime des hervortauchenden Zweifels in der Seele des sieben- bis achtjährigen Knabens, wie Blanco White diese Spuren selbst uns nachweiset, aufzusuchen. Mit grofser Begierde las er eine spanische Uebersetzung von Fenelon's Telemach.

Digitized by Google

Mit besonderem Interesse betrachtete er die in diesem Buche dargestellten religiösen Institute des Alterthums, und da er den Geist und den Muth der hier auftretenden handelnden Personen bewunderte, schloſs sich daran zuerst bei ihm ein aufkeimender Zweifel an. „Woher haben wir die Gewiſsheit, daſs die Religion dieser Männer eine falsche war?" Dieser Zweifel quälte ihn. Er glaubte sich nachher verpflichtet, seinem Beichtvater die in ihm aufgestiegenen Zweifel vorzulegen. Dieser wurde zuerst bestürzt. Da er ihn aber fragte, was für Bücher er lese, und er hörte, daſs der Telemach solche Gedanken in ihm angeregt habe, lächelte er und ermahnte ihn nur, sich mit solchen thörichten Gedanken nicht mehr herumzutreiben. Blanco White selbst weiset in einem Briefe (Bd. II, p. 321) die Spur einer in der Seele des zwölfjährigen Knaben aufkeimenden Reaction des natürlichen Verstandes gegen den Glauben an ein unendliches ewiges Leben nach, was freilich wohl zum Theil durch die Art, wie dies dem kindlichen Gemüthe dargestellt worden, verschuldet sein mochte. „Ich will — sagt Blanco White in jenem Briefe — an eine geistige Thatsache, die in mir vorgegangen, erinnern, die, so viel ich urtheilen kann, nicht ohne Bedeutung ist. Ich erinnere mich, daſs ich sogar in meiner Kindheit eine Furcht vor dem zukünftigen Leben hatte und zurückschreckte vor allen Gemälden des Himmels, welche in katholischen Andachtsbüchern häufig vorkommen." Er führt dann einen Traum an, in welchem er als als abgeschiedener Geist in einem Hause voll Engel zu sein glaubte, so abgebildet, wie er es häufig auf Gemälden gesehen hatte. Diese Engel hieſsen ihn willkommen und sagten ihm, daſs er wahrhaft im Himmel sei. Aber es bemächtigte sich seiner die tiefste Betrübniſs, weil der Himmel ihm als eine sehr öde Wohnung erschien und er nicht wuſste, was er durch die lange Ewigkeit hindurch mit sich machen sollte. „Ich fühlte mich erleichtert, — sagt er — als ich beim Erwachen mich noch auf der Erde befand."

Es waren die Schriften des spanischen Benediktiners B. G. Feijoo y Montenegro (geb. 1701, gest. 1764), durch welche zuerst ein freierer Forschungsgeist in ihm angeregt wurde, so daſs er mit seinen Lehrern aus dem Dominikanerorden, welche die alte scholastische Logik ihm vorgetragen hatten, in Streit gerieth. Er sagt darüber in seinem für den Erzbischof Whately von Dublin aufgesetzten Lebensbericht (Bd. I, p. 14, womit zu vergleichen in der angeführten Briefsammlung S. 98): „Eine groſse Liebe zur Erkenntniſs und ein gleich groſser Haſs gegen geltende Irrthümer entwickelten sich in dieser Periode plötzlich in meiner Seele. Ich kann mit vollkommener Wahrheit sagen: Der Geist, welcher damals in mir aufkeimte, ist nie erloschen. Seitdem sind funfzig Jahre verflossen und jetzt mehr als je erkenne ich meine intellectuelle Identität mit dem funfzehnjährigen Knaben. Aber ich besaſs damals durchaus keine geeigneten Mittel für geistigen Fortschritt."

Blanco White war schon Priester geworden, sechs und zwanzig Jahre alt, als die Zweifel in seiner Seele sich mächtiger regten und die Veränderung sich in ihm vorbereitete, welche, wie er in seinen Briefen über Spanien sagt, unter den mehr begabten Geistlichen seines Vaterlandes keine seltene gewesen sein soll. Er sagt (in jenen Briefen S. 126): „Unter meinen zahlreichen Bekannten in der spanischen Geistlichkeit habe ich keinen mit kühnen Talenten Ausgerüsteten gefunden, der nicht früher oder später von der aufrichtigsten Frömmigkeit in den Zustand des Unglaubens übergegangen wäre." Von dem Glauben an die Unfehlbarkeit der römischen Kirche hing seine ganze religiöse Ueberzeugung ab. Wenn ein Punct ihm hier zweifelhaft wurde, wurde ihm Alles schwankend, denn Alles war ihm durch dieselbe Autorität überliefert worden. Er kannte nur Ein Christenthum: der ganze Inbegriff der römischen Kirchenlehre. Fern war es von ihm, aus den Quellen des Neuen Testamentes selbst das ursprüngliche Christenthum kennen lernen zu wollen. Er las französische apologetische Schriften, um seine Zweifel besiegen zu lernen. Dies half ihm aber nichts. In diesem Zustande des Gemüthes bewarb er sich um die Hofpredigerstelle zu Sevilla. Zum Gegenstande seiner Concurspredigt machte er das Thema, das ihn damals am meisten beschäftigte, um sich selbst und Andere zu überzeugen. Er nahm zu seinem Text die bekannten Worte Gamaliels, um die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums, was für ihn dasselbe war mit dem Katholicismus, aus der Art der Gründung der christlichen Kirche zu beweisen. Aber seine Predigt konnte mehr Andere als ihn selbst überzeugen. Er erhielt die gewünschte Stelle, und es standen ihm nun alle Wege zur Beförderung offen, er hätte zu im-

Digitized by Google

mer höheren kirchlichen Würden emporsteigen können, wenn sein innerer Gemüthszustand ihm nicht sein Leben hätte verbittern müssen. Es begann die unglücklichste Zeit seines Lebens von seinem siebenundzwanzigsten Jahre an. Immer mehr wurde ihm Alles schwankend. Er studirte mit grofsem Eifer die Schriften Rousseau's, Voltaire's, das système de la nature, und gerieth, während er noch die priesterlichen Verrichtungen ausüben mufste, in einen gänzlichen Atheismus, obgleich das starke sittliche Element in ihm vor manchen praktischen Verirrungen ihn bewahrte, was auch der Anschliefsungspunct für ein neues Erwachen des unterdrückten höheren Lebens in ihm werden mufste. Der Ausgang seiner innern Kämpfe war, wie er sagt (Band I, S. 128), der gewöhnliche bei denen seiner Landsleute, in welchen einmal Zweifel überhand nahmen. Er sagt von einem Andern: „Er war der einzige Spanier meiner Bekanntschaft, der, aufhörend an den Katholicismus zu glauben, nicht Atheist geworden wäre. Er war ein frommer Deist." Nach und nach trat er in Verbindung mit einem kleinen Vereine von Gleichgesinnten, die gegen einander ihre wahre Ueberzeugung, die sie sonst ihrer Sicherheit wegen verborgen halten mufsten, aussprachen. Er selbst hat sich in einem Briefe an mich im Jahre 1834 über die mit ihm vorgegangene Veränderung so ausgesprochen: A piissimis parentibus pie educatus caste et innocenter pueritiam et primam juventutem transegi, nil tam enixe appetens, quam ut obsequium, quod Romanae ecclesiae ejusque de fide doctrinis deberi credebam, totis viribus praestarem. Equidem mihi pro comperto erat, eos tantummodo Christianorum nomine dignos esse qui Romani Pontificis placita profiterentur. Nam, cum *pura putaque verba* pro objecto fidei, quae sola ad salutem aeternam perducere potest, haberem, Scripturam rem frustaneam et vanam fore putabam, nisi vivae vocis oraculum hominibus datum fuisset, quod sensum verborum, aliis verbis, cum opus esset, declararet. — Nondum octo et viginti annos natus, munus concionatoris regii in sacello Sancti Fernandi, Hispali, suscepi, inter alios qui theologicae doctrinae certamen publicum mecum inierant, a Capitulo (ut vocant) delectus. Patebat nunc ad altiores dignitates via; sed invito mihi quamplurima sese quotidie offerebant, quae sensim fidem ecclesiae Romanae a me praestitam concuterent. Diu, pro viribus, talibus cogitationibus obstiti. Sed latebatur quotidie, et animo excidebat persuasio illa de Romana infallibilitate in qua fueram innutritus. Evanuit tandem; at cum universum Christianae religionis συστημα quod conceperam, hoc uno fundamento niteretur, fieri non poterat, quin eo amoto, omnis mea in Christo fiducia rueret. Pudet, et poenitet; at non celabo, me Christo valedixisse.

Wäre Blanco White, wie andere seiner Standesgenossen, fähig gewesen, in dem Sinne wie römische Haruspices in den Zeiten des herrschenden Unglaubens an die alte Volksreligion die ihnen vorgeschriebenen Ceremonien doch mitmachten bei entschiednem Gegensatze der Ueberzeugungen, seine geistlichen Amtsverrichtungen mechanisch auszuüben, so hätte er ein ruhiges Leben in seinem Vaterlande fortführen können. Aber eine solche Heuchelei war für seinen edlen, aufrichtigen Charakter voll Wahrheitsliebe die gröfste Qual. In dem von ihm selbst aufgesetzten Berichte über sein Leben drückt er sich so darüber aus (Bd. I, Seite 117): „Es kann mit Recht gesagt werden, dafs diese Periode meines Lebens die Resultate begründete, welche durch die nachfolgenden öffentlichen Ereignisse nur in Beziehung auf mich selbst zur Entwickelung gebracht wurden. Wäre es mir möglich gewesen, wie vielen anderen Mitgliedern der Geistlichkeit, mich in die Umstände zu fügen, so gut es anging, meinen Meinungen und meinen Vergnügungen mich zu überlassen, unter der leicht zu erfüllenden Bedingung einer äufserlichen Anbequemung und einer angenommenen Würde des Betragens, so würde mich nichts mit meiner Lage unzufrieden gemacht haben. Aber Verstellung, besonders in solchen Dingen, war mir immer etwas Unerträgliches. Die Geheimnisse der ganzen Schöpfung, wären sie mir anvertraut worden unter der Bedingung, dafs ich sie keinem Anderen mittheilen, sondern die Menschen um mich her in ihrer Unwissenheit und ihren Vorurtheilen lassen sollte, würden eine unerträgliche Last für mein Herz gewesen sein."

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

The life of Joseph Blanco White.

(Fortsetzung.)

„Und doch wäre diese Art der Leiden noch etwas Geringes gewesen verglichen mit denen, die ich zu ertragen verurtheilt war, als eine unglückliche Neigung mich zu einer verstohlenen Liebe nöthigte, zur Verstellung von Gefühlen, welche, an und für sich selbst unschuldig, ein verwünschter Aberglaube vergiftet und entwürdigt hat. Unter diesen Quellen des innern Elends hatte die Welt nichts zur Entschädigung mir anzubieten. Es ist zwar wahr, ich war frei von religiöser Furcht, aber dadurch wurden meine sittlichen Ansichten nicht verändert. Nie versuchte ich es, die Gränzen zwischen Recht und Unrecht zu verwischen, und kaum wurden die durch das Christenthum mir gesetzten Gränzen verändert. Ohne hinzukommende Furcht zukünftiger Strafen waren die Vorwürfe, die ich mir selbst machen mufste, wenn ich sie verdiente, mehr als hinlänglich, um mich elend zu machen. Aber meine Lage und die Zustände der spanischen Gesellschaft mufsten mich zu einer Handelnsweise verleiten, welche mit Gewissensbissen endigte. Ein fortgesetzter Kampf, den ich nicht beschreiben will, veranlafste den ersten Anfall von *der* Krankheit, welche in England unter Bekümmernissen von anderer Art von Neuem hervorgerufen, viele Jahre in stetem Leiden und steter Schwäche mich erhalten hat." Schon war Blanco White einmal im Begriff, nach Amerika zu reisen, als die bekannten politischen Ereignisse seines Vaterlandes ihm einen andern Weg darboten. In dem schon angeführten von ihm an mich geschriebenen Briefe drückt er sich so darüber aus: „Angebat vero nunc animum semper veritatis amantem, verius dicam, penitus excruciabat, quod tyrannicis legibus Hispaniae, per quas nulli liberum est se sacerdotio abdicare, quotidie compellebar et profiteri quod mens renuebat, et sacris omnino exosis publice inservire. Erat Hispaniae, estque adhuc proh dolor! capitale, non dicam inficias ire, sed vel etiam in dubium vocare quae ecclesia Romana tenet et docet. Vigebat tunc temporis Inquisitionis horrendum tribunal, cujus invigilantem et suspicacem aciem difficile erat effugere. Quid facerem! Non pigebat, crede mihi, et domum et quidquid esset opum relinquere, nec extimescebam fortunae me totum committere, et de proprio labore victum quaerere. At amor parentum ad annum 1810 me retinuit. Hoc anno, cum jamjam Gallicae cohortes patriae urbi imminerent, supremum Vale optimo genitori, amantissimaeque matri dixi. Sperabant miseri me, pace Hispaniae populis aliquando restituta, domum reversurum: sed cum illi non moverent, nihil unquam me movere poterat a proposito sponte exulandi ab iniqua patria quae me probum et veracem esse non sinebat."

So kam er im Jahre 1810 nach London. In der neuen geistigen Atmosphäre, in der Luft der Freiheit, da der Hafs gegen den Despotismus des Pfaffenthums nicht mehr auf ihn einwirkte, machte von Neuem das religiöse Bedürfnifs sein Recht in ihm geltend. Die religiösen Eindrücke seines früheren Lebens zogen ihn zum Christenthume zurück. Es kam hinzu der Einflufs einer reineren Frömmigkeit, welche in der englischen Kirche sich ihm darstellte. Er studierte eifrig das neue Testament, und die Betrachtung des Lebens Christi insbesondere wirkte gewaltig auf sein Gemüth ein. Es war dies ein Eindruck, dem er sich auch bis zuletzt nie ganz wieder entziehen konnte, wenngleich er sich nicht mehr zu entschliefsen vermochte, diesem Eindrucke in seiner ganzen Objectivität sich hinzugeben, sondern späterhin immer mehr sich verleiten liefs, in die Form seiner subjectiven Geistesstimmung, wie sie einmal geworden war, Alles umzuschmelzen. Er selbst drückt sich über die Art, wie er zum Christenthume zurückgeführt wurde, in seinem Briefe an mich

Digitized by Google

auf diese merkwürdige Art aus: „In Angliam devectus quamquam multis et maximis curis districtus, et non levi moerore interdum oppressus, animum sensim ad religionem converti. Revirescebat nempe sub afflatu Libertatis, vel potius Divini Spiritus, pietas illa avita, quae a sanctis olim parentibus intimo cordi insita, sub specie humanitatis et benevolentiae, indesinenter perditae nequitiae obstiterat ne me totum in suam redigeret potestatem. Crescebat in praecordiis magni illius Numinis desiderium, quod naturae praeesse plus quam dubitaveram. Tandem allexit me Divini Spiritus gratia ad lectionem Novi Testamenti; et quamvis innumera illa Theologorum somnia quae in juventute pro Christiana veritate amplexus fueram, sinceram Christi formam non tantum obscurarent, sed etiam deturparent, satis superque luminis e sacris paginis mihi affulsit, ut Jesum tanquam optimum ducem vitae et magistrum virtutis primo agnoscerem; deinde, non multo post, ut servatorem humani generis, Deique filium adorarem.

Vermöge der ihm eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit glaubte er erst, nachdem seine Ueberzeugung bis zu einer gewissen Festigkeit gediehen zu sein schien, sich der bischöflichen Kirche in England anschliefsen zu können, und es war für ihn etwas Entscheidendes, dafs er am 4. October 1812 zum ersten Male wieder das heilige Abendmahl empfing in der bischöflichen Kirche. Er drückt sich darüber in seinem Tagebuche so aus (Bd. I, S. 241): „Warum sollte, dafs ich länger als ein erklärter Ungläubiger gelebt hätte, besser gewesen sein, als dafs ich mich der christlichen Religion anschlofs in einer der Kirchen, deren Lehren diese Religion fast zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführen. Mein Glaube ist nur schwach; aber es ist besser, ihn zu nähren und um Wachsthum desselben Gott zu bitten, als den Samen desselben durch Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit unterdrückt werden zu lassen. Ich glaube wahrhaft an Christus, ich unterwerfe meinen Verstand seinem Ansehen, wie es in dem Evangelium sich darstellt; ich sage: Hilf meinem Unglauben, und ich hoffe, dafs mein Gebet erhört werden wird." Merkwürdig ist die Art, wie er sich in einer Stelle seines Tagebuchs vom 23. Dezember 1812 über seine damalige Gemüthsstimmung ausspricht, wenn wir es vergleichen mit derjenigen Ueberzeugung und Richtung, mit der er seine irdische Laufbahn schlofs (Bd. I, S. 245): „Diesen Abend, als ich die Beklommenheit, welche seit mehreren Tagen mein Herz unterdrückt hat, kaum ertragen konnte, stand ich auf, indem ich fast nicht wufste, wo ich eine Art des Trostes finden konnte, und ich kam zu meiner kleinen Bücherkiste. Es fiel mir auf, dafs ich in der letzten Zeit vernachlässigt hatte, in der Bibel zu lesen. Ich nahm sie in die Hand fast in Verzweiflung und nicht ohne die gröfste Abneigung gegen eine solche Lectüre. Indem ich zufällig das Buch aufschlug, begann ich den letzten Vers in dem funfzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes zu lesen. Die hier ausgesprochene tröstliche Hoffnung kam mir so zur rechten Zeit, dafs ich nicht umhin konnte, das ganze Kapitel durchzulesen, und ich fand dasselbe wunderbar gut dazu berechnet, um das Korn des Glaubens, welches durch die Hand Gottes in meiner Seele gesäet worden, zu kräftigen. Meine Leiden werden mir unerträglich, wenn ich bedenke, dafs sie nur mit meinem Leben endigen können. Aber wie sehr würden sie erleichtert werden, wenn ich mich durch die unerschütterliche Hoffnung auf ein zukünftiges Leben aufrecht erhalten könnte. Dieses unnütze und krankhafte Bedauern über den Verlust meiner besten Jahre würde ohne Zweifel gemildert werden, wenn ich eine zuversichtliche Hoffnung auf die Verlängerung meines Daseins über das Grab hinaus fühlen könnte. Nun, wenn irgend ein Beweis darauf berechnet ist, die Art der Ueberzeugung, deren der menschliche Geist in Beziehung auf zukünftige Dinge fähig ist, zu bewirken, so meine ich, dafs dieses Kapitel diese gewünschte Wirkung bei jedem aufrichtigen Menschen, der es aufmerksam betrachtet, hervorbringen mufs."

Als Blanco White nach dem Jahr 1834 auf diese Stelle zurückblickte, glaubte er darin etwas von dem Aberglauben zu finden, der von der Lehre der Inspiration der heiligen Schrift ausgehe, als wenn dadurch die Bibel zu einem Orakel gemacht würde, in welchem man Entscheidung über Alles finden könne. Es erhellt aber leicht, dafs die Erfahrung, welche Christen aller Jahrhunderte, wie Augustinus, gemacht haben, wenn ein Wort der heiligen Schrift in einer gewissen Gemüthsstimmung ihnen entgegenkommt, als ein von Gott gegebener Trost oder göttliche Mahnung ihnen erschien, keinesweges mit solchem Aberglauben nothwendig zusammenhängt, wie jene sortes sanctorum des

Digitized by Google

Mittelalters. Wer weiſs, zu welchem Zweck die Sammlung der Urkunden göttlicher Offenbarung für die kämpfende und leidende Menschheit bestimmt ist, und wer an die auf Alles sich erstreckende Leitung einer ewigen erziehenden Liebe glaubt, wird nicht einstimmen können in die Art, wie Blanco White sich selbst hier verdammt. Und überhaupt, wenngleich zuweilen Blanco White, wenn er seine Bekenntnisse aus jener früheren Zeit richtet, nicht ohne Grund manche Beimischung irrthümlicher Elemente, die seines Geistes sich wieder zu bemächtigen begannen, darin tadelt, so geschieht es doch auch, daſs er von dem Standpuncte einer spätern Geistesverflachung den Ausdruck eines tiefern religiösen Lebens aus früherer Zeit nicht mehr zu verstehen oder recht zu beurtheilen vermag. Die Geschichte hat uns ja auch oft gelehrt, wie zum Theil in den retractationes des Augustinus und durchaus in den retractationes Pius II., daſs die Retraktationen des späteren Lebens nicht immer Recht haben gegen den früheren Standpunct.

Erst nach zwei Jahren fortgesetzter Prüfung entschloſs sich Blanco White, Geistlicher der englischen Kirche zu werden und die 39 Artikel zu unterschreiben. Er trat nun als Vertheidiger des Protestantismus und Gegner des Katholicismus auf, wie das bekannte Werk des Thomas Moore gegen den Protestantismus durch ihn widerlegt worden. Aber es fehlte viel daran, daſs der Lehrbegriff der bischöflichen Kirche ihm volle Befriedigung gewährt hätte. Er wollte gern in einem festen dogmatischen System Ruhe finden und er konnte es nicht. Er selbst drückt sich in dem Brief an mich über seine zwanzigjährigen schweren Kämpfe so aus: „Sed quam multa mihi exantlanda erant priusquam pax illa, quam Christus in se credentibus promisit, pectus impleret meum! Vix Christianae religioni me iterum devoveram, cum in morbum incidi qui per annos plus viginti sine intermissione me afflixit, et quo etiam nunc quotidie laboro. Sed nihil hoc me deterruit quominus me studio Scripturarum dederem. Attamen quanta animi perturbatione et dolore Christianam veritatem innumeris hominum commentis obscuratam conspexi! Perdidisset me ἡ φιλοσοφια και κενη ἀπατη Theologorum, et retulissent me in mare Scepticismi novi fluctus, nisi me amor Servatoris retinuisset. Saepe, cum jam labefactarer, ad Jesum conversus, exclamavi: προς τινα ἀπελευσομεθα; ῥηματα ζωης αἰωνιου ἐχεις."

Immer müssen wir an die zwei mit einander streitenden Elemente, welche in dem Blanco White sich einmal entwickelt hatten, denken: die Zweifelsucht, die sich seiner einmal bemächtigt hatte, und das Bedürfniſs zu glauben. Der Entwicklungsproceſs seines inneren Lebens hing davon ab, welche dieser beiden Mächte in ihm den Sieg erhalten sollte. Es war ein eitles Beginnen, durch die Operation des Zweifels zu einer beruhigenden und befriedigenden Wahrheit fortschreiten zu wollen. Religiöse Wahrheit kann nur gewonnen werden, indem man ein Herz zu ihr faſst, durch die volle Hingebung des Gemüthes, indem der Mensch die in seine Natur gelegte Kraft des Vertrauens, ohne die auch keine Freundschaft, keine Liebe bestehen kann, in Anspruch nimmt. Es gibt eine Hypochondrie des Zweifels, ein hypochondrisches Miſstrauen gegen Alles, was uns Ueberzeugung abgewinnen will; und von diesen Uebeln wurde der edle Blanco White immer mehr ergriffen, wozu die durch seine Kränklichkeit hervorgerufenen Stimmungen auch wohl das Ihrige beitrugen, wie von der anderen Seite der Autoritätsglaube, der ihm in der englischen Theologie entgegentrat und vor dem sich sein freier Geist nicht beugen konnte. Es war für den Blanco White allerdings die Gefahr vorhanden, daſs das von ihm überwundene katholische Element in einer anderen Form sich bei ihm wieder geltend machte und er in der englischen Kirche einer neuen Veräuſserlichung des Kirchenthums und einem neuen Priesterthume sich in die Arme warf. Dies bemerkte er, wie man aus seinen Bekenntnissen über sich selbst wahrnimmt. Dieser Gefahr wollte er ausweichen. Aber eben dadurch konnte er nur hingetrieben werden, dem anderen Elemente, welches von ihm bei seinem entschiedenen Bekenntniſs für das Christenthum überwunden worden, sich wieder zu sehr hinzugeben. Seine frühere negative Richtung, die, wie er selbst oft äuſsert, ihn leicht wieder zum Abfall vom Christenthume hätte verleiten können, wurde dadurch desto mehr gefördert, und die Furcht vor allem Katholischen, allem Priesterthume konnte ihn gegen alles Kirchliche, alles tiefer Christliche zuletzt miſstrauisch machen. Er konnte sich verleiten lassen, die Kirche, die in der freien Gemeinde besteht, in der der Geist Gottes wirksam ist durch das Wort und die Sakramente, und die Kirche des Priesterthums, eine Hierarchie, mit einander zu verwechseln.

Digitized by Google

Blanco White setzte seine Forschungen in der Bibel immer fort, und er mufste mannichfachen Widerspruch derselben mit sich selbst nach der Art, wie er sie las, ohne Rücksicht auf die lebendige, organische, geschichtliche Entwicklung, mannichfachen Widerspruch zwischen der Bibel und dem, was ihm als Kirchenlehre dargestellt wurde, entdecken. Es war in ihm eine zu gesunde, unbefangene Wahrheitsliebe, als dafs er sich durch sophistische Auslegungs- und Ausgleichungskünste hätte täuschen lassen können. Er selbst hat in einer Bemerkung vom Jahre 1835 (Bd. I, Seite 362) auf die verkehrte alte Art, aus einer Sammlung einzelner Beweisstellen eine Dogmatik aufbauen zu wollen, aufmerksam gemacht. In einer Stelle in seinem Tagebuche vom Jahre 1819 sprach er sich so aus: „Da die Meinungen, welche ich mit so vieler Mühe und so vielem Kampfe aus meiner Seele verbannt habe, zuerst von mir angenommen wurden aus einem eifrigen Verlangen, die allgemeinen Segnungen und Tröstungen des Christenthums zu geniefsen, mit welchen, zufolge meiner frühern Studien und meines frühern Umgangs, ich sie eng verbunden glaubte, war mein Glaube an dieselben lange Zeit hindurch mehr auf die allgemeine Glaubwürdigkeit des Christenthums, als auf die einzelnen biblischen Stellen, mit welchen diese untergeordneten Glaubensartikel stehen oder fallen müssen, gegründet." Dazu macht er im Jahr 1835 die Bemerkung: „Hier ist ein fundamentaler Irrthum, den ich erst nach vielen Jahren loswerden konnte, die Meinung, dafs diese Lehren durch einzelne Stellen der Bibel entschieden werden müssen, als wenn die Schrift aus einzelnen Orakelsprüchen, wie die der Cumäischen Sibylle, bestände."

Es waren zwei herrschende Irrthümer, durch welche Blanco White bei diesen Untersuchungen in viele Kämpfe verwickelt wurde, und wir können sehen, wie er mit gesundem Wahrheitssinne diese Irrthümer bestreitend zu entgegengesetzten sich fortreifsen liefs. Es war erstlich der herrschende Begriff von der Inspiration: die ganze Bibel als ein gleichmäfsig inspirirter Codex der Menschheit dazu gegeben, eine feste Dogmatik, durch die Alles entschieden werden sollte, daraus abzuleiten. Da traten ihm nun viele Schwierigkeiten in dem alten Testament entgegen, Gegensätze in dem neuen Testament. Es schien ihm hier an die Stelle der kirchlichen Unfehlbarkeit, die er auf seinem frühern Standpunct angenommen hatte, eine andre Art der Unfehlbarkeit, bei der man sich noch weniger beruhigen könne, gesetzt zu sein. In einem Briefe vom Jahr 1835 (Band II, S. 136) sagt er, dafs die Bibel nicht wie ein vernunftgemäfses, intellectuelles Hülfsmittel für das Christenthum, sondern wie ein Götze, verehrt werde. Er beruft sich auf eine mündliche Aeufserung von Coleridge, dafs eins der Uebel Englands die Bibliolatrie sei. Er sagt in einem Briefe vom J. 1836 (Bd. II, S. 236): „Die englischen Protestanten betrachten die Bibel als einen Götzen, als ein sich selbst auslegendes Orakel, vor welchem die Vernunft mit blindem Gehorsam sich beugen müsse in Dingen der Wissenschaft, Geschichte, Chronologie, Astronomie. Und es ist nicht ohne Grund, wenn er in Beziehung auf die bischöfliche Kirche, in welcher ursprünglich eine freiere Auffassung des Inspirationsbegriffes vorhanden war, sagt, „dafs diese Bibliolatrie von den Puritanern vererbt worden". Merkwürdig ist auch, was Coleridge in einem Briefe vom Jahre 1825 an Blanco White schreibt (Bd. I, S. 419): „Gott weifs es, wenn alle Bücher der Welt auf der einen Wagschale lägen und die Bibel auf der anderen, so würde nach meiner ernsten Ueberzeugung die letztere die Wagschale herunterziehen; aber doch ist eine ganz objective Unfehlbarkeit, ohne etwas entsprechendes Subjectives, mag man es Gnade, oder geistliche Erfahrung, oder wie man will, nennen, etwas Abgeschmacktes, ein wesenloses Idol, mit welchem man keine klare Idee verbinden kann. Indem nun aber Blanco White im Streit mit dieser Auffassung der Bibel, durch die er in so viele schwere Kämpfe mit sich selbst verwickelt worden, seine Ueberzeugungen fortbildete, verfiel er immer mehr in das andere Extrem, statt einen richtigern Begriff von der Inspiration durch die rechte Auffassung von dem Verhältnisse des Göttlichen und Menschlichen, durch die Vergleichung mit den Analogien, die ihm schon das Alterthum darbot, sich zu bilden, vielmehr diesen Begriff ganz wegzuwerfen und allmählig alles Uebernatürliche in der religiösen Entwickelung zu leugnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

The life of Joseph Blanco White.

(Fortsetzung.)

Ferner hatte sich ihm, das Christenthum in der Form einer bestimmten Dogmatik dargestellt. Es wurde dies eben die Ursache seiner schweren Kämpfe, dafs er zwischen Dogmen und Glauben, dem eigenthümlichen Wesen des Christenthums und der Gestaltung einer bestimmten Glaubenslehre nicht zu unterscheiden wufste. Die Einsicht in das eigenthümliche Wesen der Religion überhaupt, das Verhältnifs zwischen Glauben und Erkennen in derselben, das eigenthümliche Wesen des Christenthums, wodurch es sich von allen Religionen unterscheidet und was die Triebkraft seines ganzen Entwicklungsprocesses in dem Lauf der Kirche ist, hätte ihn hier zu dem richtigeren Verständnifs und zur Beruhigung führen können. Es schwebte ihm auch in der That immer mehr die Wahrheit vor, dafs das Christenthum mehr Sache des Lebens als des Begriffes sei, vom Leben hier Alles ausgehn müsse. Ferner hing es mit jenem Irrthume zusammen, dafs der das ganze Leben bestimmende Glauben an Christus, der das eigenthümliche Wesen des Christenthums ausmacht, ihm mit einer gewissen Form der Dreieinigkeitslehre, der athanasischen, unzertrennlich verbunden dargestellt wurde. Und da ihm nun bei Vergleichung der sogenannten Beweisstellen der heiligen Schrift das Eine schwankend wurde, drohte ihm auch das Andre schwankend zu werden. Doch der Eindruck, den die Anschauung Christi in seinem innern Leben zurückgelassen hatte, war zu mächtig, als dafs er durch jene Zweifel hätte verlöscht werden können, und er drückt in einer Stelle seines Tagesbuchs vom Jahr 1818 (Bd. I. S. 351) sich so darüber aus: „Ich sage Gott meinen demüthigen und herzlichen Dank dafür, dafs ich während dieses Kampfes den Blick auf meinen Heiland nicht verloren habe. Und obgleich unzählige Zweifel auf meine Seele einstürmten, so dafs sie mich aller fühlbaren Erquickung bei meinen Andachtsübungen beraubten, so bin ich doch meinem christlichen Bekenntnifs fest treu geblieben. Möge Gottes Gnade mich stützen in dem Glauben, welcher Gehorsam gegen seinen Willen hervorbringt, wie er durch seinen hochgelobten Sohn geoffenbart ist." Und so schien er im Jahre 1834 auf dem Puncte angelangt zu sein, wo ihm das aus dem Glauben an Christus, den Sohn Gottes, den Weltheiland, hervorgehende göttliche Leben als das charakteristisch Bestimmende des Christenthums erschien, wo er dieses als das Uebereinstimmende des christlichen Bewufstseins bei allen andern dogmatischen Differenzen hätte festhalten können, wie er dies ausspricht in einer ergreifenden Stelle des Briefes an mich, nachdem er von dem Eindrucke geredet hat, den die Lesung eines deutschen theologischen Werks auf ihn gemacht hatte. Wie nämlich der eifrig lernbegierige Mann erst nach seiner Ankunft in England das Griechische erlernte, mit grofser Liebe die griechische Literatur studierte, so lernte er noch weit später das Hebräische, gegen sechszig Jahr alt das Deutsche. Seine Worte sind diese: „Etsi jamdudum perspectum habebam, Christianae religionis naturam, et, ut ita dicam, *essentiam*, in illa δυναμει Θεου εἰς σωτηριαν quam per fidem in Christum adipiscimur, omnino esse positam, nunquam id antea tam perspicue vidi. Quod, ante lectionem librorum illorum verum esse non negabam, nunc, non solum firmiter credo sed etiam sentio: Persuasio in conscientiam transmutata est. Nunc tandem intelligo qui fieri potest, ut principium illud de *Christo Filio Dei viventis*, quod omnibus *ex aequo* propositum est in Evangelio, plus minusve, Spiritu Sancto duce, in unoquoque, pro captu ipsius et diligentia (non sine precibus) evolvatur, et majorem vel minorem, ut Deo placuerit, cognitionem rerum divinarum, quantum ad nos spectant, pariat." Wir wollen

Digitized by Google

hier noch anführen, was Blanco White am ein und dreifsigsten Januar 1834 schreibt: „Religion ist unter dem christlichen System weder eine Beschäftigung, noch ein Wissen. Alle Irrthümer unter den Christen als Christen, theoretische und praktische, sind von einem Mifsverstande in dieser Beziehung ausgegangen. Wenn das Gebet etwas Immerwährendes nach Paulus sein soll, so kann es nichts Förmliches und Aeufserliches sein; es mufs besonders in dem Verlangen des Herzens bestehn. Es mufs ein habituelles Streben sein, für Christus zu leben, um seinetwillen Alles zu thun. Das Leben durch den Glauben ist nicht ein besonderes Geschäft. Das Schöne dieses Princips besteht darin, dafs die gemeinste Beschäftigung des Lebens in Gebet und Anbetung verwandelt wird. Das Leben des arbeitsamsten Menschen wird, wenn er ein ächter Christ ist, eine ununterbrochene Ausübung der Frömmigkeit" (Bd. II. S. 234 ff.). Er sagt (Bd. II. S. 32) von dem bei ihm selbst noch stattfindenden Mifsverhältnifs zwischen dem Praktischen und Intellectuellen: „Wäre es nicht die innere Evidenz gewesen, die sich an mein Herz richtete, die sittlich anziehende Kraft des Evangeliums, welche freilich in Verbindung mit der historischen Evidenz einwirkte, so würde ich nicht zum Christenthum zurückgekehrt sein. Mein praktischer Glaube stand immer und steht noch bis auf diesen Augenblick nicht in gleichem Verhältnifs zu meiner logischen Ueberzeugung, und ich erkenne, dafs es nach der Natur des Gegenstandes so sein mufs. So weit ich urtheilen kann, bin ich sichrer auf diesem Standpunct, als ich auf dem Standpuncte Derjenigen sein könnte, welche zu viel auf Beweise vertrauen. Ich wiederhole es, dafs meine Ueberzeugung eine vernünftige ist; aber wenn ich die Gründe beurtheile, die mich zum Christen machen, so finde ich, dafs der mächtigste und wirksamste die Liebe ist, welche Christus in meinem Herzen erlangt hat und welche, wie ich vertraue, sein göttlicher Geist nähren und mehren wird bis zu dem letzten Augenblick meines Lebens."

Blanco White war so zu dem Princip gelangt, von welchem die neue Entwicklung der Theologie im Gegensatz zu denjenigen Standpuncten, die sie zu einer ancilla oder domina der Weltweisheit machen wollten, im Gegensatz gegen jeden Scholasticismus und Rationalismus und jede falsche Gnosis ausgehn mufs, das Princip, auf welches Paskal, wenngleich er durch die zeitlichen Bedingungen, unter denen es ihm zum Bewufstsein kam, in der rechten Entwicklung und Anwendung desselben gehindert wurde, auf welches der grofse Hamann in prophetischen Zügen hinwies, welches von Schleiermacher in der Form der Wissenschaft vorgetragen und durchgeführt wurde, das Princip, das auf die schönste Weise von Hamann ausgesprochen ist in diesen Worten: „Ob nicht die Perle des Christenthums ein verborgenes Leben in Gott, eine Wahrheit in Christo dem Mittler und eine Kraft sein müsse, die weder in Worten und Gebräuchen, noch in Dogmen und sichtbaren Werken besteht, folglich auch nicht nach dialektischem und ethischem Augenmafs geschätzt werden kann?" — Aber jeder Wahrheit steht auch ein eigenthümlicher Irrthum zur Seite, wenn sie mifsverstanden oder falsch angewandt wird. Je tiefer und fruchtbarer eine Wahrheit ist, desto gefährlicher wird der sich ihr anschliefsende Irrthum werden können. Bei jenem Princip wird ja vorausgesetzt, dafs im Christenthum vom Leben Alles ausgeht und auf das Leben sich Alles bezieht. Aber dadurch wird eben nur der Mittelpunct bezeichnet, von welchem aus die göttliche Kraft die ganze menschliche Natur in allen ihren Beziehungen durchdringen mufs. Und die Voraussetzung von Allem ist ja das Eine, göttlich-menschliche Leben Christi, als die unmittelbare Offenbarung Gottes selbst, als ein übernatürliches Element, durch welches die ganze Natur soll umgebildet werden. Auf die Realität der Geschichte Christi wird also hier Alles ankommen. Zur Vermittelung der Gemeinschaft mit ihm gehört nothwendig die von ihm ausgegangene Lehre, die aber eben nur ein Stück seines Lebens ist und nur, wo sein Leben Eingang findet, recht verstanden werden kann. Geschichte und Lehre werden hier also nicht ausgeschlossen, sondern nur im Zusammenhange mit dem Mittelpuncte des Lebens erkannt. Um Christus in jenem Verhältnisse zur Menschheit zu verstehen, wird ein System von Wahrheit vorausgestetzt, welches mit einer solchen Anerkennung nothwendig zusammenhängt, und es giebt Denkweisen über Gott, das Verhältnifs des Menschen zu ihm, den gegenwärtigen Standpunct der menschlichen Natur, das Wesen des Bösen, welche durchaus damit in Widerspruch stehen. Diesen nothwendigen Zusammenhang verkannte Blanco White. Er fafste den Begriff des Lebens späterhin auf eine zu einsei-

Digitized by Google

tige und subjective Weise auf. Es blieb ihm zuletzt nichts weiter übrig, als eine gewisse Gestaltung der Sittlichkeit, welche auch ohne alle Beziehung zu Christus vorhanden sein könnte, obgleich bei ihm in seinem innern Leben immer eine gewisse unverleugbare Macht, welche der Christus, mit dem er in einer wahren, innigen Gemeinschaft gestanden, über ihn ausübte, zu bemerken ist. Es entwickelte sich bei ihm von diesem Puncte aus eine gewisse einseitig verständig ethische Richtung, bei der allerdings ein gewisses Gemüths-Element immer noch zu Grunde lag. Aber Alles wurde verflüchtigt durch die Lostrennung von dem Objectiven, Geschichtlichen. Den orthodoxen Dogmatismus bekämpfend, wurde er zu einer einseitigen Feindschaft gegen alles Dogmatische hingerissen.

Es macht einen neuen, auf die bemerkte Weise vorbereiteten Abschnitt in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes, als er im Jahr 1835 von der bischöflichen Kirche sich lossagte und der unitarischen Gemeinde in Liverpool sich anschloſs. Es waren groſse Opfer, die seine selbstverleugnende Wahrheitsliebe hier bringen muſste, wie als er sich früherhin von der katholischen Kirche losgesagt hatte. Er entzog sich, um seine Ueberzeugung frei und offen aussprechen zu können, den angenehmsten Verhältnissen, die seinem kränklichen Alter Ruhe und Erquickung gewährten, in der Familie des Erzbischofs Whately von Dublin, eines wahrhaft freisinnigen Theologen, der ihm aber, ohngeachtet dieser Trennung, seine Liebe thätig zu beweisen nicht aufhörte, fern von beschränkter Intoleranz. Die theuersten Bande gab White auf, um jeden Schein der Heuchelei zu vermeiden. Er äuſsert sich, nachdem er diesen Schritt gethan hat, in einem Brief vom vier und zwanzigsten Januar 1835 über das, was er bei einer solchen Gemeinde suchte, auf diese merkwürdige Weise: „Ich wünsche, — sagt er in Beziehung auf den Namen der Unitarier — es gäbe einen Namen, der weniger Controverse und Opposition bezeichnete und mehr die Gegenstände zu umfassen geeignet wäre, welche Christen, die das Evangelium bekennen, gemäſs der Freiheit, zu welcher uns Christus frei gemacht hat, immer im Auge behalten sollten. Da unglücklicher Weise die christliche Welt in Secten, d. h. theologische Schulen getheilt ist, so wäre es vielleicht wünschenswerth, einer solchen Praxis sich entgegenzustellen durch die Annahme des Namens: Unsectirerische Christen, dadurch die Idee auszudrücken, daſs, welches auch das theologische System der Einzelnen sein möge, Alle, die den Herrn Jesus Christus in Aufrichtigkeit lieben und fest sich vornehmen, dem Willen Gottes zu gehorchen, wie wir ihn durch seinen Sohn kennen, der christlichen Gemeinschaft sich anschlieſsen könnten. Ich will dieses nicht als eine praktische Maſsregel vorschlagen; ich stelle es nur hin als einen der Wünsche, welche die Seele durchkreuzen und den Augenblick darauf wieder verschwinden unter dem Eindruck dieser langen und schmerzlichen Erfahrung von der Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit, welchen ich während eines langen Lebens im Kampf mit herrschenden Meinungen empfangen habe. Der Name: Glaubensartikellose Christen (unarticled Christians) hat einen Beigeschmack von Gemeinheit, sonst würde ich diesen der groſsen Volksmasse in diesem Lande verständlicheren Namen vorziehen."

Obgleich, wie wir nachgewiesen haben, in seiner theologischen Entwicklung der Punct schon gegeben war, von welchem aus sich seine Opposition gegen jede bestimmte Auffassung der christlichen Wahrheit und jeden supernaturalistischen christlichen Standpunct immer weiter ausbilden muſste unter der Mitwirkung seines mit neuer Macht hervordringenden skeptischen Elements, so ist doch unverkennbar, daſs der Einfluſs der deutschen philosophischen und theologischen Literatur, mit der er sich eifrig bekannt zu machen suchte, bei der weitern Entwicklung von jenem Puncte aus viel auf ihn eingewirkt hat. Er las das Leben Jesu von Paulus, mit dessen Natürlichkeitserklärungen er doch nicht übereinstimmen konnte. Mehr sagte seinem Verstande die mythische Auffassung des Uebernatürlichen in der Geschichte Christi zu. Strauſs' Leben Jesu scheint mehr auf ihn eingewirkt zu haben, und er nahm an den darüber angestellten Verhandlungen lebhaften Antheil. Doch wenn er in die Untersuchungen deutscher Religionsphilosophie mehr eingegangen wäre, hätte er nicht auf den Gedanken kommen können, wozu ihn sein mit neuer Macht erwachter Haſs gegen das Priesterthum verleitete, alle bestimmten Dogmen, wie insbesondre diejenigen, welche sich auf die sogenannten Mysterien beziehen, so von auſsen her von der Priesterherrschaft und dem Despotismus theologischer Schulen ableiten zu wollen. Eine tiefere

Digitized by Google

Betrachtung der Geschichte hätte ihn ja erkennen lassen müssen, wie das theologische Bewufstsein das allgemeine christliche überall zur Voraussetzung hat und die Dogmen aus dem Entwicklungsprocefs des christlichen Lebens hervorgegangen sind, was mächtig die Geister eingreift, nicht von der Willkühr Einzelner, welche die Geschichte nicht machen können, sondern nur ihre bewufsten oder unbewufsten Organe sind, ausgehen konnte.

Aehnlich dem, was Theobald Thamer, dessen Entwicklungsgang, obgleich nur in einiger Beziehung, mit dem des Blanco White zu vergleichen ist, betrachtet er als die höchste Erkenntnifsquelle in der Religion, welcher er auch die höchste normative Auctorität zuschreibt, die gewissenhafte Vernunft, conscientious reason, was Thamer Gewissen und Vernunft nannte, ein allgemeines religiöses und sittliches Bewufstsein, das die ganze Menschheit mit einander gemein haben soll. „Das Christenthum kann nicht wie der Muhamedanismus von einem Buch abhängen." Daher sieht er in der Lehre der Quäker die meiste Spur der Wahrheit, giebt ihnen nur darin Unrecht, dafs sie etwas über die Vernunft Erhabenes aus jenem Bewufstsein gemacht hätten (Bd. I, S. 221 u. 234). Dieses Innere ist der Prüfstein für alle religiöse Wahrheit. „Wenn wir auch" — meint er — „Manches nicht so klar erkannt haben würden, wie wir es durch Christus erkennen lernen, so ist doch der Prüfstein dafür, ob etwas als christlich anzunehmen sei oder nicht, immer die conscientious reason." Jenes Princip findet er auch in dem ἐντος δαιμων der Monologen des Kaisers Mark Aurel, ein Buch, das er besonders hoch hielt; und in der That konnte ihm sein Christenthum nichts *mehr* geben, als was schon in diesem Buche enthalten ist. In den Worten des Paulus Philipp. 4, 8. konnte er das eigenthümliche Wesen des Christenthums ausgedrückt zu finden glauben. „Paulus — sagt er Bd. III, S. 155 — zeigt eine tiefe Bekanntschaft mit der praktischen Tendenz des wahren Christenthums. Vor vielen Jahren fand ich, wenn ich mich in den brennenden Wüsten der Theologie auszuruhen suchte, eine erfrischende Oase in diesem Ausspruch, zu welchem Paulus selbst scheint seine Zuflucht genommen zu haben, wenn er durch seine feurigen, aber unbestimmten Gedanken umhergetrieben wurde. Wäre Der, der dieses schrieb, nicht von einer starken, obgleich nicht ganz ungetrübten Ueberzeugung beseelt gewesen, dafs, was er fortzupflanzen wünschte, die Religion des Gewissens, Christi (des inneren Christus) oder des Logos sei, welcher in der Seele des Menschen wohnt, so würde er genöthigt gewesen sein, eine ganze Abhandlung über die Moral zu schreiben, statt einer einfachen Herzählung jener Namen. Er war sich dessen wohl bewufst, und dies zeigt die natürliche Lebendigkeit seines Geistes, wie auch die wesentliche Reinheit seiner Absicht. Er wufste aus eigner Erfahrung, dafs nur der innere Mahner, und kein anderer lehren kann, was rein, gerecht und heilig ist." (Bd. III, S. 156.) Wir sehen, wie auch hier Blanco White Wahres und Falsches vermischt. Allerdings setzt ja das Christenthum jenes innere Gesetz im Menschen voraus, auf das Paulus sich überall beruft; es bringt nicht erst jenes Gesetz in den Menschen, aber es verleiht ihm erst die Kraft, dasselbe zu vollbringen und reinigt das Bewufstsein desselben von den Beimischungen der fremdartigen Elemente, wie die Betrachtung des subjectiven und objectiven Einflusses des Christenthums in der Geschichte uns leicht lehren kann.

Von diesem Standpuncte einer einseitigen subjectiven Verinnerlichung bestritt er die Annahme, dafs das wahre Christenthum, das Heil des Menschen, von der Anerkennung gewisser geschichtlicher Thatsachen abhängig sein solle. Darin sah er nur ein Mittel, die Menschen von Priestern oder Theologen in ihrer religiösen Ueberzeugung abhängig zu machen; denn, meinte er, eine von solchen Thatsachen abhängige Religion könnte nicht für alle Menschen bestimmt sein, da die Mittel zur kritischen Prüfung, um dadurch zur Ueberzeugung zu gelangen, nicht Allen gegeben seien. Aber er bedachte hier nicht die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Thatsachen, ihr Verhältnifs zu den Grundbedürfnissen unserer religiösen Natur, den Eindruck, welchen sie vermöge dieses Verhältnisses auf dieselbe machen müssen, den Entstehungsprocefs religiöser und christlicher Ueberzeugung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

The life of Joseph Blanco White.

(Schluſs.)

Diese Thatsachen haben sich ja in dem Laufe aller Jahrhunderte ohne Kritik an den empfänglichen Gemüthern als Wahrheit bewährt. Durch Kritik kann man nicht zum Glauben kommen; nur wo der Glaube vorhanden ist, kann die Kritik ihm zur Seite gehen, und dann wird das Charisma der Einzelnen der Gemeinde im Ganzen zu Statten kommen vermöge des lebendigen Organismus, den sie bildet. Aber freilich giebt es keine Ueberzeugungen höherer Art, wie der amerikanische Unitarier Norton dem Blanco White mit Recht entgegenhielt, welche etwas für Alle Ausgemachtes sein können; überall wird eine gewisse Empfänglichkeit vorausgesetzt, um überzeugt zu werden, und diese ist hier etwas durch die ganze Gemüthsrichtung Bedingtes. Nur den Unmündigen, welche mit kindlichem Sinn das Dargebotene annehmen, hat Christus, wie er selbst sagt, geoffenbart, was den Klugen der Welt verborgen bleiben muſs. Ueber den Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen mit dem Wesen des Christenthums hat sich ein Mann, der sich von den Unitariern der gewöhnlichen einseitig verständigen Richtung unterscheidet, der Amerikaner Channing, auf eine schöne Weise gegen Blanco White ausgesprochen. „Mir" — sagt er — „ist die Geschichte des Christenthums in den Evangelien etwas Unschätzbares. Das Leben, der Geist und die Werke Jesu Christi sind mir die hellsten Offenbarungen seiner Wahrheit. Ich kenne keine Geschichten, welche in dem Gepräge der Wahrheit, in der Ueberschwänglichkeit des Sinnes, in der anregenden Macht mit den Evangelien verglichen werden könnten. Ich schreibe den Wundern eine groſse Wichtigkeit zu. Sie stehen in einer lebendigen Verbindung mit der Religion, sind davon erfüllt und wunderbar für dieselbe geeignet. Sie sind keine regellosen, willkürlichen Thatsachen. Ich habe keinen Glauben an abgerissene, vereinzelte, zwecklose Wunder, welche in der That moralisch unmöglich sind; aber die Wunder Christi gehören zu ihm, ergänzen seine Offenbarung, stehen im Einklange mit seiner Wahrheit, geben derselben und empfangen von ihr Bestätigung. Ich würde wenig achten auf eine durch noch so viel Hände uns überlieferte Erzählung von der Auferstehung eines niedrig gesinnten Menschen, welcher gestorben wäre ohne Zweck und auferstanden wäre nach der Geschichte, um das Leben auf seinem bisherigen niedrigen Standpunct zu belassen. Aber die Auferstehung Christi, in der Beziehung zu seinem Charakter und seiner Religion, verkündet und mit Blut besiegelt durch die groſsen Wiederhersteller unseres Geschlechts, und wie sie erzählt ist in den Evangelien, ist eine Thatsache, welche zu mir gelangt mit einer Gewiſsheit, die ich in wenigen alten Geschichten finde." (Bd. III, S. 119.)

Ueber die Art, wie man sich eine Anschauung von dem Leben Christi bilden soll, erklärt sich Blanco White von dem bemerkten Standpunct aus so: „Das sittliche Gemälde von Jesus von Nazareth, welches aus den Evangelien entnommen werden kann, ohngeachtet ihres sehr verderbten geschichtlichen Charakters, ist das am meisten geeignete Mittel für den Volksunterricht, das, wie ich glaube, je bekannt war. Aber das ursprüngliche Gemälde muſs wiederhergestellt werden, wie Künstler von Genie eine alte Büste wiederherstellen durch Vermittlung ihrer unvollständigen Bruchstücke. Das Werk ist hier nicht schwer, wenn die Liebe zum Wunderbaren den sittlichen Sinn nicht trübt. Die Bruchstücke athmen gröſstentheils den Geist des Ganzen. Das Bild, das durch Seelen von verwandtem Geiste so entworfen wird, ist der einzige Christus, den wir zu erkennen vermögen" (Bd. II, S. 279). Es erhellt aber, daſs wir so nicht das objective Christusbild behalten, das Urbild der Menschheit,

Digitized by Google

in dessen Anschauung sie sich immer mehr hineinleben, durch dessen Betrachtung sie immer mehr geläutert, umgebildet, über sich selbst erhoben, ihm ähnlich gemacht werden soll, sondern es wird sich jeder seinen eignen Christus zurechtmachen, wie er gerade seiner mehr oder weniger unreinen Eigenthümlichkeit entspricht. Sein Christus wird nur der Reflex von ihm selbst sein. Er wird in seinem Christus nur seine, höchstens potenzirte, unreine Eigenthümlichkeit anschauen. Zu welcher Willkür ein solches Verfahren hinführt, sehen wir in der Art, wie Blanco White nach der Norm seiner conscientious reason die Kritik auf die Geschichte Christi anwendet. Was damit nicht übereinstimmt, muſs von jener priesterlichen Richtung untergeschoben worden sein, wie er sagt in einem Brief vom Jahre 1837 (Bd. II, S. 286 ff.): „Wünschen Sie eine Regel zu haben, um darnach die Aechtheit der Stellen des Neuen Testaments zu prüfen, betrachten Sie die Folgen, welche sie hervorgebracht haben, als Lebensregeln, besonders als Regeln der Vollkommenheit. Alle diejenigen, welche auf die unmittelbarste Weise den Ursprung des Mönchsthums, in allgemeinerer Bezeichnung des Ascetismus hervorgerufen haben, müssen ausgeschlossen werden." Aber welche Stellen, in denen so unverkennbar das Gepräge des Geistes Christi sich darstellt, müſsten dann nicht ausgemerzt werden! Alle diejenigen Stellen, denen sich die sogenannten consilia evangelica angeschlossen haben. Wie sollen solche Worte den Miſsverstand, der sich ihnen angeschlossen hat, verschuldet haben! Eben weil die Worte Christi über den Geist der Zeit immer so weit erhaben bleiben, muſsten sie desto mehr miſsverstanden werden. So wird von Blanco White die Stelle Lukas 17, 10 für ein fremdes Einschiebsel erklärt aus der Zeit, wo die ascetischen Begriffe das Christenthum zu verderben begannen. Er glaubt darin jene Vorstellung von Gott als einem orientalischen Despoten zu finden, dem man schmeicheln müsse, für den man nie genug thun könne. Ein merkwürdiges Beispiel, wie tiefe Wahrheit durch befangene Einseitigkeit miſsverstanden werden kann!

Es versteht sich von selbst, daſs Blanco White von dem Standpuncte seines Gegensatzes gegen den Supernaturalismus die Thatsache von der Auferstehung Christi, womit das eigenthümliche Wesen des Christenthums steht und fällt, nicht gelten lassen konnte. Und damit sank ihm auch Das, was durch diese Thatsache für das christliche Bewuſstsein begründet wird, die Zuversicht des Glaubens an ein für die Ewigkeit bestimmtes Leben in verklärter Persönlichkeit. Auch dieser Glaube soll nach seiner willkürlichen Verstümmelung des Christenthums nicht zum Wesen desselben gehören. Auch hier wird er durch die Polemik gegen einen Irrthum zur Leugnung der Wahrheit selbst hingetrieben. Er bekämpft den Eudämonismus, welcher das Sittliche nur als Mittel zur Erlangung einer auſserhalb desselben liegenden Seligkeit der Zukunft betrachtet. Aber der innige Zusammenhang von dem Glauben an ein ewiges Leben mit dem Wesen des Christenthums wurde ja in allen Jahrhunderten, auch selbst in den finstersten, auch von Solchen erkannt, die von jener eudämonistischen Richtung fern waren; nur waren sie durchdrungen von dem Bewuſstsein, daſs alles Streben und Kämpfen etwas Eitles wäre, wenn die Gläubigen nicht einst zur vollkommenen Verwirklichung des Ideals gelangen sollten, dem sie in Erkenntniſs und Leben hier nachstreben. In diesem Sinn sagt Paulus, die Christen wären elender als alle Menschen, wenn diese Hoffnungen nicht erfüllt würden, weil sie alle ihre Kräfte nur einem Trugbilde geweiht hätten, beseelt würden von Bedürfnissen, die nie befriedigt werden könnten. In dem Begriffe des göttlichen Lebens, des ewigen Lebens, wie er durch das Christenthum gegeben ist, liegt nothwendig wie die Aufhebung eines Gegensatzes zwischen dem Gegenwärtigen und Zukünftigen, so die Beziehung zu diesem Zukünftigen. Es hat sein Ziel nicht auſserhalb seiner, sondern in sich selbst, und eben damit ist jeder Eudämonismus ausgeschlossen. Dies ist eine in dem christlichen Bewuſstsein in allen Jahrhunderten gegründete Wahrheit.

Es ist nun merkwürdig zu verfolgen, wie Blanco White in dieser Opposition gegen den christlichen Unsterblichkeitsglauben stufenweis weiter geführt wurde. In seinem Tagebuche sagt er im Jahr 1836: „Ein fester Glaube an ein Leben, das nie endigen soll nach dem Tode, wird als Bedingung des Christenthums verlangt. Diese und alle ähnlichen Anforderungen eines Glaubens an Thatsachen, die über unsere Erfahrungen hinausgehen, haben zum Grunde die Voraussetzung, daſs die erste Pflicht des Christen der implicite Glaube an die heilige Schrift sei. Wenn es nicht

Digitized by Google

jene erste Voraussetzung wäre, so würde die vernünftige Ansicht von diesem Gegenstande die sein, dafs die Offenbarung der Unsterblichkeit (vorausgesetzt, dafs sie das sei, wofür sie von den Leuten gehalten wird) bestimmt ist, als ein Bewegungsgrund auf die Handelnsweise der Menschen einzuwirken. Sich einzubilden, dafs ein guter Mensch deshalb ewig bestraft werden wird, weil er nicht auf eine zweifellose Weise an die Lehre der Unsterblichkeit glauben kann, dies ist durchaus unvereinbar mit Allem, was wir von der Natur des Glaubens und sittlicher Güte wissen. Im Gegentheil würde die Tugend eines Menschen kaum den Namen verdienen, wenn sie von seiner Hoffnung oder Furcht in Beziehung auf das zukünftige Leben abhangen sollte. Jeder, der überzeugt davon, dafs sein Dasein mit dem Tode endigen sollte, sagen würde: „Lafst uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben," würde, wenn er auch das tadelloseste Leben führte, doch auf einer sehr niedrigen sittlichen Stufe stehn. Ein nützlicher Mann möchte er sein, einen tugendhaften Mann möchte ich ihn ungern nennen." Dann sagt er: „Ich selbst kann nicht glauben, dafs der Tod meinem Dasein ein Ende bringen soll. Ich habe starke Gründe zu hoffen, dafs mein Schöpfer Glückseligkeit mir noch vorbehalten hat. Aber wenn diese Glückseligkeit von der Gewifsheit meiner Erwartung abhängt, mufs ich sie verlieren. Doch gelobt sei Gott, mein Vertrauen auf ihn wird durch keinen Zweifel dieser Art erschüttert, meine Liebe seiner Güte ist unabhängig von erwarteten Belohnungen. Ich bin überflüssig belohnt, wenn ich mich dieser Liebe bewufst bin. Meine Fehltritte in dem Streben nach Tugend, meine Verirrungen in der Sittlichkeit haben ihre eigene Strafe mit sich geführt. Ich werde nicht versucht, mich zu beklagen, auch wenn die Möglichkeit einer Vernichtung meines persönlichen Daseins mir entgegentritt. Ich bin bereit zu sterben, was auch der Tod sein möge, und ich hoffe, dafs ich sterben werde in dem vollen Vertrauen auf die Macht, die mich in das Dasein gerufen hat" (Bd. II. S. 205). So erklärt er sich gegen jenen Eudämonismus im April 1837 (Bd. II. S. 300): „Es komme auf eins heraus, ob man den Lohn im Himmel oder in einem muhamedanischen Paradiese suche; der Name der Tugend werde entweiht, wenn man ihn jener wahrhaft groben, obgleich ganz verhüllten Selbstsucht gebe. Tugend und Selbstsucht seien in einem offenen Kriege mit einander. Es könne Keiner wahrhaft tugendhaft genannt werden, wer nicht, wie gewisse amerikanische Calvinisten, bereit sei, sich auch der Verwerfung zu unterziehen, als einem in der durch die ewige Weisheit vorbestimmten Kette nothwendigen Gliede. Es gebe wenige solche christliche Curtius." So schreibt er in demselben Jahre (S. 323): „Meine Seele wird von einem Gefühl des gröfsten kindlichen Vertrauens auf die höchste Quelle ihres geistigen und vernünftigen Daseins erfüllt. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, dafs irgend ein reales Dasein in der Welt vernichtet werden sollte; aber ich bin jeder Thätigkeit der Einbildungskraft in Beziehung auf diesen Punct abgeneigt. Ich hoffe voll von Vertrauen, dafs nichts Böses meiner wartet, zu sterben; aber jedes Bild von dem zukünftigen Leben, von welcher Art es auch sei, ist mir etwas Störendes. Es ist mir, als wenn ewiges Dasein schon wie eine unerträgliche Last für meine Seele wäre. Ich habe nie irgend ein Graun vor der Vernichtung empfunden; ich will auch nicht einmal durch Wünsche meinem Gott etwas vorschreiben, ich will es ohne Klage aus seinen Händen annehmen." In seinen rationalistischen Soliloquien, wie er es nennt den „rationalistischen A Kempis," welche Selbstgespräche im Gegensatz gegen die Kirchenlehre und das eigentliche biblische Christenthum auftreten, eine im Jahr 1840 verfafste Schrift, nennt er die Furcht vor dem Tode eins der gröfsten Uebel, welches durch das sogenannte Christenthum sei verbreitet worden, und sieht auch darin ein Werk des Priesterthums, dessen Herrschaft auf Furcht der Menschen gegründet sei. Und er sagt dann (Bd. III. S. 289): „Ich habe oft Dir, mein Gott, meine eigne Mehr- als - Gleichgültigkeit gegen diese vorgebliche Fortdauer des Lebens, an welche die Leute so laut zu glauben vorgeben, bekannt. Ich will nicht leugnen, dafs Du mein individuelles bewufstes Dasein ewig zu erhalten vermagst, obgleich meine Einbildungskraft unterliegt, wenn ich diesen Begriff mir verwirklichen will. Ich fühle mich unterdrückt durch den Begriff eines ewigen Daseins, auch wenn die Abwesenheit des Uebels zu einer der Be-

Digitized by Google

dingungen gemacht wird. Ein solches Dasein scheint allein Deinem unendlichen Wesen zuzugehören."

In der That hängt aber doch der Glaube an einen persönlichen lebendigen Gott und der Glaube an das eigne für die Ewigkeit bestimmte persönliche Dasein genau zusammen. Gott ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Wir können uns keine persönliche ewige Liebe denken, welche Wesen nach ihrem Bilde geschaffen hätte, um sie wieder zu vernichten, Bedürfnisse ihnen eingepflanzt, die nie ihre Befriedigung finden sollten. So gewifs der Glaube an einen persönlichen lebendigen Gott ist, so gewifs ist der Glaube an ewiges Leben. Consequenter Weise kann die Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit nur mit einer andern Idee von Gott, der Leugnung seiner Ueberweltlichkeit und Persönlichkeit zusammenhängen. Der Zweifel, der gegen das Eine gerichtet ist, wird sich auch gegen das Andre richten müssen. Und es fragt sich, wohin Blanco White durch diese Richtung würde geführt worden sein, wenn er länger gelebt und wenn nicht das religiös sittliche Element wieder das Uebergewicht über das skeptische erhalten hätte. Sonst würde er wohl jenem Pantheismus unterlegen sein, den er ein Gespenst nennt, vor dem man sich umsonst fürchte. Der in seinem Gemüth zum Grunde liegende Gottesglaube aber gab ihm die Zuversicht und Ergebung, mit der er dem Tode entgegenging. Kurz vor seinem Tode, der am vier und zwanzigsten Mai 1841 erfolgte, unter seinen Leiden, die ihn schon den Tod erwarten liefsen, im Februar dieses Jahres, sprach er: „Ich stehe auf einem Felsen. Ich habe keinen Zweifel. Ich komme von Gott und gehe zu ihm hin. Der Führer, das Licht in uns ist nicht wir selbst, ist nicht abhängig von unserm Willen. Es giebt also eine unendliche Quelle der Vernunft, deren wir in uns selbst bewufst werden und die uns zu sich aufnehmen wird." „Ich habe mir nicht — sagt er — so bestimmte Anschauungen von einem zukünftigen Leben gebildet, wie Viele; aber ich vertraue auf Den, der so weit für mich gesorgt hat. Ich mufs einem Freunde vertrauen, und sollt ich nicht *Ihm* vertrauen." Als er in grofser Schwäche und unter grofsen Leiden seine Augen öffnete und seine Freunde neben sich sitzen sah, sprach er zu ihnen: „Ihr Alle seid mir das Bild von der gnädigen Barmherzigkeit des Allmächtigen." Er mufste dem religiösen Bedürfnifs Raum geben, und so sehr er in der letzten Zeit geneigt war, äufserliches Gebet herabzusetzen, schrieb er doch dem Geistlichen seiner Gemeinde: „Ich wünsche, dafs Sie die Gebete ihrer Gemeinde für mich in Anspruch nehmen. Ich zweifle nicht an der Güte meines Gottes und glaube nicht, dafs er mich übersieht oder einer Vermittlung bedarf; aber ich wünsche das Gefühl zu haben, dafs ich von meinen Mitchristen nicht getrennt bin und nicht beraubt bin der Tröstungen, die ich immer in gemeinschaftlichem Gebete gefunden habe." Einige Tage vor seinem Tode sagte er zu seinen Freunden: „Lafst es euch ein für alle Mal gesagt sein: Wenn die Stunde kommen wird, wird meine Seele sich concentriren in dem Einen Gefühl: Mein Gott in Deine Hände befehle ich meinen Geist! Gott ist mir Jesus und Jesus ist Gott, allerdings nicht im Sinne der Theologen!" womit wohl zu vergleichen ist, was er in einem Briefe vom Jahre 1836 sagt, „der ewige Logos oder die Vernunft Gottes sei in Christus erschienen, in der Form der menschlichen Vernunft und des menschlichen Gewissens," obgleich wir nicht darüber absprechen wollen, dafs der treffliche Mann in diesen letzten Momenten in seinem unmittelbaren Bewufstsein einen tiefern Inhalt gehabt haben könnte, als so begrifflich von ihm bezeichnet worden.

Dies ist das Leben des Mannes, der uns als ein Bild des religiösen Entwicklungsganges unsrer Zeit, in welchem sich die mannigfachen Richtungen derselben zusammengedrängt darstellen, so merkwürdig erscheint. Es erhellt aus dem von uns Mitgetheilten, obgleich wir Vieles übergehn mufsten, von welcher historischen und psychologischen Bedeutung diese Denkwürdigkeiten sind.

Neander.

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

XXXIII.

Deutsche Geschichte unter Franz I. und Friedrich II. Von Karl Adolf Menzel. Breslau, 1844. Auch unter dem Titel: *Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel. Elfter Band. Die Zeit Friedrich's II. und Maria Theresia's. Breslau,* 1844. *gr.* 8.

Unter den historischen Darstellungen, durch welche die deutsche Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts in den letzten Zeitabschnitten sehr bedeutende Bereicherungen empfangen hat, nimmt das vorliegende Menzel'sche Buch eine wichtige Stelle ein. Und das ist gewifs schon ein grofses Lob, da die angesehenen Namen eines Schlosser, Raumer, Hormayr, Ranke, Varnhagen von Ense, Preufs, Barthold und andrer hier in erster Reihe stehen, und in einer nicht geringen Anzahl von Biographien und vor allen in den schätzbaren Briefsammlungen jene historischen Darstellungen die erwünschtesten Ergänzungen erhalten haben und noch immer erhalten. Je mehr aber der Reichthum wächst, um so schwieriger wird auch die Abfassung einer deutschen Geschichte, die sich nicht blofs in der engen und trocknen Art eines Handbuches halten, sondern das Ganze durch weitere Ausführung in eine fortlaufende ansprechende Erzählung verwandeln soll, in der daneben die Tugenden des Fleifses, die sachkundige Einsicht und die angemessene Würdigung, wie sie sich z. B. in den Büchern Heeren's zeigen, nicht untergehen dürfen. An Versuchen dazu in den verschiedensten Farben und Maafsen hat es in der That nicht gefehlt und wenn diese Absicht, in die Hände der Deutschen ein wirklich nationales Buch ihrer Geschichte zu übergeben, bisher noch nie ganz gelungen ist, so tragen hiervon nicht der Wille und die Kraft unsrer Gelehrten die Schuld, sondern die Art und der Gang unsrer Geschichte selbst, die auf ihren verschlungenen Haupt- und Nebenwegen einen so unendlichen Reichthum innerer Eigenthümlichkeit mit sich führt. „Das deutsche Leben, sagte daher Varnhagen von Ense *) schon vor mehr als zehn Jahren ganz richtig, „erscheint nirgends beisammen, weder auf dem Markte, noch in der Kirche, weder im Heere, noch am Hoflager, weder in der Schule, noch in der Geselligkeit, sondern überall zerstreut und überall anders, auf keiner Hauptstrafse begegnet man ihm, es will auf tausend verschiedenen, oft kaum noch merkbaren Wegen, in seinen kleinsten Bezügen aufgesucht sein." Bis dies also geschehen sein wird (freilich bleibt es zweifelhaft, ob es in der wünschenswerthen Ausdehnung jemals geschehen kann), mufs es mit Dank aufgenommen werden, wenn eine stets erneute Arbeit den überreichen Stoff läutert und ihn uns in neuen Gestaltungen und Betrachtungen überliefert. Das Verdienst zu einem so grofsen und wichtigen Werke auf das Thätigste beigetragen zu haben, darf Hr. Menzel vollkommen beanspruchen und wir können nur unser, bereits früher in diesen Blättern (1843. No. 114.) ausgesprochenes Urtheil wiederholen, dafs uns durch sein mit Fleifs, Einsicht und Ausdauer abgefafstes Werk die Möglichkeit immer näher gerückt wird, nach Verlauf einiger Jahre eine auch in Betreff der künstlerischen Darstellung gelungene Bearbeitung der deutschen Geschichte bis zur Abfassung der Bundes-Acte aus seiner Hand empfangen zu haben.

Die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Menzel'schen Geschichtschreibung sind hinlänglich und auch aus unserm frühern Berichte bekannt. Wir finden also auch in diesem Bande die quellenmäfsige Sorgfalt wieder, die fleifsigen Auszüge aus seltenen Druckschriften und Urkunden, die geschickte Verbindung des All-

*) Zur Geschichtschreibung und Literatur S. 24.

Digitized by Google

gemeinen mit dem Besondern, mit einem Worte, die stete Berücksichtigung des innern Lebens und der innern Geschichte des deutschen Reichs. Sein Streben nach Unparteilichkeit in staatlichen wie in kirchlichen Dingen ist nicht zu verkennen, wie z. B. in den von ihm aufgedeckten Schattenseiten der Regierung Friedrich's II. oder in der Behandlung der schlesischen Katholiken durch denselben König. Aber er hat sich in seinen Urtheilen vor Bitterkeit oder Schadenfreude gehütet und ist weder in den an Schlosser mit Recht gerügten Fehler einer alles überdunkelnden Grämlichkeit, die ihm wohl als ein Zeichen unbestechlichen Urtheils angerechnet wird, gerathen, noch hat er sich über die Deutschen so herabwürdigende Worte erlaubt, wie Rotteck, der, obschon er eben so wenig Geschichtsforscher als Geschichtsschreiber war, die Deutschen eine sinnlose Masse nennt, die keinen Geist dafür hätte, die Bemühungen aufgeklärter Geister zur Hervorbringung eines bessern Zustandes zu würdigen. Mit solchen Tiraden hat sich Hr. Menzel nie gebrüstet; er zeigt sich vielmehr als ein redlicher, dem Lichte, dem Menschenwohle und dem deutschen Vaterlande innig zugethaner Schriftsteller, der seiner eignen Kirche auch dann nichts zu vergeben glaubt, wenn er katholischen Zuständen Gerechtigkeit widerfahren läfst und thatsächliche Hergänge mit Gewissenhaftigkeit prüft. In einer Zeit freilich, wie die unsrige ist, die sich in den schroffesten kirchlichen Gegensätzen bewegt und wo nicht selten solche über Glaubens- und Kirchensachen eine Hauptstimme zu haben meinen, denen die ersten Lehr- und Grundbegriffe der protestantischen Kirche fremd sind und die nur aus Lust am Opponiren und Negiren den Zwiespalt weiter aufregen, kann auch ein besonnener Schriftsteller leicht der Hinneigung zum römischen Ultramontanismus oder zur protestantischen Hierarchie angeklagt werden. Frei wollen jetzt Alle sein; aber sie mögen sich, wie Luther sagt, mit ihrer Freiheit fürsehen, dafs sie nicht dem Regen entlaufen und in's Wasser fallen. —

Die Begebenheiten, mit deren Darstellung Hr. Menzel sich in diesem Bande vorzugsweise beschäftigt hat, beziehen sich erstens auf die reichsständischen Verhältnisse, zweitens auf die kirchlichen Bewegungen und Umtriebe, sowohl bei Protestanten als bei Katholiken, drittens auf die Regierungs- und Kriegsgeschichte Friedrich's II. und seiner nicht minder grofsen Feindin Maria Theresia, viertens endlich auf die Zustände der deutschen Literatur in dem bezeichneten Zeitabschnitte. Unser Bericht wird sich nun, so viel als thunlich, über diese einzelnen Gegenstände verbreiten.

I. Das erste Capitel hebt mit der Schilderung Kaiser Franz I. und der Reichsversammlung an. Von dem erstern heifst es: „was dem Herrscherthume Reiz und Werth giebt — Besitz und Macht zur Pflege und Erhöhung einer geistigen und leiblichen Gemeinschaft zwischen Regenten und Volk im Leben des Staates, war überhaupt für den Kaiser der Deutschen nicht vorhanden, weil derselbe als solcher eben so wenig Besitz und Macht in Händen, als einen Staat und ein Volk vor Augen hatte; er stand nur im Verkehr mit den Reichsständen und deren Versammlung, und nachdem die bedeutenden Interessen, welche für die Habsburger diesem Verkehr Wichtigkeit gegen hatten, erloschen waren, wenigstens ihn selbst nicht mehr unmittelbar berührten, gewährte das Reich seinem Oberhaupte nur leere Prunkformen, an denen Kaiser Franz, nach seiner praktischen Sinnesart, eben kein besondres Wohlgefallen fand." Die Reichsversammlung aber erhielt einige Beschäftigung, theils durch Recursgesuche, theils durch Ceremonialstreitigkeiten, „in denen die nationale Neigung, in Nichtigem das Wichtige zu finden und kleinliche Zänkereien über leere Förmlichkeiten als Lebensfragen zu behandeln, in ihrer ganzen Stärke sich kund gab;" das bedeutendste Moment ihrer Thätigkeit gaben noch immer die Religionsbeschwerden an die Hand. Als Belege hierzu dienen die Erzählungen der Hohenlohe-Waldenburgischen Kirchensache, der Verwendung des evangelischen Corpus für die Glaubensgenossen in Steiermark und im Lande ob der Ens, die eine empfindliche Erwiederung Oesterreichs zur Folge hatten, und des Einspruches desselben Corpus wider den vom protestantischen Grafen von Wied-Runkel zu Dierdorf gestatteten Klosterbau. Ueber die Betheiligung Kursachsens bei diesen Angelegenheiten des Corpus finden wir bei Hrn. Menzel die wahre Bemerkung (S. 17), dafs über den Verhältnissen der kursächsischen Gesandtschaft in Regensburg zu ihrem Hofe, mit dessen Politik ihre Theilnahme an den Beschlüssen des Corpus nicht selten im entschiedensten Gegensatze stand, ein geschichtliches Dunkel ruht, welches ohne Einsicht in die sächsischen

Digitized by Google

Archive und ohne genauere Kenntnifs der damaligen Verhältnisse nicht aufgeklärt werden kann. Als den eigentlichen Antrieb zu kühnern Beschlüssen des Corpus bezeichnet der Verf. die Politik Friedrich's II., der zwar für seine Person weder der lutherischen noch der calvinischen Lehre und Kirchenreform Theilnahme bezeigte, den Protestantismus aber mit seiner Auffassung der Staatszwecke mehr im Einklange fand als den Katholicismus und vornehmlich die Nothwendigkeit einsah, bei seiner gesammten Stellung gegen Oesterreich in der Anhänglichkeit der protestantischen Fürsten und Völker einen Stützpunct zu haben. So schaffte er unter andern im J. 1754 den Evangelischen in Elberfeld nach mehrern Verwendungsschreiben thatsächliche Hülfe, als er die Jesuiten in Emmerich bedeuten liefs, dafs sie die Herstellung des von der pfalzbayerischen Regierung abgesetzten evangelischen Predigers Spitzbart zu betreiben oder nach Verlauf von vier Wochen Repressalien zu gewärtigen hätten (S. 31). In ähnlicher Weise versprach auch der König (s. Preufs. Urkundenbuch zur Geschichte Friedrich's II. Th. II. S. 219) unter dem 9. Febr. 1750 sich der Jülich-Bergischen Protestanten gegen die genannte Regierung anzunehmen, wenn er gleich noch nicht auf der Stelle „durch retorsions Mittel" zu Hülfe kommen könnte *).

Eine andre Thätigkeit der Reichsversammlung hat der Verf. in ihrem Benehmen vor und während des siebenjährigen Krieges gegen Friedrich II. in das Auge gefafst. Er zeigt zuerst (S. 258 ff.), wie die Abmahnungsschreiben und Commissionsdecrete des Kaisers über den Einmarsch des preufsischen Königs in Sachsen und den dadurch herbeigeführten Landfriedensbruch mehr ihren Grund in der leidenschaftlichen Stimmung der Kaiserin Maria Theresia als in den Reichsgesetzen hatten und wie es weit staatskluger gewesen wäre, anstatt eines fruchtlosen Rechtshandels eine gütliche Ausgleichung im Wege der Vermittelung zu versuchen, wie sie zwischen Joseph I. und Karl XII. im Jahre 1706 Statt gefunden hatte. Ferner wird (S. 264 ff.) ausführlich dargethan, dafs es nach der Reichsverfassung, besonders nach den Festsetzungen der letzten Wahlcapitulation, dem Kaiser nicht gestattet war, ohne Einwilligung sämmtlicher Kurfürsten und ohne vorhergegangene collegialische Berathung mit denselben einen Reichskrieg zur gemeinen Reichsberathung zu bringen, so dafs also der preufsische Gesandte in Regensburg, der Freiherr von Plotho, vollkommen befugt war, die Unstatthaftigkeit jenes Verfahrens in einer sehr gründlichen Denkschrift auseinanderzusetzen, in welcher auch die Bedrohung des evangelischen Religionswesens nicht unberücksichtigt blieb. Als nun aber durch das Reichsgutachten vom 17. Januar 1757. die Mafsregeln des Kaisers genehmigt waren und zu diesem Reichskriege von allen Ständen und Kreisen die Bewaffnung auf das Dreifache (armatura ad triplum) aufgebracht werden sollte und dies durch das kaiserliche Commissionsdecret vom 29. Januar gutgeheifsen worden war, so erwiederte Plotho Folgendes in den kräftigsten Ausdrücken. „Ein solches reichsgesetz- und verfassungswidriges, höchst ungerechtes und unbilliges Verfahren habe nimmer vermuthet werden können, und die Nachwelt werde ohne Staunen und Bewunderung kaum glauben, dafs so viele höchste und hohe Stände des Reichs zu Anlegung der Fesseln, zu Aufopferung der reichsständischen Freiheiten und Gerechtsame und zum gänzlichen Umsturz des Reichssystems die eigenen Hände darbieten wollen. Der König sei genöthigt auf das Feierlichste dagegen protestiren und erklären zu lassen, ein solches Verfahren als null und nichtig und auf keinerlei Weise verbindlich ansehen und halten zu wollen, auch wegen des daraus entstehenden unschuldigen Blutvergiefsens aufser Schuld und Verantwortung zu sein" (S. 272). In noch schärferer Weise äufserte er sich schriftlich über die Abstimmungen der Einzelnen, (wobei Hr. Menzel die Gesinnungen der wichtigsten deutschen Reichsstände gegen Preufsen besprochen hat), ohne aber zu verhindern, dafs der Reichshofrath gegen Friedrich II., als Kurfürsten von Brandenburg, den Achtsprocefs einleitete und in einer Ladung vom 4. April 1757 für Recht erkannte, dafs

*) Einen frühern Beweis aber dieser Willfährigkeit habe ich ich in meiner Schrift: „Köln und Bonn mit ihren Umgebungen" (1828) auf S. 196 angeführt. Die Gebrüder Jäger, aus Iserlohe, Grofshändler in Köln, wurden von dasigen Stadtrathe im J. 1745 in ihren Freiheiten beeinträchtigt. Sie nahmen den Schutz Friedrich's II. für sich in Anspruch, der auch durch seinen Residenten bei'm niederrheinischen Kreise, von Diest, unter dem 5. April 1784 „zum Faveur der Gebrüder Jäger und der Protestanten" an den Rath schrieb. Derselbe antwortete zuerst ausweichend, besann sich jedoch nachher eines Bessern und beharrte nicht länger bei seinen Beschränkungen.

Digitized by Google

derselbe innerhalb zweier Monate nach Verkündigung derselben selbst oder durch einen Anwalt am kaiserlichen Hofe erscheinen sollte. Aehnliche Avocatorien, Dehortatorien und Inhibitorien ergingen in den strengen, althergebrachten Formen früherer Jahrhunderte am 21. August 1758 an die mit Friedrich II. verbündeten deutschen Fürsten wegen „Theilnahme an dieser kurbrandenburgischen Empörung" und veranlafsten verschiedenen Schriftwechsel. Am nachdrücklichsten aber lautete die Erklärung König Georg's von England, die als Antwort auf jenes kaiserliche Mandat durch den kurhannöverschen Reichstagsgesandten, Freiherrn von Gemmingen, am 30. October dem Reichstage in einer Denkschrift übergeben wurde, die Hr. Menzel mit Recht eine „mannhafte Erklärung" genannt hat. Die Lage der Sachen, die falsche Anwendung der Reichsgesetze, die Ueberziehung reichsständischer Länder durch kaiserliche und Reichstruppen, endlich die unangemessene Schreibart in den von kaiserlicher Seite herausgegebenen Schreiben wird hier noch klarer und unbefangener als in den preufsischen Denkschriften auseinandergesetzt und rechtfertigt vollkommen die ausführlichere Mittheilung (S. 350—355). Gleichzeitig wurde auch die Thätigkeit des evangelischen Corpus durch Gemmingen und Plotho erweckt und hierdurch, wie grofs auch die Empfindlichkeit am Wiener Hofe über die starke Sprache in den Staatsschriften beider Gesandten war, der Betrieb der widerwärtigen Formalien in der Achtserklärung wider die Könige von Preufsen und Grofsbritannien und die mit ihnen verbündeten Fürsten gehemmt.

Wir haben die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die hier nach ihrem Hauptinhalte erwähnten Stücke um so mehr richten zu müssen geglaubt, weil die deutschen Zustände während der ersten Zeit des siebenjährigen Krieges in der vortrefflichen Lebensbeschreibung Friedrich's II. von Preufs nur in der Kürze angedeutet werden konnten, in andern neuern Büchern aber ganz unerwähnt geblieben sind. Um so mehr verdienten die sorgfältigen Auszüge aus den Danziger Beiträgen, aus Faber's Neuer Staatskanzlei und ähnlichen Sammlungen öffentlicher Urkunden und Actenstücke hier angemerkt zu werden, da sie für die, welche nicht in den Stand gesetzt sind, solche Werke selbst benutzen zu können, einem fühlbaren Mangel abhelfen.

II. Von diesen reichsständischen Verhandlungen wenden wir uns zu den kirchlichen Zuständen, die Hr. Menzel in den verschiedenen Abschnitten seines Buches mit besonderer Geistesfreiheit geschildert hat. Denn wir erfahren hier einmal, mit welcher Strenge und Unduldsamkeit die Magistrate der lutherischen Reichsstädte Frankfurt und Hamburg dem reformirten Kirchenwesen den Zutritt gesperrt hatten, wie dasselbe in Breslau der Fall gewesen war und nur erst seit der preufsischen Besitznahme Schlesiens reformirte Gemeinden in Breslau und Glogau aufkommen konnten und wie sorgfältig in den protestantischen Gebieten eine jede Abweichung von der Kirchenlehre oder Annäherung an den Katholicismus überwacht und verhindert wurde. Als Beleg dazu ist (S. 77—83) ein Streit, der im Jahre 1745 in Hildesheim zwischen den Evangelischen und Katholischen entstand, und der vor die Reichsgerichte gebracht ward, ausführlich beschrieben worden. Unter solchen Begebenheiten hatte das durch den vieljährigen Kampf der Pietisten und Orthodoxen geschwächte Ansehen der Geistlichkeit neue Stärke gewonnen, die Wolfische Philosophie hatte der frommen Kirchgläubigkeit ihre Waffen geliehen und so war in den Gemeinden eine religiöse Gesinnung und eine fromme Haltung erwachsen. Aber, so sagt Hr. Menzel auf S. 51, „wenn die unter den Lutheranern und Reformirten übliche Kirchlichkeit mäfsigen Ansprüchen an die menschliche Natur genügte, so war doch in den langen Gesängen und Predigten des protestantischen Gottesdienstes, in dem engherzigen, durch häusliche Noth auf kleinlichen Erwerb hingetriebenen Standessinne ihrer Geistlichen, in den seichten und geistlosen, auf willkührliche Voraussetzungen gebauten Beweisführungen ihrer Theologen für die historischen und dogmatischen Theile der Kirchenlehre, und in dem trocknen Schematismus des Religionsunterrichtes, des wissenschaftlichen wie des volksmäfsigen, von der höhern Vollendung, zu welcher die Reformation, ihren Lobrednern zufolge, die Kirche erhoben haben sollte, nichts zu erblicken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

Deutsche Geschichte unter Franz I. und Friedrich II. Von Karl Adolf Menzel. Auch unter dem Titel: *Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel.*

(Fortsetzung.)

Dagegen trat nun Joh. Christ. Edelmann seit dem Jahre 1740 mit den unumwundensten Erklärungen auf, wagte es zuerst unter allen Deutschen drucken zu lassen, dafs der Heiland ein blofser Mensch gewesen sei, und hinterher eine Reihe von Behauptungen über kirchliche Dinge aufzustellen, die in unsern Tagen in Feuerbach, Wislicenus und mehrern Mitarbeitern der Halle'schen Jahrbücher einen für fromme und still christliche Gemüther sehr unerfreulichen Nachklang gefunden haben, ohne dafs er (Edelmann) sich mit dieser Gegnerschaft wissenschaftliches Ansehen oder bürgerliche Achtung zu erwerben im Stande gewesen ist. Denn auf Veranlassung dieser Edelmann'schen Schriften erliefs Friedrich II. unter dem 11. Mai 1749 ein strenges Censur-Edict, durch welches gegen die „scandalösen, theils wider die Religion, theils wider die Sitten anlaufenden Bücher" eine neue Censur-Commission niedergesetzt wurde, die ihr Amt gegen Prediger, Schullehrer und Privatgelehrte mit grofser Bestimmtheit handhabte, während höhere Beamte, die sicher waren, von der Geistlichkeit nicht angefochten zu werden, mit frei geschriebenen Büchern über das Kirchenwesen hervortreten durften, wie der preufsische Kammerpräsident von Loen im Jahre 1750 mit seinem Buche über „die einzig wahre Religion" (S. 61 f.).

Wie nun in diesem Werke als Hauptgrundsatz aufgestellt war, dafs die wahre Kirche in der Vereinigung der Gläubigen mit Christus bestehe und bei den Katholischen nicht minder als bei den Protestanten zu finden sei, so traten um diese Zeit in der erstern Kirche die auffallendsten Bestrebungen zu einer Reform hervor und umsichtige Bischöfe und Gottesgelehrte suchten Mifsbräuche und Mifsverständnisse nach ihren Kräften zu beseitigen. Muratori legte in der Behandlung der Kirchengeschichte eine ungewohnte Unbefangenheit an den Tag, seine Ansichten über den Mariendienst geben den Salzburger Theologen Gelegenheit zu heftigem Streite auf den Kanzeln und Papst Benedict XIV. ging auf den Wunsch mehrerer gut katholischen Fürsten nach Beschränkung der Feiertage bereitwillig ein. Dann folgte der theologische Streit zwischen dem grofsen Verehrer deutscher Gelehrsamkeit, dem Cardinal Quirin, und dem tüchtigen Literator zu Memmingen, J. G. Schelhorn, und der auf Anlafs des päpstlichen Jubeljahres und damit verbundenen Ablasses begonnene Schriftwechsel zwischen dem Protestanten Bertling und dem Benedictiner Rothfischer in Regensburg, dessen Ende der Uebertritt des letztern zur protestantischen Kirche war, weil seine Vorgesetzten die Rechtgläubigkeit des für sie streitenden Mannes in Zweifel und Mifsachtung gezogen hatten. Von allem diesem hat Hr. Menzel im fünften und sechsten Capitel gehandelt, auch die damaligen Religionswechsel protestantischer Fürsten und Fürstinnen aufgezählt. Im folgenden Capitel sind die Verhältnisse der katholischen Schlesier nach der Besitznahme dieses Landes durch Friedrich II. dargestellt worden. Die Klugheit und Milde des Königs, die redliche Gesinnung des Cardinal von Siegendorf, die entgegenkommende Freundlichkeit Benedicts XIV. bereiteten hier weit bessere Zustände vor als die frühern gewesen waren, und die katholische Geistlichkeit hatte durchaus keine Veranlassung sich über sie beschwerende Veränderungen in den kirchlichen Einrichtungen zu beklagen. Es blieben ja sogar in den unmittelbaren Fürstenthümern die evangelischen Einwohner noch fortwährend dem Parochialzwange und den Parochial-

Digitized by Google

abgaben an die katholische Geistlichkeit unterworfen; nur wurde in den Fürstenthümern Liegnitz, Wohlau, Brieg und Oels die gleiche Berechtigung auch für die evangelische Geistlichkeit gegen die katholischen Bewohner in Kraft gesetzt, was den Bestimmungen der altranstädter Convention gemäfs, aber unter der österreichischen Regierung thatsächlich aufser Geltung getreten war (S. 136). Andere Bestimmungen erfolgten nach der Festsetzung vom 8. August 1750, als völlige Gewissensfreiheit, Aufrechthaltung der bischöflichen Jurisdiction, keine vorausgehende Verpflichtung bei gemischten Ehen über die Religion der zu erzeugenden Kinder, indem die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter erzogen werden sollten, u. a. m. Die kirchliche Einsegnung der gemischten Ehen, der in unsern Tagen eine so grofse Wichtigkeit beigelegt worden ist, blieb in diesem Edicte ganz unberührt, und es erhielt sich also das bisherige Herkommen, wonach die Kindererziehung nach dem Geschlechte der Eltern bestimmt und die Trauung dem Pfarrer der Braut übertragen worden war. Dennoch mufs es der Fürstbischof von Breslau späterhin für nöthig gehalten haben, diese Angelegenheit zur weitern Entscheidung des Papstes zu bringen, weil ihm Benedict XIV. in einem (erst in unsern Tagen theilweise bekannt gewordenen) Breve vom 12. September 1750 eröffnet: „er könne eine positive Ermächtigung zu Dispensationen für die katholische Einsegnung sowohl ganz unkatholischer als gemischter Ehen nicht ertheilen, jedoch über die Sache hinwegsehen. Dieses sein Wissen und seine Duldung möge hinreichen, das Gewissen des Bischofs zu beruhigen, insofern nämlich hierbei nichts wider das göttliche und natürliche Recht vorkomme, sondern die Sache nur dem Kirchenrechte entgegen sei. Was er jetzt thue, das thue er, wie er zu den Füfsen des Gekreuzigten bezeuge, lediglich in der Absicht, von der Religion gröfsern Nachtheil abzuwenden" (S. 149).

Wir müssen es jetzt bei diesen Andeutungen über einen Gegenstand bewenden lassen, den Hr. Menzel mit gröfserer Sachkunde zu behandeln versteht als der Referent, dem es genügen mufste, auf einzelne, für die Gegenwart besonders wichtige Puncte aufmerksam zu machen. Eine noch ausgedehntere Behandlung wird derselbe unstreitig im dritten Bande der gründlichen Wuttke'schen Schrift über Friedrich's Besitzergreifung von Schlesien erhalten.

Eben so können wir auch nur in der Kürze der in Cap. 18—21. enthaltenen Darstellung des Sturzes des Jesuitenordens gedenken, dessen Mitglieder Hr. Menzel eben so wenig als Teufel denn als Halbgötter betrachtet, sondern als Menschen wie andre, deren grofser Fehler es aber gewesen, dafs sie dem neuen Feinde im achtzehnten Jahrhunderte die abgestumpften Waffen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts entgegen gehalten und bei Führung der Weltgeschäfte Mangel an Klugheit und Umsicht, so wie eine höchst unüberlegte Geringschätzung der wider sie verbündeten Gegner an den Tag gelegt hätten (S. 446 f.). Einen besondern Reiz aber bietet gerade in unsrer Zeit das ein und zwanzigste Capitel durch die Besprechung des berühmten Buches des Febronius über den Zustand der römischen Kirche und die Gewalt des römischen Bischofes. Eine gedrängte Inhaltsübersicht wird diese wichtige Angelegenheit zur Einigung der christlichen Kirche, welche der durch Reichthum, edle Gesinnung und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Weihbischof von Hontheim unternommen hatte, den Lesern unsers Buches näher bringen und zu manchen Vergleichungen mit Gervinus Schutzfreiheit für die Deutschkatholiken Veranlassung gaben. Ferner aber mufs aus den Worten des Verfassers hinlänglich klar werden, welch eine nachhaltige Wirkung noch nach funfzehn Jahren, als sich Hontheim zur Unterzeichnung eines an den Papst gerichteten Widerrufes entschlossen hatte, sogar diese zweite Schrift auf die Verminderung der päpstlichen Gewalt bei hochgestellten Katholiken gehabt hat. Damals war der Weg gebahnt, auf dem sich die deutschen Katholiken von der Oberherrschaft des Papstes befreien konnten, denn Maria Theresia, so gläubig in Betreff der Kirchenlehre, war den Ansichten des Febronius sehr zugethan, beförderte die Verbreitung seiner Schrift und verbot dagegen die des Widerrufes, die rheinischen Erzbischöfe kehrten sich nicht an die strengen Weisungen des Papstes, — aber an die Spitze der Bewegung wollten sie nicht treten und so ist für lange — wenn nicht gar für immer — der günstigste Zeitpunct für die Gründung einer deutsch-katholischen Nationalkirche verloren gegangen.

Digitized by Google

III. In der Schilderung Friedrich's II., den der Titel des vorliegenden Buches als den Hauptträger dieses Abschnittes der deutschen Geschichte bezeichnet, hat Menzel wiederum nach Unparteilichkeit gestrebt. Das Andenken des Königs, welches seit etwa funfzehn Jahren mit erneutem Aufschwunge im Glanze seiner wahrhaften Gestalt vor unsern Augen hervorgerufen ist, will er keinesweges herabsetzen, aber auch nicht die ihm ungünstigen Stimmen der Zeitgenossen verschweigen, oder zur vollständigen Aufhellung seines Bildes die Mängel unerwähnt lassen, welche seine Ansicht vom Staate und von der Verwaltung desselben dem heutigen Beobachter im Lichte einer spätern Zeit darbieten.

Die Geschichte der Schlachten und kriegerischen Unternehmungen, konnte nach dem Plane des Menzel'schen Werkes nicht in der Ausdehnung geschrieben werden, wie wir sie in den eigentlich kriegsgeschichtlichen Büchern finden. Aber man wird nirgends den nothwendigen Zusammenhang vermissen und mitunter, wie z. B. bei der Schlacht bei Leuthen, die ausführlichere Darstellung ganz an ihrem Orte finden, oder gern auf die psychologischen Entwickelungen, auf die Auszüge aus des Königs Briefen an d'Argens und Voltaire in der Zeit der gröfsten Bedrängnifs und auf seine ruhmwürdige entschlossene Haltung in solchen Tagen zurückgehen. In der letztern Beziehung würden einige Stellen aus Tieck's Novelle „die Gesellschaft auf dem Lande," besonders S. 330 f., den Menzel'schen Ausführungen zur wirklichen Zierde gereicht haben. Am längsten verweilt der Verfasser (S. 829—257) bei der Gefangennehmung und Entwaffnung der sächsischen Truppen in ihrem Lager zwischen Pirna und dem Königstein, bei den zwischen Friedrich II. und den König August III. geführten Schriftwechsel und bei dem Benehmen des erstern gegen das von ihm besetzte Kurfürstenthum Sachsen. Hr. Menzel erkennt an, dafs Friedrich dem Gesetze der Selbsterhaltung folgen und eine Neutralität Sachsens, namentlich wegen der treulosen Politik des Ministers Brühl, nicht anerkennen durfte, wenn er sich nicht selbst das offenbarste Verderben hätte bereiten wollen. Wäre nun aber die Untersteckung der Sachsen unter preufsische Regimenter (so meint Hr. Menzel) in der Art vor sich gegangen, dafs nach dem Vorschlage des Prinzen Moritz von Dessau die Reiterregimenter vertheilt, die Fufsgänger aber beisammen geblieben wären, so würden sich die Sachsen leicht an den Dienst eines protestantischen Fürsten gewöhnt haben, wenn es gelungen wäre, den Volksgeist in Sachsen zu gewinnen, ungefähr so, wie man es im Jahre 1814 bei Errichtung des sächsischen Banners gegen Napoleon, der bis dahin Verbündeter und Beschützer des Königs von Sachsen gewesen war, zu thun versuchte. „Friedrich aber, fährt unser Verfasser fort, der in den gemeinen Kriegern nur willenlose Werkzeuge zu erblicken gewohnt war, und auf die Anwendung des Dienstzwanges gegen Leute geringern Standes kein Gewicht legte, hielt es für überheblich, dieselben durch andre moralische Mittel als durch die herkömmliche Ableistung des Treueides an seine Fahnen zu fesseln. Die Gesinnung der Sachsen aber war eine höhere, als Friedrich den Deutschen zutraute und als König August und sein Brühl verdient hatten." Wir können nicht über einzelne dieser harten Ausdrücke, die sogar in den Aeufserungen Retzow's (Charakteristik der vornehmsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges I. 73.) und in der kurzen Erwähnung bei Preufs (II. 22.) eine Gewähr finden, mit dem Verf. rechten, aber wir müssen zur Entschuldigung Friedrich's geltend machen, dafs ihn die Noth zur Ergreifung einer solchen, in der neuern Kriegsgeschichte einzigen Maafsregel antrieb, dafs er stets von den sächsischen Truppen eine gute Meinung hatte und sein Lebelang eine besondre Vorliebe für diejenigen behielt, die freiwillig in seinen Dienst traten und darin blieben. Die strengen Maafsregeln, die gegen den Magistrat und die Kaufmannschaft zu Leipzig im December 1759 und im Januar 1760 ergriffen waren, will Hr. Menzel ebenfalls nicht beschönigen, aber er ist billig genug hinzuzusetzen, dafs die Leipziger sich hätten um das Geld, das sie am Ende doch aufbrachten, nicht so lange sollen pressen lassen. Der König konnte in seiner damaligen, sehr mifslichen Lage dasselbe nicht entbehren und fand es unglaubhaft, dafs der reiche Handelsstand nicht 800000 Thaler herbeischaffen könnte (S. 372). Die Napoleonischen Zeiten haben über Deutschland noch ganz andres Unheil und weit schwerere Kriegssteuern gebracht und überdies zeigten die Franzosen, wie Davoust in Hamburg, ganz unverhohlen, dafs die Gelderpressungen nicht blofs Geld, sondern häufig den Untergang ganzer Städte

Digitized by Google

und die Zerrüttung des Wohlstandes ganzer Gegenden zum hauptsächlichsten Zwecke hatten. Wir sagen das nicht, um die harten Maafsregeln gegen Leipzig zu rechtfertigen, sondern nur zur Erinnerung an eine Zeit fremden Druckes und schwerer Dienstbarkeit, die Viele der Jüngern gar zu gern in dem Gefunkel französischer Schönrednerei erblicken.

Bemerken wir nun auf der einen Seite Hafs und Mifsstimmung gegen Friedrich in dem von ihm hart gedrückten Sachsen und Mecklenburg (das für die Unfreundlichkeit seiner Herzoge gegen Preufsen büfsen mufste), so war doch auf der andern und weit gröfsern Seite die patriotische Theilnahme für den muthigen König um so verbreiteter. Hr. Menzel hat an mehrern Stellen (besonders S. 389 ff.) auseinandergesetzt, dafs dieselbe nicht auf den Plünderungen der Franzosen in einigen lutherischen Dorfkirchen Thüringens beruht habe, sondern auf der protestantischen Gesinnung in Nord- und Süddeutschland, die sich mit der alten, in der Volksstimmung wurzelnden Abneigung gegen Frankreich und mit den neuern, durch das Aufstreben der deutschen Literatur hervorgerufenen Gegensätzen des deutschen und französischen Geistes verschmolz. „Der hieraus erwachsenen Stimmung gab die Kunde von dem Siege bei Rofsbach einen mächtigen Aufschwung; der Ueberwinder des alten Nationalfeindes erschien im Glanze des nationalen Heldenthums, und die Ungunst der öffentlichen Meinung, die ihm der Einbruch in Sachsen zugezogen hatte, wurde plötzlich in bewundernde Verehrung verwandelt, derjenigen ähnlich, welche hundert Jahre früher dem grofsen Schwedenkönige gezollt worden war." Dafs unter den protestantischen Reichstruppen, ja selbst unter den katholischen von Kurköln und Kurpfalz, ein entschiedener Widerwille herrschte für Frankreich und für Oesterreich zu kämpfen, hat der Verfasser nach Stuhr's Vorgange anzumerken nicht unterlassen.

Wenn wir zu einem Berichte oder kurzen Auszuge über die Art, in welcher Herr Menzel die Regierungsgrundsätze Friedrich's dargestellt hat, übergehen, so finden wir in Cap. 1. 8. und 19. folgende Schattenseiten aufgeführt. Weil Friedrich die Behauptung der von ihm gegründeten Staatsgröfse Preufsens unverändert im Auge behielt, so galt ihm als das wichtigste Mittel sein Heer, die strengste Disciplin in demselben, der Dienstzwang in den untern Classen der Bevölkerung und die Bevorzugung des Adels bei allen Ehren und Vortheilen des Kriegerstandes. Dadurch ward bei den bürgerlichen Beamten und Einwohnern eine mifsmüthige, gedrückte Stimmung und eine Neigung zu scheuer Zurückgezogenheit erzeugt, die durch den Druck, unter welchem die Städte ohne alle Theilnahme an ihrer Verwaltung gehalten wurden, durch den Uebermuth und die Barschheit des Adels (so ganz im Gegensatze zu des Königs philosophischen Grundsätzen) und durch die Anwendung des Colbertschen Spaarsystems, noch mehr gesteigert wurde, ohne dafs sie in der Sorge Friedrich's für das geistige Leben der Nation, welches in den Volksschulen und auf den Universitäten nur eine sehr karge Unterstützung erhielt, irgend einen Ersatz oder eine wünschenswerthe Erhebung gefunden hätten. Alles dies, sagt der Verfasser, trug nicht dazu bei, das Leben im preufsischen Staate zu verschönern und gab den Zeitgenossen zu sehr bittern Bemerkungen (m. s. eine solche Stelle S. 160 ff.) Veranlassung über die Widersprüche, welche die Regierung eines unumschränkten Fürsten von solcher Gröfse der Einsicht, von solcher Güte des Willens und von solcher Kraft des Charakters aufzuweisen im Stande war.

Man wird diese Vorwürfe nicht leicht in einem neuern Werke über Friedrich II. so ausführlich zusammengestellt finden und wir gestehen, dafs auch uns bei der ersten Lesung mancher kältere oder vornehmere Ausdruck befremdet hat, ja dafs es uns fast vorkam, als habe die Staatsweisheit unsrer Tage das Urtheil des Verfassers zum Nachtheile des Königs herabgestimmt. Aber wir bemerkten bald, dafs Hr. Menzel zwar die Flecken und Fehler Friedrich's, wo deren sich finden, nicht verhüllen oder beschönigen will, dafs er aber auch lebhaft von der Ueberzeugung durchdrungen ist, es fessele eine lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, selbst mit ihren Fehlern, unsre Bewunderung und Anhänglichkeit, obgleich ihm der beseelte Eifer und die Herzenswärme fehlt, die aus der Biographie des wackern Preufs in das Gemüth des Lesers erquickend übergegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

Deutsche Geschichte unter Franz I. und Friedrich II. Von Karl Adolf Menzel. Auch unter dem Titel: *Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel.*

(Fortsetzung.)

Vor allen hebt er die Persönlichkeit Friedrich's hervor und zeigt, wie aus einer Mischung von Bewunderung und Furcht bei Hohen und Niedern eine freiwillige Unterwürfigkeit unter den Willen des Monarchen entstanden sei und bei dem Volke eben so den Staats- oder Gemeingeist ersetzte oder vertrat, wie der König das Gesammtwesen des Staates in sich schlofs. So erwuchs auf diesem Boden eine nationale preufsische Gesinnung, die gemeinen Soldaten wurden von dem Kriegsgeiste des Königs durchdrungen, die untern Volksklassen und die Landleute fühlten sich zu einem Herrscher hingezogen, von dessen wohlwollenden Aeufserungen sie im Allgemeinen die Verbesserung der drückendsten Lasten erwarteten, wobei jedoch die Herrenrechte des Adels ganz unberührt blieben, weil diese Verhältnisse altherkömmlich waren und ihre Aufhebung eben so aufser dem Bereiche aller Möglichkeit lag als die Einführung ständischer Versammlungen für die Gesammtheit des Volkes. Nach Aufzählung mancher andern Vortheile der Friedrich'schen Regierung im Vergleich zu der geistlosen Prunksucht und schwelgerischen Sinnenlust andrer Höfe schliefst Hr. Menzel diesen Abschnitt auf S. 169 mit folgenden Worten: „den Hauptvorzug des preufsischen Wesens aber bildete die freiere Haltung und Gestaltung des geistigen Lebens, die nicht nur in Schlesien nach Abstellung der auf die Beschränkung des evangelischen und auf die Beförderung des katholischen Religionswesens gerichteten Regierungsbestrebungen eintrat, sondern auch Charakter des ganzen Staates wurde, seitdem die humanen Grundsätze Friedrich's, trotz aller vom Herkommen und Bedürfnifs geschaffenen Hemmnisse, die hartschalige Wirklichkeit durchdrungen und eine frische und heitere Atmosphäre vorbereiteten, in welcher unter andern Bedingungen und andern Stoffen, als die in den zwei Jahrhunderten nach der Reformation gewirkt hatten, das Geistesleben der Deutschen, wenigstens eines Theiles seiner Barbarei entledigt, eine neue Bahn der Entwickelung beschreiten sollte." Auch in diesen Beziehungen hätten wir in den Anmerkungen gern einiger Stellen aus Tieck's oben angeführter Novelle gedacht gesehen. Denn hier ist alles preufsisch, preufsische Zustände bilden den Hintergrund, preufsische Vorstellungen, alte und neue, bewegen die Verhältnisse, preufsischer Sinn und Geist durchdringt das Ganze.

Von dem Religionseifer Friedrich's II. hegt Hr. Menzel nicht die einseitige Ansicht mancher Neuern, die ihn wegen seiner freien religiösen Denkart als einen Spötter anklagen, aber er spricht ihm (S. 267 u. a. St.) die innere lebendige Theilnahme ab, aus welcher allein dem religiösen Princip eine neue politische Bedeutsamkeit hätte erwachsen können, und erkennt dagegen als seine Religion die edle Verpflichtung an, Preufsens Gröfse zu behaupten oder nicht leben zu wollen. Wenn er bei dieser Veranlassung (S. 391) ihn mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. zusammenstellt, wie es auch schon auf S. 154 der Fall war, so durften hier um so weniger die trefflichen Aeufserungen übergangen werden, mit welchen der hochselige Herr in einer Unterredung mit dem Bischof Eylert (Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. Th. I. S. 457—465) die tief liegende Frömmigkeit seines Grofsoheims, trotz dessen Verhöhnungen des Heiligsten, in Schutz genommen hat. „Der Lebenskern, sprach der ruhmwürdige Fürst, war in ihm gesund: freilich nicht genährt mit den Einflüssen, wie

Digitized by Google

die Form der damaligen Kirchlichkeit sie vorschrieb, aber doch stets angefrischt und belebt von dem ernsten, tiefen Sinne für menschliche und göttliche Gesetze. Man kann in Wahrheit sagen: er war in Erfüllung seiner Pflichten praktisch-religiöser als er schien. Sophistisch-theoretische Atheisten mag es gegeben haben und geben, aber ein praktischer Atheist ist mir undenkbar." Jene strenge Ansicht von der ihm zustehenden Oberherrlichkeit in kirchlichen wie in weltlichen Dingen leitete den König auch bei dem ungnädigen Verfahren, welches er über den katholischen Clerus in Schlesien im Jahre 1757 verhing, nachdem sich dieser während der kurzen Besatzung Breslau's durch die Oesterreicher der frühern Regierung sehr anhänglich bewiesen hatte. Hr. Menzel hat aus noch unbenutzten Urkunden diese Verhältnisse und die damals (31. December 1757) eingeführte Entbindung der protestantischen Schlesier von den Stolgebühren an die katholische Geistlichkeit ausführlich in Capitel 14. und 15. dargestellt, auch dabei der Ansicht des Königs von dem schädlichen Einflusse der katholischen Beichtväter auf die Diensttreue der Soldaten und der ihm überhaupt feindlichen Gesinnung der katholischen Geistlichkeit gedacht. Das Ganze läfst sich jedoch nicht füglich in einen Auszug bringen und da der Verfasser in der Vorrede selbst erklärt, dafs er im nächsten Bande seiner Geschichte zu dieser Ungunst Friedrich's einen tröstenden und ausgleichenden Zusatz in dem Schutze bringen werde, den der König nach beendigten Kriege dem katholischen Clerus in einer Zeit angedeihen liefs, als seine Institute im katholischen Nachbarlande sehr gefährdet waren, so werden wir vielleicht später Gelegenheit finden, das Gute wie das Schlimme neben einander zu stellen. Dann wird sich ein Urtheil über Friedrichs Handlungsweise leichter ergeben, während es jetzt allerdings den Anschein haben könnte, als finde Hr. Menzel die vom Könige ergriffenen Maafsregeln zu hart. Statt dessen verweilen wir jetzt bei der Verfahrungsweise, welche den Breslauischen Fürstbischoff Schaffgotsch in Folge jener Verwickelungen getroffen hatte, etwas länger, weil Hr. Menzel im siebenten, funfzehnten und neunzehnten Capitel diese Angelegenheit nach archivalischen Actenstücken dargestellt hat, die ihm durch die wohlwollende Verwendung des Herrn Geheimen Staatsministers Eichhorn zur Benutzung mitgetheilt worden sind.

Von dem Grafen Philipp Gotthard Schaffgotsch, einem geistlichen Weltmanne, hatte Friedrich II. eine gröfsere Fügsamkeit in kirchlichen Dingen erwartet als es bei seinem strengen Vorgänger der Fall sein konnte und deshalb seine Ernennung erst zum Coadjutor des Cardinals Sinzendorf, dann zum Fürsbischof von Breslau im December 1747, befohlen. Denn bei den andern Mitgliedern des höhern katholischen Adels setzte er eine zu grofse Hinneigung an das Haus Oesterreich voraus, hohe Geburt aber war nach seiner Meinung wesentliches Erfordernifs zur Besteigung des bischöflichen Stuhles. Das damalige freundschaftliche Verhältnifs mit Benedict XIV. erleichterte die an sich schwere Unterhandlung in Rom. Aber der König sah sich bald in seinen Erwartungen getäuscht. Denn zuerst verabsäumte es Schaffgotsch, sich sofort nach Berlin zur Huldigung zu begeben und erschien erst im Anfang des Jahres 1749, ferner erfolgte nicht die gehoffte Einwirkung auf die katholischen Schlesier, deren Desertion sich nicht verminderte, drittens reizte der Fürstbischof durch das bei der Anwesenheit der Oesterreicher in Breslau im November 1757 in eigner Person gehaltene Hochamt und angestimmte Tedeum die Empfindlichkeit des Königs, der es ihm, als einem mit seinem besondern Wohlwollen beehrten Manne und frühern nähern Gesellschafter nicht verzieh, gleich darauf aus Breslau weg sich in das österreichische Gebiet begeben zu haben. Dafs dies nach seiner Versicherung auf den Befehl des kaiserlichen Commissarius geschehen sei, scheint ihm der König nicht geglaubt zu haben. Nur eine rechtliche Untersuchung hätte diese und ähnliche Puncte feststellen können: eine solche aber hat nicht Statt gefunden und Schaffgotsch in seinem Schreiben an den König vom 22. September 1757 das Sachverhältnifs durchaus nicht deutlich angegeben. Als er nun viertens, um allen Verlegenheiten auszuweichen, nach Rom abreiste, so meldete er dies zwar dem Könige, ohne ihn jedoch um die zur Reise nöthige Erlaubnifs zu bitten. Nachdem er hierüber das höchst ungnädige Schreiben des Königs vom 10. Februar 1758 empfangen hatte und die üble Stimmung des Monarchen durch den in den Zeitungen er-

Digitized by Google

folgten Abdruck des Schreibens allgemein bekannt geworden war, so schenkte die öffentliche Meinung den „mifsliebigsten Angaben (S. 329) über das Benehmen des Fürstbischofs während der Anwesenheit der Oesterreicher in Breslau bereitwilligen Glauben. Das Schlimmste hierunter war, Schaffgotsch habe den ihm verliehenen schwarzen Adlerorden nicht blofs nicht angelegt, sondern in Gegenwart der österreichischen Feldherrn abgerissen und mit Füfsen getreten. Gegen diese Anschuldigung, die Preufs (II. 114.) als Thatsache annimmt, erhebt sich nun Hr. Menzel a. a. O. und behauptet, der Bischof sei viel zu sehr Weltmann gewesen, um eine solche Scene vor den feindlichen Generalen, die sämmtlich grofse Achtung vor dem Könige hegten, aufzuführen. In den Acten fände sich gar keine Spur zu einer desfalsigen Anschuldigung eben so wenig in den Rechtsgutachten der Professoren Carrach und Böhmer zur Begründung eines wider den Bischof einzuleitenden Verfahrens und die ganze Sache beruhe vielleicht nur auf dem Mifsverständnifs des Ausdruckes, dessen sich Friedrich bedient haben möge: il a foulé aux pieds mes ordres. Die eigentliche Verbreitung erhielt aber die einmal entstandene Sage erst nach dem Hubertsburger Frieden, als der Fürstbischof zurückgekommen war und Friedrich ihm „wegen neuer Unvorsichtigkeiten und zur Last gelegten Handlungen" am 10. Junius 1763 den schwarzen Adlerorden abfordern liefs.

Hierzu sei es uns erlaubt Folgendes zu bemerken. Allerdings befand sich Schaffgotsch als Vasall von Preufsen und Oesterreich — denn das dem Bisthum Breslau gehörige Fürstenthum Neifse war nach dem Frieden österreichisch geblieben — in dem übeln Falle, von der einen Macht Befehle annehmen zu müssen, welche der andern mifsfielen. Aber als preufsischer Unterthan, als ein durch seinen Eid und durch vielfache Gnadenbeweise an den König gefesselter Mann, hätte er auf seinem Posten bleiben müssen, wie es in Zeiten feindlicher Besitznahmen zu allen Zeiten redliche Diener ihres Landesherrn gethan haben, oder, falls er sich genöthigt gesehen hätte, der Gewalt zu weichen, schnell aus dem österreichischen Bisthumsantheile wiederkehren. Ein dritter Ausweg wäre ihm noch geblieben, wenn er wie sein Vorgänger, der Cardinal Sinzendorf, im Jahre 1740 that, schon vor dem Ausbruche des Krieges Breslau verlassen hätte, wohin Sinzendorf auf den Ruf des neuen Landesherrn nach geschlossenem Frieden zurückkam und ihm treu bis an sein Ende diente. Schaffgotsch dagegen verschuldete selbst die üble Nachrede. Was nun die Entweihung des Ordens betrifft, so läfst sich allerdings eine so rohe Handlung von einem Manne seiner Art und Bildung kaum erwarten, obschon wir uns erinnern, dafs einen ausgezeichneten Philologen im Anfange dieses Jahrhunderts ein böses Gerücht umschlich, als ob er sich durch ein ähnliches schlechtes Benehmen habe die Gunst des siegreichen französischen Marschalls erwerben wollen. Der beste Schutz des breslauer Fürstbischoffs aber ist nach unserm Dafürhalten das Schweigen amtlicher Zeugnisse, die wohl schwerlich in diesem schlimmen Falle zurückgehalten worden wären. Die Sage indefs von einer solchen That konnte leicht entstehen, indem damals eine lebendige Ueberlieferung noch nicht erloschen war, und die öffentliche Meinung, die es wufste, dafs Friedrich selbst den Fürstbischof einen Verräther gescholten, ja ihm mit dem Galgen gedroht hatte, einem katholischen Geistlichen, der ohnehin zwischen der Pflicht gegen seinen Landesherrn und dem Gehorsam gegen den Papst zu sehr zu schwanken pflegt (denn Beispiele wie die des edeln Abtes Tobias Stusche in Camenz, der Friedrich II. aus der augenscheinlichsten Gefahr rettete, waren damals, wie jetzt, Seltenheiten) eine solche That wohl zutrauen mochte. Es giebt ja noch heutigen Tages Dinge genug, die Jedermann weifs, aber schwerlich sagt, und selbst für sich niederzuschreiben Bedenken trägt, wie wir denn selbst die Bestätigung jener erwähnten Halle'schen Begebenheit aus dem Munde eines sehr achtbaren Mannes, der ohne alle persönliche Betheiligung dabei gewesen ist, vernommen haben.

Den weitern Verlauf dieser Streitsache und die Schicksale des Fürstbischofs bis zu seinem im Jahre 1795 erfolgten Tode, müssen wir jetzt übergehen und erwähnen nur noch die Bemerkung unsers Verfassers auf S. 440, dafs das Mifsgeschick des Fürstbischofs von Breslau in der katholischen Welt ohne grofse Theilnahme angesehen worden sei. Die Vergleichung mit einem Ereignisse der neuesten Zeit, wo ein hochgestellter katholischer Geistlicher ebenfalls die Unter-

Digitized by Google

thanenpflicht auf das Gröblichste verletzt hatte, liegt hier zu nahe, als dafs man nicht auch für diese Begebenheit eine bessere Würdigung dessen was Gottes ist und was des Kaisers ist, unsern katholischen Zeitgenossen wünschen möchte, wenn schon der Mangel an Theilnahme bei dem Unglück des schlesischen Kirchenfürsten nicht blofs der bessern Ueberzeugung von der Oberherrlichkeit des Landesfürsten in kirchlichen Dingen und von seiner Unabhängigkeit von Rom, sondern auch andern Umständen beigemessen werden mufs. Hiermit glauben wir über die Art, wie Friedrich II. in dem Menzel'schen Buche dargestellt ist, genug gesagt zu haben.

Von seiner Gegnerin, der grofsen und guten Maria Theresia, hätten wir in dem vorliegenden Buche mehr zu finden erwartet. Denn sie erscheint nur in dem Gange des siebenjährigen Krieges, und in ihrer Regierungsgeschichte oder in den innern österreichischen Zuständen suchen wir vergeblich die Nachrichten, durch welche Hr. Menzel sonst die innern Verhältnisse deutscher Staaten in ein helles Licht zu setzen bemüht gewesen ist. Wir verwundern uns hierüber um so mehr, da wir über sie selbst, ihren Staat und ihren Hof grade in dem vom Verfasser beschriebenen Zeitabschnitte in den Papieren des nachmaligen preufsischen Grofskaszlers von Fürst, die Ranke in der Politisch-historischen Zeitschrift Bd. II. H. 4. S. 667 — 740 veröffentlicht hat, vortreffliche Belehrungen empfangen haben, und da in Raumer's und Hormayr's historischen Schriften anziehende Stoffe zu ihrer Charakteristik dargeboten sind.

IV. Diese letzte Rubrik läfst uns Hrn. Menzel's Befähigung zum Geschichtschreiber Deutschlands ganz besonders wahrnehmen. Denn er giebt hier ein schönes Zeugnifs eindringender Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur, warmer Theilnahme an ihrem Fortschreiten und aufrichtiger Betrübnifs über die Nichtachtung, welche sie von dem gröfsten Manne des Jahrhunderts erfahren hatte. Der Verfasser beginnt im neunten Capitel mit dem Aufschwunge, den im zweiten Jahrzehend des Jahrhunderts der Nationalgeist zur Poesie und schönen Redekunst nahm, erwähnt Gottsched's Verdienste um das deutsche Schriftthum, der französischen Literatur gegenüber und beklagt es, dafs die Deutschen mit dem politischen Gesammtleben auch den Sinn für ihre Gesammtgeschichte verloren und nur Theilnahme für Einzelnheiten, besonders solche, welche den Zwiespalt in den Gemüthern erweiterten, behalten hatten. Recht zweckmäfsig erneuert er hierauf das Andenken an den unter dem Namen des Realis de Vienna versteckten Karl Gabriel Wagner und an seine Schrift, welche seinen Landsleuten das Mifsverhältnifs ihrer geistigen Stellung zu den andern Völkern einleuchtend machen sollte. „Eines Volkes Ehre, heifst es hier unter anderm, hängt gröfstentheils an seiner Muttersprache: diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Ueber sie mufs man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern als über der zartesten Liebsten Ehre (S. 177). Weiter treten uns die damaligen Mängel der einheimischen Gelehrtheit entgegen, die keine deutsche, sondern eine lateinisch-redende war, der es vor allem an einem nationalen, von Ideen bewegten Leben und Denken fehlte, und die sich nur auf dem religiösen Gebiete in schöner Form und in edlen Gedanken zeigte. Ein Beleg dazu ist passend aus einer Predigt Mosheim's entlehnt, an die sich ein längeres Stück aus seiner Vorrede zu Nolten's Lexicon Antibarbarum anschliefst, wo derselbe gröfste damalige Meister der deutschen Rede seine Muttersprache von der deutschen Wissenschaft geschieden und die letztere unter der Alleinherrschaft des Lateins für immer festgehalten wissen will. In der Mitte des Jahrhunderts begann Klopstock den Deutschen eine neue Poesie hoher Gedichte und kühner Ausdrucksformen zu schaffen, Gellert traf in Versen und Prosa einen die Nation ansprechenden Ton und Lessing eröffnete seine Laufbahn mit Rettungen oder Vertheidigungen längst Vorsterbener (Simon Lemnius und Cochläus), über welche von den Wortführern des kirchlichen oder literarischen Parteihasses Unglimpf ausgeschüttet und später ungeprüft von einem Geschlechte auf das andre fortgepflanzt war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

Deutsche Geschichte unter Franz I. und Friedrich II. Von Karl Adolf Menzel. Auch unter dem Titel: *Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel.*

(Schluſs.)

Daſs unter so fröhlichen, bedeutenden Anfängen unsre Literatur, die von andern deutschen Fürsten geachtet wurde, grade bei Friedrich II. weder Schutz noch Beifall fand, war für sie von groſsem Nachtheile. Man konnte freilich dem Könige bei seiner Richtung nicht zumuthen, dem lyrischen Fluge Klopstock's zu folgen oder an Gottsched's und seiner Schule geschwätziger Leere Gefallen zu finden, „wenn aber, so schlieſst Hr. Menzel, damit seine gänzliche Nichtachtung der vaterländischen Literatur und Sprache, und die Ueberzeugung, die ihn nur in der französischen Literatur freie und ebenbürtige Geister, in Deutschen nur Knechte und Pedanten erblicken lieſs, gerechtfertigt oder entschuldigt werden soll, so tritt der edle Schatten Lessings entgegen, der in den Eigenschaften, durch die Friedrich zu den Ausländern hingezogen wurde, hinter keinem der letztern zurückstand, während er an Umfang des Wissens und Adel des Charakters wenigstens den am meisten bewunderten Voltaire weit übertraf." Die Richtigkeit dieser Bemerkungen unterliegt keinem Zweifel, aber wir hätten es nicht für überflüssig gehalten, in den Schluſsbetrachtungen über den siebenjährigen Krieg nachzuweisen, welch einen gewaltigen Einfluſs Friedrich II. trotz jener gleichgültigen Sinnesart auf das deutsche Schriftthum gehabt hat und wie durch ihn und durch seine Thaten der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Dichtkunst gekommen sei, den Hr. Menzel ja selbst bis dahin vermiſst hatte. Es ist Goethe's unbestrittenes Verdienst zuerst diesen merkwürdigen Gegensatz in seiner Lebensbeschreibung auf das Schönste hervorgehoben und dadurch eine Reihe werthvoller Aufsätze veranlaſst zu haben, als den von Preuſs (III. 327—355), eine Abhandlung über Friedrich's II. nationale Bedeutung in der deutschen Vierteljahrsschrift 1843. No. 13. S. 169—244 und eine dritte von Prutz im Liter. histor. Taschenbuche I. 428—433. Daher darf auch über die Kriegslieder eines preuſsischen Grenadiers nicht mit einer solchen Geringschätzung geurtheilt werden, als es auf S. 291 f. geschehen ist. Man muſs zwar zugeben, was schon Lessing sagte, daſs in diesen Liedern der Charakter des Grenadiers nicht immer gehalten ist und daſs der Patriot den Dichter öfters überschreit, aber sie sind doch durch den groſsen Inhalt eine Art historischer Denkmäler und nähern sich in ihrer kraftvollen und kunstlosen Sprache den bessern Volksliedern.

Die von uns gleich am Anfange dieses Artikels belobte Genauigkeit des Hrn. Menzel ist nur in sehr wenigen Stellen vermiſst worden. So würden (S. 212) bei der Erwähnung der von Friedrich II. benutzten Mittel, um sich Einsicht in die Pläne seiner Gegner zu verschaffen, die von Preuſs in seiner Anzeige der Schrift des Grafen von Schulenburg-Klosterroda: „einige Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges" niedergelegten Bemerkungen in diesen Jahrbüchern 1841. No. 59. 60. zu beachten gewesen sein, so wie wir auch die Erwähnung des gesandtschaftlichen Berichtes Mitchel's über die Ereignisse am Hofe Friedrich's im Jahre 1759, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, aus der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1844. H. 2. vergeblich gesucht haben. Waren diese Papiere auch schon von Lord Dover in seinem Leben Friedrich's benutzt worden, so ist die vollständigere Mittheilung derselben besonders anziehend, weil Mitchel, vielleicht kein Diplomat

Digitized by Google

im höhern Sinne des Worts, aber dem Könige sehr ergeben war und dessen volles Vertrauen besafs. Hin und wieder kommen kleine Unrichtigkeiten in Zahlenangaben vor, so auf S. 58, wo eine Briefstelle des Königs aus dem Jahre 1782 angeführt ist statt den 7. April des Jahres 1772 zu nennen, wie aus Preufs III. 253. hervorgeht, oder auf S. 366. Hier wird das Heer des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in der Schlacht bei Bergen als 70000 Mann stark angegeben: aber es waren nur 25000 Mann nach der Erzählung bei Preufs II. 201. und in der Geschichte des siebenjährigen Krieges vom preufsischen Generalstabe III. 245 ff. Einige Druckfehler haben wir auf S. 60. 88. und 279 wahrgenommen.

Für unsern Zweck, diesen neuen Band eines hinlänglich bewährten Geschichtswerkes im Allgemeinen nach Gehalt und Farbe zu charakterisiren, dürfte das, was wir herausgehoben haben, genügend erscheinen. Möge denn der Hr. Verfasser neben seiner sonstigen Thätigkeit auch ferner Gelegenheit finden, einen solchen Antheil des Historikers der Geschichte des deutschen Vaterlandes zu widmen!

K. G. Jacob.

XXXIV.

De P. Nigidii Figuli studiis atque operibus scripsit Martinus Hertz, ph. dr. aa. ll. m. in univ. Frid. Guil. Berol. litt. antiq. priv. doc. Berolini. MDCCCXLV.

Eine Schrift über Nigidius Figulus hatte Hr. H. unlängst in diesen Blättern in Aussicht gestellt. Ihr Erscheinen verdanken wir einer eingetretenen Concurrenz, deren wir uns eben so sehr freuen, als bedauern, dadurch kein den Gegenstand erschöpfendes Ganzes erhalten zu haben, so dafs nun auch hier dasselbe Schicksal waltet, das noch Lucilius und Varro trifft. Indem der Verf. seinem Mitbewerber, Julius Menzel, die Darstellung des Lebens und der Fragmente überliefs, giebt er uns in einer vollständigen Uebersicht der schriftstellerischen Leistungen ein anziehendes Bild der geistigen Eigenthümlichkeit dieses nur von Varro überstrahlten Mitgliedes der römischen Gelehrtenrepublik, überall mit gewohnter Umsicht und Gründlichkeit die allgemeinen Fragen nach Inhalt, Umfang und Plan der Schriften erörternd und an die verwandten Bestrebungen des Zeitalters anknüpfend. Danach tritt Nigidius als ein würdiger Nebenmann dem Varro zur Seite, wie dieser in einem langen Leben das ganze Gebiet damaligen Wissens bewältigend, aber in dem Erfolge seiner Thätigkeit von ihm verdunkelt. Während nämlich Varro seine umfassende Gelehrsamkeit durch eine zeitgemäfse Tendenz seiner Schriften fruchtbar machte, und selbst in der schönen Literatur durch eine Modification der nationalen Satire eine feste Stellung errang, scheint bei Nigidius die Rücksicht auf praktische Brauchbarkeit zurückgetreten zu sein und die Klarheit der Darstellung durch gedrängte Kürze und Subtilität gelitten zu haben, wenn man einen Vorwurf, den Gellius XVII, 7 den grammatischen Commentaren macht, mit ihm XIX, 14 auf den ganzen literärischen Charakter des Nigidius ausdehnt, wozu der Vf. S. 16 geneigt ist. Hinsichtlich der Objecte giebt Servius ad V. A. X, 175 Varro den Vorzug in der Theologie, Nigidius in communibus litteris, ein Urtheil, das für den letzteren Cicero bestätigt (de univ. 1.), und dessen Wahrheit auch noch für uns aus der Erwähnung und Würdigung seiner Schriften im Alterthum hindurchleuchtet.

Die Mannigfaltigkeit der Erörterungen, zu denen die betreffenden Werke des N. einluden, wird sich am besten durch eine kurze Uebersicht des Inhalts der vorliegenden Arbeit herausstellen, von der wir dann zur Besprechung einiger dem Philologen zunächst liegenden Puncte zurückkehren wollen.

Nachdem die früheren Leistungen für Nigidius und die dem Verf. zu Gebote stehenden handschriftlichen Mittel namhaft gemacht worden und eine Nachlese der bei Rütgers fehlenden Fragmente mitgetheilt ist, in der wir nur die Erwähnung bei Cramer Anecd. Oxon. T. III. 187 (S. Ztschr. f. d. A. W. 1843. p. 511) vermissen, beginnt die Darstellung mit den für die Bildungsgeschichte kargen Nachrichten, welche aufser einem wahrscheinlichen Aufenthalte in Griechenland auch die für die Geistesrichtung charakteristischen astrologischen Studien gleich im Eingange ergeben. Seine juristische Befähigung spricht die Theilnahme am Procefs des Antonius aus, in dem der Vf. S. 8 ihm die Rolle des judex quaestionis zuerkennt, seine Prätur im J. 58. vor Chr. und ein Gutachten über eine controverse Stelle der l. Atinia bei Gell. XVII, 7. Eine solche öffentliche Wirksamkeit war ohne rednerische Gabe nicht möglich, mit welcher er Cicero in den Catilinarischen Händeln unterstützte. Für die theoretische Beschäftigung mit der Eloquenz spricht die Schrift de gestu, bei Quintil. XI, 3, 143, die schon Spalding und Gräfenhan auf diesen Nigidius bezogen haben, was der Vf. S. 9 noch mehr zu begründen sucht. Umfangreiche, wenigstens 29 Bücher fassende commentarii grammatici repräsentiren die sprachlichen Studien, vorzüglich von Gellius und Nonius benutzt, von diesem letztern aber, wie der Vf. S. 18 will, nicht unmittelbar, sondern durch ein uns unbekanntes Mittelglied. An den schon erwähnten Tadel, welchen Gellius gegen dieses Werk ausgesprochen, werden auch die übrigen Urtheile des Alterthums für und wider Nigidius gereiht. Dabei fällt noch Gell. XVI, 6 neque tamen dixit apertius in die Wagschaale des Tadels und die sinnige Feinheit, welche Gellius zu loben nicht müde wird (X, 4 lepidum et festivum, XI, 11 lepide, XII, 14 itidem non illepide), hätte hier wohl einige Worte verdient, während sie S. 23 u. 44 nur in der Anmerkung leicht berührt ist. Die sprachphilosophische Tendenz der Commentare führt zur Betrachtung seiner pythagoreischen Richtung, die sich sowohl in seinen politischen Grundsätzen als naturwissenschaftlichen Werken kund giebt. Darum machte ihn Cicero zum Vertreter dieser Lehre im Timäus. Aus

Digitized by Google

seinen Schriften selbst aber tritt sie uns nicht in ursprünglicher Reinheit entgegen, sondern es ist das spätere Pythagoreerthum von mystischer Orphik und orientalischer Magierweisheit durchdrungen und aufgelöst. Seine astrologische Autorität bezeugt der bekannte Ausspruch über die Geburt des Octavianus und die Kirchenväter nennen ihn geradezu einen Magier. Um so auffallender ist es, dafs Letronne in allen diesen Nachrichten nichts auf eigentliche Astrologie bezügliches hat finden wollen, was S. 31 gerügt wird. Auch mit Etruskischer Divination zeigt sich Nigidius vertraut, denn von ihm rührt nach Lydus die βροντοσκοπία τοπικὴ πρὸς τὴν σελήνην angeblich aus einem Werke des Tages übersetzt. Ueber beider Antheil ist schwer zu entscheiden, da sich die Schrift stark mit christlichen Ansichten versetzt zeigt, und auch die Nachschrift, Nigidius habe dies diarium tonitruale nicht für ein allgemein Gültiges, sondern local Romaisches gehalten, mit einzelnen Stellen in Widerspruch steht S. 32. Aber dieselbe Richtung beglaubigt das von Gell. XVI, 6 citirte Buch de extis, und mit der Etruskischen Fulgurallehre beschäftigt sich auch ein Bruchstück aus der ὀνείρων ἐπίσκεψις bei Lyd. de ost. 45. Dagegen steht die Schrift de augurio privato, deren erstes Buch Gell. VI, 6 anführt, auf Romaischem Boden. Die dogmatische Theologie behandelte das wenigstens 19 Bücher zählende Werk de diis, dessen Ueberreste zu spärlich sind, um Plan und Behandlungsweise entwickeln zu lassen, das aber wohl ausführlicher war als die Varronische Darstellung in den letzten drei Büchern der antiquitates rerum divinarum. Worin sich beide unterscheiden, und worin Varros Vorzüge bestanden, läfst sich jetzt, bei einer gleichmäfsigen Zertrümmerung dieser Schriften nicht ausmachen. Es folgen S. 37 — 44 die physikalischen und mathematischen Werke, die, dem Philologen fern liegend, nur in ihren äufsern Umrissen betrachtet werden. Für die astronomischen Kenntnisse des N. zeugen die B. de sphaera et graecanica et barbarica d. h. Aegyptiaca, Sterndeutungen nach griechischer und ägyptischer Priesterlehre, in denen wahrscheinlich auch Abschnitte über errones (Planeten), antiscii (Antipoden) und Kometen Raum fanden. Ob der Verf. daselbst auch mit Recht die vier Bücher de ventis oder de vento unterbringt, bleibe dahingestellt. Besondere Achtung scheinen d. B. de animalibus genossen zu haben, die Plinius benutzte und derentwegen Nigidius von Cicero und Serenus Samonicus belobt wird. Auch die Anthropologie ging nicht leer aus, de hominum naturalibus l. IV citirt Servius ad V. A. I, 178. Den Schlufs machen die subditicia S. 45 — 50. Ein besondrer Commentar zu Terentius, den Manutius u. A. angenommen, wird als nirgend namentlich erwähnt, mit Schopen und Ritschl verworfen, die Behandlung Terentianischer Verse den grammatischen Büchern zugewiesen. Eben so unnöthig erscheint die Annahme eines Commentars zu Virgilius Aeneis, die Mai auf eine noch dazu dunkle Sigle der Varoneser Scholien hin ausgesprochen hat. Die Unwahrscheinlichkeit ist vom Verf. aus den Zeitverhältnissen dargethan, und die etwa einen Anhalt bietenden Fragmente werden gleichfalls in die grammatischen Commentare versetzt. Bei Gellius XVI, 6 aber, wo der Commentar des Higinus zu Virgilius citirt wird, ist schon deshalb nicht an eine Verwechslung mit Nigidius zu denken, weil der Schriftsteller dann mit sich selbst in Widerspruch geriethe, da er kurz vorher gesagt: neque tamen dixit apertius cur videntes. Den Kanon des Volcatius Sedigitus legen die Plautinischen codd. einstimmig dem Nigidius bei. Den Grund der Verwechslung, welchen schon Ritschl vermuthet, nämlich eine Corruption des Namens bei Gellius, bestätigt der Verf. aus den Dresselschen Papieren. Unter den Historikern erscheint Nigidius nur durch einen Druckfehler in Glandorps Onomasticon, durch den sich nur ein leichtgläubiger Franzose hat verleiten lassen. Halieutica hat Jo. Pincius Valerianus dem Nigidius zugeschrieben, ohne dafs die Quelle dieser Annahme bekannt wäre, vielleicht nur, weil in den Büchern de animalibus auch von Fischen die Rede war, und eben so grundlos hat Voillaret bei Bayle ihn mit einer Schrift de remediis amoris beschenkt. Eine Namenverwechslung mit Ovidius liegt wenigstens bei jenem nicht zu Grunde.

In diesem Ueberblick bildet die Betrachtung des Inhalts, der Gliederung und Tendenz der commentarii grammatici einen sorgfältigen Beitrag zur Geschichte der römischen Grammatik (S. 9 — 23), bei welchem wir noch ein wenig verweilen. Dem Resultate des Verf.'s (S. 10. 16. 21), dafs das reiche Material dieser Schrift nach keinem System geordnet gewesen, sondern dafs die einzelnen Bücher, ohne Einheit und festen Plan im Ganzen zu verfolgen, aus einer Mannigfaltigkeit gesonderter Beobachtungen bestanden, die sich indefs zuweilen zu Abhandlungen ganzer Lehren ausgedehnt haben mögen, sehen wir uns genöthigt zu widersprechen, obgleich wir uns bescheiden müssen, das Gegentheil, das System des Werkes, nicht nachweisen zu können. Natürlich ist die Frage nach dem grammatischen System, das Nigidius in sich trug, eine ganz andere und der Verf. selbst spricht ihm eine tiefe philosophische Ansicht, die überall nach dem Grund und Wesen der sprachlichen Erscheinungen fragte, nicht ab (S. 12. 22). Aber wie bei solcher Voraussetzung ein Einflufs auf die Gestaltung des grammatischen Stoffes schwerlich ausbleiben konnte, dessen Wahrnehmung eben zu jener berechtigt, so wird auch das durch den Gegenstand selbst gegebene natürliche System, dessen Befolgung der Verf. S. 16 leugnet, nicht spurlos geblieben sein. Den Beweis für seine Ansicht führt der Verf., indem er theils an den mit namentlicher Angabe des Buches erhaltenen Fragmenten zeigt, wie über denselben oder verwandten Gegenstand an verschiedenen Stellen gehandelt ist, theils mit Hinzuziehung aller übrigen ohne Angabe ihres Standpunctes vorhandenen Bruchstücke darthut, dafs sich leicht eine systematische Anordnung bilden läfst, in der kein Abschnitt der Grammatik leer ausgeht. Daraus würde freilich eine willkürliche Mischung geschiedener und zusammengehöriger Elemente folgen. Aber uns scheint weder das eine noch das andre erwiesen. Ohne ein Gewicht darauf zu legen, dafs der Vf. S. 10 die Zahl von 30 Büchern, die nicht bezeugt ist, annimmt, wie auch S. 35 für das Werk de diis die gerade Zahl von 20 B. vorgezogen wird, wofür an keiner Stelle triftige Gründe vorgebracht sind, scheint uns eine solche runde Zahl vielmehr eine vorausgegangene Disposition des Gegenstandes anzudeuten, als aus zufälligem Anwachsen des Stoffes und etwa nur räumlich nothwen-

Digitized by Google

dig gewordener Eintheilung hervorgegangen. Zunächst fällt es auf, dafs aus den ersten 8 Büchern kein namentliches Citat vorhanden ist. Daraus wird man auf einen merklichen Ausfall in den mit Angabe des Buches citirten Bruchstücken schliefsen dürfen. Und wirklich findet sich unter diesen nichts auf Substantiva Bezügliches, die doch nach Gell. X, 4 nicht beiläufig behandelt waren, denn die Fragmente des 24sten Buches bei Gell. XIII, 25 ziehen Substantiva nur als Beispiele für Accentlehre und Orthographie an. Dagegen tritt als Kern der Schrift in den Citaten aus den Büchern 9, 10, 11. die Lehre vom Verbum hervor. Das Fragment des 11ten Buches behandelt zwar Adjectiva, aber verbalia auf osus, im 20sten begegnen uns zwar Adverbia, aber von Verbis abgeleitete, ohne dafs indefs hier und dort die von Substantiven stammenden nicht berücksichtigt wären. Ein planmäfsiger Fortschritt scheint sich ferner darin auszusprechen, dafs, während im 9ten und 10ten Buch die Form des Verbum besprochen wird, im 23sten und 25sten Ableitung und Zusammensetzung hervortreten und eben so im 29sten zusammengesetzte Adjectiva. Der Verf. dagegen urgirt die Disharmonie, wenn er vermittelnde Bindeglieder für die ganz abgerissenen Bruchstücke nicht in Anschlag bringt. Andrerseits scheint er wieder zu vorsichtig, wenn er dem Inhalte nach zusammenpassende, aber ohne Buch citirte den in bestimmten Büchern stehenden nicht zuzuweisen wagt (S. 12). Denn hier kömmt hinzu, dafs die Fragmente über die Adjectiva auf osus bei Gellius in auf einander folgenden Büchern stehn, III, 12 und IV, 9 und auch infestus IX, 12 gleich X, 5 die Stelle aus dem 29. Buch über locuples und avarus folgt. Denn aus der Dislocation bei Gellius braucht nicht auch auf eine Trennung in verschiedenen Büchern des Nigidius geschlossen zu werden, da wir bei ihm auch sachlich Zusammengehöriges, das er derselben Quelle entlehnte, in entlegene Bücher vertheilt finden. Eine eigentliche ars scheint, wie auch der Titel ausspricht, des Nigidius Werk nicht gewesen zu sein, eben so wenig mag das Princip der Analogie, zu dem er sich bekannte, überall das leitende gewesen sein, aber auch so schimmert durch den zerrissenen Bau seiner Commentare eine Ordnung und Entwicklung hindurch, welche den vom Verf. S. 21 für einzelne Fälle ausnahmsweise zugegebenen Zusammenhang auf das Ganze auszudehnen erlaubt. Eine Bestätigung seiner Ansicht findet derselbe in den Worten des Gellius XVII, 7 sed anguste perquam et obscure disserit, ut signa rerum ponere videas ad subsidium magis memoriae *suae* (welches Wort im Texte S. 16 ausgefallen ist), quam ad legentium disciplinam. Aber diese Worte, der einzige Aufschlufs aus dem Munde des Alterthums über unser Werk, geben, wenn man sie nicht auf eine einzelne Stelle bezieht, sondern als Gesammturtheil ansieht, der Hypothese von der Systemlosigkeit keine Haltung. Nur der Vorwurf der Dunkelheit und Gedrängtheit ist ausgesprochen, die sich, statt einer ausführlichen Darstellung, mit den Umrissen der Gedanken begnügte. Danach werden wir uns das Werk als ein skizzenhaftes zu denken haben, das die Resultate der Untersuchung enthielt, ohne die für den Verf. selbst leicht zu ergänzenden Mittelglieder, mochte es nun als ein Repertorium zu eigenem Gebrauche angelegt sein, oder zu künftiger Ausführung und Herausgabe bestimmt. Aber in jedem Falle ist die Bedingung für ein subsidium memoriae Ordnung und Planmäfsigkeit.

Eben so wenig können wir der Annahme des Verf.'s von einer doppelten Recension dieser Bücher (S. 20) beipflichten. Sie soll sich aus Gellius XII, 14 ergeben: atque erat qui diceret legisse se in grammaticis commentariis P. Nigidii, *saltem* ex eo dictum quod esset *si aliter*: idque ipsum dici solitum per defectionem, nam plenam esse sententiam si aliter non potest. Sed id nos in isdem commentariis Nigidii, quum eos non, opinor, incuriose legissemus nusquam invenimus, als der einzige Ausweg zwischen der durch andre Etymologieen des Nigidius doch nicht hinlänglich gesicherten Autorschaft desselben für die vorliegende, und der auch sonst von Gellius versicherten genauen Lesung der Nigidianischen Commentare. Aber eine dieser Aeufserungen giebt zugleich den Maafsstab für das Verständnifs der in Rede stehenden ab. Gell. XVIII, 4 etyma quoque harum vocum et origines scripta esse dicebat (Apollinaris Sulpicius) in libris Nigidianis quos requisitos ego et repertos cum primarum significationum exemplis, ut commentariis harum noctium inferrem, notavi, et intulisse jam me aliquo in loco commentationibus istis existimo. Die Einsicht, welche wir von hier in die Studirmethode und Gedächtnifsstärke des Gellius erlangen, wird durch seine Worte XIX, 14 sicuti sunt, quae *paulo ante* legimus in commentariis ejus, quos grammaticos inscripsit, nicht zu seinem Vortheile sich ändern, sondern auch gegen seine Versicherungen vorsichtig machen. Er hatte die Schrift des Nigidius früher gelesen (quum — legissemus) und erinnerte sich nicht die Etymologie von saltem gefunden zu haben. Er fand sie nicht in seinen Excerpten und schwerlich waren ihm die comment. gramm. zur Hand, um sich seiner Behauptung zu vergewissern. Somit glauben wir, ist es rathsamer einen Gedächtnifsfehler des Gellius anzunehmen, der um so begreiflicher wird, wenn des Nigidius Werk die angedeutete Beschaffenheit hatte.

Der gelehrte Kreis, welcher im Ausgange der römischen Republik grammatisch-antiquarische Studien pflegte, hat durch diesen Beitrag über Nigidius eine angemessene Vervollständigung erhalten, und es ist zu wünschen, dafs der angekündigte Nachtrag nicht zu lange sich erwarten lasse. Aber so nothwendig und willkommen alle Beiträge zu einer Universalgeschichte der römischen Grammatik sind, ihre Zeit scheint noch fern zu liegen, so lange der Mittelpunct in diesem Kreise fehlt. Ohne darum das für Varro neuerdings von mehrern Seiten Geleistete gering anzuschlagen, stellt sich doch die Frage immer dringender: „Wer ist der Mann, ihn ganz heranzubringen"? —

Mercklin.

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1846.

XXXV.

Aus dem Leben des Königlichen Preufsischen General-Lieutenants Friedrich von Sohr, aufgezeichnet von H. Beitzke, Major a. D. Berlin, 1846; bei E. S. Mittler. (261 S. Preis 1 Rthlr. 12 Sgr. 6 Pf.)

Wir erhalten unter diesem Titel die Lebensbeschreibung eines unserer tapfersten Reiteranführer in der Heldenzeit des Befreiungskampfes, und sind dafür dem Hrn. Verf. um so mehr verpflichtet, als wir ohne den Fleifs, mit welchem er die Mittheilungen des Generals von Sohr bei Lebzeiten desselben aufzeichnete, wahrscheinlich nie eine zusammenhängende Biographie dieses kühnen Reiterofficiers erhalten haben würden. Erscheint es doch kaum glaubbar, und es ist dennoch leider nur zu wahr, dafs wir nach einem mehr als dreifsigjährigen und obenein so schreibseligen Frieden noch keine Lebensbeschreibung von Gneisenau, York, Bülow, Kleist, Tauentzien u. s. w. besitzen, wonach zu befürchten steht, dafs ein treues Bild dieser gewaltigen Träger jener grofsen Zeit für die Nachwelt verloren gehen wird.

Zwar bewahrt die Kriegsgeschichte die Grofsthaten derselben treu in ihren Blättern auf, aber die anziehende Persönlichkeit der Helden, die Schicksale ihrer Jugend, welche sie früh zum Manne reiften, ihre ersten Thaten, wodurch sie sich die Sporen verdienten und an welche sich die spätern anreihten, bleiben unaufgezeichnet, und doch gewährt es so unendlichen Reiz, ein mächtig gewordenes Volk und einen Mann, der sich einen ruhmvollen Platz in der Geschichte seines Vaterlandes erworben, von seiner Wiege bis zu dem höchsten Gipfel seiner Thatkraft zu verfolgen.

Der Vf. des vorliegenden Werkes ist, soviel wie uns bekannt, noch nicht öffentlich als Autor aufgetreten, und wir haben es so mit dem Erstlinge seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu thun.

Es ist übrigens keine leichte Aufgabe, die Biographie eines Officiers zu schreiben, welcher, wie der General v. Sohr, ohne die Fäden der grofsen Ereignisse selbst zu leiten, oftmals an der Spitze seiner Husaren mit kräftiger Faust in den Gang der Schlachten und Gefechte eingegriffen hat, will man nicht die Erzählung ganzer Feldzüge wiederholen oder im Gegensatz davon dem Leser nur einzelne Bruchstücke geben, welche aufser Zusammenhang mit dem Ganzen nicht mehr fesseln können, als vereinzelte Glieder einer unverbundenen Kette.

Diese hier erwähnte Schwierigkeit besiegt der Vf. mit grofsem Geschick. Er hat die Thaten seines Helden so in Zusammenhang mit den gröfseren Weltereignissen gebracht, dafs sie einer richtigen Würdigung nicht entgehen können, ohne dafs der Leser durch einen zu breiten Rahmen von dem eigentlichen Gemälde abgezogen würde.

Dahingegen verfällt der Herr Verf., wie so viele seiner Vorgänger, in den Fehler, welcher freilich keine der unedelsten Schwächen des Menschen ist, dafs er sich gewissermafsen für verpflichtet hält, nicht allein alle Vorzüge seines Helden in's hellste Licht zu stellen, sondern auch die Fehler desselben mit aller ihm zu Gebote stehenden Dialektik zu vertheidigen. Die Biographie ist aber kein Nekrolog, keine Grabrede, welche dem Dahingeschiedenen nur das Gute nachruft, sondern sie soll ein treues Gemälde sein, dessen Werth ein um so gröfserer wird, je wahrer es dem Original nachgezeichnet wurde.

Da die kühnen Reiterthaten des Generals v. Sohr nur wenigen Lesern treu vor Augen stehen dürften, so hofft Ref., dafs die folgenden Mittheilungen um so weniger unerwünscht sein werden, als man durch diesel-

Digitized by Google

ben auch einen Ueberblick über das in Rede stehende Werk selbst erhält.

Friedrich George Ludwig von Sohr war am 22. März 1775 zu Berlin geboren und begann seine Laufbahn bei noch nicht zurückgelegtem 14. Jahre in dem so berühmten Zietenschen Husaren-Regimente. Als Kornet machte er die Rheincampagne und in derselben die glänzenden Gefechte seines Regiments mit. Im folgenden Jahre 1793 wurde er bei Kaiserslautern schwer verwundet und erhielt für die hier und bei spätern Gefechten bewiesene Tapferkeit in einem Alter von 20 Jahren den Orden pour le mérite.

Während des folgenden Friedens erhielt Sohr zweimal 1802 und 1804 den schwierigen Auftrag, Remonten aus der Moldau zu holen. Der Hr. Verf. beschreibt die Reisen dahin, den Remonteankauf und den Transport der noch in voller Wildnifs lebenden Pferde mit grofser Ausführlichkeit, und jeder Leser wird diese lebendige Schilderung mit grofsem Vergnügen lesen.

Während im Herbst 1806 die preufsischen Heere in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt vernichtet wurden, befand sich Sohr in Schlesien, um daselbst Remonten für sein Regiment in Empfang zu nehmen, und nach Berlin zu befördern. Der Weg dahin war aber bereits vom Feinde verlegt und nur der seltenen Kühnheit und Entschlossenheit Sohrs gelang es, die dem Vaterlande jetzt so werthvollen Pferde mitten durch feindliche Reihen der Franzosen hindurch nach Preufsen zu bringen. Als die Hochselige Königin den kühnen Reiter unweit Wehlau sah, reichte sie ihm mit den schmerzlichen Worten die Hand zum Kufs: „Wenn Alle so muthig und entschlossen gehandelt hätten, so wären wir nicht hier." — Der König ernannte ihn zum Stabs-Rittmeister und übertrug ihm die Bildung einer Schwadron, welche der Stamm des später so berühmten Brandenburgischen (jetzigen dritten) Husaren-Regiments wurde.

Das Jahr 1813 fand Sohr, in einem Alter von 37 Jahren, an Erfahrungen reich, in seiner besten Manneskraft als Major an die Spitze einer Eskadron gestellt. Bei Bautzen zeichnete er sich durch bewundernswürdige Kaltblütigkeit aus; nach dem Waffenstillstand erhielt er interimistisch das Commando des Brandenburgischen Husaren-Regiments, und der Ruf dieser tapfern Schaar, nicht unähnlich der alten Zietenschen, von welcher sie abstammt, ist sein Werk.

Der 16. October, der Schlachttag von Möckern, ist Sohr's Ehrentag. Er stürzte sich, durch Pulverdampf gedeckt, mit 3 Schwadronen in dem Moment auf die französische Infanterie, als diese im Begriff war, das Dorf Möckern den letzten intacten preufsischen Truppen zu entreifsen, und entschied durch die glückliche Benutzung des richtigen Augenblickes mit einer Hand voll Tapferen das Schicksal dieses blutigen Tages. Nachdem er von seinen, bei diesem Kampfe erhaltenen Wunden geheilt, ward er aufser der Tour zum Oberstlieutenant und wirklichen Commandeur des Regiments ernannt, welches er im Jahre 1814 ruhmvoll bis Paris führte. Charakteristisch ist Sohrs Verhalten in dem Gefechte bei la Chaussée am 3. Febr. 1814, worüber wir S. 108 Folgendes lesen:

„Als das Regiment zum Angriff vorging und Galop geblasen war, wollte ein Lieutenant, Graf v. d. S., kürzlich erst aus sächsischen Diensten übergetreten, sich besondere Lorbeeren erwerben. Er schwang den Säbel, rief: „Mir nach!! mir nach!!" und setzte sein Pferd in Carriere. Die zweite Schwadron, bei welcher er stand, machte Miene ihm zu folgen, wodurch die Richtung natürlich verloren ging. Als Sohr dies bemerkte, liefs er sogleich das Signal „Trab" geben und wartete mit Fortsetzung der Attaque so lange, bis sich sein Regiment wieder in geschlossener Richtung gesammelt hatte, wodurch nur allein ein Einbrechen in den Feind möglich wird. Nachdem die Affaire vorüber war, liefs Sohr die Officiere seines Regiments zusammenrufen und redete den Lieutenant Graf v. d. S. folgendermafsen an: „Sie haben sich heute als ein Mann von Muth gezeigt und ich schätze solche Männer, aber ich bin auch kein Hundsfott, und lassen Sie Sich dergleichen, wie Sie heut gethan, nämlich mir im Commando vorzugreifen, noch einmal einfallen, so riskiren Sie, dafs ich Sie vor der Front herunterhaue; danach richten Sie Sich!""

Im Gefecht bei Chateau-Thierry (12. Febr.), in welchem Napoleon die Corps von York und Sacken mit namhaftem Verluste zum Rückzuge auf das rechte Marne-Ufer zwang, eilte Sohr mit seinem Husaren-Regiment dem tapfern Füsilier-Bataillon des Leibregiments, welches die Arriergarde bildete, und ohne den heldenmüthigen Beistand der Brandenburgischen Husaren durch die feindliche Cavallerie aufgerieben worden wäre, ritterlich zu Hülfe. Die Officiere dieses Batail-

Digitized by Google

lons trugen, voll Bewunderung für ihren Retter, einstimmig auf eine Auszeichnung an, und Sohr erhielt in Folge dessen das eiserne Kreuz erster Klasse.

Nach dem ersten Pariser Frieden bezog Sohr mit seinem Regiment Kantonnirungen in der Normandie zwischen Boulogne und Calais, und hatte die Ehre, Ludwig XVIII., welcher in Calais landete, zu empfangen und bis Abbéville zu eskortiren. Ludwig XVIII. gab Sohr beim Abschiede das Versprechen, ihm später eine Auszeichnung zukommen zu lassen, die aber nie erfolgt ist.

Im Jahre 1815 erhielt Sohr das Commando einer Brigade, bestehend aus seinem eigenen und dem pommerschen Husaren-Regiment, und wohnte in dem kurzen, aber höchst energischen Feldzuge dieses Jahres allen kriegerischen Vorfällen bei, die darin vorgekommen sind. In den Schlachten von Ligny, Wawre und Belle-Alliance erwarb er sich neue Lorbeeren. Um so schmerzlicher war dann die am Schluſs des Krieges durch eine Kette widriger Umstände herbeigeführte Niederlage bei Versailles, in welcher seine Brigade vernichtet wurde.

Sohr erhielt nämlich am 29. Juni, wo er unweit Gonesse etwa 1 Meile nördlich von Paris stand, von Gneisenau folgende Ordre:

„Ew. etc. wollen mit Ihren beiden Husaren-Regimentern früh um 5 Uhr aufbrechen, und über Montmorency nach St. Germain marschiren und dort die Seine passiren; übermorgen wollen Sie Sich dann so dirigiren, daſs Sie auf der Straſse zwischen Paris und Orleans eintreffen, um die Communication zwischen Paris mit dem Innern zu unterbrechen" u. s. w.

Sohr erreichte am Nachmittag des 30. Juli Saint Germain und fand die Brücke bereits von preuſsischen Truppen besetzt. Am folgenden Tage rückte er um 10 Uhr des Morgens in Versailles (1 Meile südlich von Saint Germain) ein und verlieſs diesen Ort erst nach einem sechsstündigen Aufenthalte, um sich von da östlich gegen die Straſse von Orleans zu wenden.

Unterdeſs aber hatte man französischer Seits von Paris aus den Marsch der Brigade beobachtet und den Entschluſs gefaſst, sie durch überlegene Streitmittel aufzuheben. Kaum hatte daher Sohr Versailles im Rücken, als er auf überlegene Kavallerie stieſs, welche ihn trotz der Tapferkeit seiner Husaren zum Rückzuge zwang. Sohr zog sich auf demselben Wege zurück, welchen er zum Hermarsch genommen; ¼ M. (südlich) hinter Versailles aber sah er sich auch im Rücken von Kavallerie, Artillerie und Infanterie eingeschlossen und alle Wege zum ferneren Rückzuge verlegt. In dieser verzweifelten Lage machte Sohr mehrere Versuche, sich durchzuhauen, aber vergebens. Die Anerbietungen, sich zu ergeben, wies der tapfere Reiter jedoch stolz zurück. Da rief ein französischer Kavallerie-Officier ihm zu: „Nehmen Sie Pardon oder ich schieſse Sie todt!" worauf Sohr, ihm den Rücken zuwendend, erwiderte: „Schieſsen Sie zum Teufel!" Der Officier schoſs, die Kugel traf in die rechte Hüfte, Sohr wurde gefangen und mit ihm der Rest seiner Brigade, welche im Ganzen etwa aus 6—800 Mann bestanden haben mag.

Das Damitz-Grolman'sche Werk, welches den Feldzug 1815 behandelt, läſst dem General von Sohr alle Gerechtigkeit in Hinsicht seiner Tapferkeit widerfahren, greift aber seine sonstigen Maaſsregeln hart an. Der Herr Verfasser hingegen weiset jeden Tadel zurück und schiebt die Schuld auf die höhern Befehlshaber, welche Versailles hätten besetzen sollen.

Es ist nicht zu leugnen, der Herr Verfasser ist im Besitz gröſserer Details, als das Damitz-Grolmansche Werk, und so manche Beschuldigung desselben zerfällt durch die Aufstellung bis jetzt unbekannter Thatsachen in Nichts. Dahingegen kann es der ausgezeichneten Dialektik des Herrn Verfassers nicht gelingen, Referenten zu überzeugen:

1) daſs Sohr sich nicht hätte als Partheigänger, also auf seine eigenen Kräfte beschränkt betrachten müssen;

2) daſs der Weg über Versailles der recht gewählte war. Sohr sollte die Verbindung zwischen Paris und Orleans unterbrechen; und ist es bei einem solchen Auftrage schon im Allgemeinen nicht rathsam, bewohnte Orte zu berühren, um so viel weniger bei so geringen Streitmitteln eine Stadt wie Versailles, welche den erhaltenen Auftrag mehr als auf eine Art durchkreuzen konnte.

Ob dem General Sohr aber wegen des zum Rückzuge gewählten Weges ein Vorwurf gemacht werden kann, wie in dem Damitz-Grolmanschen Werk geschieht, kann Referent nicht entscheiden, denn so freie Wahl

Digitized by Google

wie der Befehlshaber gröfstentheils über den Weg zum Angriff hat, so häufig liegt die Richtung des Rückzuges aufser seiner Machtvollkommenheit.

3) dafs der sechsstündige Aufenthalt von 10 bis 4 Uhr in Versailles, während dem, wie wir jetzt wissen, es den Franzosen gelang, über die zum Angriffe bestimmten Puncte zu verfügen, ein durch die Umstände gebotener gewesen sei.

Der damalige Oberstlieutenant von Sohr beschäftigte sich in dieser Zeit, die National-Garde zu entwaffnen, sich in Besitz eines feindlichen Kavallerie-Depots zu setzen, wie wir bei Damitz Thl. II, S. 130 lesen, und die reiche Verpflegung, welche von Seiten der Legitimisten den Husaren gereicht wurde, mag auch den Aufbruch nicht beschleunigt haben.

Man kann es unter solchen Umständen wohl verzeihlich finden, dafs sich Sohr durch die obwaltenden Verhältnisse während einiger Stunden von seinem eigentlichen Zwecke, der freilich mit Versailles nichts gemein hatte, abziehen liefs, ja, unter hundert Fällen, die keine so traurigen Folgen gehabt hätten, würde die nach dem Erfolge urtheilende Menge den Officier seiner Umsicht wegen belobt haben; indessen läfst es sich bei einer vorurtheilsfreien Beurtheilung doch nie rechtfertigen, wenn der Soldat, um Nebenzwecke zu erreichen, nur einen Augenblick seinen Hauptzweck aus dem Auge verliert.

Der Herr Verfasser ist jedenfalls durch die Tapferkeit des Herrn von Sohr bestochen, und diese bewies sich auch an diesem Unglückstage glänzend.

Bei Gelegenheit der Gefangennehmung Sohr's lesen wir S. 158 eine Anmerkung, welche Referent nicht umhin kann auch hier mitzutheilen. In dem Gefechte (bei la Chesnay, wo Sohr gefangen wurde) blieb auch der Sohn des Generals York. Er wollte keinen Pardon nehmen, sondern antwortete seinem Gegner kühn: „Point de pardon, je m'appelle York!"

Mit einem wohlthuenden Gefühle lesen wir auf den folgenden Seiten, wie die Franzosen die Tapferkeit auch beim Feinde ehrend, Sohr während seiner Krankheit ausgezeichnet pflegten, aber trotzdem nicht ohne Schadenfreude, dafs das berühmte Schlacht-Rofs des Generals, der „Cirkassier", die französische Ordonnanz, welche es nach Sohrs Gefangennehmung bestieg, sogleich herunterwarf.

Von den spätern Schicksalen Sohrs erwähnen wir nur, dafs er aufser der Tour am 3. Octbr. 1815 Oberst und am 30. März 1820 General-Major ward, dafs er die Lehr-Eskadron gründete, 1825 die 4. Kavallerie-Brigade in Stargard und am 9. Januar 1832 als General-Lieutenant den von ihm erbetenen Abschied erhielt. — Am 10. September 1845 endigte Sohr zu Stargard sein thatenreiches Leben, für dessen Mittheilung wir nochmals dem Hrn. Verfasser danken.

v. Witzleben.

Gegenerklärung.

Herr Professor Bernhardy hat es übel empfunden, dass ich mich offen gegen einen versteckten Angriff von seiner Seite gewehrt. Es giebt eine Klasse älterer Gelehrten, welche auf jüngere mit einer seltsamen Anmafsung niedersehen; diese erlauben sich dann unbedenklich, wie Herr Bernhardy in Nr. 15. dieser Zeitschrift thut, auf folgende Weise zu schliessen: „Ich kenne die Schriften von N. N. ganz und gar nicht; ich habe in meinem Werke die Schriften von N. N. nirgends erwähnt, weil sie zu schlecht sind, um die Erwähnung zu verdienen." Also: „ich kenne sie nicht, verurtheile sie aber". Eine Logik, eine Humanität, eine Wahrheitsliebe, welche das Publikum, ohne Kenner zu sein, zu würdigen wissen wird.

Leipzig, den 3. März 1846.

Dr. ***Minckwitz.***

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

XXXVI.

Oliver Cromwell's Letters and Speeches, with Elucidations. By Thomas Carlyle. 2 Vols. London, 1845; *Chapman and Hall.* 8.

Vor einiger Zeit wurde in den englischen Tagesblättern die Frage besprochen, ob unter den in den neuen Parlamentshäusern aufzustellenden Statüen der Herrscher über Grofsbritannien Cromwell's Bildsäule ein Platz gebühre, und die gewichtigsten Stimmen sagten Nein — nicht blos weil es unpassend, einen Königsmörder neben Könige zu stellen, sondern auch weil Cromwell's Charakter jedenfalls ein zweideutiger. Die mit dem Rechte der Entscheidung betraute Commission hat inzwischen den Ausspruch gethan, dafs, statt in der Reihe der Könige, Cromwell's Statüe ihren Platz unter den grofsen Männern erhalten solle. Inwiefern jene Frage für Thomas Carlyle eine Veranlassung gewesen ist, den „grofsen" Cromwell gegen die seinem Charakter gemachten Vorwürfe zu vertheidigen, oder ob es Zufall, dafs sein Werk unter oben gegebenem Titel, in welchem er die Rechtfertigung unternimmt, mit der Erledigung jener Frage zusammentrifft, liegt nicht vor und hat auch keine wissenschaftliche Bedeutung. Wichtiger ist, dafs er seinen Beweis aus Urkunden führt, „aus Oliver Cromwell's Briefen und Reden", und dafs er ziemlich vollführt, was er unternommen.

Vielleicht hat kein denkender Kopf irgend eine der gangbarsten Geschichten Cromwell's und seiner Zeit gelesen, ohne gegen die mifsgünstige Schilderung seines Charakters Verdacht zu schöpfen, wäre es auch nur in Folge der unwillkührlich sich aufdringenden Vermuthung, dafs schon der natürliche Abscheu vor Mord überhaupt und vor Königsmord insbesondre den Mann sammt den Ereignissen, deren Lenker und Führer er war, in falsches Licht gestellt und dadurch ein schiefes Urtheil über ihn vermittelt haben dürfe. An der ganzen Wahrheit hat indefs wohl Keiner gezweifelt, Jeder von dem, was ihn Uebertreibung dünkte, ein beliebiges Quantum abgezogen und zuletzt ein Bild sich geschaffen, das in den Hauptzügen dem beargwöhnten immer noch ähnlich blieb. Anders Carlyle. Sein Werk macht auch das Letzte, was für wahr gegolten, zur Lüge, zerreifst jedes Bild, dessen Farben, wenn auch noch so behutsam, den gewöhnlichen Schildereien entlehnt sind, und entwirft eine Zeichnung, die in allen wesentlichen Theilen verschieden und neu ist. Damit bietet es aber dem Geschichtsforscher, und nicht ihm allein, einen Stoff, wie er nach allen Richtungen hin reichhaltiger kaum geboten worden sein kann. —

Das erste beste Geschichtsbuch sagt ungefähr an, in welchem Rufe Cromwell gemeinhin steht. Sohn einer achtbaren Familie schweifte er frühzeitig aus, hüllte sich in den Mantel der Religion und spielte den Heiligen so geschickt, dafs er die Frömmsten täuschte; vernachlässigte seine Vermögensangelegenheiten und gerieth in Noth; Armuth machte ihn zum Rebellen; der Rebell wurde Fanatiker, aus dem Fanatiker ein Ehrgeiziger; vom Zufall begünstigt und von Kabalen unterstützt erhob er sich auf den Trümmern seines Vaterlandes, wadete durch Blut zur höchsten Gewalt, liefs durch kein Verbrechen sich von Verfolgung seiner Plane abschrecken, erlag am Ende seiner Laufbahn den Qualen der Reue, führte zwar seit seiner Verheirathung einen sittlichen Wandel, ist und bleibt jedoch — in den Worten eines der verbreitesten englischen Schulbücher, „Dr. Mavor's History of England" — „ein Gemisch aller Laster und Tugenden, deren Quelle ungezügelter Ehrgeiz und wilder Fanatismus ist".

Was sagt Carlyle? — Er sagt: alle Lebensbeschreibungen Cromwells sind ebenso viele Erbärmlichkeiten. Eine Kritik dieser armseligen Machwerke kann

Digitized by Google

sich darüber nur schmerzlich äufsern. Sie übertreffen an Stupidität alle Verherrlichungen, die irgend ein Held auf Erden erfahren. Sie verdienen kurzweg vergessen, mit christlicher Milde begraben zu werden." Es wäre gewagt, ihm zu widersprechen, denn nicht genug dafs er sämmtliche Original-Biographieen gelesen zu haben versichert, wirft er auch mit sehr groben Redensarten um sich. So nennt er den bekannten James Heath ein Aas, „Carrion-Heath. Er hat keine Seele, ausgenommen so viel, sich kein Salz kaufen zu müssen. Inwendig ist er Aas, nicht Menschlichkeit." Dergleichen Phrasen müfsten der beabsichtigten Beweisführung schaden, wenn diese nicht reiner Urkundenbeweis wäre. Da sie der ist, bleibt blos die grobe Manier zu bedauern, und damit versöhnt wieder der unglaubliche Fleifs des Verfassers, seine ehrliche Aufrichtigkeit und sein unermüdetes Bestreben, den Inhalt der Documente wie ihre Bezeichnungen dem Leser klar zu machen.

Die in Frage stehenden Briefe und Reden erscheinen nicht zum ersten Male. Sie sind schon früher herausgegeben worden, aber in einer Weise, die schlimmer als nutzlos, denn sie stellt den Schreiber und Redner als einen unwissenden, albernen Menschen hin und läfst das Räthsel ungelöst, wie es einem Solchen gelingen konnte, Parlamente zu überzeugen, talentvolle Autoren und verständige Männer für sich einzunehmen, die Geschicke eines grofsen Volks zu lenken und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt zu erregen. Die Briefe und Reden sind zum Theil unverständlich. Also gab Carlyle sich auf, sie verständlich zu machen, und der dazu eingeschlagene Weg hat ihn an's Ziel geführt. Aber wie mühsam! Zuvörderst mufste er Orthographie und Interpunction modernisiren. Dann zerschnitt er das Ganze in Sätze und Paragraphen, vervollständigte, was unbefähigte Berichterstatter verschwiegen oder überhört haben, aus den Eigenthümlichkeiten im Charakter des Redners oder aus der Leidenschaft des Augenblicks — Unvollständigkeiten für den heutigen Leser, nicht für den damaligen Hörer — und fügte Erläuterungen und Aufklärungen bei, so dafs jetzt fast Alles hell und deutlich ist. Wenn dieses Verfahren auf der einen Seite die kaum zu vermeidende Folge gehabt hat, dafs die zwei starken Bände Mancherlei enthalten, was gegenwärtig von wenigem Interesse ist, so gebührt dem Verf. auf der andern das Verdienst, den Leser in den Stand gesetzt zu haben, mit Geduld und Ernst viel Wissens- und Beherzigenswerthes heraus zu klauben. Möglich daher, dafs die Briefe und Reden des Protectors einen noch höheren Werth haben, als selbst Carlyle ihnen beilegt. Er urtheilt über Erstere folgendermafsen:

„Ich sagte, die Briefe seien gut. Sie sind jedoch eigentlich nur gut in ihrer Art. Erwarte Niemand Beredtsamkeit, Eleganz, nicht einmal immer Klarheit des Ausdrucks. Sie wurden zu ganz anderen als literarischen Zwecken geschrieben, wurden meist geschrieben in den Flammen und der Feuersbrunst eines Revolutionskrieges, das Auge nur auf Förderung unabweislich drängender Geschäfte gerichtet. Aber für solchen Zweck, meine ich, wird man sie gut geschrieben finden. Gleichsam ein natürliches Gebot der Verhältnisse zwang den Schreiber, alles Ueberflüssige zu meiden. Von welcher Beschaffenheit das ist, dessen er entrathen kann, gilt ihm gleich. Ungeschickt in seiner Bewegung, aber mit langem, festem Schritte dringt er durch, auf seinen Gegenstand los, giebt entschieden an, welche Schritte dahin führen, trennt das Wesen von der Aeufserlichkeit, schafft sich, mit einem Worte, ein wahres, kein erlogenes Bild von dem, was geschehen mufs. Wie ich oben gesagt, es herrscht in diesen Briefen ein Schweigen, das für uns in Betreff Oliver's mehr Bedeutung hat, als alles Andere darin. Dunkel zwar, aber heller als in Worten entdecken wir Züge von Verständigkeit und Mannesseele. Die Verständigkeit, die in beredter Sprache, in musikalischem Gesang zu eigener vollen Genüge herauskommen kann, ist am Ende eine kleine. Wer ein Gedicht ausarbeitet und schafft, nicht, wer eins hersagt, heifst ein Dichter. Als Sinnbild des stummen Engländers interessirt mich Cromwell gerade durch das Unzulängliche seiner Rede. Heroische Einsicht, Tapferkeit und Glaube ohne Worte — wie bei Weitem edler als beredte Worte ohne heroische Einsicht!"

Aus dem auf seine Weise gesichteten und abgeklärten Stoffe gestaltet der Verf. folgenden Cromwell. „Oliver Cromwell, nachheriger Schutzherr des Gemeinwesens von England, wurde zu Huntingdon im Kirchspiele St. John am 25. April 1599 geboren. Getauft am 29. desselben Monats, wie das alte Kirchenbuch noch jetzt leserlich bezeugt. Sein Vater war Robert Cromwell, jüngerer Sohn des Sir Henry Cromwell und

Digitized by Google

jüngerer Bruder des Sir Oliver Cromwell, beide Ritter, die einer nach dem Andern in dem nahen herrschaftlichen Hause Hinchinbrook etwas kostbar lebten. Seine Mutter war Elisabeth Steward, Tochter des William Steward in Ely, ein reicher Mann, eine Art Erbpachter der Kirchenzehnten und Kirchenländereien um jene Stadt, eine Eigenschaft, in welcher sein Sohn, der Ritter Sir Thomas Steward, ihm in gehöriger Zeit folgte und ebenfalls in Ely wohnte. Elisabeth war eine junge Witwe, als Robert sie heirathete. Ihre erste Ehe mit einem William Lynne zu Bassingbourne in Cambridgeshire hatte nur ein Jahr gedauert. Mann und einziges Kind liegen in der Stiftskirche zu Ely begraben, wo ihr Denkmal sich noch befindet. Das Datum von Beider Tode schnell nach einander ist 1589. Ein genaues Datum von der Verheirathung der jungen Wittwe mit Robert Cromwell fehlet überall. Muthmafslich ist es 1591. Unser Oliver war ihr fünftes Kind, ihr zweiter Knabe. Der erste lebte nicht lange. Sie hatten im Ganzen zehn Kinder, von denen sieben zur Reife gelangten. Oliver war ihr einziger Sohn. . . . . Das Haus, wo Robert Cromwell wohnte, wo sein Sohn Oliver und alle seine Kinder geboren wurden, ist jedem Einwohner in Huntingdon bekannt. Es ist aber seitdem zweimal umgebaut worden und enthält jetzt kein Denkzeichen mehr, das selbst Tradition auf ihn beziehen könnte. Es steht am oberen oder nördlichen Ende der Stadt, jenseit des Marktes, auf der linken oder Wasserseite der Strafse. Gegenwärtig ist es ein massives, gelbes, steinernes Haus mit ummauertem Hofraume, und gehört einem Städter der reicheren Klasse. Der kleine Bach Hinchin, der nicht weit davon in die Ouse fällt, fliefst noch jetzt durch den Hof und bietet unter Anderm Bequemlichkeit zum Malzen oder Brauen. Eine unbestimmte, aber Glauben findende Sage bringt das Brauen mit dem Hause in Verbindung, und wie ich höre, existiren Spuren, dafs es *vor* Robert Cromwell zur Brauerei gedient hat. Hiervon jedoch oder dafs Robert Cromwell selbst gebraut habe, ist bei solcher Entfernung, in solchem Elemente verworrener Verläumdung, Uebertreibung und Verwirrung wenig oder nichts mit Gewifsheit zu ermitteln."

Was Cromwell's Biographen aus dessen Knabenalter berichten, wie dafs ein Affe mit ihm über das Dach zu Hinchinbrook davon gelaufen, dafs er prophetische Erscheinungen gehabt, Obstgärten bestohlen, seine Schulkameraden tyrannisirt, in der Schule Komödie gespielt und dergleichen mehr, erklärt der Vf. allzumal für einfältige Erdichtung. Dagegen bestätigt er, dafs Cromwell die öffentliche Schule in Huntingdon unter Dr. Beard besucht, und von Kindheit religiösen Einflüssen ausgesetzt gewesen sei, namentlich in Folge der öffentlichen Ereignisse jener Zeit, der Conferenz in Hampton-Court, der Pulver-Verschwörung und des allgemeinen Kampfes des Protestantismus gegen den Katholicismus, was natürlich damals Haupt-Gesprächs-Gegenstand war. Am 23. April 1616 — Shakespeare's Todestag — wurde er zu Cambridge in das Sidney-Sussex College aufgenommen und ein Richard Howlet ihm zum Führer gegeben. Achtzehn Jahre alt beerbte er seinen Vater, und die ihm aufgelegte Verbindlichkeit, für seine Geschwister zu sorgen, entfernte ihn von Cambridge, um seine speculativen Studien gegen praktische Pflichten zu vertauschen. Diesen scheint er sich mit Ernst gewidmet zu haben, denn dafs er nach London gegangen und Rechts-Candidat geworden, ist eine grundlose Sage. Vielleicht hat er sich, um etwas vom Rechte zu lernen, einige Zeit bei einem Londoner Juristen aufgehalten. Aber für seinen dortigen, angeblich liederlichen Wandel fehlt jeder Beweis, und es stellt sich demnach heraus, dafs er nie ein wüstes Leben geführt, denn gerade zu jener Zeit lebte er so ordentlich, dafs er Eintritt bei Sir James Bouchier erhielt, dessen Tochter Elisabeth er am 22. August 1620 heirathete, er selbst damals 21 Jahr und und vier Monate alt. Durch so frühe Ehe gegen Versuchung geschützt, bezog er sein und seiner Mutter Haus in Huntingdon und trieb zehn Jahre ehrlich und fleifsig Landwirthschaft, ohne die bürgerlichen und geselligen Obliegenheiten zu vernachlässigen, die vor ihm sein Vater erfüllt.

„In diesen Jahren", sagt Carlyle, „mufs es geschehen sein, dafs der Arzt in Huntingdon, Dr. Simcott, mit Oliver's hypochondrischen Anfällen zu thun hatte. Er erzählte dem Sir Philipp Warwick, unglücklicherweise ohne die Zeit zu nennen, wenigstens keine, die auf uns gekommen, dafs er oft um Mitternacht geholt worden sei." Viele Jahre lang hatte Cromwell den Spleen, bildete sich ein, dafs sein Ende nahe, und „hatte auch Phantasieen in Betreff des Stadtkreuzes". Ein kleiner Fingerzeig, aus welchem der nachdenkende

Digitized by Google

Leser viel machen kann. . . . . In diese Jahre also, welche die Geschichte verschwemmt hat, müssen wir Oliver's klare Erkenntnifs des Calvinistischen Christenthums setzen, oder was er mit unaussprechlicher Freude seine Bekehrung nennen würde, seine Errettung aus dem Rachen des ewigen Todes. Gewifs eine wichtige Epoche für einen Mann — recht eigentlich seine Epoche, der Wendepunct, der ihn und seine Thätigkeit aufwärts oder abwärts führt auf immerdar. . . . Dafs der „Unterscheidungssinn zwischen Recht und Unrecht" alle Zeit und allen Raum für den Menschen ausgefüllt, sich für ihn zu einem Himmel und einer Hölle verkörpert hat — das bildet den Haaptzug jener puritanischen Zeiten, das ist das Element, welches ihnen das Gepräge des Heroischen aufdrückt und ihre Werke grofs gemacht hat und männlich und früchtetragend für alle Generationen. Es ist die bei Weitem denkwürdigste That unsers Geschlechts. Ohne jenes Element in einer oder der andern Gestalt wäre nie etwas Heroisches unter uns entstanden. . . . Hinführo war Oliver ein christlicher Mann, glaubte an Gott. nicht blos Sonntags, sondern jeden Tag, an allen Orten and bei allen Gelegenheiten."

Ueber die vom Verf. hier ausgesprochene Religions-Theorie bleibt Jedem ein freies Urtheil. Das aber gehört zur Tendenz des Buchs, dafs die gesammelten Thatsachen an Olivers aufrichtiger Religiosität in Gesinnung und Gefühl keinen Zweifel gestatten. Als fernerer Beweis dient auch, dafs er zu dem sogenannten Feoffee-Fond beitrug — eine von Dr. Preston, einem berühmten puritanischen Theologen, angeregte Sammlung, dem Mifsbrauch der Abtretung von Pfründen an Laien und dem daraus dem Lande erwachsenden Mangel an Predigern entgegenzuwirken. Der Plan nämlich war, solche Abtretungen möglichst zurückzukaufen, gute, aber schlecht besoldete Prediger zu unterstützen und das Predigerwesen überhaupt zu heben. Die reichen Londoner Kaufherren nahmen den Plan zuerst auf und nach und nach schlossen sich die vermögenden Puritaner durch ganz England an. Die Einsammler der Beiträge hiefsen Feoffees (Belehnte), woher der Name Feoffee-Fond. Der Erfolg war so grofs, dafs er die Eifersucht des Bischofs, später Erzbischof Laud erregte, und die von ihm dawider ergriffenen Mafsregeln sind die Veranlassung aller nachherigen Wirren. „Er war es", sagt Carlyle, „der die Maafsregeln ernstlich betrieb, und in ruhigem Detail meist durchsetzte, ja, der sogar die Feoffees und ihr ganzes Unternehmen vor die Sternkammer brachte und sie dort mit genügender Emphase und durch schwere Schäden trotz allen öffentlichen Geschrei's unterdrückte."

Hierin bestanden die Hauptbeschwerden der Puritaner. Cromwell „hielt es mit der puritanischen Geistlichkeit und besuchte ihren Gottesdienst", und daraus entsprang sein späteres Benehmen.

Wenn Cromwell's Biographen anführen, dafs er in König Karls des Ersten Parlament (1625) Huntingdonshire vertreten habe, so beruht das auf einem Irrthum. Der Gewählte war sein Oheim, Sir Oliver, ein Royalist, der in Folge seiner Verschwendung später sein Gut verkaufen mufste. „Nachdem somit", schreibt der Verf., „Sir Oliver Cromwell, Sohn des goldenen Ritters, seinen Glanz verpufft hatte, verschwand er aus Hinchinbrook und begab sich tiefer in den Moor nach einem ihm gehörigen Orte in der Nähe von Ramsey Mere, wo er noch dreifsig Jahre in verdunkelter Weise lebte. Hier war es, wo Oliver, unser Oliver, damals Hauptmann Cromwell im Dienste des Parlaments, die Haussuchungs-Visite abstattete, von welcher die alten Bücher so viel Redens machen. Der herabgekommene Ritter, sein Oheim, war Royalist oder ein Uebelgesinnter. Die Haussuchung geschah nach Waffen, Ammunition und sonstigen Dingen, die er vielleicht gemeint war dem Könige zuzuführen, der sich in York aufhielt und offenbar zum Kriege rüstete. Oliver's Dragoner suchten mit gebührender Strenge nach Waffen, während der Hauptmann ehrerbietig mit seinem Oheim conversirte, und sogar, wie die alten Bücher sagen, „darauf bestand", die Unterredung hindurch „unbedeckt zu stehen" — welch Letzteres eine erstaunliche Heuchelei von ihm heifsen mufs, sagen die alten dummköpfigen Bücher."

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Oliver Cromwell's Letters and Speeches, with Elucidations. By Thomas Carlyle.

(Fortsetzung.)

„Die Waffen, Ammunition und sonstigen Dinge, wurden nach aller Strenge des Gesetzes, weder mehr, noch weniger streng, fortgeschafft und Oliver verliefs seinen Oheim diesmal, ohne, wie meines Wissens die alten Bücher sagen, „ihn um seinen Segen zu bitten," hoffend, dafs er solchen ein anderes Mal oder einen bessern für das Gethane bekommen werde. Vermuthlich hatte Oliver, so lange er das Militair-Commando in jenem Landestheile führte, seinem Oheim wiederholte Besuche zu machen, und diejenigen wissen gar wenig von dem Manne und den Verhältnissen, die in Letzteren eine Wahrscheinlichkeit oder eine Nothwendigkeit suchen, unverschämt oder Heuchler zu sein. Was den alten Ritter betrifft, so war der wohl ein etwas leichtsinniger Mensch, der kostspielige Gastfreundschaft liebte und ernste Pflichten hafste. Als sein ältester Sohn, der auch eine Neigung zum Ausgeben verrieth, ihm ein Verzeichnifs seiner Schulden übergab, mit der Bitte, sie für ihn zu bezahlen, antwortete er mit einem sanften Seufzer: „Ich wollte, sie wären es schon." Mehre Cromwelle, Söhne von ihm, Neffen von ihm aufser dem grofsen Oliver, nahmen an dem Bürger-Kriege Theil, Einige für diese, Andere für jene Partei, und ihre unbestimmte Bezeichnung in den alten Büchern kann neuere Leser leicht zu Irrungen verleiten." . . . .

„Aus denselbigen Jahren," fährt der Verf. fort, — „denn Data und alle übrigen Umstände hängen zweifelhaft in der Luft — existirt eine Nachricht bei Dugdale — einem Manne von sehr geringer Autorität in diesen Cromwellschen Angelegenheiten — von einem gewissen Procefs vor des Königs Geheimenrath, des Königs Gerichtshof oder sonst wo, welchen unser Oliver und andere betheiligte Verwandte wegen der Geisteskrankheit seines Oheims des Sir Thomas Steward in Ely erhoben. Wie es scheint, behaupteten sie, Oheim Steward sei unfähig, sein Vermögen zu verwalten, und müsse unter Vormundschaft gestellt werden; welche Behauptung und darauf gegründete Bitte des Königs Geheimerrath für gut befand abzuweisen, worauf Sir Thomas Steward die Verwaltung seines Vermögens in unfähiger oder halb-fähiger Weise fortsetzte und nichts weiter erfolgte. In sothanem Verfahren Oliver's, wenn es ein sothanes Verfahren gegeben hat, sollen wir laut Dugdale einen Schurkenstreich erblicken — dafern wir Lust haben uns zu bemühen. Was wir von der Sache wissen, ist, dafs der arme Sir Thomas selbst keinen darin erblickte, denn einige Jahre später ernannte er durch ausdrückliches Testament Oliver Cromwell zu seinem Universalerben und hinterliefs ihm ansehnliches Vermögen, gleich als sei nichts vorgefallen. Daher entsteht die Klemme: war Sir Thomas schwachsinnig, so hatte Oliver recht, und war Sir Thomas nicht schwachsinnig, so hatte Oliver nicht unrecht!

Obschon Cromwell im dritten und vierten Parlamente Karls I. (1627—9) Huntingdon vertrat, blieb er doch bis zu seinem 37sten Jahre ganz unbeachtet. Er betrieb seine Feldwirthschaft, hatte eine Menge Söhne und Töchter und war mit einem Worte ein achtbarer Bürger, wiewohl er im Geiste religiösen Selbsttadels sich den ärgsten Sünder nennt. Als die Unruhen in Schottland begannen und ein Parlament zum Behuf von Geldbewilligung berufen wurde (1640), erschien Cromwell für Cambridge. Aber erst bei seinem Erscheinen im nächsten Parlamente (1641) als Vertreter desselben Ortes machte er sich bemerkt. Sir Philipp Warwick beschreibt ihn als „einen sehr ordinair gekleideten Mann in einfachem Rocke, welchen ein schlechter Dorfschneider gemacht zu haben scheint, mit schmuckloser, nicht besonders reinen Wä-

Digitized by Google

sche, den Degen fest an der Hüfte, das Gesicht gedunsen und roth, die Stimme scharf und unmelodisch und sein Vortrag voll Heftigkeit." Da jedoch zu diesen historischen Einzelnheiten hier weder Raum, noch der Ort ist, so genüge, dafs, als es zwischen König und Parlament zum Kriege kam und Letzteres anfing, Truppen zu werben, Cromwell 300 Pfund Sterling beisteuerte und den Aufruf von Freiwilligen in Cambridgeshire übernahm. Seine erste That war, dafs er sich der Waffen im Schlosse zu Cambridge bemächtigte und das Universitäts-Silbergeschirr im Werthe von zwanzigtausend Pfund mit Beschlag belegte.

Bekanntlich fielen die ersten Treffen zu Gunsten des Königs aus. Wie richtig Cromwell die Ursache durchschaute und ihr abhalf, erhellt aus einer seiner Reden, deren betreffender Theil, Beispielshalber mit den (so bezeichneten) Einschaltungen Carlyle's, hier Platz finden möge. Es heifst: „Ich war ein Mensch, der von seiner ersten Verwendung plötzlich vorgezogen und von kleineren Aemtern zu gröfseren erhoben wurde, denn ich war Anfangs Hauptmann eines Reitertrupps und bemühte mich so gut ich konnte mein Amt zu verwalten, und Gott segnete mich nach seinem Gefallen. Und ich trachtete wahr und offen und einigermafsen mit thörichter Einfalt, wie sehr grofse und weise Männer und auch gute Männer meinten, dafs meine Rüstzeuge mir bei diesem Werke helfen sollten. Und ich will's Euch ehrlich sagen; ich hatte damals einen sehr würdigen Freund; und er war ein sehr edler Mensch, und ich weifs, sein Andenken ist Euch Allen sehr angenehm — Herr John Hampden. (Hört, hört; ein merkwürdiges Stück Geschichte!) Wie ich zuerst in diesen Kampf ging, sah ich, dafs unsere Leute allerwärts geschlagen wurden. Das sah ich wirklich, und ersuchte ihn, der Armee meines Lord Essex etliche neue Regimenter beizugeben; und ich sagte ihm, es würde ihm dienlich sein, Männer herbeizubringen, die, wie ich glaubte, einen Geist besäfsen, der etwas an dem Werke leisten könne. Das ist sehr wahr, das sag' ich Euch. Gott weifs, ich lüge nicht. „Eure Truppen," sagte ich, „sind meist alte, morsche Dienstleute und Bierzapfer und dergleichen Volk;" und, sagte ich, „ihre Truppen sind Herrensöhne, jüngere Söhne und vornehme Männer; denkt Ihr denn, dafs der Geist solcher schlechten und niedrigen Gesellen je im Stande sein kann, es mit Herren aufzunehmen, die Ehre und Muth und Entschlossenheit in sich haben?" Wahrhaftig in solcher Weise stellte ich es ihm gewissenhaft vor, und wahrhaftig, ich sagte zu ihm: „Ihr müfst Männer von Geist bekommen, und nehmt nicht übel, was ich sage — ich weifs Ihr werdet nicht — von einem Geiste, der muthmafslich so weit gehen kann, wie Herren gehen würden, oder Ihr werdet dennoch geschlagen werden." So redete ich zu ihm, und ich that's wahrhaftig. Er war ein weiser und würdiger Mann, und er meinte, ich rede einen guten Rath, aber einen unausführbaren. (Sehr natürlich von Herrn Hampden, wenn ich mich seiner recht erinnere, Eure Hoheit! Mit seinen zugekniffenen schmalen Lippen und sehr wachsamen Augen; mit seinem hellen Amts-Verstande, seinen lebhaften Empfindungen für „unbefleckten Charakter," „sicheres Verfahren," u. s. w. u. s. w. Ein sehr braver Mann; aber fürchterlich dick wattirt, und mit Kneipzangenlippen und sehr wachsamen Augen. Ach, es gibt für den armen Kolumbus bei keiner öffentlichen Behörde eine Möglichkeit, bis er einst eine Thatsache geworden ist und sagt: „Hier ist das Amerika, wovon ich Euch erzählt!") Wahrhaftig ich sagte ihm, ich könne etwas darin thun. Ich that es; und wahrhaftig, ich mufs Euch das nothwendig sagen — mefst es bei, welchem Ihr wollt; ich warb Männer, welche die Furcht Gottes vor Augen hatten und sich ein Gewissen aus dem machten, was sie thaten, (die eisernen Seiten, ja, ja!) und von diesem Tage fortan, mufs ich Euch sagen, wurden sie nie geschlagen, und wo sie gegen den Feind traten, schlugen sie ihn stets. (Ja, ja.) Und wahrhaftig das ist eine Sache, Gott zu preisen, und es liegt eine Lehre darin, Männer zu haben, die Religion und einen Gott haben."

Das war die praktische Weise Cromwell's, die ihm den Ruf eines talentvollen Mannes erwarb. Zu wechselseitigem Schutze wider royalistische Unterdrückung bildeten die Grafschaften „Associationen." Die, zu welcher Cromwell gehörte, umfafste Norfolk, Suffolk, Essex, Cambridge und Hertfordshire (Herts), hiefs die östliche Association und war die einzige, die zusammenhielt, und zwar ausschliefsend durch Cromwell's Mitwirken. Er wurde schnell Oberst, und entwickelte als solcher eine äufserste Thätigkeit; nahm mit seinen Leuten mancherlei Aenderungen vor, entliefs nach und nach die schlechten, ersetzte sie durch

Digitized by Google

gute und schuf jenes berühmte Corps von 1000 Mann, welches die Geschichte unter dem Namen der eisernen Seiten kennt. Die Berichte der damaligen Zeit versichern von ihnen: „Kein Mann flucht, ohne seine zwölf Pence zu bezahlen." Plündern, Saufen, Gottlosigkeit und Unordnung jeder Art waren streng verpönt und diese vom Oberst unnachsichtlich geforderte Disciplin führte ihn zu seinen Siegen.

Die Leiden seines Vaterlandes waren es, welche (nach Carlyle) Cromwell dazu führten, den Königsmord als erlaubt zu betrachten. Er war Anfangs fast der Einzige, der das behauptete, und überwarf sich deshalb mit den Grafen von Essex und Manchester, die minder ernste Maafsregeln forderten. Er beschwerte sich im Parlamente — nicht lange nach den blutigen Schlachten von Marston Moor und Newbury — worauf der Graf von Manchester ihn beschuldigte, gesagt zu haben, es werde nie in England gute Zeit werden, bis man den Lords den Garaus gemacht, und wenn er den König in der Schlacht träfe, werde er sein Pistol auf den König wie auf jeden Andern abfeuern. Das Resultat war, dafs die Gemeinen durch „die selbstverleugnende Ordonanz" die Soldateska des Gehorsams gegen den Bund entliefsen und eine neue Organisation der Armee erfolgte — eine Maafsregel, welche von der Königspartei verhöhnt, ihr aber in der Schlacht bei Naseby am 14. Juni 1645, der letzten, die Karl schlug, verderblich wurde. Cromwell entschied den Tag und sein diesfalsiges Schreiben an den Sprecher der Gemeinen lautet in der zweiten Hälfte: „Sir. Hier waltet keine andere als Gottes Hand. Ihm allein gebührt der Ruhm und niemand anders soll ihn mit ihm theilen. Der General hat Euch treu und ehrenvoll gedient, und als bestes Lob, das ich ihm geben kann, wage ich zu glauben, dafs er Alles Gott beilegt und lieber sterben als es sich anmafsen möchte — was ehrlich und förderlich ist, und doch ist er in dieser Schlacht so tapfer gewesen, wie irgend einer. Ehrliche Männer haben Euch in dieser Schlacht redlich gedient. Sir, sie verdienen Vertrauen; ich beschwöre Euch beim Namen Gottes, sie nicht zu entmuthigen. Ich wünsche, dafs diese Schlacht Dankbarkeit und Demuth in Allen erzeuge, die sie angeht. Wer sein Leben einsetzt für die Freiheit seines Vaterlandes, der möge Gott vertrauen für die Freiheit seines Gewissens und Euch für die Freiheit, um welche er ficht."

Jede Zeile dieses Schreibens trägt das Gepräge von Cromwell's Aufrichtigkeit. Dasselbe gilt von dem, in welchem er die Einzelnheiten „des Sturms auf Bristol" meldet und wo es heifst: möge jeder lesen, dafs solches kein anderes als Gottes Werk ist. Der mufs ein Gottesleugner sein, der das nicht erkennt." Von solchem Standpuncte betrachtete Cromwell den Kampf — ein schaudererregender Standpunct, wenn er Unrecht, ein siegverbürgender, wenn er Recht hatte. Karl hingegen vertraute fortwährend dem alten Worte, „des Königs Name ist ein Thurm der Stärke," und liefs sich nicht im Traume beigehen, dafs ein einziger Mann durch sein Beispiel den festen Thurm bereits untergraben hatte. Und doch war es so. Die Geschichte zählt zu den Mitteln von Cromwell's Erfolgen seine Heuchelei, Meisterstreiche von Doppelzüngigkeit, falsche Betheuerungen und Nährung der Unzufriedenheit im Heere. Dem Allen widerspricht der Verf. und versichert, dafs Cromwell „nur durch fortgesetzte edelmännliche Einfachheit" alle Schwierigkeiten durchdrungen und bewältigt habe.

Nachdem das Ende des Bürgerkriegs 1645 die Königsmacht gebrochen hatte, entbrannte ein neuer Kampf zwischen den Presbyterianern, die bisher das Regiment geführt und aus Princip die Monarchie wollten, und den Sektirern oder Unabhängigen, der Religionspartei par excellence, der Partei Cromwell's. Jene hatten ihren Halt in den englischen Städten und in Schottland. Letztere in der Soldateska. Der Lauf der Dinge verstärkte Cromwell's Partei, denn während es den Presbyterianern unbesiegbare Verlegenheiten bereitete, ihre Grundsätze in Verbindung mit dem dermaligen Repräsentanten der Monarchie, mit einem Manne durchfechten zu müssen, der dem Presbyterium geradezu feind war, konnte Cromwell's Partei, ungehemmt und unverzögert der Verwirklichung ihres gemeinschaftlichen Verlangens einer für heilig erachteten Herrschaft nachstreben. Das Jahr 1648 sah die gröfsten presbyterianischen Anstrengungen für den damals gefangenen König. Es sah ein Heer von 20,000 Schotten unterm Herzog von Hamilton, und das Heer wurde bei Preston „Stoppel für die Schwerter" von Cromwell's Partei. Dann folgte das Uebergewicht der Soldateska im Parlament und die Hinrichtung Karls, an welcher Cromwell unstreitig den meisten Theil hatte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

XXXVII.

Gelehrtes Berlin im Jahre 1845. A. u. d. T.: *Verzeichniſs im Jahre* 1845 *in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. Berlin. Th. Scherk.* 1846. 389 *S. gr.* 8.

Unter diesem Titel erschien zu Anfang dieses Jahres ein Buch, welches in derselben Weise bearbeitet, wie das vor funfzig Jahren von Schmidt und Mehring, so wie das vor zwanzig Jahren von Hitzig herausgegebene Buch gleichen Namens, eine Zusammenstellung der in den Buchhandel gekommenen literarischen Erzeugnisse der im J. 1845 in Berlin lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen, nebst kurzen vorangeschickten biographischen Notizen enthalten soll. Der Herausgeber des Buches, Hr. Dr. W. Koner, wie wir aus der Vorrede erfahren, hat sich durch einen zweiten Titel, welchen er demselben gab, „Verzeichniſs im Jahre 1845 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke" gegen den Vorwurf, so manche namhafte Schriftsteller Berlins ausgelassen zu haben, klüglich zu wahren gewuſst, und wir müssen daher diesen Mangel, der, wie der Herausgeber im Vorworte selbst sagt, nicht in einer beabsichtigten Zurücksetzung jener Schriftsteller, sondern in dem Umstande, daſs Viele die brieflichen und durch die Zeitungen an sie ergangenen Bitten um Beiträge unberücksichtigt lieſsen, seinen Grund hat, mit Stillschweigen übergehen, zumal uns die Schwierigkeiten mannigfacher Art, mit welchen der Herausgeber zu kämpfen hatte, nicht unbekannt sind. Wenigstens wäre es aber doch wünschenswerth gewesen, wenn der Verf. am Schlusse seiner Sammlung diejenigen Schriftsteller genannt hätte, über welche er nur unzureichende, oder gar keine Notizen erhalten konnte, um so wenigstens eine Uebersicht der Namen der in Berlin lebenden Schriftsteller zu erhalten. Auch hätten wir es gern gesehen, die Namen einiger beim Berliner Hofe akkreditirten Gesandten, welche seit längerer oder kürzerer Zeit ihr Domicil in Berlin aufgeschlagen haben und in wissenschaftlicher und schriftstellerischer Beziehung keinen unbedeutenden Ruf genieſsen, wie Wheaton, d'Ohsson, Northomb, in dem Buche zu finden. Das Fehlen solcher Namen empfinden wir allerdings schmerzlicher, als wenn Verfasser und Verfasserinnen von Operntexten, Armee-Ranglisten, praktischen Rathgebern für Stubenmaler, von werthlosen Jugendschriften u. s. w., welche in vorliegender Sammlung zwischen in der Wissenschaft gefeierten Namen, bescheiden oder unbescheiden, prangen, unbeachtet geblieben wären. Freilich rechtfertigt der Doppeltitel des Buches gewissermaſsen diese bunte Reihe von gelehrten und ungelehrten Berlinern. Wir hätten deshalb gewünscht, den vor funfzig Jahren angenommenen, und bis heute fälschlich gebrauchten Titel „Gelehrtes Berlin" für eine derartige Sammlung in „Schriftstellerisches Berlin" umgetauft zu sehen. Vor funfzig Jahren schrieben allerdings fast nur die Gelehrten, das schriftstellerische Publicum gehörte damals fast gänzlich dem gelehrten Stande an. Heut zu Tage aber, wo ein Jeder sich berufen glaubt, die Welt mit seinen literarischen Erzeugnissen beglücken zu müssen, dürfte sich wohl eine Grenzlinie zwischen der literarischen Thätigkeit der wissenschaftlich gebildeten und jener groſsen Masse von Schriftstellern minorum gentium aus dem Inhalt ihrer Schriften ziehen lassen. Vorliegende Sammlung enthält vierhundert und acht und vierzig gegenwärtig in Berlin lebende Schriftsteller und es freut uns unter ihnen die Namen fast sämmtlicher Docenten an der hiesigen Universität, der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, der Gymnasiallehrer, der Aerzte, Militärs und jener groſsen Masse von Schriftstellern, welche unter den Namen von Literaten und Publicisten sich in neuerer Zeit bekannt gemacht haben, zu erblicken. Was nun die einzelnen Artikel betrifft, so läſst sich in der Abfassung derselben eine gewisse Gewandtheit und Geschicklichkeit für bibliographische Arbeiten nicht verkennen. Jeder Artikel beginnt mit dem vollständigen Namen des Schriftstellers, welchem in mehr oder minder gedrängter Kürze biographische Notizen in Bezug auf die frühere und gegenwärtige Stellung desselben, so viel der Herausgeber darüber aus den ihm von den Schriftstellern selbst übersandten Mittheilungen oder aus anderweitig ihm zu Gebote stehenden bibliographischen Hülfsmitteln entnehmen konnte, folgen. Allerdings hätten wir in diesen biographischen Notizen eine etwas gleichmäſsigere Vertheilung für die einzelnen Artikel gewünscht, indem über mehrere, in der literarischen Welt ziemlich unbedeutende Schriftsteller, bei weitem ausführlichere Lebensnachrichten gegeben worden sind, als bei den Koryphäen der Wissenschaft. Jedoch müssen wir diesen Mangel dem Umstande zuschreiben, daſs dem Herausgeber obige Notizen in sehr ungleicher Ausdehnung zugegangen sind und daſs namentlich die gröſseren Gelehrten ihre frühereren Lebensverhältnisse mit gröſserer Bescheidenheit zu berühren pflegen. Diesen biographischen Notizen folgen sodann die chronologisch geordneten Verzeichnisse der selbstständig in dem Buchhandel erschienenen Schriften. Den Schluſs bilden entweder die Angaben derjenigen Zeitschriften, für welche der Schriftsteller Aufsätze geliefert hat, oder bei gröſseren Aufsätzen, die Titel derselben selbst. Dankenswerth ist es namentlich anzuerkennen, daſs der Herausgeber bei den Artikeln der Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften die Titel der einzelnen Abhandlungen derselben aus den Schriften der Berliner Akademie excerpirt hat. Freilich finden sich in diesem rein bibliographischen Theil des Buches so manche Fehler, welche bei einer genaueren Revision wenigstens zum Theil hätten vermieden werden können, jedoch glauben wir auch gern, daſs die bibliographischen Hülfsbücher und Buchhändler-Anzeigen, aus welchen der Herausgeber zum groſsen Theil seine Artikel entnehmen muſste, voller Fehler sind. Auch fehlen in der ersten Hälfte des Buches die Titel vieler Schriften, welche im Laufe des Jahres 1845 erschienen sind, ein Mangel, welcher weniger dem Herausgeber als den höchst ungünstigen, durch den Verleger herbeigeführten Umständen, unter welchen das Buch erschien, zuzuschreiben ist. Schlieſslich begrüſsen wir diese Sammlung als einen für die Bibliographie willkommenen Beitrag. Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung lobenswerth.

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Oliver Cromwell's Letters and Speeches, with Elucidations. By Thomas Carlyle.

(Schlufs.)

Es ist bemerkenswerth zur Beurtheilung Cromwell's, dafs er während dieser fürchterlichen Vorgänge die Verheirathung seines Sohnes Richard mit einer gewissen Dorothea Mayor in Hursley verhandelte und nur zwei Tage nach dem Tode des Königs einen langen betreffenden Brief schrieb. Nichts aber tritt aus den Mittheilungen des Verf.'s deutlicher hervor als die innere Consequenz der Theorie, nach welcher Cromwell verfuhr, und das Uebereinstimmende seiner Handlungen mit derselben. Ihn der Heuchelei zu beschuldigen, erscheint als unzuläfsig. Kein Mensch kann so lange, so treu und bei solchem Erfolge heucheln. Doch liegt etwas Fürchterliches in einer Lehre, die einen Mann ohne die geringste Anwandelung von menschlichem Mitleid durch das Herzblut von Tausenden seiner Gegner fortreifst. Der Frühling und der Sommer 1649 unterdrückten in England das letzte Auflehnen wider das Gemeinwesen; in Irland fufste es nur in Dublin und Deroy. Die Iren waren einig auf irische Weise, d. h. einig gegen das englische Gemeinwesen, unter sich in feindliche Parteien gespalten. „Neu-Katholiken forderten freie Religionsübung; alt-irische Katholiken unter päpstlichen Nunzien sonderten sich von den Neu-Katholiken; Ormond-Royalisten von episkopatischem und gemischtem Blute erklärten sich für einen König *ohne* Bund; Ulster und andere Presbyterianer für König *und* Bund." Da landete im August Cromwell mit einem Heer, wurde in Dublin, wo seine Partei herrschte, gut empfangen, rückte gegen die, von einander unabhängig gegen ihn gesammelten Schaaren, zerstreute sie in sechs Monaten durch seine Kraft und ihren Mangel an Einigkeit und verliefs das unter seine Füfse geworfene Land. Mehres kommt hier vor, was Cromwell besser als irgend Anderes bezeichnet. Die Feinde standen unter Sir Arthur Ashton 4000 Mann stark in Tredah, dem jetzigen Drogheda. Die Stadt wurde gestürmt und Cromwell's eigener Bericht an den Sprecher Lenthall läfst sich darüber zum Theil folgendermafsen aus.

Nachdem mit Kanonen Bresche geschossen worden war, heifst es: „Dienstags, den 10. dieses, begannen wir um fünf Uhr Abends den Sturm und nach einiger hitzigen Gegenwehr drangen wir mit 7 oder 800 Mann ein, was der Feind uns hartnäckig streitig machte. Und es geschah wirklich, sowohl wegen der Vortheile des Ortes als wegen des Muthes, welchen es Gott gefiel den Vertheidigern zu verleihen, dafs die Unserigen gänzlich aus der Bresche zurück mufsten, nicht ohne beträchtlichen Verlust. Oberst Cassel wurde durch den Kopf geschossen, woran er sofort starb, und verschiedene Offiziere und Soldaten wurden bei Erfüllung ihrer Pflicht getödtet und verwundet. Zwischen dem Dulcek Thore und dem Eckthurme gab es ein Aufsenwerk, das die südliche Stadtmauer flankirte. Dessen bemächtigten sich die Unserigen und die 40 oder 50 Feinde, die sie darin trafen, hieben sie zusammen. Dieses Werk behaupteten sie. Weil es aber aufserhalb der Mauer und das Ausfallpförtchen durch die Mauer in das Werk mit einigen darin erschlagenen Feinden verstopft war, konnten wir von hier nicht in die Stadt. Obwohl die Unserigen, welche die Bresche gestürmt hatten, sich, wie schon berichtet, zurückziehen mufsten, machten sie doch, dieweil ermuthigt, das Verlorene zurückzugewinnen, einen zweiten Versuch; worin es Gott gefiel sie so zu beleben, dafs sie dem Feinde Boden abgewannen und durch Gottes Güte ihn nöthigten, seine Verschanzungen zu räumen; und nach sehr heftiger Gegenwehr innerhalb der Mauer, denn der Feind hatte Reiterei und Fufsvolk, wir nur Fufsvolk, gab er Raum und unsere Leute bemächtigten sich so-

Digitized by Google

wohl der Verschanzungen als der Kirche; was uns zwar das Eindringen erschwerte, aber dennoch trefflichen Nutzen leistete, denn der Feind konnte uns nun mit seiner Reiterei nicht belästigen und dadurch konnten wir die Oertlichkeit benutzen, unsere eigene Reiterei einzulassen, was denn auch geschah, obschon mit grofser Schwierigkeit. Mehre von dem Feinde warfen sich in den Mühlhügel, ein sehr fester und schwer zugänglicher Platz, denn er ist aufserordentlich hoch, hatte einen guten Graben und starkes Pfahlwerk. Da der Gouverneur und verschiedene angesehene Offiziere sich dort befanden und unsere Leute hinaufkamen, befahl ich ihnen, sie alle niederzuhauen, und weil es in der Hitze des Gefechtes war, verbot ich ihnen wirklich, einen Bewaffneten in der Stadt zu schonen, und ich glaube, sie haben in jener Nacht ungefähr 2000 Mann niedergehauen. Etliche von den Offizieren und Soldaten entflohen über die Brücke in den andern Stadttheil, wo gegen 100 von ihnen sich des St. Peters Kirchthurms bemächtigten, Einige des westlichen Thores und Andere eines festen runden Thurmes nahe dem sogenannten St. Sonntagsthore. Diese wurden aufgefordert, sich auf Gnade zu ergeben. Verweigerten es. So liefs ich den Thurm der St. Petrikirche beschiefsen, wo dann einer von ihnen inmitten der Flammen ausrief: „Gott verfluche mich, Gott verderbe mich; ich brenne." . . . . Ich bin überzeugt, dafs dies ein gerechtes Gericht Gottes ist, über diese grausamen Schurken, die ihre Hände in so viel unschuldiges Blut getaucht haben, und dafs es dazu dienen wird, künftiges Blutvergiefsen zu verhindern. Das sind genügende Gründe für solche Handlungen, die aufserdem nur Reue und Bedauern erzeugen müfsten. Und nun erlaubt mir zu sagen, wie es gekommen, dafs solches gethan worden. Es wurde Einigen von uns ins Herz gelegt, dafs ein grofses Werk gethan werden solle, nicht durch Macht oder Stärke, sondern durch den Geist Gottes. Und ist dem nicht so ganz deutlich? Was Eure Leute bewog, so muthig zu stürmen, war der Geist Gottes, der Euern Leuten Muth gab und wieder wegnahm; und dem Feinde Muth gab und wieder wegnahm; und Euern Leuten wieder Muth gab und damit diesen glücklichen Ausgang. Und deshalb ist es gut, dafs Gott allein allen Ruhm habe."

Möge der Leser hierüber urtheilen wie er wolle; aber wahrscheinlich wird nicht jeder dem Verf. beistimmen, welcher diese und ähnliche Gräuel damit rechtfertigt, dafs der Mann, der sie ausübte, im heiligen Glauben an ein von Gott auf Erden gehaltenes Gericht gestanden und nicht zu den Gläubigen an „das Rosenwasser-System der Chirurgie" gehört habe.

Nachdem Cromwell durch solche Strenge Irland bezwungen, wendete er sich gegen Schottland, das einen König haben wollte, der sich mit ihm zu einer presbyterianischen Kirche verbände, und das inzwischen „Treue dem Könige" als abstractes Princip vertheidigte. Das Unglück wollte aber, dafs der Repräsentant des Königthums, um welchen die Schotten sich schaarten, ihre religiösen Ansichten nicht theilte, sich denselben blos fügte, um seinen Zweck zu erreichen, — dafs er Karl der Zweite war, der noch nicht zwanzig Jahre zählte und von liederlichen Royalisten gegängelt wurde. Dieses seltsame Gemisch widerstreitender Sonderinteressen giebt Cromwells Feldzuge gegen Schottland ein eigenthümliches Gepräge. Erst nach langer Verhandlung unterzeichnete Karl den Bund der Schotten und kam dann zu ihnen ein Marionettenkönig, denn Macht und Gewalt verblieb den Insurrections-Juntas, dem sogenannten Stände-Ausschufs und der Kirchen-Commission. Da war es hohe Zeit, sagt Carlyle, dafs Cromwell herbeikam, „diesen unreducirbaren Ansatz aufzulösen". Ende Juni 1650 brach er mit einem Heere von 20000 Mann nach Schottland auf und überschritt am 22. Juli die Grenze. Am Vorabende schrieb „der eiserne General", gramgebeugt durch das müfsige und ausschweifende Leben seines Sohnes, an dessen Schwiegervater, Mayor: „Ich beschwöre Euch, geht zu ihm; thut, was meine Pflicht fordert und was Eure Liebe Euch gebietet. Ihr seht, wie beschäftigt ich bin. *Ich bedarf Mitleid.* Ich weifs, was ich empfinde. Hohe Stellung und Amt in der Welt sind nicht des danach Trachtens werth. Ich könnte in der meinigen keine Ruhe haben, wäre meine Hoffnung nicht auf Gott." Dies die Klage eines Mannes, der vor den Augen der Welt „auf dem Triumphwagen des Ruhmes einherfuhr."

Bei weiterm Vorrücken fand Cromwell das Land meist verwüstet und eine starke feindliche Armee zwischen Edinburg und Leith fest verschanzt. Er sollte ermüdet und ausgehungert werden, und wenig fehlte, so wäre der Plan gelungen. In der Zwischenzeit erliefsen beide Theile Declarationen und Gegendeclara-

Digitized by Google

tionen zur Verfechtung ihrer Grundsätze. Cromwell beschuldigte die Kirchen-Commission, dafs sie seine Erlasse ihrem Volke vorenthalte, und setzte hinzu: „Schickt uns von Euren Erlassen so viel Ihr wollt; sie gehen frei. Ich fürchte sie nicht. Möchte doch, was von Gott in ihnen ist, aufgefafst und angenommen werden!" Dann heifst es: „Ich bin überzeugt, Mehre von Euch, die das Volk leiten, haben sich in diesen Dingen (dem Könige und dem Bunde) fest zu setzen gesucht. Andere habt Ihr deshalb getadelt und Euch „auf das Wort Gottes" berufen. Ist denn aber Alles, was Ihr sagt, untrüglich genau nach Gottes Worte. Ich beschwöre Euch bei der Liebe Christi, achtet es möglich, dafs Ihr irren könnet. . . . , Es kann ein fleischliches Vertrauen geben auf falsch verstandene und falsch angewendete Grundsätze, das man geistige Trunkenheit nennen möchte, und es kann ein Bund geschlossen werden mit dem Tode und der Hölle." In allen seinen Erlassen führte Cromwell eine auffallende kernige Sprache und der Vortheil ist nicht zu verkennen, welchen seine klare Stellung ihm über den unreducirbaren Ansatz der Schotten gewährte.

Nach Verlauf einiger Wochen und nach einer Menge, wenn auch für die Engländer meist siegreicher, doch nichts entscheidender Scharmützel sah Cr. durch Mangel und Krankheit sich genöthigt, auf Dunbar zurückzugehen. Die Schotten folgten und Cromwell's Lage wurde mit jedem Tage schwieriger. Er war rings vom Feinde umzingelt; Krankheit und Mangel lichteten sein Heer und alle Pässe nach England waren gesperrt. Aber sein Genie brach sich Bahn. Am Abend des zweiten September, als er im Garten von Broxburn House, wo er Quartier genommen, gedankenschwer wandelte, bemerkte er eine Bewegung der Schotten. Sie kamen aus ihrem Lager vom Doon-Hügel herab. Carlyle bezweifelt die viel erzählte Geschichte, dafs die Geistlichkeit den General Lesley wider seinen Willen zu dieser Bewegung vermocht. Er mifst Letztere der Unannehmlichkeit bei, in schlechtem Wetter auf dem hohen Hügel zu bivuaquiren. Sei dem, wie ihm wolle, Cromwell erkannte im Momente seinen Vortheil und schlug schon am nächsten Morgen die Schlacht, die für die Schotten eben so verderblich als glücklich für ihn war. Carlyle's Beschreibung ist ungewöhnlich lebhaft. „Wir Engländer haben etliche Zelte", beginnt sie, „die Schotten haben keine. Das heisere Meer ächzt bedeutungsvoll und schlägt tief und schwer gegen diese Basaltbuchten. Das Meer und die Stürme sind wach. Alles Uebrige schläft, nur wir nicht — und Einen giebt es, der auf den Flügeln des Windes einherfährt." Und am Schlufs: „Der Gefangenen sind zehntausend — das ganze Fufsvolk in einem Haufen. Viele Würdenträger sind gefangen, nicht wenige erschlagen; siehe die gedruckten Listen — voll falscher Angaben."

Tags nach der Schlacht schrieb Cromwell an den schon erwähnten Schwiegervater seines Sohnes: „Bitte, sagt Doll (des Sohnes Frau), dafs ich weder sie vergesse, noch ihren kleinen Balg." Dann wünscht er zu erfahren, ob sie ihm einen zweiten Enkel schenken werde, und alles das, während ihm die Verfügung über die zehntausend Gefangenen oblag, von denen die Mehrzahl nach den Bermudas in Sclaverei kam.

Die Schlacht bei Dunbar brach die Stärke der Schotten und überlieferte Cromwell die Hauptstadt. Gleich darauf ordnete er die Belagerung der Feste Edinburg. Zuvor aber forderte er die daselbst eingeschlossene Stadt-Geistlichkeit auf, heraus zu kommen und ihre Heerde zu pflegen. Dies veranlafste durch Vermittelung des Gouverneurs Dundas einen lesenswerthen Briefwechsel zwischen Cromwell und der Geistlichkeit, worin Stellen sind, die heute und für heute geschrieben sein könnten. So antwortet Cromwell auf das Bedenken der Geistlichen, dafs sein Verfahren gegen die Diener Christi in England, Irland und Schottland ihnen keine Bürgschaft für ihre persönliche Sicherheit biete: „Die Diener Christi in England werden unterstützt und dürfen frei das Evangelium predigen. Aber unter Vorwand desselben spotten und schimpfen dürfen sie nicht, noch über die bürgerliche Gewalt sich erheben oder solche nach ihrem Gefallen erniedrigen." Seit ihrer Ordination, sagt Carlyle, waren die schottischen Geistlichen so nicht genast worden.

Die Festung fiel durch Sturm und ohne besonders wichtige Ereignisse dauerte der Krieg noch ziemlich ein Jahr. Cromwell verfuhr inzwischen mit Schottland im Allgemeinen sehr mild, beklagte den Starrsinn von Menschen, deren religiöse Gefühle er zu ehren wisse, überzeugte auch Einige der Aufrichtigeren von ihren Vorurtheilen und machte Andern die Thorheit begreiflich, für eine Idee von Loyalität zu fechten, deren Ge-

Digitized by Google

genstand eine solche Person wie der junge König sei. Das Ende des Krieges wurde bekanntlich unerwartet dadurch herbeigeführt, dafs das schottische Heer, nachdem Cromwell ihm die Zufuhr aus Norden abgeschnitten, in der Hoffnung auf royalistischen Anhang, sich von Stirling nach England wendete, aber von Cromwell gefolgt am Jahrestage der Schlacht bei Dunbar vor Worcester eine Niederlage erlitt, welche das Königreich Schottland dem englischen Gemeinwesen unterwarf.

Bis zu diesem Schlusse hat Carlyle seinen grofsen Cromwell gegen die Vorwürfe von Heuchelei und Ehrgeiz vertheidigt und damit das Gemälde vollendet, welches ihn als einen ernsten Mann darstellt, der eine Herrschaft im Sinne der heiligen Schrift errichten wollte und zu persönlicher Erhöhung fortgerissen wurde, weil er um seines Hauptzweckes willen es nicht hindern konnte.

Dr. W. Seyffarth.

XXXVIII.

Oskische Studien von Dr. Theodor Mommsen. Berlin, 1845. *Nicolaische Buchhandl.* 116 S. *(Aus dem XIII. Bande der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft besonders abgedruckt.)*

Die vorliegende Schrift des durch seine Thätigkeit auf dem Felde der philologisch-juristischen Literatur bekannten Verfassers hat zum Zweck, der Oskischen Sprache die Stelle anzuweisen, die sie unter den Italischen Volkssprachen einnahm, und so der vergleichenden Sprachforschung vorzuarbeiten (p. 3—7); Gegenstand der Untersuchung sind somit die von Lepsius Inscr. Umbr. et Osc. p. 57 bis 89 unter I—XLXVII aufgeführten Inschriften nebst appendix 1—3, und die Münzen auf Lepsius Tafel XXX; Mittel zur Erklärung derselben, die von Lepsius selbst nicht versucht, ist vor allem das Lateinische, dann das Griechische und endlich die übrigen verwandten Sprachen. Somit zerfällt die Schrift zweckmäfsig in drei Haupttheile, einen historischen über die Ausbreitung und Dauer der Oskischen Sprache (3—25), einen grammatischen über die Oskischen Sprachformen (25—69), und einen antiquarischen, der die Erklärung der Denkmäler und die daraus gewonnenen Resultate umfafst. Das *verwerfende* Urtheil, welches der Verf. über die Leistungen anderer Gelehrten auf diesem Gebiete ausspricht, wenn er von vorn herein (p. 4) sagt, das einzige Brauchbare, was wir für die Erklärung der Oskischen Sprache besäfsen, sei die Abhandlung von Clenze (Philolog. Abh. ed Lachmann) über das Oskische Gesetz auf der Bantinischen Tafel, mufs als *unbegründet* erscheinen, und Herr Mommsen hätte wohl daran gethan, wenn er die besonnenen Untersuchungen von C. Peter über diesen Gegenstand (Allgem. Hall. Littz., 1842., No. 62.—64. und No. 81.—86.) sorgfältig benutzt hätte. Wenn nun bei derartigen Entzifferungen der Zusammenhang ein Hauptmittel der Erklärung ist (Verf. p. 112), so mufs der Beurtheiler einer solchen Schrift jede von des Verf.'s Auslegung abweichende Ansicht über eine Sprachform auch aus dem Zusammenhange begründen und kann sich somit der Deutung der sprachlichen Monumente nicht entziehen.

Von diesem Gesichtspuncte ausgehend betrachten wir *zuerst die historische Einleitung*, die auf den Forschungen von Abeken und Lepsius beruhend zunächst die geographische Ausdehnung der Oskischen Sprache und Schrift behandelt (p. 8 sq.). Nach den in Latium Campanien, Samnium, Lucanien und dem Sabinerlande gefundenen Inschriften und Münzen beschränkt sich die Oskische Schrift auf Campanien und Samnium; jenseits des Silarus in Lucanien und Bruttien ward die Sprache zwar gesprochen, doch mit lateinischer Schrift geschrieben, wie die Münzen von Luceria und die Tafel von Bantia zeigen (p. 11). Wenn hingegen die Inschriften der Volskerstädte Antium und Veliträ eine Hinneigung zum Umbrischen zeigen, und auch die Alten das Volskische vom Oskischen scheiden (Fest. v. Osce), so mufs man den Volskischen Dialekt als einen eigenthümlichen ansehen, und die Volsker als umbrischen Volksstamm betrachten, wie denn auch Abeken (Mittelitalien S. 46, 83, fig. 93—97), Lasker, Aequer und Volsker als in den Gebirgen zurückgebliebene Reste der von den Sabellern hinweggeschwemmten Urbevölkerung ansieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Oskische Studien von Dr. Theodor Mommsen.

(Fortsetzung.)

Um nun geltend zu machen, dafs es für die Bestimmung des Sprachdialekts der Sabiner und der ihnen verwandten Stämme an einer sicheren Grundlage fehle, meint der Verfasser, die beiden Inschriften von Amiternum und Milonia XLVI. XLVII. seien nicht Sabinisch, und erklärt die erstere für das Product eines Fälschers blos auf den Grund hin, dafs eine Inschrift von sechs Zeilen nicht mit einer Datirung von zwei Zeilen anfangen könne. Die Inschrift ist folgende (bei Lanzi Sagg. di ling. Etrusc. III, p. 618, Lep. No. XLVI.):

Mesene Flusare Poimunie Atrno aunom hiretum

deren Schlufs Lanzi ganz verkehrt erklärt: ad civitatem Eretum. Hier ist nämlich das Sabinische poimunie = Umbr. puemune, Osk. komono, Lat. commune; Sab. aunom = Altlat. oinom, Neulat. unum, Neuosk. inom, wo sich also ein vollständiger Lautwechsel zeigt; hiretum = Lat. hirtum hircum und Aterno ist wahrscheinlich der Jupiter Aternus bei Orelli No. 1222. Dann ist also der einfache Sinn unsrer Inschrift: *Im Monat Flusaris (Floralis) (hat) die Gemeine dem Aternus einen Bock (geopfert).* Aehnliche Opferweihungen kann man fast auf allen 62 Tafeln der Acta fratrum Arvalium bei Marini lesen. Die verstümmelte Inschrift von Milonia Lanzi III, p. 619, Leps. XLVII: *V. Atei Diva Vettune Erinei et Erine patre dono meil i lib . . t* ist vom Verf. erklärt: . . Deae Vettunae Erina et Erinus pater donum ei laeti libentes, eine Erklärung, die eben so wenig sicher ist, als die von Lanzi und Grotefend (Archiv für Philolog. und Pädag. 1829. No. 31.) gegebenen. Diese Inschrift nun soll nicht Sabinisch, sondern schlecht copirtes Altlateinisch sein, und nur das frühe Eindringen des Lateinischen in das Sabinerland zeigen, weshalb auch die von Varro und andern Grammatikern angeführten Sabinischen Wörter lateinische Endung und Flexion hätten. An dieser Behauptung des Verfassers ist Prämisse und Schlufs falsch. Denn da der Sabinische Bestandtheil des römischen Volkes ein sehr bedeutender war, so ist es natürlich, dafs das Altlateinische, wie es von den Römern gesprochen wurde, dem Sabinischen unter allen Italischen Dialekten am nächsten stand, und das beweisen denn auch alle aus dem Sabinischen angeführten Wörter. Wenn sich nun dieselbe Aehnlichkeit mit dem Lateinischen klar in jenen beiden Inschriften zeigt, die ohne Grund verdächtigt sind, so weist dies auf eben jene nahe Verwandtschaft beider Dialekte hin, welche der nahen Verwandtschaft beider Volksstämme angemessen sein mufste. Wenn also der Volskische Dialekt den Uebergang vom Oskischen ins Umbrische zeigt, so führte der Sabinische vom Oskischen ins Altlateinische hinüber.

In der Schrift erhielten die Osker ein Mittel zum Schutze ihrer Sprache von den Tuskern, die im Jahr 47 vor Roms Erbauung ein tuskisches Reich in Campanien gründeten (Muell. Etrusc. II, 313), und als später die benachbarten Oskisch redenden Samniter von den Bergen her Tusker und Griechen verdrängten und das sabellisch-oskische Landeselement reconstruirten (Abeken, S. 105), nahmen sie den weicheren Dialekt der campanischen Osker mit ihrer Schrift an.

Um nun die Dauer der Oskischen Sprache zu bestimmen, nimmt der Verf. mit Wahrscheinlichkeit an, dafs dieselbe im öffentlichen Gebrauche zuerst angewandt worden sei, als die Samniter u. c. 314 Capua den Tuskern und u. c. 335 Cumae den Griechen entrissen, und behandelt hierauf die Zeitfolge der vorhandenen Inschriften und Münzen nach Lepsius, woraus erhellt, dafs die beiden wichtigsten Monumente der Cippus Abellanus und die Tabula Bantina etwa den Anfangspunct und den Endpunct in jener Folge bezeichnen. Nach dem Socialkriege trat in Folge der

Digitized by Google

römischen Civität mit dem römischen Privatrecht und einer der römischen nachgebildeten Verwaltung auch der officielle Gebrauch der römischen Sprache ein. Wenn demnach das Oskische als Volkssprache in Campanien auch noch längere Zeit fortlebte (Varro R. R. III, 1, 16), so war diese Mundart doch nur etwa viertehalbhundert Jahre lang Schriftsprache eines Culturvolkes (18—24). Nicht unwahrscheinlich ist es demnach, dafs es dieser grammatisch ausgebildeten Sprache, deren Kenntnifs der Calabrese Ennius sich rühmt, in der Heimath der burlesken Atellanen nicht ganz an einer Literatur fehlte.

p. 25. § 2. *Declination der Substantiva.* Erkennbar sind im Oskischen nur die drei ersten Declinationen, wie denn die beiden letzten im Lateinischen nach Bob nur Contractionen der drei ersten sind.

A. *Erste Declination.* Dafs der Nom. auf o oder ú (da das Lat. o häufig durch das Osk. accentuirte ú ausgedrückt wird) endigt, erkannte schon Klenze aus dem Nom. molto verglichen mit dem Gen. moltas, Bd. 12, 13. Hier irrt indefs Verf., wenn er in den Worten aragetud moltas XXXVIII. cf. XVIII. aragetud als Abl. ansieht, da es vielmehr Imperativ ist = Latein. adagito, gemäfs dem auch im Lateinischen und Umbrischen häufigen Wechsel von r und d. Eben so ist aisken ligis B. 25 für einen Genit. Absol. gehalten, während man es nach dem Zusammenhang mit Klenze für den Abl. Plur. = his legibus halten mufs. Sicher sind die Casus Obliqui Gen. as, Dat. ai oder im späteren Oskisch der Bantinischen Tafel ae, welche Endung zugleich Vocativ ist, Acc. am, Abl. ad. Vom Pluralis ist der Gen. asum erkennbar in eizazunk egmasum B. 24. analog dem Lat. arum, und der Acc. as, den Verf. bezweifelt, der aber durch den Sinn von en eituas faktud B. 9 = in partes facito, der dem Vf. dunkel blieb, vollkommen gesichert ist.

B. *Zweite Declination, p.* 29. Der Nom. Sing. Masc. ist im alten Oskisch des Cipp. Abell. ús, später wird bei consonantischen Stämmen das ú elidirt, wie in túrtíks XVII, wozu dann bisweilen noch das s nach den liquidis r und l wegfällt, z. B. Aukil u. a. Die Endung des Nom. Acc. Sing. Neutr. und Acc. Masc. lautet úm und om, und wirft, wie im Altlateinischen, das m ab; Gen. Neutr. und Masc. eís, Dat. úí, Locat. eí, Abl. analog dem Lateinischen ud. Richtig verwirft der Verf. p. 33 sq. die Ansicht von Lepsius, dafs ud auch ein Nom. Neutr. sein könne, da die Aufschriften auf den hierher bezogenen Münzen Ablative mit locativer Bedeutung sind, z. B. Tianud Sidikinum n. 16—19 = Teani Sidicinorum. Eine andere Form des Ablativus ist uf, z. B. frúktatiuf A. 21 und tribarakkiuf A. 37, 40, wobei zu bemerken ist, dafs das f sich auch an die Präposition angehängt hat in prúf. vúseí. r A. 17, etwa wie im Lat. das d in prodire, und Osk. f. für Lat. d auch in mefiai A. 37, 40 = mediae sich findet. Der Nom. Plur. 2. ist nicht ohne Beispiel, wie Verf. p. 38 meint, sondern der Zusammenhang zwingt A. 8. —10. pús — ligat [ús] fufans = qui — legati fuerint adaequat dem Nom. Plur. 4. im Lateinischen dafür zu halten, und so ist diese Form schon von Peter l. c. § 6. vom Standpuncte der Sprachvergleichung nachgewiesen. Wenn Herr M. ferner einen Genit. Plur. auf um annimmt, so scheint dies allerdings nach einigen Münzenaufschriften richtig, doch ist zu bemerken, dafs an den hier (p. 38) angezogenen Stellen aus dem Cipp. Abell. und der Tabula Bant. Núvlanum estud A. 40. Abellanum estud A. 44. zikolom XXX nesimum B. 17. [zikol]um VI nesimum B. 31. das um sicher Nom. oder Acc. Neutr. Sing. ist, wie der Zusammenhang unten zeigen wird, Stellen, die Vf. entweder gar nicht oder falsch erklärt hat. Nach der Analogie des Gen. Plur. 1. auf asum müfste man für Gen. Plur. 2. osum erwarten. Der Dat. Plur. lautet ois und úís, der Acc. úss in ehtrad feihúss A. 31. und iss in teremníss A. 15., wo von Peter das ss als wesentlich nachgewiesen ist für ns, während der Verf. die letztere Form ganz übergeht.

C. *Dritte Declination, p.* 39. Nominative 3. sind meddis B. 8., koaistur XIII, kevs B. 19., deren Endungen den lateinischen X, is und or entsprechen; ganz falsch ist aber hier vom Verf. das Verbum tribarakat . . als Substantiv angesehen, wie sich weiter unten ergeben wird. Von den Casus obliqui findet sich der Genit. eis, Dat. ei, Acc. Masc. im, Abl. id; doch ist zu bemerken, dafs in poisad ligud B. 19. = pura lege der Abl. ud auch in der dritten Decl. erscheint, ein Wechsel des i und u im Suffix, wie er schon oben in iss und uss sich zeigte. In dem schon erwähnten aisken ligis B. 25. mufs man also den Abl. Plur. is annehmen, freilich schon eine verschliffne Endung des Neuoskischen, die vielleicht zu einem Abl. auf ibus, der sich in der dritten Latein. Declination

Digitized by Google

durchweg erhielt, in dem Verhältniſs stand, wie Lat. 2. Dat. Abl. is zu ibus.

§ 3. *Die Pronomina und Partikeln.* A. *Demonstrative Pronomina*, p. 42. Dieser Abschnitt ist der ungenügendste in der vorliegenden Schrift, und steht gegen die von Peter (l. c. § 11.) gegebenen Erläuterungen der Oskischen Pronomina, die Verf. nicht benutzt hat, bedeutend zurück. Verf. meint nämlich, auſser dem einfachen Stamm des Demonstrativpronomens i fände sich auffallender Weise ein ganz verschiedener Stamm eks, der sich später in eis erweicht habe; hingegen heiſst es p. 46, ek sei die Grundform und eks nur eine Verstärkung, die dann wieder abgeschwächt sei. Diese unhaltbare Erklärung scheint aus einem doppelten Irrthume hervorgegangen zu sein, indem Verf. einmal ekss A. 10. und ek (in den Zusammensetzungen ek-ik XXXV, ek-had XV, ek-ak XIII, app. 3.) für den Nom. Neutr. hält, während es das Lat. hic, altl. hec. ist, wie sich sogleich ergeben wird, dann aber in den Formen iz-ik, id-ik das i blos als einen indifferenten und vermittelnden Bindevocal ansieht, um das Osk. k oder ken Lat. ce anzuhängen, da doch die eben angeführten Ablativformen ekak, ekhad und eizuk B. 29. eisuken B. 16. zeigen, daſs das i der Pronominalstamm ist, der also in den Casus Obliqui flectirt erscheint. So ist denn die vom Verf. p. 47 gegebene Tafel der Pronomina nach jenen vier vermeintlichen Stämmen falsch; hingegen von Peter der richtige Weg zur Erklärung eingeschlagen. Aus Bopps Forschungen erhellt nämlich, daſs im Sanskrit neben dem einfachen Pronominalstamm der 3ten Person i verlängert ê die Stämme ta oder da, sa, na und va sich finden, durch deren mannichfache Zusammensetzungen sich zunächst die Demonstrativpronomina, dann die übrigen Pronomina und die von ihnen abgeleiteten Partikeln bilden. Auf diesem Resultat bauend hat *Peter* richtig gezeigt, daſs sich im Oskischen in verschiedenen Zusammensetzungen die Stämme i, sa und ka finden, wenn auch manche Formen unrichtig erklärt sind, die sich erst durch das Verständniſs des Zusammenhanges des Cipp. Abell. und der Tab. Bant. einfach und sicher bestimmen lassen. Gehen wir also vom einfachsten Demonstrativpronomen zu den zusammengesetzten. 1) Vom einfachen Stamme i Latein. is finden sich nur zwei Formen: der Acc. in A. 34. Altlat. em (eum) und Gen. Plur. ezum B. 10., nach dem vorhergehenden eitúas, worauf és sich bezieht, Fem. = earum, so daſs das z nicht dem Stamme sa angehört, sondern für das Lat. r des Gen. Plur. steht, wie Gen. Plur. 1. azum = arum. 2) Durch Anhängung des ken oder k an den Stamm i entsteht dann ek (in ekss) oder ik (in izik, idik, ekik), wie im Lat. durch dieselbe Anhängung des ce an i das aspirirte hic, hec, heic. So flectirt denn auch dieses Pronomen Acc. Masc. Sing. ionk B. 12., 26 = Lat. hunc, hunc. Abl. Masc. Neutr. iúk (iok) A. 37., 43 = hoc, und ebenso müssen nach der Analogie des Lateinischen der Nom. und Acc. Neutr. gelautet haben, wie denn iok komo .. B. 25. wahrscheinlich Acc. Neutr. ist. Vom Plural findet sich aisken B. 25. Dat. Abl. Fem. = hisce: und nach der zusammengesetzten Form op-eizois Abl. Plural. Masc. B. 23. müſste der Abl. Plur. Masc. des einfachen Pron. oisken gelautet haben. Wenn also B. 20. aisk sich auf ein vorhergehendes Substant. Masc. bezieht (kevs = civis), so ist dies auf Rechnung der nachlässigeren Schreibweise auf der bantinischen Tafel zu setzen (wo nach des Verf.'s eigner Bemerkung öfter das Fem. des Relativs statt des Neutr. steht). Der Sinn beider Stellen, wo aisken vorkommt, zeigt, daſs es als Abl. Plur. zu fassen ist. 3.) Eine andere Pronominalbildung entsteht im Oskischen durch Zusammensetzung der Stämme i und sa, so daſs der letztere flectirt wird, der Stamm i aber verlängert ei, unverändert bleibt, ähnlich wie im Lateinischen iste, istius. Von diesem Pronomen findet sich eíseís A. 20. eizeis B. 22. Gen. Sing. eíseí A. 46. = eseí A. 49. Loc. Masc. eísai A. 57., Loc. Fem. op-eizúd A. 13., esuf. B. 23. Abl. Plur. Indem sich auch an dieses Pronomen das k anhängt, entstehn die Formen eizeik B. 21. Locat. eisuken B. 16. eisuk B. 29. Abl. Masc. eisak XIII. Abl. Fem. und eizazunk B. 24. Gen. Plur. 4) Als Zusammensetzungen aus is oder i und ek (ik) erscheinen die Formen ídík A. 3. 4. Nom. Neutr. und izik B. 14. (wo wie wir oben gezeigt, das i der zweiten Silbe also nicht bloſser Bindevocal ist), und die umgekehrte Zusammensetzung ekhad XV., wo immer nur der einfache Stamm i flectirt erscheint. Hängt sich an eine Composition der letzteren Art noch das k, so zeigt sich eine Verdoppelung des Pronomens ek in den Formen ek-ik XXXV., eksuk II. IV., ekak XIII. app. 3., wo immer nur das zweite ek flectirt wird, ähnlich wie Lat. isthic, isthaec, isthoc. Es kann also ekss

Digitized by Google

A. 10. unmöglich, wie Verf. meint Neutr. sein und *Peter* bemerkt richtig ekss sei durch Anhängung des s zum Adverbium gemacht wie Lat. cis uls, bis, fors u. a., und bedeute sic; woraus sich auch die Partikel ekkum = ek-dum A. 27. 41. = item erklärt. Auch im Lat. lautet der Nom. Masc. des Pronomens mit dem Adverbium gleich oder ähnlich hic — hic, idem — item. Daraus folgt, dafs auch auf der Bantinischen Tafel ex niemals hoc erklärt werden kann in ex komono B. 7. und ex aisken ligis B. 25.; sondern es spricht auch der Zusammenhang der letzteren Stelle entschieden dafür, dafs ex die lateinische Präposition ist, zumal da auf der Bantinischen Tafel das Oskische vom Lateinischen schon sehr inficirt ist, und sich der Buchstabe x sonst nicht findet. Dafs diese Präposition e, ex auch dem älteren Oskischen eigen war, ergiebt sich aus dem Adverbium ehtrad A. 31 = extra. Eben so wenig kann nun auch exeik B. 12. 26. = hoc sein; sondern es ist das Lateinische exhinc (exhic) und exak B. 8. ist nicht das blofse hac, sondern exhac, indem das vorhergehende kontrud dort und post hier Adverbium ist. Richtig hat Verf. isidum XIII. XX. App. 3. mit Guarini für das Pronomen erkannt = Lat. idem, während andere Erklärer jener Inschriften an die Göttin Isis gedacht haben (p. 49); eben so scheint auch die Deutung eisiuom B. 23. = ibidem richtig.

B. *Relative und indefinite Pronomina p.* 49. Von den relativen Pronomen sind schon von andern richtig erkannt worden pis = quis, pae, paei, pai = quae, pud (pod) = quod pid = quid. Richtig nimmt Verf. phim B. 25 = pim Lat. quem, wozu das Fem. pam B. 28, welches nach dem Zusammenhang der Stelle nicht Conjunction quam, sondern Fem. Acc. ist. Dafs ferner paí A. 15. 34 nicht mit Verf. für Locat. = quo loco zu halten, sondern für Nom. Fem. wie pae und paei, pas B. 25. nicht Gen. Sing. Fem. sondern Acc. Plur., pús A. 8. nicht Acc. sondern Nom. Plur., puf II, 4 und puv A. 17. = quo und nicht = ubi ist, hat Peter richtig erkannt und wird der unten gegebene Zusammenhang bestätigen. Dieser macht es auch nothwendig pútúrúspid A. 9. nicht für Nom. Sing., sondern für den Nom. Plur. anzusehn.

C. *Präpositionen* p. 51. Die vorkommenden Präpositionen sind ehtrad = extra, kom = cum, contrud = contra, prae = prae, pru = pro, pruter = praeter, pússt und púst = post, úp und op = ob und apud, en = in B. 9., was Verf. nicht erkannt hat, das Negationspräfix an = in. Dafs nun anter A. 14. 54 nicht ante sondern inter ist, ergiebt der Zusammenhang unzweifelhaft. Auch ist amfr. in amfret A. 45. und amfretaert A. 32. nicht die blofse Präposition amb, sondern das von derselben abgeleitete Adverbium loci, in seiner Bildung dem Lat. infra genau entsprechend, und jenes Verbum ist das Lat. ambtrare, amptruare (Carm. Salior). Dafs perum B. 5. 14. 21 = per, hat Peter (§ 13. l. c.) richtig aus den ähnlichen Formen nihilum und necum nachgewiesen, und die Hypothese des Vf.'s ist unbegründet, dafs Osk. per auch den Sinn des Griech. παρά habe, da die Formel perum dolom mallom dem Zusammenhange nach nie = sine dolo malo sondern an allen Stellen = per dolum malum zu erklären ist.

D. *Zahlwörter und Partikeln* Von Zahlwörtern sind erkennbar inom R. 16 = unum, petora = quatuor, pomptis B. 15 = quinque (quinquies). Partikeln sind aufser den schon erwähnten Ablativen der Pronomina Altosk. svai Neuosk. svae = si und B. 27. 28 auch = sive, aut = at wie Verf. gegen Lepsius richtig annimmt, auti = aut, ..ullad A. 56. = quacunque, wo nach der Analogie von pútúrús pid = uterque der vorn zu ergänzende Buchstabe p zu sein scheint. Die Formen nei, ne, neip, nep scheinen promiscue für ne, neve und non gebraucht, doch ist ni B. 8. 17. 29 von diesen zu trennen = nisi. Dafs tedúr A. 56. vom Verf. unrichtig als Partikel, amirikatud falsch in — mercato (B. 22.) erklärt ist, wird sich weiter unten ergeben.

§ 4. *Das Verbum* p. 56. Von Personalendungen kennen wir die 3te Pers. Sing. die auf t endigt, wofür auch d eintritt, z. B. fusid A. 19., und die 3te Pers. Plur. auf ns = Lat. nt, dorisch ντι, z. B. fufans A. 10. patensíns A. 50. Was die Tempora anbetrifft, so gehört zum Präsens sum XVII. 6, ist A. 12. 15. 31. 33. amfret A. 45. = amptrat, dat B. 9. 10, faamat II, 4.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Oskische Studien von Dr. Theodor Mommsen.

(Fortsetzung.)

Hingegen können die Formen deivatuns und deikans B. 9., von denen Verf. die erste gar nicht, die zweite falsch als Aor. = ἔδειξαν erklärt, nach dem Zusammenhange entschieden nichts anders sein als Participia Präsentis, wie die Lateinischen auf ans und uns ausgehend; und dafs angit B. 20. kein Präsens ist, wird sich sogleich ergeben. Sichere Perfecta sind kumbened A. 10. aamanaffed XII. XIV. XX., aikdafed XXXV., deded XIII. XV., das indefs auch Präsens sein kann (dedere). Hingegen tragen die Formen upsed app. 1. prúfatted XIII. XV. XX., prúffed XVII. kein Zeichen einer Perfectbildung an sich, und Verf. ist zu dieser Annahme nur durch seine falsche Erklärung des Zusammenhanges und durch eine unrichtige Etymologie gekommen. Somit erweis't sich auch, was p. 60—61 über ein Perfect auf it oder ed = avit gesagt wird, als unbegründet. Ein entschiedener Fehlgriff ist es ferner, wenn Verf. behauptet, in der Form fufans A. 10. sei das fu Reduplication, das a radical, und die ganze Form zusammengezogen aus fu-fa-kans, woran der Zusammenhang nicht zweifeln lasse. Dieser bestätigt vielmehr ganz klar, dafs fufans das ist, was es möglicher Weise nur sein kann, nämlich Conj. Präes. vom Verbum fuere, welches mit eingeschobenen Digamma im Camen Arvale fufere lautet.

Ferner will Verf. p. 61 aus dem Zusammenhange gefunden haben, das Oskische bilde ähnlich dem Sanskrit und Griechischen ein Futurum I. auf sid, verstümmelt zu zet und st wie fusid A. 19. kensazet B. 9. fust B. 14. 22. 23. 28. 29., herest B. 12. 18. 21. 26., deivast B. 3. Doch die Erklärung der betreffenden Stellen, die vom Verf. gar nicht oder unrichtig erklärt sind, wird zeigen, dafs diese Formen unmöglich etwas anderes sein können als Futura II. Da hier dem s jedesmal ein Vocal vorhergehen mufs, so schliefst Verf., jenes vermeintliche Fut. gehöre nur den vocalischen Stämmen an, während die consonsonantischen im Oskischen wie im Lateinischen ein Fut. auf em, et bildeten. Auch diese Hypothese fällt zusammen. Es ist nämlich Hrn. Mommsen entgangen, was Peter (§ 18, l. c.) richtig gesehn hat, dafs die getrennt geschriebenen Formen anget-uzet B. 20. triba = rakat-tuset A. 39. 42., skriftas-set B. 25., trib = arakat-tins A. 48. zusammenzuziehn sind. Ohne diese Bemerkung, nach der also hier regelmäfsige Futt. II. sind, war nun freilich kein Verständnifs der bezeichneten Stellen möglich, und es mufsten unhaltbare Vermuthungen eintreten. Die Erklärungen des Verf.'s tribarakat = partitio, tuset = pertinebit, anget = aget, uzet = orabit sind hiernach aufzugeben.

Das Fut. II. ist schon von anderen Gelehrten hinlänglich nachgewiesen in Formen wie fefakust, didist, herest, deivast analog den altlateinischen Formen locassim, indicasso, astasint; doch finden sich auch dem gewöhnlichen Lat. Fut. II. analog die Formen hafiert B. 8. = habuerit, amfretaert (p. 62). Die 3te Pers. Imperat. Praes. ist deutlich auf ńd. Vom Conjunctivus findet sich die 3te Pers. Sing. hipid, pruhipid, fepakid und die 3te Pers. Pluralis tribarakattins, patensins, ..erríns, wo das ursprüngliche î des Conj. Sanskr. sich noch bewahrt hat, wie im Lat. in sim, velim, duim. Die Formen des Conj. deivaid B. 11. und staiet A. 58. 26. entsprechen nach Verf. dem ursprünglichen Moduscharakter im Sanskr. yâ, wodurch Bopps Vermuthung bestätigt wird, dafs im Lat. amet zusammengezogen ist aus amait, wie nach Verf. ampert = imperet B. 12. 17. zusgz. aus amperait, amperet.

Vom Oskischen Passiv finden sich wenige Formen. Ein Particip auf tus ergiebt sich aus ligatúís A. 6. 7. aus ankensto B. 22. und aus der mehrmals wiederkehrenden Formel molto etanto estud = multa intenta esto, die Verf. nicht zu erklären gewufst, und

Digitized by Google

die zeigt, dafs das Fem. des Adjectivs analog dem Fem. der 1sten Decl. auf o ausging. Neben der Form auf tus besteht nach Verf. ein Particip auf us; doch da sich diese Form nur in fakus B. 30., praefukus B. 23. und deikum B. 10. (das als Particip besser in den Zusammenhang pafst, als wenn man es für den Infinitiv oder für das Substantivum Verbale nimmt) findet, so ist in diesen Participbildungen wohl nur das ursprüngliche kt abgeschwächt in k, wie in den Altitalischen Dialektsprachen der Wechsel von c ct und cs (x) sehr häufig ist. Es fallen also jene beiden Formen des Oskischen Particips zusammen. Wie aber im Lateinischen sich neben den Verbaladjectiven auf us solche auf er ir ur nach der 2ten Decl. finden, so zeigt sich im Oskischen neben dem Particip auf tus oder us eine Participbildung auf er und ur an den Formen ist tedúr A. 56. = est data, prúf vú sei r zusammenzuziehn in prúfvúseír = provisa A. 16., fust kensamur = fuerit census, Formen die Verf. nicht zu deuten gewufst, die aber durch den Zusammenhang vollkommen gesichert sind. Aus einer ähnlichen ursprünglichen Participform im Lateinischen mag der alte Infinitiv. Pass. auf ier (durier) zu erklären sein. Unzweifelhaft ergiebt sich auch der Imperativ. Passivi aus vinkter B. 21. = vincitor, nicht wie Verf. meint Indicat. = vincitur und lamatir = clamator, das Verf. unerklärt gelassen hat. Unrichtig hat Hr. Mommsen ferner kenstomen B. 20. für einen Inf. Pass. (= dem Griech. μεναι) angesehn, da das Wort ein Substantiv ist ähnlich gebildet wie fisname A. 30. 32.; und auf die Annahme, dafs upsannam XIII. app. 8. = operandam Part. Fut. Pass. sei, ist Verf. nur durch die verfehlte Deutung des Wortes und der ganzen Inschrift gekommen.

Als Oskische Infinitivendung ist schon von Klenze um bezeichnet, wie der Inf. des Sanskr. dem Lateinischen Supinum adäquat ist (Peter § 19. l. c.). Diese Form findet sich in akum B. 24., moltaum B. 12. 13. 18. 26., kensaum B. 20. tríbarakavum A. 36. und ist an den drei ersten Stellen syntaktisch ganz deutlich Accus. eines Verbalsubsantivs, wie das Lat. Supinum in um bei Verbis der Bewegung; ein neuer Beleg dafür, wie der Infinitiv überhaupt mit dem Substantivum Verbale und dem Participium zusammenfällt. Darum ist auch in tríbarakavum das v nicht mit Verf. für Zeichen des Perfects anzusehn, sondern als ein blofses eingeschobenes Digamma.

§ 5. p. 61. Das nun folgende Verzeichnifs der Vornamen, Götter und Magistrate der Oskischen Volksstämme ist in dem Buche selbst einzusehn, und es sei hier nur die richtige Erklärung des Titels meddix tuticus, meddiss tutiks hervorgehoben. Das Oskische touto ist nämlich umbrisch tuta, tota etymologisch verwandt mit Lat. totus und bedeutet Gemeinde, nicht wie Lepsius meint urbs, wonach also meddix túticus der Gemeindevorsteher ist. Von diesem ist auch wohl der A. 5. erwähnte medikeí deketasiúí nicht verschieden.

§ 6. p. 81. *Der cippus Abellanus Antica.*

1) *Maniúí Vestirikiúí Mai. Sir. prupukid sverruneí*
Manio Vestricio Manii (fil.) Ser. . . . . .
kvaísureí Abellanúí, ínim Maniúí Juvkiúí
quaestori Abellano et Manio Jucio
Mai. Pukalatúí (5) *medíkeí deketasiúí Núvlanúí ínim*
Manii (fil) Pucalato magistratui rectori Nolano et
ligatúís Abellan [*úis*] *ínim ligatúís Núvlanúís pús*
legatis Abellanis et legatis Nolanis, quos
*senateís tanginúd suveís pútúrúspíd líga*t[*ús*] (10) *fú-*
senatus jussu sui uterque legatos fe-
fans ekss kumbened.
cerunt, hoc convenit

Hier bleibt zunächst der Titel prupukid sverruneí kv. unerklärt. Pru-pukid scheint auf den Lat. Stamm pac zurückzuführen, der in i umlautet im Perf. pepigi, dann nach dem im Lat. wie im Osk. häufigen Wechsel von ŭ und u im Osk. puk lautet, so dafs das Wort = pro pacto oder pro pace ist und vertragsmäfsig, rechtsgültig bedeutet, ähnlich wie auf der Tab. Bant. promeddixud. Sverruneí ist dann Adject. = supremus, indem die lat. Präp. sub in der Adverbialbildung sver sich in sv abschwächte, wie sich umgekehrt im Lateinischen super das b zum p verhärtete, uneí aber regelmäfsige Adjectivendung ist. Dann heifst der Titel also: von *Rechtswegen oberster Quaestor von Abella*, entsprechend dem medíkeí deketasiúí (dictatori), dem bevollmächtigten Gemeindevorsteher von Nola. Der Relativsatz von pús an ist falsch erklärt, da fufans nicht fecerint, sondern fuant ist, und es unangemessen erscheint, dafs die Beamten auf Befehl des Senates die Abgeordneten für den Staatsvertrag erwählen sollten. Auch ist tanginud nicht vom Gr. τάττω herzuleiten und

Digitized by Google

jussu zu übersetzen, sondern vom Lat. tongere, wissen, (Fest. h. v.) so dafs es senatus scitum bedeutet (wie plebiscitum popliscitum). Die ganze Stelle ist dann zu übersetzen: *die Gesandten, die nach Gutachten ihres Senats beiderseits Gesandte geworden, sind so übereingekommen.*

(11) *Sakaraklúm Herekleís slaagid púdíst ením ter*[*um*]
Sacellum Herculis in fine quod est, atque terra,
púd úpeizúd sakaraklú[*d íst*] *púd anter teremníss eh*[*trad*]
quae ad illud sacellum est, quae ante terminos extra
(15) *íst pai teremennúí mú* [*íníkad*] *tangiuúd prúf vúsei r....*
est, quacunque terminal communi jussu pro? uti?
amnúd puv ídík sakara [*klúm*] *ením ídík terúm múí-*
alicubi: id sacellum atque ea terra commu-
ní [*kúm*] *múníkeí tereí fusíd.* (20) *eíseís sakarakleís*
nis in communi terra erit ejus sacelli
í[*ním*] *tereís frúktatiuf . fr....*
atque terrae cum fructu fr....

Hier ist slaagid mit vorgeschlagenem s nicht mit dem Griechischen λήγειν sondern näher mit dem Lat. lacer, lacerò, lacinia zu verbinden, wo der Begriff des Theilens zum Grunde liegt. Der Zusammenhang dieser Vertragsbestimmung, den Verf. wie ersichtlich nicht übersehen, wird erst klar, wenn man sich in die Lücke nach dem zusammenzuziehenden prúfeuseí = provisa ein ist eingeschaltet denkt, annúd mit Peter für anno und teremennúí = terminatio (terminonium) erklärt. Dann lautet nach den oben gegebenen Erklärungen der grammatischen Formen die wörtliche Uebersetzung der Stelle: „*Der Heiligthum des Herkules, welches auf der Grenze liegt und das Land was bei diesem Heiligthume liegt, was zwischen den Grenzen ausgeschieden ist, welche Begrenzung nach gemeinsamem Gutachten vorgenommen* [*ist*] *im* [*selbigen*] *Jahre wie dieses Heiligthum und dieses Tempelland, soll auf gemeinsamem Gebiet sein.*

Von v. 29. an bis 26. ist die Inschrift verstümmelt und nur so viel erkennbar, dafs der fructus des Tempellandes beiden Gemeinden gemeinschaftlich sein soll.

Postica.

In dem mangelhaften v. 27—30. scheint die allgemeine Bestimmung enthalten zu sein, dafs innerhalb jenen Abgrenzung Niemand ein angewiesenes Grundstück beackern darf, eine Vorschrift, die im Folgenden für beide Gemeinden specialisirt wird.

(30) *Ehtrad feihúss púz Herekleís fusnam amfretaert*
Extra vicos, quos Herculis finitio ambierit,
viam pústíst pai íp íst púst in slagím (35) *senateís.*
post viam est, ubi ibi est. Post eum finem senatus
suveís tangiuúd tríbarakavum líkítúd, ením úík
sui jussu agrum partiri liceto, atque ea
tríbarakkíuf pam Núvlanús tríbarakat tuset ením
mensura, quicquid ad Nolanam partitionem pertinebit (eo)que
(40) *úíttíuf Núvlanum estud. Ekkum suai píd Abella-*
jure? Nolanorum esto. Item si quid ad Abella-
nús tríbarakat tuset úík tríbarakkíuf ením úíttíuf
nam partitionem pertinebit ea mensura atque (eo) jure
Abellanum estud. Avt (45) *púst feihúís púz fisnam*
Abellanorum esto. At post vicos, quos finitio
amfret eiseí tereí nep Abellanús nep Núvlanús
ambit, in ea terra neque ad Abellanam neque ad Nolanam
pídum tríbarakattíns.
quiddam partitionem pertineat.

Neue und brauchbare Deutungen des Verf.'s sind in diesem Abschnitte feihúss = vicos, fíisnúm = finitio und amfretaert = ambitaverit. Doch da Hr. M. die Formen tríbarakat-tuset und tríbarakat-tins, wie oben gezeigt ist, verkannte, so mufste er zu gezwungenen und falschen Erklärungen kommen. Das Verbum tríbarakavum erweitert in tríbarakattavum (nach Peter l. c. wie dinere, dictitare u. a.) heifst an keiner Stelle etwas Anderes als tribum arare, ein angewiesenes Ackerstück bestellen, und das Subst. Verbal. tríbarakkíuf bedeutet einen solchen bestellten Schlag. Vittiuf, das vom Verf. ohne Begründung Jura übersetzt ist, mufs vielmehr auf das Lat. vidua und idus (eidus), Etrusc. itus, Griech. εἶδος mit dem gemeinsamen Begriff des Trennens, Abtheilens, iduare, dividere zurückgeführt werden (ganz gegen alle Analogie hält Verf. p. 98 dividere für die ursprüngliche Form, die zuerst in dividere verlängert, dann in videre verstümmelt worden sei). Im späteren Oscisch wird nun aus úittiuf oder [v] ittum A. 53. mit Abwerfung des Digamma und Verlängerung des Vocals eituas, (wie Altlat. eidus) und aeteis vom Nom. aetus. Alle diese Formen desselben Stammes bedeuten auf den Oskischen Sprachdenkmälern immer entweder einen bestimmten Theil Geld oder Ackerland. Demnach wäre die Stelle folgendermafsen zu übersetzen: „*Ausser den Landstücken, welche die Umgrenzung des Herkules um-*

Digitized by Google

schreibt, das ist hinter dem Wege der daselbst ist: hinter jener Grenze soll es erlaubt sein, nach Weisung seines Senats ein Ackerstück zu bestellen, und auf diesem bestellten Ackerstücke, das ein Nolaner bestellt hat, und auf diesem Bezirke sei Nolanisches (Eigenthum). Eben so wenn ein Abellaner irgend ein Ackerstück bestellt hat, so soll auf diesem bestellten Ackerstücke Abellanisches (Eigenthum) sein. Aber hinter den Landrücken, welche die Begrenzung umschreibt, auf jenem Lande soll weder ein Abellaner noch ein Nolaner irgend ein Ackerstück bebauen." Es heifst nun weiter:

(48) *Avt thesavrúm púd esei terei ist* (50) *pún patensíns*
At thesaurum, qui in ea terra est cum aperiant
múinikad ta[n]ginúd patensíns inim pid e[isei]
communi jussi aperiant atque quidquid in eo
thesavrei pukkaid eh[trad] . ittum alttram, alttr[ei]
thesauro ——— extra jus? alterum alteri
. errins . Avt anter slagím (55) *[A]bellanam inim Núvreddant* . At ante finem Abellarum et No*lanam . úllad viú uruvú ist tedúr [e]isai viai*
lanam quacunque via curva est — in ea via
mefiaú teremen[n]iú staiet
media terminal stet.

Hier ist die Erklärung des Sachverhältnisses, dafs es sich um den gemeinsamen Tempelschatz und dessen gemeinsame Benutzung handle, aus thesavrum und patensins (patere) von Hrn. Mommsen glücklich gefolgert, und auch der Schlufs richtig erklärt. Doch da vielen einige Wortformen unerklärt geblieben sind, so ist den syntaktische Zusammenhang dem Vf. nicht ganz klar geworden. In der Form pukkaid, die ähnlich, wo nicht dieselbe ist wie B. 8. pokapit, scheint puka Abl. von pid wie iuk von ek mit Anhängung des ke(ka), und in diesen Abl. hängt sich in der ersteren Form das Neutr. des einfachen Pron. Dem. id, in der zweiten das Pron. Rel. pid, so dafs jene = quoce-id diese = quoce-quid wäre. Die Bedeutungen quo (quanto) id und (ali)quo (sc. loco) quid passen wenigstens an den betreffenden Stellen. . . errins will Verf. vervollständigen in rerrins = reddant; allein dieser Uebergang des dd in rr gäbe hier eine für die weiche breite Oscische Mundart unerträgliche Härte, und die Uebersetzung reddant pafst nicht in den Sinn. Man mufs vielmehr zu . . errins eh h ergänzen, so dafs herrins Conj. Praes. desselben Verbum ist, von dem herest B. 12. 26. 18. Fut. II. Dieses ist aber anzusehn als ein Verbum primitivum desselben Stammes wie herus herciscere, herctum mit der Bedeutung einen Antheil abgrenzen, festsetzen, sich aneignen, eine Bedeutung die an allen Stellen sehr wohl pafst. Dann mufs man das verstümmelte alttr. . . als Nom. Plur. fassen. Tedúr ist auf teremeniú zu beziehn, Particip. Pass. von do, welches Verbum die Bedeutungen der griech. Verba δίδωμι und τίθημι in sich vereinigt, an dieser Stelle aber die letztere hat, so dafs tedúr = posita ist. Dann ist der Sinn der Bestimmung wörtlich folgender: „*Aber den Schatz, der auf jenem Tempellande ist, sollen sie, wenn sie ihn öffnen, nach gemeinsamem Beschlufs öffnen, und was in jenem Schatz ist, so weit dies aufser der einen Hälfte ist, sollen die andern zu eigen nehmen. Aber zwischen der Abellonischen und Nolanischen Grenze soll überall, wo der Weg eine Krümmung hat, ein aufgerichteter Grenzstein mitten auf jenem Wege stehn.*"

So zeigt dieser zwischen den beiden Chalcidischen Colonien Nola und Abella abgeschlossene Vertrag eine scharfe prägnante Ausdrucksweise, wie die römischen Gesetze; doch bedingt, wie Verf. richtig erkannt hat, dieser Vertrag, eine freie auf Bündnifs und religiöse Gemeinschaft nach Art der griechischen Bundesstädte gegründete Verfassung und schliefst den Gedanken an römischen Einflufs aus. — So erscheint es denn auch angemessen, den Abschlufs des Vertrages nicht über die Zeit des zweiten Samniterkrieges hinauszusetzen, die Zeit, welche Depsius für die älteren Umbrischen Inschriften, Marcchi für die dorischen Tafeln von Heraklea annimmt.

§ 7. *Die Tabula Bantina* p. 92. Von dem zweiten wichtigen Denkmal der Oskischen Sprache, dem Gesetz auf der bantinischen Tafel, das nach Klenze mindestens 4 Columnen enthielt, ist nur eine Columne, wahrscheinlich die zweite von Anfang erhalten. Die Sprache derselben zeigt deutliche Spuren von Corruptionen und römischen Einflufs, indem auch aufser den vom Vf. angeführten Contraction, oder richtiger Synkope, wie fust für fusid, ns für nss, in für inim u. a., und den römischen Siglen, wie pr. tr. pl. q. n. für tribunus plebis, praetor, quaestor, nummi, die termini der römischen Gerichtssprache übereinstimmend mit der lex Thoria durchweg eingeführt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Oskische Studien von Dr. Theodor Mommsen.

(Fortsetzung.)

Dies bestätigt die Ansicht des Verfassesr, dafs ein römisches Original vorhanden war von dem Bantinischen Gesetz, das in Bantia des allgemeinen Verständnisses wegen in's Oskische übersetzt ward, und widerlegt Klenze's Behauptung, dafs sich aus dem Gesetz die freie Italische Städteverfassung erschliefsen lasse.

Da es nun dem Verf. nicht gelungen ist, eine wörtliche Deutung dieses Gesetzes zu geben (aufser von den Poenalsanctionen v. 11—13, v. 17—18, v. 26—27, die mit den entsprechenden lateinischen Formeln auf der Rückseite der Tafel schon von Huschke richtig verglichen sind), und da einzelne Wörter so wie ganze Stellen ganz unerklärt geblieben sind, so konnte er auch von dem Inhalte des Gesetzes nur theilweise und vermuthungsweise die allgemeinsten Umrisse erkennen. Wir geben hier nur die wörtliche Deutung der vollständigen Stücke der Tafel, die Verf. behandelt nach den Capiteln, die auf derselben durch Zwischenräume getrennt sind (p. 95), indem wir das erläutern und begründen, was vom Verf. gar nicht oder unrichtig erklärt ist, und durch eine wortgetreue Uebersetzung die Richtigkeit des gewonnenen Zusammenhanges darthun.

Mit Uebergehung des fragmentarischen 1st. Cap. v. 1—8, aus dem sich nichts Sicheres erkennen läfst, wenden wir uns zu Cap. II.

Cap. II., v. 8—13 (p. 99).

(8) *Pis pokapit post post exak komono hafiert, meddis*.....
Qui quemcunque? posthac agrum publ. habuerit, meddix...
(9) *en eituas faktud pous touto deivatuns tanginom deikans*
....facito quibus? resp. dividunt? auctoritatem? dixerunt?
stom dat ei..... (10) *deikum, pod ualaemom toutikom*
.... eis (eum ad-) dicere, quem ..... publicum
tadait ezum Nep fepakid pod pis dat..... (11) *deivaid*
dederit eorum Neque fecerit quem quis dat .... dividat
dolud malud. (11) *Suae pis contrud exeik fefakust auti*
dols malo. Si quis contra hoc fecerit aut
komono hipust, molto etan-(12)*to estud n.* Ⓜ Ⓜ, *in*
agrum publ. habuerit, multa ... esto n. M. M., et
suaepis ionk fortis meddis moltaum herest, ampert;
siquis eum forte mag. multare volet, imperet;
minstreis aeteis (13) *eituas moltas moltaum likitud.*
minoris partis pecuniae multae multare liceto.

Hier ist v. 8. das post post jedenfalls verdorben und dafür wie v. 23. zu schreiben pod post. Pod steht über auf der Tab. Bant. für quo (v. 10), wie in der lex Thoria dieses quo häufig wiederkehrt (der beste Text der l. Th. findet sich jetzt bei Goettling: Funfzehn römische Urkunden. Halle, 1845. p. 32, nach einer neuen sorgfältigen Copie) Fragm. I, v. 9, 10, 11, 24. Das pod ist also Conjunction abhängig von faktud. Hinter meddis ergänzt sich leicht tuotiks; en eituas faktud = in partes facito ist ähnlich construirt, wie l. Thor. V, 17 in formas publicas facito. Pous v. 9 scheint = quo-usque (oder = quo-ut) und hinter ei v. 9 ergänzt sich leicht das vorhergehende tanginom, was so viel bedeutet als formula, regula, edictum = Veranschlagung, Steueransatz. V. 10 ist pod val. tout. tad. ähnlich gesagt wie l. Thor. II, 34: nisei cos. pr. ve quod vadimonium ejus re[i dederit], indem gemäfs des Wechsels von l und d im Altlateinischen (Schneider, Elementarlehre p. 255) valaemom = vadimonium (vadimum) ist, und die Gewährleistung des Staats gegen Störung des Besitzes (l. Thor. dejicere) zu bedeuten scheint. Ezum v. 10. ist auf eituas zu beziehen, und nach ei scheint tanginom neip oder etwas Aehnliches zu ergänzen; deivaid v. 11 und deivatuns v. 6. ist wohl erweicht aus deidvaid und deidvatuns (vgl. oben idus, iduare, vittiuf) zur Vermeidung des dreimaligen d-Lautes. In der Poenalsanction v. 11—13 ist nach dem oben Gesagten exeik = abhinc, exhinc, ferner (molto) etanto (estud), das vom Verfasser nicht er-

Digitized by Google

klärt ist, = intenta (esto), indem das n von der Präposition en (v. 9) wegfiel; herest, das Verf. nach einer willkürlichen und unbegründeten Etymologie = volet, Griech. αἱρέω erklärt, hat nach dem oben Gesagten den Sinn bestimmen (herciscere); v. 12 ist min. aet. eituas, nicht wie Vf. (p. 96) meint, zu verstehn: um die geringere Hälfte des ganzen Vermögens, sondern: um einen kleineren Theil jener Summe von 2000 Sesterzen. Dann ist also das Gesetz folgendes:

Dazu dafs jemand ferner von jetzt ab irgendwo Gemeinland besitze, soll der Gemeindevorsteher es in Schläge theilen, bis er das Gesammte theilend, die Veranschlagung entwerfend, dann jenem den entworfenen (Ansatz) giebt, wodurch er die Gewährleistung der Gemeine für dieselben geben soll. Und nicht soll jemand [die Veranschlagung], die er giebt, entwerfen, noch theilen mit schlechtem Vorbedacht. Wenn jemand von jetztab dagegen handelt oder Gemeinland besitzt, so soll eine Bufse van 2000 Sesterzen darauf gesetzt sein, und wenn demselben etwa ein Gemeindevorsteher diese Bufse bestimmt, so mag er sie beitreiben; doch soll es erlaubt sein, einen geringeren Theil der Summe als Bufse zu nehmen.

Also nur der Besitz der vom Gemeindevorsteher abgetheilten, in den Steuerrollen veranschlagten und den Einzelnen zugewiesenen Ackerschläge ist rechtmäfsig, und nur für ihn giebt die Gemeinde Gewährleistung und Rechtshülfe; aller übrige Besitz von Gemeinland ist verpönt.

Cap. III., v. 13—15 (p. 100).

(13) *Suae pis prumeddixud altrei kastrousauki eituas*
Si quis pro magistratu alteri . . . . pecuniae
(14) *zikolom dikust, izik komonon hipid, ne don op toutad*
jugerum addixerit, is agrum p. habeat, ne, dum? apud? remp?
petirupert urust, sipus perum dolom (15) *mallom in trutum*
. . . . araverit, siquos sine dole malo et fraude
ziko touto peremust neip mais pomptis.
. . . . . neque plus quinque.

Verf. gesteht selbst, dafs ihm dies Capitel fast ganz dunkel geblieben ist (p. 100). Von dem Compositum kastrousauki hat schon Grotefend die Bestandtheile richtig erkannt, und übersetzt das Wort urbe socia, indem kastrou, Umbrisch kastruo, kastruvuf = Lat. castra, castellum (cf. Fest. v. procestria aedificia) die allgemeine Bedeutung Burg, Stadt hat. Doch mufs das ganze Wort hier dem Zusammenhange nach den Bewohner einer Bundesstadt, einen Bundesstädter bezeichnen, so dafs das i freilich eine aus ui verschliffene Dativendung wäre. V. 14 zikolom, das Grotefend für δίκη, Peter für dies erklärt, hat Verf. zwar nach Klenze richtig für ein Ackermaafs gehalten; doch da das Maafs eines römischen sicilicus = $\frac{1}{48}$ jugerum als Einheit der Flächeneintheilung zu klein schien, so stellt Verf. die wunderliche Behauptung auf, zikolom sei dasselbe Wort wie jugerum (dvigerum von duo und ager = dsigerum und nun das d weggeworfen und ger in col verwandelt, ähnlich wie oben herest in volet). Von solchem regellosen Etymologisiren, von dem Voltaire mit Recht sagen konnte, dafs dabei auf die Consonanten wenig, auf die Vocale gar nichts ankäme, hätte Herrn M. schon die Form des oskischen Wortes ziko v. 16 abhalten sollen, aus der ersichtlich ist, dafs olom die dem Lat. ulum entsprechende Oskische Endung ist, also mit ager nichts zu schaffen haben kann. Das ganze Wort ist daher einfach auf secare zurückzuführen, so dafs zikolom einen räumlichen Abschnitt, ein Stück Acker bezeichnet, wie lat. saeculum einen Abschnitt der Zeit. Dafs aber zikolom dasselbe Mafs ist wie jugerum, dafür wird weiter unten ein Beleg angeführt werden. V. 14 ist sipus von Grotefend richtig aus sapere, sapientia, sipidus insipidus = sciens erklärt worden, so dafs wir an dieser Stelle die Lat. Formel sciens per dolum malum et fraudem haben. Dafs petirupert mit Gr. für quater zu halten ist (Fest. v. petora = quatuor), bestätigt das folgende pomptis, nach Verf. = quinque, wahrscheinlicher = quinquies. Um v. 15 trutum = fraudem zu erklären, war es nicht nöthig, eine Grundform struo anzunehmen, sondern nur den einfachen Uebergang eines aspirirten t in f, da ja im Lateinischen, Umbrischen und Etrurischen die Aspiraten häufig wechseln (intra, infra, fircus, hircus etc.). Der Schlufs des Capitels ist elliptisch, indem das Hauptverbum hipid herunterzuziehen ist, und aus petirupert urust (urvus, urvare = arare) dem Begriffe des viermaligen oder vierjährigen Beackerns pomptis zu verstehen ist fünf Jahr. Vielleicht ward aus dem römischen Original per quadriennium mangelhaft übersetzt petirupert und quinquennio pomptis. Hiernach ist folgendermafsen zu übersetzen:

„*Wenn jemand an Amtes Statt einem andern Bundesstädter ein Joch eines Ackerschlages angewiesen hat, so soll dieser es als Gemeinland besitzen, damit es*

Digitized by Google

nicht, wenn er auf dem Staatsacker vier Jahre geackert, wissentlich aus schlechtem Vorbedacht und Trug das Joch Staatsacker sich zueignet, und nicht länger als 5 Jahr." Wie also die lex Thoria den italischen Bundesgenossen die Benutzung des römischen Gemeindelandes gestattete (Rudorff, das Thorische Gesetz, S. 69—71, Goetting a. a. O.), so hat auch Bantia am ager publicus Antheil, und die Verwaltungsbehörde der Stadt weist davon auf Grund von Cap. II. an die Bürger von Bantia an. Das Gesetz Cap. III. bestimmt nun, dafs einem socius Italicus aus einer anderen Stadt auf Bantinischem Gemeinlande nur der Besitz (gegen den Grundzehnten) auf fünf Jahre angewiesen werden soll. Es mufs somit der Besitztitel eines solchen Grundstückes alle fünf Jahre, wenn der Census abgehalten wird, in der tabula togatorum erneuert werden, um widerrechtliche Aneignung eines solchen Ackers von Seiten des Besitzers zu verhüten.

Cap. IV., v. 15—18 (p. 107).

(15) *Kompreivatud aktud* (16) *pruter pam medicat inom* Qui habet actum comprivatum praeterquam magistratus unum? *didist in pon dos moXX kompreivatud urust eisuken zikulud* dederit et cum dum? modo? XX comprivati araverit extra id jugerum; (17) *zikolom XXX nesimum komonom ni hipid.* (17) *Suae pis* jugerum XXX optimorum agrum publ. ne habeat. Si quis *kontrud exeik fefakust, ionk suae pis* (18) *hereet meddis* contra hoc fecerit, eum si quis volet mag. *moltaum likitud ampert, mistreis aeteis eituas likitud.* multare, licito imperet; minoris partis pecuniae licito.

Auch hier zeigt schon die gegebene Uebersetzung, dafs dem Verf. der grammatische Zusammenhang dunkel geblieben, und hier besonders ist in Folge dessen die Bestimmung des Inhalts vage und verfehlt (p. 102). Dafs v. 15 kompreivatud im Gegensatze zu komonom v. 17 steht, hat Verf. zwar gesehn, doch, dafs komono nicht Gemeinweide ist, geht daraus hervor, dafs oben v. 14 von dem Beackern eines Jochs vom komono die Rede ist. Vielmehr ist es, wie auch aus dem vorigen Gesetze erhellt, der für ein Lustrum an die aratores gegen Erhebung des Grundzehnten verpachtete ager decumanus. Und so ist denn der Gegensatz kompreivatud nicht der ager occupatus, wie Verf. meint, bei dem sich der Staat immer das Eigenthumsrecht und den Zehnten vorbehielt; sondern der nach der lex Thoria (Goettl. a. a. O., S. 31) als Eigenthum ohne Grundsteuer verliehene Acker, der nun zum Privatvermögen gerechnet nur noch bei der Vermögenssteuer in Anschlag kommt, und dessen Verkauf gestattet ist. Dies wird durch die Bestimmungen von Cap. V. und VI. evident bestätigt, und kompreivatud ist demgemäfs zu übersetzen: von der Gemeinde zu eigen gegeben, allerdings ein höchst prägnantes Wort. Syntaktisch ist kompreivatud aktud Abl. Absol., vorangestellt statt als abhängiger Accus. hinter pruter zu stehen, wofür nun das Relativum pam eintritt, das Verf. unrichtig mit pruter zusammengezogen hat (praeterquam); und aufgelöst wäre die Construction: Pon pruter kompakt. m. i. d. in pon dos m. XX. ctt. Zu dos dem Substantiv von didist mufs man ist hinzudenken und mo ist als Ablat. = modo zu fassen. Dafs ferner nesimum, v. 17, das mit Hülfe des Griech. γνήσιμος und des Sabin. nerio vom Vf. in die Bedeutung optimum hineingezwängt ist, nichts anderes als die Endung der Ordinalzahl XXX ist, erhellt aus dem Zusammenhang der vorliegenden Stelle, und wird unten noch sicherer bestätigt durch v. 25. Verdeutscht lautet dieses Gesetz also folgendermafsen:

„*Wenn längs eines von Staatswegen zu eigen gegebenen Schlages der Gemeindevorstand ein Joch anweist, und wenn die Anweisung im Maafse von zwanzig (bleibt), so soll derjenige dieses Joch als Eigenthum bestellen, wenn er nicht (schon) das dreifsigste Joch Gemeinland besitzt. Wenn jemand von jetzt ab dagegen handelt, so soll, wenn diesem ein Gemeindevorsteher die Bufse bestimmt, es erlaubt sein, selbige beizutreiben, (doch) ein geringerer Theil der Summe (als Bufse zu nehmen) verstattet sein.*"

Also von einem bis zwanzig Joch kann von Gemeinland als Eigenthum an Private überwiesen werden, sobald dieselben unter dreifsig Joch vom ager decumanus besitzen, das höchste Maafs nach der lex Thoria. Die Bestimmung v. 15: neben einem actus comprivatus bedeutet, dafs diese zu eigen gegebenen Aekker zusammengrenzen mufsten, eine weise Bestimmung, damit nicht die alte Confusion wieder einträte, welche Grundstücke ager privatus und welche ager publicus wären.

Cap. V., v. 18—23 (p. 103).

(18) *Pon kenstur* (19) *Bansae tautam kensazet pis keis Ban-*

Cum censor Bantia populum censebit, qui cives Ban-

Digitized by Google

tins fust kensamur esuf in eituam poizad ligud (20) tinus erit, censebitur? ab eo et pecuniam pura . . . . *aisk kenstur kensaum anget uzet. Aut suae pis kenstomen* cujus? censor censum agit [indicabit]. At si quis censum *nei kebnust dolud mallud* (21) *in eizeik vinkter esuf* non venerit dolo malo, et ibi vincitur?, [ei] *komonei lamatir pr. meddixud toutad praesentid* in agro publico [interdicat] pro mag. populo praesente *perum dolom* (22) *mallom in amirikatud allo famelo* sine dolo malo; et sine emtione omnis familia *in eisiuom paei eizeis fust pae ankensto fust* (23) *toutiko* et ibidem quicquid ejus erit quod censum non erit publicum *estud* . . . . . esto.

Da Verf. hier die Formen anget-uzet v. 20. und lamatir sich nicht erklären gekonnt, und für diese und andre Wörter nach blofsem Gutdünken lateinische Wörter in der lateinischen Uebersetzung substituirt; so ist nur der Anfang und der Schlufs dieses Abschnittes ziemlich genügend gedeutet, die Mitte und der Zusammenhang des Ganzen aber dunkel geblieben. V. 19. ist fust zum Particip kensamur zu nehmen, das wohl eine ähnliche Erweiterung des Verbums ist, wie negumate von negate (Fest. h. v.) oder clamare von calare; poizad nach Verf. = pura hiefse dann hier wie in den Pandekten, was ohne Bedingung oder Ausnahme ist oder geschieht oder geschehen soll. V. 20. kebnust = kbenust, benust ist vom Verf. richtig venerit erklärt. V. 21. ist der Imperat. lamatir = clamator, indem wie bei lamentari im Lat. und bei cluere = luere das c wegfiel (calare, Calendae, [nomen] clator, clamare, clamor, lamentum, lamentari) und das Verbum hat die Bedeutung öffentlich ausgeboten werden (sub hasta vendi) durch den Ausrufer (cf. Fest. v. praeciamitatores). V. 21. entspricht in dem in v. 22. = Lat. et — et und esuf v. 19. und 21. ist lokaler Ablativ. V. 22. amirikatud, vom Verf. richtig auf merces zurückgeführt, kann nach dem Zusammenhange nicht heifsen sine emtione (wie inauspicato), da ja eben von dem Verkauf v. 21. die Rede ist; es ist vielmehr ein Imperativ ad-mercator mit dem intransitiven Sinn zu Waare werden, zu Kauf kommen, wie schon v. 21. zwei Imperative vinkter und lamatir sin finden. Allo, vom Verf. gezwungen = ullo = omnis erklärt, ist weiter nichts als alia, und schliefst sich in Form und Gebrauch an das Griech. ἄλλος an (καὶ αὐτὸς — καὶ τὰ ἄλλα κτήματα). Da die Formen schon oben erläutert sind, so ergiebt die Uebersetzung das Uebrige.

„*Wenn der Censor zu Bantia die Gemeinde abgeschätzt hat, so soll, wer irgend als bantinischer Bürger daselbst abgeschätzt ist nach seinem Vermögen, nach unwandelbarem Gesetz von (allen) diesen der Censor die Schatzung beitreiben. Aber wenn jemand zur Abschätzung nicht kommt aus schlechtem Vorbedacht, so soll sowohl er (selber) daselbst gebunden und dort auf offenem Markt ausgeboten werden an Amtes Statt in Gegenwart der Gemeine wegen böswilligen Betrugs, als auch seine andre Habe mit zu Kauf kommen, und was eben da sein ist, was nicht abgeschätzt ist, soll Staatsgut sein.*"

Da im vorhergehenden Gesetze von der Ueberweisung des ager comprivatus gemäfs der lex Thoria die Rede war, der nun nur noch bei der Vermögenssteuer mit in Betracht kommt, so schliefst sich ganz folgerecht das Strafgesetz gegen diejenigen Censuspflichtigen an, die sich in betrügerischer Absicht der Vermögenssteuer entziehn. Die Strafe aber ist im bantinischen Gesetze genau dieselbe wie im Römischen, nach welchem der Bürger der sich wissentlich dem Census entzog, gegeifselt in Fesseln geschlagen und ins Ausland verkauft, sein Vermögen aber eingezogen wurde (Dionys. Halic. Ant. Rom. IV, 15., cf. Liv. I, 44. und Cic. Caecin. 34). Somit ist die Richtigkeit der gegebenen Deutung verbürgt.

Cap. VI. v. 23—27. (104.)

(23) *Pr. suae praefukus pod post exhuk Bansae fust, suae* Praetor sive praefectus posthac . . . Bantiae erit, si *pis opeizois kom* (24) *atrud . . . ud akum herest, auti prumedi* quis apud eos cum . . . . . agere volet, aut promagi- *katud manimasepum eizazunk egmazum* (25) *pus ex aisken* stratu - - - - earum - - - - cujus id hac *ligis skriftas set | ne phim pruhipid mais zikolois X nesimois* lege scripta sit | ne quem prohibeat magis jugeribus X optimis. *Suae pis kontrud || exeik pruhipust molto etan* (26) *to estud* Si quis contra hoc prohibuerit multa — — — esto *n th, in suaepis ionk meddis moltaum herest likitud* (27) n. M, et si quis eum mag. multare volet, liceto *ampert; minstreis aeteis || eituas moltaum lihitud.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Oskische Studien von Dr. Theodor Mommsen.

(Schluſs.)

V. 23. hat schon Klenze gesehn, daſs pod Partikel ist = quando und p. 24 in atrud Verf. mit Recht altrud vermuthet, so daſs das folgende . . . ud ullud oder pullud (cf. A. 56.) gewesen zu sein scheint. Akum herest = actionem condixerit ist wie aus dem Zusammenhange erhellt von der in jure cessio des Eigenthums vor dem Prätor oder Präfecten (opeizois) zu verstehn, während manimasepum v. 24., ebenfalls Substantivum Verbale von herest abhängig die corrumpirte Uebertragung des römischen Wortes mancipium ins Oskische zu sein scheint (indem mani noch einmal vor das Compositum masepum gesetzt wurde). Es handelt sich also um die zweite Art von rechtmäſsiger Eigenthumserwerbung durch die mancipatio; egmazum Gen. Plur. von egma, wie aktus und ager auf ago zurückzuführen, ist Lat. acnua, wie aktus ein Stück Land 120 Fuſs lang und breit (Varro R. R. I, 10, 2. Colum. V, 15.), und es scheint somit sicher, daſs zikolom so viel als ein römisches jugerum war. V. 25. scriftasset, das wie schon oben bemerkt zusammenzuziehn ist, muſs man vom Einschreiben in die Steuerrollen verstehn (scriptura). Wie nun censere, eigentlich abschätzen, die Bedeutung abschätzen lassen annimmt (Cic. Flasc. 32. in qua tribu ista praedia censuisti?), so ist skriftasset eigentlich die Handlung desjenigen der einschreibt, wird dann aber auch von dem gesagt, der einschreiben läſst. Nesinois ist hier wieder wie oben die Endung der Ordinalzahl und zikolois X nesimois ist weiter nichts als jugeribus decumanis. Demnach ist dieses Capitel, von dem Verf. nur einige Wörter erkannt hat, so zu übersetzen:

Wenn der Prätor oder Präfect fernerhin von jezt ab in Bantia sein wird, (und) wenn jemand vor ihnen mit [irgend] einem andern einen förmlichen Rechtshandel abschlieſst, oder an Amtes Statt einen Handkauf derjenigen Ackermaaſse, die er nach diesen Gesetzen hat eintragen lassen, so soll er Niemandem weiter wehren als bei den zehntpflichtigen Ackerjochen. Wenn jemand dagegen von jetzt ab wehrt, so soll eine Buſse darauf gesetzt sein von 1000 Sesterzen, und wenn diesem irgend ein Gemeindevorsteher die Buſse bestimmt, so mag er sie eintreiben, (doch) soll es erlaubt sein einen geringeren Theil der Summe als Buſse zu nehmen.

Nachdem also Cap. IV. das Maaſs des auf Grund der lex Thoria zu eigen gegebenen Ackers festgesetzt, Cap. V. die Bestimmung über die Abschätzung des Vermögens gegeben ist, wird in Cap. VI. wie in der lex Thoria das Recht des Verkaufs den Eigenthümern gegeben und zwar in der Form der in jure cessio und der mancipatio; die zehntpflichtigen Aecker aber dürfen nach wie vor nicht verkauft werden. Wenn also Verfasser aus diesem Capitel herausgelesen hat, der Prätor und Präfect dürften keine höhere Mult im Betreff des Gemeinlandes erkennen als bis zu 10 sicula, eine Befugniſs jener Magistrate, die, wie Verfasser selbst gesehn, mit dem noch bestehenden bantinischen Gemeinwesen in Widerspruch stände, so ist der Sinn des vorliegenden Gesetzes ganz verfehlt.

Von Cap. VII. 27—33., das sehr fragmentarisch ist, läſst sich mit einiger Bestimmtheit nichts anderes vermuthen, als daſs der Prätor nicht Censor von Bantia sein soll, eine weise Trennung der verwaltenden Behörde von der richterlichen Gewalt; was Verfasser hingegen aus den römischen Siglen 9. und tr. pl. conjicirt, ist sehr unsicher. Auſser dem nur in Cap. V. genannten Censor heiſst es nur allgemein von bantinischen Magistraten medikat, prumedikatud, pis meddis, und Verf. meint richtig (p. 109) der bantinische Censor sei eine der römischen Censur nach gebildete Behörde, der Prätor aber sei der städtische

Digitized by Google

zu dessen Competenz vor dem Socialkriege die Controlirung der italischen Bundesgenossen gehörte, und der sich durch Präfecten vertreten liefs.

Von den kleineren Inschriften, die Verf. p. 113—116 noch erklärt, mag es genügen, nur die bedeutendste XIII. noch zu erläutern, die zu Pompeji gefunden ist neben einer dem Isistempel benachbarten Mauer.

V. Aadirans V. eítiuvam paam || vereiiaí Púmpaianaí Vib. Adiranus Vibii fil. pecuniam omnem? aerario? Pompejano *tristaa || mentud deded. Eisak eítiuvad || V.. Vinikiis Mr.* testamento dedit. Ex ea pecunia Vibius Vinicius Marii *kvaístur Púmp || aíians trúbum ekak kúmben || nieis* fil. quaestor Pompejanus partem hic conventus *tanginud úpsannam deded ísídum prúfatted.*

Hier ist vereiiaí = aerario, paam = πᾶσαν, tríibum = partem muri, upsannam = faciendam vom Verfasser ohne Begründung blofs gerathen, und es kommt so der verfehlte Sinn heraus, dafs der genannte Quäster von Pompeji von dem ganzen dem Aerarium vererbten Gelde ein Stück Mauer hat bauen lassen. Richtiger hat Peter paam als Relativum entsprechend dem Demonstrativum eisak, und tríibum = terum (A. 18 u. a.) ein Tempelland erklärt; hingegen vereiiaí, upsannam ísídum nicht genügend gedeutet. Vereiiaí mufs der Name einer Göttin sein, und zwar ist er (mit dem Wechsel der Aspirata und des Digamma) genau derselbe wie Herie (Gell. N. A. XIII, 22.: Heriem Junonis, vgl. Lat. hera Griech. Ἥρη), so dafs hier von einer pompejanischen Juno die Rede ist, da es bekanntlich eine sehr grofse Anzahl Junones in Italien gab. Upsannam ist herzuleiten von obscus, oscus (Fest. h. v.) das gleich sacrum eigentlich heilig heifst, dann eben so in die entgegengesetzte Bedeutung umschlägt, und úpsannam ist dieselbe Erweiterung des Wortes, die Lat. obscenus lautet. So wird nun ein Bezirk genannt, gerade wie zu Veji ein solcher obscenus hiefs. So heifst denn auch das Verbum upsed XLIV nicht fecit, sondern consecrat, und prúfatted ist nicht probavit, sondern profatur eine Erweiterung von fari, wie Lateinisch fateri, profiteri mit dem Sinne weihen, heilig sprechen, wie Lat. effari (loca effata). Die Construction ist: paam eítiuvam — deded —, eisak — deded — prúfatted. Dann ist also der Sinn der Inschrift:

„*Von der Geldsumme, welche Vibius Adiranus Sohn des Vibius der pompejanischen Herie im Testament vermacht hat, hat Vibius Vinicius Sohn des Marius, Pompejanischer Quaestor, hier nach Gutachten der Rathsversammlung ein geheiligtes Grundstück erworben, derselbe weiht es ein.*

Um nun schliefslich unser Urtheil über die vorliegende Schrift zusammenzufassen, so ist die historische Einleitung bis auf des Verfassers Ansicht über die Sabinischen Sprachdenkmäler mit Klarheit und praktischem Blick geschrieben. Was die Deutung der sprachlichen Monumente anbetrifft, so ist für die sachliche und sprachliche Erklärung des Cippus Abellanus ein wesentlicher Schritt vorwärts gethan; für die tabula Bantina ist zwar die Möglichkeit der Deutung näher gerückt durch Vergleichung der Oskischen Rechtsverhältnisse mit den Römischen, doch ist hier noch zu Vieles ganz dunkel geblieben und unvollständig oder unrichtig erklärt, als dafs Hr. Mommsen den Inhalt der Gesetze hätte richtig bestimmen können. So konnte es denn nicht fehlen, dafs bei der Erläuterung der Sprachformen mehrfache Mifsgriffe geschahen, wie dies namentlich in den Abschnitten vom Oskischen Pronomen und Verbum nachgewiesen ist, und dafs Verfasser falsche oder gezwungene Etymologien herbeizog, um eine Art von Zusammenhang herzustellen. Anerkennung verdient es indefs, dafs Verfasser nicht ins Ungewisse hinein conjecturirt hat, und dafs er die Lücken im Verständnifs der Monumente offen gelassen, ja auf dieselben hingewiesen hat, statt dieselben, wie es von Andern geschehn ist, mit einer unnützen Gelehrsamkeit zu übertünchen, so dafs für weitere Forschungen die Gesichtspuncte verrückt werden. Wer aber die mühselige Arbeit des Entzifferns solcher Sprachdenkmäler kennt, diese Täuschungen nach endlosem Hin- und Hersuchen und Sinnen, dies Bauen und wieder Zerstören von Combinationen, ehe die sprachliche Form mit dem sachlichen Inhalt zusammenstimmen will, dem mufs jede Forschung willkommen sein, welche das Problem der Lösung nur näher gebracht und den Weg zu weiterem Fortschreiten gebahnt hat.

Dr. W. Corssen, in Stettin.

Digitized by Google

XXXIX.

A primer of the irish language. with copious reading lessons; for the use of the students in the college of St. Columba. Dublin, 1845. 12. (*s. VIII.* 117.)

A grammar of the irish language. published for the use of the senior classes in the college of St. Columba. By John O'Donnovan. Dublin, 1845. 8. (*s. LXXXVIII.* 459.)

Die wichtigkeit keltischer sprachkenntnisse für die ältere europäische völkergeschichte wird niemand mehr in abrede stellen wollen, und wenn hie und da über misbrauch zu klagen ist, der mit solchen kenntnissen bei historischen forschungen getrieben worden sei, so liegt die veranlaszung zu dieser klage lediglich in der vernachläszigung dieser studien selbst. Nicht nur, dasz dem kundigen der grund zu mancher klage über misbrauch ganz verschwinden wird, ist andererseits jeder, der sich in der *vereinsamung*, welche gegenwärtig diese studien noch mit sich bringen, befindet, verirrungen mehr preis gegeben, als der fall sein würde, wenn eine gewisse wiszenschaftlich begründete einsicht in diese dinge weiter verbreitet wäre und eine sichere anlehnung auch für einzelstudien böte. — Zeither nun ist wohl ein haupthindernifs des gedeihens dieser studien in Deutschland der mangel an tüchtigen hilfsmitteln gewesen. Für einen zweig des keltischen sprachstammes, und zwar für den, welcher auch noch für zwei andere zweige, die grundlage d. h. die alterthümlichere gestalt derselben bietet, ist denn endlich durch obige zwei werke für das erste bedürfnis genug gethan worden — für das *irische* nämlich, dem sich das *manxische* und das *ersische* der schottischen gaelen theils als formenärmere, theils als etwas anders ausgesprochene, auch anders geschriebene dialekte, wie bereits erwähnt, anschliefsen. Was freilich die schreibung anbetrifft, so sind wir bei dem mangel an irischen typen in Deutschland auch mit dem irischen auf die schottische schreibweise mit gewöhnlichen lateinischen lettern verwiesen, so unangenehm sie dem auge entgegentritt durch die entsetzlich verlängerten wörter.*) O'Donnovan hat übrigens auf das ersische selbst überall die nöthige rücksicht genommen, dagegen unbegreiflicher weise die manxsprache ganz auszer beziehung gelaszen, die gerade durch ihre grosze vereinfachung in den formen recht geeignet ist, die charakteristischen, festhaftenden eigenthümlichkeiten der gaelischen dialekte recht klar in's licht zu setzen, und die dabei andererseits, indem sie sich in manchen erscheinungen dem wälschen näher gehalten hat (wie sie denn ein rest der früher im nordwesten Englands gesprochenen keltischen sprache zu sein scheint), einige beziehungen der gaelischen sprache noch alterthümlicher bewahrt als selbst das irische.

Wir denken bei letzterer äuszerung zunächst an die erscheinungen der aspiration und eclipsis. O'Donnovan bezeichnet in beziehung auf diese partieen der gaelischen grammatik einen höchst rühmenswerthen fortschritt — er würde aber ohne zweifel zu noch klarerer faszung der sache gekommen sein, hätte er das manxische und wälsche mehr berücksichtigen wollen. Der auszerordentliche fortschritt, den er bezeichnet, besteht darin, dafs er aspiration und eclipsis nicht mehr wie seine vorgänger als einen theil der declinations- und conjugationsbildung betrachtet, sondern als eine von declination und conjugation unabhängige, obwohl scheinbar in sie eingreifende grammatische erscheinung. Im wälschen würde er die natur dieser erscheinungen auch in ihr selbst deutlicher erkannt haben und zu der einsicht gekommen sein, dasz die aspiration des anlautes eines wortes ursprünglich ein zeichen ist, dasz dies aspirirte wort im verhältnisse inniger zugehörigkeit zu dem vorhergehenden worte ist; ferner, dasz die eclipsis des anlautes ein zeichen ist weiterer zugehörigkeit des eclipsirten wortes entweder zu einem durch aspiration bereits als zugehörig bezeichneten worte oder doch nicht zu dem nächstvorhergehenden, sondern zum zweitvorhergehenden worte — also ein zeichen der abhängigkeit uud zugehörigkeit in zweiter stelle. Das wort in seiner reinen form

*) Von völkern, die auf unsere geschichte und bildung oft sehr geringen einflusz gehabt, zum theil ihren wohnsitzen nach sehr entfernt sind, trifft man in beszern deutschen druckereien die lettern; dagegen für die irische sprache, also für eine europäische, die einem groszen stamme angehört, von dem vielleicht die hälfte des deutschen blutes herrührt, fehlen die lettern, ohngeachtet unter der zahl derselben auch alle die zu finden wären, welche dazu dienen könnten, das angelsächsische, also eine deutsche mundart selbst, in seinem eigenthümlichen kleide darzustellen.

Digitized by Google

ist gewissermaszen ein lehnsherr, der im satze regiert, und welcher an andern wörtern seine vasallen und aftervasallen hat — oder mit anderen worten, diese erscheinungen sind folge davon, dasz der Kelte nicht das *einzelne* wort als ein selbstständiges element der rede faszte, sondern den *satz*, und dasz das einzelne wort sich nach seiner regierenden oder regierten, zugehörigkeit annehmenden oder ableistenden stellung im satze eine veränderung gefallen lassen muste, durch welche es dem satze lebendig incorporirt, mit ihm in sichtbare *glidliche* beziehung gesetzt ward, mit ihm zu *einem* ganzen völlig verwuchs, wie wir es im deutschen nur im höchst untergeordnetem grade noch in der composition haben, durch welche „abend-stern" und „aufgehen" auch äuszerlich sich als glidlich verbundene, lebendig verwachsene worte darstellen, während in „stern des abends" oder in: „in die höhe gehen" die theile, aus welchen sich diese worte componiren, gewissermaszen atomisirt dargestellt sind. Im wälschen entspricht der gaelischen aspiration bei c, p, t der s. g. *leichte*, bei g, b, d, ll, m und rh der s. g. *sanfte* laut — dagegen der gaelischen eclipsis bei c, p, t der s. g. *sanfte* und bei b, d, g der s. g. *aspirirte* laut — und ll, m und rh haben so wenig im wälschen wie im gaelischen eine stufe der eclipsis. Betrachten wir nun einige beispiele, so werden wir sofort dieses grammatische gesetz im wälchen fast noch in ungetrübtester reinheit angewendet sehen. Die worte: „Sitze zu meiner rechten, bis dasz ich lege deine feinde zum schemel deiner füsze" lauten im wälschen: „eistedd ar fy neheulaw, hyd oni osodwyf dy elynion yn droed-faingc i'th draed di", — „zu meiner rechten" würde ohne aspiration und eclipsis heiszen: ar my deheulaw — nun ist aber my aspirirt in fy, und deheulaw eclipsirt in neheulaw — „bis dasz ich lege deine feinde" würde ohne aspiration uud ohne eclipsis heiszen: hyd oni gosodwyf ty gelynion — nun ist aber gosodwyf aspirirt, ty ist eclipsirt — und bei gelynion (feinde) tritt wegen zu weiter entfernung von hyd oni, nur die zusammengehörigkeit mit dem nächtsvorhergehenden pronomen, also von neuem die aspiration ein. Ueberall bezeichnet die aspiration eine nähere, die eclipsis eine entferntere zusammengehörigkeit. Je einfacher die sätze sind natürlich, desto einfacher tritt auch das gesetz in geltung; nur darf man nicht an scheinbaren anomalieen anstosz nehmen: „er heirathete ein weib" — „efe a briododd wraig" kehrt z. b. scheinbar die sache um, indem briododd für priododd eine eclipsis und dagegen wraig für gwraig eine aspiration enthält — allein die verbalpartikel a, welche überall in positiver rede zwischen das personalpronomen und den verbalstamm tritt, ist offenbar ein aspirirtes ga, welches nur in seiner reinen form nie vorkommen kann, weil das vorhergehende pronomen, sei es wirklich im satze ausgesprochen oder nur gedacht, überall auf diesen verbaltheil eine aspirirende wirkung hat — also würde „er heirathete" ohne aspiration und eclipsis heiszen: efe ga priododd; aber ga wird aspirirt zu a, und priododd eclipsirt zu briododd *) — das aspirirte wraig verhält sich dann aber zu briododd, wie wir oben sahen, dasz sich elynion zu dy verhält — wie dort der satz seine vier glieder in dreie zusammenzog: bis dasz + ich lege + (deine + feinde) also a + b + c aber so, dasz dies c wieder besteht aus c und einem dazu als zu seinem a gehörigen b, gerade so ist es hier — nur verschleierter, weil wir im deutschen der verbalpartikel a nichts an die seite setzen und uns also deutsch die sache nicht einmal auseinander legen können.

Wir können hier unmöglich diese sache noch umständlicher verfolgen — genug, im wälschen sind die der gaelischen aspiration und eclipsis entsprechenden buchstabenveränderungen noch ganz deutlich die gelenke, die fugen, durch die sich der satz äuszerlich zu einem innig vergliederten ganzen zusammenlegt; wenn auch zum theil noch einige besondere rücksichten der geschlechtsunterscheidung u. s. w. eingreifen.

*) Man sieht das noch deutlicher, wenn man solche sätze mit ihrer negativen vorstellung zusammenhält, wo das personalpronomen fehlt (in negativen sätzen auch nicht in gedanken festgehalten wird), z. b. „sie nahmen zu sich" heiszt: *hwy a gymmerasant* — und gymmerasant ist die eclipsirte form statt cymmerasant, wie briododd statt priododd; dagegen: „sie nahmen nicht zu sich": *ni chymmerasant* — hier schweiszen nur zwei, nicht wie dort drei wörter in eine gemeinsame verbindung zusammen — folglich tritt auch nur die aspiration chymmerasant, nicht die eclipsis gymmerasant ein.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

A primer of the irish language, with copious reading lessons; for the use of the students in the college of St. Columba.

A grammar of the irish language, published for the use of the senior classes in the college of St. Columba. By John O' Donnovan.

(Schluſs.)

Im gaelischen aber ist das verhältnis weniger deutlich, weil es erstarrter, todter geworden ist — nicht mehr möglichst der ganze satz fugt so zusammen, sondern im allgemeinen ist diese fügbarkeit abgestorben und nur für ganz bestimmte einzelne verbindungen, in welche nomina und verba noch kommen können, hat sich diese fügbarkeit im gange erhalten. Daher auch die leichtigkeit des misgriffes der bisherigen grammatiker, welche aspiration und eclipsis geradezu als theile der declinations- und conjugationsflexion ansahen, über welchen misgriff sich O'Donnovan eben erhoben hat. O' Donnovan zählt mit groszer sorgsamkeit alle fälle der aspiration und eclipsis auf und erläutert sie — *ein* fall aber ist ihm dennoch völlig entgangen. Im wälschen sind auch die präpositionen noch der aspiration und eclipsis unterworfen, z. b. *can* heiszt: with, of, by — es kömmt aber sowohl die aspirirte form *chan* als die eclipsirte *gan* vor, z. B. „und mit ihnen waren lahme" (d. h. sie hatten lahme bei sich) a *chan*ddynt gyd â hwynt gloffion; „wie schafe ohne bei ihnen ein schäfer" (d. h. wie schafe ohne hirten) fel defaid heb *gan*ddynt fugail. Im gaelischen dagegen kömmt scheinbar nichts der art vor, und alle präpositionen bleiben in allen fällen in ihrer primitiven form; vergleicht man aber das manxische, so wird deutlich, *eine* präposition ist nicht in der primitiven, sondern in der *aspirirten* form erstarrt, und zwar ist es dieselbe präposition, die wir eben im wälschen in der primitiven, aspirirten und eclipsirten form *can*, *chan* und *gan* kennen lernten. Zwischen wälschem und gaelischem ist der lautwechsel von gutturale zu labiale häufig, eben so der von a zu o — statt „can" müszen wir also im gaelischen „bon" erwarten — so kömmt das wort nicht vor, aber im manxischen mit geringer abweichung die *aspirirte* form davon *voïn*, und im ersisch-gaelischen ebenfalls die aspirirte form *bho* oder *bha* mit weglaszung des auslautenden n — im irischen aber hat sich die aspirirte labiale bh, die ohnehin wie deutsches w gesprochen wird, in u verwandelt: *ua*. Diese präpositionen *voïn* (in composition mit pronominibus blosz: *va*), *bho*, *bha*, *ua*, bedeuten aber nicht mehr with, of und by — sondern blosz of und by, und ist diese präposition keine andre als die, welche von allen deutschen dialekten nur der niederdeutsche und hochdeutsche, und deutlich (ebenso wie das hilfszeitwort: „ich bin, du bist") aus dem keltischen entlehnt hat, nämlich unser hochdeutsches *von*, niederdeutsches *van*. — Einige deutliche züge, welche die ursprüngliche bedeutung der aspiration sehn laszen, hat übrigens doch auch das gaelische, z. b. ein barde (sänger) heiszt: *bárd*; von einem sänger: *ó bhárd* — aber: von dem sänger: *ó'n mbárd* — die einfache abhängigkeit des wortes von der präposition (jedoch nicht von jeder) erfordert die *aspiration* — tritt aber der artikel dazwischen (an welchem man die aspiration wegen des vocalischen anlautes nicht bemerken kann) und das regierte hauptwort kömmt erst in die zweite stelle, so wird es *eclipsirt*. Die hexe (eigentlich: die verschleierte — daher auch eine nonne und eine alte frau) heiszt *cailleach*; von einer hexe: *ó chailligh*; von der hexe: *ó'n gcailligh*. — Im innern der wörter kömmt natürlich die eclipsis gar nicht vor, und die aspiration hat nur eine lautliche, keine grammatische bedeutung, d. h. der aspirirte buchstabe ist ein stehender, dem worte oder der flexion angehöriger ohne wechsel nach der verschiedenen satzstellung des wortes.

Digitized by Google

Ein zweites grofses verdienst der grammatik O' Donnovans ist, dafs er zuerst deutlich — obwohl für einen Deutschen (für den er freilich zunächst auch gar nicht geschrieben hat) immer noch nicht deutlich genug —, erörtert hat die natur dessen, was die gaelischen grammatiker das substantivum progressivum nennen. Man kann behaupten, alle schwierigkeit bei erlernen keltischer sprachen liege für einen Nicht-kelten lediglich in diesen beiden stücken: einmal der anwendung von aspiration und eclipsis, und zweitens in diesem substantivum progressivum; alles übrige ist lediglich gedächtnissache. Das substantivum progressivum ist eine verbalform, welche unserem infinitiv, zugleich aber auch unserem verbalsubstantivum in *ung* entspricht; wie wir unseren infinitiv „*haben*" blosz durch vorsetzung des artikels in ein substantivum verwandeln: „*das haben*", so sind alle gaelische infinitive zugleich substantive — der infinitiv *togadh* bezeichnet aber nicht blosz „heben" und „das heben", sondern auch „die hebung" — auszerdem hat er die bequemlichkeit der bedeutung des präsens und des präteriti; das präteritum wird nämlich gebildet durch vorsetzung einer verbalpartikel (do, da, ro, a), von der nun der verbalstamm abhängig erscheint, also im anlaute aspirirt wird, und diese aspiration bleibt auch, wenn jene partikel ausgelassen wird, weil sie immer im sinne gehalten ist; aspiration des anlautes des verbalstammes ist daher überall wo sie dem buchstaben zufolge eintreten kann, das charakteristicum des gaelischen präteriti activi; — also *a thogadh* heiszt nun auch: „gehoben haben", „das gehoben haben", „stattgehabte hebung" — ferner wird mittelst dieses substantivi progressivi das participium activi gebildet durch präpositionen, z. b. „im heben" *(en élevant)* d. h. „hebend": *ar togadh, ag togadh*; endlich dient dies substantivum progressivum zu periphrastischen formen des verbi; und zwar haben alle keltische sprachen diese formen mit „sein" und mit „thun" noch viel häufiger als die Engländer in wendungen wie: „I am lifting" oder: „I do lift" — das erstere lautet gaelisch: *tú mé togadh* — das andere: *deanaim togadh* — denn togadh bedeutet sowohl „lift" als „lifting". Das manxische, in welchem nicht nur die präteritenform des substantivi progressivi häufiger, sondern auch noch eine futurform im gebrauch ist; in welchem auch die participialbegriffe durch vorsetzung einer gröszeren anzahl präpositionen (y, dy, er, er ny, da, ry) schärfer nuancirt werden, wo auch der gebrauch periphrastischer verbalbildung viel häufiger ist (fast wie in manchem städtchen Deutschlands, wo sich das gemeine volk mit „thun", sein, haben und werden" fast aller wirklichen verbalflexion entäuszert hat, und sogar sagt: ich thue machen, ich that machen) — das manxische also würde auch nach dieser seite, wenn es ausführlich herangezogen wäre, vortreffliche erläuterung geboten haben. Diese erläuterung wäre aber für deutsche schüler höchst wünschenswerth, da die syntaktische weise der anwendung des substantivi progressivi, zumal in constructionen, die unseren participialconstructionen entsprechen, oft höchst kühn ist — analoga für absolute casus, für accusativ cum infinitiv und alles dergleichen fällt in den keltischen sprachen in den bereich des substantivi progressivi.

Erkennen wir in den hervorgehobenen puncten O'Donnovans grosze verdienste an, indem wir doch noch einige bescheidene wünsche anknüpfen, so können wir dagegen nur rühmen die klarheit und vollständigkeit, in welcher uns die aussprache von ihm dargelegt ist, und wir erkennen in den widersprüchen der früheren grammatiken, von denen die eine togadh wie *togu*, die andere wie *togo*, die dritte wie *toga* ausgesprochen wiszen wollte u. s. w., nur dialektisch verschiedene aussprachen. Da gerade die irischen grammatiken, die referenten bis jetzt zu gebote standen, und in Deutschland auch fast allein begegnen, von O'Brien, O'Reilly und Mason durch O'Donnovan für die *schlechtesten* erklärt werden, und gegenüber von seiner arbeit auch wirklich vielfach höchst mangelhaft erscheinen, hat referent gleich beim ersten anfange, beim lesen nämlich, viel zu lernen oder vielmehr fast alles umzulernen gehabt, denn O'Donnovan giebt die aussprache der verschiedenen in Irland selbst wohnenden gaelischen bevölkerungen, und sucht aus der geschichte der sprache überall eine reine, richtige aussprache den bloszen volksmundarten gegenüber festzustellen, während sich frühere grammatiker hauptsächlich an einzelne von diesen mundarten, oft an die aussprache einzelner orte hielten. Der orthographische grundsatz caol re caol, da er auf die scheinbar willkürlich eingeschobenen vocale gar keinen einflusz hat, sondern diese geradezu ungesprochen läszt, muste zeither als eine reine grille der grammatiker erscheinen.

Digitized by Google

O'Donnovan zuerst zeigt, wie man nothwendig und vernünftig dazu kam, indem die aussprache der consonanten variirt, je nachdem ein dunkler oder ein heller vocal über sie regiert; da nun der regierende vocal bald ein voranstehender, bald ein nachfolgender war, blieb, um unsicherheit beim lesen des consonanten zu vermeiden, nichts übrig, als einen, dem regierenden vocal gleichartigen — also hellen oder dunkeln vocal — sowohl *vor* als *nach* dem consonanten zu schreiben, indem man leichter, sobald man die sprache versteht, sieht, welcher vocal der eingeschobene ist, als man beim mangel des eingeschobenen erkennen kann, ob der vorangehende oder nachfolgende der regierende ist. Dieser orthographische grundsatz ist also für den, der die feinen nuancen der consonantenaussprache observiren will, eine dankenswerthe erleichterung. Die declinationslehre ist von O'Donnovan weit klarer geordnet — man sieht: eine eigentliche declination ist im gaelischen so wenig wie im englischen — nominativ und accusativ sind gleich; ein genitiv erscheint daneben etwas häufiger als im englischen die genitivform in: s — und zwar auch im plural — indessen in der sprache selbst (zumal in der mauxischen) ist die periphrasis des genitivs durch präpositionen (wie das englische of) sehr häufig; endlich kömmt noch eine casusform des nomens vor, welche den präpositionen zugegeben wird; O'Donnovan nennt sie zwar noch dativ, erkennt aber an, dasz es eigentlich ein casus praepositionalis sei, und diese form allein ist der formenreichthum, den die gaelische declination vor der englischen voraus hat — dieser casus praepositionalis ist aber der nominativform sehr nahe, und im plural ist es sogar eine alte nominativform, die auch noch jetzt in einzelnen gegenden oft nominativisch gebraucht wird (die in *ibh*), welche sich als praepositionalis fixirt hat: (Die vergleichung dieser misbräuchlich s. g. pluraldativform in ibh mit den lateinischen dativformen in ibus fällt sonach auch in sich zusammen.) Dabei hat O'Donnovan das verdienst, überall auf die *alten* formen und schreibweisen groszen fleisz gewandt, und sie in gröszerer vollständigkeit zusammengetragen zu haben. Dasselbe gilt von den verbis und ihrer bildung, von der verwendung der einzelnen formen und von der sammlung der alten formen. Eine menge wirrwarr ist dadurch bereits in's klare gesetzt. Der gebrauch der präpositionen ist klar bestimmt, und auch hier wie überall die historische seite wahrgenommen, eben so wie bei den conjunctionen und adverbien. In einzelnen puncten wird ein Deutscher immer noch gröszere deutlichkeit und ausführlichkeit wünschen — am meisten sieht man sich noch verlaszen in den syntaktischen theilen, wie viel accuratesse und fleisz O'Donnovan auch aufgewendet hat. Ihm aber muste vieles natürlich und einfach erscheinen, was uns fremdartig und nur mühsam verständlich oder doch verwickelt erscheint.

In klarer übersicht ist sodann die verslehre behandelt; seit O'Molloy wohl zum erstenmale wieder. Man sieht wie die irische sprache gleich der wälschen in frühester zeit schon reim (und zwar sowohl endreim als innern reim), alliteration und assonanz hatte, überhaupt einen reichthum und eine künstlichkeit der poetischen redebindungen, dasz sich von den deutschen sprachen nur die altnordische einigermaszen damit vergleichen läszt. Falsch ist, dasz O'Donnovan in seiner verslehre gar keine *alten* gedichte ohne alliteration zu statuiren scheint, denn das gedicht auf den heiligen Patricius, welches referent als festprogramm zum 15. october 1845 wieder hat drucken lassen, und was O'Donnovan sogar für älter hielt als wofür referent es zu halten wagte (indem O. den alten commentar dazu von *Tirechan*, bereits im 7. jahrhundert geschrieben, annimmt), hat *gar keine* alliteration. Ebenso ist das alte, Oissian zugeschriebene gedicht, welches O'Conor in der ersten abtheilung des ersten bandes s. CXXIII ff. seiner rerum hibernicarum scriptores veteres hat abdrucken lassen, ohne alliteration — und referent war deshalb zeither der meinung, allitteration sei in den gedichten der frühesten zeit sogar seltener als nicht-alliteration — indessen O'Donnovan, welcher nicht blosz auf gedruckte, sondern auch auf einen zehnfach gröszeren schatz ungedruckter gedichte blicken konnte, hat für seine ansicht sicher die besten gründe, und eingedenk des satzes: de potiori fit denominatio, wollen wir uns sogar das entschiedene *herrschen* der alliteration in den alten gedichten national-epischer art als das richtige gefallen laszen.

Was O'Donnovan über abbreviaturen und alte schreibweisen sagt, wird zunächst nur als ein anfang der sammlung zu betrachten sein. So giebt O'Donnovan z. b. ein häkchen über consonanten als zeichen eines folgenden r an; uns ist es in einer in Deutschland

Digitized by Google

befindlichen handschrift auch als zeichen eines vorhergehenden r vorgekommen. Ganz entschieden sind verschiedene zeichen, die O'Donnovan nicht alle dafür erklärt, auch als aspirationszeichen zu faszen. Ein weit vollständigeres abbreviaturenverzeichnis hat schon J. J. Marcel in seinem zu Paris 1804 erschienenen alphabet irlandais gegeben.

Was das andere über dieser anzeige notirte buch betrifft, so ist es hergestellt worden, hauptsächlich von herrn Coffey und dem Rev. Robert King, doch hat auch dabei O'Donnovan sich durch mitsorge betheiligt. Es ist, für einen deutschen schüler des gaelischen zumal, ein höchst dankenswerthes hilfsmittel, indem es eine reihe leichterer älterer und neuerer irischer schriftstellen, sowohl religiösen, oratorischen als historischen inhaltes (durchaus in prosa) enthält — die ersten leichtesten mit englischer übersetzung daneben, dann weiterhin für die vorgerückteren andere stücke ohne englische übersetzung. Es ist ein vortreffliches kleines lese- und übungsbuch, dessen preis auch in Deutschland leicht erschwinglich (unsere buchhandlungen liefern es in schönen lederband für ein thaler zehn silbergroschen) und dessen anschaffung jedem, der sich mit dem gaelischen bekannt machen will, zu rathen ist — denn wenn O'Donnovan auch seiner grammatik sprachproben angehängt hat, so sind dies doch theils wenige, theils nur ältere (es geht keine über das 16te jahrhundert herab, denn wenn die chronik der quatuor magistri auch erst in den dreisziger jahren des siebenzehnten jahrhunderts zu stande gekommen ist, ist sie doch wesentlich nur compilation älterer chronikentexte), theils alle mit englischer übersetzung daneben — also keine dem selbstständigen studium des schülers viel überlaszend; und endlich, trotz der kürze der einzelnen, doch jede in etwas abweichender sprache, um die verschiedenen entwickelungsstufen der irischen sprache schärfer zu markiren, so dasz in diesem anhange der grammatik kein schüler sich in einer breiteren sprachmasse erst festsetzen kann, ehe er zur kenntnisnahme der abweichenden sprachgestaltungen fortgeht.

H. Leo.

XL.

Om de olika bildningsperioder och bildningsformer, efter hvilka quarlefvor finnas i Skandinavien, från tider, som föregått Historien. Inträdes-tal i Kongl. Vitterhets-, Historie- och Antiqvitets-Akademien of Sven Nilsson (17. Dec. 1844).

Hr. Prof. Nilsson in Lund hat in seinem Werke: Skandinaviska Nordens Urinvånare, ett forsök i comparativa Ethnographien, dessen erstes Heft 1838 erschienen, dessen Beendung aber in eine fernere Zeit hinausgerückt ist, eine Reihe von wichtigen Untersuchungen veröffentlicht, welche für die Kunde von Nordens Vorzeit von gröfster Bedeutung sind. Von der Fauna des skandinavischen Nordens ausgehend, hat er denselben Weg, dieselbe comparative Methode, durch welche die Naturgeschichte zur sichern Kunde einer längst untergegangenen organischen Welt gelangt ist, benutzt, um die Kenntnifs eines Volkes zu erringen, welches bereits verschwunden war, ehe die Geschichte in Norden zu reden begann. Die Fragen, deren Beantwortung er sich zunächst in dem Werke über die Ureinwohner Skandinaviens zur Aufgabe gestellt hatte, waren folgende:

1) ist der gothische Volksstamm, welcher die ganze Halbinsel mit Ausnahme der nördlichsten Theile bewohnt, und der einzige ist, den die Geschichte kennt, der erste und einzige gewesen, welcher diesen Theil vom Norden Europas bewohnte?

2) ist dieser gothische Stamm hier eingewandert, und hat ein älteres Volk verdrängt oder vielmehr ausgerottet? und haben die vorgeschichtlichen Einwohner einem Stamme angehört oder mehreren?

3) wenn sich dies letztere ergeben sollte, haben sie gleichzeitig oder nach einander hier gewohnt?

4) welchem Stamme gehörte dann das älteste, welchem das nächst älteste an? welche Lebensweise führte es? auf welcher Bildungsstufe stand es?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Om de olika bildningsperioder och bildningsformer, efter hvilka qvarlefvor finnas i Skandinavien, från tider, som föregått Historien. Inträdes-tal i Kongl. Vitterhets-, Historie- och Antiqvitets-Akademie af Sven Nilsson.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte läfst diese Fragen unbeantwortet; aber in den Geräthschaften, deren diese Völker sich bedienten, in den Gräbern, in denen sie ihre Todten beisetzten, in den Gerippen und Schädeln selbst, welche in diesen Gräbern gefunden sind, besitzen wir Zeugen, welche uns, richtig befragt, über den Stamm, dem jene Ureinwohner angehörten, über ihre Lebensweise und Bildungsstufe Auskunft geben, und uns ahnungsvolle Blicke in eine ferne, nebelhafte Vergangenheit thun lassen, die wieder ihre Analogien in dem noch heute fortbestehenden Leben von Naturvölkern findet, für welche gleichfalls den Tag der Geschichte noch nicht angebrochen ist. Durch diese Analogien erhalten die stummen Zeugen Sprache. Es bedarf kaum der Erinnerung, dafs dieser Weg der Vergleichung die reichste Fülle von Anschauungen erfordert, und hier ist nun von dem Verfasser das unübersehliche Material, welches die öffentlichen und privaten Sammlungen unserer Hauptstädte, vor allen die des brittischen Museums, die des Louvre, die des Königl. Museums in Kopenhagen, und die Antiquitäten-Cabinette auf der Christiansburg in Kopenhagen, in Kiel, in Upsala u. s. w. darbieten, so vollständig durchforscht und mit einer solchen Meisterschaft benutzt worden, dafs jeder Leser das sichere Gefühl empfindet, hier nicht auf Phantasien zu stofsen, sondern auf ein geordnetes, von wissenschaftlichem Geiste durchdrungenes und beseeltes Wissen. Von dem Gange dieser Untersuchungen über die Ureinwohner Skandinaviens enthalte ich mich ungern weiterer Mittheilungen; aber einerseits ist das Werk noch nicht zum Schlufs geführt; andrerseits hoffe ich, dafs ein bewährter Kenner dieses Kreises von Studien das Werk selbst durch eine deutsche Bearbeitung binnen Kurzem werde zugänglich gemacht haben. Ich würde es vielleicht ganz unerwähnt gelassen haben, wenn nicht die hier anzuzeigende kleinere Schrift über die verschiedenen Bildungsstufen des Nordens und die von ihnen erhaltenen Ueberreste, von demselben Verfasser, überall an jenes frühere und gröfsere Werk anknüpfte.

Aus diesem letztern nun setzt der Hr. Verf. als bewiesen voraus, dafs sich in Skandinavien die Ueberbleibsel von drei verschiedenen Bildungsformen vorfinden, deren jede entweder ausschliefslich oder gröfstentheils gewissen Gegenden angehört, und in andern Gegenden entweder ganz fehlt oder doch selten sich vorfindet. Von diesen Bildungsformen nun ist:

1) Die der Steinwaffen und der Steingeräthe als die ursprüngliche, den ersten Bewohnern des Landes zugehörige zu betrachten. Die Steingeräthe sind am zahlreichsten in den Gegenden, wo Feuerstein vorkommt, namentlich in Süd-Schonen und Bahuslän, dann in einigen Uebergangsgegenden, wo Diorit und Kalkstein dazu verwendet wurden. Vermuthlich wohnten die, welche solche Steingeräthe brauchten, besonders an Wasserzügen und Seeufern, wo sie Jagd und Fischerei trieben. Diese Culturstufe erscheint uns aber als über die ganze Erde verbreitet, und den verschiedensten Völkerstämmen gemeinsam; es ist, als ob das erste Bedürfnifs durch eine Art von Instinkt die erwachsende Menschheit hierauf geführt habe. Im Norden insbesondere gehören die Ganggräber mit dieser Periode der Steingeräthe zusammen; und doch hat man Steingeräthe in neuerer Zeit auch in Steinsetzungen gefunden, die denen entsprechen, in denen gewöhnlich Bronzewaffen gefunden werden. Es ist also aus diesen Steingeräthen kein Schlufs zu ziehen für

Digitized by Google

den etwaigen Ursprung des Volkes, welches dieselben nach Skandinavien brachte. Aus dieser ersten Bildungsperiode hat sich aber, zumal für religiöse Zwecke, der Gebrauch der Steingeräthe noch in die folgende hinüber erhalten, wie das Instrument, dessen die Aegypter sich zum Einbalsamiren, das Messer, dessen sich die Juden zum Beschneiden bedienten, das Opfermesser der Römer, als das Steingeräthe längst aus dem profanen Gebrauche verschwunden war.

2) Die Periode der Bronzegeräthe gehört einer höheren Culturstufe an. Wenn Bronzewaffen über weitgetrennte Länder zerstreut, wenn sie hauptsächlich nur auf Inseln und an der Meeresküste angetroffen werden, wenn die in Griechenland, Italien, Spanien, England, Dänemark, Schweden und Norwegen gefundenen wesentlich die gleiche Form, selbst die gleichen Verzierungen aufzeigen, so dafs Bronzeschwerter, die in Italien und in Schonen ausgegraben sind, in derselben Form gegossen scheinen, so ist es eine mehr als wahrscheinliche Vermuthung, dafs der Gebrauch dieser Geräthe von *einer* Erdstelle, irgend einer Küste des mittelländischen Meeres, ausgegangen, und von hier über die Süd- und Westgestade Europas verbreitet sei. Bald lernte man die Geräthe, welche ursprünglich fremd waren, im Lande selbst arbeiten, wie die in Schonen gefundenen Steinformen zeigen, in denen offenbar die sogenannten Celte gegossen wurden. Auch aus den Bronzegeräthen ist kein sicheres Urtheil zu fällen über den Stamm, der sich ihrer bediente. Nur das steht fest: das Volk, welches die Ganggräber baute, und nur Steingeräth hatte, hat nicht hernach Bronzegeräth erhalten. Denn mit den Bronzewaffen folgt sofort eine andere Art der Bestattung, die auf einen verschiedenen Kreis religiöser Ideen schliefsen läfst; es ist aber nicht glaublich, dafs ein Volk mit dem Gebrauch von Metallgeräthen sofort seine Religion sollte geändert haben. In Skandinavien nun findet man in Steinkisten neben den Bronzewaffen Gerippe, deren Schädel die Verschiedenheit des Stammes beweisen. Ob nun die beiden Volksstämme, welche in Süd-Schweden den Gebrauch der Bronzewaffen gehabt haben, *beide* eingewandert, oder ob einer derselben bereits im Lande gewohnt, und dieselben von dem zweiten eingewanderten erhalten hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. — Dafs diese Stämme nun, welche den Gebrauch und die Anfertigung solcher Geräthe kannten, auf einer höheren Stufe der Cultur standen, als die vorher erwähnten, lehren die Bronzegeräthschaften selbst bei dem ersten Anblick. Aufser Lanzen, Dolchen (vielleicht Speerspitzen), Schwertern von verschiedenen Formen, finden sich, freilich selten, Streitkeulen, eine sogar auf der einen Seite mit einem männlichen Gesichte von ungewöhnlicher Bildung, runde Schilde, mit schönen Verzierungen, mit denen die hölzerne Unterlage bedeckt war. Und wenn die *spitzen* Pfeile fehlen, welche Italien und Aegypten zeigen, so finden sich dagegen in den nordischen Torfmooren *stumpfe*, welche nur den Zweck gehabt haben können, kleinere Thiere ohne Beschädigung des Felles zu tödten. Die noch immer zweifelhaften Celte und Pålstäbe gehören wohl ebenfalls zu den Waffen, wie die Waffen lehren, mit denen verbunden oder in deren Nähe sie aufgefunden werden. Dieselben Völker, welche sie in Bronze besafsen, haben sie später in Eisen geschmiedet, wie zu den bronzenen Sporen, die statt Räder Spitzen haben, später ähnliche von Eisen kommen. Kurz mit dem Gebrauche der Bronzegeräthe ist die Bevölkerung auf eine andere Stufe der Cultur getreten; sie kennt bereits auch Viehzucht und Ackerbau, wollene Kleider neben dem Pelzwerk, und zeigt eine Bildung des Schönheitssinnes und des Geschmackes, so wie eine technische Fertigkeit, gegen welche das Volk, das mit seinen Eisenwaffen diese verdrängte, auf einer niedrigeren Bildungsstufe steht. Der Verf. thut noch einen Schritt weiter, indem er den einen der beiden skandinavischen Bronzestämme, dafs ich so sage, den Celten und dem Druidenthume zuweist. In Scarborough in Nord-England hat man vor etwas über 12 Jahren in einem Grabhügel einen Sarg von einem ausgehöhlten Eichenstamme gefunden, und in demselben neben einem ungewöhnlich grofsen Gerippe ähnliche Sachen, wie sie in den skandinavischen Gräbern aus dem Bronzealter sich finden, einen Dolch, gröfsere und kleinere Pfeilspitzen von Feuerstein und andere Dinge, welche in der Leiche einen Druiden vermuthen liefsen, an dem Ende des Holzstammes aber ein Gesicht, das mit dem oben erwähnten an einer Streitkeule demselben Stamm angehört haben mufs. Eben so grofse Gerippe, mit Bronzewaffen zusammen, finden sich in Dänemark und Schweden, in Steinkisten, welche durch neben einander aufgestellte Granitsteine

Digitized by Google

gebildet werden. Der Hr. Verf. folgert daraus, dafs diese Bronzebildung, mag sie celtisch oder phönicisch zu nennen sein, von Irland und England aus über Dänemark nach Schweden eingewandert sei, und zwar mit einem celtischen Stamme zu einer Zeit, von der wir ohne diese Ueberreste ganz ohne Kunde sein würden.

3) Der Stamm nun, welcher sich durch den Gebrauch von Eisenwaffen charakterisirt, ist der der *Asen*, die der Sage nach mit Odin in Schweden einwanderten. Aus dem mittleren Schweden zogen die Nachkommen Jngiald Jllråda's und Olof Trätälias, von denen das alte norwegische Königsgeschlecht sich herleitet, nach Norwegen hinüber; zu diesem Geschlechte gehörten Sturleson und die Männer, von denen er die Königssagen vernahm. Wenn nun diese norwegischen Könige und Hauptleute Eisenwaffen führten, wenn ferner im mittleren Schweden, welches eben das Geschlecht der Ynglinge inne hatte, keine anderen Waffen als eiserne, und diese nicht selten gefunden werden, so dürfen wir ohne Zweifel mit Recht jenem Stamme der Asen die Einführung der Eisenwaffen vindiciren. Wohin dieser Stamm seine Züge richtete, auf den östlichen Küsten der Ostsee, an den Küsten Irlands, hat er die Eisenwaffen zurückgelassen, welche dort in der Erde gefunden werden. In Süd-Schweden und Dänemark findet man diese Eisenwaffen in Verhältnifs zu anderen Formen selten; in grofser Menge dagegen in Upland und den benachbarten Landschaften, vor allem aber in Norwegen. Hierdurch nun bestätigt sich die Erzählung Sturleson's von der Colonisation der Gegenden am Mälar, und die Zweifel gegen die historische Grundlage der ersten Capitel der Ynglingsage ergeben sich als unbegründet. Mag immerhin die Form, welche Sturleson dem aus älteren Gesängen und Sagen geschöpften Inhalt gab, eine willkührliche sein, so ist doch jetzt durch die Reste des Alterthums das Factum der Niederlassung am Mälarsee gesichert. Gewifs ist ferner, dafs der Stifter der Walhalla-Lehre dort eine ältere Bevölkerung antraf, welche weniger streitbar als das Geschlecht der Asen, diesem tributpflichtig wurde und die Vertheidigung des Landes übergab. Noch jetzt möchte wohl ein kundiger Archäolog unterscheiden können, welche Ueberreste diesem älteren Stamme, welche den siegreichen Einwanderern zuzuertheilen sind.

Von Asgård, berichtet Sturleson in der Ynglinga-Saga, zog Odin aus, indem er seine Diar (Götter, Opferpriester, Opfergoder, Hauptleute, Fürsten) und „eine grofse Menge anderen Volkes mit sich nahm. Er zog hinweg vor den römischen Heeren, die derzeit im Lande umherstreiften, aber er liefs da draufsen Brüder zurück. Zuerst nahm er seinen Weg gegen Westen in Gardarika hinein (s. unten), dann gegen Saxland und von da nach Norden zu ans Meer, wo er, eine kurze Zeit, auf Odinsö (Fünen) seinen Wohnsitz aufschlug. Von hier sandte er Gefion nordwärts über den Sund, neue Länder aufzusuchen. So kam sie zu Gylfe, welcher ihr einen Morgen Landes gab, und wo er *lag*, ist nun der Mälar, wo er *liegt*, ist Seeland. Gylfe besafs also nach der Sage das Land am Mälar. Von da bringt Gefion das Land *westwärts* nach Seeland, Odin aber, da er von Dänemark zu Gylfe geht, reist *ostwärts*. In dieser Richtung längs des grofsen Wasserzuges geschahen wohl alle Verbindungen. — Als also Odin merkte, dafs ostwärts bei Gylfe gute Länder wären, fuhr er dahin, und Gylfe nahm ihn friedlich auf, ihn der ihm natürlich in allen Dingen überlegen war; dort am Mälar liefs sich Odin nieder an dem Orte Sigtuna, wie er jetzt heifst, baute daselbst einen grofsen Tempel, und opferte in demselben nach der Asen Sitte. Sehen wir nun wie Odin von Asgård nicht allein auszog, sondern mit seinen Diar und viel anderem Volke, wie er überall, wo er hinfährt und das Land unterwirft, *seine Söhne* einsetzt es zu schützen, wie ihm nach dem Norden nicht allein die Diar folgen, sondern auch *seine Mannen* und deren Berserkerwuth genannt wird, so sehen wir Odin nun auch als einen Lehrer des Volks auftreten, welches bereits im Lande wohnt, und seinen *neuen* Unterthanen die Gesetze mittheilen, welche bei den Asen schon in Geltung waren. Diese Unterthanen nun sind die Svear, und ihr Land ist Svithiod. Sie zahlen ihm den Schofs, er schätzt sie, und opfert für sie um ein gutes Jahr. Für sein altes Volk hätte es dieser Uebereinkunft nicht bedurft. Der König dieser Svear aber vor Odins Ankunft war Gylfe. Dies ist auch die Ansicht des Professors Schlyter (Om Sverriges äldsta indeling i Landskap S. 27. Nach Sturleson (Svithiod hir mickla edr kalda, was er von dem Lande nördlich vom schwarzen Meer sagt) wären die Svear in viel älterer Zeit aus demselben Lande

Digitized by Google

her eingewandert, aus welchem nun die ihnen stammverwandten Asen nachfolgten. Zu Tacitus Zeit sind bereits die Sviones im Lande; aber die Sitten, wie er sie beschreibt, scheinen nach Odins Einwanderung aufgehört zu haben. Auch die Odinsche Religion haben diese älteren Svear bereits gehabt, und der Odin Sturlesons hat nicht sowohl eine neue Religion eingeführt, als durch seine Walhalla-Lehre die frühere reformirt, und überhaupt die verschiedenen Culte des Landes zu einem einzigen Cultus vereinigt. Es wäre nun von Wichtigkeit, die Zeit zu bestimmen, in der der Odin Sturlesons mit den Asen diese neue Bildung nach Skandinavien brachte. Hier bietet sich dem Hrn. Verfasser die Erzählung des Procop von dem Zuge der Heruler dar, welchen er mit dem der gefeierten Asen identificirt.

Dem Procop zufolge wohnten die Heruler ἐκ παλαιοῦ jenseits des Ister, also gerade in denselben Gegenden, von wo Sturleson die Asen aufbrechen läfst; in denselben Gegenden denkt sie sich Vopiscus (Aurel. 6.). Sie sind ein streitbares, tapferes, unruhiges Volk, beständig mit ihren Nachbarn in Fehde, bis sie (500—510 n. Chr.) in ihrer übermüthigen Kriegslust die Longobarden zum Kampfe zwangen, und — von diesen aufs Haupt geschlagen wurden. Der Rest der Heruler flüchtete in zwei Haufen. Der eine derselben zog nach Illyrien, und erhielt nach langem Umherirren endlich vom Kaiser Land in Dacien bei der Stadt Σιγγηδών (Siggetun?) um 527. Der andere wollte nicht über die Donau, sondern zog, um sich Wohnplätze zu gründen, in die äufsersten Welttheile. Angeführt von vielen aus königlichem Blute stammenden Häuptlingen (Odin hat die Diar bei sich, und viel anderes Volk), durchzieht er alle slavische Länder (Gardarike bei Sturleson), streift dann über eine grofse Wildnifs und kommt zu den Warnern (Mecklenburg, ein Theil des Saxlandes), von da zum Dänenlande. Ueberall findet er friedliche Aufnahme; ganz wie die Asen bei Sturleson. Nachdem sie ans Meer gekommen waren, schifften sie sich ein, segelten nach Thule, liefsen sich bei den Gautern — eine der 13 Völkerschaften in Thule — nieder, und dort verblieben sie. Was Procop unter Thule verstand, ergiebt sich unverkennbar aus seiner Beschreibung der Skridfinnen (Waederfinnen), die daselbst wohnten. Es sind ganz deutlich die Lappen, damals noch wilde Jäger, und ohne Zweifel in südlicheren Gegenden seshaft als jetzt. Die zurückgelassenen Haufen der Heruler (die zurückgelassenen Brüder Odins!) geriethen wegen ihrer steten Angriffe auf die Nachbarn in offenen Kampf mit den Oströmern, und erlitten eine grofse Niederlage. Sie nahmen darauf zwar das Christenthum an, blieben aber so wild und unbändig als zuvor. Ihren König Ochon (Haken?) erschlugen sie, weil es ihnen einfiel, keinen König mehr haben zu wollen. Als sie aber fanden, dafs sie doch nicht ohne König sein könnten, beschlossen sie, sich aus Thule, aus ihrem alten Königsgeschlechte, einen König zu holen. Darauf baten sie den Kaiser um einen Fürsten, und der gab ihnen den Heruler Svartuac zum König. Denn in Konstantinopel dienten Heruler in der kaiserlichen Leibwache. — Auch Procops Nachrichten von der Kriegsrüstung der Heruler stimmen ganz mit dem, was Sturleson von Odins Streitern berichtet. Eben so ist auch in dem Götterdienst der Heruler, ihren Menschenopfern, namentlich denen der Gefangenen, ferner was er von dem gewaltsamen Tode der Greise meldet, Alles völlig mit der Weise der Asen identisch. Darnach dürfen wir folgende Puncte als unbestreitbar hinstellen:

1) Der Zug der Heruler ging gleich dem der Asen von den Ländern nördlich von der Donau aus, und kam durch Dänemark nach Schweden.

2) Die Heruler hatten mit den Streitern Odins gleiche Rüstung.

3) Die religiösen Gebräuche der Heruler stimmen mit denen der Asen überein: Vielgötterei, Menschenopfer, gewaltsamer Tod und Verbrennung der Leichen.

4) Die bei den Herulern vorkommenden Namen finden sich bei den Asen wieder, selbst bis auf die Stadt Siggedon und Siggetun.

5) Die Heruler sind ein stolzes, hochmüthiges Volk; ihren Namen erklärt Isidor geradezu = domini, und so finden wir bei ihnen eine mächtige Aristokratie. Den gleichen Zug finden wir bei den Asen. Den Landfleck, wo sie sich zuerst am Mälar niederlassen, nennen sie Håbo, hohe „Heimath", dort lag Håtuna (High-town). Derselbe Sinn liegt in Upland, Upsvear, Upsalia, wie auch Schlyter a. a. O. bemerkt hat. Dies Bewufstsein hoher Abkunft und hoher Würde ist auch da zu erkennen, wo Svear und Gothen um die Königswürde streiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Om de olika bildningsperioder och bildningsformer, efter hvilka quarlefvor finnas i Skandinavien, från tider, som föregått Historien. Inträdes-tal i Kongl. Vitterhets-Historie-och Antigvitets-Akademien af Sven Nilsson.

(Schlufs.)

6) Heruler und Asen streitbar und tapfer, herrschlustig, unruhig und unstät, ein wahrer aristokratischer Kriegerstamm (Jarlar = Earlar = Heruli), ein Volk, bei dem die Walhalla-Lehre wohl entstehn konnte. Vergleiche man nur das Geschlecht der Ynglinger in Schweden, bis der letzte Sprössling des alten Hauses in fernen Gebirgen Schutz sucht, und hier wieder den gleichen Unterdrückungs- und Vertilgungskampf unter Harald Schönhaar. Der Wikings-Züge nicht zu gedenken.

7) Daneben bei Herulern und Asen zu Zeiten Züge von Hochsinn und Edelmuth: Pharas und Gelimer.

Dieser Identificirung der Asen Sturlesons mit den Herulern des Procop stellen sich freilich andererseits manche Schwierigkeiten gegenüber, namentlich von Seiten der Chronologie. Unter den Asen-Abkömmlingen ist Halfdan Svarte's Regierungszeit (844—863) die erste, welche sich mit einiger Gewifsheit bestimmen läfst. Von diesem rückwärts bis auf Olof Trätälja (Holzschnitzer) zählt man in gerader Linie 5 Könige, deren Regiment wir zu 140—150 Jahr annehmen dürfen. Ingiald Illråda (Schlacht-Rath) hätte also um 700 gelebt. Von da bis zur Niederlage der Heruler durch die Longobarden sind etwa 200 Jahre. Hauptsächlich käme es nun darauf an, welche historische Gewifsheit man den Einzelheiten in Sturlesons Ynglingasage zugestehn will, und ob das ganze Geschlecht der Ynglinger mit seinen Thaten in eine Zeit von 200 Jahren gefafst werden kann. Die Geschlechtstabellen, welche die Königsgeschlechter von Odin herleiten, sind überall unter sich verschieden, wie namentlich Geijer in seinen Jahrbüchern des Svea-Reichs dargethan hat. Man ist eben so wenig berechtigt, mit den angelsächsischen Sagen Odin's Zeit in's 2. oder 3. Jahrhundert *nach*, als nach den nordischen sie in's 1ste *vor* unserer Zeitrechnung zu setzen. Der Hr. Vf. glaubt beweisen zu können, dafs mehrerer Odins und mehrerer Asburgs oder Asbofs aus verschiedenen Zeiten Erwähnung gethan werde; ist dem so, so ist es auch glaublich, dafs die verschiedenen Königsgeschlechter sich von verschiedenen Odinen herleiten.

Schliefslich erinnert der Hr. Verf. noch, dafs die Heruler gewifs müssen in Skandinavien Wohnsitze gefunden haben, da die zurückgebliebenen Heruler von ihnen einen König haben wollen. Dieses Eindringen der Heruler in Skandinavien wäre gewifs nicht unerwähnt geblieben, wenn es geschehen wäre, nachdem die Ynglinger 5—600 Jahr bereits im Lande geherrscht hatten. Alles erklärt sich dagegen, wenn die Ynglinger selbst von den Herulern abstammten. Es läfst sich nicht sagen, dafs sie den herulischen Charakter verleugnet hätten. Ferner beginnen die Wikings-Züge nach England, Irland, Frankreich nicht vor dem Schlufs des 8. Jahrhunderts; es ist dieselbe Zeit, in der die Heereszüge nach der Ostküste der Ostsee ihren Anfang nehmen. Sollte nun dieses kriegerische und herrschsüchtige Geschlecht der Ynglinger 900 Jahre ruhig im Lande gesessen haben, ehe es seiner alten Natur treu in verheerenden Zügen hervorbrach? Wir finden es dagegen recht erklärlich, dafs ein Paar Jahrhunderte vergingen, ehe diesen hochstrebenden Fürstensöhnen die Stube zu enge ward. Der Herr Verf. gelangt auch auf diesem Wege dahin, dafs die neue Cultur-Epoche, welche mit der Ankunft Odins und der Asen beginnt, nicht vor Christi Geburt fallen könne, und dafs die Sviones, welche Tacitus nennt, nicht der

Digitized by Google

spätere kriegerische und hochberühmte Stamm waren, von welchem die Sagen des Nordens berichten.

Ich habe mich durchaus enthalten, ein Urtheil über des Hrn. Vf.'s Ansichten einzumischen. Die Form der Rede, in welcher derselbe seine Ideen mitgetheilt hat, verdient diese Berücksichtigung. Ueberdies glaube ich, dafs der Inhalt selbst, mit möglichster Gewissenhaftigkeit wiedergegeben, werth sei, ohne fremde Zuthat unseren Geschichtsforschern übergeben zu werden.

Dr. Kampe.

XLI.

Caesaris Augusti Index rerum a se gestarum sive Monumentum Ancyranum. Ex reliquiis Graecae interpretationis restituit Joannes Franzius, commentario perpetuo instruxit A. W. Zumptius. Berolini, MDCCCXLV. 4.

Während seit dem ersten Bekanntwerden des Monumentum Ancyranum in der Ausgabe des Aurelius Victor von A. Schott, Antwerpen 1579 diese bedeutendste und merkwürdigste aller lateinischen Inschriften lange Zeit hindurch die lebendige Theilnahme der Gelehrten in Anspruch genommen, und durch mehrfache Bearbeitung, so wie durch beiläufige und vereinzelte Benutzung in Hinsicht auf Ergänzung und Erklärung gewonnen hat, ist seit dem Jahre 1728 die Kritik dieses Denkmals trotz immer wiederholten Abdrucks desselben so wenig gefördert worden, dafs selbst das vorhandene kritische Material ohne Beachtung geblieben ist. Es sind nämlich vier verschiedene Abschriften desselben vorhanden. 1) die des Anton Wrantz, Bischofs zu Agria, und des Auger Gislen Busbecq, Gesandten Ferdinand's I. zu Constantinopel vom Jahre 1551, welche Abschrift der genannten editio princeps zu Grunde liegt; 2) die von dem holländischen Viceconsul Daniel Cosson, welcher in der Gegend von Smyrna im Jahre 1689 ermordet wurde, hinterlassene (exemplum Cossonianum); 3) die Abschrift des Paul Lucas, welcher im Auftrage Ludwig's XIV. seit dem Jahre 1704 in Kleinasien reiste, und seine Vergleichung der Inschrift 1712 selbst bekannt machte; 4) die des französischen Reisenden Pitton de Tournefort, herausgegeben von Chishull Antiquitates Asiaticae, London 1728. Von diesen vier Abschriften sind die beiden ersten unvollständig und ungenau, die dritte aber hat nirgends eine Berücksichtigung gefunden, als in den Noten der Ausgabe von J. A. Fabricius (Imp. Caesaris Augusti temporum notatio, Hamburg 1727. 4.), ohne dafs sie auch bei diesem auf die Verbesserung des Textes irgend einen Einflufs gehabt hätte, während die Chishullsche Recension sich ausschliefsliche Anerkennung verschafft, und als Abschlufs der Kritik der Inschrift für mehr als ein Jahrhundert gegolten hat. Sie ist unverändert wiederholt von Oberlin zum Tacitus Vol. II P. II p. 837 ff., von Wolf zum Sueton Vol. II, und öfter. Mit den kritischen Bemühungen um die Inschrift ruhten auch die exegetischen, und die begonnenen Erklärungsversuche eines Lipsius, Gronov, Casaubonus, Clericus haben seit Chishull keine irgend wie erwähnenswerthe Nachfolge gefunden.

Erst die erfreuliche Thätigkeit, welche in unsrer Zeit auf die Erforschung griechischer Inschriften gewendet wird, hat auch für das ancyranische Denkmal nicht nur ein unerwartetes und erhebliches Hülfsmittel der Kritik, sondern mit diesem zugleich einen Anstofs zu einer erneuten Bearbeitung gegeben, welche jetzt um so lohnender ist, da die wieder aufgenommene Beschäftigung mit dem römischen Alterthum inzwischen einige der für die Erklärung der Inschrift wichtigsten Puncte auf erwünschte Weise ins Reine gebracht hat.

Schon Pococke fand in Ancyra selbst zwei an sich unbedeutende Bruchstücke einer griechischen Uebersetzung der Inschrift, welche die Auffindung eines vollständigeren griechischen Textes bereits in Aussicht stellten. (S. Pococke Inscr. Ant. c. II, 1. p. 6, 7. St. Croix Magaz. encycl. 1795. T. IV, p. 92 ff. und Oberlin z. Tacit. Vol. II, P. II, p. 850.) Andre Fragmente eines griechischen Textes entdeckte in Apollonia in Pisidien Arundell (Discov. in Asia min. Vol. II, p. 426. Vgl. Hamilton researches in Asia minor, Pontus and Armenia, 1842., No. 455; neuerdings abgedruckt in Egger examen crit. des hist. anc. de la vie d'Auguste. Paris, 1844, p. 421). Die richtige Anordnung und Erklärung dieser Fragmente haben wir Herrn Franz zu verdanken, welcher dieselben dreimal behandelt hat; im Monatsbericht der Berliner Akademie, Juni 1839, p. 102, im Corpus Inscr. n. 8971 und in dem vorliegenden Werke p. 101—104, in welchem das Verständnifs derselben auf's Neue gefördert worden ist. Die Fragmente entsprechen dem ersten Theil der lateinischen Inschrift, nämlich dem Ende der Tab. I.; Tab. II., Z. 25—29; Tab. III., 19—26; Tab. IV., 21—26.

Ungleich wichtiger jedoch als diese lückenhaften und vereinzelten Stücke ist das grofse, acht Columnen zu 24 Zeilen umfassende, den Schlufs der Inschrift enthaltende Fragment, welches W. J. Hamilton, die Pococksche Entdeckung verfolgend, in Ancyra durch Abbruch einer dasselbe bedeckenden Mauer zu Tage gebracht hat. Dieses ist abgedruckt bei Hamilton researches in Asia min. Vol. II, n. 102. Vgl. Vol. I, p. 420 f. und daraus bei Egger Lat. sermonis vetust. reliquiae selectae. Paris 1843, p. 348 mit Eggers Ergänzungen, und in veränderter Recension in desselben

Digitized by Google

examen critique 1844, p. 422 ff. Das gröfste Verdienst um die Restitution auch dieses Fragmentes gebührt indefs wieder Herrn Franz, der zuerst die Columnen IV, V, VI, VII, VIII, welche am vollständigsten erhalten sind, zugleich mit der daraus ergänzten lateinischen Inschrift in E. Gerhard's Archäologischer Zeitung 1843, I, n. 2., sodann die ganze griechische Inschrift im Corpus Inscr. Vol. III, n. 4049, und wiederum im vorliegenden Werke p. 101 ff. mit eben so viel Scharfsinn als Glück behandelt hat. Von den acht Columnen bezieht sich Col. I auf die lateinische Inschrift Tab. IV., Z. 1—15; Col. II auf Tab. IV., 15—30; Col. III auf Tab. V., 9—23; Col. IV auf Tab. V., 24—39; Col. V auf Tab. V., 39—54; Col. VI auf Tab. VI., 1—17; Col. VII auf Tab. VI., 18 bis 34; Col. VIII enthält den Schlufs der Inschrift.

Man erkennt bereits aus dieser Vergleichung die Wichtigkeit dieser griechischen Inschriften für die Kritik, besonders des letzten Theiles des Monumentum Ancyranum, und die unerwartet sicheren, umfangreichen Ergänzungen, welche die Recension desselben in der archäologischen Zeitung enthält, haben den lateinischen Text auf eine früher kaum zu hoffende Weise vervollständigt. Es war noch übrig, dafs auch für den ersten Theil des Monumentum die griechischen Fragmente benutzt, für die ganze Inschrift die drei älteren Abschriften ausgebeutet, und die Erklärung, für welche immer nur Vereinzeltes, in dem letzten Jahrhundert aber Nichts geschehen war, durch Verarbeitung und Erweiterung des bisher Geleisteten zu demjenigen Abschlufs gebracht würde, den die neuesten Untersuchungen, namentlich in Betreff der chronologischen und topographischen Fragen möglich gemacht haben. Diese Aufgabe zu lösen haben die Hrn. Herausgeber des vorliegenden Werkes übernommen, in welchem wir zum ersten Male eine dem Bedürfnisse entsprechende, das kritische und exegetische Material vereinigende Ausgabe des M. A. erhalten. Die Arbeit ist so vertheilt worden, dafs Hr. Franz, der, wie bemerkt, einen grofsen Theil des lateinischen Textes bereits behandelt hatte, die Resultate seiner fortgesetzten und auf die ganze Inschrift ausgedehnten kritischen Bemühungen Herrn Zumpt überliefs, welcher nicht nur den Commentar verfafst, sondern, da er zuerst von allen vier Abschriften Gebrauch machte, zugleich auch bei der Erklärung nicht selten zu einer abweichenden Ansicht gelangte, den Text ebenfalls an vielen Stellen gefördert hat. Von den älteren Abschriften ist freilich nur die des Paul Lukas von Nutzen gewesen, deren Bedeutung auch Herr Egger examen crit. p. 415 erkannt hat, und über deren Werth Hr. Zumpt in der Vorrede p. 12 ausführlich handelt. In Hinsicht auf die Ergänzungen sind die Herren Verfasser bemüht gewesen, überall, wo der Inhalt der Lücken sich entweder aus dem griechischen Exemplar oder aus dem Zusammenhange ermitteln liefs, diesen herzustellen, auch wo für die Worte keine, selbst noch so fragmentarische Andeutung in den Abschriften vorhanden war. Auf diese Weise ist die fast vollständige Restitution des Textes gelungen, welche, so wenig sie eine absolute Sicherheit in den Worten selbst gewährt, doch der Sagacität der Hrn. Verf. alle Ehre macht, und einem spätern Kritiker es schwer machen dürfte, hierin Genügenderes zu leisten, obgleich der Stellen, wo man gerechtes Bedenken haben mufs, eine ziemliche Anzahl ist. Ein kleiner Uebelstand ist es, dafs der Abdruck der Inschrift als Minuskeln mit der eigentlichen Inschrift nicht genau übereinstimmt, z. B. Tab. I, 28, Tab. II., 40, 43, ein gröfserer, dafs der Text der Inschrift nicht ganz ohne Fehler ist. So erwähnt Herr Z. im Commentar p. 64, dafs Tab. III., 29 bei den dort erwähnten Consuln des Jahres 751 das Praenomen von Chishull ausgelassen sei, und dafs geschrieben werden müsse L. Lentulo et M. Messalino. In beiden Abdrücken des Textes indefs findet sich C. Lentulo. Uebrigens ist, um dieses beiläufig zu bemerken, die Entscheidung hierüber nicht ganz so leicht, als Hr. Z. es darstellt. Denn Grenov, welcher Cn. Lentulo las, hat dies nicht gethan, deceptus Busbequiano exemplo, wie Hr. Z. sagt, sondern wegen Suet. Galb. 4., welchem auch Clinton F. H. III, p. 256 folgt. Dieselben Consule kommen noch zweimal vor, freilich an Stellen, deren Lesart erst festzustellen war. (Siehe Clint.) Es ist nicht der Zweck dieser Anzeige, im Einzelnen den Grad der Wahrscheinlichkeit zu untersuchen, welchen die vielen Verbesserungen und Ergänzungen der Herren Verfasser erreichen; die meisten sind von den Herausgebern selbst genügend gesichert, in allen Fällen aber das vollständige Material, welches bei der Beurtheilung jeder einzelnen Stelle in Betracht kommt, dem Leser zur eigenen Prüfung vorgelegt. Was nämlich den Commentar betrifft, so hat Hr. Z. mit Recht geurtheilt, dafs ein entweder vollständiger oder theilweiser Abdruck der älteren Commentatoren auf der einen Seite unzureichend, auf der anderen überflüssig gewesen sein würde, und daher eine durchaus neue Erklärung geliefert, in welcher, was sich Brauchbares vorfand, verarbeitet worden ist. Bei diesem Commentar, welcher den doppelten Zweck hat, das kritische Verfahren zu begründen und das richtige Verständnifs sicher zu stellen, hat Hr. Z. überall nach möglichster Kürze gestrebt, und ist hierin so gleichmäfsig verfahren, dafs selbst in Puncten, in welchen er neue und sehr erwünschte Aufschlüsse selbst zu geben im Stande war, wie über die Colonieen des Augustus p. 86, er sich auf eine kurze Mittheilung des Resultats beschränkt, die Bekanntmachung der Untersuchung einer andern Zeit vorbehaltend. Wir dürfen über diesen so consequent durchgeführten Grundsatz mit dem Hrn. Vf. nicht rechten; da indefs diese Arbeit für Männer des Fachs bestimmt war, und die Interpretation einer einzelnen Inschrift die Beschränkung nicht nothwendig macht, die eine umfangreiche Sammlung, wie das Corpus Inscriptionum, erfordert, so würde an manchen Stellen, wo weder auf eine ausreichende Untersuchung verwiesen, noch die Sache als unzweifelhaft gelten konnte, ein etwas weiteres Eingehen Vielen nicht unerwünscht gewesen sein. Wir

Digitized by Google

wollen nur einige Stellen der Art anführen und zwar, um selbst nicht weitläuftig zu werden, ein Paar nicht wesentliche. Zu Tab. III., 1., p. 57 erwähnt Hr. Z., dafs L. Caesar im J. 2 vor Chr. die Toga virilis erhalten habe, ohne etwas hinzuzusetzen. Hat nun jemand den Eckhel zur Hand, ohne den man in diesen Untersuchungen nichts beginnen kann, so findet er, dafs dieser VI, p. 111 diese Begebenheit nach Zonares zwei Jahre früher setzt und hinzufügt: At quae h. l. Zonaras de Lucio narrat, Norisius in annum 752 = 2 a. Chr. differt, dissimulato hoc Zonarae testimonio, aliud docentis. Eckhel würde dasselbe Hrn. Z. vorwerfen, obgleich Hr. Z. im Rechte ist, und der Leser nur gewünscht hätte, über den Stand der Sache mit einem Worte orientirt zu werden. Tab. I., 23 sagt der Kaiser, er habe zweimal eine Ovation, dreimal einen Triumph gehalten, und obgleich der Senat ihm mehrere Triumphe decretirt, diese nicht angenommen, sondern nur den Lorbeer auf dem Capitol niedergelegt. Herr Z. führt hierbei Suet. Aug. 22. an, woraus hervorgeht, dafs die beiden Ovationen in den Jahren 42 und 36 Statt fanden. Die Stelle Dio Cass. 54, 8, nach welcher eine dritte Ovation im Jahre 20 nach Zurückgabe der Fahnen durch die Parther Statt fand, wird nicht erwähnt. Drumann I, p. 424 not. 71 erledigt diese dahin, dafs er diesen Fall denen beizählt, wo August die ihm beschlossene Ehre ausschlug. Bei der Aufzählung dieser Fälle fehlet aufser dieser Stelle auch Dio 53, 26 über den im Jahre 729 = 25 ausgeschlagenen Triumph wegen des Sieges des Vinicius in Deutschland. Dergleichen Vervollständigungen sind noch an mehreren Stellen möglich, liegen indefs nicht in meiner Absicht, da ich, mit den Schwierigkeiten der Arbeit, welche Hr. Z. in diesem Commentare bewältigt hat, nicht ganz unbekannt, das unzweifelhafte Verdienst des Vf.'s in der Lösung seiner Aufgabe auf das Lebhafteste anerkenne, auch nichts unberücksichtigt gefunden habe, was auf das Resultat der Erklärung von Einflufs wäre. Ich erlaube mir daher schliefslich nur noch einige Bemerkungen über Einzelheiten, die mir einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. Wenn Hr. Franz in der von ihm verfafsten Einleitung p. 1, wo er von dem Ursprunge des Mon. Anc., und bei dieser Gelegenheit von den tribus voluminibus spricht, die nach Suet. Aug. 101 Augustus hinterliefs, von dem einen dieser volumina, dem breviarium totius imperii sagt: Breviarii pars quaedam superest in Logarico Alexii Comneni, de quo v Montefalc. Analecta Graeca p. 316, so hat er sich hierin, wie es scheint, durch Oberlins Note zum Tacit. Vol. II P. 2, p. 837 täuschen lassen, in welcher das Citat ungenau, alles Uebrige aber falsch ist. Die bei Montfaucon, und später bei Gronov de sestertiis in der Quartausgabe Lugd. Bat. 1691. 4. p. 712 ff. abgedruckte sogenannte Παλαιὰ λογαρικὴ Αὐγούστου Καίσαρος ist nichts weiter als eine Tabelle über das Verhältnifs des Solidus oder Aureus zur Scheidemünze, wonach die kaiserlichen Kassen bei Annahme von Zahlungen sich richten sollen. Dafs dieselbe mit dem Kaiser Augustus gar nichts zu thun haben könne, hat bereits Salmasius zum Solin. p. 808 gesehn; dafs sie von dem Kaiser Valentinian I. herrühre, hat Gothofredus ad Cod. Theod. 7, 24, Vol. II p. 462 b. Ritter bewiesen, welcher bemerkt, dafs die Byzantiner es im Allgemeinen lieben, Einrichtungen früherer Kaiser (Augusti) dem Augustus zuzuschreiben. Man sollte deshalb diesen Irrthum nicht immer weiter fortpflanzen, der schon in die Handbücher übergegangen ist, wie in Schöll's Gr. Literaturg. II, 381. Herr Egger, über dessen Leistungen unsere Verf. sehr strenge urtheilen, hat sich examen crit. p. 57 art. 3., obgleich auch ihm die oben angeführten, die Sache entscheidenden Stellen nicht bekannt sind, doch bei weitem vorsichtiger und richtiger über diesen Gegenstand ausgedrückt. In derselben Vorrede ist es mindestens ungenau und zu allgemein, wenn Herr Franz sagt: Templa Augusti in urbibus Asiae Καισαρεῖα s. Αὐγουστεῖα vocabantur, denn theils kommen Caesarea und Augustea aufserhalb Asiens oft genug vor (s. Marini Atti II, p. 384, der hierüber überhaupt zu vergleichen war, dazu Orelli n. 2509. Morcelli Opp. epigr. Vol. I, p. 215), theils ist der gewöhnliche Name für diese Tempel in Asien doch offenbar σεβαστεῖα (l. J. n. 4039. Philo. leg. ad Caj. p. 784), wie dies Hr. Fr. selbst in der Archäol. Zeitung a. a. O. p. 17 bemerkt. In dem Commentar erlaube ich mir, um Kleinigkeiten zu übergehen, wie p. 52, Z. 10 wo statt prid. Nonas Julias zu lesen ist prid Nonas Mart., die Stelle zu berichtigen, wo Hr. Z., die Worte II, 3 *Lustrum post annum alterum et quadragesimum feci* erklärend, sagt: Tot anni sunt a novissimis censoribus Cn. Lentulo et L. Gellio, qui lustrum condiderunt a. u. 684 (70 a Chr.). De industria autem ait *lustrum* non esse factum ex 42 annis; multa enim, quae ad censum pertinerent et censorum essent, necessario tanto temporis spatio, quo nulli censores erant, agenda fuisse apparet, taliaque extra ordinem consulibus et praetoribus a senatu mandari consuevisse constat. Es ist nämlich ein falscher Schlufs, dafs, weil kein lustrum in diesen 42 Jahren gehalten ist, auch keine Censoren in dieser Zeit gewesen seien, obgleich die letzte Bemerkung über die Consule und Prätoren an sich ihre Richtigkeit hat. Seit dem Jahr 70 waren Censoren im J. 65, Lutatius Catulus und M. Licinius Crassus; im J. 64 werden wieder Censoren erwähnt, deren einer L. Aurelius Cotta war, ebenso in den Jahren 61 und 55. Im J. 50 waren Censoren Ap. Claudius und L. Calpurnius Piro Cassonianus, alle freilich, ohne ein lustrum zu halten. Siehe Clinton F. H. App. X. p. 454 ff. Der Consul des Jahres 12 vor Chr. (Tab. II., 24, Comm. p. 52) ist nach den Bemerkungen von Marini Atti Vol. II., p. 782 und 787 not. 70 ohne Zweifel Quirinius, nicht Quirinus zu schreiben.

J. Marquardt, in Danzig.

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

XLII.

Bullettino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino. Napoli. 1 *Novembre* 1844—1845. *Dritter Jahrgang.* 17 *Bogen in* 4. *mit* 6 *Kupfertafeln.*

Ueber die beiden ersten Jahrgänge dieser Zeitschrift ist von mir im Februarheft des vorigen Jahres ausführlich berichtet worden. Damals war meine Aufgabe eine doppelte, zuerst ein Urtheil abzugeben über die Methode der wissenschaftlichen Behandlung des Stoffes, dann aber diesen Stoff selbst möglichst vollständig im Auszuge mitzutheilen. Die erste Frage kann diesmal füglich unberührt bleiben, da dieser dritte Jahrgang in ganz analoger Weise mit Eifer und gewiſs nicht ohne Aufopferung von Seiten der Herausgeber weiter geführt ist. Ich habe mich deshalb mit Vermeidung der Discussionen, wo sie nicht durchaus nöthig schienen, diesmal fast allein auf das zweite, eine Uebersicht des Materials beschränkt, die gerade hier doppelt gerechtfertigt erscheint; nicht weniger, weil das Bullettino selbst mehr ein mittheilendes, als eigentlich verarbeitendes Blatt ist, als auch weil die geringe Verbreitung desselben Auszüge für Deutschland wünschenswerther und nöthiger macht, als sie bei einem einheimischen Blatte nur überhaupt statthaft wären.

Die Pompejanischen Ausgrabungen im Jahre 1844 wurden zunächst in einer der Nebenstraſsen fortgesetzt, welche die groſse nolanische Straſse mit der Gegend der Theater verbinden, ohne daſs dabei etwas bedeutendes ans Licht gefördert sei. Etwas ergiebiger waren einige Häuser in dem sogenannten Vicus der Phallen, freilich auch eben nicht in architektonischer Beziehung. Daſs man einen bleiernen Kasten zur Verwahrung der Gelder, der sonst durchgängig im Atrium aufgestellt war, hier einmal auf einer aufgemauerten Erhöhung im Speisezimmer fand, ist fast das einzige, was als Ausnahme erwähnt werden mag. Alle übrigen Notizen, die der Herausgeber mit groſser Sorgfalt zusammenstellt, beschränken sich auf die Beschreibung der Details ohne allgemeine Wichtigkeit. Dagegen verdienen auch diesmal einige Gemälde besondere Aufmerksamkeit, zuerst zwei aus dem erwähnten Speisezimmer (S. 4). In dem ersten sehen wir am Fuſse eines Hügels eine weibliche Figur, mit Doppelgewand, Armbändern und Kopftuch. Bedeutsam erhebt sie den Zeigefinger der Linken, während sie die Rechte an den Kopf eines kleinen Amors legt, der mit dem Rücken vom Beschauer abgewendet, mit Bändern und Kettchen gefesselt vor ihr steht, und mit der Rechten seine Thränen trocknet. Dieser Gruppe gegenüber, ebenfalls am Abhange eines Hügels, blickt eine andere Frau majestätischern Ansehens aufmerksam nach dem gefesselten Amor, dessen Bogenbehälter sie in der Rechten hält. Hinter ihr und auf ihre Schulter gestützt, schaut noch ein anderer Amor ausdrucksvoll nach seinem Genossen hervor. Der Herausgeber begnügt sich mit der Beschreibung, ohne über das Grundmotiv sich zu erklären. Dies scheint sich aus einem Attribut des gefesselten Amor herauszustellen, einer Hacke, auf die er sich mit der Linken stützt, in Verbindung mit welchem es nicht ohne Bedeutung sein kann, daſs die Zweige eines Baumes in der Landschaft behauen sind. Hat vielleicht an diesem der kleine Amor seinen Uebermuth ausgelassen und wird nun von einer Nymphe seiner Mutter zur Bestrafung gebracht? — Diesem Bilde gegenüber fand sich ein anderes mit der häufigeren Vorstellung der Venus und des Mars. Die Göttin sitzt auf reich geschmücktem Sessel in der Mitte, und erfaſst mit der Linken den hinter ihr stehenden jugendlichen Mars am Ellenbogen. Zur Seite ist eine halb kniende weibliche Figur mit Schmucksachen in einem Kästchen

Digitized by Google

beschäftigt; ein fliegender Amor, der ein geschmücktes Band mit beiden Händen trägt, entspricht ihr andererseits. In der Mitte des landschaftlichen Hintergrundes endlich erhebt sich eine Säule mit kugelförmigem Aufsatz. — Eigenthümlicher ist ein Gemälde desselben Hauses (S. 10), schon in technischer Beziehung, da in ihm die Malerei mit Stuckrelief verbunden ist. Zur Linken ist eine bärtige ithyphallische Herme gemalt, die in der Rechten das Pedum, in der Linken eine Fruchtschüssel hält; davor eine Ara, auf dieser wie es scheint, zwei Granatäpfel und daneben ein Trinkhorn. Es folgt eine Figur en face in Relief (leider ohne Kopf) mit kurzer Tunica bekleidet; sie führt in der Rechten einen Hammer, in der Linken eine Zange, die auf eine Ara als Basis gestützt ist. Ueber diese ist eine Nische angebracht, in der man noch die Spuren das auf der Ara angezündeten Feuers erkennt. Somit scheint dieses Bild in der Verbindung des Vulcan mit bacchischem Cultus seine Erklärung zu finden, wofür die Vasen zahlreiche Belege liefern. — Den Darstellungen aus dem Mythus der Dirce, über die ich vor Kurzem bei Gelegenheit einer Schrift Avellino's berichtet, ist ferner ein neues, von den frühern sich bedeutend unterscheidendes Gemälde hinzuzufügen (S. 84). Dirce liegt nackt am Boden mit erhobenen Armen, fortgeschleift von dem wüthenden, nach dem Innern des Bildes gewendeten Stiere, an den sie mit der Rechten festgebunden ist. Aus dem Hintergrunde eilt mit ausgestreckter Rechten dieser Gruppe Amphion entgegen, durch die Leier in seiner Linken bezeichnet. Ueber ihm erhebt sich ein hohes, nach oben sich etwas verengendes Thor, vom Herausgeber auf die nach dem Klange der Leier sich erhebenden Mauern Thebens bezogen. Drei andere Männer, einer wegeilend, zwei mehr den Vorgang aufmerksam betrachtend, scheinen blofse Zuschauer. Auffallend dagegen ist eine Gruppe (leider wird nicht angegeben, auf welcher Seite des Bildes): ein Jüngling in kurzer Tunica, der mit beiden Händen einen Speer drehend gegen eine zu Boden geworfene nackte Figur erhebt. Der Verf. glaubt Zethus zu erkennen, der dem Lykos wehre, d Dirce, seiner Gemahlin, Hülfe zu bringen. Er habe also das Rachewerk allein vollbracht, nicht in Gemeinschaft mit dem milder gesinnten Amphion, der jetzt eben erst herbeieile. — Es mag hier zugleich ein Gemälde erwähnt werden (S. 33), das nicht in Pompeii selbst, aber doch in der Nähe dicht vor dem Thor von Torre annunziata beim Bau der Eisenbahn entdeckt ward. An eine mit der Urne geschmückte Grabstelle gelehnt spiegelt sich Narcissus in dem Wasser, das einer umgestürzten drelhenkligen Urne bei einem tempelartigen Brunnenhäuschen entströmt. Nach ihm blickt zwischen Felsen hervor und nur halb sichtbar ein nacktes Mädchen mit traurigem, verstörtem Antlitz, indem sie mit den Händen eine Flöte ihrem Munde nähert, offenbar die von Narcissus verschmähte Echo. Unter ihr kniet nun Amorin und verlöscht seine Fackel in demselben Wasser, in dem Narcissus sich spiegelt. — In zwei Nilansichten mit obscönen Figuren (S. 82) scheinen dem Verf. die Wasserpflanzen (κόαμος) und die Form der Nachen (μονόξυλα) besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Ueber ein anderes figurenreiches Bild, in dem es sich um eine besondere Art des Würfelspiels handelt, wird sich erst sprechen lassen, sobald eine Abbildung vorliegt. Leider scheint dazu sobald noch keine Hoffnung vorhanden, da der Herausgeber, zugleich selbst Secretair der Herculanischen Akademie, sich nicht oft und bitter genug über die Langsamkeit bei der Herausgabe ihrer Schriften beklagen kann. —

Aufser diesen planmäfsig unternommenen Ausgrabungen führte der Zufall in Pompeji zu einer andern bedeutenden Entdeckung, davon auch schon in deutschen Blättern Erwähnung geschehen ist: zur Entdeckung einer neuen Gräberstrafse, die von der Gegend des Soldatenquartiers sich gegen die Meerseite hin zu erstrecken scheint (S. 86 fl.). Das erste Monument, was hier in einer Tiefe von 40 Palmen zu Tage kam, ist ein steinerner vierseitiger Sitz, an dessen Lehne sich der Stamm eines bisher unbekannten Pompejanischen Duumvirn findet: ..N. CLOVATIO. CN. F. IIVIR. ID. TR. MIL. LOC.. (D. D. D.). Wichtiger als dieses erste, leider schon wieder mit Erde bedeckte Monument, ist ein anderes, ein aus zwei grofsen Platten bestehendes Relief ($15\frac{1}{2} \times 5\frac{1}{2}$ Palm.), das zwischen schmalen mit Arabesken verzierten Leisten drei figurenreiche Darstellungen in übereinander stehenden Streifen zeigt, von denen der mittlere der höchste, der untere der niedrigste ist.

Der kurzen Beschreibung Avellino's im dritten Jahrgange des Bull. ist im vierten eine gute und genaue Abbildung (IV. tav. I.) ohne weiteren Text gefolgt,

Digitized by Google

welche ich hier in der Erklärung zu Grunde lege. Die oberste Figurenreihe besteht in einem feierlichen Aufzuge, von A. pompa funebre genannt, aber wohl vielmehr die pompa circensis, sei es nun vor Eröffnung oder nach Beendigung der Gladiatorenspiele, die nachher dargestellt sind. Den Zug eröffnen zur Rechten des Beschauers zwei Liotoren und drei Tubicines; dann folgen vier etwas kleinere Figuren, die auf ihren Schultern ein vierseitiges Gestell tragen, auf denen wir zwei kleine Figuren an einem Ambos arbeitend erblicken; einer davon erhebt in der Rechten den Hammer. Offenbar erinnert dies an die feierlichen Prozessionen, in denen bei den Circusspielen Götterbilder, besonders das der Cybele (cf. Gerhard Ant. Bildw. Taf. 120) herumgeführt wurden. Welche Gottheiten hier dargestellt sind, bleibt freilich vor der Hand zweifelhaft. Hierauf folgen zwei Männer, deren einer eine Tafel auf einem kurzen Stabe trägt, etwa das Festprogramm oder die Namen der Sieger enthaltend, der andere die Palme, den Siegespreis. Nach ihnen erkennen wir in einer Togafigur den Geber der Festspiele: editor munerum, munerarius; dem sich sechs Diener anschliefsen mit verschiedenen Waffen der Gladiatoren: das erste Paar mit kleinen runden Schilden, das zweite mit etwas gröfseren länglich runden, das dritte mit den grofsen viereckigen; in der Rechten hält ein jeder den Helm, die ersten ohne Busch, aber mit starker Halsbedeckung versehen, die mittlern kleinere, die letzten endlich bebuschte. Dafs dieses Diener sind und nicht die Gladiatoren selbst, mufs deshalb angenommen werden, weil jede andre Bewaffnung fehlt, und diese Schutzwaffen offenbar zur Schau in den Händen getragen werden. Ein anderer Diener hält, wie es scheint, ein Kästchen auf der Schulter. Sodann eröffnet ein Hornbläser einen neuen Zug, der aus zwei Dienern besteht, welche geschmückte Rosse führen. In den beiden äufsersten Ecken dieses Streifens endlich, ist eine gitterartige Verzierung gewifs als Andeutung der Schranken des Circus zu betrachten. Die zweite Reihe enthält die eigentlichen Gladiatorenkämpfe in getrennten Gruppen. Am meisten links steht ein Leichtbewaffneter, wie frohlockend über einen andern, der besiegt am Boden liegt. Beide führen den kleinen runden Schild, Helm ohne Busch, aber mit einer Art Feder an der Seite, und das Schwert; bekleidet sind sie mit einem kurzen Rocke, nur der rechte Arm ist umwickelt. Sonach scheinen sie der am leichtesten bewaffneten Art, den Secutores, anzugehören. Dagegen ist der zunächst folgende, einzeln wie in Parade dastehend, ein Hoplomachos. Seine Waffen bestehen in dem Brustharnisch, der Umwickelung des Armes, dem bebuschten Helm mit Visir, Beinschienen und dem grofsen in der Mitte erhöhten viereckigen Schilde, zu denen sich als Angriffswaffe das Schwert gesellt. Ihm zur Seite steht der Anführer und Lehrer, Lanista, in der Tunica und gestützt auf einen hohen Stab. Die folgende Gruppe besteht aus vier Dienern, die einen niedersinkenden Thrax unterstützen, und einem fünften, der dessen Schild hält. Als Thrax ist der fallende durch den krummen Dolch bezeichnet; von seinen Schutzwaffen erkennt man aufser dem unbebuschten Helm und der kleinen Armbinde besonders die hohen Beinschienen, denen die starke Umwickelung der Schenkel zu gröfserem Schutz der Füfse sich anschliefst. Wahrscheinlich ist er von dem Hoplomachos besiegt und wird nur durch die Dazwischenkunft des Lanista vom Tode errettet. Der Kampf zwischen einem Hoplomachos und einem aufs Knie gesunkenen Thrax wiederholt sich in der folgenden Gruppe, da sich die Bewaffnung von der eben beschriebenen nicht wesentlich unterscheidet. Zu bemerken sind bei dem ersten die mit der Medusa geschmückte Aegis, welche er noch über dem Brustharnisch trägt, bei dem zweiten die Binden des rechten Arms, denen durch Kreuzbänder über die Brust ein gröfserer Halt gegeben ist. In den beiden folgenden Gruppen sind zwei Sieger oder Verwundete dargestellt. Sie tragen einen nur Unterleib und Schenkel bedeckenden Schurz, einen eng an den Kopf anschliefsenden Helm, vielleicht aus Leder, um welchen sich bei dem einen deutlich ein Kranz schlingt; nicht der rechte, sondern der linke Arm ist mit einer Hülle überzogen, die oben etwas über die Schulter emporragt; kleinere Binden zeigen sich vom Knöchel bis zur Wade. Dies ist ungefähr die Bekleidung der Retiarii, aber freilich mangelt das Netz und der Dreizack, der ihnen zukömmt. Vielleicht haben wir die ihnen ähnlichen laquearii zu erkennen, da sie allerdings in der Hand etwas halten, was dem Ende eines Taues ähnlich sieht. Beide lehnen sich auf die Schultern von je zwei Dienern, denen sich bei dem einen noch ein dritter zugesellt, welcher seinen linken Fufs umfafst oder stützt. Dies besonders scheint

Digitized by Google

eine Verwundung anzudeuten, während der Kranz des andern, diesem ganz ähnlichen, besser für einen Sieger passen würde. Am meisten rechts stöfst ein Thrax (von dem frühern nur durch den bebuschten Helm unterschieden) einem Samniten den Dolch in die Brust, der mit dem Schwerte einen vergeblichen Streich gegen den Hals seines Gegners führt. Für einen Samniten passen der am Boden liegende grofse viereckige Schild, die Binden des rechten Arms, der bebuschte Helm, und die nur den linken Fufs zur Hälfte bedeckende Beinschiene. — Der unterste Streifen ist weit einfacher gehalten, als die bereits beschriebenen. Von der Linken nach der Rechten hin haben wir zuerst ein Reh oder einen Hirsch, der von einem Hunde auf seinem Rücken bedrängt wird, sodann einen Stier, welcher vorn zusammensinkt, von einem Kolben getroffen, den ein Jäger ihm auf die Stirn stöfst; ein anderer Jäger läfst einen Eber auf den Speer auflaufen; ein Hirsch und ein Stier erscheinen flüchtig, ohne dafs ein Verfolger sichtbar wäre; noch ein Eber wird ferner von einem Hunde angegriffen, der ihm auf den Rücken gesprungen. Endlich sehen wir hinter einer Thür hervor einen Bären sich über einen zu Boden geworfenen Menschen herstürzen, dem zwei andre zur Seite eben keinen Beistand leisten, da der eine nur erstaunt die Rechte erhebt, der zweite mit einer Rolle (?) in der Hand wegeilt. Dafs auch hier nicht eine gewöhnliche Jagd, sondern eine Venatio im Circus dargestellt sei, zeigt besonders das Thor bei der letzten Gruppe; auch die Umwickelung der Füfse bei den Jägern ist nicht sonst gewöhnliches Jagdcostüm. — Dies mag hinreichen, um die Wichtigkeit eines Monuments vor Augen zu stellen, das nicht nur durch Reichthum der Darstellungen sich auszeichnet, sondern auch durch guten, einfachen Styl unter allen Gladiatorenmonumenten, die meist der spätern Kaiserzeit angehören, vielleicht den ersten Platz einnimmt. Wir sind daher dem Herausgeber für die so schnelle Bekanntmachung desselben noch besondern Dank schuldig.

Von andern Ausgrabungen im Bereich des Königreichs Neapel schweigt das Bull. fast gänzlich, ein Beweis, dafs sie entweder ganz ruhen, oder heimlich betrieben werden. So war es z. B. der Fall mit den letzten Ausgrabungen von Gnatia oder richtiger Gnathia nach der Aufschrift ΓΝΑΘΙΝΩΝ eines dort gefundenen bronzenen Caduceus (Bull. dell' Instit. 1845. p. 44). Blofs dem Umstande, dafs eine goldene Krone von dorther in den Besitz des Kunsthändlers Barone gelangte, verdanken wir die genaue Beschreibung, die Avellino von diesem seltenen Kunstschatze n. 52. des Bull. giebt. Sie besteht aus den beiden Enden eines hohlen Zweiges, dessen mittleres Stück fehlt. Da, wo sich diese hinter dem Haupte verknüpften, sind sie zusammengelöthet und zwei Ringe dienten, sie durch eine Binde am Kopfe zu befestigen. Auf dieser Röhre nun sind 47 kleine Knoten aufgeheftet, die wie kleine Bänder mit beiden Enden an ihr festsitzen, in der Mitte aber sich davon abheben, so dafs sich kleine viereckige Oeffnungen bilden, in denen vielfältiger Schmuck büschelartig eingefügt ist. Aus jeder Oeffnung spriefsen einige Blätter oder Blumen hervor, deren verschiedene Arten auf Taf. IV. durch verkleinerte Zeichnungen vor Augen gelegt sind. Dem Pflanzenschmuck sind aufserdem Thiere, Schmetterlinge, ausgebildete und in der Verpuppung, Vögel, wie es scheint, Enten, beigemischt, und blauer und schwarzer Schmelz gewährt auch in der Farbe einige Abwechselung. Leider ist keine Abbildung des Ganzen beigefügt, und so fehlt uns trotz der Versicherung A.'s von der Schönheit und Sorgfalt in der Ausführung und der genauen Beschreibung des Einzelnen doch ein klares Bild der Gesammtwirkung.

Von topographischen Notizen hebe ich einen Artikel von Ambrogio Caraba über eine Samnitische Stadt hervor (n. 3.), deren Spuren von ihm bei Pietrabbondante in der Nähe von Agnone (Provinz Molise) gefunden wurden. Sie bestehen aufser unbestimmteren Resten im Umkreis von 3 Miglien in einer halbkreisförmigen Mauer aus grofsen polygonen, mit dem Meissel bearbeiteten Blöcken, die ohne Cäment verbunden sind. Wichtig sind einige dort gefundene oscische Inschriften, darunter besonders die schon früher publicirte des Gnaeus Sollius, in welcher der Name Buvaianud: Boviani vorkömmt, im Widerspruch mit dem, was wir sonst von der Lage dieser Stadt wissen, die man mit Recht im heutigen Boiano wiedererkennt. Die Meinung Caraba's, der diese Ruinen Aquilonia zuertheilen will, kann als eine unbegründete Conjectur nicht auf Geltung Anspruch machen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Bullettino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino.

(Fortsetzung.)

Auf eine topographische Schrift: Le antichità dell' agro palmense, ricerche di Nemesio Ricci; 1844. Teramo, welche das Bullettino bespricht, werde ich bei anderer Gelegenheit zurückkommen.

Am reichsten ist auch in diesem Jahrgange wiederum die Vasenmalerei bedacht und zwar fast ausschliefslich durch den Eifer Minervini's. Doch ist die Publication einer nolanischen dreihenkligen Hydria mit einer ausführlichen Erörterung Avellino's über die Parzen begleitet. Nachdem er (n. 3.) zuerst die etruscischen Schicksalsgöttinnen besonders in den Spiegelbildern betrachtet, sodann die übrigen Vorstellungen der Parzen aufgezählt und so Welckers Auseinandersetzung (Ztschr. f. a. K. S. 197 flg.) recapitulirt und ergänzt, kommt er zur Beschreibung des Vasenbildes (Taf. 1.). Drei Frauen sind auf demselben dargestellt, zwei stehend, die mittlere sitzend. Sie sind einfach nur mit langen faltigen Gewändern bekleidet, worüber ein kürzeres mantelartig so geschlagen ist, dafs es bei den stehenden auch den linken Arm völlig umhüllt, bei der sitzenden nur den Unterkörper bedeckt. Diese, die allein durch ein schmales Stirnband sich auszeichnet, erhebt ganz gleichmäfsig beide Arme und hält so in gleicher Höhe mit dem Kopfe in der Linken einen kreuzweise auf ein Stäbchen gewickelten Knäuel, in der Rechten an einem Faden herabhängend eine leere Spindel und ein Instrument, das sich am besten einem schwertförmigen nach aufsen wellenförmig geschwungenen Blatt an langem Stiele vergleichen läfst. Gerade unter der Spindel steht ein hoher Arbeitskorb. So blickt diese sitzende Figur gegen die links vom Beschauer stehende, die mit offner Rechten niederwärts nach dem Korb hindeutet. Nach beiden wendet sich die dritte zurück, indem sie den Zipfel des Obergewandes in der Weise der römischen Spes gefafst hält. Ich habe die Beschreibung möglichst genau gegeben, da von ihr die Entscheidung über die vorgeschlagene Deutung abhängt. Avellino erkennt nun hier die drei Parzen und spricht sich darüber so aus: „Es handelt sich, wenn wir uns nicht täuschen, um ein in den ersten Jahren abgeschnittenes Leben. Clotho, die Königin, mit Diadem und sitzend, scheint durch die erhobenen Arme schon den Lauf desselben abgemessen zu haben, und indem sie den Rocken mit der einen Hand zurückzieht, will sie ihrer Schwester, die begierig danach verlangt, indem sie andeutet, dafs der entscheidende Punct gekommen, ein Instrument geben, das einer gezahnten Sichel gleicht, damit sie den Faden durchschneide." Die dritte Parze solle dann halb wartend, wie im Wegschreiten aufgehalten und zurückblickend den gehemmten Lauf des menschlichen Lebens bezeichnen. Damit stimmt aber die Motivirung der Figuren im Bilde nicht überein. Die sitzende Frau reicht nicht der andern die Spindel oder das Messer dar, sondern hält sie nur erhoben, und eben so wenig macht diese eine Geberde, als verlange sie nach jenen Werkzeugen; sie deutet offenbar auf das Innere des Korbes, aus dem die Spindel eben herausgenommen worden, oder in den sie gelegt werden soll. Der Rocken in der linken scheint nach den kreuzweise gelegten Fäden vielmehr eine volle Spindel im Gegensatz zur leeren in der linken Hand; und endlich das verhängnifsvolle Messer, auf welches vom Erklärer das gröfste Gewicht gelegt wird, kann ich am allerwenigsten für ein schneidendes Instrument halten. Denn wer würde je einem Messer oder einer Säge nicht eine grade oder scharf gezahnte, sondern eine unregelmäfsig wellenförmige Schneide geben? So bleibt allein die Spindel übrig, ein Attribut, das bis jetzt für die Parzen in der Vasenmalerei noch ohne Analogie dasteht. Hiernach scheint es gerathener, das

Digitized by Google

Bild in den Kreis häuslicher Scenen zurückzuweisen, für welche gerade in nolanischen Gefäfsen schon so schöne Beispiele vorliegen. Wir hätten dann etwa die Gebieterin des Hauses mit zwei Dienerinnen; die eine hat ihr eben ihre volle Spindel übergeben; im Korbe der andern findet sie sich leer und die Wolle noch an dem Rocken (wofür das vorgebliche Messer zu halten sein möchte). Die gleichmäfsig erhobenen Arme der Herrin werden dann ein Abwägen der beiderseitigen Arbeiten andeuten, die demonstrirende Geberde der einen Dienerin als eine Art Rechtfertigung von ihrer Seite.

Völlig unzweifelhaft ist der Gegenstand eines apulischen Vasenbildes, das Taf. IV. abgebildet und no. 10. von Minervini erläutert ist: die Tödtung des Argos Panoptes durch Mercur. Argos nimmt die Mitte des Bildes ein. Sein Körper, so weit er nicht von einem chlamysartig übergehängten Thierfell bedeckt ist, zeigt sich mit Augen besetzt. Was ihn aber von bisher bekannten Darstellungen unterscheidet, ist der Doppelkopf, dessen eines Gesicht unbärtig, das andere kräftiger bärtig gebildet ist. Halb vor Mercur zurückweichend, halb die Jo verfolgend, schwingt er in der erhobenen Rechten die Keule, mit dem bärtigen Gesicht nach Mercur gewendet; Mercur, mit Chiton, Chlamys, eiförmiger Mütze und Halbstiefeln, aber ohne jede Beflügelung dargestellt, hält mit seiner Linken den Schlag des Argos auf, der übrigens gewifs nicht wie Minervini will, gegen die Jo auf der andern Seite, sondern gegen den zunächst ihn mit dem gezückten Schwerte bedrohenden Feind gerichtet ist. Die rechte Seite des Argos hat es nur mit diesen zu thun, die linke dagegen, die unbärtige nur mit der Wache: im Zurückweichen vor dem Feind eilt diese der Jo nach, und strebt mit der linken sie beim Gewande festzuhalten, die mit erhobenen Armen und fliegendem Haar ihrem Wächter zu entfliehen sucht. Nur ein Hörnchen auf ihrer Stirn deutet ihre Verwandelung an. Viel zu schaffen macht dem Erklärer das Doppelgesicht. Anstatt es auf die geschärfte Wachsamkeit, das bärtige vielleicht auf den kräftigen Widerstand gegen Feinde, das unbärtige auf eine durch jugendliches Liebesverlangen gemehrte Wachsamkeit zu beziehen, nimmt M. zu orphischen Doctrinen seine Zuflucht. Argos ist ihm der orphische Phanes: ζῶόν τι ἀρρηνόθηλυ, indem ihm unbegreiflicherweise das Jünglingsgesicht zur Andeutung der weiblichen Natur des Phanes dienen soll! Mag immerhin der Mythus der Jo in Philosophemen und Cosmogonien eine grofse Rolle spielen, mag sogar, was weniger glaublich ist, bei der Bildung der Sage eine gewisse Analogie zwischen Phanes und Argos stattgefunden haben, so halte ich es doch mindestens für gefährlich, die Bestätigungen und Beweise dafür aus Vasenbildern herzuholen, deren Urheber sich ohne Zweifel mehr an die überlieferte gangbare Form der Sage hielten, als an die ihnen selbst meist unbekannten, vielfach sich kreuzenden tiefern Beziehungen, die bei der Bildung der Fabel mitgewirkt haben mögen.

Tafel V. giebt uns die Abbildung einer Vase des Museo Borbonico, die von Panofka früher (Neapels ant. Bildw. S. 349) beschrieben und „eine vollständige magische Scene" benannt wurde, jetzt aber von demselben auf bestimmte mythische Vorstellungen bezogen ist: auf die von Diomedes verwundete Venus und die Rache, welche sie durch Aegialea an ihm nimmt. So wenig befriedigendes die frühere Benennung hat, so ist doch die neue Deutung für weit grundloser und verunglückter zu halten. Was die erste Scene, Venus und Dione anlangt, so wäre es doch wirklich sonderbar, wenn Dione bei der Ankunft der Venus schon mit dem Näpfchen bereit sitzen sollte, das Blut der Tochter darin aufzufangen, abgesehen davon, dafs Hr. P. für eine derartige Anwendung des „Kotyliscos" keine Analogien beibringt. Die vorgebliche Dione verhält sich vielmehr ganz passiv, durchaus nicht als wolle sie eine Verwundete unterstützen. Vielmehr scheint ihr diese das Gefäfs darzureichen, aber bevor sie es vollständig aus der Hand giebt, noch einmal dessen Inhalt mit den Fingern zu prüfen. Die folgenden beiden Frauen nennt der Erklärer Grazien ohne weiteren Beweis, und wendet sich dann zur Hauptscene der andern Seite. Da sitzt eine Frau mit einem Kästchen, ein Krieger, der nach ihr umblickt, eilt schnellen Schrittes auf ein Heiligthum der Diana zu, vor dem man einen Altar, und durch dessen geöffnete Thür man das Bild der Göttin mit Fackel, Bogen und Köcher sieht: „Es genügt auf das Kästchen der Medea zu verweisen, welches die Zaubermittel zur Einschläferung des Drachens birgt, und wir werden keine Schwierigkeit haben, vorauszusetzen, dafs in unserem Bilde die sitzende Frau (Aegialeia), wenn nicht

Digitized by Google

der Kunst einer Pharmaceutria selbst, doch einiger ihrer wirksamsten Mittel kundig, für ihren Gemahl (Diomedes) ein Pulver sucht, um zu Nutz ihres Buhlen Cometa sich des unerwünschten Gastes zu entledigen." Freilich flüchtet nach der Sage Diomedes, den Nachstellungen seiner Gattin zu entgehen, zum Altar der *argivischen Juno*. Doch was thut das? Hatte ja doch die Artemis Peitho in Argos einen Tempel und die Artemis Pheräa einen besondern Cult. Warum sollte nun also nicht Diomedes sich zum Altar der „*Artemis Sospita*" retten können. Und nun wie heldenmäfsig, Diomedes mit Panzer, Helm, Schild und Speer, der vor dem (noch dazu neuen) Arzneikästchen ausreifst. Die noch übrige Gruppe einer Frau, die einer andern aus einem Beutel Geld reicht", deutet sich nun leicht. Sie bezieht sich auf „Amphithea, die Mutter des Aegialea, Gemahlen des Adrast, da ihre Eigenschaft als Adrastea, die vertheilende Gerechtigkeit", in die vorgestellte Handlung gut hineinpafst. Ich möchte jedoch dafür eine andere Erklärung vorschlagen. Der Geldbeutel scheint etwas gar zu grofs, als dafs ihn, so gefüllt wie er ist, eine Frau frei in der Linken halten könnte. Unangemessen ist es ferner, dafs der andern Frau das Geld in die ganz vom Gewande bedeckte Hand gegeben werden sollte. Ueberhaupt mufste Hr. P. an der ganz verhüllten Gestalt derselben Anstofs nehmen. Warum versetzte er also nicht diese Gruppe in die Klasse der Heilgötter, die er ja doch so vielfach aus Werken bildender Kunst bereichert hat? Die Vorsicht, mit der die sogenannte Adrastea den Daumen an die Handwurzel der Kranken legte, würde uns ein deutliches Bild von der Art geben, wie die Alten den Puls fühlten. — Doch endlich noch den Schlufs: „Vielleicht wählte der Künstler gerade den Act des Geldvertheilens zur Anspielung auf die Stadt Argos, weil zuerst von Allen Pheidon, der *Argivar*, geprägtes Geld schlug und der Juno Argiva die früheren Obelisci weihte, an deren Stelle er seine neue Erfindung setzte." Bleibt hier der Kritik noch etwas zu sagen übrig? —

Die gröfste Zierde gewährt dem Bull. die Publikation einer Prachtvase unbedingt ersten Ranges aus der Jattaschen Sammlung. Grofsartig und gewaltig fällt die Hauptform in die Augen: der eherne Riese Talos auf Creta, der in den Armen der Dioscuren sein Leben aushaucht. Leider ist die Publication, die bis jetzt schon zwei grofse Tafeln füllt, noch nicht beendigt, und es läfst sich daher nicht über den Zusammenhang der verschiedenen Gruppen sprechen. Es steht zu hoffen, dafs, wie dieses herrliche Bild, so noch vieles andere bedeutende aus der Jattaschen Sammlung zur Zierde des Bullettino und zum Nutzen der Wissenschaft bald an's Licht gestellt werden wird. Vorläufig müssen wir es Herrn Minervini Dank wissen, dafs er es unternommen, einen vollständigen Catalog der Sammlung in genauen Beschreibungen zu liefern. Ein Theil davon mit mancherlei andern Bemerkungen befindet sich bereits im 3. Jahrgange des Bull. Die Aufzählung beginnt (n. VI) mit der Besiegung des Argos durch Mercur, einem Vasenbilde, das in den Monumenti des archäologischen Instituts 1838, tav. 59 publicirt ist. M. sucht hier besonders die von Avellino (n. III) ausgesprochene Meinung näher zu begründen, dafs die beiden Göttinnen der oberen Figurenreihe neben Jupiter und Juno Parzen seien. Indem sie die Arme auf die Schultern der Olympier legen, soll damit angezeigt werden, dafs sie dieselben unter ihrer Botmäfsigkeit, gewissermafsen gefesselt halten; und wem die Dreizahl der Parzen nöthig scheine, der finde die dritte in der gegenüberstehenden Venus, welche durch die lange Tänia in ihren Händen an den εἱρμὸς der Philosophen und dadurch an εἱμαρμένη erinnere. Ich kann dieser Meinung nicht beistimmen, da sie auch bei der Masse von Gelehrsamkeit, mit der sie unterstützt ist, nicht im Einklange steht mit der unmittelbaren Anschauung des Bildes selbst, wovon als von der Hauptsache billigerweise jede Erklärung ausgehen sollte. Weit richtiger hat Secchi (Annal. 1838, p. 318) darauf verzichtet, diesen Frauen Namen zu geben, und sich begnügt, ihre Bedeutung für die Composition hervorzuheben, die dadurch bedingt scheine, dafs die eine für Juno (oder vielmehr Argos), die andere für Jo Parthei nehme. Der Gegensatz, der in diesem Mythus schon an sich durch Juppiter und Juno hervortritt, wird dadurch zum Vortheile der dargestellten Handlung noch verstärkt, und ich glaube, dafs namentlich hierdurch die Gegenwart der Venus motivirt ist, als welcher, so zu sagen, bei Stimmengleichheit hier die Entscheidung zu Gunsten der Jo beigelegt wäre. Andere Bemerkungen über orphisch-kosmogonische Ideen, die zum Theil in den Stickereien der Gewänder begründet sein sollen, so wie über die Ver-

Digitized by Google

wandelung des Argos in einen (japanischen?) Pfau, übergehe ich.

2. Neptun und Amymone, mehrfach publicirt, z. B. von Gerhard Auserles. Vasenbilde I, tav. II n. 2. — 3. Ceres bei der Familie des Calaus, publicirt im Bull. XXXIV., tav. VII., cf. die Bemerkungen in diesen Jahrbüchern 1845., Februar, S. 187. Die Erklärung Panofkas in der Berl. Archäol. Zeitung: Manto in Delphi, scheint eben so wenig begründet, als die von Minervini vorgeschlagene. Die Gegenwart von zwei Frauen ist nicht hinlänglich motivirt, und eben so ist die Benennung der beiden Männer durchaus willkührlich. — 4. Apollo und Marsyas, publicirt in der Elite céramogr. t. II, pl. 63. — 5. Venus, die Grazien und Amor. In der Mitte sitzt Venus mit Strahlenkrone, gefalteter Tunica und weitem Obergewand, dessen Zipfel sie mit der Linken über die Schulter heraufzieht. Amor knieend bindet ihre Sandalen. Neben ihm bringt die eine der Grazien das Silbergefäfs; die zweite auf der anderen Seite ordnet das Gewand der Gebieterin, während die dritte sich mit einem Blätterkranz naht. 6. Venus und Anchises, fälschlich als nolanisch von Raoul-Rochette publicirt: Monum. inéd. XLIX. A. Die Deutung auf Venus und Anchises, die vom Besitzer herrührt, gründet sich auf den homerischen Hymnus an die Aphrodite. 7. Salbengefäfs, abgebildet Taf. I. n. 3. In der Mitte sitzen sich umarmend Bacchus, mit Epheukranz und Thyrsus, und Ariadne. Zu ihren Füfsen liegt die Leier, von M. auf den schon geendeten Hochzeitsgesang bezogen. Ein Amor, weifs mit vergoldeten Flügeln, blickt aufmerksam auf das Götterpaar, dem eine Dienerin mit Schale und Oenochoe entgegenkommt. Eine andere, den rechten Fufs auf eine Erhöhung gesetzt, steht hinter demselben. Die Vergoldung, die vorzugsweise attischen Gefäfsen eigen ist, kommt auch sonst in ruveser Vasen häufig vor, so in mehreren der Jattaschen Sammlung und im Museo Borbonico. 8—14. Satyre, Silene, Bacchantinnen. Beachtung verdient das Innenbild einer Schale, n. 9.: ein Silen vor einem Altar, auf dem ein Ei dargebracht ist. Das Aufsenbild einer andern, n. 14.: wo wir zwischen fünf Frauen bei der Arbeit im Frauengemache einen Epheben auf einen Stab gelehnt erblicken, wird von M. auf die Rückkehr des Orestes gedeutet, der seine Schwester Electra unter den Dienerinnen der Clytämenstra (Aesch. Choeph. v. 135. Soph. El. v. 264.) finde. Die Erklärung wird als blofse Conjectur gegeben, und mit Recht, da zur Begründung jeglicher feste Anhaltspunct fehlt. — 15. Urne mit Deckel, den zwei hermaphroditische Dämonen und eine Frau (Venus) mit dem Schwane schmücken. Im Hauptbilde sehen wir den Kampf der Lapithen und Centauren. Den Mittelpunct bildet der Tod des Kaineus, der von zwei Centauren erdrückt wird. — Die Fortsetzung des Verzeichnisses folgt im vierten Jahrgange.

Aufser den Jattaschen Vasen beschreibt M. (n. 7) noch eine ruveser Amphora des Museo Borbonico, deren eine Seite mit einer Eber-, die andere mit einer Hirschjagd geschmückt ist. Die Jäger sind Scythen mit Speeren und Steinen gewaffnet, und Amazonen in dem bekannten thracisch-asiatischen Costüm. — Endlich verdienen noch drei gravirte Inschriften unter dem Fufse von Vasen Erwähnung, die M. auf S. 72 mittheilt. Die erste unter dem Fufse einer Schale ohne Figuren ist AIIIII, ebenso die zweite ΦA/; weit wichtiger ist die dritte auf einem jener kleinen Nolanischen Gefäfse mit der Eule und zwei Zweigen. Sie lautet: ΓΛΑΥ⌃ ↑↑IIII A, nach M.'s wahrscheinlicher Vermuthung ΓΛΑΥΚ ες ΔΔIIII (oder ΓΛΑΥΞ); unbestimmt mufs das A bleiben. Interessant ist der Vergleich der von M. citirten ähnlichen Inschrift ἰχθύαι, die jetzt wohl bestimmt auf die häufige Vasenverzierung mit Fischen bezogen werden darf, wie ja auch die attischen Tetradrachmen wegen ihres Typus γλαῦκος genannt wurden (v. Hesych. s. v. cf. Aristoph. Av. 1106.).

Unter den epigraphischen Arbeiten zeichnet sich auch diesmal wieder ein Beitrag B. Borghesi's (n. 13) zu den lang ersehnten Consularfesten aus. Dieser Aufsatz wurde durch die Frage nach dem Zeitalter eines Priesters Ti. Claudius Felix in einer Inschrift des Museo Borbonico veranlafst (Marini Arvali p. 358):

L. IVLIO. . . . . .
COS.IIINON . . . .
ECITIVM . TAVROBOLIVM
VENERIS.CAELESTAE.ET.PANTELIV . . .
HERENNIA.FORTVNATA.IMPERIO.DEA . .
PER.TI.CLAVDIVM.FELICEM.SACERD . . .
ITERATA.EST.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Bullettino archeologico napoletano, pubblicato da Francesco M. Avellino.

(Schlufs.)

Diese Zeitbestimmung hängt von einer andern Inschrift desselben Museums ab:

IIII. NON . DEI
L.LOLLIANO . AVITIO . COS
THALAME.HOSIDIAE.AFRAE
CVM.SVIS.CONDITE
PER.TI.CL.FELICEM.SACERDO
TEM

Sie führt uns auf das Consulat des Lollianus Avitus. Von diesem Namen sind aber zwei Consule bekannt, der erste aus dem J. 144 p. C. (nach Marini Arvali p. 324, und einem Ziegelstempel), der andere aus dem J. 209 (nach Orelli n. 385., Muratori p. 352, 5., und einer unedirten Inschrift aus Narona in Dalmatien). Der erstere mufs der sein, welchen Capitolinus (Pertin. c. 1.) erwähnt, an den ein Brief Fronto's (lib. I, ep. V ad amicos) gerichtet ist, der in den Digesten (lex. 3. l. V. tit. 1.) als Legat von Bithynien, in einer anderen Inschrift (Orelli 2456) als Curator operum public. im Jahre 146 vorkömmt; der Vorname Publius ist ihm von Almeloveen ohne allen Grund gegeben. Ueber seine Familie belehrt uns ein Fragment eines Priesterverzeichnisses (Marini arv. 166.), in dem unter d. J. 170 (M.CORNELIO.CETHECO.COS, wie noch sichtbar ist): L.HEDIVS.RVFVS.LOLLIANVS. AVITVS, ein Jahr später Q.HEDIVS.RVFVS.LOllianus GentianVS (die Ergänzung nach Gruter p. 417, 5.), im Jahr 178 der Austritt des erstern: LOCO.L.LOLLIANI. AVITI erwähnt wird. Borghesi weist nun zunächst aus einer Brescianischen Inschrift nach, dafs dieser Catalog den Palatinischen Saliern angehöre. Daraus ergiebt sich nach den Gesetzen dieses Collegiums, dafs der 170 erwähnte Avitus nicht der Consul vom Jahr 144 sein kann, wohl aber dessen Sohn, da der Vater, wie es nöthig war, um diese Zeit noch am Leben sein mufste, wenn er Legat Bithyniens unter M. Aurel und L. Verus sein konnte. Eben so wird der zweite: Q. Hedius Rufus vom J. 171, ein zweiter Sohn sein, da dieser bei Gruter 417, 5: L. F. genannt ist. — Dagegen wissen wir nichts über die Geschichte des Avitus, Cos. im J. 209. Dafs er nicht der vorerwähnte Salier sein kann, scheint daraus zu folgen, dafs sein jüngerer Bruder schon unter Pertinax (Capitol. Pert. c. 7.) als Coesular bekannt ist, aber auch nicht J. Avitus, Gemahl der Augusta Mesa, obwohl dieser einmal Consul war (Diol. 76., c. 30.). Denn da dieser von Caracalla nach dem Proconsulat Asiens zum Präses von Mesopotanien und nachher von Cypern gemacht ward, dies aber erst 10 Jahre nach dem Consulat der Fall sein konnte, so fällt diese Annahme dadurch, dafs er 219 nicht mehr am Leben war. — Es fragt sich nun, welchem der beiden Consule der Stein angehört, von dem die Erörterung ausging. Offenbar ist er ungefähr gleichzeitig mit dem andern des Ti. Cl. Felix, welcher beginnt L.IVLIO. \ ... COS. Dieser Name weist auf die Zeit des ersten Avitus, da ein ordentlicher Consul dieses Namens zur Zeit des zweiten nicht vorkömmt und Suffecti nach Commodus nicht zur Bezeichnung der Epoche genannt werden. Die Schwierigkeit, Taurobolien in so früher Zeit in Italien zu finden, hebt sich dadurch, dafs die Steine aus der Nähe von Pozzuoli, dem Sammelplatz der Fremden, stammen. Der Consul des ersten Steines könnte sonach auch einige Jahre früher fallen, etwa: L.IVLIO. Vrso Serviano III, in's J. 133, oder, wenn wir einen Suffecten annehmen wollen: L. Julio Vero, der unter Antoninus Pius Consul sein mufste, da er 164 und 166 Consularlegat von Syrien war (Orelli 4997).

Eine sehr interessante Inschrift theilt Avellino (n. V.) aus den Magazinen des Museo Borbonico mit, wo sie seit lange verborgen lag; denn sie rührt von

Digitized by Google

denselben Ausgrabungen des Pompeianischen Forums her, der wir die Lobrede auf Romulus verdanken, und enthält ganz ähnlich die Lobrede des Aeneas, leider sehr verstümmelt. Ich gebe den Text mit den Ergänzungen Avellino's:

AENEAS venERIS
ET.ANCHISAe(f)dardaNOS
QVI.CAPTA.TRoia.sUPER
fuerANT.IN.Italiam adduxit
. . . . M.S . . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . LB . . . . . .
. . . . . CON . . . . .
. . . . . IOS.TRIS.D(?)inde
quum subi T(?)O.NON.CONparu
isset dictus EST.INDIGENS
et in deorum nVMERO.RELATVS

Der Verf. citirt Cassius Hemina bei Solin c. 2.: *cum parere desivit*, Augustin de civ. Dei. l. 18, c. 19: *non comparuit;* den Auctor des origo gentis romanae: *nusquam deinde comparuisse*, mit einer Uebereinstimmung des Ausdrucks, die Borghesi's Meinung bestätigen kann, dafs aus solchen Lobreden auf öffentlichen Plätzen der Colonien und Municipien der sogen. Aurelius Victor de viris illustribus hervorgegangen sei.

Noch gröfsere Schwierigkeiten bietet das Fragment einer Tessera hospitales aus Bronze, die auf der Rückseite die Form eines Fisches hat:

. PTES.COSE.IF . . . . .
AIFECTVRA.TOT . . .
CEREQVOM.TI . . .
N.EIVS.FIDEM.ON . . .
COVENVMIS.CO . . .
M.CLAVDIO.MF . . . . .

Minervini schlägt vor . . . *praifectura tota* [annuente] hospitium *fecere quomti* . . . atque *in eius fidem omnes* [clientelamque] recepti sunt, weifs aber auch das Ganze nicht in Zusammenhang zu bringen. Dies ist besonders sehr zu bedauern, wenn man das hohe Alter dieser Inschrift mit in Anschlag bringt, das sich nicht von dem des SC. de bachanalibus entfernen möchte, was vollkommen gesichert sein würde, wenn M.'s wahrscheinliche Vermuthung, dafs der M. Claudius in der letzten Linie, wohl Consul, jener Claudius Marcellus sei, der bei jenen SC. scribendo adfuit sich noch fester begründen liefse. Leider befindet sich die Tessera nicht mehr im Besitz des Kunsthändlers Barone, bei dem sie Minervini sah, und da der jetzige Besitzer unbekannt ist, konnte bisher die Richtigkeit der von M. gegebenen Lesarten nicht weiter untersucht werden.

Andere epigraphische Mittheilungen beschränken sich fast nur auf minder wichtige Grabschriften. Ich hebe ferner die Sicherstellung einer schon bekannten Inschrift aus der Gegend von Nola, jetzt in Neapel (Gruter, 1084, 1) hervor (n. 13.):

AVGVSTO
SACRVM
RESTITVERVNT
LAVRINIENSES
PECVNIA SVA
CVLTORES
OD

Die Laurinienses, von denen sonst nichts bekannt ist, werden wegen des Fundortes wohl für einen Pagus von Nola zu halten sein. Die Cultores aber sind die Cultores Augusti, das Collegium der Augustalen zu Nola. Die Art des Cultus ist durch die bildlichen Vorstellungen dieser Ara bezeichnet: auf der Linken führt ein Opferpriester mit der Axt eine Kuh zum Opfer; auf den beiden andern Seiten sehn wir anderes Opfergeräth.

Endlich sind noch die numismatischen Beiträge Avellino's zu betrachten übrig, die diesmal in der Publikation von 13 grofsgriechischen Münzen (Taf. 3.) bestehn. Die erste ist ein cumanisch-archaischer Frauenkopf mit im Nacken aufgebundenem Haar a. d. (die gewöhnliche Muschel mit der Spitze nach rechts, darüber VX, zwischen den Buchstaben, ein nachher zu besprechender Gegenstand; unter dem V ein Punct. Darunter VIOM (AR). Der Verfasser wendet seine Aufmerksamkeit auf das obige Attribut, das „beim ersten Anblicke eine Weintraube scheinen könnte, genauer betrachtet aber als ein Helm, von oben nach unten gesehen, scheint bestimmt werden zu müssen, und zwar als der Helm des Hedes, der mit seinem Visir das ganze Gesicht bedeckte." Das läfst sich freilich nur durch Betrachtung des Originals entscheiden, nach der mitgetheilten Zeichnung scheint diese Annahme mindestens zweifelhaft, wie nicht weniger auch

Digitized by Google

die Folgerungen, die darauf gebaut sind. So will der Verf. auch den Helm als Haupttypus anderer cumanischer Münzen (cf. Opusc. II, p. 39 sq.), ja einen bärtigen behelmten Kopf (Fiorelli: mon. ind. dell'Ital. I, 1) auf Pluton beziehen, obwohl derselbe kein charakteristisches Kennzeichen dieses Gottes trägt. Das Leitende sind dem Vf. dabei die Homerischen Sagen über die Umgegend von Cumä, denen er wegen der Verbindung mit dem nolischen Cumä ein kohes Alter auch in Italien zuschreibt. Typen, wie der Cerberus, die Scylle bestätigen dies allerdings und man wird gewiſs gern die Möglichkeit zugeben, daſs noch andere Andeutungen davon auf den Münzen sich finden können. Wenn aber dann der Verf. den Löwenkopf und die zwei Eberköpfe cumanischer Münzen auf die Verwandlungen der Begleiter des Odysseus bei der Circe deutet, so widerspricht doch diese Anwendung zu sehr der Analogie andrer Bildwerke, die zur Bezeichnung einer solchen Metamorphose sich nicht auf die Darstellung des blos Thierischen beschränken, sondern dazu die Verbindung desselben mit dem Menschlichen, wenn auch zuweilen in bloſs andeutender Weise nöthig hatten.

Von besonderem Interesse sind mehrere geprägte Münzen von Luceria in Apulien mit ganz oder theilweise römischen Typen und Werthbezeichnung und der Beischrift ROMA, neben der von Luceria: ∠, auf die sich erst seit kurzem die Aufmerksamkeit der Numismatiker gerichtet hat. So besonders: Fiorelli, osservazioni sopra alcune monete; zugleich theilte Riccio: monete famil. ed. 2., Borghesi's Meinung mit, daſs diese Münzen im Hannibalischen Kriege geprägt seien, wo die Consule an der Communication mit Rom gehindert in Luceria illyrisches Metall münzten. Avellino behandelt sechs verschiedene Typen. 1) männlicher Kopf (Apoll) mit Lorbeerkranz, hinter ihm das archaische ∠)(Die Dioscuren zu Roſs mit gesenkter Lanze nach r. anstürmend; über ihren Häuptern zwei Sterne; unter den Rossen: ROMA; unten 5 Kugeln. Æ 2) Herculeskopf mit übergezogener Löwenhaut, dahinter drei Kugeln.)(Prora, darüber ROMA, zur Rechten ∠, darunter drei Kugeln. Æ. 3) Mercurskopf mit geflügeltem Petases, darüber zwei Kügeln, darunter ∠.)(Prora, darüber ROMA, unten 2 Kugeln. Æ. 4) Weiblicher Kopf mit Halsband und geflügeltem phrygischem Helm, dessen Spitze in einen Thier-(Wolfs-) Kopf ausläuft, dahinter 1 Kugel, unten ∠.)(Prora, darüber ROMA, unten eine Kugel. Æ. 5) Kopf wie 4), ohne Halsband und Flügel.)(Dioscur zu Roſs mit der Lanze, unter dem Pferde T, dahinter eine Kugel. Unten ROMA. Æ. 6) Bärtiger lorbeerbekränzter Kopf (Jupiter), darunter ∠.)(Victoria, die eine Trophäe bekränzt, dazwischen T, unten ROMA. AR. — Beachtenswerth ist, daſs Luceria mit archaischen Typen keine Semis schlug, wohl ein Beweis für das Decimalsystem des dortigen Asses. Dies scheint man nach dem Quincunx (n. 1.) noch festgehalten zu haben bei den halbrömischen Münzen mit archaischen Typen und ROMA, während mit vollständig römischen Typen der Semis gegossen und geprägt vorkömmt. Schon nach diesen von A. gegebenen Proben verdient gewiſs die Münzstätte von Luceria eine erneute Aufmerksamkeit, die sich noch steigern muſs, wenn man hört, daſs Riccio in einer soeben erschienenen Schrift: sulla zecca di Lucera die Varietät der Typen dieser Stadt bereits auf 70 gebracht hat. Ganz das, was für Luceria in Bezug auf römische Münzen gilt, muſs sich bald auch für andere Orte noch herausstellen. So theilt A. eine Münze mit dem römischen Pallaskopf und der Prora mit, die neben der Beischrift ROMA und der Werthbezeichnung mit vier Kugeln ein H als Zeichen der Münzstätte hat, aus der Riccio (mon fam. p. 264) bereits fast die ganze Reihe vom As bis zur Uncia kennt. — Unter den noch übrigen Münzen zeichnet sich eine von Metapont durch einen behelmten Pallaskopf en face, eine von Posidonia durch die Beischrift ΠΟΣΕΙΔΩΝ neben dem Gotte und ΠΟΣΕΙΔΑΝΙ über dem Stier der Rückseite aus; endlich giebt eine Münze von Velia, deren Inschrift in einem Exemplar des Mus. hunter (t. 62, f. 2.) mangelhaft war, die jonische Endung ..ΕΩΝ.

Hiermit mag dieser Bericht geschlossen sein, der sich auf die Mittheilung des Wesentlichsten beschränkte, manche weitere Ausführung und manche gute Bemerkung unberücksichtigt lassen muſste. Doch wird dies genügen zu beweisen, daſs diesem Blatte unter den archäologischen Bestrebungen Italiens, von dem immer mehr deutschen archäol. Institut in Rom abgesehn, unbedingt die erste Stelle gebührt. Und mit um so gröſserem Nachdruck verdient dies hervorgehoben zu werden, als das Unternehmen nur allein dem Eifer der Herausgeber für den Fortschritt der Wissenschaft sein

Digitized by Google

Bestehen verdankt. Es genügt ein Blick um zu sehen, dafs die übrigen Gelehrten Neapels nicht im mindesten eine thätige Theilnahme zeigen, dafs die häufigen Aufforderungen Avellino's, um Berichte über Ausgrabungen, über vorhandene Kunstwerke im Innern des Landes zu erlangen, wenig Beachtung finden. Aber auch nicht einmal für das, was die Herausgeber dennoch mit Mühe und Aufopferung, und darunter vieles zur Zierde der Wissenschaft gesammelt und veröffentlicht haben, wird ihnen der Dank ihrer Landsleute, wie die auffallend geringe Verbreitung des Bull. nur allzu deutlich zeigt. Um so mehr darf hier am Schlufs der Wunsch eine Stelle finden, dafs in Deutschland diesem Blatte eine gröfsere Aufmerksamkeit zu Theil werde, als bisher der Fall war.

H. Brunn, in Rom.

XLIII.

1) *Joh. Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke. Neue, durchaus verbesserte Ausgabe. Stuttg. und Tübing.*; 1843. *J. G. Cotta'scher Verlag. Taschenausgabe, in 3 Bänden.*

2) *Commentar zu Joh. Lad. Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus denselben von Franz Eduard Söller. Augsburg*, 1840. *Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung. IV. Vorrede u.* 399 S. *gr.* 8.

3) *Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes Tunisias von Wilh. v. Schütz. Altenburg*, 1844. *Verlag von Julius Helbig.* 73 S. *gr.* 8.

Ich erhielt von freundlicher Hand aus Wien vor einiger Zeit die Aufforderung, dafs ich als Verfasser eines Handbuches „der deutschen Prosodie und Metrik," in dessen Vorrede ich die Kenner um belehrende Winke und Beiträge ersucht hatte, doch gelegentlich auf die Werke *J. L. Pyrker's* Rücksicht nehmen möchte. Die epischen Gedichte dieses Mannes, wurde mir geschrieben, verdienten es um so mehr, als sie den eigentlichen Kanon des deutschen Hexameters aufwiesen und überhaupt durch die vollendete Meisterschaft in der Prosodie und in Vers- und Periodenbau einzig in der ganzen deutschen Litteratur dastünden. Zugleich machte man mich auf die unter No. 2. und 3. genannten Commentare aufmerksam. Letztere beide Schriften haben sich in der That keine geringere Aufgabe gestellt, als so gründlich wie möglich darzuthun, dafs nicht nur das erwähnte Lob dem Dichter zukomme, sondern auch dahin auszudehnen sei, dafs man den ehrwürdigen Hrn. Erzbischof J. L. Pyrker für den *gröfsten* und *einzigen deutschen Epiker* halten müsse. Gegen seine Schöpfungen wären das Nibelungenlied und die Messiade rohe, unnationale und der Vergessenheit zu übergebende Versuche. Sie klagen darüber, dafs er so lange in der nördlichen Hälfte von Deutschland unbekannt geblieben oder ungewürdigt, indem sie die Schuld davon auf Dinge schieben, die wir weiter unten näher beleuchten wollen.

Denn zunächst möchte ich, um jener artigen Aufforderung endlich zu entsprechen, meine Meinung über Form und Gewand dieser Dichtungen darlegen; wobei ich nur fürchte, dafs ich undankbar oder unfreundlich erscheinen werde, wenn ich in das aufserordentliche Lob nicht einstimme, das, wie ich erwähnte, von jener Seite diesen Schriften in vollster Ueberzeugung gespendet wird. Jedenfalls werde ich indessen das Meinige beitragen, dafs der Dichter nicht länger über Zurücksetzung in Norddeutschland sich beschweren, sondern zu gröfserer, hoffentlich zu rechter, von Ueberschätzung freier Anerkennung gelange; denn vielleicht findet sich dann Jemand, der befähigter ist als ich, das Verdienst dieses Epikers zu würdigen, falls ich dasselbe zu gering angeschlagen haben sollte. So viel darf ich noch vorausschicken, dafs ich mit bestem Willen und frei von allen vorgefafsten Meinungen urtheilen werde, nicht allein um das in mich gesetzte Vertrauen der Wiener Freunde zu rechtfertigen, sondern um meine Pflicht zu thun.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

1) *Joh. Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke.*
2) *Commentar zu Joh. Lad. Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus denselben von Franz Eduard Söller.*
3) *Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes Tunisias von Wilh. v. Schütz.*

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen bekenne ich, dafs ich fortwährend das vortreffliche Deutsch bewundert habe, welches der Hr. Erzbischof durchgängig in allen seinen Arbeiten entfaltet; seine Sprache ist so rein gehalten, dafs heutzutag wenige Norddeutsche ihm gleichkommen. Ja, nirgends erkennt man aus seinem Styl den Südostdeutschen; er übertrifft darin alle seine Landsleute, alle Poeten von österreichischer Abkunft, die immer mehr oder weniger an provinziellen Eigenheiten leiden: ich wage selbst nicht den Grafen Auersperg auszunehmen, was die Färbung einzelner Wendungen anbetrifft. Vorzüglich hoch steht Pyrker in Leichtigkeit der Rede und in der Architektur seiner Perioden; wir treffen bei ihm weder schwülstige, noch allzuweitschichtige, unverständliche und unüberschbare Sätze; seine Gedanken zerbröckeln sich auch nicht in kleine Theile, sondern seine Darstellung ist abgerundet und harmonisch in allen ihren Abschnitten, die Satzglieder stehen zum Ganzen der Perioden fast immer im rechten Verhältnifs. Von wie vielen norddeutschen Schriftstellern, die doch darauf sich viel zu Gute thun, könnte man solches in gleicher Weise rühmen? Kurz, so weit finde ich das Lob, das ihm von den oben angeführten Verehrern gezollt wird, vollkommen begründet. Vom poetischen Gehalte sehen wir dabei ab; auch bringen wir die übrige Technik bei diesem allgemein gehaltenen Urtheile nicht in Anschlag.

Denn was Prosodie und Versbau anbelangt, hege ich eine andere Ansicht als jene Freunde des Dichters. Freilich gehe ich von den höchsten Forderungen aus, die gegenwärtig an die deutsche Sprache gestellt werden können; ein Gesichtspunct, der ohne allen Zweifel der richtige ist, wenn wir nicht allzubegnügsam auf einer niederen Stufe der Sprachvollendung stehen bleiben wollen. Allerdings hat auch in dieser Rücksicht Pyrker eine Kleinigkeit geleistet, die kaum nennenswerth ist, und vielleicht so viel gethan, als zur Zeit seines Auftretens, vor Platen, möglich war; es dünkt mich jedoch bei so starkem Talente, als er überhaupt zeigt, kein ungerechtes Ansinnen, wenn ich von ihm verlange, dafs er nach dem Vorgange von J. H. Vofs, Wolf und Schlegel in diesem Stück eine höhere Kunst hätte beweisen sollen, und es steht kaum zu bezweifeln, dafs er solche zu beweisen der Mann war, wenn ihm ein schöneres (das griechische) Ideal vorgeschwebt. Den oben erwähnten Ruhm, dafs er den eigentlichen Kanon des deutschen Hexameters aufweise und durch vollendete Meisterschaft in der Prosodie einzig dastehe, kann ich dem ehrwürdigen Erzbischof nicht zuerkennen, wie aus Folgendem hervorgehen wird.

Wir billigen vollkommen, dafs der Dichter den Reim nicht für nothwendig erachtet, vielmehr geglaubt hat, dafs ein deutsches Epos auch in reimlosen rhythmischen Versen geschrieben werden dürfe; wie denn überhaupt das Talent sich niemals an einseitige Ansichten kehrt und aller Regeln spottet, die nicht durch die Natur der Sache bedingt sind, sondern mit zufälligen subjectiven Gründen, mit akademischem Stolz und halbgelehrtem Pedantismus behauptet werden. Die sämmtlichen Werke, welche diese drei Bände enthalten, die Tunisias, Rudolph von Habsburg und die Perlen der heiligen Vorzeit, sind in Hexametern abgefafst worden und haben in Süddeutschland hohen Beifall erworben zu einer Zeit, wo die meisten Schriftsteller, vorzüglich in den nordischen und schwäbischen

Digitized by Google

Provinzen, dieses Versmafs als unvolksthümlich und undeutsch verdammten. Die Seichtheit safs darüber zu Gericht mit einem sonderbaren Patriotismus, der alles Fremde verbannt wissen wollte. Man bedauerte, dafs Goethe so schöne Gedanken in Sechsfüfsler gekleidet, deren äufsere Gestaltung allerdings viele Mängel blicken liefs; Klopstock und Vofs, die Hauptvertreter des antiken Mafses, rechnete man ohne Umstände zu den Perückenpoeten und erklärte ihre Leistungen für abgethan. A. W. von Schlegel, der eine bessere Probe in dieser Gattung geliefert hatte, galt für einen Künstler, dem Niemand es so leicht gleich thun könne, Niemand es gleich zu thun brauche; man habe ja die modernen Mafse, die unserem Geschmack, Verständnifs und Volkscharakter am besten zusagten. Schon daraus erhellt, warum Pyrker an manchen Orten unbeachtet blieb. Wie sind aber seine Sechsfüfsler beschaffen? Eignen sich die Hexameter für ein deutsches Epos? Sind sie dem Wesen der deutschen Sprache wirklich fremd?

Ehe ich diese Fragen beantworte, so gut es meine praktischen und theoretischen Erfahrungen gestatten, erwähne ich ausdrücklich, um jedem Mifsverständnifs vorzubeugen, dafs ich keineswegs von griechischem oder römischem, sondern von deutschem Gesichtspunct aus urtheile. Das Gleiche habe ich schon in meinem Handbuch der deutschen Prosodie und Metrik ausgesprochen, indem ich darauf hinzeigte, dafs die deutsche Nation deutsche Rhythmen begehrt, nicht fremde, welche der Natur ihrer Sprache widerstreben; wir sollen zwar die antike Kunst nicht verschmähen, aber sie auf natürlichen und nicht erkünstelten Wegen einführen. Meine Meinung war und ist, dafs wir die Zweige der Hellenen und ihrer Nachahmer, der Römer, unseren wilden nordischen Bäumen aufpropfen, damit sie süfsere und mildere Früchte tragen, während der Grund und Boden mit seinen Säften, welche den Stamm und die Aeste durchströmen, deutsch bleibt. Germanisches Blut in griechischen Adern erheischt die Kunst, welche dem höchsten Gipfel zustrebt. Vollkommen antike Bäume würden in unserem kälteren Klima nicht fortkommen, wenn sie Jemand im ganzen südlichen Schmuck zu uns verpflanzen wollte, unbekümmert um die widerstrebende nordische Natur; ja, die Erfahrung hat bereits hinlänglich gezeigt, dafs eine solche Verpflanzung überhaupt mifslingt. Denn soviel man sich auch von Klopstock an bemühte, den reinen antiken Rhythmus herzustellen, indem man von dem falschen Grundsatz ausging, das Antike müsse vollkommen antik ausgeprägt werden, sehen wir doch an allen Leistungen, die vor der Wirksamkeit des Grafen Platen erschienen, dafs man dieses Ziel nicht zu erreichen vermochte oder mit sehr schwachen Fittigen umflatterte. Die Geschichte des Hexameters fällt mit der Geschichte der übrigen Mafse ziemlich zusammen. Was leisteten Klopstock und Vofs nebst ihren Zeitgenossen in der Nachbildung des antiken Sechsmessers? Sie waren nicht im Stande ein längeres Gedicht zu liefern, worin sie, Fufs für Fufs, untadlige und richtig ausgeführte homerische oder virgilische Verse dargeboten. Hier und da, wie zufällig, glückten einzelne. Klopstocks Prosodie beruhte hauptsächlich noch auf dem Accent; es ist jetzt allgemein bekannt, wie wenig dieser ausreicht, um das deutsche Sylbenmafs richtig zu bezeichnen. Vofs bewirkte einen kleinen Fortschritt, indem er lange Sylben, obwohl sie keinen Accent erhielten, dennoch mit gröfserer Sorgfalt als lange festhielt. Vermochte aber auch er, abgesehen von vielen falschen Verkürzungen und Verlängerungen, die er sich erlaubte, den Trochäus aus seinen Versen zu verscheuchen, welchen die Alten mit gröfster Strenge vermieden? Keineswegs; und so blieb das antike Vorbild unerreicht. Eine Zeitlang erlaubte man sich im Hexameter und Distichen alle möglichen Freiheiten und Verstöfse gegen das Ohr, ganz wie in den sogenannten Hinkjamben des Schauspieles, welche Unkunst der bekannte Vers: „In Jena und Weimar" u. s. w. und späterhin jener nicht minder berühmt gewordene „Holzklotzpflock" des Grafen Platen züchtigen sollte. Goethe bedauerte, dafs er die Fertigkeit von J. H. Vofs sich nicht anzueignen wufste, die, wie jetzt erwiesen ist, nicht genügte und durchaus nicht als das glücklichste Beispiel betrachtet werden durfte, bei dem man sich hätte beruhigen können. Goethe's Verse würden durch die etwas weiter gehende Fertigkeit Vossens nicht viel gewonnen haben; der schöne Inhalt wäre durch einige bessere Versfüfse kaum bemerkbar verschönert worden. Gab es aber einen Ausweg? Sollte der deutsche Dichter den antiken Hexameter beibehalten, aber ihn dem Genius unserer Sprache anpassen, abweichende Gesetze oder ungemessene Aenderungen einführend? Man entschlofs sich zunächst zu

Digitized by Google

letzterem Verfahren und wir wollen sehen, wie dieses gelungen ist.

Es liefsen sich Stimmen hören, welche wohlmeinend vorschlugen, man müsse, weil die Schwierigkeiten zu grofs wären und die Muttersprache an langen Sylben Mangel litte, sich für allemal sich erlauben, den Trochäus hin und wieder an der Stelle des Spondeus zu gebrauchen. Dies geschah; die besten Verskünstler scheuten zwar eine allzugrofse Häufung der Trochäen, doch wiesen sie die Erleichterung nicht von der Hand. Auch der Graf Platen billigte diesen Weg späterhin durch folgendes Epigramm:

Wenn du Cherö'n einreichst statt voller Spondä'n, es entsteht dann
Ein zwar schwächlicher stets, aber verzeihlicher Vers.

Sobald man aber, fügte er hinzu, bleischwere Längen zu daktylischem Schwunge zu verflüchtigen wage, so werde man das Ohr „mitleidsvoll zerfleischen. Diesem Urtheil beizupflichten, bedarf es keines sehr feingebildeten Gehöres; jede Verkürzung der Längen äufsert sich gewaltsam, ohne dafs man irgend eine Entschuldigung solcher Härte mehr vorschützen könnte, da die Gestattung des Trochäus eine so grofse Freiheit herbeiführt, dafs es entschiedene Talentlosigkeit oder vollkommene Mifsachtung des Wohlklanges verrathen würde, wenn man fernerhin kein Bedenken trüge, den „Holzklotzpflock" als Dactylus zu benutzen. Der falsche Gebrauch langer Sylben zerstört nicht nur den Rhythmus vollends, der ohnehin durch Zulassung der Trochäen geschwächt erscheint, sondern verletzt auch das Gewicht des *Sinnes*, der in dem falsch gemessenen Worte liegt, weil dem Worte nicht der gehörige Platz im Verse zugestanden ist, um seine volle Geltung durch vollen Ausklang zur Anschauung zu bringen. Dadurch geschieht der Schönheit überhaupt Eintrag, soweit das Aeufserliche auf das Gefühl wirken kann. Denn erstreckt sich die Nachläfsigkeit in beiden Stücken bis zu solcher Willkühr; dann überschreiten wir nicht das Mafs, wenn wir sagen, dafs aller eigentlicher Rhythmus aufhört; wie er denn wirklich eine Zeitlang in Deutschland aufgehört zu haben schien. Es ist zu wünschen, dafs das Publicum, welches darüber keine Untersuchungen anstellen kann, bis auf Weiteres dem Urtheil der Kenner Vertrauen schenke; denn sollte nicht ein Kunstrichter wie Platen das beste Vertrauen verdienen, der den Werth der äufseren Form keineswegs blind überschätzte, wie sein Epigramm über Goethe's Hermann und Dorothea bezeugt? Er sagt über dieses Gedicht:

Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst.

Untersuchen wir nun, wie sich Pyrkers Vers zu der eben gegebenen Schilderung des Technischen verhalte. Hr. Söller sagt (p. 7) darüber: „Die Anleitungen, die Apel in seiner Metrik; Meineke in seinen beiden Werken, Verskunst der Deutschen und Handwörterbuch der Metrik; dann J. H. Vofs in seiner Zeitmessung der deutschen Sprache; Moriz in seinem Versuch einer deutschen Prosodie u. s. w. dazu gaben, scheinen Pyrkern nicht befriedigt zu haben; er ging seinen eigenen Weg, und unbestreitbar ist er der Schöpfer des eigentlichen deutschen Sechsmessers." Das Genie fährt er fort, forme sich bei der höchsten der poetischen Schöpfungen seine eigene Sprache, die dann zum Muster werde für alle kommende Zeiten. Das ganze Geheimnifs des Baues der Sechsmesser liege in der Natur der deutschen Sprache selber: der deutsche Sechsmesser müsse, in Hinsicht der Wortstellung, wie eine blühende Prosa beim Vorlesen klingen und nicht auf den Leisten der griechischen oder lateinischen Sprache getrieben werden. Alles dieses lautet ganz vortrefflich und der Leser erkennt, wie solche Grundsätze mit denjenigen, die ich oben und anderwärts geäufsert, vollkommen übereinstimmen. Wir zweifeln keinen Augenblick, dafs Pyrker sich bemüht habe, einen ächt deutschen Vers zu liefern; ohne einen solchen löblichen Vorsatz hätte der talentvolle Mann eingesehen, dafs er seine poetische Gabe muthwillig verschwenden und der Nation nichts Lesbares bieten würde. Es fragt sich indessen, ob der geschätzte Dichter diesen Vorsatz glücklich durchgeführt und das Technische besiegt, regelrecht ausgebildet und mit Meisterhand vollständig bewältigt habe. Seine Sechsfüfsler können deutsch, klar und verständlich tönen und dennoch hinter den Kunstforderungen zurückbleiben. Söller zeigt denn zuerst, dafs der Hexameter in der deutschen Sprache liege, und dafs wir häufig unbewufst im Rhythmus desselben sprächen; weil daran kein Zweifel sein kann, wollen wir diesen Punct übergehen; ich habe dasselbe auch vom jambischen Trimeter behauptet, den man oft für undeutsch ausgiebt, während in guter Prosa nicht selten, ohne dafs die Verfasser es inne

Digitized by Google

geworden, vortreffliche Beispiele dieses Verses aufstofsen. Das Gleiche gilt von den achtfüfsigen Trochäen und den meisten übrigen sogenannten antiken Mafsen. Söller sagt dann weiter: „dafs der Hexameter bisher als eine ausländische Versform betrachtet und minder geniefsbar wurde, daran waren, seit Klopstock, die meisten Verskünstler selber Schuld, indem sie dabei, die deutsche Vorstellung verlassend, entweder zu viel grücisirt oder lateinisirt haben." Zugleich verwirft er die Luise von Vofs (wo übrigens viele der musterhaftesten Sechsmesser vorkämen), weil dieser Dichter oft grücisirt habe; seiner „steifen Uebersetzungen Homers" will er gar nicht gedenken. Endlich tadelt er die Goetheschen Sechsfüfsler, indem er einige Beispiele aus Hermann und Dorothea giebt, und ein Paar andere Werke, die wenig bekannt worden sind. Von A. W. von Schlegel und dem Grafen Platen schweigt sein Commentar.

Pyrker also, meint Söller, überragt im Technischen alle früheren und gleichzeitigen deutschen Poeten, welche den Hexameter gebraucht haben; denn Schlegel und Platen, die er unerwähnt läfst, würden jedenfalls seinen Beifall nicht davon tragen, da sie die antiken Gesetze auf das Strengste befolgt haben, wie wir weiter unten sehen werden. Urtheilt Söller aber so weit richtig? Ich trage kein Bedenken, mit dürren Worten seine Behauptung zu verneinen, und bedauere von Grund des Herzens, dafs ich ihm diesen Traum von der Formvollendung seines Lieblingsdichters von der Spitze bis zur Wurzel zerstören mufs. Pyrker hat, wie ich um der Deutlichkeit willen vorausschicke, seine Aufgabe nicht befriedigend gelöst und keinen Fortschritt von einiger Bedeutung bewiesen, geschweige denn für alle Zeiten festgestellt, wie der deutsche Sechsmesser zu machen sei. Wie sind aber seine Hexameter beschaffen? Zuerst führe ich an, dafs er sich jenes schwächlichen Rhythmus bedient hat, indem überall statt der Spondeen, ausgenommen an der fünften Stelle, Trochäen zur Anwendung kommen. Klopstock, Vofs, Goethe und ihre Zeitgenossen zeigen die nämliche Schwäche; es kommt nichts darauf an, ob sie grundsätzlich, wie Pyrker (wenigstens schreibt ihm Söller feste Ansicht zu), dem Trochäus das Bürgerrecht gegeben oder gegen ihren Willen sich gezwungen gesehen, diesen Fufs zuzulassen. Allerdings vermeidet nun zwar unser Dichter mit grofser Sorgfalt die oben gerügte Verkürzung langer Sylben, wodurch seine Vorgänger mehr oder weniger stolpern; doch sehen wir, dafs seine Sechsmesser von diesem Fehler durchaus nicht so frei sind, als sie sein sollten und könnten. So gebraucht er z. B. Heiland, Siegfried, Herzog, Römhild, Hermann u. s. w. als Trochäen, Wörter, die eben so gewichtige Spondeen sind, wie die zusammengesetzten Hauptwörter, als: Kampfschwert, Windschwall, Mordruf, Leuchtthurm u. a. m., die ihm sonst, wie schon Söller bemerkt hat, für vollwichtige Spondeen gelten. So finden wir: *Weisheit euch* als daktyllischen Fufs gemessen, was schon an jenen Holzklotzpflock erinnert:

Defs erhabener Sinn und Weisheit euch allen bekannt ist.

Aufserdem verkürzt er eine Menge Endsylben, wie *keit* in Gerechtigkeit, *heit* in Vergessenheit, *thum* in Heiligthum, *fach* in vielfach u. s. w., verkürzt auch eine ziemliche Anzahl einsylbiger Wörter, als: sein, nein, dein, kein, nicht, hier, dann u. s. w., welche zu volltönend oder zu gewichtig sind durch Vocale, Consonanten oder Sinngehalt, als dafs sie für Kürzen passiren könnten. Dagegen erhebt er mittelzeitige Sylben und sogar entschiedene Kürzen zur Länge, ohne dafs man einen solchen Gebrauch durch die Stellung im Vers zu entschuldigen Grund hätte. Kurz, seine Prosodie zeigt sich so mangelhaft als die von Vofs und von der Beobachtung einer *gleichmäfsigen Quantität* der Sylben, wie sie der Unterzeichnete festgestellt, ist bei ihm nicht die Rede. Noch mufs ich erwähnen, dafs er, wie wenigstens Söller mittheilt, alle Hauptwörter, die von zwei gleichen Doppellauten getrennt werden, als: Ritter, Hammer, Sessel u. s. w., für vollwichtige Spondeen angesehen haben will: Niemand würde heutzutag darauf verfallen, wenn Söller diesen Punct nicht ausdrücklich hervorgehoben hätte, um darzuthun, dafs die deutsche Sprache nicht so arm an Spondeen erscheine, wie häufig vorgegeben werde. Ich kann mich nicht besinnen, wer es gewesen, der solch eine lächerliche Regel zuerst aufgestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

1) *Joh. Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke.*
2) *Commentar zu Joh. Lad. Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus demselben von Franz Eduard Söller.*
3) *Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes Tunisias von Wilh. v. Schütz.*

(Fortsetzung.)

Diese Gattung von Spondeen indessen schenken wir ihrem launigen Erfinder; sie sind für das germanische Ohr die vollkommensten Trochäen, die sich nur finden lassen, denn die zweite Sylbe derselben klingt eben so flüchtig als z. B. die Schlussylbe in den zweisylbigen auf *en*, *eln*, *ern* u. s. w. ausgehenden Zeitwörtern. Solche Formen für Spondeen anzusehn, beruht auf einer Willkühr; die Kunst aber betrachtet jede derartige Willkühr als eine Gesetzlosigkeit.

So geschieht es denn, dafs wir bei Pyrker ebenso mifslungene Sechsmesser antreffen, als diejenigen sind, welche Söller aus Hermann und Dorothea mit der Versicherung aushebt, dafs man sie schwerlich als Hexameter gelten lassen könnte:

Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich.

Allerdings sind diese Verse Goethe's mangelhaft (selbst noch mangelhaftere liefs der grofse Dichter durch, auf seinen Genius bauend), aber doch nicht so schlecht, dafs sie in irgend einer Hinsicht gegen die folgenden von Pyrker zurückständen:

Und er seufzte dann laut des Herzens nagendem Kummer —
Wie auf dem Stillen-Meer des Sturms erbrausender Odem —
Die dem Heiland getreu verharrt für immer und ewig —
Und wenn Reue noch fromm, so wird erbarmende Huld mir —

Solche sind bei Pyrker sehr häufig; es kann Leser geben, welche dergleichen lahme Hexameter allenfalls erträglich finden und jenen von Goethe vorziehn: aber was sagt man dazu, wenn der Hr. Erzbischof, den man als Künstler so hoch stellen möchte, so schlimme sich erlaubt hat, wie die folgenden:

Der ich im seligen Jugendtraum dereinst Europa's —
Andenken würdig feiern und dann die erschlagenen Krieger —
Schaue, mein edeles Volk — nicht des Todes zähnenden Abgrund —

Oder sogar noch schlimmere:

Und, was unerhörbar war den Ohren sterblicher Menschen —
Hört, nur töds euch die Freude nicht, hört! Euch Freiheit zu schaffen —
Leupold, des Tugendhaften, vor Ptolemais: sein Denkmal! —

Es wäre leicht, die Beispiele solcher höchst mangelhafter Verse zu vermehren; besonders auffallend ist es, dafs unser Dichter sogar die accentuirten Vorsetzsylben in den Zeitwörtern bisweilen verkürzt, z. B. *auf* in aufwallend, *an* in anhaltend, *hin* in hinschreitend. Holzklotzpflockartig sind Ausgänge, wie dieser:

— — — — — *mein* Reichthum, mein *Alles!*

Müssen wir eingestehen, dafs dergleichen prosodische Fehler sehr unangenehm wirken, so erhöht sich das Unmelodische noch bedeutend durch das häufige Zerfallen seiner Sechsmesser in *zwei gleiche Hälften*; Proben davon mitzutheilen unterlassen wir, da sich fast auf jeder Seite diese Verletzung der Hauptcäsur findet, ein Fehler, der den Rhythmus besonders dann beeinträchtigt, wenn Trochäen die Mitte anfüllen oder schon vom Eingang des Verses anheben. Es war ein grofser Mifsgriff, in diesem Puncte die antike Richtschnur zu verlassen; denn werfen wir auch unwesentliche Regeln bei der Nachbildung der griechischen Versmuster mit Recht ab, so dürfen wir doch niemals eines der Grundgesetze aus den Augen verlieren, auf welchen das ganze Gebäude ruht.

Betrachtet man also die Pyrker'schen Sechsmesser in rhythmischer und prosodischer Hinsicht, so gewahrt man nicht nur keinen Fortschritt nach J. H. Vofs, sondern man findet sich vielmehr genöthigt zu

Digitized by Google

erklären, dafs seine Verse denen des berühmten Homerübersetzers wie ein Ei dem andern gleichen. Die falsche Messung der Sylben, die Verletzung der Hauptcäsur, die geringe Kraft der Nebencäsuren, der allzuhäufige Gebrauch der Trochäen drücken die Schönheit des Rhythmus bei Pyrker ebenso zu Boden, als bei dem Verfasser der Luise, welche im Aeufserlichen zwar hin und wieder schwerfällig hinschreitet, aber sonst nicht einmal alle diese Schwächen an sich trägt. Sie hat nämlich keine solche unglücklichen Cäsuren. Wie in dieser Idylle, trifft man auch in den Werken unsers Dichters eine Anzahl tadelloser Verse; im Ganzen jedoch vermag ich keinen Unterschied aufzuspüren. Sehen wir von einer gewissen Summe richtig gemessener Zeilen ab, dürfen wir, ohne zu weit zu gehen, mit Bestimmtheit behaupten, dafs die Hexameter von Klopstock und Göthe durchschnittlich eben so gut sind, als die von Pyrker; finden sich doch bei jenen beiden auch nicht selten recht wohl gelungene. Es ist wahr, dafs Vofs in der Uebersetzung des Homer oft gezwungen, undeutsch und steif sich gefafst hat, weil er dem griechischen Urbild allzusorgsam und sogar fehlerhaft nachstrebte; es ist wahr, dafs Pyrker eine fliefsendere, leichtere, freiere Sprache redet, wie er dies als deutscher Originalschriftsteller auch ohne grofse Beschwer thun konnte, als welcher er an keinen fremden Text gebunden war, der Veranlassung gegeben hätte, den Fufs in Schwierigkeiten zu verwikkeln. Dieser Vorzug des edeln Erzbischofs, den Ref. schon im Eingange dieser Anzeige rühmte, behauptet sich jedoch nur in der genannten Beziehung; denn schon Vofs' freie Dichtung, die Luise, liest sich so leicht als man nur wünschen mag, mit Ausnahme einiger Stellen, die uns fremd anwehen und durch die Nachahmung der Alten, die ihm beständig vorschwebten, gleichsam etwas verwittert erscheinen. Halten wir vollends den Redestrom eines Klopstock und Goethe mit den Dichtungen Pyrkers zusammen, so verschwindet der angedeutete Vorzug ganz und gar. Niemand wird nachzuweisen vermögen, dafs diese beiden Dichter einen Styl hätten, der minder gefällig und deutsch sei, als der unsers Epikers; sie schreiben so rein, klar und verständlich, als Pyrker kaum geschrieben, und ihre Sechsmesser vermochten dem freien Ergufs der Rede keine Fesseln anzulegen.

Das Ergebnifs wäre demnach folgendes. Pyrkers Dichtungen stehen, was die *äufsere* Form betrifft, im Allgemeinen auf derselben Stufe mit den epischen Werken seiner Vorgänger Klopstock, Vofs und Goethe; seine Hexameter zählen blofs einige Härten weniger, als die der drei Genannten, worauf in der Hauptsache nichts ankommt. Denn ob wir in zehn Versen achtmal stolpern oder blofs fünf- oder sechsmal, ist für das Gehör von keiner Bedeutung; im Uebrigen theilen die Pyrkerschen Sechsmesser alle Vorzüge und Mängel, welche wir an jenen erblicken. Sie sind fliefsend, wie die des genannten Kleeblatts, aber im Durchschnitt eben so schwächlich und prosodisch ungenau. Eine Abschätzung des poetischen Werthes gehört nicht in diese Untersuchung. Söller erzählt uns (p. 22), Prof. Wagner in Würzburg habe in seinen Vorlesungen über die Weltgeschichte mit Recht ausgerufen: „Die deutsche Sprache habe in der Tunisias (Pyrker) ihrer Vollendung höchste Stufe erklommen." Ref. hat gezeigt, wie mifslich es um diesen Ausruf stehe; wie wenig man berechtigt sei, Pyrkers Verse unübertrefflich zu nennen, wie Söller sie a. a. O. nennt; wie überhaupt die rhythmische Kunst durch die Leistungen dieses Dichters keinen Schritt vorwärts gethan.

Einen Fortschritt würde der ehrwürdige Erzbischof beurkundet haben, wenn er erstens die Verkürzung der Längen durchaus vermieden, zweitens die Trochäen in bestimmtere Grenzen gewiesen und nicht allzuhäufig angewendet und endlich drittens auf die Cäsuren genauer gemerkt hätte, welchen die Trochäen grofsen Eintrag thun. Wäre dieses geschehn, so würde man ihm ein *festes Gesetz* nicht absprechen können, sondern beifällig bekennen müssen, dafs er einige umfangreiche Werke geliefert, welche sich vor den Leistungen der Vorgänger in rhythmischer Form einigermafsen auszeichnen. Gleichwohl genügten auch diese Puncte keinesweges, wenn wir die höchste Stufe der Vollendung zum Ziel nehmen und die Verse in Wahrheit „unübertrefflich" machen wollen. Die Spitze der Kunst bezeichnen nicht schwächliche Verse, die man verzeihlich nennen mag, wie Platen sich darüber ausdrückt, sondern solche Rhythmen, deren Kraft und Harmonie nichts mehr zu wünschen übrig läfst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

XLIV.

Handbuch der rationellen Pathologie von Dr. J. Henle, Prof. der Anatomie und Physiol. in Heidelberg. Braunschweig, 1846. 1 *Band.* 356 *S.* 8.

Der Hr. Verf. dieser Schrift hat vor ohngefähr 5 Jahren schon pathologische Untersuchungen herausgegeben, die als Vorläufer und Grundlage für gegenwärtiges Werk dienen sollten, als dessen Charakter in der Vorrede angegeben wird: „Dafs es ein Versuch sein soll, die physiologischen Thatsachen, welche die Beobachtung des kranken Körpers zu Tage gefördert hat, nebst den Theorien und Hypothesen, zu denen sie Anlafs gegeben, in diejenige Form zusammenzufügen, die der systematische Geist der Deutschen verlangt, um ihnen ihre Stelle in der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaften anzuweisen." Die früheren pathologischen Untersuchungen des Verf.'s sind nun ein Versuch gewesen, die physiologischen Thatsachen der Krankheiten nach den Hypothesen und Theorien der naturhistorischen Schule zu systematisiren. Der Verf. hängt dort der Parasiten- und Lebenstheorie der Krankheit so sehr an, dafs er alle Krankheitsursachen auf eine Pflanzatur zurückführt, auch wenn die Krankheit selbst nicht als völliger Parasit erscheinen sollte. Die Krankheit ist ihm dort wie allen pathologischen Naturhistorikern eine lebendige physiologische Individualität. In der gegenwärtigen Schrift fängt aber der Verf. sogleich an, mit Spott und Verachtung von der naturhistorischen Pathologie zu sprechen. Er sagt: die Krankheit werde darin zu einem medizinischen Teufel, der eine bestimmte Gestalt, Organe und sogar Geschlechtstheile gewann, mit welchen er als Parasit auf dem kranken Körper hausen und zeugen sollte. Der Engel der Medizin sei dann die Heilkraft der Natur, der die kritischen Metamina mache und den Teufel durch eine natürliche Oeffnung austreiben solle. Aber dieser Engel sei vielmehr der Dumme und Geprellte, der bald zu wenig bald zu viel thue, und in seinem täppischen Zugreifen eine *Schönlein*'sche Pseudokrise mache, d. h. den bösen Feind statt ihn auszutreiben in eine innere Höle bringe, wo er erst recht wüthe. Der ganzen sich so nennenden naturhistorischen Schule liege ein solches Mährchen zu Grunde. Den Bruch zwischen Theorie und Wirklichkeit habe Hufeland dadurch zu versöhnen gesucht, dafs er „den concret poëtischen Schleier der Sage mit einem, aus umherflatternden Floskeln lebender und untergegangener philosophischer Systeme gewebten Gewand vertauscht habe. In Hufeland's Enchiridium medicum werde dieser Standpunct, wie der entsprechende christliche durch die Stunden der Andacht bezeichnet." Wahrhaft frei machen könne nur die Kritik und diese will der Verf. in seiner gegenwärtigen, rationellen Pathologie auf die Art anwenden, dafs er die Krankheitserscheinungen vergleichen, die Resultate der Behandlung aufzeichnen und so von jetzt an die Medizin zu einer Erfahrungswissenschaft machen will. Der Verf. giebt selbst diesen Weg der Weisheit nicht als den von ihm erfundenen an; vielmehr sei der an der Spitze der neueren französischen pathologisch anatomischen Schule glänzende Louis durch seine numerische oder statistische Methode zu diesem allein wahren Ziel gekommen, indem er erkannt habe, dafs die Gruppirung der Symptome und die Erfolge der Behandlung nach einer *geringen Zahl* von Fällen beurtheilt, täusche, und nun verlange, dafs Symptome und Kurmethoden nach einer *grofsen Zahl* von Beobachtungen beurtheilt werden müfsten. Dieses ist das System, das der Verf. in seiner rationellen Pathologie befolgt, doch ohne zu sagen, wahrscheinlich ohne zu wissen, dafs die Louis'sche numerische und statistische Philosophie der Krankheiten nichts ist als eine mifsverstandene Uebertragung der von Adanson für die natürliche Familienbildung im Pflanzenreich angewendeten numerischen Methode der Vergleichung der Merkmale: eine Methode, die von Ampère zu einem „natürlichen Systeme aller Naturwissenschaften" entwickelt, und hiernach von den anatomischen und iatromathematischen Aerzten in Frankreich zu einer Zeit auf die Pathologie übertragen worden ist, wo man in der Botanik längst eingesehen hat, dafs dieser numerische Empirismus nichts als eine rein künstliche Charakteristik von Gruppen gegeben hat, die man nach praktischem Takt und natürlichen Anschauungen sonst schon als verwandt erkannt hatte. Der Erfolg dieser rationellen Methode in der Pathologie kann die beste Auskunft über ihren Werth geben. Der Verf. kommt dadurch zu dem Resultat, dafs die Pathologie nichts sei als eine Physiologie des kranken Körpers; nicht etwa der Krankheit; weil dies glauben machen könne, dafs die Krankheit selbst Thätigkeitsäufserungen habe, die jedoch nichts anderes seien, als blofse *Abänderungen der gesunden Functionen* des Körpers. Physiologie und Pathologie seien eins; Physiologie des gesunden und kranken Menschen seien gar nicht verschieden.

Wie grofs die numerische Zahl der Beobachtungen gewesen ist, woraus der Vf. diesen rationellen Schlufs gezogen hat, sagt er zwar nicht; aber man sieht, dafs diese Zahl gegen das von ihm adoptirte Princip, sehr gering gewesen sein mufs; denn er hat alle diejenigen Krankheitserscheinungen, an denen der Mensch eben stirbt, wie Abzehrung, Eiterbildung, Entzündung, Wahnsinn, gar nicht in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen, weil er sonst rationeller Weise müfste gefunden haben, dafs Abzehrungen, Entzündungen, Eiterungen, Verrücktheiten keine veränderten gesunden, sondern ganz neue Aktionen sind, die bei keinem gesunden Menschen vorkommen. Der Verf., darf man sagen, kennt nach seiner eigenen Definition die wahre Krankheit, woran der Kranke stirbt, gar nicht, und hält sich blofs an das im kranken Körper noch übrige gesunde Leben, ohne durch seine Rationalität einmal zu merken, dafs dies gesunde Leben im kranken Körper eben der von der antiken und modern dynamischen Medizin angenommene rettende Engel ist, den der Verf. selbst gegen Schönlein und Hufeland als den Dummen und Geprellten darstellt. Der Verf. sieht also bei aller seiner Rationalität nicht, dafs er in diesem Dummen und Geprellten seine eigenen Hypothesen charakterisirt.

Der Verf. theilt seine rationelle Pathologie in einen allgemeinen und speciellen Theil. Der in diesem Bande abgehandelte allgemeine Theil enthält in vier Abschnitten: 1. Begriff und Wesen des Krankseins. 2. Allgemeine Aetiologie. 3. Lehre von den Sympathien. 4. Verlauf, Dauer und Ausgänge.

Digitized by Google

Im ersten Abschnitt wird die Krankheit rein negativ als Abnormität der Gesundheit dargestellt. Der Krankheitsprocefs, den der Verf. dabei noch annimmt, sei ein Streit einer vom Verf. angenommenen typischen Kraft, wodurch die Materie vor dem abnormen Verderben geschützt werde, wobei der Verf. bei aller seiner Rationalität abermals nicht merkt, dafs seine typische Kraft eben die Autokratie der Natur ist, deren Annahme von Schönlein und Hufeland er gleich im Eingange seines Buchs als sophistische Floskel tadelt; ganz abgesehen davon, dafs durch eine blofse Abnormität der Gesundheit, von Hippokrates und Galen an bis heut, niemand das Sterben hat erklären können. In der allgemeinen Aetiologie handelt der Verf. die Brownsche Lehre von der Quantität und Qualität der Reize (äufseren Potenzen) ab, spricht von den Reaktionsweisen durch Idiosynkrasien, die er zuvor lächerlich gemacht, und spricht von prädisponirenden Ursachen eben so wie die alten Methodiker davon gesprochen haben, ohne aus der Geschichte gelernt zu haben, dafs die Brownsche Potenzenlehre der Prädispositionslehre des Asklepiades völlig widerspricht und sie ausschliefst. Die Lehre von den Sympathien im dritten Abschnitt nimmt den gröfsten Theil des Buchs ein, und würde in einem Handbuch der Physiologie ganz an ihrem Platze sein; denn sie ist ganz physiologisch. Nach Hufeland werden Consensus und Antagonismus unterschieden, und besonders den Nervensympathien und den Sympathien des Denkorgans viel Raum gewidmet, doch im Wesentlichen rein physiologische Fragen über excitomotorische Association und Reflexe abgehandelt, ohne dafs der positive Procefs der Krankheit, woran der Mensch stirbt, auch nur berührt würde, weil der Vf. alles das an der Krankheit, seiner rationellen Theorie gemäfs, nicht sieht, was nicht als rein physiologische Aktion zu deuten ist. Vom pathologischen Standpunct aus ist also darüber nichts zusagen. Im vierten Abschnitt handelt der Verf. zuerst vom Typus der Krankheit ganz und gar so, wie die naturhistorische Pathologie davon spricht, nämlich als Typus der Krankheit selbst, die eben ihren selbstständigen Typus als Krankheit haben soll, obgleich der Verf. sonst nicht zugeben will, dafs in der Krankheit etwas vorkomme, was nicht physiologisch ist. In der Lehre von den Ausgängen der Krankheit trägt der Verf. die alte Krisenlehre vor, wie sie nach Hippokrates und Galen alle Humoralpathologen als Ausleerung von Krankheitsstoffen vorgetragen haben, und hat hier wieder ganz vergessen, was er anfangs von der Dummheit der Annahme kritischer Molimina und den Schönleinschen Pseudokrisen gesagt hat. Er trägt bei aller seiner numerischen Rationalität alle Irrthümer über die Stoffe im kranken Blut vor, ohne zu der Einsicht gekommen zu sein, dafs das Blut des Pestkranken und des gesunden Menschen einerlei chemische Bestandtheile hat, und dafs die Krankheit nicht in den Krasen, sondern in der veränderten Lebenserregung der organischen Formbestandtheile sitzt. — Man darf von diesem Werk im Ganzen sagen, dafs es der Verf. mit grofser Selbstverläugnung und mit grofsem Muth geschrieben hat. Die Selbstverläugnung liegt darin, dafs der Verf. seine eigene früher in den pathologischen Untersuchungen gedruckten naturhistorischen Pilz- und Parasitentheorien nicht nur als unrichtig völlig aufgiebt, sondern dieser seiner verfehlten Richtung jetzt verdientermafsen und derb die Wahrheit sagt, indem er diese Lehre als Mythe und Phantom, und ihre Anhänger, zu denen der Verf. doch auch gehörte, als dumme Teufel schildert. Der grofse Muth aber, mit der diese rationelle Pathologie geschrieben ist, zeigt sich darin, dafs der Verf. es wagt „dem systematischen Geist der Deutschen" unter dem Namen der rationellen Pathologie den numerischen Empirismus französischer Anatomen und Chemiker als eine neue eigenthümliche Lehre vorzutragen, von deren erhabenem Standpunct man auf Leute wie Hufeland und Hunter mit Schmutz herabwerfen kann; eine Lehre, die nicht etwa jetzt blofs abgelebt und von früherer Bedeutung gewesen, sondern die schon todtgeboren aus anderen Gebieten nach falschen Analogien in die Medizin übergetragen worden ist, und deren Ursprung und wahre Bedeutung der Vf. weder kennt noch versteht. Der Verf. giebt sogar Beispiele von noch gröfserem Muth als zu einem solchen Verfahren gehört, indem er in dieselbe, nur metamorphosirte alte Krisen- und Heilkraftlehre, die er als einen medizinischen Aberglauben und Mährchen auf den ersten Seiten seines Buchs verwirft, zuletzt selbst wieder zurückschlägt und somit seinen Lesern die grenzenlose Einfalt zumuthet, dafs sie durch die nichts sagenden Lobeserhebungen über den Werth der numerischen und statistischen Empirie sich abhalten lassen sollen, diesen totalen Widerspruch des Verf.'s mit sich selbst zu merken, und zu glauben, dafs die Krisenlehre vorne falsch, aber hinten richtig sein müsse. Inzwischen kann es trotz dieses grofsen Muthes in dieser rationellen Pathologie nicht fehlen, dafs der systematische Geist der Deutschen einsieht, wie die hier gebotene Rationalität des französischen anatomischen Empirismus eine ganz knöcherne und leblose ist, deren Consequenzen auf anatomischen Theatern gelten mögen; aber in der Praxis des Lebens sich selbst zernichten. Nach der vom Verf. selbst eingeschlagenen rationellen Consequenz würden wir uns nicht wundern, wenn der Verf. im zu erwartenden zweiten Theil seines Werkes auch der Theorie seines numerischen Empirismus den Abschied gäbe, um durch Annahme der psorischen Schärfen der Homöopathie in die Hände zu fallen. An Ausreden würde es nicht fehlen; denn der Verf. nimmt keinen Anstand, die Darstellungen anderer Autoren (ohne den Beweis zu geben, dafs er sie einmal verstanden hätte), entstellt und falsch vorzutragen, um dann seine anatomisch rationalistischen Glossen darüber zu machen, und würde also auch keinen Anstand nehmen zum zweiten Mal sich selbst zu verläugnen; denn aus seinen Widersprüchen wird der Verf. consequenterweise nicht herausfinden, und durch seine numerische Rationalität an sich selbst die Erfahrung machen können, dafs er sich von der Anatomie aus hier auf ein Feld begeben hat, dessen Zeitrichtung er nicht im entferntesten begriffen hat, und das ihm als Glatteis dienen kann, auch die Früchte seines anatomischen Fleifses mit zu zerschlagen.

C. H. S.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

1) *Joh. Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke.*
2) *Commentar zu Joh. Lad. Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus demselben von Franz Eduard Süller.*
3) *Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes Tunisias von Wilh. v. Schötz.*

(Fortsetzung.)

Dieses rechte Mafs von Wohllaut und Stärke gewahren wir an dem vollklingenden Hexameter der Alten, an welchen der Pentameter zunächst sich anreiht; die Alten zeigen uns das höchste Ziel, dessen Erreichung einzig und allein das Ohr befriedigt, dessen Erreichung aber auch in Thuiskons Sprache möglich ist. Schlegel und Platen schufen die ersten Gedichte in tadelfreien Sechsfüfslern, welche, obwohl sie von denen der Alten abweichen, diesen doch im Wesentlichen gleichkommen: sie bewiesen also, dafs wir nicht mit thörigtem Beginnen einem unerreichbaren Ziele nachjagen. Was bedurfte es auch weiter? Nichts als die Vermeidung der schwächenden Trochäen, die man seither geduldet, und die richtige, strenge, mit Consequenz durchgeführte Sylbenmessung, wodurch die bisher verletzenden Härten verschwanden: im Uebrigen brauchte man höchstens, was sich eigentlich von selbst versteht, das Augenmerk noch darauf zu richten, dafs man fliefsend und ungezwungen schreibe. Im Grunde bestand die ganze Aufgabe, die Platen noch sorgfältiger als Schlegel erfüllte, blos darin, dafs diese beiden Künstler dasjenige in *ganzen Gedichten* ausführten, was Klopstock und seine Zeitgenossen bis auf Pyrker nur in *einzelnen Versen* vermocht hatten. Es zeigte sich aber, dafs der deutsche Sechsmesser dem hellenischen ähnlicher werde, als dem lateinischen; was seinen Grund in den äufsern Wortformen unserer Sprache hat, worauf wir hier nicht näher eingehen wollen. Demungeachtet ergaben sich für den Beobachter mancherlei, jedoch kein Grundgesetz niedertretende Abweichungen des deutschen Hexameters von dem hellenischen und antiken überhaupt. Erstlich fällt der deutsche flüchtiger aus als der griechische, der wiederum flüchtiger ist als der lateinische: wir haben an langen Sylben (Spondeen) einigen Mangel. Zweitens gewahrte man, dafs unser Vers, wegen fast gänzlichen Entbehrens anapästischer Wortformen, einen amphibrachischen Gang und ein gewisses unangenehmes Schlenkern nicht ganz zurückzuweisen vermag; drittens schliefst er häufig mit zwei einsylbigen Wörtern, häufig mit fünfsylbigen u. dergl.; viertens vermissen wir auch, was aus der ganzen Gestalt des deutschen Verses entspringt, nicht selten die am schönsten wirkenden Cäsuren. Solchergestalt verändert sich zwar der Charakter ein wenig, doch nicht der Grundrhythmus und die ursprüngliche Schönheit des Sechsfüfslers.

Aus folgendem Grunde aber verlangt die Kritik, welche das höchste Ziel festhalten mufs, die Fülle und Harmonie des alten Hexameters vom deutschen Künstler. Der metrische Dichter soll, was leider in Deutschland nicht hinlänglich bekannt und gewürdigt ist, nicht blos Takt an Takt fügen und nichts als eine fliefsende nach Regeln zugeschnittene Verszeile zusammensetzen, um von der prosaischen Rede sich zu entfernen, die mehr ausschreitet und sich weniger an Reih und Glied bindet. Er soll seine Worte nicht blos aufmarschiren lassen wie ein Regiment Soldaten, das wohlgestellt und in bestimmter Ordnung vorrückt und mit Leichtigkeit sich hierhin oder dahin wendet. Er soll nicht blos die Sylben gleichsam an den Fingern abzählen, wie die Feinde der Metrik, unbekannt mit ihren tiefen Gesetzen, sich spöttisch auszulassen pflegen, um das vorgeschriebene Mafs auszufüllen, einem Maurer gleich, der eine Wand aus Ziegelsteinen zusammenfügt. Seine eigentliche Aufgabe vielmehr ist die *rhythmische Ma-*

Digitized by Google

lerei. Ich habe darüber in meinem Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik gesprochen und erwähne hier nur so viel, dafs die metrische Dichtkunst vorzüglich befähigt ist, Gefühle zu malen und dem Geist des Lesenden oder Hörenden Bilder vorzuführen. Dies kann jedoch nur am vollkommensten durch den vollkommensten Rhythmus erzielt werden, wie man leicht einsehn wird. Wenn schon die Kraft und der Wohlklang des Hexameters (denn von diesem reden wir jetzt hauptsächlich) einen empfindlichen Stofs dadurch erhalten, dafs die schwächenden Trochäen die Stelle des Spondeus oder Daktylus vertreten sollen, in welcher Freiheit das gebildete, etwas Besseres kennende Ohr immer etwas Mangelhaftes empfindet, ist es von selbst einleuchtend, dafs die kunstreiche Malerei, der Hauptzweck der Metrik, noch weit mehr beeinträchtigt werden mufs, wenn der Rhythmus so unvollkommen hintanzt. Prosodische Härten, an welchen das der Harmonie lauschende Ohr Anstofs nimmt, wollen wir gar nicht in Anschlag bringen; denn diese sind Mifsklänge, denen ähnlich, die ein schlechtgestimmtes Instrument in die Melodie einmischt. Ich führe als Beispiel den berühmten Vers von J. H. Vofs an: „*Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.*" Wie wäre es möglich gewesen, eine solche rhythmische Malerei, die selbst einen Engländer zur Bewunderung hinrifs, ohne dafs er den Sinn verstand, durch diesen Hexameter auszuprägen, wenn statt der Daktylen ein Paar Trochäen (oder nur ein einziger) den gewaltigen Strom des den unaufhaltsamen Sturz vorstellenden Rhythmus unterbrochen hätte? Oder wenn ein Holzklotzpflock entgegengeworfen worden wäre, an welchem die mächtige Woge wie an einer steilen Klippe sich brechen müssen? Dieses einzige Beispiel genügt, um unwidersprechlich zu beweisen, dafs Ref. mit gutem Grund das Verlangen stellte, die Fülle des antiken Hexameters müsse von uns überall sorgfältig hervorgebracht werden; wie gesagt, geben wir auch das auf, was in der Nachbildung antiker Mafse unwesentlich erscheint, so dürfen wir doch, angeblich um uns deutsch und fliefsend auszudrücken, nichts Wesentliches unbeachtet lassen. Die rechte Fülle des Rhythmus aber ist, wie eben kurz gezeigt worden, eine sehr wesentliche Sache. Herr Söller hatte eine Ahnung davon, wie daraus ersichtlich ist, dafs er S. 8 und 22 und anderwärts sich befleifsigt darzuthun, in der beständigen Abwechslung der Füfse und der Cäsur liege eine der Hauptschönheiten des Sechsmessers. Höchstens zwei Verse, sagt er, dürfen hintereinander in der genannten deppelten Hinsicht ganz gleich gestellt sein; was er dann öfter an Pyrker's Werken nachweist. Diese Sorgfalt indessen, obschon sie dem eigentlichen Ziel sich nähert, genügt für die rhythmische Malerei noch bei Weitem nicht; einzelne Verse sind auch in der That in den epischen Dichtungen des Herrn Erzbischofs so gelungen, dafs etwas Plastisches zum Durchbruch gekommen ist, wie Söller noch gründlicher hätte erläutern und beschreiben sollen. Wäre Pyrker bis zum unübertrefflichen Vers wirklich vorgedrungen, so würden wir nicht blos sein edles, fliefsendes und verständliches Deutsch mit Freuden begrüfsen müssen, sondern auch eine Entfaltung von rhythmischer Malerei zu bewundern haben, welche die Nation wie ihre Kritiker nöthigte, diesen Dichter dem Grafen Platen gleichzusetzen, dem einzigen bekanntlich, der bis jetzt den geschilderten Gipfel der Kunst in seinen nen rhythmischen Gesängen am vollkommensten erreicht hat.

Es fragt sich aber, ob wir in umfangreichen Gedichten wirklich jene Fülle des antiken Hexameters erzeugen und bis zum Unübertrefflichen durchweg vordringen können. Auf diese Frage gelangen wir nicht durch ein Ohngefähr, sondern durch die Wahrnehmung, dafs die Praxis so lange vergebens gerungen hat, um über das gleichsam mehr zufällige Gelingen einzelner Verse hinauszukommen. Blofses Ungeschick kann hier nicht obwalten; sollten wir also einer Grenze begegnen, welche dem Nachbildner des antiken Hexameters gesetzt sei? Allerdings dürfte es so und nicht anders sein. Graf Platen, der überhaupt der blinden Nachahmung der hellenischen Weisen ein Ziel steckte und praktisch lehrte, dafs man die fremden Mafse den Eigenheiten des deutschen Genius anpassen müsse, sagt in seinen Gesammelt. Werken Bd. V, p. 38, „der Hexameter eigne sich vortrefflich für kleinere Gedichte, für umfangreichere sei er vollkommen untauglich. Dieser Dichter nämlich trug sich, wie Ref. weifs, geraume Zeit mit dem Plane, ein grofses deutsches Epos in Hexametern zu schreiben, dessen Stoff die „Hohenstaufen" sein sollten; er kam aber davon zurück, weil er eingesehen hatte, dafs Trochäen den Sechsfüfsler unschön machen, während es doch eine grofse Anzahl

Digitized by Google

Wortformen giebt, die nach kretischen oder doppeltrochäischen Füfsen zu messen sind und demnach in dieses Mafs auf keine Weise sich einfügen lassen. Es würde unmöglich sein, sagte er, in einem längern Gedichte das süfse Wort: *Vaterland* zu entbehren; ferner, was solle er mit dem Namen der „Hohenstaufen" anfangen? Er müsse diese doch, als die Haupthelden in seinem Gedichte, bisweilen nennen, und solle dies nur mit einem metrischen Fehler geschehn? Dergleichen nothwendige, gute, dichterische und doch nicht aufnehmbare Wörter zähle die deutsche Sprache in Menge; kurz, er kam zu der Ueberzeugung, der Hexameter widerstrebe zwar keinesweges unserem Gefühle und lasse sich vortrefflich ausarbeiten, fände aber ein grofses Hindernifs in der äufseren Gestaltung vieler Wörter, weshalb er für ein umfangreiches Gedicht unzweckmäfsig sei. Man erkennt daraus, wie besonnen Platen urtheilte und keinesweges gewillt war, der äufseren Schönheit der Form die innere aufzuopfern. Was der grofse Künstler für unrathsam erklärte, versuchte mittlerweile Prof. Wiedasch durch seine Uebersetzung des Homer in der Stuttgarter Sammlung, und Viktor Straufs durch ein längeres Gedicht; beide Männer arbeiteten mit grofsem Fleifs und lieferten uns in prosodischer Hinsicht meist richtige Verse. Aber litt nicht der ästhetische Werth ihrer Leistungen darunter? Von der genannten Uebersetzung des Homer, die allerdings die rhythmische Form der Vossischen Verdeutschung weit übertroffen hat, möchte ich dies ohne Weiteres bejahen. Das Werk von Straufs, durch poetische Kraft und hinreifsend schöne Stellen sich empfehlend, überschritt vielleicht die Platensche Grenze nicht ohne Glück: ob er aber das Hindernifs vollständig besiegt haben mag? Oder werden künftige Meister den unbesiegbar scheinenden Widerstand der Sprache zu bewältigen im Stande sein? Ein anderes Bedenken macht diesen Sieg, wenigstens was die Anwendung des Sechsmessers auf *epischem* Felde betrifft, sehr unwahrscheinlich.

Der Hexameter nämlich verändert, wie oben schon angemerkt wurde, mit dem antiken verglichen, in etwas seinen Charakter; er rollt flüchtiger hin als der griechische und der lateinische des Ovidius, und unsere Wortformen bewirken eine Zusammensetzung desselben, die nicht immer den nämlichen Eindruck erregt, welchen die homerischen Verse hervorbringen. Entweder klingt er zu eintönig oder zu prächtig; kurz es scheint, als nehme er einen mehr lyrischen als epischen Charakter an und entferne sich von der ruhigen Einfachheit des erzählenden Styles, weil er theils zu geschmückt, theils zu feierlich und pomphaft auftritt. Ein ähnlicher Unterschied, meint Ref., macht sich im Lateinischen geltend, wenn wir z. B. die Aeneide mit dem Homer zusammenstellen. Schon die Uebersetzung der Ilias von Vofs (weniger gilt das von der *ersten* Ausgabe seiner Odyssee) wird nach dem Urtheil geschmackvoller Kunstrichter für zu schmuckvoll und überladen erachtet, obgleich sie viele Trochäen enthält und die Tonfülle des hellenischen Urbildes unvollkommen ausprägt. Wenn man nun erwägt, dafs das Hinzutreten einer gröfsern Vollendung im Rhythmus nothwendig auch die Entfaltung einer gröfseren Pracht der Sprache entweder herbeiführt oder sogar erfordert, so scheint jene Bemerkung über die Wandlung des Charakters nicht ganz ungegründet und verdient eine sorgfältige Prüfung desjenigen, der ein Epos in Sechsmessern zu verfassen geneigt sein sollte. Vielleicht erringen wir jene hohe Einfalt blos in kleineren hexametrischen Gedichten, wie denn Platen einige treffliche Idyllen in diesem Mafs geschrieben hat, und müssen uns mit dem Sechsfüfsler auf das Lyrische beschränken. Die beiden Werke von Wiedasch und V. Straufs verdienen eine genaue Beleuchtung von dieser Seite. Urtheilt Ref. richtig, so würde das nächste Ergebnifs sein, dafs die Deutschen schon deswegen, abgesehn von jenem Hindernifs der äufseren Wortgestaltung, niemals eine gute, den rechten Ton glücklich reproducirende Uebersetzung des Homer in Hexametern erhalten können.

Eine anderweitige Bestätigung meiner Ansicht finde ich in Folgendem. Platen, dessen Geschmack und Urtheil nie genug zu schätzen sind, da dieser Mann, mit den ausgebreitetsten Sprachkenntnissen ausgerüstet, dem Formellen eine tiefe Beachtung schenkte, wozu er durch die seitherige Formlosigkeit sich genöthigt sah; Platen, sage ich, hat zuerst eingesehen, dafs eine Anzahl Mafse, die wir von fremden Nationen entlehnen, ihre heimische Natur verändern und zwar nicht eben zum Vortheil, sondern unter Einbufse eines Theils ihrer Schönheit. Seine *praktischen* Versuche in allen den Formen, die er bespricht, brachten ihn zu dieser Einsicht, die schwerlich durch blofses theo-

Digitized by Google

retisches Grübeln zu erlangen gewesen wäre. Er sagt a. a. O. also: „Die italienischen Mafse, wie auch der französische Alexandriner erfreuen sich einer grofsen Mannigfaltigkeit in der Ursprache; vermöge unserer Prosodie hingegen werden sie eintönig und matt, wie es auch unser fünffüfsiger Jambus ist, ein barbarischer und armseliger Vers, der hoffentlich bald aus der Sprache verschwinden wird." Er räth zugleich, die italienischen Mafse nicht zum Epos, sondern blos zu kurzen lyrischen Gedichten zu benutzen. Seine Meinung empfängt noch gröfsere Klarheit durch ein Eprigramm über die Stanze oder Oktave, welches „rhythmische Metamorphose" überschrieben ist und worin er die Beobachtung niederlegt, dafs der Ton der achtzeiligen Oktave im Italienischen allerdings *episch* erscheine, im Deutschen aber dieses Mafs *lyrischen* Ton athme; denn der wogende italische Rhythmus werde, sobald man ihn über die Alpen verpflanze, eine klappernde Monotonie. Natürlich aus dem einfachen Grunde, weil die deutsche Sprache an feste und unwandelbare Regeln der Prosodie gebunden ist, welche uns nöthigen, diese acht Zeilen beständig in jambischer Fassung, die blofs einige Spondeen erlaubt, zu geben. Letztere verursachen überdiefs, an den unrechten Stellen des Verses angewendet, für das gebildete Ohr einen Mifslaut, wie ihn die reimlosen fünffüfsigen Jamben unseres Schauspieles, in welchen kurze Sylben lang, lange kurz gebraucht und ohne Unterschied *an jeder Stelle* angebracht werden, überhaupt erzeugen. Der blofse Reim genügt nicht, dieses Holpern und Stolpern aufzuwägen. Die treffliche Uebersetzung des Ariost von Gries, der die Stanzen getreu nachgebildet hat mit Ausnahme des zweiten Reimes, den er durchweg männlich gestaltet, liefert den praktischen Commentar zu dieser mit feinem Geschmack aufgefundenen Ansicht. Seine Uebertragung, bei aller Kunst, ermüdet den Geist durch die Gleichförmigkeit des Rhythmus, die durch so viele und lange Gesänge jambisch hingeht, ich will nicht sagen wie eine unübersehbare amerikanische Steppe, weil jenes Gedicht mit hohen innern Reizen geschmückt ist, sondern wie ein ungeheurer Garten, der mit einer und derselben Blume auf vollkommen gleichgestalteten Beeten überdeckt wäre: ein solcher Garten müfste die Blicke des Hinwandelnden zuletzt unfehlbar ermüden. Ich will nicht behaupten, dafs Wieland, als er seinen Oberon dichtete, zu dieser Erkenntnifs schon vorgedrungen war; es ist vielmehr glaublicher, dafs er zu jener Zeit nicht im Stande war, die deutsche Sprache zu solcher erstaunlichen Gleichheit des Rhythmus, wie sie Gries entfaltete, zuzuhauen und abzuglätten wie einen rauhen Marmorstein. Kurz, er bildete seine Strophen, sei's bewufst, sei's unbewufst, so wechselreich als möglich aus; gerieth aber aus dem Regen in die Traufe, wenn wir so sagen dürfen, und verliefs die strenge Form der Stanze so weit, dafs mehr eine Art Knittelverse, als wohlabgerundete Weisen entstanden. Der nämlichen rhythmischen Metamorphose, wie Platen a. a. O. anmerkt, ist die Terzine unterworfen, die in Dante ihren Meister empfing. Sie schickt sich eben so wenig für das deutsche Epos; das ewige Einerlei des jambischen Grundtones, der an den dreifachen, sich stets gleichförmig kreuzenden Reim gebunden ist, wird schleppend für ein längeres Gedicht; das Maafs erhebt sich, wie das der Stanze, sobald der Dichter aus dem ewig glatten Meeresspiegel der gleichsam windstillen Rede sich herausarbeiten möchte, über den epischen Ton empor in das Bereich des Lyrischen, Kühnen und Prächtigen. Woraus hervorgeht, dafs man, so wie die Stanze, auch die Terzine im Deutschen auf kürzere lyrische Ergüsse zu beschränken wohlthut. Wie viel dennoch in dieser beengten Form geleistet werden könne, bekundet das allbekannte Gedicht von Rückert, Edelstein und Perle, worin dieser Dichter das Mögliche versucht hat; die gröfste Gewandtheit in der Sprache vermochte aber nicht, den Styl episch zu erhalten und den lyrischen Ton zu dämpfen. Einen sonderbaren Fehler beging J. Mosen in seinem überdies nicht zur rechten epischen Klarheit durchgedrungenen Ahasver; er liefs nämlich jedesmal die zweite Zeile der Terzine ungereimt, wodurch er vielleicht dem lyrischen Gepräge zu entfliehen hoffte; was jedoch auf der andern Seite den Nachtheil herbeiführte, dafs sein Werk auch in der äufsern Form gleichsam etwas Unfertiges zeigt wie eine Statue, an welcher vom Meister dieses oder jenes Glied vergessen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

1) *Joh. Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke.*
2) *Commentar zu Joh. Lad. Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus denselben von Franz Eduard Söller.*
3) *Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes Tunisias von Wilh. v. Schütz.*

(Fortsetzung.)

Auf meinen Vorsatz zurückzukommen, scheint es mir, dafs es mit dem deutschen Hexameter eine ähnliche Bewandnifs habe. Er verliert bei uns seinen erzählenden Charakter und erscheint *zu künstlich* für die Natur des Epos. Auch Platen spricht diesem Vers in einem Epigramm das Epische ab, man solle nicht wähnen, sagt er, dafs der Hexameter für den Deutschen deswegen ein episches Mafs sei, weil er für die Hellenen ein solches gewesen; man solle ihn nur zu geringen Gedichten verwenden, Klopstock habe geirrt, wie Viele mit ihm. Es ist hieraus nicht ganz deutlich, ob er, wie Ref., auch aus den zuletzt angegebenen Gründen, oder blofs aus den obigen, welche die äufsere Gestaltung vieler Wörter betrafen, die Untauglichkeit des Hexameters für ein deutsches Epos behauptete. Wie dem auch sein möge, beide Bedenken, welche man wohl schwerlich jemals vollkommen beseitigen wird, sprechen gegen die Tauglichkeit und beruhen nicht auf theoretischer Träumerei.

Ich habe hier Alles kurz zusammengestellt, was seither über den deutschen Hexameter, der für unsere Litteratur eine entschiedene Wichtigkeit erlangt hat, zu Tage gefördert worden ist. Sachverständige wissen, dafs eine sorgfältige Beleuchtung der äufsern Form, so trocken und unerquicklich auch dergleichen Dinge manchem bedünken mögen, keineswegs überflüssig ist; vorzüglich da Niemand läugnen wird, dafs in diesem Stücke die deutsche Schreibkunst gegen die der Italiener, Engländer und Franzosen gemeiniglich zurücksteht. Es ist endlich Zeit, dafs die Geringschätzung des Formellen aufhört, die in der Regel aus Unfähigkeit und Unwissenheit entspringt. Es kann unsern Schriftstellern nicht genug wiederholt werden, von welcher hohen Bedeutung das Gewand ist, welches sie ihren Schöpfungen anlegen; nichts bestraft sich so sehr, als die Nachläfsigkeit, die ein Dichter in diesem Punct sich zu Schulden kommen läfst, nichts rächt sich mehr, als wenn er einen Irrthum in der Wahl des Versmafses begeht. Die Nachtheile scheinen fast eben so grofs, als wenn er sich im Stoffe vergreift; denn die Mängel in der Form verderben entweder den letztern von Grund aus, oder sie hindern seine rechte Entfaltung, indem sie die Schönheit desselben mehr oder weniger beeinträchtigen. Ist der Fehlgriff einmal geschehen und das Gedicht vollendet, dann läfst sich dem Uebel nicht mehr abhelfen, weil das Werk mit seinem ganzen einmal vorliegenden Gepräge von Niemandem umgeschmolzen werden kann. Daher die Warnung, sich in Zeiten vorzusehen und die Form zu studiren, damit man unheilbaren Fehlern ausweiche, ihren guten Grund hat. Die Gedanken, sagt Platen, gehören der Menschheit, aber die Sprache dem Volke; wer die letztere schlecht handhabe und die Form überhaupt vernachläfsige, schaffe nichts Dauerndes, sondern gleiche einem Plastiker, der seine Bilder in die Luft baue.

Pyrkers Dichtungen mahnen denn ebenfalls lebhaft daran, dafs man die rechte Form suchen müsse. Sie sind von dieser Seite verfehlt, wie aus der obigen Darstellung hervorleuchtet; Ref. hofft, dafs ihn nicht der Vorwurf treffe, er sei mit vorgefafsten Meinungen an die Beurtheilung dieser Werke gegangen. Schon deswegen aber sah er sich genöthigt, so ausführlich die Form des Hexameters zu besprechen, als geschehen ist; die Freunde des Dichters werden daraus erkennen, dafs ich nicht willkührliche Forderungen gemacht, son-

Digitized by Google

dern solche, welche die Kunst beansprucht. Sie werden zugleich daraus eine Entschuldigung für den Dichter schöpfen, dem ich sowohl die Meisterschaft als die Musterhaftigkeit in der Form absprechen müssen: Pyrker irrte, wie Klopstock und seine Nachfolger irrten, wobei ihm das leidige Verdienst zufällt, durch sein glänzendes Beispiel diesen Irrthum in deutliches Licht gesetzt zu haben. Wenigstens sollte man denken, dafs in Zukunft Niemand leicht ein umfangreiches Gedicht in Hexametern abfassen werde, nachdem ein solches Talent daran zu Grunde gegangen. Wie dem auch sein mag, jedenfalls mufs man sich darüber verwundern, dafs der Dichter dennoch einen grofsen Leserkreis, namentlich in seiner Heimath, in Oestreich und andern südlichen Provinzen, zu erwerben vermocht hat. Seine Tendenz, seine einflufsreiche Stellung im Leben, seine zahlreichen Verbindungen und andere günstige Verhältnisse scheinen hier nachdrücklich eingewirkt zu haben; doch wollen wir dem Urtheil der Leser nicht vorgreifen.

Betrachten wir vielmehr Pyrkers Werke von der andern Seite; erwägen wir Stoff und Gehalt seiner Dichtungen, um zu sehen, ob er wenigstens hierin das ungetheilteste Lob und jene Bewunderung verdient, welche ihn als gröfsten und einzigen deutschen Epiker ausruft. Der Raum dieser Blätter indessen fordert, dafs Ref. sich jetzt hierüber so kurz als möglich fafst. Auf den ersten Anblick erscheinen die von Pyrker gewählten Stoffe nicht nur volksthümlich, sondern auch national; zwei deutsche Kaiser treten in den beiden Dichtungen der ersten zwei Bände als Hauptpersonen auf, während die biblischen Helden, die in den „Perlen der heiligen Vorzeit" geschildert sind, durch Religion und Erziehungsgang uns so nahe stehen, als wären sie alterthümliche Gestalten unsers eigenen Stammes oder doch halbe Landsleute aus der grauen Vorzeit. Ja, kaum sind Kaiser Karl V. und Rudolph von Habsburg unserm Volke so bekannt wie Abraham, Samuel, Moses, Helias, Judas Makkabäus u. a. in den „Perlen." Daher Leser und Kritiker, die zur ersten Bedingung eines rechten Nationalwerkes einen vaterländischen Stoff machen, im Allgemeinen den Verfasser hierin keines Fehlgriffes anzuklagen Grund und Gelegenheit haben. Ganz andere Fragen indessen sind, ob die Wahl des Stoffes auch sonst eine glückliche gewesen; ob der gewählte Stoff ein recht poetischer sei und allgemeine Theilnahme verdiene; ob man endlich an seiner Behandlung etwas auszusetzen habe. Der gewählte Held unter andern könnte deutsch und eine poetische Figur sein und dennoch für ein Epos sich nicht recht schicken. Dergleichen und ähnliche Untersuchungen über Pyrkers sämmtliche Leistungen vorzunehmen, würde zu weit führen, da manches Für und Wider hierbei zur Sprache kommen müfste. Wir heben daher die Tunisias aus, sein erstes Heldengedicht, und wollen prüfen, ob Stoff und Gehalt so bedeutend sind, um die oben gezeigten Mängel der äufsern Form niederzuschlagen und dem Ganzen nicht nur höchsten Rang, sondern auch unsterbliche Dauer zu verleihen. Denn innere Schönheit, durch sonstige talentvolle Bearbeitung des Materials hervorgerufen, vermag viel und gleicht manche Schwächen aus, wie die Schöpfungen Goethe's und andrer Dichter beweisen.

Der grofse Philosoph Hegel hatte nicht sowohl aus willkührlichen Voraussetzungen, als aus guten Gründen den Ausspruch gethan, dafs zur Hervorbringung eines absoluten Epos, d. h. eines allen epischen Grundforderungen und Grundbedingungen genügenden Epos, die christliche Aera unfähig und unvermögend geworden sei. Es ist allerdings gefährlich, der gesammten Menschheit mit ihren zahllosen im Schoofse der Zukunft noch schlummernden Kräften irgend eine Gabe abzusprechen, welche über menschliche Grenzen nicht hinausgeht; was heute von der Theorie geläugnet wird, kann der Genius schon morgen praktisch widerlegen, was die Vorzeit einmal schon geleistet hat, können wir von der Zukunft in gleicher oder noch gröfserer Vollendung unverzagt wieder erwarten, so lange wir nicht Ursache haben, in die Schöpferkraft des menschlichen Geistes überhaupt Mifstrauen zu setzen. Alles kommt auf den Begriff an, den wir uns von einem absoluten Epos machen; betrachten wir z. B. den Homerischen Gesang als ein solches, so kann es leicht geschehen, dafs die Zukunft den Ausspruch, etwas Aehnliches sei fernerhin nicht möglich, bewahrheitet. Das würde aber gar nichts ausmachen. Wir können ein anderes in seiner Art vollkommenes episches Werk erhoffen, das so hoch steht als das homerische; es fragt sich sogar, ob nicht der Fortschritt der Welt just etwas ganz Anderes verlangt als der griechische Sänger geschaffen hat, ein Epos, das von den epischen Werken aller früheren Poeten

Digitized by Google

sich weit entfernt, was Form, Stoff und Gehalt anbetrifft. Ref. zweifelt nicht im mindesten, dafs dem wirklich so sein müsse; er läfst sich daher durch jenen Ausspruch Hegels und seine sonstige Theorie des Epos keinen Augenblick bange machen. Davor fürchtet sich denn auch keineswegs W. von Schütz, der in seiner unter Nr. 3. angeführten Schrift gegen den grofsen Philosophen zu Felde zieht und nicht nur jenen Satz von der absoluten Unmöglichkeit eines künftigen Epos in fünf Abschnitten bestreitet, sondern auch darzuthun sich bestrebt, Pyrker, der von Hegel sonderbarerweise unbeachtet geblieben sei, habe zwei Heldengedichte gesungen und mit ihnen eine poetische Schöpfung entfaltet, „*deren allseitige Vollkommenheit*" alle Behauptungen dieser philosophischen Aesthetik widerlege. Die Praxis also, meint Hr. von Schütz, habe die Theorie schon Lügen gestraft, ehe noch die Theorie, mit dem Geleisteten unbekannt, auf verneinende Weise sich ausgesprochen. Mit Einem Wort, v. Schütz sowohl als Söller sind darüber einig, dafs wir in dem Dichter der Tunisias (und der erwähnten andern Werke) einen *neuen Homer* begrüfsen! Einen neuen Homer und obendrein einen, der *einige Vorzüge* vor dem alten Homer hat! Ohne Zweifel, hätte es mit der „allseitigen Vollkommenheit" seine Richtigkeit, so könnte und müfste Deutschland auf seinen Pyrker offenbar so stolz sein wie die Italiener auf ihren Ariost. Ref. würde sich aufrichtig freuen, wenn er durch seine beipflichtende Stimme die Leser dieser Blätter mit der Kunde von einem solchen Nationalschatz überraschen könnte; er sieht sich aber aufser Stand, in gleiches Horn mit den beiden Verfechtern der Pyrkerschen Muse zu stofsen, wie er in der Kürze auseinandersetzen will. Hierauf gedenkt er auch zu untersuchen, ob die beiden Herren sich mit Grund oder Ungrund darüber beschweren, dafs Mittel- und Norddeutschland das unvergleichliche Verdienst des erzbischöflichen Sängers angeblich nicht anerkennen wollen; ferner, ob Hoffnung vorhanden sei, dafs die verlangte rechte Anerkennung früher oder später erfolge.

Eine Seite „der allseitigen Vollkommenheit" habe ich schon weggenommen, indem ich dargethan, wie weit seine äufsere Form von dem Ziel derjenigen Vollkommenheit, welche die deutsche Kunst erheischt, entfernt geblieben sei. Hierzu mag ich nicht gleich weiteren Tadel häufen, sondern will zunächst alles das, was mir Lob zu verdienen scheint, übersichtlich zusammenstellen. Dafs seine Sprache edel, klar und und ungezwungen sei, während ein wohlgegliederter Periodenbau diese Eigenschaften unterstütze, habe ich gleich im Eingange dieser Anz. gesagt. Sie verräth nichts Gemachtes, was sich äufserlich durch ungeschickte oder allzuschwierige Wortstellung kundzugeben pflegt, sondern die Verse fliefsen, wie schwach sie auch durch rhythmische Mängel oft klingen mögen, in natürlichen und ungehemmten Wogen ab, wie eine blühende Prosa, nach Söllers Vorschrift (p. 7). Die Reinheit seines Styles erstreckt sich bis auf einzelne Ausdrücke und Benennungen, die keine geringen Schwierigkeiten veranlafsten, da der Verf. einen modernen Stoff gewählt hatte, während die Form des Hexameters eine gewisse antike Färbung zu behaupten sucht. Dies gilt besonders von den Gegenständen, welche auf die neuere Kriegskunst Bezug haben, im Deutschen aber und in allen neueren Sprachen ziemlich bunt benannt sind. Es mufste dem Dichter schwer fallen, dieselben mit eigenthümlich deutschen Namen zu bezeichnen, die den gewöhnlich gebrauchten vollkommen entsprächen und keine Verwirrung verursachten. Söller giebt uns (p. 159 u. 160) ein Verzeichnifs solcher Benennungen, woraus wir sehen, dafs Pyrker z. B. Ober*leitmann*, Unterleitmann, Oberstleitmann für Ober- Unter- Oberst-*Lieutenant* sagt, *Herold* statt Adjutant eingeführt hat, *Amtner* st. Offizier, *Wurfschütz* st. Kanonier, *Brückner* st. Pontonier, *Höhler* st. Mineur, *Nachhalt* st. Reserve, *Faustrohr* st. Pistole, *Donnerrohr* und *Donnerschlund* st. Kanone u. dgl. m. Wir lassen es dahingestellt, ob hierin überall die nöthige Klarheit erreicht worden; solche Dinge müssen mit Nachsicht beurtheilt werden, sie gewinnen Halt, Dauer und Bürgerrecht durch den Sieg, welchen das Gedicht selbst im Uebrigen erringt. Auch hierbei können wir nicht umhin zu bedauern, dafs eine Anzahl solcher deutscher, halb- oder ganz neuer Ausdrücke nur durch jene oben beklagten metrischen Schwächen in den Hexameter sich einfügen liefsen. Aufserdem findet man die leichte Darstellung durch Gleichnisse verschönert, die, wie Söller sagt, noch nie verbraucht sind; aus der Tunisias reiht dieser Commentar die längeren zusammen, wie sie in allen zwölf Gesängen auf einander folgen (p. 156 u. f.). Der erste Gesang bietet fünf Gleichnisse: 1) das gestirnte Weltall, 2)

Digitized by Google

Geschwindigkeit in dreifacher Gradation vom sinkenden Blei, Sturm- und Gedankenflug, 3) Aeolsharfe, 4) Luftpumpe, 5) Fledermaus. Sie sind treu nach Homerischem Styl gemeifselt und im Verhältnifs zum Umfang des ganzen Epos ziemlich zahlreich; der Dichter entfaltet in diesem Stück ein ganz vorzügliches Talent, man sieht seine Vergleichungen meistentheils aufserordentlich gelungen, ungesucht aufgestellt und mit grofsem Fleifs durchgeführt. Aufser den längeren aber finden sich, wie Söller berechnet, „noch gegen hundert der kürzeren, aus allen Reichen der Natur geholt und von der lieblichsten Art, in diesem Meisterwerke." Zum Ueberflufs stellt er, um den Gehalt anzudeuten, eine Auswahl darin vorkommender Gegenstände zusammen, die auf das Allgemeine Bezug haben, gleichsam die Hauptrubriken, aus welchen das Gedicht besteht, oder die Hauptmomente, welche vom Dichter vorgeführt sind (p. 158 u. 159). Es hat, um mich kurz zu fassen, ein bedeutendes Interesse, einen mittelalterlichen Stoff in der einigermafsen widerstrebenden Form des antiken Sechsmessers so talentvoll behandelt zu sehen. Erreichte Pyrker nicht das Ideal, welches ihm vorschwebte, ein rechtes Nationalepos, so sind vielleicht Zeit und Umstände, Bildungsgang und Leben des Dichters mehr daran Schuld als irgend etwas Anderes. Denn das Talent, welches dem Hrn. Erzbischof angeboren ward, schlägt Ref. sehr hoch an, so weit sich aus den vorliegenden Arbeiten schliefsen läfst; man mufs das magnis tamen excidit ausis mit aller Hochachtung auf den Verf. der Tunisias anwenden.

Was ich an letztgenanntem Werke durchaus lobenswerth finde, habe ich gesagt; mehr zu rühmen wüfste ich nichts, so leid es mir auch thut, ein so hartes Urtheil fällen zu müssen. Wie gern möchte ich den neuen Homer anerkennen, wofür Pyrker an einigen Orten zu gelten scheint. Ich sehe mich zuerst gezwungen, eine zweite Seite von jener angeblichen „allseitigen Vollkommenheit" abzulösen: es fehlt dem Dichter nämlich, wie mich deucht, um auf der höchsten Stufe zu stehen, trotz einer gewissen Selbstständigkeit, dennoch im Ganzen eine durchweg vorwiegende, gleichsam siegreich auftretende *Originalität*. So neu und verschieden der Stoff auch ist, den er bearbeitet hat, die Tunisias erscheint gleichwohl wie ein verblafstes Bild des Homer oder wie eine mittelmäfsige Nachahmung desselben, keineswegs wie ein eigenthümliches Gedicht, das so glänzend und grofs dastünde, wie das Nationalwerk des Vaters aller hellenischen Poesie. Wie mag das kommen, worin steckt der Fehler? Ich meines Orts urtheile nach dem Eindrucke, den Pyrkers Darstellung auf mich macht. Letztere finde ich nicht so *episch* al sie sein sollte; der Dichter fafst sich im Allgemeinen zu kurz, die Gegenstände schweben, obgleich er sich nicht selten Mühe giebt, sie mit deutlichen Farben zu malen, dennoch zu flüchtig an uns vorüber, mit fast virgilischer Wortsparsamkeit berührt. Es treten zu selten klare epische Bilder heraus, es mangeln die rechten Ruhepuncte, es fehlen eigentlich schöne Schilderungen, so viel Schönes und Denkwürdiges auch darin beschrieben sein mag; kurz, es fehlt etwas Allgemeines, das siegend anzieht, und etwas Specielles, das mit ruhigen Reizen festhält. Deutlicher vermag ich mich darüber nicht auszudrücken; auch kann ich nicht sagen, wieviel der Stoff selbst daran Schuld sein möchte. Was die äufsere Form anbelangt, so dürfte sich behaupten lassen, dafs sogar der Hexameter der Eigenthümlichkeit geschadet hat und einer durchgreifenden Originalität hinderlich geworden ist. Es bedünkt mich, dafs das gröfste Genie nicht im Stande sein dürfte, wenn es das einmal in einem hervorragenden und weltbekannten Gedichte gebrauchte Mafs wieder anwendet, überall das Anklingen und Anspielen an die Harfe des Vorgängers zu vermeiden. Ariost kommt bekanntlich dem Homer am nächsten; man sieht aber, wie Homer und Ariost, sonst so gleich, in der Form sich sehr verschieden gegenüber stehen. Es mag einzelnen Autoren gelungen sein, über diese Gefahr mehr oder weniger sich zu erheben; aber gerade mit dem Hexameter halte ich den Kampf für mifslich, worin Homer ein solches unsterbliches Muster mit solcher göttlichen und schon im ganzen Alterthum unerreichten Einfachheit hingestellt. Wenigstens im *ernsten Heldengedicht*, sollte ich meinen, müfsten sich der Originalität unübersteigliche Klippen schon dadurch emporthürmen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

1) *Joh. Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke.*
2) *Commentar zu Joh. Lad. Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus denselben von Franz Eduard Söller.*
3) *Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes Tunisias von Wilh. v. Schütz.*

(Schlufs.)

Dazu kommt, dafs die deutsche Uebersetzung des Homer von Vofs in Aller Händen ist, von welcher, ich mag die Sache betrachten wie ich will, der Schritt bis zur Tunisias im Formellen sehr klein ist; es gewinnt den Anschein, als sei Pyrker von der Lectüre dieses „steifen" Productes ausgegangen und habe sich an den Tisch gesetzt, um ein eigenes Werk niederzuschreiben, worin er diese Verdollmetschung übertreffen wollen; was ihm denn auch in Rücksicht der „steifen" Sprache wohl gelungen. Der fremde Stoff, den er sich hervorsuchte, reichte jedoch nicht aus, die sich unwiderstehlich aufdringenden Aehnlichkeiten zu vertilgen; schon in der Zeit standen Vofs und Pyrker sich zu nahe, um nicht im Aeufserlichen zusammentreffen zu müssen, wenn sie die nämliche Form wählten. Gebräche es mir nicht an Raum, so würde ich selbst im Einzelnen darzuthun versuchen, worin ich die Originalität an Pyrker vermisse. Es sind viele matte Redensarten in seinen Hexametern; was sich bei Homer trefflich ausnimmt, erscheint hier oberflächlich und abgenutzt: die Verse sind nicht so schöpferisch ausgefüllt durch charakteristische Züge und Gedanken, um den homerischen als ebenbürtig gegenübertreten zu können. Nachahmung verwerfe ich keineswegs; wollte man aber nachahmen, im Einzelnen wie in ganzen Stellen, so müfste man ganz anders nachahmen, als Pyrker gethan; namentlich dürfte das Nachgeahmte nicht als etwas Müfsiges klingen. Was hilft der allgemeine Zusatz z. B., wenn wir ein Land erwähnen und von ihm sagen: das tapfere Völker bewohnen," oder wenn wir „von Gott gesegnete Länder" anführen? So urtheilt der Unterz., der jedoch zugiebt, dafs der Grund davon theilweis darin liegen könne, dafs es dem Talent des Verf.'s an Tiefe mangelte, während Leben, Stellung und Geschick ihm nicht vergönnten, den Sinn für das Schöne vollkommener auszubilden. Eine weiche und gefühlvolle Seele, die wir dem Sänger der Tunisias keineswegs absprechen, giebt dafür keinen hinlänglichen Ersatz.

Eine dritte Seite jener „allseitigen Vollkommenheit" erlaube ich mir in Zweifel zu ziehen; diese betrifft die sogenannte *Maschinerie* und das *Historische* in dem Heldengedicht Tunisias. Hr. von Schütz vertheidigt in einem besondern Abschnitte das Heroische und die von Pyrker angewendete Maschinerie gegen Hegels theoretische Ansichten und behauptet geradezu, der Dichter sei hierin ungemein glücklich gewesen und die Tunisias leiste noch ungleich mehr als der berühmte Aesthetiker beantrage. Letzterer begnüge sich mit der poetischen Realität, während Pyrker ungleich Höheres gewähre, etwas gewähre, das dem antiken Epos mangle, so dafs der Beweis geführt sei, das christliche Epos könne das antike noch weit übertreffen. Hier sehen wir also den „neuen Homer" einmal, wie ich oben schon sagte, sogar über den alten gestellt. Ohne auf die Gründe des Hrn. von Schütz näher einzugehen, welche sich auf „das Wesen der katholischen Poesie" und auf eine höhere Stimmung stützen, welche durch das Abendgebet des Kaisers im Dom zu Madrid (s. Gesang I.) so glücklich hervorgerufen sei, erklärt Ref. unbedenklich, dafs ihn die ganze Art und Weise, wie Pyrker das Historische mit dem Wunderbaren verknüpft hat, nicht befriedigt. Wie viel auch eine begeisternde und begeisterte Darstellung ausrichten mag, sie wird den urtheilenden Verstand, dem wir sein Recht gönnen müssen, schwerlich

Digitized by Google

dahin bringen, dafs er sich von der Wahrscheinlichkeit unmittelbar sich einmischender göttlicher Hülfe ohne Weiteres überzeugen soll, wenn von geschichtlichen Thatsachen die Rede ist. Es bleibt mifslich, die neuere Historie mit einer Art mythischer Vorstellungen auszuschmücken, wie Pyrker gethan, indem er nicht nur Geister zu Hülfe ruft, sondern auch die Seelen längst verstorbener Männer, verblichene Helden verschiedener Nationen heraufbeschwört, Hermann, Hannibal, Regulus, Muhamed im Gefolg unzähliger Geister aus dem Schlund des Aetna schwebend, und eine Menge anderer Bundesgenossen einschreiten und die geheimnifsvollen Fäden dessen, was geschehen soll, spinnen, halten und lenken läfst. Sein Epos ist zu einer halben Geistergeschichte geworden, worin die Menschen eine sehr untergeordnete Rolle spielen und fast Wachsfiguren gleichen, während sie als geharnischte Ritter auftreten sollten, von welchen die Weltgeschichte ihre Gestaltung empfängt. An dergleichen Fictionen glauben die nüchternen Sterblichen heutzutag nirgends mehr. Bei Ariost verhält sich die Sache ganz anders; sein Stoff erlaubte das Wunderbarste und wir lassen uns die abentheuerlichsten Dinge von ihm weifs machen, über welche der grofse Dichter zuweilen selbst schalkhaft lächelt. Dem italischen Werk fehlt gleichwohl nicht der Hintergrund der Wahrheit; edle, grofse und herrliche Gestalten treten heraus, die Fleisch und Blut, Kraft und Knochen haben. Bei Pyrker hingegen sehen wir das Gegentheil: die historischen Figuren verlieren sich in das Unwahrscheinliche. Wenn Geschichte dargestellt wird, begehrt die Welt, wie dem Unterzeichneten dünkt, ein Gemälde von ganzen Menschen, woran der Lebende sich spiegeln kann wie an Lebenden; die *Idealisirung* der handelnden Personen mufs das *Wunderbare* dabei ersetzen, sie müssen bewunderungswürdig erscheinen, aber nicht selbst wunderbar sein oder von Dämonen geleitet werden, in deren Hand Alles liegt. So urtheile ich nach meiner Vorstellung von einem historischen Epos, dessen poetisches Beiwerk, wenn auch das Uebermenschliche oder Uebersinnliche fehlt, dennoch vielleicht so glänzend ausfallen kann als der Zierrath, welchen die Mythen liefern. Vermochte nun Pyrker den Stoff der Tunisias nicht besser durchzubilden oder hat er gar sich in der Wahl des Stoffes vergriffen?

Ersteres wollen wir nicht untersuchen, Letzteres scheint mir der Fall zu sein. Die Tunisias wird schon ihrer Hauptfigur wegen niemals zu einem deutschen Nationalepos, worunter ich ein Werk verstehe, welches das ganze Volk liebt, sich erheben. Kaiser Karl V., der hier besungen wird, ist ein vollkommen undeutscher Charakter; Kaiser Karl V. hat alles Unheil verschuldet, welches nach ihm über Deutschland hereingebrochen ist, weshalb ihn die Nation auf ewig verwünschen mufs; Kaiser Karl V. war, wie sich Platen in einer Ode treffend ausdrückt, „unser Verderben und das Verderben ganz Europas." Vergeblich sucht Pyrker diesen Herrscher aus dem Fegefeuer, worin er bis an's Ende der Tage büfsen wird, mit wehmüthigen Klagen über Verkennung zu erlösen; als Dichter mufste er natürlicherweise den gewählten Helden mit der gröfsten Vorliebe betrachten: die Geschichte aber spricht das Anathem über den spanischen Fürsten und seine treulose verruchte Politik. Ref. braucht sich darüber nicht weitläuftig zu verbreiten; wenn früherhin, als Pyrker diesen Kaiser zur Verherrlichung sich aussuchte, einige Geschichtsquellen zu Gunsten seines Regimentes sich anführen liefsen, namentlich wenn man ihnen ein katholisches gerngläubiges Ohr zubrachte, so wird man doch künftig den *unglücklichen* Besieger von Tunis und den *glücklichen* Zermalmer deutscher Gröfse nicht mehr für einen Märtyrer ausgeben können. Zwei Werke machen dies unmöglich, die Briefe und Urkunden, welche in jüngster Zeit aus den Archiven hervorgezogen worden und zu Leipzig und Stuttgart erschienen sind. Ref. mifsbilligt nicht die religiösen Tendenzen eines Gedichtes, sie müssen nur die rechten sein. Etwa durchaus protestantischer Natur? höre ich die Herren Söller und v. Schütz lächelnd fragen? Das ist nicht nothwendig und es wäre Thorheit, von einem römisch-katholischen Erzbischof dergleichen zu verlangen. Was hat der Protestantismus abgeworfen? Nichts als die Gesetze der Hierarchie, von den Päpsten erfunden, von den Deutschen zu allen Zeiten verbeten, von der Hälfte auch der heutigen Katholiken schon für verwerflich erkannt: früher oder später aus der ganzen Welt verschwindend. Menschliche Lügen fallen zusammen, der weise Dichter mufs, namentlich seit der Reformation, über ihnen stehen, wenn er fortdauern will; am wenigsten darf er den Lügen der Zeit neue mühsam herbeigeschaffte Fundamente unterbreiten wollen. Pyrker (es thut mir leid,

Digitized by Google

es sagen zu müssen, weil sein Gedicht als ein unfreies Werk (dadurch zusammenstürzt) hält sich auf einseitigem katholischem Standpuncte, wie aufser einigen religiösen Ansichten vorzüglich seine Noten beweisen, worin er den grausamsten und schändlichsten aller Henker, den Herzog Alba, den blutigen Tiger, in seinen Schutz zu nehmen nicht erröthet; worin er den jugendlichen, in schwierige Verhältnisse verflochtenen Churfürsten Moritz von Sachsen als einen gegen den Kaiser undankbaren Vasallen anzuklagen kein Bedenken trägt *); worin er (Ges. XI mit Not. 9) den dreifsigjährigen Krieg mit seinen allvernichtenden Donnern und wohl „in keiner Zeit" heilenden Schäden dem Protestantismus in die Schuhe schieben möchte, der gegenwärtig die Welt beherrscht und erleuchtet. Er beklagt sich über die „*reizende Neurung*," welche so viel Elend über Deutschland ausgeschüttet, obgleich er eingestehn mufs, dafs „eine Wiedergestaltung so an dem Haupt wie an den Gliedern auch die bessere Mehrzahl ersehnt habe." Allerdings müssen wir Deutschlands Theilung in zwei Lager mit ewigen Thränen beweinen. Wer führte aber den leidigen vollkommenen Bruch und die Zertrümmerung des „schon sich erhebenden Eintrachtstempels" herbei? Niemand anders als sein Held Karl V., dem Moritz glücklicherweise noch Schranken setzte, dafs uns sein Alba nicht schlachten konnte, der erbarmenlose, dem der Türke kaum gleich kam. Ja, ist die Wiedergestaltung, welche die bessere Mehrzahl schon damals hoffte, wie Pyrker aufrichtig und halb protestantisch sich erklärt, in den folgenden Jahrhunderten bis 1846 wirklich in's Leben gerufen worden? Wir antworten einfach: Nein! Denn der Herr der alleinseligmachenden Kirche hat kein Jota verändert und Alles unerfüllt gelassen, was die Besseren damals ersehnten und auf den heutigen Tag noch ersehnen. Man lenke die Blicke nach Spanien, Portugal, Polen, Italien u. s. w.: wie befinden sich diese Länder? Doch ist dies ein Kapitel, über welches wir schonend einen Schleier werfen wollen.

Noch viel befangener, als der Hr. Erzbischof, urtheilen in diesem Stück seine beiden Commentatoren Söller und v. Schütz, zum grofsen Nachtheil für die Anerkennung des Dichters, die in Deutschland keine sonderlichen Fortschritte mehr machen wird, schon wegen der empfohlenen Tendenz, welche die Sonne der Zukunft mit Gewölk überschatten möchte. Hr. v. Schütz (p. 7—8) geht so weit, die deutsche Litteratur zu schelten und „die Universität zu Berlin der Finsternifs" anzuklagen, weil man „dort im J. 1838, wo Hegels Vorlesungen über Aesthetik durch Dr. Hotho heraus- und dem Drucke übergeben wurden, die Werke Pyrkers nicht berücksichtigt habe." Es wäre ein überflüfsiger Streit, wenn wir mit den beiden orthodoxen Herren über kirchliche Dinge rechten wollten; es wären verlorene Worte, wenn wir sie tadelten, dafs sie mit dem „ursprünglich christlichen, katholischen Glauben, der noch die meisten Bekenner zählet" (Söller, p. 28), das Wunderbare der Maschinerie im Pyrkerschen Epos deckten und entschuldigten, oder vielmehr die volle Gültigkeit dieses Wunderbaren darauf stützten. Sie reden (auch Pyrker *) in den Noten) von Sekten und Sektenhafs, womit sie die grofse protestantische Kirche bezeichnen; wir halten es für unwürdig, eine Sylbe darauf zu erwiedern. Sie schreiben die Nichtanerkennung des erzbischöflichen Dichters unserm Hafs des Katholicismus zu; wir läugnen, dafs solcher Hafs unsere Herzen erfüllt; während in den ebengenannten Titeln, die sie uns geben, ein unchristlicher Hafs sich offen ausspricht. Sie berufen sich auf die Mehrzahl der Bekenner, wir dagegen stehen auf der Seite jener bessern Mehrzahl, deren Vorhandensein Pyrker, wie ich oben erwähnt, schon im 16ten Jahrhundert anerkennt. Diese bessere Mehrzahl, welche sich die evangelische Kirchengemeinde nennt, wünscht und begehrt: dafs die Erde ein freies schönes Gotteshaus werde, wie es Christus gewollt hat. Während die römisch-katholische Kirche sich für vollkommen ausgiebt, obschon sie tagtäglich sehen kann, dafs ihre Vollkommenheit ein böser Traum ist, welcher den Fortschritt der Menschheit hindert, lebt die sogenannte pro-

*) Man mufs die Stelle (Schlufs des I. Gesanges mit N. 9.) selbst lesen, um sich von der Lächerlichkeit einer solchen Anklage zu überzeugen. Alles, was Pyrker von den Umständen nach der Schlacht von Mühlberg und über den von Karl V. lange getäuschten und belogenen Moritz sagt, ist geschichtlich unwahr.

*) Uebrigens wollen wir den Hrn. Erzbischof nicht geradezu der Intoleranz beschuldigen. S. über ihn unsern hochverdienten Bischof *Eylert*, Charaktz. Fr. Wilh. III., Bd. 2., Abth. 2., p. 381. Vielleicht dachte der Erlauer Prälat in jüngern Jahren (als er seine Dichtungen schrieb) strenger und — also unpoetischer.

Digitized by Google

testantische Kirche der festen Ueberzeugung, dafs das Christenthum seine hehre Aufgabe kaum noch zur Hälfte erfüllt hat, aber mit Gottes Hülfe in den folgenden Jahrhunderten allgemeiner unter den Völkern Europa's durchdringen und im Staatsleben mehr und mehr zur Wahrheit werden wird. Die gebildeten Katholiken, welche die Welt und ihren Zustand gründlich kennen, theilen diese Ansicht, die ich am Schlufs beifügen mufste, um den Wiener Freunden darzuthun, dafs ich obige Beurtheilung der Pyrkerschen Leistungen mit derjenigen Freiheit der Seele geschrieben habe, welche der hoffnungsreiche Aufblick in eine zum Bessern fortschreitende Zukunft gewährt.

Johannes Minckwitz.

XLV.

Theremin, Demosthenes und Massillon. Berlin, 1845.

Demosthenes Or. in Aristocratem. Edd. E. W. Weber. Jena, 1845.

Die Philologie hat in unsern Tagen öfter als sonst den Vorwurf hören müssen, dafs sie nicht befähigt sei, es bis zum wahrhaften Verständnifs des klassischen Alterthums zu bringen, und dafs sie genug gethan habe, wenn sie für die wissenschaftliche Einsicht von der Höhe der Gegenwart aus die nothwendigen Vorarbeiten übernehme. Aber Kunst und Wissenschaft der gegenwärtigen Zeit, wie vielfach verlieren sie selbst das Bewufstsein über die Beziehung, in der sie zum Alterthum stehn, und wenden sich von den Quellen ab, aus denen kein Jahrhundert aufhören darf zu schöpfen, wenn es nicht der Barbarei anheim fallen will! Die Wiedergeburt unserer bildenden Kunst, die Erhebung unserer schönen Literatur im vorigen Jahrhundert, die Reformation unserer Kirche, unser ganzes geistiges Leben knüpft an das Studium des klassischen Alterthums an, welches immer auf's Neue mit der Gegenwart zu vermitteln, die grofse, wichtige, welthistorische Aufgabe der Philologie ist. Bald sind es nun materialistische, bald einseitig christliche Tendenzen gewesen, welche diesen Zusammenhang zu lösen versucht haben; nirgends aber haben diese Versuche mehr Erfolg gehabt, als in der Kunst der Rede. Als Aristoteles seine Rhetorik schrieb, meinte er, die Rede müsse von dem zufälligen Gelingen oder der zufälligen Begabung eines Individuums unabhängig gemacht, und zur Techne erhoben werden. Unsere gegenwärtige Zeit ist des Glaubens, dafs sie weder der Kunst noch des Studiums von ewigen Werken der Kunst bedürfe, sondern dafs die Kraft der höheren Wahrheit auch von den Fesseln jener Kunstregeln frei mache, die nur den freien Strom der Gefühle hemmen würden. Ja, bis auf unsere Schulen hinab dringt bereits diese Ansicht, und fordert uns auf, die Nachahmung jener ewigen Meisterwerke aus alter und neuer Zeit fallen zu lassen, und dem Ergufs der Subjectivitäten freien Spielraum zu gewähren, während unsre Ueberzeugung sonst die war, dafs gerade die begabteste Natur der strengsten Zucht bedürfe, und dafs die Genialität nicht wild wachsend, sondern unter der Zucht des Gesetzes Ewiges zu leisten vermöge. Doch ich will diesen schmerzlichen Betrachtungen nicht nachgehen. Hier aber spricht einer unserer Meister es unverholen aus, dafs die Beredtsamkeit unter uns nur ein kümmerliches Dasein friste, weil man sie für eine angeborene schöne Gabe halte, die kaum der Pflege bedürfe. Der Verf. des Werkes über Demosthenes und Massillon sucht daher diejenigen, welche sie praktisch zu üben haben, zu den Füfsen der alten Meister zurückzuführen; er fordert überall als eine Pflicht, dafs man es wieder zum Bewufstsein bringe über das, was reden sei, und steht, ich glaube nicht zufällig, auf gleichem Standpuncte mit Aristoteles, der gleich ihm darauf dringt, dafs die wichtigen Interessen des Staates, wir setzen hinzu: die ewigen Zwecke des Reiches Gottes, unter eine bessere Obhut gestellt werden, als jene zufällige Begabung sie darbieten kann. Die hohe Bedeutung, welche das Werk Hrn. Theremin's in dieser Beziehung hat, mag es entschuldigen, wenn in diesen Blättern zum zweiten Male über dasselbe gesprochen wird. Ich werde mich aber blos auf den Theil beziehen, welcher den Demosthenes behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Theremin, Demosthenes und Massillon. Demosthenis Or. in Aristocratem. Edd. E. W. Weber.

(Fortsetzung.)

Der Hr. Vf. vermeidet, eben weil er einen praktischen Zweck hat, alle gelehrten Untersuchungen und hält sich namentlich von allen Streitfragen fern, welche noch gegenwärtig geführt werden. Wir sehn die demosthenische Beredtsamkeit auch weniger in den Relationen zu dem Kreise des Alterthums, aus welchem sie hervorgegangen ist; selbst den geschichtlichen Grund, auf dem sie steht, finden wir nur leicht skizzirt; es liegt dem Hrn. Verf. daran, unbeschwert von gelehrtem Ballast sich zu um so freieren Anschauungen dieser Kunstwerke als solcher zu erheben, die Bedeutung derselben für alle nachfolgenden Zeiten in ein glänzendes Licht zu stellen, vor allem aber zu zeigen, wie aus dem einen lebenskräftigen Princip einer wahrhaft sittlichen Gesinnung heraus die Beredtsamkeit des Demosthenes sich immer sichrer, freier, kühner, edler und grofsartiger entfaltet hat. So sehen wir, wie von der zarten Anmuth der Leptinea aufwärts bis zur Rede über die Krone von einer Stufe zur andern die Kraft des Redners sich steigert, die Tendenz der Rede eine immer schärfere, der Affect bewegter, der Ausdruck selbst farbenreicher wird, je mehr dem Bürger und Staatsmanne die Aufgabe seines Lebens klarer, entschiedener, dringender wird, und je mehr sich alle seine Geisteskraft zur Erfüllung der heiligen Pflicht spannt, dem Vaterlande in Noth und Blindheit ein Führer und Retter zu werden. Hiermit liefert der Hr. Verf. praktisch den Beweis, dafs die Beredtsamkeit des Demosthenes innerlich eins sei mit der Sittlichkeit seiner Gesinnung, ja dafs sie in der Entfaltung ihrer schönsten Blüthe vielmehr eine sittliche That als ein Werk der Kunst zu sein scheine, und gewinnt hiermit eine Bestätigung seines alten Grundsatzes, dafs wahre Beredtsamkeit immer durch Sittlichkeit der Gesinnung bedingt sei. Mag nun auch immerhin bei diesem Streben, die Kunst des Demosthenes so in lebendiger Einheit zur Anschauung zu bringen, hier und da eine geistreiche Idealisirung erfolgt sein, welcher die nähere Prüfung beizupflichten zaudert, so fühlt man sich doch einerseits überall vom Odem eines echt künstlerischen Geistes umweht und zu frohem Streben ermuthigt, andrerseits aber ist, ohne alle Polemik für das gesammte Leben des Demosthenes, eine Ehrenrettung gewonnen, kraft welcher uns Demosthenes als der eigentliche Held seiner Zeit erscheint. So hat den Demosthenes seine Zeit und sein Volk verstanden, und trotz dieses und jenes Vorwurfes wohl gewürdigt. Folgen wir nun diesen leitenden Gedanken des Hrn. Vf.'s durch die einzelnen Kapitel.

Kap. 1. Bildung des Demosthenes. Der frühe Tod seines Vaters, die Gewissenlosigkeit seiner Vormünder, die zurückgezogene Jugend, welche ihn zur Sammlung seiner geistigen Kraft führte, der Einflufs des erhabenen Thucydides und des einfachen, ernsten, scharfdenkenden Isäus auf seine rednerische Bildung, das ernste Bemühen um Erwerbung des rednerischen Vortrags, diese und andere Momente werden hier sinnreich in ihrer Bedeutung zusammengestellt. Es ist nicht die flüchtige Befriedigung der Eitelkeit, sondern die strenge Ueberzeugung in der Seele des Jünglings, dafs, um die Kunst der Rede zu gewinnen, von dem, der dem Staate zu dienen denke, keine Anstrengung, keine Aufopferung dürfe abgelehnt werden. In Zeiten, wie es die damaligen waren, ist es, auch nach dem grofsen Worte des Aristoteles, die Pflicht jedes Bürgers, die Beredtsamkeit zu erwerben, um das Gerechte und Heilsame, gegen die falschen Künste gleifsnerischer Sophisten, in seinem Rechte geltend zu machen. Der Staatsbürger *mufs* Redner sein, und er *kann* es werden; so *ward* es Demosthenes. So tritt denn De-

Digitized by Google

mosthenes (Kap. 2.) nach den ersten Kämpfen, zu denen ihn die Nichtswürdigkeit seiner Vormünder trieb, in die rednerische Laufbahn ein. Der Hr. Verf. läfst uns die Leptinea, die Rede über die Symmorien und die Midiana näher betrachten. Schon die Leptinea athmet in jedem Gedanken den Geist ächter Sittlichkeit. Wie gering ist der Vortheil, den von der Aufhebung der Atelieen Athen haben wird, wie grofs die Einbufse an Ehre und Treue, die es erleiden mufs. Und diese Güter hat der Staat doch immer höher geachtet als das Geld. Der *Mifsbrauch* der Atelie müsse verhütet werden, und er selbst wolfe ein Gesetz defshalb einbringen; die aber müsse es geschehen, dafs dem Bürger der Sporn zu freudiger Aufopferung für einen dankbar anerkennenden Staat, nie dafs dem Volke die Möglichkeit nach Verdienst zu lohnen entrissen werde. Die Form der Darstellung ist elegant, gefeilt, gerundet, aber wie maafsvoll, knapp, fast an Nüchternheit gränzend, wie fern von allem, was vielmehr der Erregung heftiger Affecte als der klaren Ueberzeugung dient. Da ist nicht die überschwengliche Begeisterung des Jünglings, sondern die strenge Zucht, welche das so bewegliche und reizbare Gemüth bändigt, und ganz der Erreichung der hohen sittlichen Zwecke dienstbar macht. Denselben Geist athmet die Rede über die Symmorien, nirgends Haschen nach glänzendem Schein, überall, bis in das trockenste Detail hinein, innere Wahrheit. Dann in der Midiana ein Feuerstrom edlen Unwillens, edel, weil er das ihm gethane Unrecht überall zu der allgemeinen Idee des Rechts oder Unrechts erhebt. Denn was *ihm* geschehen ist, ist dem Staate geschehen, dessen Gesetze Midias gebrochen, den Göttern, deren Feste er entweiht hat. Wie aber vereint sich hiermit, dafs er von demselben Midias Geld genommen, und den Procefs aufgegeben hat? Der Hr. Verf. erkennt die Erzählung als eine Verläumdung des Aeschines an, die Demosthenes nur darum nicht widerlegt habe, weil sie in der öffentlichen Meinung längst gerichtet gewesen sei. Ich füge noch hinzu: Demosthenes hat die Reden, welche sich dazu eigneten, nachdem sie gehalten waren, als eine Art politischer Broschüren, die zur Tagesliteratur gehörten, herausgegeben, und bei manchen ist entschieden gewifs, dafs er sie anders herausgegeben hat, als sie gehalten waren, dafs er die Gegenrede berücksichtigt und widerlegt hat. Die Midiana hat er edirt, wie er sie würde gehalten haben. Hätte nun Demesthenes nicht so gut wie wir den Stofs fühlen sollen, den er seiner Ehre versetzte, wenn er den Procefs wider Midias um Geld fahren liefs, und dann diese Rede veröffentlichte? wenn er das Gedächtnifs des schmählichen Handels selber verewigte? Es gab tausend Mittel, einen Procefs hinzuziehen, zumal für die mächtige Partei des Midias; inzwischen kamen andre wichtigere Ereignisse, und nahmen die Entrüstung des Volks hinweg; die Klage mufste nun fallen, aber die öffentliche Meinung blieb ihm als Tribunal, vor welches er die Klage brachte, und dies Tribunal war eine Macht im Staate. — Noch aber steht Demosthenes seinem eigentlichen Gegner nicht gegenüber. Bis dahin war Philipp den Athenern kein gefährlicherer Feind gewesen, als die frühern macedonischen Könige; jetzt tritt er in den Vordergrund, und hiermit wird die Politik unsers Redners bestimmter, entschiedener, seine sittliche und rednerische Erhebung grofsartiger, das innere Band zwischen Tüchtigkeit der Gesinnung und oratorischem Glanze deutlicher (Kap. 3.). Die Politik, die er wählte, war nicht die Resignation des Phocion, nicht die Schönrednerei des Isokrates, nicht die Verrätherei des Aeschines; es war der einzige Weg, den ein Ehrenmann gehen konnte, aber er war nicht ohne Gefahr für den Redner bei einem Volke, das an angenehme Reden gewöhnt war, den Tadel bis auf's Blut schwer ertrug, und im Falle des Mifslingens den Unschuldigen strafte. Dennoch wählte Demosthenes diesen Weg. Wie aber geht er der Sache auf den Leib? Er fordert wenig, aber dafs nur dies Wenige geschehe; nur ein kleines Heer, aber dafs nur Bürger einen Theil desselben bilden; das Volk soll zunächst seine Pflicht erfüllen, damit es das Recht erhalte, von Andern Pflichterfüllung zu fordern. So die erste Philippika. Aber das Ziel wird ein bestimmteres in den olynthischen Reden. Und welch ein Fortschritt in den dreien! wie dringt er von dem Gedanken des Nutzens für den Staat immer tiefer in die sittlichen Ideen der Rechtschaffenheit und Bürgertugend ein. Die erste Rede zeigt, was geschehen mufs, in der zweiten stehen wir schon ganz auf dem Boden der Sittlichkeit: das Reich des Ungerechten kann nicht bestehen, Philipps Macht aber ist auf Unrecht gegründet; sein Glück mufs zusammenbrechen, wenn nur — hier beginnt die dritte Rede — auch die Athener das Ihrige thun wollen.

Digitized by Google

Der eigentliche Krebsschaden aber, das sind die Theorikengelder. Diese Auffassung des Hrn. Verf.'s ist geistreich und schön, aber wie bedenklich bei Reden, die wir noch immer vergeblich uns mühen zum olynthischen Kriege in Beziehung zu setzen, und in den Gang desselben einzureihen; was der Zufall fügt, erscheint leicht als nothwendiger Fortschritt, den wir um so weniger anerkennen dürfen, da es in der That keine neuen Stufen sind, auf welche der Redner sich erhöbe, sondern die, auf denen wir ihn längst, nur mit mehr Maafs, verweilen sahen. Bei genauer Prüfung dieser Reden, fürchte ich, wird die Sprache in zweien derselben sehr viele Abweichungen von Demosthenes sonstiger Weise aufzeigen. Inzwischen fällt Olynth, die Phocenser werden vernichtet, den Athenern sind die Hände durch jenen Frieden gebunden; mitten im Frieden müssen sie sehn, wie Gefahr und Schande ihnen näher rücken, und jede Regung ihrerseits als Bruch des Friedens bezeichnet wird. Je mehr der Redner hier den eignen Zorn niederkämpfen und jede unzeitige Wiederaufnahme des Krieges verhüten muſs, um so höher steigt ihm der Groll, das Gefühl der Schmach, das Bewuſstsein der Ohnmacht; um so mächtiger bricht die Rede hervor, wo der Augenblick der That gekommen ist, in der über die Chersones und in der dritten philippischen. Aus tausend Oeffnungen strömt nun der lange verhaltene und doch so wohl begründete Zorn; wie ist es nur möglich, daſs er dabei immer so besonnen, klar, scharfblickend, maſsvoll, so voll sittlicher Würde bleibt, daſs er nie den Aufwallungen seiner Affecte die Bündigkeit des Beweises zum Opfer bringt! Aber die Eleganz und Anmuth, die er vor 13 Jahren in seine Leptinea legte, verträgt sich nicht mit diesen gewaltsamen Bewegungen des Gemüthes, sondern geht in die groſsartigste Erhabenheit über, in welcher uns diese Reden nicht mehr als oratorische Kunstwerke, sondern als sittliche Thaten erscheinen, und die dem Redner gebührende Bewunderung vor der Ehrfurcht verschwindet, welche die hohe Tugend des Bürgers einflöſst. Dies sind die leitenden Gedanken des 4. Kapitels; soll ich eines beklagen, so ist es, daſs Herr Theremin nicht auch die Reden περὶ παραπρεσβείας, περὶ εἰρήνης und die zweite Philippika mit hierhergezogen hat. Die Ereignisse am Hellesponte und an der Propontis sind die Frucht dieser Erhebung unseres Redners. Nun folgen die Ereignisse vom letzten heiligen Kriege bis zum Tode des Demosthenes, die Schlacht von Chäronea, ganz unseres Redners Werk, und sein Stolz noch, als alles verloren war; der Hr. Verf. erkennt auch hier des Demosthenes Staatsleitung als die an, welche von der Ehre und Sittlichkeit ihm vorgezeichnet war. Mag man die Geschichte des Harpalos hierherziehen oder den Vorwurf der Feigheit, um den verdienten Ruhm ihm zu entreiſsen, das Volk selbst hat ihn als den anerkannt, der es auf dem rechten Wege geführt hatte. Feldherrnruhm freilich besaſs er nicht, und Niemand kann offener darüber sprechen, als Demosthenes selbst, z. B. am Ende der Rede de Chersoneso es gethan hat. Dann endlich giebt uns Kap. 6. den groſsen Kampf zwischen Aeschines und Demosthenes, in welchem der letztere sich mit allem Gewicht, welches die Ueberzeugung giebt das Rechte gethan zu haben, den juridischen Gründen des Aeschines entgegen wirft, und mit dem glücklichsten Erfolge den Streit von dem Gebiete der äuſserlichen Gesetzlichkeit in die Sphäre des höheren Rechts erhebt, wo der Gegner, sonst geübt und stark, erliegen muſs. Der Hr. Verf. irrt ohne Zweifel, wenn er in Aeschines Rede Fehler der Disposition vorfindet, die Demosthenes bei andern gerichtlichen Reden auch nachzuweisen wären, und wenn er diese Dispositions-Fehler als hervorgehend aus der Unsittlichkeit des Redners ansieht, dagegen schon in der Anordnung der Demosthenischen Rede Vorzüge findet, die mit der Sittlichkeit des Redners eins sein sollen. Die Rede des Aeschines ist nach allen Gesetzen der Kunst untadelig; hier aber ist es, wo Demosthenes in der Erhebung seines edlen und gerechten Zorns es wagen darf, selbst die Gesetze und Regeln der Kunst, welche ihn so hoch getragen haben, von sich zu werfen, und auf einem Wege, auf dem kein Anderer zu folgen das Recht hat, die Vollendung rednerischer Kunst zu erringen. Was soll da in einem Augenblick der Art die Theorie der Schule? Nach alle dem nun sucht sich der Hr. Verf. die charakteristischen Vorzüge der Demosthenischen Beredsamkeit klar vor das Auge zu stellen, und findet sie 1) in der Art und Weise, wie der Redner ganz seine eigene Person zurückstelle, dagegen 2) die Gedanken auf das Tüchtigste zu entwickeln wisse, 3) in den überall sichtbaren lebendigen Affecten, und 4) in der allseitigen Vollendung der Form. Ich weiſs nicht, wie der Hr. Verf. nach der glänzen-

Digitized by Google

den Entwickelung der sechs ersten Kapitel sich im siebenten mit diesen dürftigen Resultaten hat zufrieden stellen können, zumal da vorausgesetzt werden kann, dafs er nicht zufällig, sondern aus tiefer Einsicht in die Eigenthümlichkeit der alten Redner, von Cicero, den er nicht nennt, dem Urbilde der Beredsamkeit des vorigen Jahrhunderts, auf Demosthenes hingewiesen hat, die Parallele zwischen beiden aber nicht gezogen werden kann, ohne tiefer in die Kunst der griechischen Meister einzudringen. Dies veranlafst mich, einige Worte über eine Einseitigkeit des vortrefflichen Werkes hinzuzufügen.

Der Hr. Vf. hat vollständig das geleistet, was er beabsichtigte, die innere Einheit der demosthenischen Redekunst mit der Sittlichkeit seiner Gesinnung nachzuweisen. In diesem Bemühen hat er eine andere Seite übersehen, nämlich dafs diese Sittlichkeit den Demosthenes nicht davon hat entbinden können, jene Technik der Rede sich vollständig anzueignen, welche seit den Zeiten des Korax und Tisias in Griechenland immer bewufster ausgebildet war. Prof. Spengel hat in seiner Ausgabe der Rhetorik an Alexander durch Belege aus den attischen Rednern dargethan, dafs sie alle nach bestimmten Regeln arbeiteten, eben nach denen, welche uns noch in jenem Buche vorliegen, und dafs sie nicht etwa blindlings oder mit einem gewissen Gefühle das Rechte getroffen haben, sondern dafs sie im Besitz einer allgemein anerkannten, nur nach der Individualität eines Isokrates, Isäus u. s. w. variirten Technik gewesen sind. Wer nun die Beredsamkeit der Alten innerlich ergründen will, dem darf es nicht genügen, die Kunstwerke mit immer gröfserer Bewunderung, immer heifserer Liebe anzublicken, sondern er bedarf daneben, den Kanon zu kennen, nach welchem diese Werke gebildet sind. Ein grofser Theil jener ersten Begeisterung wird vielleicht dadurch zerstört werden, wenn man so das volle Leben zerstören soll, um das innere Gefüge zu schauen; aber man wird mit um so tieferer Ehrfurcht, wenn der Geist von dieser mühsamen Forschung ausruht, zu den alten Meistern emporblicken, welche sich unter so strenge Zucht gebeugt haben, um bleibende Werke zu schaffen. Diese Seite fehlt bei Hrn. Theremin. Ich fürchte, seine Hoffnungen auf eine Wiedergeburt deutscher Beredsamkeit werden unerfüllt bleiben, wenn er nicht mit der Liebe zu den alten Kunstwerken auch die Ueberwindung in der Seele seiner Zeitgenossen hervorrufen kann, ohne welche es unmöglich ist, in den Besitz dieser edelsten, schwersten und wirksamken Kunst, der Kunst der Rede, zu gelangen.

Unter den Reden des Demosthenes nun, welche schon von den alten Rhetoren in Hinsicht auf die Gedanken und auf die Form als Muster bezeichnet sind, steht neben den Reden de Corona, in Androt., in Timocr., in Leptinem auch die gegen den Aristokrates oben an. Hr. Theremin hätte sich, nach dem Vorgange der alten Philosophen z. B. des Panätius, auch für die sittliche Gesinnung des Redners auf sie beziehen können. Dem Söldnerführer Charidemus soll eine aufserordentliche Bürgschaft für seine persönliche Sicherheit gegeben werden; in unserer Rede wird dieser Vorschlag bekämpft, 1) weil ein Beschlufs der Art den bestehenden Gesetzen widerstreite, 2) weil dem Staate aus demselben Gefahr drohe, 3) weil Charidemus bis jetzt nichts gethan habe, was ihn einer solchen Bevorzugung würdig erscheinen liefse. Die bestehenden Strafgesetze fordern, dafs auch der Mörder gehört werde, unterscheiden zwischen dem absichtlichen Mörder und dem unabsichtlichen oder berechtigten, üben in dem letzteren Falle Mitleid, wie es die Götter selbst vor Zeiten im Lande geübt hatten; der Staat hat verschiedene Gerichtshöfe für die Verschiedenheit des Verbrechens, und Aristokrates hat ohne diese Beschränkung jeden, wer sich an Charidem vergreifen würde, dem Tode geweiht; andere Gesetze verbieten, dafs ein Gesetz für einen Einzelnen gegeben werde, was nicht auch für alle Andern Gültigkeit hätte, und Aristokrates wagt es, ein Ausnahmegesetz für eine bestimmte Person zu beantragen; ein bestimmtes Gesetz fordert endlich, dafs kein Beschlufs weder des Raths noch des Volks höhere Gültigkeit haben solle, als ein Gesetz; hier sehen wir, nicht ein, sondern eine Reihe von Gesetzen mit Füfsen getreten. Und wenn dies Psephisma noch dem Staate Nutzen verhiefse, dafs man den Ruf des verletzten Gesetzes überhören dürfte?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1846.

Theremin, Demosthenes und Massillon. Demosthenis Or. in Aristocratem. Edd. E. W. Weber.

(Schluſs.)

So aber wird es die bisherigen Freunde Athens wehrlos machen, es wird die Gegner der Stadt stark genug machen, je nach ihrem Belieben die Chersones zu nehmen oder nicht, es wird den Athenern selbst die Nothwendigkeit auflegen, in veränderten Zeiten die entgegengesetzten Beschlüsse zu fassen, es wird für die Zukunft keineswegs den Charidemus an Athen ketten, und diesen dahin bringen, daſs er den Athenern, selbst wenn er es möchte, nicht die Treue bewahren kann, es wird endlich auch der Ehre Athens verderblich sein, wenn es den Schutz eines solchen Söldnerführers auf sich nimmt, und hiermit alles, was Leute der Art zu thun pflegen, zu billigen scheint. Auch hier ist die Beweisführung vortrefflich, aber es ist die schwächste Seite der Rede, und darum ist dieser Theil in die Mitte genommen. Denn der dritte Theil, welcher das vergangene Leben des Charidemus beleuchtet, stellt so glänzend, so evident die ganze armselige Politik der Athener und dieser Unkraft gegenüber die ganze Frechheit eines so hergelaufenen ehr- und verdienstlosen Emporkömmlings dar, daſs das Volk tief beschämt sein muſs, mit solchen Mitteln sich die werthlosesten Bundesgenossen zu erkaufen, zumal wenn es hinblickt auf die Weise, wie man in der Väter Zeit wahre Verdienste geehrt und belohnt hat. Aber von diesem erschütternden Vergleiche zwischen der groſsen Väter Zeit und der elenden Gegenwart wendet der Redner sich noch einmal zu den Gesetzen zurück, deren Verletzung allein schon, abgesehen von allen andern Puncten, wichtig genug erscheinen muſs, um Aristokrates mit der schwersten Strafe zu belegen. Dies ist mit wenigen Worten der Inhalt der wundervollen Rede, von welcher Hr. Prof. Weber in Weimar uns eine vortreffliche Ausgabe geliefert hat, über welche ich, sowohl mit Bezug auf die Textgestaltung als auch auf die Erklärung, kurz ein Urtheil abgeben will.

Für die Gestaltung des Textes des Demosthenes beginnt bekanntlich mit J. Bekkers Recension eine neue Epoche. Alle seitdem unserem Redner zugewandten kritischen Studien sind auf den einen Punct concentrirt, die Bedeutung des Pariser Codex Σ., auf welchen Bekker mit sicherem Urtheil seine Recension gegründet hatte, noch genauer und schärfer zu bestimmen. Denn wenn auch Bekker mit Hülfe jener Handschrift bereits hunderte von Stellen verbessert hatte, so erkannte man doch bald, daſs sie noch mit gröſserer Consequenz zu benutzen sei. Schon W. Dindorf hatte sich enger an den Text des Codex angeschlossen; dann aber war es besonders Funkhänel, welcher sich in einer Reihe von Abhandlungen und Ausgaben einzelner Reden für die unbedingte Annahme desselben in allen Fällen aussprach, wo nicht eine offenbare Verderbniſs des Textes zu Tage liege. Diesem Grundsatze nun ist eine Reihe von verdienten Forschern, Spengel, Baiter, Sauppe, Scheibe, Doberentz, Halm, u. A. gefolgt; die Züricher Ausgabe ist fast als ein Abdruck des Codex Σ. zu betrachten. Hr. Prof. Weber hat sich dieser Ueberzeugung nicht unbedingt anschlieſsen können, sondern, in ähnlicher Weise, wie Franke und Vömel es gethan, den allgemeinen Sprachgebrauch des Demosthenes zum Kriterium für die Lesarten jener Pariser Handschrift erhoben. Er hat bei diesem Verfahren überall eine solche Kenntniſs der Demosthenischen Weise an den Tag gelegt, daſs es schwer hält, seinen Gründen die Zustimmung zu versagen. Und doch hat sich mir gerade durch die Beweisführung des Hrn. Herausgebers die Ueberzeugung auf's Neue bestätigt, daſs nur durch das genaueste Anschlieſsen an den Codex Σ. eine zuverläſsige Textgestaltung zu gewinnen sei, daſs es aber hierzu allerdings noch einer genaueren, einer bis in's

Digitized by Google

Kleinste genauen Collation desselben bedürfe, einer solchen, wie Hr. Weber sie für die Rede gegen Aristokrates hier dargeboten hat. Vorher ist über den Hiat in Demosthenes, über Setzung und Weglassung des ν ἐφελκυστικὸν, und andere Dinge, in denen selbst die Züricher Herausgeber nicht die Auctorität des Codex anerkannt haben, zu keiner Sicherheit zu gelangen. Hr. Weber hat in dieser Beziehung den Text des Cod. Σ. getreu wiedergegeben; es macht nun einen eigenen Eindruck, wenn wir ihn in wichtigeren Puncten von demselben abweichen sehen. Es ist so ein Schwanken in die von ihm geübte Kritik gekommen, in welchem bald der eine Codex vor allen andern als maafsgebend hingestellt, bald darauf hingewiesen wird, dafs die vereinzelte Auctorität einer Handschrift gegenüber den übrigen unberücksichtigt habe bleiben müssen; das kritische Verfahren ist somit ein subjectives geworden, und die Unsicherheit desselben ist um so gröfser, da der Hr. Herausgeber auch über das Verhältnifs der Handschriften zu einander weder selbst eine eigene Untersuchung gegeben, noch die, welche z. B. Spengel über die dritte Philippika geführt, für diesen Zweck verwandt hat. Es ist ohne Zweifel zuzugestehen, dafs der Cod. Σ., von wie kundiger Hand er auch geschrieben ist, Schreibfehler enthält, die sich ohne Weiteres als solche ausweisen z. B. § 23. εἰ σκέψασθε § 42. ἄδηλον st. ἄδηλον ὄν. § 41. ἐπειπὼν st. εἶτ' εἰπών, obgleich die Züricher Ausgabe jenes wirklich recipirt hat; es ist auch nicht denkbar, dafs Demosthenes in demselben Gedankenganzen sollte ὡς αὐτὸν und gleich nachher ὡς αὐτόν gesagt haben. Nach Abzug solcher Versehen aber ergiebt sich eine Reihe von eigenthümlichen Lesarten, die nicht unter das Kriterium des sonstigen Sprachgebrauches unseres Redners gestellt werden dürfen, nicht etwa weil sich in dem gröfseren Umkreise anderer Autoren Analogien dazu finden, sondern weil in jedem einzelnen Fall mit gröfserer oder geringerer Sicherheit der Grund angegeben werden kann, weshalb gerade diese Lesart an dieser bestimmten Stelle den Vorzug verdiene. Der sonstige Usus also mufs zurückweichen, wenn die Abweichung von demselben aus einem individuellen Grunde gerechtfertigt werden kann. Aber auch so wird noch manches Bedenken bleiben, erstens, weil eine grofse Anzahl von Fällen sich der Anwendung dieses Grundsatzes entzieht, zweitens aber, weil man, bei der Handhabung desselben, immer leicht in Gefahr kommt, dem Autor Absichtlichkeiten zuzuertheilen, die ihm vielleicht fern gelegen haben. Jedenfalls aber ist auf diesem Wege ein tieferes Eindringen in den Geist des Autors und, selbst im Irrthum, ein reicherer Gewinn für die Wissenschaft der Sprache zu erwarten. Ich will nun an einigen Beispielen darthun, dafs von Seiten des Hrn. Herausgebers dem Codex Σ. noch nicht sein volles Recht zu Theil geworden ist, und verweise hierbei auf Funkhänels vor mehreren Jahren in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft erschienene Abhandlung.

In § 25. ist die Lesart des Cod. Σ. καὶ προσειπὼν ὁ θεὶς τὸν νόμον ἐὰν ἀποκτείνῃ, κρίσιν πεποίηκεν ὅμως u. s. w. Die neueren Ausgaben haben dafür προειπών, welches Reiske als ein Befehlen oder Verbieten, Hr. W. mit Schäfer = prius dicere gefafst hat. Dies pafst in der That zu der vorhergehenden Fassung des Gesetzes nicht, da die Worte ἐὰν ἀποκτείνῃ in demselben dem κρίσιν ποιεῖν nachfolgen. Wohl aber ist προσειπὼν vortrefflich: obwohl der Gesetzgeber den Thäter bezeichnet hat mit den Worten ἐὰν ἀποκτείνῃ, so hat er dennoch eine richterliche Entscheidung verordnet, eine Erklärung, welche sich rechtfertigt aus § 30. ἐν δὲ τούτῳ τὸν ἀνδροφόνον προσειπὼν, ἃ χρὴ πάσχειν εἴρηκεν, u. § 27. τὴν μὲν δὴ προσηγορίαν τοῦ πάθους τὴν αὐτὴν ἐποιήσατο, ἄν τις ἀποκτείνῃ γράψας, ἥνπερ ὁ τὸν νόμον τιθείς. — In § 26. bietet unsere Handschrift die bereits in der Züricher Ausgabe recipirte Lesart: διὰ ταῦτα, ἄν τις ἀποκτείνῃ τινὰ, τὴν βουλὴν δικάζειν ἔγραψεν, καὶ οὐχ ἅπερ, ἂν ἁλῶ, εἶναι. Dieser Infinitiv, den Funkhänel freilich ganz mifsverstanden hatte, ist kein anderer als der in § 53. λέγοντος τοῦ νόμου, ἐφ' οἷς ἐξεῖναι κτεῖναι (cf. § 60. 74. c. Nausim. 5.), welcher mit dem Gebrauche des Infinitiv in Gesetzen und Decreten in Verbindung zu setzen ist; der Sinn also: und nicht, was Statt finden soll, wenn u. s. w. — Selbst § 5. εἰ μή πάνυ τῶν αἰσχρῶν ἐνόμιζον εἶναι, νῦν μὲν ἡσυχίαν ἄγειν καὶ σιωπῆσαι —, πρότερον δ', ὅτε πλεῦσαι τριηραρχῶν εἰς Ἑλλήσποντον, εἰπεῖν καὶ κατηγορῆσαί τινων etc. wird der Infinitiv festzuhalten sein, um dadurch den Satz mit ὅτε in die innigste Verbindung mit der ganzen Vorstellung zu bringen, ein Gesetz der Assimilation, das sich auch sonst bei abhängigen Sätzen der Art nachweisen läfs. — Wenn in § 4. mit Weglassung des τὶ der Cod. liest: ἐάν τις καὶ ἡμῶν οἴηται δύνασθαι ποιῆσαι τὴν πόλιν ἀγαθόν, so erhält diese Weglassung

Digitized by Google

dadurch eine andere Gewähr, dafs auch § 7. gelesen wird: ὅταν ἐγχειρῇ πράττειν ἐναντίον ὑμῖν, gleichfalls ohne dies τι. Der eben erwähnte § gehört überhaupt zu denen, welche, auch in unserem Codex, an besonderen Corruptelen leiden, obgleich ich kein Bedenken trage, mit ihm weiter unten zu lesen: τούτων δὴ ἐστιν ὁ τοῦτο τὸ ψήφισμα φοβηθεὶς ἂν καὶ φυλαξάμενος διὰ μηδεμίαν ἀνάγκην εἰς ἔχθραν ἡμῖν ἐλθεῖν, und zwar das διὰ μηδεμίαν ἀνάγκην in dem Sinne: „wenn nicht eine äufserste Nothwendigkeit stattfindet". Voemel schreibt ohne Weiteres: τούτων ἄν ἐστιν; ich halte jedoch das ἄν für unentbehrlich bei φοβηθείς, um das Particip aus der vergangenen Zeit in die Sphähre einer realen Möglichkeit zu erheben. — In dem § 9. ist die Lesart des Cod. Σ. διαπράττονταί σφισι τοῦτο γενέσθαι τὸ προβούλευμα, τῷ μὲν ἀκοῦσαι κεχωρισμένον τοῦ τι τοιοῦτον δοκεῖν διαπράξασθαι, τῷ δ' ἔργῳ πάντων μάλιστα τοῦτο περαίνοντες. Herr Weber fordert der Ebenmäfsigkeit wegen κεχωρισμένοι; wir erwiedern, dafs das Neutrum selbst mit dem sonstigen Gebrauch des Demosthenes mehr übereinstimmt, der dies Verbum, so viel ich mich erinnere, nicht von Personen gebraucht; vor allem aber, dafs die Weise des Demosthenes gerade jene Ebenmäfsigkeit von sich abstöfst, dafs die lebendige fortschreitende Rede hier eine neue Schattirung giebt, dort einen Gedanken mit aufnimmt, der eigentlich die Symmetrie stört, aber doch nicht unbenutzt bleiben soll, da er einmal in den Weg gekommen ist, dafs überall der Schein einer vorhergehenden Berechnung, einer absichtlichen Rundung und Verzierung der Rede vermieden wird, dafs mit einem Worte die höchste Kunst der Rede in der höchsten Naturwahrheit derselben sich offenbare. So erklären sich Stellen wie § 41. τὸν γὰρ φυγάδα τὸ τῆς πόλεως οὐ προσεῖπεν ὄνομα, ἧς οὐκ ἔστι μετουσία αὐτῷ, ἀλλὰ τὸ τοῦ πράγματος u. s. w., wo der Gegensatz des πρᾶγμα nicht ursprünglich in der Seele des Redenden gelegen hat, sondern erst im Verlaufe der Rede hinzugetreten ist; so ist § 4. der Gedanke τοῦτο τε σώσετε so zu sagen unterwegs mit aufgenommen, um die volle Kraft der Rede auf das folgende καὶ ποιήσετε μὴ κατοκνεῖν fallen zu lassen; so ist § 19. ἃ δὴ δέομαι καὶ ἀξιῶ, ohne τέ, vorzuziehen, indem so der Redende bei dem δέομαι das ἀξιῶ noch nicht in der Seele trägt, sondern erst im Laufe der Rede hierzu aufsteigt. Doch hiervon geben unzählige Stellen unseres Redners Zeugnifs, obwohl man sich weder bei der Erklärung noch bei der Kritik dieser Eigenthümlichkeit recht bewufst geworden ist. Mit Berücksichtigung derselben würde § 11. die Auslassung des μέν leichter gebilligt sein, und § 12. der Wechsel in den auf μέλλω folgenden Infinitiven weniger Anstofs erregt haben. Es heifst hier: ὁ δὲ δὴ γένει πολίτης Ἀθηνόδωρος (ἔμελλεν) οὐδὲ βουλεύσασθαι, οὐδὲ τὴν διὰ τοῦ ψηφίσματος αἰτιάν ὑποδύσεσθαι· — ἐκ δὲ τούτου τοῦ τρόπου — ῥᾳδίως ἐκβάλλειν ἐκείνους καὶ κατασχήσειν τὴν ἀρχήν, wo der Infinitiv des Futuri vortrefflich den nach dem βουλεύσασθαι und dem ἐκβάλλειν zu erwartenden *Zustand* vorführt, während in dem Wechsel zwischen Aorist und Präsens wieder dort das Wirklichwerden des βουλεύεσθαι, hier die längere Nothwendigkeit des Entfernthaltens angedeutet ist. Hätte der Redner den gröfseren Schein der Absichtlichkeit erreichen wollen, so hätte diese Beweglichkeit des voll sprudelnden Lebens darüber verloren gehen müssen. Aus einem anderen Grunde ziehe ich § 47. den Infinitiv des Präsens vor. Weifst du, fragt er, ob jemand den Charidemos tödten wird? Nein. Gut jedoch, θήσομεν τοίνυν ἀποκτείνειν d. h. dafs jemand ihn getödtet hat, und sich nun in dem Zustande eines Mörders befindet. Hiermit soll das *Factum* des Mordes, und zwar abstrahirt von aller Zeit und allen Umständen, gleichsam zu einer Basis für die folgende Frage gemacht werden. Ueberall, sehen wir, ist die Lesart unsrer Handschrift geeignet, zu reiflicher Prüfung aufzufordern, und für Sprache und Gedanken des Autors Frucht zu gewähren. In § 35. ist die Lesart bei Hrn. Weber: τῶν νόμων οὐδὲ τοὺς ἑαλωκότας διδόντων ἀπάγειν πλὴν ἐν τῇ ἡμεδαπῇ, σὺ γράφεις ἄνευ κρίσεώς τινα ἀγώγιμον ἐκ τῆς συμμαχίδος πάσης; καὶ οὐδ' ἐν τῇ ἡμεδαπῇ ἄγειν κελευόντων τῶν νόμων, σὺ δίδως ἄγειν πανταχόθεν; dies πανταχόθεν fehlt im Σ. Prüfen wir nun die Stelle genauer. Ist es nicht seltsam, dafs der Redner denselben Gegensatz (ἐν τῇ ἡμοδαπῇ und πανταχόθεν) so wiederholt habe? Ferner aber ist dieser zweite Gegensatz selbst ein durchaus schiefer und verkehrter. Der Redner sagt: selbst bei verurtheilten Mördern gestatten die Gesetze das ἀπάγειν nur in unserm Lande; Du willst es bei nicht verurtheilten über die ganze Bundesgenossenschaft ausdehnen? Dies ist ein vortrefflicher und scharfer Gedanke. Aber selbst in unserm Lande ist das ἄγειν (das gesetzwidrige, gewaltsame, beuteähnliche Wegführen) nicht gestattet,

Digitized by Google

und Du gestattest es? Gegen das, was *nur* im eigenen Lande erlaubt ist, steht wirklich das *überall* im Gegensatz; gegen das, was *nicht einmal* im eigenen Lande erlaubt ist, bildet das *überall* keinen Gegensatz mehr. So sehn wir, dafs οὐδ' ἐν τῇ ἡμεδαπῇ seinen Gegensatz hat im vorhergehenden πλὴν ἐν τῇ ἐμεδαπῇ; jener andere scheinbare Gegensatz ist in der That eine Absurdität. — In § 48. ist ebenso zu lesen: οὐκοῦν ταῦτά γε δήπου προσῆκε γράψαι, ἐάν τις ἀποκτείνῃ γράφοντα ἄκων ἢ ἑκών u. s. w. Die von Hrn. W. versuchte Construction würde γράψαντα voraussetzen lassen; es ist aber γράφοντα in die Mitte der citirten Worte, wie φησίν u. a, gesetzt, um die Aufmerksamkeit auf den Theil der Worte, hier den nachfolgenden hinzulenken, auf dem der Nachdruck liegt. Ist nun so die Auctorität der Handschrift im höheren Grade anerkannt, so wird man um so weniger § 21. an dem ganz regelmäfsigen ἐὰν ἀκροά σησθέ μου, § 2. an προσέχειν ohne das üblichere τὸν νοῦν, § 5. an ἔγωγ' οὖν, § 6. an κακονοόστατον ἄνθρωπον ἁπάντων, § 30. an ἔν τε τῷ προτέρῳ καὶ τούτῳ Anstofs nehmen können, über welche Stellen ich hier der Kürze halber ohne weitere Erörterung hinweggehen mufs.

Es ist nun leicht zu sehen, dafs eine Handschrift von dieser Geltung für die Uebung der Conjectural-Kritik wenig Raum übrig läfst; doch ist diese nicht ganz abzuweisen. Wie z. B. § 48. es heifst: προσῆκε — — ἵνα ὑπῆρχε, so ist auch § 7. zu lesen: ταῦτ' ἂν ἤδη λέγειν πρὸς ὑμᾶς ἐπεχείρουν, ἵν' ἤδειτε u. s. w. In § 46. weist vielleicht die Lesart des Cod. Σ. ἐκ μὲν δὴ ταύτης δίδωσιν ἐλαύνειν καὶ ἄγειν· πέρα δὲ οὐκ ἐᾷ· τούτων δὲ οὐδέτερον ποιεῖν darauf hin, dafs der letzte Zusatz ein Glossem sei, zumal die stillschweigende Beseitigung des φέρειν, womit allerdings nichts zu machen ist, wohl zu billigen ist, die ausdrückliche in dem οὐδέτερον gegebene aber bedenklicher sein dürfte. Eben so ist in § 49. eine Inconcinnität des Gedankens und des Ausdrucks, welche mir Zweifel erregt: τίνα γὰρ οὐ λέλοιπας ὅρον τῷ γράμματι τούτῳ, τοῦ νόμου σαφῶς οὕτωσὶ λέγοντος μὴ πέρα ὅρων ἐλαύνειν, ὃς πανταχόθεν δίδως ἄγειν; ὁ νόμος δὲ οὐκ ἐλαύνειν τῶν ὅρων πέρα, ἀλλ' οὐδ' ἄγειν ἐᾷ· ἐκ δὲ τοῦ σοῦ ψηφίσματος ὁ βουλόμενος ἄξει τὸν ἄκοντα ἀπεκτονότα, ἔκδοτον λαβών, εἰς τὴν τοῦ παθόντος βίᾳ πατρίδα. ἀφ' οὗ πάντα συγχεῖς τἀνθρώπινα. Nach dem Gen. abs. τοῦ νόμου λέγοντος, welches schon den Gegensatz bildet zu τῷ γράμματι τούτῳ, folgt noch einmal der Gegensatz ὁ νόμος δέ, und hierzu wieder der Gegensatz ἐκ δὲ τοῦ ψηφίσματος. Eine wie sonderbare Gradation ist ferner von ἐλαύνειν zu ἀλλ' οὐδ' ἄγειν; wie sonderbar ist im folgenden Satze dann βίᾳ von ἄξει entfernt; was soll ἡ τοῦ παθόντος πατρίς d. h. Oreos, wo Charidemos ja nichts galt; wie endlich ist ὁ ἄκων ἀπεκτονώς zu rechtfertigen! Ich halte dafür, dafs die Sätze ὁ νόμος δὲ — — πατρίδα zu streichen sind. — In Betreff der angezogenen νόμοι theile ich die Ansicht der Züricher Herausgeber, dafs sie aus dem Contexte der Rede selber, nicht immer mit glücklicher Hand zusammengestellt sind. Nur eine Stelle ist es, die ich mir, unter dieser Voraussetzung, nicht genügend erklären kann. So viel über die kritischen Verdienste des Hrn. Herausgebers. Ich habe mich hier auf die ersten 50 §§ beschränken müssen.

Die Interpretation des Herrn Herausgebers ruht überall auf der Basis der genauesten Kenntnifs von dem Sprachgebrauche des Demosthenes und der übrigen Redner; es ist kaum ein Paragraph, in dem er nicht sich als sorgfältiger und feiner Beobachter zeigte. Man kann bei dem vielen Vortrefflichen, was man aus dem Commentar lernt, leicht vergessen, dafs die empirische Seite der Forschung überwiegend hervortritt, die rationelle Sprachforschung weniger eine Stelle findet; dafs der Hr. Herausgeber den Commentar mit manchen Bemerkungen überlastet hat, welche dem, für den eine solche Ausgabe allein bestimmt ist, unnütz sein dürften. Schliefslich aber will ich nicht unterlassen zu erwähnen, dafs diese Ausgabe überall ein genaues Studium der griechischen Rhetoren voraussetzt, und somit, was das Verständnifs der Rede als solcher betrifft, von den Grundsätzen, den allein richtigen, ausgeht, von denen die Redner selbst ausgegangen sind. Je mehr der innere Bau dieser Kunstwerke unter Leitung der Rhetoren erforscht wird, um so sicherer wird man sein, nicht die Traumbilder einer subjectiven Kunstkritik anstatt der Gesetze zu erhalten, nach denen die alten Meister wirklich gearbeitet haben. Allerdings stehn wir noch am Anfange dieser Weise der Interpretation, und auch Hrn. Weber ist es noch nicht gelungen, aus der Kunstanschauung des Alterthumes heraus die vorliegende Rede uns als ein lebendiges, werdendes vor Augen zu führen; indefs auch so ist dankbar anzuerkennen, dafs er den Weg gewählt hat, auf welchem allein die technische Kunst der Rede erkannt werden kann. Und somit möge diese Ausgabe als eine solche, durch welche das Verständnifs unsers Redners um einen grofsen Schritt weitergeführt ist, empfohlen sein.

Dr. Kampe.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

XLVI.

Betrachtungen über das Andringen auf erhöhten Schutz der Gewerbsamkeit im deutschen Zollverein gegen fremde Mitbewerbung. Berlin, 1846. *Verlag der Deckerschen Geheimen Oberhofbuchdruckerei.*

Diese kleine Schrift ist mit „H." unterzeichnet. Dies Namenszeichen ist aus vielen Aufsätzen in der allgemeinen Preufsischen Staatszeitung und andern öffentlichen Blättern dem Publicum wohl bekannt. Es ist der würdige Staatsrath Hoffmann, welcher im hohen Alter, körperlich zwar leidend, aber geistig in ungeschwächter Kraft und Klarheit, das im obigen Titel angegebene, in Zeitblättern vielfach besprochene Thema zum Gegenstand seiner Betrachtungen machte. Hoffmann fühlte Beruf und Veranlassung zu jener Schrift, theils weil er eine lange Reihe von Jahren hindurch als akademischer Lehrer von dem höhern Standpuncte der Wissenschaft aus die Grundsätze und Ansichten der Freiheit des Handels, der möglichst wenig beschränkten Concurrenz menschlicher Thätigkeit im Verkehr und Gewerbe mit so grofsem Erfolge der studirenden Jugend vorgetragen; theils weil er im praktischen Staatsleben unmittelbaren Antheil gehabt hatte an der Gesetzgebung, wie sie im Preufsischen durch das Gesetz vom 26. Mai 1818 festgestellt ist, und es sich also wohl gebührte, dafs er die von Seite der betheiligten Industriellen und der Anhänger der besonders in Süddeutschland das Wort nehmenden Schriftsteller mehrfach angegriffenen Principien vertheidigte.

Die Schrift ist nicht polemisch zu nennen, sie gehört zwar nach ihrem Thema der Tageslitteratur; — aber sie ist so rein von dem höheren Standpuncte des parteilosen Staatsmannes aus verfafst; sie hat, wie sehr die behandelten Fragen ganz und gar in das praktische Leben eingreifen, doch so sehr den Charakter sittlicher Höhe, durchaus wissenschaftlicher Haltung und Betrachtungsweise, — wie vielfach die Beweise immer nur aus Zahlen und Resultaten wirklicher Lebensereignisse genommen sind, — dafs sie auch in diesen, nur wissenschaftlichen Werken gewidmeten Blättern, eine anerkennende Anzeige vollkommen verdient.

Der Verfasser beginnt mit dem von Sir Rob. Peel dem Parlamente vorgelegten Geständnifs, dafs auch er, der erste Minister der britischen Krone, der Ueberzeugung von der Nichtigkeit, selbst Schädlichkeit aller Versuche, des Staates Wohlfahrt durch Schutzzölle zu fördern, sich nicht mehr entziehen könne. Andeutend die ähnliche Ueberzeugung des Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten, zeigt H. mit überzeugender Klarheit, wie die Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechts fast auf jedem ihrer Blätter bekundet, dafs eben die Wahrheiten, deren Anerkennung Wendepuncte in der Richtung der Geister bezeichnet, lange schon aufgefunden, gelehrt und in den Kreisen der Männer von ächter Bildung hoch geachtet wurden, bevor es endlich gelang, sie selbst auch in's Leben einzuführen. Er deducirt, wie zuerst das System der Beschränkungen in der Handelspolitik und in den Gewerbeverhältnissen, das System hoher Einfuhrzölle auf Fabrikwaaren, Verbote der Ausfuhr roher Producte herrschend geworden, und wie im Preufsischen Staate nach der Reorganisation des Staats 1815 und 1816 der Kämpfe viel gewesen seien, ehe geläutertere staatswirthschaftliche Ansichten über die Principien des Merkantilsystems gesiegt hätten. Aber man habe sich überzeugt, dafs es zur Schonung schon bestehender Kapitalsanlagen und längst festgestellter Besitzverhältnisse, so wie mit Rücksicht auf das entgegengesetzte System der andern Länder nicht wohl möglich sei, zum Princip *voller* Handelsfreiheit über-

Digitized by Google

zugeben. Das Gesetz vom 26. Mai 1818 habe Einfuhr *gegen mäfsige Abgabe* ausgesprochen; und auch nachdem der deutsche Zollverein sich gebildet habe, sei dies System beibehalten. — —

Die Meinungen, bemerkt H., über hohe Zölle bei der Einfuhr seien getheilt nach der Stellung derjenigen, welche sich darüber vernehmen lassen. Wer Fabrikwaaren braucht, verlangt dieselben möglichst wohlfeil; völlig freie Mitbewerbung des Auslandes sichert diese zwar am kräftigsten, indessen erscheint eine Vertheurung der fremden Waaren durch Eingangsabgaben nicht als ein erhebliches Uebel, so lange dieselbe nur innerhalb der Gränzen bleibt, worin die Verschiedenheit nicht sowohl der Preise, als vielmehr des Geschmacks und der Gelüste die Wahl der Käufer für eignen Gebrauch bestimmt. So lange die Besteurung innerhalb solcher Gränzen bleibt, erzeugt sie weniger Mifsmuth bei den kaufenden Consumenten. Anders verhält es sich mit denen, welche für ihren Gewerbsbetrieb kaufen. Für diese ist bei Rohproducten und Halbfabrikaten der Zoll so niedrig als möglich, zu wünschen. Sowohl in Bezug auf diese, als für die Verzehrer müsse der Staatswirth immer die Tendenz zur Ermäfsigung der Zölle haben; denn auch bei dem unmittelbaren Verbrauch der Consumenten sei doch nicht zu vergessen, dafs je tausend Zehrer, wenn auch wenig, doch immer Etwas, und zwar oft, was bei kümmerlichem Erwerb sie sehr drücken kann, bezahlen müssen, damit Ein Fabrikant bestehe oder reich werde. —

Diese Deductionen, die wir hier nur sehr allgemein haben andeuten können, sind nun angewandt, auf die Erhöhung des Zolles auf Eisen, und auf die mehrfach beantragte Erhöhung der Twistzölle; in Betreff des Roheisens ist dargethan, dafs die Zollerhöhung ein Drittheil des Preises ausmache, und schon jetzt Klagen über die dadurch entstandene Vertheurung eines so unentbehrlichen Materials, als Eisen sei, herbeigeführt würden, — bei den Twisten ist nachgewiesen, dafs der Zoll schon jetzt $4\frac{2}{3}$ bis $7\frac{2}{7}$ Procent betrage; und der unbefangne Staatsmann wohl zu prüfen habe, ob es gerathen sei, eine Fabrikation, bei welcher, wie bei der Baumwollenspinnerei Frauen- und Kinderarbeit, weil sie wohlfeil sei, gewöhnlich eintrete, durch noch höheren Zoll zu begünstigen.

Dem Andringen auf hohe Schutzzölle steht der Wunsch nach Handelsverträgen, Begünstigung der Schiffe dieser und jener Nation, die Einführung eines Differentialzollsystems zur Seite. Nationen, welche Colonien besitzen, deren Macht und Selbstständigkeit überdies, wie bei England, nach ihrer natürlichen Lage in ihren Flotten liegt, bedürfen einer Handelsmarine. Kein Staat im deutschen Zollverein besitzt überseeische Colonien; keiner bedarf einer Kriegsflotte zur Erhaltung seiner Selbstständigkeit; Preufsen allein unter ihnen hat eine Seeküste, doch in dieser auch nur eine Veranlassung zu Vertheidigungsanstalten für seine Häfen. Bei dem Andringen auf Gründung einer deutschen Flotte und überseeischer Colonien, wird nirgend erwogen, welche Mittel zu solchen Unternehmungen nöthig seien, und ob, wenn sie vorhanden, sie nicht viel erfolgreicher zu näher liegenden Zwecken, zur Vermehrung des Wohlstandes im Innern des Landes zu verwenden seien.

Wie erfreulich es ist, dafs Deutsche und Preufsische Rhederei in der letzten Zeit sich mächtig erhebt, so wird dieser Erfolg am besten sich zeigen, wenn die Kapitalien in den deutschen Seehäfen aus eigenem Antriebe zu dieser Verwendung sich hinneigen, und dies wird am meisten hervorgerufen werden, durch freundliche Beziehungen zu den fremden grofsen Seemächten, nicht durch ein Differentialzollsystem, welches England und andre Seemächte nicht zwingen kann, ihre eigene Schifffahrtsgesetzgebung zu ändern, und nur Erschwerungen für diesseitige Unternehmungen herbeiführen würde, während fremde Regierungen den Vortheil wohl würdigen werden, welcher in dem wohl erworbenen Rufe der unbefangenen Billigkeit und des freundschaftlichen Wohlwollens liegt.

Diese wenigen Andeutungen werden hinreichen, um den Gesichtspunct zu bezeichnen, aus welchem diese kleine aber inhaltreiche Schrift entworfen ist. Wir wünschen ihr einen zahlreichen Leserkreis, damit das bewegte Urtheil des Publicums sich sammle und berichtige; und begrüfsen sie vom Standpuncte der Wissenschaft aus als eine willkommene Bereicherung der politischen Litteratur.

Dieterici.

Digitized by Google

XLVII.

Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königsstein und Priesten im August 1813 *und die Schlacht von Culm, geschildert von Heinr. Aster, Königl. Sächsischen Obersten von der Armee. Mit drei Plänen. Dresden,* 1845. *Verlag von Adler und Dietze.* 1. *Band.* 8. *Preis* 4 *Thlr.*

Es ist gewiſs eine der schwierigsten, wenn nicht die schwierigste Aufgabe für die Geschichtsschreibung, ein gutes kriegsgeschichtliches Werk zu liefern. Die Herbeischaffung der Quellen und ihre kritische Sichtung erfordert unendlichen Fleiſs und scharfes Urtheil; denn die Berichte der kriegführenden Partheien stellen die Thatsachen selten in dem richtigen Lichte dar; die über Länder und Völker entscheidenden Erfolge werden oft in wenig Augenblicken erkämpft und die dabei handelnden Personen sind der Natur der Sache gemäſs, hierbei so wenig objective Zuschauer, daſs die Berichte selbst glaubwürdiger Augenzeugen sich häufig widersprechen und einer kritischen Prüfung und Vergleichung unterworfen werden müssen.

Auſser der Wahrheit verlangt man von einem guten kriegsgeschichtlichen Werke Klarheit der Darstellung und eine lehrreiche Beurtheilung der strategischen wie tactischen Operationen.

Es ist aber sehr schwer, das Gewirr von Hin- und Hermärschen verschiedener Colonnen, das Vor- und Zurückwogen der mit einander kämpfenden Massen auf einem weiten Schlachtfelde in übersichtlichen Gruppen zusammenzustellen und wie leicht es auch ist, vom grünen Tisch aus über Feldherrn eine oberflächliche Kritik zu schreiben, so schwer ist es, ein gediegenes Urtheil über kriegerische Operationen zu fällen.

Daſs hierzu eine vollständig militairisch-wissenschaftliche Durchbildung und scharfes Urtheilsvermögen gehört, ist unbestritten. Die Hauptschwierigkeiten, welche aber selbst ein hiermit trefflich ausgerüsteter Geschichtsschreiber zu besiegen hat, liegen darin, alle bewegenden Hebel einer Operation zu ergründen und abzuwägen, da die wahren Motive derselben gröſstentheils geheim bleiben und häufig erst aus dem Zusammenhang des Ganzen gefolgert werden müssen. — Nicht selten übt die Politik einen entscheidenden Einfluſs auf die Operationen, welche dann einseitig vom militairischen Gesichtspunct betrachtet, fehlerhaft erscheinen müssen, während sie vielleicht unter den gegebenen Umständen meisterhaft gewesen sind.

Eben so schwierig aber, als den Einfluſs der Politik abzuwägen, ist es, sich alle die Verhältnisse, welche auf den Gang des Krieges Einfluſs ausgeübt haben, zu vergegenwärtigen, wobei wir nur an den physischen und moralischen Zustand der Truppen, an die oft schwierigen Verhältnisse des Feldherrn zu seinen Unter-Generalen, an die Stimmung der Einwohner und die von Witterungsverhältnissen abhängige Beschaffenheit des Terrains erinnern. —

Gleichzeitig muſs der Geschichtsschreiber, will er über Feldherrn und Kriegsereignisse urtheilen, bedenken, was zur Zeit, wo ein Marsch, ein Angriff u. s. w. beschlossen, der Feldherr von der Stärke und Aufstellung des Feindes, so wie überhaupt von den, den Erfolg bedingenden Verhältnissen wuſste und wissen konnte, da der Feldherr unmöglich nach dem wirklichen Stand der Dinge, sondern nur in so weit solcher ihm bekannt ist, seine Kriegspläne entwerfen kann.

Wenn wir Wahrheit, Uebersichtlichkeit und eine treffende Kritik des Geschehenen, Haupterfordernisse der Kriegsgeschichtschreibung nannten, so macht der Leser aber noch mit Recht Anspruch auf eine geistreiche Auffassung des Ganzen und auf eine dem Gegenstande angemessene Sprache, welche nicht leicht zu treffen ist; denn der Militair-Schriftsteller entfernt sich gleich weit von dem rechten Wege, wenn er sich in dichterische Schilderungen ergeht, als wenn er mit trockner und eintönender Darstellung dem Leser die erhabensten und groſsartigsten Augenblicke der Weltgeschichte ohne Wirkung vorüberführt, wie dies leider nur zu oft geschieht.

Diese wenigen Worte werden hinreichend überzeugen, wie schwierig die Aufgabe eines Militair-Geschichtsschreibers ist; und so reich daher auch die Militair-Litteratur an kriegsgeschichtlichen Werken ist, so giebt es doch nicht zu viele, welche den Stempel der Vollkommenheit an sich tragen und ausgezeichnet genannt zu werden verdienen.

In neuester Zeit sind es vorzüglich die Werke der Generale v. Clausewitz und v. Grolman, welche hoch über ihre Zeitgenossen hervorragen und deshalb

Digitized by Google

auch mit Recht als Muster kriegsgeschichtlicher Arbeiten aufgestellt werden.

Vergleichen wir nun mit diesen Meisterwerken die vorliegende Arbeit des Obersten Aster, so müssen wir den ersteren, was die Beurtheilung der Feldherrn und der Kriegsereignisse anbetrifft, die Clausewitz wie Grolman mit dem göttlichen Funken militairischen Ingeniums niederschrieben, den Vorzug zusprechen; in Hinsicht des Ordnens des Stoffes, der Klarheit der Darstellung sind die genannten Werke sich ebenbürtig, was aber Gründlichkeit, Herbeischaffung und kritische Benutzung der Quellen anbetrifft, so ist dem Asterschen Werke unbedingt der Preis zu ertheilen, so dafs wir dasselbe den kriegshistorischen Werken eines Clausewitz und Grolman dreist zur Seite stellen, wenn es uns auch nur wenige Tage eines Feldzuges vor Augen führt. — In diesen wenigen Tagen lag aber das Schicksal vielleicht eines halben Jahrhunderts.

Schon früher hat der Verf. in dem Werke „Die Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden vom 7. März bis 28. August 1813" die Schlacht von Dresden beschrieben; in dem vorliegenden Bande giebt er uns die 2te Hälfte des grofsen Dramas, mit welcher die verbündete Hauptarmee im August 1813 den entscheidensten aller Feldzüge gegen Napoleons Oberherrschaft *in Deutschland* eröffnete, indem er die Operationen Vandamme's und die durch dieselben herbeigeführten Kriegsereignisse, welche in der Schlacht von Culm ein so unerwartetes Ende fanden, schildert.

Bei der Darstellung dieses wichtigen Augenblicks der Weltgeschichte, hat der Verf. nicht allein das Verdienst, alle bisher gedruckten Quellen mit scharfer Sichtung benutzt zu haben, sondern seiner bewährten Feder haben auch viele ungedruckte Tagebücher ausgezeichneter Zeitgenossen zu Gebote gestanden, wodurch es dem Verfasser möglich wurde, über die verhängnifsvolle Katastrophe, welche bisher in vielen Puncten noch nicht aufgeklärt war, neues Licht zu verbreiten.

Unter den gedruckten Werken hat der Hr. Verf., wie er auch selbst sagt, das Werk „Zur Geschichte von 1813" vom General-Lieutenant v. Hofmann, welcher zur Zeit der kriegerischen Ereignisse Chef vom Generalstabe des Prinzen v. Würtemberg war, vorzüglich benutzt, und dabei eine sehr gute Wahl getroffen.

Von den ungedruckten Memoiren, die dem Verf. zur Einsicht übergeben waren, erwähnen wir nur das Tagebuch des Königs Leopold von Belgien, der als Befehlshaber des russischen Cürassier-Regiments „Kaiserin" an allen Gefechten von Königsstein bis Priesten rühmlichst Theil genommen hat; ferner, das Tagebuch der Festung Königsstein und das des Obersten v. Helldorf, jetzigen 2ten Commandanten von Posen und damaligen Adjutanten des Prinzen Eugen von Würtemberg. — Der Prinz selbst hat leider dem Verf. auf sein Bitten, ihm über die Ereignisse vom 26. bis 30. August 1813 Aufklärung zu geben, geantwortet: „dafs er sich nicht für ermächtigt halte, ohne höhere Autorisation diesem Wunsche zu willfahren."

Dem Verf. aber bleibt das Verdienst, keine Arbeit und Mühe gescheut zu haben, um zur Wahrheit zu gelangen. — Die Schlachtfelder sind von ihm persönlich bereist worden, die in den Pfarrhäusern befindlichen Tagebücher wurden eingesehen und alle Eingebornen, welche noch von jener Zeit Nachricht geben konnten, um ihre Mitwissenschaft befragt, da in der Kriegsgeschichte oft unscheinbare Nachrichten grofsen Aufschlufs zu geben vermögen.

Drei grofse, deutlich und correct gezeichnete Pläne sind dem Werke beigegeben, von denen der erstere die Gegend von Hohnstein und Peterswalde, die beiden andern das Schlachtfeld von Culm enthalten.

Der erstgenannte Plan war bisher noch in keinem kriegsgeschichtlichen Werke vorhanden und verdient deshalb, abgesehen von der guten Terraindarstellung, um so gröfsere Anerkennung. —

Mit grofsem Fleifse sind auch diesen Plänen die Truppenstellungen und Bewegungen eingetragen und wer je eine solche Arbeit vollzogen, wird wissen, wie viel Mühe sie mit sich bringt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königsstein und Priesten im August 1813, *und die Schlacht von Kulm, geschildert von Heinrich Aster.*

(Fortsetzung.)

Wenn es aber möglich wäre, die Pläne selbst von Truppeneinzeichnungen frei zu lassen und solche auf Klappen von Oelpapier, welches auf den eigentlichen Plan gelegt, das Terrain vollständig durchsehn läfst, zu zeichnen, so würde die Uebersichtlichkeit der Pläne sehr gewinnen, indem man die Bewegungen und Stellungen der Truppen für jeden Schlachtmoment — ohne die Kosten bedeutend zu vermehren — auf ein besondres Blatt des gedachten durchsichtigen Papiers zeichnen könnte. Wenn man auch jetzt auf den mehrsten Plänen kriegsgeschichtlicher Werke die verschiedenen Momente durch Zahlen und Farben herausfinden kann, so geben die Einzeichnungen der Truppen doch gröfstentheils ein solches Durcheinander, dafs der Ueberblick durchaus fehlt. — Irren wir nicht, so werden die Friedensmanöver in Oestreich nach der hier vorgeschlagenen Weise auf Oelpapier gezeichnet, wo dann ein und derselbe Terrainplan hinreicht, den verschiedenen Kriegsübungen zu folgen.

Der eigentlichen Beschreibung der gedachten Kriegsereignisse geht eine 66 Seiten lange Einleitung voraus. —

In derselben weist der Verfasser verschiedene Ursachen nach, warum der Herbst-Feldzug von 1813 für Napoleon unglücklich geendet. Referent vermag zwar keinen der hier angeführten und geistreich aufgefundenen Gründe zu widerlegen, folgert jedoch einfach den ungünstigen Ausgang des Feldzuges: 1) aus der Minderzahl der französischen Streitkräfte, welche sich zu Gunsten der Verbündeten wie 3 : 5 verhielten; 2) aus dem consequenten Unglücke der selbstständigen Unterfeldherren Napoleon's bei Grofs-Beeren, an der Katzbach, bei Culm und bei Dennewitz.

Napoleon war, wie uns die Einleitung sagt, am 22. und 23. August in Schlesien beschäftigt, Blücher zurückzudrängen, als ihn die Nachricht von dem Marsch der böhmischen Hauptarmee gegen Dresden nach Sachsen zurückrief.

Er beschlofs anfänglich, die Vertheidigung von Dresden dem Marschall St. Cyr zu überlassen, und mit dem gröfseren Theile seiner Streitmittel bei Königsstein oder Pirna auf das linke Elbufer überzugehen und von hier aus den Verbündeten in den Rücken zu marschiren, um den Feldzug mit einem Schlage zu beenden; indessen bestimmte ihn die Meldung, welche er in der Nacht zum $\frac{25}{26}$. August zu Stolpen erhielt, „dafs Dresden, wenn der Kaiser nicht dort sei, am 26. in Feindes Hand fallen müfste", mit dem gröfsern Theil seiner verfügbaren Streitkräfte nach der sächsischen Hauptstadt zu eilen. Die Verlegung des Rückzuges übertrug Napoleon dem General Vandamme, indem er demselben sagen liefs: „Niemals würde er eine schönere Gelegenheit finden, sich den Marschallstab zu verdienen." Worte, die geeignet waren, einen französischen General zum Sturm der Hölle anzufeuern. —

So weit die Einleitung, welcher die Beschreibung des Terrains folgt.

Dieselbe ist gedrungen, ausführlich und vom militairischen Gesichtspuncte aus praktisch aufgefafst, woran so viele Militairschriftsteller scheitern.

Besonderen Werth hat die Terrainbeschreibung noch dadurch, dafs sie Strafsen, Wege und Anbau gewissenhaft so giebt, wie sie zur Zeit der Kriegsereignisse waren, was gewifs grofse Mühe gemacht haben mag, und deshalb auch ein unbestreitbarer Beweis für die gründliche Arbeit des Verf.'s ist.

Ob es aber demselben nicht gestattet war, die Fe-

Digitized by Google

stung Königsstein, da dieselbe bei den vorliegenden Kriegsereignissen Einfluſs auf die Operationen ausüben muſste, in seine Betrachtungen hineinzuziehen, können wir nicht beantworten; jedenfalls ist es aber eine groſse Lücke, wenn bei einer militairischen Betrachtung jener Gegend der Königsstein, wie hier geschehen, gänzlich unbeachtet bleibt.

Die Schilderung der verschanzten Stellung der Franzosen, welche der Terrainbeschreibung folgt, zeigt von Neuem, daſs Napoleon wohl Werth auf Feldbefestigungen gelegt hat, während jetzt dieser Theil der Kriegskunst fast von allen Heeren mehr oder minder vernachlässigt wird; Referent weiſs sich zum wenigstens nicht zu erinnern, gesehn oder gehört zu haben, daſs in neuerer Zeit bei den gröſsern Truppenübungen in den deutschen Armeen wichtige Stellungen durch Schanzenbau verstärkt worden wären, was doch unstreitig für Officiere und Soldaten von Nutzen sein würde. —

Bei der Beschreibung der Liliensteiner Schanzen, hinter denen das Barakkenlager einer französischen Division errichtet wurde, erwähnt der Verfasser, wie auch schon damals die Franzosen mit groſser Lust und Liebe an der Verschönerung ihres Lagers gearbeitet. „Auf einem höchst beschwerlichen Wege holten sie aus den ganz unten an der Elbe liegenden Sandsteinbrüchen feinen weiſsen Sand in ihren Mänteln, bedeckten damit die tafelförmig geglättete Oberfläche der Erdbänke, woran ihre Gewehre standen, wie mit einem Zuckergufs, und besteckten diese schneeweiſse Fläche mit kleinen Büscheln von Tannenzweigen in tausend zierlichen Figuren und Namenszügen, wobei der von Napoleon nicht fehlte."

„Bei Dresden legten sie sogar vor ihren Hütten förmliche Gärtchen an, die sie mit kleinen Springbrunnen versahen, wozu sie das Wasser aus der Weiſseritz ableiteten."

Hierin sind sich die Franzosen noch heute gleich geblieben; ihre Uebungslager haben in Kurzem Verzierungen, welche die Soldaten bis zum letzten Tage zu vervollständigen streben, während hierzu gröſstentheils die deutschen Truppen entweder zu ernst oder zu phlegmatisch sind.

Seite 17 lesen wir, daſs Napoleon der Festung Königsstein französische Besatzung zugedacht hatte, was jedoch sächsischer Seits nur in so weit zugestanden ward, als daselbst ein französisches Bataillon als Verstärkung aufgenommen wurde.

Wie stark aber überhaupt die Besatzung dieser Feste gewesen, erfahren wir nicht, und dies hätte uns der Hr. Verf. nicht vorenthalten sollen.

Der zweite Abschnitt, „Einfall der alliirten Armee in Sachsen am 22. August 1813", beginnt mit der Aufzählung der Streitkräfte des französischen Korps unter St. Cyr und des russischen unter Wittgenstein, welche am 22. August zwischen Peterswalde und Pirna auf einander stieſsen.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, auf die Details der einzelnen Gefechte, welche am 22. August hier stattfanden, näher einzugehen. — Die Folge derselben war, daſs die französischen Truppen nach Dresden zurückgeworfen wurden und Wittgenstein sich in Besitz von Pirna setzte. Von hier aus marschirte er auf Schwarzenberg's Befehl gegen Dresden, und lieſs nur das 2. Corps unter Eugen von Würtemberg zur Deckung der rechten Flanke der verbündeten Armee zurück. —

Der Erzählung der Ereignisse vom 22. bis 25. August folgen Betrachtungen über dieselben, worin die Maſsregeln der kriegführenden Partheien mit gesunder und kräftiger Kritik beleuchtet werden. Dergleichen Betrachtungen finden wir im Verlauf des Werks nach jedem Zeitabschnitte, und wir können dieser Anordnung nur unseren Beifall zollen. Der Leser gewinnt auf diese Weise Ruhepuncte und Veranlassung, sein eben gewonnenes Urtheil mit dem des Verfassers zu vergleichen, wodurch dem Studium der Kriegsgeschichte erst wahres Leben verliehen wird.

Eine kurze aber gehaltvolle Uebersicht über die Ereignisse bei Dresden schlieſst den zweiten Abschnitt. Eine solche Uebersicht war aber um so nothwendiger, als die folgenden hier näher erörterten Ereignisse in enger Wechselwirkung mit der Schlacht von Dresden standen. —

Am 26. und 27. August war die Schlacht; am 28. zogen sich die Verbündeten in mehreren Colonnen, verfolgt von St. Cyr, Victor, Marmont und dem Könige von Neapel, nach Böhmen zurück.

„Noch nachtheiliger als die durch Nachtmärsche und Kreuzzug der Colonnen eingerissenen Unordnun-

Digitized by Google

gen" — so lesen wir Seite 51 — „wirkten in den Reihen der Alliirten Entmuthigung, Mangel an Selbstvertrauen und gegenseitiges Mifstrauen. Es bedurfte daher von Seiten der Franzosen nur noch eines errungenen Vortheils, um die kurz zuvor scheinbar friedlichen Gesinnungen der Alliirten in die ernstlichsten umzuwandeln. Dafs aber in jenen Tagen (28. und 29. August) wirkliche Friedensgedanken hier und da aufstiegen, dürfte eine einzige Aeufserung des Hochseligen Königs von Preufsen, die er in der gefahrdrohenden Stunde bei Teplitz gegen einen östreichischen General aussprach, bestätigen."

Wir bedauern, dafs der Herr Verf. weder diese Aeufserung angeführt, noch den östreichischen General genannt hat.

„Friedrich August, König von Sachsen", so fährt der Verfasser fort, „würde dann höchst wahrscheinlich mächtig geworden und allgemein als der voraussichtigste Monarch gepriesen worden sein." „Der Geschichtsforscher wird demnach erst aus nachfolgender Schilderung der zwischen Pirna und Teplitz vorgefallenen Ereignisse erkennen, welche hochwichtige Verdienste um Deutschlands Freiheit sich der Prinz Eugen von Würtemberg durch sein richtiges und tapfres Benehmen erwarb."

Man wird aus den hier angezogenen Stellen ersehen, wie der Herr Verfasser von zwei gleich edlen, hier aber entgegengesetzten Interessen erregt, sich als Geschichtsschreiber über alle subjectiven Verhältnisse zu erheben versteht.

Der dritte Abschnitt schildert die Kriegsereignisse vom 26. bis 28. August, welche der Schlacht von Kulm vorangingen.

Abweichend von den mehrsten kriegsgeschichtlichen Werken schickt der Verfasser eine Charakterschilderung der handelnden Hauptpersonen voraus, wodurch beim Lesen ein gröfsres Interesse für die nachkommenden Ereignisse, welche mit den Personen ja in unmittelbarer Beziehung stehn, erweckt wird.

Vandamme wird als umsichtig, rasch entschlossen, kühn, muthig und stets zum Schlagen bereit, geschildert, weshalb ihn Napoleon selbst einen *Schläger* nannte. In seinem Benehmen war er heftig, etwas roh, soldatischer und trotziger Natur. — Merkwürdig und charakteristisch ist der am 13. April 1813 von ihm zu Bremen erlassene Tagesbefehl, welcher S. 56 zu lesen ist, wo es unter anderem heifst: „Gut und bieder von Sinnesart, gerecht durch Gewohnheit werde ich schrecklich durch meine Pflicht. Ganz Soldat und den Pflichten dieses Standes treu, schone ich nichts, wenn der Wille meines Herrschers, das Wohl des Vaterlandes und der Ruhm unserer Waffen es erfordern." Die freien Reichsstädte wufsten doch zum wenigsten hiernach, woran sie mit Vandamme waren.

Vom Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher zur Zeit in seinem 26st. Jahre stand, sagt der Verfasser, nachdem er seine militairischen Tugenden und seinen Eifer, für Deutschlands Freiheit zu wirken, geschildert: „Es konnte nicht fehlen, dafs bei seinen jungen Jahren, seinen vielfachen glücklichen Einwirkungen in manche Operationen, und bei der grofsen Zuneigung seiner Waffenbrüder und Untergebenen, ihm auch Neid und Mifsgunst begegnete." Die Inschrift am russischen Denkmal bei Kulm bezeugt dies unwiderruflich.

Die Wahrheit der im Militair-Conversations-Lexikon befindlichen Anekdote über den General Ostermann, welcher bekanntlich bei Kulm den linken Arm verlor, und bei seiner Rückkehr nach Petersburg zweien seiner zahmen Bären, die er sehr liebte, ebenfalls die linken Vordertatzen abhauen liefs, damit sie gleiches Schicksal mit ihrem Herren hätten, kann Referent, der zufällig die gedachte Biographie schrieb, und diese Anekdote aus sichrer Quelle schöpfte, verbürgen. — Graf Ostermann erhält vom Verfasser ebenfalls das ehrenvolle Zeugnifs, dafs er bieder und tapfer gewesen sei.

Die Streitkräfte Vandamme's, welche sich am 25. noch auf dem rechten Elbufer befanden, werden auf 38,000 Mann und 60 Geschütze gerechnet, während man sie sonst gewöhnlich auf 40,000 Mann anschlägt. Das ihm bei Pirna gegenüberstehende zweite russische Corps unter dem Prinzen Eugen betrug dagegen nur 14,000 Mann und 26 Geschütze, wurde jedoch am 27., an welchem Tage Graf Ostermann den Befehl übernahm, durch die russische Garde-Division unter Jermoloff um 8500 Mann und 36 Geschütze verstärkt.

Das Gefecht am 26. August zwischen Königsstein und Pirna fiel, obgleich Vandamme noch nicht alle seine Streitkräfte entwickeln konnte, zum Nachtheile der Russen aus. Den gänzlichen Mangel an Artillerie, die noch nicht über die Elbe gegangen war, suchte der französische Feldherr durch Geschützfeuer der Fe-

Digitized by Google

stung Königsstein möglichst zu ersetzen; als aber die Franzosen durch das Festungsgeschütz selbst gefährdet wurden, schofs man, um den Russen zu imponiren, mit Platzpatronen, was vielleicht der einzige Fall dieser Art in der Kriegsgeschichte sein dürfte.

In den Betrachtungen über das Gefecht am 26. lesen wir, dafs die Ereignisse bei Königsstein im grofsen Hauptquartier bis zum Abend des 26. völlig unbekannt geblieben, und „die Unkenntnifs Schwarzenbergs von obigem detaschirtem Corps des Prinzen von Würtemberg lieferte von Neuem den Beweis des schleppenden Dienstganges der im Hauptquartiere des Generals Barcley de Tolly herrschen mufste, welchen General überhaupt der Herr Verf. mit Recht sträflichen Ungehorsams gegen Schwarzenberg und geringen Eifers für die Befreiung Deutschlands beschuldigt.

Am 27. August fiel Pirna in die Gewalt der Franzosen, sonst aber wurden an diesem Tage keine grofsen Erfolge erkämpft, da man sich beiderseits auf Geschütz- und Tirailleur-Feuer beschränkte, ohne die Hauptmassen in's Gefecht zu bringen.

„Vandamme", so lesen wir S. 92, „hielt seinen Gegner wahrscheinlich für stärker, und schien sich daher zu einer entscheidenden Umgehung noch nicht bestimmen zu wollen, zumal da ihm der Ausgang der Schlacht von Dresden noch nicht bekannt war."

Das russische ihm gegenüberstehende Corps befand sich jedoch nach dem von Napoleon erfochtenen Siege in einer schwierigen Lage, und mit grofsem Interesse lesen wir die Berathungen im Hauptquartiere Ostermanns wegen des auszuführenden Rückzugs.

General Barcley, Oberbefehlshaber der russisch-preufsischen Truppen, schickte den Befehl, sich über Maxen und Dippoldiswalde zurückzuziehen, was den Anordnungen des Fürsten Schwarzenberg — welcher den Rückzug auf der neuen Teplitzer Strafse befohlen hatte — völlig entgegen war.

Diese widerstreitenden Befehle setzten daher die Anführer des Ostermann'schen Corps in nicht geringe Verlegenheit.

Der Prinz von Würtemberg und der jetzige König der Belgier stimmten für den Rückzug auf der neuen Teplitzer Strafse, weil man sonst dem General Vandamme den besten und kürzesten Weg offen liefs, auf welchem es ihm leicht werden konnte, den Verbündeten die böhmischen Defileen zu verlegen. — Graf Ostermann hingegen erwähnte, wie er es gegen den Kaiser nicht verantworten könne, seine Garden dem sicheren Untergange entgegenzuführen. „Allerdings", antwortete der Prinz von Würtemberg, „die Aufgabe ist eben so grofs als gefährlich, aber eben darum auch der Garde würdig." Des Prinzen Meinung gelang zur Geltung, obgleich man noch einmal die für eine so tapfere Truppe fast entehrende Frage aufstellte: „Ob auch auf der Strafse die Garde ungefährdet durchgebracht werden könne?" als ob die Garde ein Geldwagen sei. —

Der russische Schriftsteller Danilewsky, welcher mit grofser Parteilichkeit für die eingeborenen Russen seine Geschichte: „Denkwürdigkeiten aus dem Kriege von 1813" abgefafst, läfst nach abgehaltenem Kriegsrath den Grafen Ostermann ein heroisches Billet an den Kaiser schreiben, während der Verfasser nachweiset, dafs Ostermann den jetzigen General-Lieutenant a. D. von Wolzogen allerdings an den Kaiser absandte, allein nur, um sich mündlich zu entschuldigen, dafs er unter so dringenden Umständen die Garde gefährde.

Das am folgenden Tage (28. Aug.) bei Berggieshübel stattfindende Gefecht wird mit gediegener Klarheit beschrieben. — Vandamme beschlofs an diesem Tage durch eine über Langenhennersdorf ($\frac{3}{4}$ Meilen von Königsstein) gegen Berggieshübel vorgeschickte Colonne den Russen den Rückzug abzuschneiden.

Ein eigenthümlicher Umstand verhinderte dies jedoch, und wir können nicht umhin, denselben, da er bis jetzt noch nirgends aufgeklärt, nachzuerzählen. Als nämlich die französischen Colonnen bereits Langenhennersdorf erreicht, überbrachte der dasige herrschaftliche Jäger Namens Leski, ein verschlagner, häufig als Spion gebrauchter Mensch, die unwahre Nachricht, dafs eine starke russische Colonne die linke Flanke und Rücken der franz. Umgehung über Rosenthal bedrohe. Die dadurch veranlafsten Recognoscirungen verursachten einen mehrstündigen Aufenthalt, und waren so die Ursache, dafs die Russen, wenn auch mit grofsem Verluste, doch Peterswalde erreichten, ohne abgeschnitten zu werden.

*) So viel dem Referenten bekannt, sind übrigens die von der Festung aus gegebenen scharfen Schüsse die ersten und letzten gewesen, die überhaupt je von dieser Feste aus gethan wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königsstein und Priesten im August 1813 und die Schlacht von Kulm, geschildert von Heinr. Aster.

(Fortsetzung.)

„So sieht man wiederum — lesen wir später Seite 108 — wie im Kriege der Zufall Nebenwirkungen hervorruft, die kein Mensch ahnen kann, und gerade deshalb, weil sie beim Entwurfe zu einer Kriegsoperation natürlich ganz aufser Anschlag bleiben, oft von den bedeutendsten Folgen sind." —

Am Abend des 28. erhielt Vandamme vom Kaiser den Befehl in Böhmen einzudringen, um daselbst das feindliche Kriegsfuhrwesen, Feldhospitäler und Gepäckwagen zu nehmen, während Napoleon selbst die Verfolgung der verbündeten Armee übernehmen wollte.

Der Hr. Verf. nimmt diesen Befehl, der französischer Seits vielfach bestritten wird, aus der „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792," er hätte jedoch, wie gewissenhaft jenes Werk auch geschrieben, bei diesem streitigen Puncte die Quelle, den General v. Jomini, angeben sollen, aus welcher genanntem Werke dieser Befehl zugeflossen ist.

An demselben Tage, wo Napoleon Vandamme den Befehl gab in Böhmen einzubrechen, verliefs ihn später sein guter Genius, indem er seinen Entschlufs nach Prag zu marschiren, plötzlich aufgab. —

Dieser wichtige und ihm so nachtheilige Beschlufs hat mehrere Auslegungen gefunden, die wir S. 122 u. f. übersichtlich zusammengestellt finden. — Die Hauptfrage aber „hat Vandamme von der Rückkehr des Kaisers nach Dresden, von dem Rasten Mortiers in Pirna Nachricht erhalten?" woraus er auf eine gänzliche Aenderung des Operationsplanes schliefsen konnte, ist bis jetzt unermittelt geblieben. Wahrscheinlich aber hat Berthier den ersten Befehl des Kaisers nicht entschieden widerrufen. —

Es folgt jetzt die Beschreibung der am 29. stattgefundenen Gefechte bei Peterswalde, Nollendorff, Priesten und Culm.

Die französischen Vortruppen folgten den Russen auf dem Fufs und drangen ungefähr nach 9 Uhr und zwar in dem Augenblick in Culm ein, als die Bewohwohner eben das friedliche Gotteshaus auf dem Horkaberge verliefsen. Die Kirchgänger geriethen dadurch plötzlich zwischen den Feind, was einen schwer zu beschreibenden Auftritt herbeigeführt haben soll. —

Graf Ostermann hatte inzwischen in der Nacht vom $\frac{28}{29}$. zum König von Preufsen die Meldung nach Töplitz geschickt, dafs er sich, von Vandamme gedrängt, hinter die Eger zurückziehen werde, wurde aber durch dringenden und wiederholten Befehl des Königs bewogen, Stand zu halten, weil sonst eine Auflösung der ganzen Armee zu fürchten sei und selbst die Rückkehr des Kaisers Alexander, welcher sich noch im Gebirge befände, gefährdet werden könne" S. 131.

Ohne diese unmittelbare Einwirkung des hochseligen Königs von Preufsen würde die Schlacht von Culm nicht geschlagen und die alliirte Armee den gröfsten Unfällen ausgesetzt worden sein. Graf Ostermann hatte bereits zu grofse Verluste erlitten, um, wenn ihn nicht höhere Rücksichten leiteten, den Kampf ferner annehmen zu können.

Die Truppen des 2ten Corps, welche in den vorhergehenden Gefechten stets die Nachhut gebildet, zählten nur noch 5500 Streitfähige, die Garde-Infanterie noch 6700 Mann, die gesammte Kavallerie 2500, im ganzen bestand demnach das Ostermann'sche Corps aus nicht mehr als 14200 Mann. Die ihm während des Gefechtes durch den König von Preufsen zugewiesene Verstärkung, welche jedoch nicht auf einmal, sondern selbst compagnieweise auf dem Schlachtfelde eintraf, mag im Ganzen 6000 M. betragen haben. Die Stärke Vandamme's dagegen wird am 29. auf 36000 M. berechnet.

Digitized by Google

Der Sieg neigte sich bei dem Kampfe um Priesten und auf der ganzen Linie entschieden auf die Seite der Franzosen, als der Prinz von Würtemberg durch die letzten intacten russischen Garde-Bataillone, welche er im entscheidenden Augenblicke ins Gefecht führte, eine gänzliche Niederlage der russischen Truppen abwendete. Welche Energie aber von Seiten des Prinzen dazu gehörte, diese letzten Truppen in die Schlachtlinie zu führen, ist aus der Antwort Jermoloff's an den General Ostermann zu ersehen, welche S. 140 zu lesen ist, wo es unter anderm heifst: „der Prinz ist schuld, dafs heute die Kaiserliche Garde vernichtet wird. Er scheint noch nicht genug zu haben. Er weifs noch einige Bataillone und will auch diese. Sind aber diese weg, so hat der Kaiser keine erste Garde-Division mehr. Meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser wenigstens Etwas von der Garde zu erhalten."

Ostermann wurde bald nach dem glücklichen Angriff, den die gedachten Bataillone auf wiederholtes Dringen des Prinzen unternahmen, schwer verwundet, und der Verfasser weist nach, wie bis zur Ankunft des Generals Barcley de Tolly der Prinz von Würtemberg das Kommando führte, und nicht Jermoloff, welchen Danilefsky mit seinen engherzig russischen Tendenzen als Befehlshaber auftreten läfst.

Die russische Garde verlor an diesem Tage 2800 Mann, das zweite Corps 2400 Mann, die Reiterei 400 Mann.

Der Beschreibung der Gefechte bei Culm und Priesten folgt die Erzählung der Ereignisse am 29. August bei dem 14. französischen Corps unter St. Cyr und dem preufsischen Armeecorps unter Kleist, welches am folgenden Tage die Entscheidung herbeiführte.

Der Verfasser giebt hier neuen Aufschlufs über das ruhmwürdige Verhalten des General Kleist, und wir glauben es bei dem Leser verantworten zu können, hier länger zu verweilen. —

General v. Kleist führte die Colonne der alliirten Armee, welche sich nach der Schlacht von Dresden über Glashütte, also westlich der neuen Töplitzerstrafse auf welcher Vandamme vorgegangen war, nach Töplitz zurückziehen sollte. Er wurde bis Glashütte von dem St. Cyr'schen Corps verfolgt, welches sich dann auf Befehl Napoleons weiter westlich nach Altenberg zog.

Am 29. ward dem General Kleist vom König von Preufsen der Befehl, schleunigst das Erzgebirge zu überschreiten, um dem General Ostermann als Reserve dienen zu können. Die preufsischen Truppen waren aber zu erschöpft und aufserdem die Uebergänge über das Erzgebirge mit Militairfuhrwerk aller Art so verstopft, dafs es dem General Kleist unmöglich schien, der russischen Armee rechtzeitig Unterstützung gewähren zu können. In dieser verzweifelten Lage beschlofs Kleist sich östlich zu wenden und über Nollendorff dem französischen Corps unter Vandamme in den Rücken zu marschiren.

Das Wagnifs war grofs, denn da man glaubte, Napoleon folgte dem Vandamme'schen Corps auf dem Fufse, so lief man Gefahr von ihm erdrückt zu werden. —

Oberst v. Grolman, Chef des Generalstabes beim General Kleist, stimmte freudig für den kühnen Entschlufs seines sonst vorsichtigen Generals und erhob während der Tafel am 29. Abends das Glas und sprach, indem er zum ersten und letztenmale in diesem Feldzuge die Gesundheit seines Generals ausbrachte: —

„Meine Herren, lassen sie uns aufstehen und un-
„seres verehrten Generals Gesundheit trinken; der
„Himmel möge den heroischen Entschlufs den er ge-
„fafst hat, auf Nollendorf zu marschiren, mit dem
„glücklichsten Erfolge krönen. Es ist dies ein Ent-
„schlufs, der einzig und allein aus der Brust unseres
„verehrten Generals gekommen ist, an dem Niemand
„weiter Antheil hat."

Auch im Kriegsrath, der vom Kaiser Alexander, König von Preufsen und Schwarzenberg abgehalten wurde, kam man überein, dem General Kleist vorzuschlagen, ob er nicht Vandamme in den Rücken marschiren wolle, und schickte deshalb abermals einen Adjutanten an ihn ab. —

Diese treue Erzählung, aus Berichten von den zur Zeit handelnden Personen, den Generalen von Schoeler, von Thile (nicht Thiele wie im Text steht), von dem Knesebeck und von Vofs, zusammengestellt, stimmt dagegen sehr wenig mit der Geschichte des Hrn. Bischofs Eylert 1. Thl. II. Aufl. S. 384 überein, wo derselbe unter andern den König sagen läfst, „Kleist's Erscheinen war ein glücklicher Zufall, denn nichts war verabredet und wir wufsten gegenseitig nichts von einander" „das war Hülfe von Gott."

Sehr treffend sagt hierüber der Hr. Verf. S. 216. Diese Erzählung, wie sie hier dem Könige in den Mund gelegt wird, dürfte von dem geistlichen Herrn

Digitized by Google

wahrscheinlich eine kleine Inversion erlitten haben, um dadurch dem Ganzen einen religiösen Anstrich zu geben, der zwar für die ungebildete Masse recht gut sein mag, aber für die Geschichte selbst höchst unwahrscheinlich klingt." — Ref. setzt hinzu, dafs dies nicht die einzige Inversion ist, welche sich der geistliche Herr in seinem Werke zu Schulden hat kommen lassen. —

Wir gelangen jetzt zu der entscheidendsten Katastrophe, der Schlacht von Kulm.

Fürst Schwarzenberg übertrug dem General Barcley de Tolly das Commando, und bot, wie der Verfasser sagt, hierdurch auf eine feine und wahrhaft hochherzige Weise die Hand, um die zwischen ihm und Barcley eingetretene Spannung auszugleichen, welche sich vorzüglich durch wiederholten Ungehorsam des Letzteren vergröfsert hatte.

Ohne die Hochherzigkeit des Fürsten Schwarzenberg bezweifeln zu wollen, müssen wir doch erwähnen, dafs der Fürst auch 1814 dem Feldmarschall Blücher bei la Rothière den Oberbefehl überliefs, wo dergleichen persönliche Verhältnisse nicht stattfanden.

Ehe der Verf. zur Schlachtbeschreibung kommt, übergiebt er dem Leser eine Charakterschilderung des Generals Barcley de Tolly und des Generals Kleist.

Die Charakteristik des ersteren entnimmt der Hr. Verfasser aus den „Beiträgen des Prinzen von Würtemberg zur Geschichte des Feldzuges 1813", zieht aber die Pflichttreue Barcley's und seinen Ruhm in Bezug auf den russischen Feldzug in gerechten Zweifel.

Dem liebenswürdigen Charakter des Generals Kleist wird gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet. „General v. Kleist", so lesen wir, „war als Soldat streng, doch bestimmten ihn seine grofse Herzensgüte und sein Wohlwollen leicht zur Milde." Wir möchten demnach den General nicht streng nennen. „Er besafs übrigens eine nicht zu erschütternde Tapferkeit, war im Handeln besonnen und überlegt, jedoch aus freien Antrieben kühnen Entschlüssen nicht geneigt." „Im Gefecht war er beharrlich und ausdauernd. Bei Einleitung desselben konnte Kleist sehr heftig und ungeduldig werden, sobald aber der erste Schufs gefallen, wurde er kaltblütig und ruhig. Er besafs ein entschiedenes Geschick, sich aus schlimmen Verhältnissen zu ziehen." —

Die Beschreibung der Schlacht beginnt mit der interessanten Bemerkung, „dafs auf einem Raum von $1\frac{1}{2}$ □ Meile merkwürdigerweise, sowohl die Verbündeten wie die Franzosen, und zwar beide gleichzeitig eine Offensiv- und Defensiv-Schlacht lieferten.

Bei Kulm nämlich vertheidigten sich die Franzosen nach Ankunft der Preufsen (unter Kleist) auf's Aeufserste, während sie bei Arbesau die heftigsten Angriffe unternahmen. Die Verbündeten dagegen boten Alles auf, die Franzosen aus der Position bei Kulm zu werfen, während die Preufsen bei Arbesau und Vorder-Tellnitz durch die verzweifelten Angriffe der Franzosen in der strengsten Defensive erhalten und sogar durch der letzteren Flucht endlich mit fortgerissen wurden." —

Eine Uebersicht der Streitkräfte der kämpfenden Parteien giebt uns der Verfasser nicht; er sagt nur, die Angabe, dafs die Verbündeten, Kleist ungerechnet — 50 Bataillone und 58 Escadrons stark gewesen, sei zu gering, da dieselben am 30. den Franzosen weit überlegen gewesen wären. Diese waren aber nach anderen Werken 50 Bataillone und 23 Escadrons stark. Den Mangel dieser Angaben müssen wir rügen, indem der Herr Verfasser gewifs im Stande gewesen wäre, die Stärke annähernder zu bestimmen, als dieses der Leser vermag. Zwar sagt der Oberst Aster schon früher bei einer anderen Gelegenheit S. 30: „dafs für den Militair-Schriftsteller die Aufsuchung der Streitkräfte und deren Angaben das mühsamste und undankbarste Geschäft sei, weil man keine zuverlässigen Quellen hat. Denn mit Recht wird jede kriegführende Macht ihre Etats verheimlichen, weshalb man auch auf alle diese Zahlen gar keinen so grofsen Werth legen sollte, weil sie eben in der Regel unrichtig sind."

Wir können uns jedoch hierin mit dem Hrn. Vf. nicht ganz übereinstimmend erklären, denn die numerische Ueberlegenheit ist und bleibt einer der Hauptfactoren, welche den Sieg bedingen, und die Stärkeverhältnisse möglichst richtig darzustellen daher Pflicht der Militairschriftsteller. Dafs man hierbei zu einer unbedingten Richtigkeit gelange, ist allerdings nicht wahrscheinlich, aber in den mehrsten Fällen wird doch der Schriftsteller die Zahlen annähernd richtig stellen können.

Die Beschreibung der Schlacht selbst ist über al-

Digitized by Google

les Lob erhaben; sie ist nicht allein klar und deutlich, sondern in einzelnen Momenten plastisch und wahrhaft ergreifend geschildert.

Das Gefecht bei Kulm wurde für Vandamme bereits zweifelhaft, als um 10 Uhr des Morgens die Kleistschen Colonnen von den Nollendorfer Bergen heruntermarschirten.

Die ersten preufsischen Schüsse, die als Signalschufs für die Verbündeten von der Höhe herab in's Thal von Kulm schallten, hielten die Franzosen für Signalschüsse der schon längst ersehnten Hülfe, so dafs in ihrer Schlachtlinie sogleich eine auffällige Bewegung entstand. „Die Trompeter bliesen zur Attaque, die Tambours schlugen Sturmmarsch, das ganze Schlachtgetümmel wurde in ihren Reihen sichtlich rege und das Geschrei lebhafter. Der Geschützdonner vermehrte sich, die Angriffe auf dem rechten Flügel wurden hitziger und der Widerstand auf dem linken hartnäckiger." (S. 185.)

„Bald nach jener augenblicklichen Aufregung in den französischen Reihen klärte sich jedoch die Täuschung auf. Das noch kurz zuvor sichtbare allgemeine Bestreben der Franzosen vorzugehn, verwandelte sich plötzlich in rückgängige Bewegungen. Vandamme begriff sogleich seine Lage, dafs ihm unter diesen Umständen kein anderer Ausweg blieb, als mit Aufopferung seiner ganzen Artillerie, die das Vorrücken der Verbündeten aufhalten sollte, alle seine Kräfte zusammenzunehmen, um mit dem Degen in der Faust sich Luft durch das Kleist'sche Corps hindurch zu machen." —

Der wüthende Kampf, welcher sich dadurch entspann, ist meisterhaft geschildert.

Seite 197 lesen wir:

„Die Franzosen, welche ein Stocken der preufsischen Colonne (die den Angriff auch bei Nieder-Arbesau unternahmen) gewahrten, gingen sogleich selbst zum Angriffe über, und brachten dadurch die ganze Masse zum Weichen. Aller Anstrengungen des Prinzen August von Preufsen ungeachtet, hörten die Landwehrmänner des 2. und 10. Landwehr-Regiments (die sich später bei Leipzig ausgezeichnet schlugen) weder auf Vorstellungen noch Drohungen ihrer Anführer. Sie waren nicht mehr zum Stehn zu bringen, sondern wichen mit dem Feind gemischt gegen die Strafse zurück."

Die einzelnen Scenen in dieser furchtbaren Verwirrung sind wirklich eigenthümlicher Art. So finden wir eine Escadron Landwehr-Kavallerie friedlich neben französischer Infanterie reiten, ohne auf dieselbe einzuhauen oder von ihr beschossen zu werden.

Die preufsische Artillerie hatte sich auf dem Rückzuge auf der Nollendorfer Strafse in sich verfahren, und wurde jetzt von den flüchtigen französischen Reitern eingeholt, welche die fahrenden Artilleristen von den Pferden herunterhieben, die Zugpferde erstachen, ohne sich weiter um die Kanonen zu bekümmern (S. 119). Der Prinz August, der General Kleist liefen Gefahr gefangen zu werden; Vandamme aber fiel bei Sernitz, da, wo auf dem Plan ein Kreuz gezeichnet, in die Gewalt der Russen.

4000 Franzosen blieben in dieser allgemeinen Flucht fest geschlossen zwischen Kulm und Schönla, und streckten erst dann das Gewehr, als jeder Ausweg versperrt und alle Munition verschossen war.

Wir sehn uns hier veranlafst, die Worte zu wiederholen, welche der Hr. Verf. S. 63 ausspricht:

„Der schreckliche Moment am 30. August, welcher die glänzenden Siegeshoffnungen der Franzosen plötzlich in die unvermeidliche Gewifsheit einer grofsen Niederlage verwandelte, ist ein schönes Beispiel französischer Bravour geworden, denn nicht kopflose und widerstandslose Flucht und Gefangenschaft, sondern fast durchgängige Tapferkeit und Todesverachtung erblickt man in dem Vernichtungskampfe, der über das Vandamme'sche Corps hereinbrach.

Der eigentlichen Schlachtbeschreibung folgen noch mehrere nicht minder interessante Abschnitte.

Der General Kleist, welcher so viel zur glücklichen Entscheidung der Schlacht und Alles zur völligen Vernichtung des Vandamme'schen Corps beigetragen, dessen Reihen aber, wie schon erwähnt, von dem Ungestüm der Flüchtigen durchbrochen und zum Theil mit fortgerissen worden waren, hielt die Schlacht für verloren und war nicht wenig durch die Nachricht überrascht, dafs die Alliirten gesiegt hätten. — Er weigerte sich deshalb ernstlich, vom König den schwarzen Adlerorden anzunehmen, weil er sein Corps für geschlagen hielt, und bat vielmehr, ein Kriegsgericht über ihn niederzusetzen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königsstein und Priesten im August 1813 *und die Schlacht von Kulm geschildert von Heinrich Aster.*

(Schlufs.)

Beiderseitige Flüchtige, Preufsen und Franzosen, sprengten auf ihrer Flucht die Nachricht aus, die Schlacht sei verloren, so dafs am 30. kein Mensch dieses Räthsel zu lösen wufste, weil jede Partei Alles verloren haben wollte.

In der Geschichte des Generals Danilefski werden von dem Verfasser auch in Betreff der Schlacht von Kulm wissentliche Irrthümer nachgewiesen, und wenn der russische Schriftsteller, so lesen wir weiter unten S. 211, mit Recht die Deutschen tadelt, welche Vandamme bei seinem Transporte zur sibirischen Grenze geschmäht, so ist doch auffallend, dafs er uns das unrühmliche Benehmen eines russischen Generals von hochfürstlichem Geblüte gegen Vandamme auf dem Schlofsplatz in Teplitz verschweigt. Der Oberst Aster deutet dieses jedoch ebenfalls nur an, ohne den Namen zu nennen, so dafs der Leser leicht und gewifs mit Unrecht den Grofsfürsten Constantin errathen dürfte. —

Neu ist die Erzählung des Rückzuges der von Vandamme am 29. August nach Aussig geschickten Besatzung, welche auf ihrem Rückmarsch nach Sachsen versuchte, Schlachtvieh aus Böhmen mit sich zu führen. Böhmische Führer aber brachten sie über Königswalde an den Zeuskenstein (ähnlich dem Carlstein bei Hohenstein in Sachsen). Hier mufsten die Franzosen einzeln an einer engen Schlucht hinaufklettern, welche zuletzt so schmal wurde, dafs z. B. die Tambours nur dadurch, dafs sie ihre Trommeln wegwarfen, hindurchkamen, wodurch natürlich das Schlachtvieh in die Hände der schlauen Führer fiel.

Den Betrachtungen über die Schlacht von Kulm, welche auf den Seiten 223—281 enthalten sind, folgt eine pikante Kritik der Armeeberichte beider kämpfenden Partheien, woraus man sieht, dafs in beiden absichtlich gleich viel Unwahres enthalten ist.

Mit gerechtem Zorn aber schüttet sich der Verf. über die russischen Armeeberichte aus, in denen nur die Garden erwähnt werden, während der aufopfernden Tapferkeit des zweiten russischen Corps unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg mit keiner Sylbe gedacht wird. —

Diese Ungerechtigkeit am Tage nach der Schlacht, welche auch in die damals erschienenen kriegsgeschichtlichen Werke bis in die Denkwürdigkeiten Danilefski's übergegangen ist, hat sich selbst auf das schöne Monument erstreckt, welches zum Andenken an die bei Priesten am 29. August 1813 gefallenen tapferen Russen daselbst errichtet ward, aber nur die russischen Garden erwähnt.

General Barcley war durch die Nichtbefolgung seines Befehls, sich über Dipoldiswaldau zurückzuziehen, um so aufgebrachter, als der Erfolg gezeigt, wie recht der Prinz Eugen gehandelt hatte, diese genannte Strafse nicht einzuschlagen. Diese wenig hochherzige Empfindlichkeit mag die Ursache sein, dafs dem Prinzen und seinem tapfern Corps nicht die Anerkennung wurde, welche er verdiente.

Dem folgenden Abschnitt: „Begebenheiten in den beiden grofsen Hauptquartieren zu Dresden und Teplitz" wird gewifs jeder Leser mit Spannung folgen.

Während bei Kulm Napoleon's Stern unterging, bereitete der Kaiser zu Dresden die Operationen vor, um den Kronprinzen von Schweden für seinen Sieg bei Grofs-Beeren zu züchtigen. „Ich berechne", sprach Napoleon am Morgen des 30. August (S. 248), „dafs Schwarzenberg's Armee nach den bei Dresden erlittenen Unfällen mindestens 3 Wochen bedarf, um sich wieder herzustellen und von Neuem im Felde zu er-

Digitized by Google

scheinen. Soviel bedarf es aber nur an Zeit, um meine Operationen gegen Berlin auszuführen.

Wie Napoleon mitten in seinen Siegesträumen von der Nachricht der Kulmer Ereignisse überrascht wurde, lesen wir S. 251 und 252, wo die Worte aus dem Tagebuche des Generals von Gersdorff, welcher dem Kaiser in der Nacht vom 30/31. Aug. die Nachricht überbrachte, angeführt werden.

„So ist der Krieg", sagte der Kaiser, „sehr hoch des Morgens und sehr niedrig des Abends. Vom Triumph zum Fall ist oft nur ein Schritt."

„Ich habe Vandamme befohlen, er solle sich in nichts Ernstliches einlassen; dies hat der — nicht beachtet. Er ist ein Schläger ohne Kopf."

(Am 1. September.) „Der Kaiser ist sehr still, ich mag nicht sagen niedergeschlagen, aber sehr nachdenkend; doch sonderbar geradehin nicht mürrisch. Er beschäftigt sich jetzt mit der Zusammensetzung eines neuen Corps unter Lobau. Welche Thätigkeit!"

Als Schlufsresultat des Verfassers lesen wir, dafs Napoleon selbst die Schuld an den Unfällen des 1sten Armee-Corps trägt. Er liefs sich theils von der Nothwendigkeit, theils von seinem lebhaften Hasse gegen den Kronprinzen von Schweden und gegen seinen Hauptfeind, die Preufsen, angetrieben zu einem schnellen Zuge nach Berlin, verleiten; hierüber wurde das nach Böhmen geschickte Corps seinem Schicksal überlassen und vernichtet, dadurch aber auch sein gefafster Plan vereitelt, und er selbst in eine schlimmere Lage gesetzt als je zuvor.

Wir aber vermögen nicht, dem Kaiser die unmittelbare Schuld der verlorenen Schlacht von Kulm zuzuschreiben. Alle Meldungen, welche er von dem Rückzuge der Alliirten empfangen, liefen dahinaus, dafs sich die Verbündeten westlich nach Altenberg zurückzögen.

In Folge dieser Meldungen erhielt St. Cyr den Befehl, in westlicher Richtung nach Maxen zu marschiren. Napoleon konnte nicht ahnen, dafs einer seiner Marschälle, um dem Befehle wörtlich zu gehorchen, den Feind, die Colonne Kleist, aus den Augen verlieren würde.

Nach dem, was Napoleon vom Feinde wufste, schlofs er mit Recht, dafs Vandamme bei Teplitz nur müfsige Abtheilungen des Feindes und dafür eine gröfsere Masse Trains finden werde, welche Böhmen auf dem kürzesten Wege zu erreichen gesucht; und in diesem Falle reichten allerdings einige dreifsigtausend Mann für die Zwecke des Unternehmens, die Vernichtung des feindlichen Trains, vollkommen aus, und es war auf keine Weise gefährdet.

Ueber das Benehmen St. Cyr's, welcher, wie wir bereits erwähnt, die preufsischen Colonnen unter Kleist bis Glashütte verfolgte und dann sich westlich wandte, ohne die Preufsen im Auge zu behalten, giebt der Hr. Verf. keine neuen Aufschlüsse. Zum wenigsten erfahren wir aber hier Alles, was sich bis jetzt aus gedruckten Quellen schliefsen läfst.

Ein schönes Schlufswort: „Einigkeit und Freiheit Deutschlands!" beschliefst das Werk.

Möge der Kriegsgeschichte recht bald aus der bewährten Feder des Herrn Verfassers eine neue Bereicherung zufliefsen. Die Befürchtung desselben vor dem Rufe eines Vielschreibers ist ungegründet; denn wer so gründlich schreibt, erwirbt sich diesen zweifelhaften Ruf nicht.

v. Witzleben.

XLVIII.

Untersuchung über das Wort Kirche mit Rücksicht auf Sprache und Geschichte. Von K. Mosche, Prof. am Catharineum. Lübeck, 1845. *Gedruckt in der Rathsbuchdruckerei.*

Forschungen im Gebiete der Sprache, welche schon an sich eine nicht geringe Theilnahme beanspruchen, müssen an Interesse bedeutend gewinnen, wenn die Untersuchung der Form zur Ergründung des Inhalts erspriefslich werden kann und soll, wobei noch die Wichtigkeit eines einzelnen Gegenstandes der Forschung die Theilnahme um so lebhafter anregen wird.

Die Sprache, das Wort ist der Leib des Gedankens. Da nun die höchsten Gedanken sich auf den Glauben beziehen, so werden linguistische Bestrebungen, welche zur tieferen Einsicht in die religiösen Verhältnisse dienen wollen, vorzugsweise willkommen sein müssen. Gerade nach dieser Seite hin ist auch in der neuesten Zeit nicht wenig auf dem Gebiete der Sprachforschung gearbeitet und geleistet worden, und vor Allem hat der Begründer der deutschen Grammatik durch seine Rechtsalterthümer und Mythologie eben so eine neue Bahn eröffnet, als ein Muster für dergleichen Untersuchungen aufgestellt. Diese Leistungen

Digitized by Google

haben wesentlich dazu beigetragen, den innigen Zusammenhang zwischen Sprache, Sitte, Recht, Religion und Geschichte der deutschen Völker bestimmter und deutlicher zu erkennen, als dies bisher der Fall war, und seitdem erst sind Arbeiten möglich geworden, wie die von *Rudolf von Raumer:* „Die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Kirche. Stuttgart, 1845. 8."

Eine Monographie verwandter Art liegt uns in *Mosche's* Untersuchung vor. Dieselbe ist eine Gelegenheitsschrift, vom Verfasser im Namen der Professoren des Gymnasiums dem neuerwählten Senator, Herrn Georg Christian Green, mit einem Glückwunsch überreicht. Sie scheint nicht eine allgemeine Verbreitung durch den Buchhandel erhalten zu haben, verdient aber schon um des Gegenstandes willen auch in weitern Kreisen bekannt zu werden. Den wissenschaftlichen Werth der Abhandlung vermögen wir freilich nicht hoch anzuschlagen, sehr bemerkenswerth sind aber die darin ausgesprochenen Grundsätze, indem sie zusammengehalten mit anderen Schriften der letzten Decennien und der letzten drei oder vier Jahre zum Zeugnisse dafür dienen, wie der Begriff der Kirche selbst in den verschiedensten Sphären aufgefafst wird. Mosche's Untersuchung giebt daher nicht nur Notizen zur Geschichte des Begriffs der Kirche, sondern sie ist selbst als ein Denkmal des historischen Verlaufes für die spätere Zeit zu betrachten.

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, dafs während der ganze Sinn und die volle Bedeutung der ursprünglich deutschen Wörter uns sogleich lebendig entgegentritt, dies bei Wörtern, die nicht aus deutscher Wurzel entwachsen sind, häufig nicht der Fall sei, zumal bei solchen, die sich auf Gotteserkenntnifs und göttliche Dinge beziehn. „Hier müssen wir jedes Wort, das uns nicht, gleichsam mit offnem, klarem Angesicht, als unsrer Muttersprache entwachsen, entgegentritt, und Ansprüche macht auf unsere Anerkennung, mit einer besondern Aufmerksamkeit, ja mit einem gewissen Mifstrauen betrachten, damit nicht etwas Fremdartiges, Unklares, ja entschieden Falsches sich mit dem Worte in unsere Seele einschleiche und durch die Gewohnheit festsetze." Dabei bleibt uns „nur ein einziger sicherer Prüfstein", die Schriften der Apostel, welche in der Muttersprache durch Luthers Uebersetzung dem deutschen Volke vorliegen. Durch diese Uebersetzung ist dem Deutschen „das rechte Verständnifs und die ins Leben eingreifende Erkenntnifs des Evangeliums von Jesus Christus möglich gemacht und nahe an Herz und Sinn gebracht worden." Darum wünscht der Verf. „dafs es als Grundsatz anerkannt werde: nur solche Worte zur Bezeichnung eigenthümlich-christlicher Lebensverhältnisse und christlicher Vorstellungen und Begriffe in der Sprache des Lebens zu gebrauchen und gelten zu lassen, welche dem apostolischen Worte in unserer Muttersprache ächten Stammes, so wie sie Luther im richtigen Gefühle gewählt hat, am genauesten entsprechen." Der Verf. will daher „alle Worte, die blofs Worte der Schulen und der theologischen Systeme sind, und nicht Worte der apostolischen Schriften, von der ungefärbten Sprache des Lebens ausscheiden," dann auch „undeutsche Worte, wie Religion, religiös, Religiosität, Pietät u. s. w." durch „Glaube, Liebe, Gottergebenheit u. s. w." ersetzen. Eine gleiche Entfernung wünscht der Verf. auch dem Wort: *Kirche.*

Insofern es Hrn. Mosche um Reinheit der deutschen Sprache zu thun ist, um einen Kampf gegen Sprachmengerei, um eine Ausmerzung des überflüssigen Fremden, würden wir nicht abgeneigt sein, auf seine Seite zu treten. Indessen giebt es doch hier auch eine Schranke für den Reinigungsprocefs, welcher leicht in einen nicht zu billigenden, ja gefährlichen oder wenigstens lächerlichen Purismus ausarten kann. Es ist unmöglich, das romanische und fremde Element aus unsrer deutschen Sprache ganz zu entfernen; es ist unmöglich, Wörter, welche sich seit Jahrhunderten eingebürgert und in die wir uns selbst ganz eingelebt haben, so ohne Weiteres abzuschaffen und durch Ausdrücke von rein deutscher Wurzel zu ersetzen, zumal auf einem Gebiete, welches ganz concreter und positiver Natur ist. Mehr als sonst irgend wo ist dies aber der Fall hinsichtlich der christlichen Religion und der durch dieselbe veranlafsten Glaubensgemeinschaft, welche eben *die Kirche* ist. Die Kirche ist ein christlicher Begriff, der sich zwar durch andre Ausdrücke, immer aber nur durch Hinzufügung des Prädicats christlich, bezeichnen liefse.

Der Verf. meint, indem er für Religion u. a. das Wort Glaube u. s. w. vorschlägt, das letztere deutsche sei verständlicher, und es werde wohl nicht leicht

Digitized by Google

Jemand behaupten, dafs Jemand das fremde Wort verstehe, der das ihm gleichsam angeborene, deutsche nicht fasse. Es mag auffallend scheinen und doch irren wir wohl nicht, wenn wir behaupten, dafs sehr vielen Deutschen der Ausdruck Religion seinem Ursprunge und vollen Sinne nach bekannter ist, als unser deutsches: Glaube. (M. vergl. nur die etymologische und historische Entwickelung des Begriffs Glauben im deutschen, in *Tholuck's* literarischem Anzeiger 1835 nro. 78. 79.). Der tiefe Sinn vieler deutschen Worte ist mit der Sache selbst vielen Deutschen aus dem Bewufstsein gekommen und hier bleibt noch der Forschung weiter Raum offen und reiche Ernte vorbehalten. Was Graff in seinem Sprachschatze vorbereitet hat, möchte uns davon bald mehr Frucht werden!

Das Princip, welches der Verf. für die Umwandlung religiöser Ausdrücke vorschlägt, nämlich allein aus der lutherischen Uebersetzung der apostolischen Schriften als der Quelle zu schöpfen, reicht aber sicher nicht hin, weder formell, noch materiell: denn da das Christenthum selbst sich auf dem Fundament der apostolischen Schriften weiter entwickelt hat und bis an's Ende der Tage fort entwickeln wird, so sind Institute aus dem christlichen Geiste hervorgegangen und werden auch dergleichen ferner hervorgehen, welche den Aposteln nicht bekannt waren, daher auch der Ausdruck, die Bezeichnung für solche Institute nicht aus den apostolischen Schriften entnommen werden kann. Schon darum kann auch die Uebersetzung der heiligen Schrift durch Luther nicht die alleinige Quelle sein, selbst abgesehn davon, dafs der Gebrauch gewisser Worte bei Luther nicht unbedingt maafsgebend sein kann. Die Wissenschaft und die Technik der Sprache ist durch Luther nicht geschlossen. Wenn also auch Luther „sowohl die Götzenhäuser des phönizischen Baal, als auch die Tempel griechischer Götter in seiner Uebersetzung der Schriften des alten Bundes Kirchen genannt hat" und wenn Luther auch das Wort „für Versammlung schlechthin und zwar ruchloser Menschen (1. Mos. 49, 6)," braucht, so folgt daraus noch nicht, dafs der Ausdruck Kirche in diesem weiten, auch die nicht christliche Gemeinschaft umfassenden Sinne von uns gebraucht werden dürfe oder gar gebraucht werden müsse. Der Verf. läfst übrigens unbeachtet, dafs wenn Luther den Ausdruck Kirche in allgemeinerer Bedeutung anwendete, er ihn doch auch im Besondern von der christlichen Religionsgemeinschaft sehr häufig brauchte (Augsburgische Confession u. s. w.), wie dies überhaupt im sechszehnten Jahrhundert der Fall war. Vergl. z. B. vom Jahre 1502 in: Gerichtsordnung und Brauch bei dem Gotteshaus Adelberg: (Reyscher, Würtemberg. Naturrecht S. 6. 12). Es ist „in den heyligen Christlichen Kürchen geordnet." —

Was nun die „Untersuchung über das Wort *Kirche*" selbst „mit Rücksicht auf Sprache und Geschichte" betrifft, so ist es auffallend, wie Mosche die reiche Literatur darüber völlig ignorirt und die unter andern vom Referenten genauer begründete und vielfach anerkannte Ansicht über die Einführung des Worts Kirche in Deutschland nicht in Betracht gezogen hat. Der Verf. entscheidet sich zwar richtig gegen den deutschen und für den griechischen Ursprung des Worts, bezeichnet auch den Zeitpunct der Einführung richtig, die von ihm behauptete Art und Weise der Reception erscheint aber wohl unrichtig. Er sagt „Wir werden, ohne weitläuftige Geschichtsforschung, wohl nicht irren, wenn wir annehmen, dafs die Zeit, in welcher das Wort ein deutsches wurde, keine andere gewesen sein kann, als diejenige, da man in deutschen Landen anfing solche Gebäude zu errichten, die man Kirchen nannte, also etwa das achte Jahrhundert, die Zeit Carl's des Grofsen." Also vor dem achten Jahrhunderte sind in Deutschland solche Gebäude nicht errichtet worden? Gilt dem Verf. nichts das Zeugnifs des Athanasius über Trier um 336 — 338 (s. Apologia ed. Benedict. I, 682), des Hieronymus über Mainz aus dem Anfange des 5ten Jahrh. (ep. 123 ad Ageruchiam), die Berichte des Venantius Fortunatus über die kirchlichen Bauten des 6ten Jahrhunderts (poem. III, 9. 19 u. a.)? Bezeugen nicht die Capitularien des 6ten und 7ten Jahrh. über das Asylrecht das Dasein kirchlicher Gebäude? —.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Untersuchung über das Wort Kirche mit Rücksicht auf Sprache und Geschichte von K. Mosche.

(Schluſs.)

Es heiſst dann weiter: „Eben so können wir mit der gröſsten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daſs die damalige Verbindung mit den Byzantinern und den griechischen Baumeistern Veranlassung gab, diese Gebäude mit einem von den Griechen entlehnten Worte zu bezeichnen." Gegen diese Vermuthung spricht indessen, daſs die anfänglichen deutschen Formen aus dem achten Jahrh. chirihha, chirühha u. s. w. (vergl. *meine* Versuche I, 95 folg. *Graff* Althochdeutscher Sprachschatz IV, 481 f.) nicht unmittelbar aus κυριακόν im Althochdeutschen entstanden sein können, da das Griechische κ dem Althochdeutschen *h* und *g* entspricht (*Grimm* deutsche Grammatik I, 584 folg.), auch der Uebergang des *y* in *i* unmittelbar im Hochdeutschen nicht nachweisbar ist. Diese Schwierigkeit fällt fort, wenn die Einführung des Worts durch Vermittelung britischer Missionare angenommen wird, wie dieselbe in den Versuchen a. a. O. (s. auch die kritischen Jahrb. 1840 I. nro. 41 ff.) geschichtlich festzustellen unternommen worden ist. Wir hätten in der Monographie von Mosche wohl den Versuch einer Widerlegung dieser Deduction, so wie der von Graff a. a. O. für den deutschen Ursprung angeführten Gründe erwarten müssen. Daſs übrigens auch *v. Raumer* (die Einwirkung des Christenthums u. s. w. S. 288. 289.) sich für die Reception durch gothische Vermittelung erklärt, „obwohl sich in den gothischen Sprachquellen das Wort nicht findet," vielmehr κύριος u. s. w. durch frauja wiedergegeben ist (Versuche a. a. O. S. 94), während ἐκκλησία, συναγωγή u. s. w. unverändert beibehalten sind, ist auffallend.

Hr. Mosche wendet sich im weitern Verlauf seiner Darstellung zu einer geschichtlichen Betrachtung der Kirche. Er wirft zuerst die Frage auf: „Wie kamen die griechischen Christen dazu ihr Wort (κυριακή, sc. οἰκία) auf ein Gebäude anzuwenden?", und bemerkt: „Freilich, wäre das christliche Leben in dem Gange der stillen innern Entwickelung geblieben, welchen es genommen seit der ersten Verkündigung durch die Apostel; so wäre man nicht auf den Einfall gekommen *Tempel Gottes* und *Häuser des Herrn* zu bauen, ganz im Widerspruch mit dem Grundgedanken des apostolischen Christenthums." Also, da das apostolische Christenthum die Menschen selbst als Tempel Gottes betrachtet, schlieſst dasselbe den Bau eigner Versammlungshäuser der Christen aus?. Mancherlei Miſsbräuche sind allerdings seit dem 4ten Jahrh. in die Entwickelung des christlichen Lebens eingedrungen, in der Errichtung kirchlicher Gebäude an sich vermögen wir aber keine „gewaltsame Unterbrechung und Störung" zu entdecken. Der Vf. wiederholt nun die nicht richtige Behauptung, daſs die germanischen Stämme „zuerst im achten Jahrh. in ihrem Stammlande selbst" dergleichen Gebäude aufgeführt, „für die sie selbst noch kein Wort hatten, weil sie ihre Götter, auch ohne Bild, unter den Wipfeln ihrer Eichenhaine zu verehren gewohnt waren, und die sie von ihren Erbauern Kirchen zu nennen gelehrt wurden." Da die Deutschen schon vor dem achten Jahrh. Gotteshäuser hatten, fehlte es auch nicht an mannigfachen entsprechenden Ausdrücken dafür, wie namentlich ecclesia, templum, basilica u. a. und eigenen deutschen, wie Halla, Sal, Gotes Hus u. n. m. (s. Versuche a. a. O. S. 100 folg. v. Raumer a. a. O. S. 303 folg.

Der Verf. deutet nun an, daſs zunächst das Wort Kirche nur ein architektonisches gewesen, daſs aber die Macht des römischen Bischofs gleichzeitig zur Aufführung eines Baues andrer Art diente, welcher dem Worte Kirche in dem Munde der Deutschen noch eine andere Bedeutung gab. Das Gebäude eines hierar-

Digitized by Google

chischen Priesterthums ward vollendet, und der Deutsche dachte sich unter dem Worte Kirche, so lange ihm das Wort der Apostel verschlossen blieb" immer nur „Ein nach Rang und Würden bis zu seinem Oberhaupte, dem römischen Bischof, gesteigertes levitenähnliches Priesterthum mit seinem ganzen symbolischen Gepränge, welches die Macht hat, den nicht zum geistlichen Stande gehörenden Laien den Zugang zum Himmel zu öffnen und zu verschliefsen." Indem der Vf. dann weiter bemerkt, dafs „eine geschichtliche Erscheinung und ein Zustand der Dinge, welchen wir bis in das sechszehnte Jahrhundert mit dem Worte Kirche bezeichnen, eine geschichtliche Entwickelung der Verkündigung des reinen Evangeliums nicht genannt werden kann," dafs Luther gegen diese Kirche protestirt und „durch die Uebersetzung der heiligen Schrift allen Deutschen unüberwindliche Waffen in die Hand gegeben," fügt er sogleich hinzu: „Seinen Glauben und seinen Geist konnte Luther aber nicht allen geben. Darum sind so viele seiner Nachfolger wieder zurückgekehrt zu den alten verrosteten Waffen der Scholastik und der Glaubens- und Bekenntnifsformeln, und gebährden sich, als handle es sich darum, wieder eine *Kirche* und eine *Kirchenlehre* aufzurichten sammt ihrer erstarrten Dogmatik..... Durch die unerschütterliche Feststellung des Grundsatzes: dafs *aufser* und *neben* der heiligen Schrift kein menschliches Ansehn für unsern Glauben in Beziehung auf das, was christliche Wahrheit sei, eine bindende Kraft haben dürfe, war Allem was bis dahin Kirche hiefs der Stab gebrochen. Aber wie konnte ein Menschenalter vergessen und aufgeben, woran so viele seit Jahrhunderten gewöhnt waren? Mit dem Worte *Kirche* wurde auch das beibehalten, was nur durch die Kirche, gegen die man protestirte, Bestand und Namen hatte." Der Verf. entscheidet sich daher gegen die Ausdrücke: Lehre der Kirche, unsere Kirche, kirchlicher Sinn, kirchliches Leben, kirchlicher Glaube, kirchliche Frömmigkeit, und fragt „Wem mufs es, bei ernster Betrachtung nicht auffallend erscheinen, dafs dieses, die unheilbringendsten Bestrebungen der Vorzeit in sich schliefsende Wort gerade zu unserer Zeit so viele Nebenzweige getrieben? Sollte dieses vielleicht gar ein Zeichen sein, dafs man das Heil für die Gebrechen unserer Zeit suche im Wiederaufrichten dessen, was wir als Protestanten aufgegeben haben und verlassen? Oder haben wir kein anderes Wort, um Jedem verständlich zu sagen, was man eigentlich meine?. Ist unsere Sprache so arm, dafs sie nicht aus eignem Schatze ein Wort hergeben könne um das zu benennen, was wir wollen, nachdem wir *die Kirche*, die *einzige* in ihrer Art und Gestalt, als Protestanten verneint und verworfen haben?." Indem sich der Verf. nun darauf stützt, dafs Luther: ἐκκλησία: nicht durch Kirche, sondern *Gemeine* übersetzte, äufsert er „das Wort *Gemeine* ist auch gerade das, und wohl das einzige ächt deutsche Wort, welches dem von den Aposteln gebrauchte ecclesia entspricht, indem unser Wort die ganz bestimmte Vorstellung enthält von einer Vereinigung nach gleichem Rechte berufener Bürger."

An der ganzen Deduction des Verf.'s müssen wir zunächst rügen, dafs er seine Behauptung viel zu allgemein hinstellt und darum in den Fehler derer verfällt, welche zu viel beweisen wollen. Ihm ist seit dem vierten Jahrhundert *Kirche* und Hierarchie, Papstthum, Klerokratie u. s. w. identisch und darum will er nichts von dem wissen, was an die Kirche erinnert. Der Vf. tadelt die, welche Luthers Glauben und Geist nicht als Muster sich vorgehalten, und spricht damit zugleich über sich selbst einen Tadel aus: denn Luthers Glaube und Geist verstand wohl *die Kirche* und *den Romanismus*, mit allem was daran hängt, zu unterscheiden, und indem Luther den letztern abgethan wissen wollte, dachte er nicht daran, *die Kirche* selbst anzutasten. Er bekennt vielmehr „*Ich glaube eine heilige christliche Kirche*," er erklärt „der Artikel von der *katholischen* oder *gemeinen Kirche*, welche vor aller Nation unter den Sonnen zusammen sich schickt, ist gar tröstlich und hochnöthig," er verwirft die „neue römische Definition der Kirchen, dafs wir sollten sagen: die Kirche ist die oberste Monarchia, die gröfste, mächtigste Hoheit in der ganzen Welt, darin der römische Papst, als das Haupt der Kirchen, aller hohen und niedern Sachen und Händel, weltlicher und geistlicher, wie er will und denken darf, durchaus ganz mächtig ist, von welcher Gewalt (er brauchs, mifsbrauchs wie er wolle) niemands disputiren, reden oder mucken darf.... Diese Definition, welche sich auf *die rechte Kirche* gar nicht, aber auf des römischen Papstes Wesen wohl reimet, findet man in der Canonisten Büchern..." Diese Kirche haben mit Luther „die Protestanten verneint und verworfen," nicht aber *die Kir-*

Digitized by Google

che schlechthin, wie Hr. Mosche andeutet. Im Gegensatze gegen die römische Definition giebt Luther die rechte Definition. „Darum sagen und schliefsen wir nach der heiligen Schrift, dafs *die rechte christliche Kirche* sei, der Haufe, hin und wieder in der Welt" derjenigen, die da wahrlich glauben dem Evangelio Christi, und den heiligen Geist haben u. s. w." (vergl. Art. VII. der Augsburg. Conf. Art. IV. der Apologie u. a. m.). — In guter Absicht hat Luther ecclesia durch Gemeine übersetzt, da er z. B. Matth. XVI, 18. XVIII, 17. sich gegen die damals herrschende Ansicht, als ob ecclesia in der Schrift nur die ecclesia docens, den Klerus bezeichne, aussprechen wollte. Es ist aber nicht abzusehn, warum man jetzt unter Protestanten das Wort nicht eben so gut durch Kirche sollte wieder geben können, da jeder Protestant weifs, dafs die ecclesia oder Kirche in evangelischem Sinne das allgemeine Priesterthum aller Christen voraussetze. Der Ausdruck *Gemeine*, absolut gesetzt, kann übrigens nicht hinreichen, um das zu bezeichnen, was unter *Kirche* verstanden wird. Dies wufsten schon unsere Vorfahren sehr gut, welche daher, wo sie das Wort im religiösen Sinne brauchen, die nöthigen Epithete hinzufügen oder sich einer Umschreibung bedienen, wie heilegero gemeinidha, wihero kemeinitha, die gemeine allir gotis heiligin u. a. m. (*Graff* a. a. O. *v. Raumer* a. a. O. S. 291). So erklärt auch Luther: „das Wörtlein *Kirche* heifset eigentlich nichts anders, denn eine gemeine Sammlung, und ist von Art nicht Deutsch, sondern Griechisch. . . . Darum sollts auf recht Deutsch und unser Muttersprache heifsen, eine *christliche Gemeine oder Sammlung*, oder aufs allerbeste und klareste, *eine heilige Christenheit*. Also auch das Wort communio, das daran gehängt ist, sollte nicht Gemeinschaft, sondern *Gemeine* heifsen. . . . Aber recht deutsch zu reden, sollte es heifsen, *eine Gemeine der Heiligen*. . . . oder noch klärlicher *eine heilige Gemeine*." Indem Luther zur Erklärung des dritten Artikels im grofsen Katechismus sich ausführlich hierüber äufsert, ist er fern davon den Ausdruck *Kirche* selbst entfernen zu wollen, vielmehr will er denselben nur recht klar machen und sagt: das Wort Ecclesia heifst eigentlich auf deutsch eine Versammlung, wir sind aber gewohnt des Wörtleins *Kirche*, welches die Einfältigen nicht von einem versammelten Haufen, sondern von dem geweihten Haus oder Gebäu verstehen; wiewohl das Haus nicht sollte eine Kirche heifsen, ohne allein darum, dafs der Haufe darin zusammen kömmt. Denn wir, die zusammen kommen, machen und nehmen uns einen sonderlichen Raum, und geben dem Hause nach dem Haufen einen Namen." — Ecclesia — die Kirche wird im Symbol aber erklärt durch den Zusatz communio sanctorum, welches Luther statt der bisher üblichen Uebersetzung: *Gemeinschaft der Heiligen:* in: *Gemeine* der Heiligen: übertragen wissen will, und davon sagt er, „das rede ich darum, dafs man die Worte (Gemeinschaft der Heiligen) verstehe, weil es so in die Gewohnheit eingerissen ist, dafs schwerlich wieder heraus zu reifsen ist, und mufs bald Ketzerei sein, wo man ein Wort ändert: —

Während Luther sich so sorgsam gegen die ihm etwa zu machenden Vorwürfe wegen der Aenderung des Worts Gemeinschaft in Gemeine zu rechtfertigen sucht, ohne den Ausdruck Kirche zu tadeln, ja diesen vielmehr nach wie vor in Ehren hält und sich nur darum eifrig bemüht, „den Einfältigen" den Begriff der Kirche, als der „Heiligen, unter einem Haupte Christo, durch den heiligen Geist zusammen berufen u. s. w." recht vor die Augen zu bringen und ins Herz zu tragen, — ist auch von Späteren vielfach in gleicher Weise gewirkt worden. Weil es aber fortwährend nicht an „Einfältigen" gefehlt hat, welchen das Wort Kirche nicht recht klar war, ist mehrfach versucht worden, dasselbe durch ein Anderes zu ersetzen. Auch *Herder* (von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfeste. Riga, 1794, in den sämmtlichen Werken zur Religion und Theologie XI, 58. Tübingen 1810) äufsert darüber „Ich wollte, dafs wir im Deutschen für das edle Wort ecclesia, Auswahl von Menschen, einen andern Ausdruck als *Kirche* oder *Gemeine* hätten. Das Wort Gemeine erinnert zu sehr an das Gemeine und Alltägliche, das zum Nachtheil des Christenthums sich eingeschlichen und festgesetzt hat. Das Wort Kirche ist gar unverständlich, und hat etwas Stillstehendes, Todtes in seiner Bedeutung." Wir möchten dagegen erinnern, dafs das „Stillstehende und Todte" doch weniger im Worte, als in dem Nichtverstehen desselben liege. Das Todte wird schwinden, sobald wir wissen und selbst lebendig erfahren, dafs, *die Kirche* sei die Gemeinschaft mit dem Κύριος d. i. mit dem Herrn, Christus. Ὁ Κύριος ist aber der stets übliche Ausdruck für Christus seit der Himmel-

Digitized by Google

fahrt, wie Christus selbst zum nomen proprium erhoben, und dasselbe gilt denn auch von dem Ausdrucke: Κυριακόν, Kirche:, dessen Entfernung fast eben so wenig gestattet werden kann, als das Aufgeben des Namen: Christus: selbst. Das Wort: *Gemeine:* ohne weitern Zusatz kann durchaus nicht für geeignet gehalten werden, nicht etwa: Kirche: zu ersetzen, sondern nicht einmal dafür gebraucht zu werden, wenigstens so lange nicht, bis die Gemeinschaft mit Christo selbst eine lebendigere und allgemeinere geworden ist, so lange nicht, bis man die Gemeinschaft mit Christo recht zu unterscheiden gelernt hat von andern Gemeinschaften. Gerade dies ist aber ein Punct, auf den wir noch einen Augenblick uns hinwenden müssen.

Hr. Mosche erklärt sich besonders darum für den Gebrauch des Worts Gemeine und gegen den Ausdruck Kirche, weil „jetzt in der Wirklichkeit die Bürgergemeine zusammenfalle mit der christlichen Gemeine," weil „jetzt ohne Unterschied alle Bürger der Staatsgemeine zugleich, als solche, Mitglieder der christlichen Gemeine sind und sein *müssen*" und fügt hinzu: „Dieses sollten am wenigsten diejenigen vergessen, die jetzt, nachdem wir die mit Flammen und Blut beschriebenen Geschichtstafeln der Kirche und daneben das Zeugnifs der Apostel von der Zukunft der Gemeine vor Augen haben (2 Thess. 2, 3—12. Apostgesch. 20, 29 u. a.) noch immer von einer Kirche reden und sie unterscheiden wollen vom Staate oder sie ihm gegenüberstellen. Denn entweder verstehen sie unter dem Worte *Kirche* nur die *Gemeine*, oder *nicht* die Gemeine, sondern etwas *Anderes*." Für den letztern Fall mögen sie jedesmal die Personen oder Gegenstände, die das Wort Kirche bezeichnen soll, mit ihrem eigentlichen Ausdruck und Namen nennen. Im ersten Falle thun sie Unrecht, dafs sie nicht lieber das ächt deutsche und apostolische Wort wählen, und dann „sieht man nicht ein wie bei der jetzigen Beschaffenheit der Dinge bei uns die Kirche, in diesem Sinne, als von dem Staate verschieden betrachtet oder als solche ihm entgegengestellt werden könne. Denn die Gesammtheit der Bürger mit ihrer Obrigkeit und ihrem ganzen Regiment ist doch wohl der Staat und unter Bürgern und Obrigkeit, die auch aus Bürgern besteht, ist Keiner, welcher nicht mitgezählt werde in der Christengemeine. Wenn also die Kirche als Gemeine aus den Bürgern und der Staat aus denselben Bürgern besteht, so ist für diesen Fall beides eins und dasselbe."

Eine genauere Beleuchtung dieser Sätze würde uns zu einer ausführlichen Entwickelung des Verhältnisses von Staat und Kirche nöthigen, deren es jedoch für unsern Zweck hier nicht bedürfen wird. Wir können dem Verfasser nämlich weder zugeben, dafs die Kirche die Gemeine, noch dafs sie mit dem Staate identisch sei. *Die Kirche ist nicht die Gemeine schlechthin*, sondern sie ist die Gemeine des Herrn, des Kyrios oder Christi, die Gemeinschaft der Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangelii gereicht werden. *Die Kirche ist nicht mit dem Staate identisch*, denn der letztere ist eine politische und Rechtsanstalt, welche Christen und Nichtchristen, Gläubige und Nichtgläubige umfafst, die Kirche aber ist christliche Glaubensgemeinschaft. Es gehört jetzt freilich zur Tagesordnung, diese Unterschiede zu verwischen und aufzuheben sowohl wissenschaftlich, wie praktisch. Daher wird jetzt von Seiten einer angeblich „speculativen Theologie" (!) behauptet. „Die menschliche Gesellschaft will und braucht nichts, was nicht auf ihrem eigenen Boden wurzelt; mit dem Reichthum, den sie aus sich erzeugt, genügt sie sich vollkommen; es ist ein Schimpf für die Menschheit, dafs eine Rettungsanstalt aus ihr hinaus sich ihr aufdringen will, *fort daher mit der Kirche!* „Und in der Praxis?. Mosche's Abhandlung ist in und für Lübeck erschienen. In einem neueren Berichte der Commission zur Prüfung und Begutachtung der Propositionen wegen Reform des dortigen Armenwesens lesen wir folgende Sätze: die Kirche ist nichts anders, sie kann und soll, der heiligen Schrift zufolge, nichts anders sein als die Gemeinde. Diese aber, die christliche Gemeinde, fällt in der Wirklichkeit bei uns mit den Bürger- oder Staatsgemeinde zusammen. Da nun unser Staat nur aus der, sämmtliche Staatsbürger, Regierende und Regierte, zusammen fassenden Staatsgemeinde besteht, und da wir weder der Form noch der Sache nach eine von dieser getrennte Kirche oder Kirchenregiment kennen, so ist die Verfügung des Staats zugleich die der Kirche; es würde also die letztere, sofern man ihr diesen uneigentlichen Namen lassen, mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn sie die Verfügungen des Staats oder der Staatsgemeinde anfechten wollte." — Eine sehr zu beherzigende Kritik und Widerlegung dieser Sätze mit besonderer Berücksichtigung der kirchlichen Zustände Lübecks findet sich in der Abhandlung: *Ist der Staat die Kirche?. Erörtert von J. L. Funk*, der h. S. Doctor und Pastor zu S. Marien. Lübeck, v. Rohden 1845. 8.

Ist dem nun also, dann wird es um so mehr die Aufgabe aller, für welche *die Kirche* noch eine Bedeutung hat, beizutragen, dafs der bei vielen Zeitgenossen verdunkelte Name und Begriff derselben klar in's Bewufstsein trete, und in diesem Sinne mag die Vertheidigung des *Ausdrucks Kirche*, als der Bezeichnung für *die Sache selbst*, doppelt nothwendig sein, denn: *Bei bedeutungsvollen Benennungen kann das Lebenskluge: in verbis faciles, nicht stattfinden; denn in Sachen des Geistes und der Wissenschaft ist das Wort das Gewand der Idee, und wer das Wort verficht, thut es nicht um des leeren Schalles, sondern um der darunter begriffenen Idee willen.*"

H. F. Jacobson.

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

XLIX.

Der deutsche Zollverein während der Jahre 1834 *bis* 1845. *Berlin*, 1846. *Verlag der Deckerschen Geheimen Oberhofbuchdruckerei.*

Wir haben in No. 101. dieser Jahrbücher eine kurze Anzeige von der Hoffmannschen Schrift „Betrachtungen über das Andringen auf erhöhten Schutz der Gewerbsamkeit im deutschen Zollverein gegen fremde Mitbewerbung" erstattet; und dürfen es uns nicht versagen, eine ähnliche der oben angezeigten, schon früher erschienenen Schrift hier folgen zu lassen. Auch diese ist nur durch einen Namenszug bezeichnet; — aber auch dieser — „L. K." — ist dem Publicum wohl bekannt. Es ist der wirkliche Geh. Ober-Finanzrath und General-Steuerdirector Kühne, welcher in diesen wenigen Bogen eine Uebersicht der Verwaltungsresultate des Zollvereins in dem Zeitraume von 1834 bis incl. 1845 darlegt. Während Hoffmann in stiller Zurückgezogenheit den Kampf der Meinungen in der Tageslitteratur betrachtet, ist unser Verfasser durch seinen Beruf mitten hineingestellt in den Streit der Ansichten, in unmittelbarster Thätigkeit Theil nehmend an dem, was geschieht, damit die innere Geschichte der zollverbündeten Staaten Deutschlands sich fort und fort entwickele und weiter bilde. Alle Anschauungen kommen ihm aus praktischer Wahrnehmung. — Auch diese Schrift ist, wie die Hoffmannsche, nicht eigentlich polemischer Natur. Sie giebt fast nur Thatsachen mit wenigen, aber allerdings inhaltreichen Erklärungen. Bei dem Niederschreiben dieser Anzeige kümmert uns nicht, welcher Erfolg im weiteren Verlauf der Zeit sich herausstellen werde, wir fragen nicht nach dem Siege oder der Niederlage dieser oder jener Parteiansicht, der Streit der Tageslitteratur liegt unserm Gesichtskreise in diesen Zeilen fern. Aber *wissenschaftlich* hat die hier in Rede stehende Schrift in zwiefacher Hinsicht Bedeutung. Der deutsche Zollverein hat in der Geschichte der Zeit für Deutschland und Europa, ja für die Verhältnisse der Welt eine schon allgemein anerkannte Wichtigkeit. Es fragt sich, ob er den Fortschritt, die Beförderung des Wohlstandes in Deutschland in der Zeit seines Bestehens wirklich gewährt hat; in diesen Beziehungen vortheilhaft gewesen ist, oder nicht. — Aber der Zollverein hat seine Wurzel in dem preufsischen Gesetze vom 26. Mai 1818. Es fragt sich, ob die Principien, welche diesem Gesetze zum Grunde liegen, und die aus der Wissenschaft der National-Oekonomie, wie sie bei dem Erlafs jenes Gesetzes bei den Gebildeten der Nation Geltung hatten, fast unmittelbar entnommen worden, sich als richtig und wahr im deutschen Zollverein bewährt haben oder nicht. In beiden Beziehungen ist die vorliegende Schrift wichtig; denn der Verfasser, der theils nach persönlicher Eigenthümlichkeit, theils als langjähriger Geschäftsmann, in gedrängter Kürze schreibt, giebt uns auf 28 Seiten Text, auf 36 Seiten *Tabellen* und in letzteren vollwichtige Resultate in Zahlen, die sicher sind, und in staatswirthschaftlich-statistischen Untersuchungen die besten Beweise liefern, ob und in wie weit die ergriffenen Maafsregeln, die befolgten Grundsätze probehaltig waren für das Wohl der Einwohner, für den Fortschritt des Ganzen oder nicht.

Der Verfasser zeigt zunächst, dafs die Bevölkerung des Zollvereins von 1834 bis 1845 gestiegen ist von 23,478,120 auf 28,498,935. Unter dem Plus von 5,020,815 Menschen sind durch neuen Anschlufs hinzugekommen 2,273,895. Die Vermehrung durch sich selbst, im Innern des Zollvereins betrug daher 2,746,920. Diese sind von 28,498,935 — 9, 6 Procent. Wenn in einem zwölfjährigen Zeitraum eine Bevölkerung in sich, durch mehr Geborne als Gestorbene, mehr Eingewanderte als Ausgewanderte um fast 10 Procent steigt,

Digitized by Google

so kann in der Regel angenommen werden, dafs es ihr wohl geht, dafs ihre Zustände gut seien; denn bei Mangel und Entbehrung steht die Bevölkerung still oder vermindert sich. Aber es werden noch andre Beweise des fortschreitenden Wohlstandes gegeben. Der Verfasser weis't nach, dafs nur bei wenigen Objecten des Tarifs, und auch bei diesen meist nur auf Andringen der betheiligten Producenten und Fabrikanten die Tarifsätze erhöht seien, es ist dies vorzüglich nur bei dem Eisen geschehen, und bei einigen wollenen Waaren. — Während also namentlich von den gewähleren Genüssen des gemeinen Mannes, Kaffee, Zucker, von Gewürzen u. s. w. die Abgaben bei dem Eingang gleich geblieben sind, hat sich die Einnahme aus den Zollrevenüen nach Abzug der gemeinschaftlichen Kosten von 15 Sgr. 6,^{74} Pfennig pro Kopf auf 26 Sgr. 3,^{4} Pfennig erhöht. — Während hiernach wohl im Allgemeinen kein Zweifel sein kann, dafs der Zollverein vom finanziellen Standpuncte aus sich bewährt hat; zeigen jene Zahlen zugleich, dafs der Wohlstand sich bedeutend mufs gehoben haben. Denn wenn Jedermann für ausländische Verzehrungsgegenstände und Waaren, während pro Pfund u. s. w. der Abgabensatz gleich blieb, *nahe zu* noch einmal so viel 1845 an Abgaben entrichtete als 1834, so mufste Jedermann 1845 in gleichem Verhältnifs, also *beinahe* noch einmal so viel solcher ausländischer Verzehrungs- und Verbrauchsgegenstände verbrauchen und sich kaufen können, als 1834. —

Der Verfasser bemerkt, der Zollvereinstarif werde in zweierlei Beziehungen angegriffen, einmal, dafs die Finanzzölle zu hoch, dann, dafs die Zölle auf Fabrikate zu niedrig seien. Für Erniedrigung der Finanzzölle, (auf Kaffee, Zucker, Gewürze u. s. w.) führt man an, dafs diese Objecte jetzt schon zu den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen gehörten, und daher nicht recht sei, sie mit 30—50 Procent zu besteuern; und dafs die Ermäfsigung der Tarifsätze für Colonialwaaren nicht einen Steuer-Ausfall, sondern durch vermehrte Consumtion und verminderten Schleichhandel selbst eine Mehr-Einnahme herbeiführen würde.

Es kann doch nicht in Abrede gestellt werden, dafs der Staat — der Zollverein — auch einen finanziellen Zweck — eine bedeutende Einnahme zu erzielen — vor Augen haben mufs. Die jetzt bestehenden Zölle auf Colonialwaaren gewähren diese am leichtesten und besten. Sagt man, dafs dem Aermeren der Genufs dieser Objecte durch den Einfuhrzoll zu sehr vertheuert sei, so können Surrogate, wie Cichorien u. s. w., das ausländische Verzehrungsobject ersetzen. Das Salz — viel unentbehrlicher als Zucker und Kaffee — ist in allen Zollvereinsstaaten viel, viel höher besteuert. Und endlich:. Bei den jetzigen Tarifsätzen hat sich die Einfuhr von Kaffee in den zwölf verflossenen Jahren von 420,505 Zollcentnern auf 825,559 *erhöht*. Es ist doch sehr bedenklich, bei solchen Resultaten durch Zollermäfsigung sich der Gefahr auszusetzen, eine nahmhafte Verminderung der Einnahme herbeizuführen, die doch auch möglich ist, während, wie die Lage der Dinge jetzt ist, der Genufs sich aufserordentlich bei den bestehenden Tarifsätzen vermehrt hat, und eine hohe Zolleinnahme gesichert ist.

Ueber den vielfach erhobenen Einwand gegen den jetzigen Tarif, dafs derselbe zu niedrig sei in den Sätzen für Fabrikate und Halbfabrikate, läfst sich der Verfasser nicht ein auf specielle Abwägung der vielbesprochenen Gründe für oder wider solche Anträge. Er giebt nur Zahlen über die Hauptobjecte der Weberei und des Eisens. Wir wollen nur den Artikel Baumwolle hervorheben.

Es war Eingang an *roher* Baumwolle (die doch in der Hauptsache nur als Material für die Baumwollenspinnerei zu betrachten ist, da zwar viel auch für Watte verbraucht wird, aber doch nicht nachgewiesen werden kann, dafs so sehr viel mehr roher Baumwolle 1845 als Watte verbraucht wurde, als 1834) im Durchschnitt der drei Jahre

$18\frac{34}{36}$ . . . 120,532 . $184\frac{3}{5}$ . . 286,467 Z. C.

ein Verhältnifs der Steigerung wie 100 : 237

an Baumwollengarn

$18\frac{34}{36}$ . . 275,722 Z. C. $184\frac{3}{5}$ . . 457,550 Z. C.

ein Verhältnifs wie 100 : 166.

Die Einfuhr von baumwollenen *Waaren fiel*

von $18\frac{34}{36}$ zu $18\frac{43}{45}$

12977 : 8732 wie 100 : 68.

Die Ausfuhr baumwollener Waare stieg

von $18\frac{34}{36}$ zu $18\frac{40}{42}$

82196 : 85783 wie 100 : 104.

Digitized by Google

Der Durchschnitt pro 184$\frac{3}{5}$ läfst sich noch nicht genau angeben, da die Ausfuhr-Nachweisungen pro 1845 noch nicht festgestellt sind.

Hiernach dürfte klar sein: dafs die Baumwollenspinnerei im Innern des Zollvereins sehr gestiegen ist, und mehr als die Einfuhr fremden Baumwollengarns; dafs die Ausfuhr baumwollener Waaren im Ganzen noch zugenommen hat. — Die Fabrikation der baumwollnen *Waare* ist ein Hauptausfuhrartikel des Zollvereins; sie ist im fortdauernden Steigen theils und hauptsächlich für gröfsere Versorgung des inländischen Marktes, — die Bevölkerung wird wohlhabender und verbraucht sehr viel mehr Kattune u. s. w. als sonst; — theils zum Absatz in das Ausland. (Es mag angeführt werden, dafs auf der letzten Leipziger Messe deutsche Druckwaaren die englischen gar sehr verdrängt haben!) Wegen dieses grofsen Steigens der Baumwollenwaarenfabrik im Zollverein, bedarf derselbe zwar mehr englischer Garne in absoluter Zahl als früher; aber in höherem Grade als sonst befriedigt das Bedürfnifs an Garn die inländische Spinnerei. Diese ist nach der Einfuhr der rohen Baumwolle mehr gestiegen, als die Einfuhr fremder Garne; und es mag denn doch im Interesse der inländischen Weberei nicht ohne Bedenken sein, die nöthige Zufuhr fremder Garne durch erhöhten Twistzoll zu vertheuern! —

Bei den jetzigen Tarifsätzen ist die Baumwollenwaarenfabrikation im höchsten Flor, und auch die Baumwollenspinnerei nahmhaft im Steigen!

Zum Schlufs giebt der Verfasser eine Uebersicht der Einnahme und Ausgabe nach den einzelnen Territorien, und die Ueberschufsvertheilung. Es kann nicht davon die Rede sein, dafs Länder, die wie Bayern und Würtemberg weniger Gränze gegen das Ausland haben, während Preufsen sehr viel hat, Ueberschüsse abliefern, dafs dies vielmehr Preufsen treffen mufs. Wenn indessen der festzuhaltende Grundsatz besteht, dafs nach der Einwohnerzahl und nicht nach den nicht genau zu ermittelnden Consumtionsverhältnissen pro Kopf die Vertheilung der Ueberschüsse erfolgt, so dürften die Zahlen jedenfalls beweisen, dafs Preufsen bei diesem Grundsatz nicht nach einseitigem Vortheil rechnet, vielmehr gern im Interesse der Wohlfahrt des ganzen Zollvereines, sogar ein Opfer nicht scheut. Nach den Commercial-Nachweisungen von Bayern und Würtemberg betrug die verzollte Kaffeeconsumtion dieser beiden Länder nach dem Durchschnitt von 183$\frac{8}{9}$ pro Jahr 32896 Zoll-Centner. Die verzollte Kaffeeconsumtion betrug im preufsischen Staate 183$\frac{8}{9}$ jährlich 256,840 Zoll-Centner.

Nach der Revenüenvertheilung erhalten Bayern und Würtemberg für verzollte Kaffeeconsumtion pro 1845 . . für 177,991 Zoll-Centner.

Nach dem, was Bayern und Würtemberg an Gelde erhielt, stieg für Kaffee die Einnahme beider im Verhältnifs von 1 : 5,^{4}.

Preufsen erhielt nach der Revenüentheilung für verzollten Kaffee 1845 auf seinen Antheil für 454,305 Zoll-Centner.

Nach dem, was Preufsen an Gelde erhielt, stieg die Einnahme an Kaffee im Verhältnifs wie 1 : 1,^{77}.

Es möchte doch schwerlich nachgewiesen werden können, dafs in Bayern und Würtemberg die Kaffeeconsumtion um mehr als das 5fache seit 12 Jahren gestiegen sei, während sie in Preufsen noch nicht um das Doppelte gewachsen ist. Zugegeben nun auch, dafs vielleicht bei einzelnen Objecten (wiewohl deren wenige sein möchten) Bayern und Würtemberg mehr pro Kopf verzehrt, als Preufsen; zugegeben ferner, wie unser Verfasser scharfsinnig ausführt, dafs bei der idealen Berechnung des Zollguthabens eines zollvereinten Staates gegen den andern, das mehrempfangende Land dem mehr ausführenden in dem Arbeitslohn für diesen Mehrempfang zugleich den Preis der von dem Arbeiter verzehrten Consumtionsgegenstände zum Theil vergütet; immer wird klar sein, dafs Bayern und Würtemberg bei dem angenommenen System des Zollvereins nicht Schaden leiden, dafs Preufsen bei den von ihm vorgeschlagenen und vom Zollverein angenommenen Principien nicht nach seinem einseitigen Vortheil, nicht mit kalkulatorischer Aengstlichkeit verfahren ist.

Wir sprechen hiernach mit den Schlufsworten des Verfassers die Hoffnung und die, der Weisheit der Fürsten, wie dem gesunden Sinne des Volkes vertrauende Ueberzeugung aus:

Dafs der Zollverein die bereits eingetretene Prüfung bestehen werde, ohne weder sich in seinem Bestande gefährdet, noch den fundamentalen Grundsatz,

Digitized by Google

auf welchem er erbaut ist, einer vernünftigen Liberalität, eines dem inländischen Gewerbe im Interesse der Gesammtheit gewährten mäfsigen Schutzes, unter gleichzeitiger Verstattung einer wirksamen und für die Entwickelung der eigenen Industrie und des Handels gedeihlichen Concurrenz des Auslandes, ungestofsen zu sehen.

Dieterici.

L.

Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet, herausgegeben von Johann Wilh. Wolf. Leipzig, 1845.; *bei F. A. Brockhaus.*

Das Lob, welches wir vor zwei Jahren den niederländischen Sagen des Verfassers in diesen Blättern glaubten ertheilen zu müssen, dürfen wir, so weit es den Fleifs desselben betraf, auch auf die vorliegende Sammlung ausdehnen. Die Darstellung jedoch, welche uns schon in den niederländischen Sagen nicht immer natürlich genug schien, trägt hier noch deutlichere Spuren der Absichtlichkeit an sich und verfehlt dadurch oft gänzlich ihren Zweck. Besonders bei den Märchen, die ihrem poetischeren Inhalte nach mehr zur Ausschmückung auffordern als die Sagen, fühlt man, wie der Verf. in dem naiven Volkstone, den er bezweckt, nicht lebt, sondern nur nach einzelnen volksthümlichen Formen und Wendungen hascht, welche bei seiner sonst trocknen und ungewandten Erzählungsweise unter dem Uebrigen oft stehen, als ob sie nachträglich erst hineincorrigiert wären. Dafs eine schlichte, anspruchslose Darstellung, selbst wenn sie aller Eigenthümlichkeit entbehrt, einen günstigeren Eindruck macht als eine affectiert geistreiche, und dafs alle Naivetät dort aufhört, wo die Absicht naiv zu sein fühlbar wird, das weifs der Verfasser ohne Zweifel: er hätte daher vor seinem neuen Versuche volksthümlich zu schreiben, den Volkston genauer beobachten sollen, um ihn nicht so oft blofs mit einzelnen Ausdrücken nachzuahmen und um nicht das Alterthümliche und Vulgäre so oft mit dem Volksthümlichen zu verwechseln.

In Rücksicht der Anordnung würde der Verfasser wohl besser gethan haben, die Sagen nicht, wie er sich ausdrückt, „an losem Faden" d. h. fast ganz ungeordnet auf einander folgen zu lassen, sondern das Verwandte zusammen zu stellen und damit zugleich das Mythologische vom Historischen, so weit es angeht, zu scheiden, wodurch der Inhalt übersichtlicher geworden wäre. Auch das Mifsverhältnifs zwischen dem Umfange und Inhalte der Sammlung aber ist hier gröfser als bei den niederländischen Sagen, da der Verfasser, vorzüglich unter den zahlreichen Legenden und den Teufels-, Gespenster- und Zaubersagen, sehr Viel mittheilt, was weder irgend einen mythologischen noch einen poetischen Werth hat und oft kaum noch den Namen einer Sage verdient, wie z. B. No. 438 wohl den Stoff zu einem Roman liefern könnte, doch durchaus nichts Sagenhaftes enthält. Man könnte die Sammlung, wenn nicht um die Hälfte, doch sicher um den dritten Theil kürzen, ohne den Werth derselben zu vermindern. Dann würde der Leser geringere Ansprüche an sie machen, und das Gute, was sie enthält, würde mehr hervortreten. Von diesen besseren Stücken führe ich einige Beispiele an.

Unter den Märchen erinnert No. 19 „Die beiden Bräute" an die Sage von Berchta und Pippin, wie sie im Roman de Berte as grans piés und den verwandten Darstellungen erscheint. In No. 20 werden die Winde als Riesen gedacht, wie ihre, sonst in Märchen von Riesen gewöhnlichen, Worte „Ich rieche, rieche Menschenfleisch" zeigen: von dem Riesen Hræsvelgr aber kommen schon nach der Edda die Winde; er sitzt in Adlergestalt am Ende des Himmels und schlägt die Flügel, wozu noch stimmt, dafs hier der Soldat, welcher die Königstochter erlösen will, als Adler mit den Winden ausfliegt. S. 61 ff. werden die Seelen Ertrunkener unter Töpfen im Wasser zurückgehalten (vergl. Grimms Mythologie S. 465), und in demselben Märchen sieht ein Fischer auf einer Wiese im Meere viele Jünglinge, unter denen er Verstorbene erkennt, Gras mähen, wobei man an die Wiese der Seligen (Myth. 782) denken darf. Das Märchen von Jan im Himmel (No. 16) hat mit dem von den Brüdern Grimm mitgetheilten vom Schneider im Himmel gemein, dafs Jan auf einem Dreifufs (dem Stuhle Odhinns, Myth. 124 f.) sitzend auf die Erde hinabblickt und, wie dort einen Schemel, so hier ein Bein des Dreifufses zu ihr niederwirft. — In den Sagen stellen sich die Niewelmännchen (No. 72) durch ihren Namen und als Zwerge zu den Nibelungen. Den heiligen Michael auf dem Godesberge (No. 183) deutet schon der Verf. in der Anmerkung auf Wodan, und es kommt dabei noch besonders in Betracht, dafs Michael in der jüngern Sage Psychopomp ist und Wodan die Seelen der in der Schlacht gefallenen Helden in Walhalla aufnimmt, auch im wilden Heere die Seelen Verstorbener führt. In No. 198 wird ein Kind aus dem Knie eines Mannes geboren, womit der Mythus von Ymir, dessen Füfse mit einander einen sechshäuptigen Sohn zeugten, zu vergleichen ist (Myth. 525 f. 529). Die Seele erscheint nach dem Tode in No. 56 als Vogel, in No. 59, wie sonst häufiger, als Blume. Nach No. 313 wird des Teufels Minne getrunken, und in 331 kommen noch Teufelsopfer vor. Zu der Geifselung des Feuers in No. 407 vergleiche J. Grimms Aufsatz in den Schriften des thüringisch-sächsischen Vereins 2, 504 ff., u. s. w. Allen Werth für die deutsche Mythologie können wir also der Sammlung nicht absprechen; doch so geringe Ausbeute gewährt unter den in neuerer Zeit erschienenen Sammlungen wohl keine auf 589 Seiten, in 478 Nummern. Die grofse Dürftigkeit der Anmerkungen entschuldigt der Herausgeber damit, dafs er dieselben in Köln, von seiner Bibliotkek getrennt, abgefafst habe; und er verspricht das hier Versäumte an einem andern Orte nachzuholen.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

LI.

Christoforo Colombo oder die Entdeckung der Neuen Welt. Geschichtsdrama in drei Theilen. Von Friedrich Rückert. Frkft. a. M. Druck u. Verlag von J. D. Sauerländer.

Immer mehr ist in neuerer Zeit die *Geschichte* als die eigentliche Fundgrube der dramatischen Poesie anerkannt worden. Alles drängt darauf hin, dafs es die höchste Aufgabe des Dramas sei, den Geist der geschichtlichen Bewegung aus der Fülle der historischen Thatsachen und der Breite der geschichtlichen Ueberlieferung rein herauszuheben und in seiner inneren Bedeutung und seinem kernhaften Gehalte nach vor uns auszulegen. Man ist in der dramatischen Poesie in seinen Forderungen gleich sehr über die Darstellung des Conflictes nur subjectiver Leidenschaften und der Kämpfe des Herzens, wie über die willkührliche Behandlung der Geschichte, welche dieselbe zu einer Mythe verflüchtigt und als Sage frei behandelt, hinausgegangen. Man will jetzt die noch so gewaltigen, ergreifenden Geschicke des menschlichen Herzens, die Kämpfe der persönlichen Leidenschaften nicht mehr als die reichste Fundgrube der Tragödie anerkennen, sondern die *Geschichte selbst* in ihrer unerbittlichen Bewegung, welche über den Häuptern der Menschen, wie ein Sturm einherbraust und, ob auch tausend Herzen brechen, uns durch die stete Aufreibung aller einseitigen Richtungen, Leidenschaften, Forderungen und Gegensätze zur Anschauung der über dieselben triumphirenden Wahrheit erhebt. Die Tragödie soll mit einem Worte es sich zu ihrer höchsten Aufgabe machen, ein directes Abbild des *Weltgerichtes* zu geben, nicht nur, ein *indirectes* durch die Darstellung der Kämpfe innerhalb der Familie und der Conflicte der subjectiven Leidenschaften. Diese in so vielen Erscheinungen der Theorie, wie der Praxis sich hervordrängende Forderung ist ein natürliches Ergebnifs unserer tieferen Erkenntnifs der *Geschichte* und des erwachenden, alle Zweige und Aeste des Lebens ergreifenden öffentlichen Geistes. Beide Factoren haben ineinander gearbeitet und jene Bewegung in der dramatischen Literatur herbeigeführt, welche überall darauf dringt, dafs sich in ihr der Geist der Geschichte in seiner Wahrheit und Wirklichkeit abspiegle, dafs wir durch diese Poesie das reine und vereinfachte Bild der geschichtlichen Kämpfe, das ideale Abbild des öffentlichen Geistes empfangen. Die Erkenntnifs des Wesens der Geschichte hat das Bewufstsein erweckt, dafs ihr die göttliche Vernunft *immanent*, dafs sie also kein Convolut von Einzelnheiten ist, deren innere Zusammenstimmung dem menschlichen Auge verborgen bleibe, und nur Gott offenbar sei. Mit der Einsicht in die inneren Zusammenhänge des Lebens der Völker, in die Abhängigkeit der Begebenheiten von einem gemeinsamen, sie alle durchdringenden, gestaltenden, und daher in ihnen gegenwärtigen Geiste, mit dieser Einsicht mufsten die eitlen Versuche der Dichter, die Geschichte nach ihren eigenen Wünschen und Zwecken zu modeln, sie ihren subjectiven Intentionen zu opfern und zur Sage zu verflüchtigen, vor der mächtigen Wahrheit der Wirklichkeit immer mehr zurücktreten. So gewann das Bewufstsein immer mehr Raum, dafs der Geist des *Wirklichen* das wahrhafte *Ideelle* sei, dafs der Dichter also nicht zu seinen Erfindungen, zur Umschmelzung der Geschichte, zur Umwandlung der Charaktere seine Zuflucht zu nehmen habe, um ein poetisches Werk zu schaffen, sondern dafs er in der Geschichte im Grofsen und Ganzen selbst schon alle idealen Elemente besitze, welche er nur an das Licht zu fördern habe. Sobald man die göttliche Vernunft selbst als den schaffenden Werkmeister der Geschichte begriff, so war die Verzichtleistung, etwas Poetischeres, Idealeres durch die Umgestaltung der

Digitized by Google

Geschichte bieten zu können, als die Geschichte schon geboten hatte, nur eine nothwendige Consequenz. Man mufste einer Erkenntnifs gegenüber, welche in den geschichtlichen Kämpfen, in der Reibung der Parteien, den grofsen Leidenschaften der geschichtlichen Charaktere nur Gestalten der einen und selbigen, sich unabläfsig hervorbringenden Vernunft begriff, von der Annahme zurückkommen, in der dramatischen Poesie noch nothwendiger, noch grofsartiger, noch entschiedener sein zu können als die *Geschichte*. Daraus folgt, dafs man seine höchste dichterische Kraft darin setzen mufste, die Geschichte in ihrer Wahrheit *nachzudichten* d. h. mit Entfernung alles Unwesentlichen und Beiherspielenden die Substanz der Bewegung vor uns werden zu lassen und diese bis zu den letzten Quellen im Gemüth der handelnden Personen zurückzuführen. Die Geschichte aber für die reichste Fundgrube der dramatischen Poesie zu erklären, sich an sie vorzugsweise zu halten war wieder die nothwendige Consequenz eines sich immer weiter ausbreitenden öffentlichen Lebens, jener geistigen Atmosphäre, in welche die Einzelnen je länger je mehr getaucht wurden, gleichviel welcher Thätigkeit sie sich auch zugewandt hatten. Wie kann man dem in der Wirklichkeit waltenden öffentlichen Geiste gegenüber durch eine auf die Darstellung der Kämpfe und Conflicte des Herzens und so zu sagen der Privatleidenschaften sich beschränkende Poesie hinter der Wirklichkeit zurückbleiben! Wollte man sich also nicht von der Wirklichkeit überflügeln lassen, so gab es nur den Ausweg, das Leben des öffentlichen Geistes zur Fundgrube der dramatischen Poesie zu erklären. Das öffentliche Leben in seiner höchsten Gestalt ist eben die Bewegung der *Geschichte*. So erklärt sich aus dem Ineinandergreifen dieser beiden Momente, des immer mächtiger werdenden öffentlichen Lebens und der Erkenntnifs der Geschichte, als der Gottheit lebendiges Kleid, die Erscheinung des geschichtlichen Dramas, welches die neuere dramatische Poesie in so mannichfaltigen Versuchen zu schaffen bemüht ist, das die Aesthetik für die Aufgabe der Gegenwart erklärt und in immer neuen Wendungen zu begründen bemüht ist.

Wir müssen es dem Dichter des *Columbus* zum Ruhme nachsagen, dafs er, seit derselbe sich in neuerer Zeit der dramatischen Poesie zugewendet hat, auf das Eifrigste bemüht gewesen ist, die geistige Substanz der Geschichte zur Seele seiner historischen Dramen zu machen, und sich so fern wie möglich von willkürlichen Veränderungen in der Gestaltung der Begebenheiten, wie der Charaktere, gehalten hat. Man sieht *Rückert* namentlich in seinem *Heinrich IV.* unablässig von dem Gedanken getragen, den Geist der Wirklichkeit in seiner, von subjectiven Zuthaten freien Bewegung vor uns werden zu lassen, man fühlt ihm den Respect an vor dem Geist der Geschichte, als einer über der subjectiven Reflexion des einzelnen Menschen erhabenen Gewalt, welcher der Künstler nachzudichten Mühe habe, den aber überholen oder gar corrigiren zu wollen ihm nicht einfallen dürfe. Dasselbe gilt von seinem *Columbus*. Die Muse des Dichters geht, ich möchte sagen, der Geschichte mit einer gewissen Keuschheit nach, nur darauf bedacht, ihr Gesetz abzulauschen und sie nicht durch eigenmächtige Erfindungen herabzuziehen. Rückert ist auch in seinem Columbus davon durchdrungen, dafs der Dichter nicht Gröfseres dichten könne, als der Werkmeister der Geschichte geschaffen hat, d. h. dafs er nicht eindringlicher, lebendiger, inhaltreicher, nothwendiger sein könne, als der *Weltgeist* gewesen ist. Man sieht daher *Rückert* mit einer grofsen Selbsbeschränkung auf rhetorische Pracht verzichten, um sich nur so dicht wie möglich an die Sache, d. h. an die Wirklichkeit selbst zu halten. Und dieses Trachten ist zunächst grofser Anerkennung würdig. Es hängt damit naturgemäfs zusammen, dafs unser Dichter, weder in Heinrich IV. noch in seinem Columbus durch eingestreute Stichworte der Zeit um die Gunst des Publikums gebuhlt hat. Wie viel Gelegenheit hätten beide Stoffe dazu dargeboten! Wir finden es ehrenhaft von dem Dichter, wenn er in einer Zeit, in welcher so viele junge Scribenten ihre dichterische Blöfse nur mit den der unmittelbaren Gegenwart abgeborgten Gedanken und Forderungen überdecken, zu stolz ist, um sich einer ähnlichen Gunstbuhlerei hinzugeben. Es beweist dies einen Sinn für organische Einheit und eine Abneigung gegen jene liederliche Wirthschaft, welche für die leicht der Täuschung unterworfene Menge einen in die Augen fallenden falschen Schmuck zur Schau trägt, während im Inneren des Hauses Armuth und Elend herrscht. Man mufs es im Interesse der *Kunst*, wie der *Freiheit* wiederholen, selbst auf Gefahr von dem Pöbel darüber als unfrei verketzert zu werden, dafs

Digitized by Google

es nichts Unkünstlerisches giebt, als die *unorganische* Einmischung politischer Phrasen und der Schlagwörter des Tages in das Gemälde der dramatischen Poesie. Das einzig wahre politische Drama ist das, was die *Griechen* und *Shakespeare* geschaffen haben, welches den Geist der Wirklichkeit in seiner Idealität wiedergeboren hat, ohne uns durch einzelne Phrasen daran zu erinnern, dafs hier die Absicht walte, politisch zu wirken. Nur durch eine solche politische Poesie kann auch das Volk wahrhaft erzogen werden, weil es durch sie von dem Geist der Geschichte, der alle Einseitigkeiten richtet und aufreibt, innerlich erfüllt wird und so erstarkt, während es durch das bornirte Jauchzen bei einzelnen in das Drama hineingeworfenen liberalen Redensarten des Tages sich sowohl um den Sinn für den Genufs eines Ganzen bringt, als auch seine Kraft verpufft, indem es sich bei dem Spenden solchen Beifalls unendlich kühn dünkt und durch eine wiehernde Zustimmung sich zu einer politischen Demonstration erhoben zu haben wähnt. Kehren wir indessen zu unserm Werke zurück.

Rückert hat den *Columbus* als dramatische *Trilogie* behandelt und das Ganze: *Die Entdeckung der neuen Welt* genannt. Es umfafst den Zeitraum von der Thätigkeit des Helden an, die spanischen Herrscher für seinen Plan zu gewinnen, bis zu seinem Tode. Die geschichtliche Gestalt des Columbus ist in hohem Grade dramatisch. Der Dichter hat bei ihr Mühe, der Idealität dieser Wirklichkeit nachzukommen. Denn was kann überhaupt poetischer und dramatischer sein, als ein Held, welcher getragen von der unendlichen Gewifsheit des Gelingens und der Gröfse eines der Menschheit neue Bahnen eröffnenden Unternehmens, sein Alles an die Durchführung desselben setzt, in Kampf mit den Menschen, wie mit den Gewalten der Natur tritt und durch denselben sich immer von neuem stählt. Columbus, zuerst in der Einsamkeit seine grofsen Gedanken nährend, dann durch seine Zuversicht die Machthaber dafür gewinnend, unabläßig auf das Handeln gerichtet, durch dasselbe zu immer erhöhterer Geisteskraft reifend, im Kampfe mit einem übermächtigen Geschick, dem Neide, der Undankbarkeit der Menschen preisgegeben, persönlich endlich der auf ihn gewälzten Last erliegend, aber von seinem grofsen Werke überdauert, was kann dramatischer sein! Wer wollte dieser Gestalt und ihrem Schicksal gegenüber sich zu Erfindungen flüchten und durch Veränderung der Geschichte dieselbe überbieten! Von solch' einem Streben sehn wir unsern Dichter denn auch sehr entfernt. Er will den grofsartigen Gang der Geschichte des Helden nachdichten, um uns das von allem Bedeutungslosen befreite Bild des substanziellen Gehalts dieser grofsartigen Geschichtsphase zu geben.

Aber ein so ehrenwerthes Streben sichert noch nicht die Gröfse der Ausführung. Bei aller Verzichtung auf die eigenmächtige und willkührliche Verkehrung der Geschichte kann doch das ideale Abbild der Geschichte sehr wohl hinter der realen Wirklichkeit zurückbleiben. Und dies ist in unsrer Trilogie allerdings der Fall. Der Hauptgrund liegt in Folgendem. *Rückert* ist wesentlich *lyrischer Dichter*. Als solcher nimmt er durch die Tiefe und Innigkeit der Empfindung, wie durch die Kunst der Behandlung der Form einen hohen Rang ein. Viele der Rückertschen Gedichte gehören durch die bewunderungswürdige Gewalt des Ausdruckes, wie durch eine ihr gleiche Hoheit und Tiefe der Anschauung dem Höchsten an, was jemals im Gebiete der Lyrik gedichtet worden ist. Wenn wir dies Urtheil aussprechen, so haben wir dabei natürlich die Höhepuncte der Rückertschen Lyrik vor Augen, nicht die Menge kleiner, unbedeutender, zum Theil mit der Form nur spielender Lieder. Bei sechs Bänden Lyrik mufs natürlich viel Vergängliches unterlaufen. So wenig man aber Goethe nach dem Bürgergeneral und dem Grofs-Kophta beurtheilt, sondern Götz, Iphigenia, Tasso, Faust, Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften und Anderes Goethe zu dem Heros der deutschen Poesie machen, so wenig ist auch Rückert, der lyrische Dichter, nach der Fülle tändelnder Spielereien und Gesuchtheiten der Form, die sich bei ihm finden, zu beurtheilen, sondern nach seinen unvergänglichen lyrischen Compositionen, also nach dem Höchsten, dessen seine schöpferische Kraft fähig ist. Sie zeigen uns allein, was er in Wahrheit ist. Rückert, der *dramatische* Dichter, kommt nun von der *Lyrik* her, in der er sich während des gröfsten Theils seines Dichterlebens bewegt hat. Dies macht sich aber auch in seiner dramatischen Composition geltend. Wir finden in derselben eine Menge Stellen, in welchen der lyrische Dichter den dramatischen entschieden verdrängt hat. Wir werden im Verlaufe mehrere näher

Digitized by Google

bezeichnen. Durch ein so plötzliches Eintreten des lyrischen Elements fühlen wir uns aber aus der dramatischen Illusion herausgerissen und kommen erst mühsam wieder in den dadurch unterbrochenen objectiven Gang der Handlung hinein. In diesem lyrischen Grund und Boden, den der Dichter des Columbus nicht zu veräufsern vermag, wurzelt der eigentliche Mangel einer vollständigen dramatischen Darstellung. Rückert ist als Lyriker nicht gewohnt, in den Schacht des individuellen Lebens und der aus der Reibung des Menschen mit der Welt hervorgebrachten Gemüthszustände herabzusteigen. Der lyrische Dichter verklärt die subjective Empfindung, indem er derselben den idealen Ausdruck und einen in sich allgemeinen Gehalt gibt, aber er geht nicht dazu fort uns ein *individuelles* Menschenleben aufzuschliefsen, dessen Empfindungen und Gedanken immer der jedesmalige Ausdruck der ganzen Situation sind. Diese Zurückführung der Empfindung in den Schoofs des *individuellen Lebens* vermissen wir in der dramatischen Composition unsers Dichters, wenn wir dieselben mit den Zeichnungen wirklich dramatischer Dichter vergleichen. Daraus folgt, dafs *Rückerts* Gestalten nicht genugsam Fleisch und Blut haben, nicht genugsam concrete Persönlichkeiten sind, welche ihr Wort aus dem Schacht ihres tiefsten Lebens herausfördern. Wir werden daher nicht innerlich genug für die Persönlichkeiten erwärmt, weil sie uns selbst nicht bis in den Abgrund ihres Gemüths blicken lassen. Der Vorzug, welchen das wahrhaft geschichtliche Drama vor der wirklichen Geschichte haben soll, uns alles Faktische auf seine Entstehung in der menschlichen Brust zurückzuführen, namentlich uns überall die letzten Fäden des ganzen Gewebes im Gemüthe aufzuzeigen, wird aus dem angegebnen Grunde von der dramatischen Poesie Rückerts nicht erreicht. Eine ganz natürliche Folge des Gesagten ist es, dafs die Gestalten auch nicht scharf genug zu wirklich individueller Unterschiedenheit auseinandergetrieben worden sind, dafs wir also auch nicht in dem Maafse mit ihnen empfinden, als dies bei der vollen Kraft des individuellen Lebens der Fall ist. Unserem Dichter scheint mehr das Ganze der geschichtlichen Bewegung als Ziel seines Gedichts vorgeschwebt zu haben, nicht zugleich so der Hervorgang derselben aus der Fülle des persönlichen Lebens. Rückert hat vielleicht die Klippe, an der er als lyrischer Dichter bei einer dramatischen Composition scheitern könnte, gefürchtet; denn daraus erklären wir die im ganzen Drama herrschende sehr einfache, bilderlose Sprache fast aller Gestalten des Columbus, die aber auch nicht selten an eine gewisse prosaische Nüchternheit grenzt, während sich das lyrische Element in einer andern Gestalt in die Dichtung geschlichen hat, nämlich in der häufigen Wiederkehr der *trochäischen Tetrameter*, welche plötzlich den Jambus unterbrechen und sich zu einem ganzen Systeme ausbreiten. Diese Rhythmen sind nun recht eigentlich der Ausdruck des lyrischen Schwunges, während der fünffüfsige Jambus dem Dialog viel näher steht. Denn auch in Griechenland, wo das Drama doch bekanntlich aus den Chorgesängen, also aus dem lyrischen Element erwachsen ist, gebrauchte man ursprünglich den Tetrameter, weil, wie Aristoteles (Poetik cap. 4.) sagt, die Dichtung mehr mit Tanz verbunden war. „Als aber, fährt Aristoteles fort, das Gespräch aufkam (also das eigentlich dramatische Element sich entwickelte), so erfand die Natur selbst das angemessene Metrum, denn das jambische Versmaafs ist das dem Gespräche angemessenste." Die vielfachen Einflechtungen fortlaufender trochaischer Tetrameter in den Columbus sind offenbar Tribute, welche der dramatische Dichter dem lyrischen gezollt hat, wodurch aber die dramatische Wirkung nothwendig *geschwächt* wird. Auch hat der Dichter nicht selten mit einem Male eine Reihe gereimter Verse eintreten lassen, ohne dafs diese Veränderung innerlich bedingt wäre. Bei *Shakespeare* schliefsen bekanntlich oft Scenen, oder der Abgang einer bedeutenden Person mit zwei Reimen, um den Schwung durch den musikalischen Klang zu erhöhen; es ist also auch hier der Uebergang zu den gereimten Versen durch die Absicht eines erhöhten Schwunges gerechtfertigt. Bei Rückert haben wir uns meist vergeblich nach einer solchen Rechtfertigung dieser Verwandlung der nicht gereimten Jamben in lange fortlaufend gereimte Jamben umgesehen. So giebt uns, um nur ein Beispiel anzuführen, Columbus die Erzählung, wie er in Portugiesische Dienste getreten (Thl. 1, p. 37), in gereimten Versen, fährt aber dann in seiner weitern Erzählung in nicht gereimten Jamben fort, ohne dafs sich irgend ein Grund herausstellte, warum die beiden Theile der Erzählung so ungleich gestaltet worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Christoforo Colombo oder die Entdeckung der Neuen Welt. Geschichtsdrama in drei Theilen. Von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns, nach diesen Bemerkungen über die das Dramatische beeinträchtigenden lyrischen Elemente, zur Composition der *Trilogie*. Hier begegnen wir nicht selten einer gewissen *epischen Breite*, welche die dramatische Bewegung aufgehalten und unsre vorwärts treibende Spannung geschwächt hat. Alles Ralentirende ist, wie es *Goethe* einmal ausdrückt, *epischer* Natur, denn im Epos haben wir es nicht mit der Einheit einer vor uns als gegenwärtig sich entwickelnden Handlung zu thun, sondern mit der Darstellung eines *Weltzustandes*, welche ein freies behagliches Umschauen und ein Verweilen bei der Betrachtung und Versinnlichung alles Einzelnen, das einen Zug zum ganzen Gemälde des Weltzustandes giebt, fordert. Wir finden in der dramatischen Composition Rückerts nicht eine Bewegung, in welcher die einzelnen Scenen nur als Fortschritt der Handlung erscheinen, auch nicht einen eigentlichen dramatischen Mittelpunct, auf den Alles hindrängt, wo sich die gegen einander gespannten Kräfte entladen, genug keine wahrhafte Katastrophe. Die Schwierigkeit eines in mehrere Dramen zerfallenden dramatischen Ganzen liegt freilich darin, das Element epischer Breite zu überwältigen und es in den steten Fluſs einer sich drängenden Handlung zu verwandeln. Wo die Geschichte schon die dramatische Situation vollständig vorgebildet hat, ist sie auch von unserm Dichter ergriffen worden. Dies gilt namentlich vom ersten Theile, dessen natürliche Katastrophe durch die, nach so tragischer Spannung, endlich eintretende Erfüllung der Gewiſsheit einer neuen Welt gegeben ist. Dramatisch viel schwächer sind die beiden andern Theile, weil hier die Geschichte sich nicht zur Energie ähnlich groſser, erschütternder Momente zusammengefaſst hat. Hier war es die Aufgabe des dramatischen Dichters, durch seine Behandlung die epische Breite in dramatische Schärfe zu verwandeln. Wir ermatten daher in den beiden folgenden Dramen, weil wir hier nur die Darstellung eines Gewebes von Kämpfen in der neu entdeckten Welt und der Reibungen, in welchen Columbus zu Grunde geht, ohne groſsartige Leidenschaft und ohne wachsende Spannung vor uns haben. Wir wollen das Gesagte auch im Besondern mit Wenigem nachzuweisen versuchen.

Der erste Act des ersten Drama's enthält die Exposition des Ganzen. Er hat zu seinem Hauptinhalt die Erzählungen des Columbus bis zu seiner Ankunft in Spanien, welche uns den mit seinem Plane sich rastlos abmühenden Mann zeigen und das Reifen des Entschlusses, durch Vermittlung des Prior in Spanien sein Heil zu versuchen. Der zweite Act hebt sehr dramatisch an. Der Eifer und die Siegesgewiſsheit des Columbus sind mit lebhaften Farben und vieler Wahrheit geschildert. Aber diese Bewegung wird durch Talavera's, des Beichtvaters der Königin, lang ausgesponnene Erzählung in *trochäischen Tetrametern* über den Stand des Krieges mit den Mauren unterbrochen, wodurch ein für den dramatischen Zweck offenbar unverhältniſsmäſsiges Stocken der Handlung eintritt. Die Universität Salamanka hat indessen Columbus abgewiesen, und da auch die Königin die Ausführung des Unternehmens hinausgeschoben hat, will Columbus Spanien verlassen. Dazwischen hat aber der Dichter eine Scene eingeschoben, welche uns durchaus keinen innern Zusammenhang mit der Handlung zu haben scheint. Zwei Mönche treten nämlich auf, welche der Königin Isabella die Botschaft auf die Aufforderung des Sultans von Aegypten berichten, welcher das heilige Grab zu zerstören und die dorthin

Digitized by Google

wallfahrenden Pilger zu gewaltigen droht, sobald Isabella den Kampf gegen die Mauren nicht aufgebe. Die Königin aber sendet die Mönche ohne Erhörung heim, indem sie es für wichtiger betrachtet, in ihrem Lande den Feind erst zu bekämpfen, das Schicksal des heiligen Grabes Gott anheimstellend. Den innern Zusammenhang dieser Scene mit dem Ganzen der Handlung vermögen wir nicht zu entdecken. Im Epos wäre dies ganz an seiner Stelle, da es dazu dienen würde, den Weltzustand des christlichen Spaniens zu zeichnen; nicht so im Drama.

Dem Entschlufs des Columbus, Spanien zu verlassen, begegnet der Prior dadurch, dafs er sich selbst erbietet, zur Königin zu gehen, um bei ihr das Werk des Columbus zu fördern.

Der *dritte* Act führt uns vor die Thore von Granada. Der Krieg mit den Mauren naht sich seinem Ende. Der Prior tritt auf. Isabella, durch die Kühnheit ihres Geistes längst schon für Columbus Plan gestimmt, befiehlt denselben herbeizuholen. Gleich darauf bestimmt sie den Gemahl Ferdinand zur Einwilligung. Bei dieser Gelegenheit stofsen wir auf eine durch mehrere Verse durchgehende Spielerei mit den Worten: Sieg und Sieger, welche wir mindestens für sehr frostig halten und in denen wir gleichsam Residua so mancher in die lyrischen Gedichte eingestreuten Spielerein erblicken. Isabella selbst ist übrigens gut gezeichnet, indem sich christliche Demuth, Charakterstärke und Eifer für den Ruhm des Vaterlandes in ihr vereinigen. Der dritte Act ist überhaupt gröfstentheils wohl dramatisch gehalten; namentlich gleich die Scenen, in welchen die Bedingungen für den Helden der neuen Unternehmung stipulirt werden. Die Unterhandlungen laufen Gefahr, an Columbus' Forderung für sich zu scheitern; schon will derselbe sein Heil in Frankreich versuchen, aber Angel beschwört die Königin, Columbus nicht dahin zu entlassen. Man vereinigt sich endlich. Columbus tritt als neu ernannter Admiral zum Prior hin und nimmt von ihm, durch seinen Segen gekräftigt, Abschied.

Der vierte Act spielt auf dem Schiffe. In einem Monologe erzählt uns Columbus die Widerwärtigkeiten, mit welchen er bisher zu kämpfen hatte. Die darauf folgende Scene mit Roldan, der Streit über die bereits zurückgelegte Meilenzahl ist jedenfalls zu weit ausgesponnen. Noch weniger können wir uns, vom dramatischen Standpuncte aus, mit den folgenden lyrischen Ergüssen des Asturiers und des Valencianers, so viel Poetisches sie auch an sich im Einzelnen darbieten, vertragen, denn sie scheinen uns der gefahrvollen Situation, welche eine so lebhafte Spannung des Gemüths erzeugt, durchaus zu widerstreben. Dieses gilt namentlich von der sich *dreimal* wiederholenden poetischen Spielerei:

Asturier. *Vorwärts die Schiffe* —
Valencianer.
rückwärts die Gedanken —
Asturier. *Die Doppelkranken,* —
Valencianer.
see- und heimweh kranken.

worin wir eine mit der verzweiflungsvollen Lage entschieden contrastirende Wendung erblicken. Dagegen finden wir später Columbus selbst den ihn mit Fragen Bedrängenden, namentlich Roldan gegenüber, eben so würdig, als lebendig gehalten. Das lyrische Element, diese eigentliche Heimath unsers Dichters, macht sich nun wieder in der Scene der Matrosen, welche sich über die lange Fahrt untereinander beklagen, auf Kosten des dramatischen geltend. Wir vernehmen in diesen gereimten Gesängen der Matrosen vielmehr einen empfindungsvollen lyrischen Erguſs, als den Ausdruck eines rohen, aufgebrachten und verzweiflungsvollen Schiffsvolks. Die Wechselreden zwischen den Matrosen und Columbus sind lyrische Wechselgesänge, die eher einer Oper, als einem Drama angehören. Indessen lenkt der Dichter von solchem Opfer, welches er seiner poetischen Abkunft unfreiwillig gebracht hat, immer wieder zum Dramatischen ein, wie dies die Scenen mit den Aufrührern beweisen, denen gegenüber Columbus eine ebenso besonnen kluge, als würdige Haltung zeigt. Die Veränderung des Windes wird mit ächt poetischer Weihe begrüfst. Die Rede des Columbus, welche mit den Worten anhebt: „Er schwellt es, seht!" ist eben so schön empfunden als dramatisch. Freilich ist durch die Geschichte hier Alles schon so dramatisch gestaltet, dafs der Dichter die Situation nur in ihrer historischen Wahrheit und Gröfse zu ergreifen braucht, um der poetischen Wirkung gewifs zu sein. Daher scheint uns der Dichter in dem Zuge hinter der Poesie zurückgeblieben zu sein, dafs er nach dem Jubel, mit welchem das so lang ersehnte Land begrüfst worden ist, den Helden auf das *Jahrgeld* Anspruch machen läfst, weil er das Licht zuerst gesehn

Digitized by Google

habe. Wir können nicht umhin, diesen Zug in einem solchen Augenblick etwas *kleinlich* zu finden und vermögen ihn nur aus der Absicht zu erklären, dem Columbus einen Zug von Selbstsucht zu leihen, welcher ihn schuldig erscheinen läfst. Aber diese Absicht tritt theils viel zu merklich hervor, theils scheint diese Art des Egoismus uns doch besonders in diesem Moment gar zu untergeordnet und kleinlich.

Der fünfte Act führt uns nach Guanahani. Gleich der Beginn des Acts wirft uns wieder aus dem dramatischen Elemente heraus. Wir hören nämlich Gesänge von Geistern, welche den Untergang dieser Welt verkündigen. Dies plötzliche Einschreiten des Geisterreichs würde vielmehr der Oper angehören, bei der wir von Hause aus den Anspruch auf Wahrscheinlichkeit aufgeben und daher auch das Phantastische zugeben. Die Verkündigung der fremden Ankömmlinge durch die Boten ist an sich sehr poetisch, obwohl die Form des trochäischen Tetrameters wieder das Vorwalten des Lyrischen bekundet. Darauf erscheint Columbus und nimmt für Spaniens Krone und seinen heiligen Glauben das Land in Besitz. Mit diesen Scenen und der Weise, in der Columbus hier gehalten ist, finden wir uns in voller Uebereinstimmung.

Hiermit ist der erste Theil der Trilogie geschlossen. Der Sieg des Helden ist errungen, die Wirklichkeit hatte das bestätigt, was er, kraft der Divination seines Genie's, als unzweifelhaft geschaut hatte. In diesem ersten Theile ist der Fortgang offenbar noch am meisten dramatisch, weil die ganze geschichtliche Bewegung es ist. Viel weniger ist dies in den beiden folgenden Theilen der Fall; hier geht der Stoff vielmehr in *epische Breite* auseinander, es fehlt ein eigentlich dramatischer Kampf, eine grofsartige Collision. Das Interesse nimmt daher auch in den folgenden beiden Dramen ab, weil ihnen ein eigentlicher Mittelpunct und eine Katastrophe fehlt. Dies giebt auch der ganzen Composition etwas Zerrissenes, die lyrischen und epischen Elemente drängen sich noch viel mehr hervor, als in dem ersten Theile; wir haben viel mehr nur einzelne Gruppen, einzelne aneinandergereihte Gemälde, als eine durch Collisionen und Kampf sich fortbewegende dramatische Handlung vor uns. Für das Gesagte Einiges als Beleg. Die Scene spielt zuerst an der Nordküste von Haiti. Man schickt sich an zur Abfahrt nach Spanien; die Verhältnisse werden für die Zeit der Abwesenheit des Columbus geordnet. Die Erzählung des von den Herrschern mit den höchsten Ehren empfangenen Columbus ist wieder in Trochäen gehalten; die Schilderung der neuen Welt ist an sich höchst poetisch, aber der Bericht der den Königen dargebotenen Gaben zu lang und viel mehr episch als dramatisch. Indessen hat der König dem Fonseka die augenblickliche Ausrüstung der Schiffe geboten zu einer neuen Fahrt. Pinzon, der sich den Ruhm auf Kosten des Columbus durch Verrath gewinnen wollte, wird durch die Königin, wie durch die Stimme des Volkes verurtheilt. Das Erscheinen Ojedo's, wie des Giacomo Colombo, eines Bruders des Admirals, ist durch die Entwicklung gar nicht weiter motivirt, und die Erklärung, dafs *Giacomo* und *Diego* ein und dasselbe sei, welche sich durch zwei Seiten erstreckt, ist ebenso spielend, als überflüssig. Das dramatische Interesse wird durch eine Menge von kleinen und kleinlichen dazwischengeschobenen Episoden sehr geschwächt. Der dritte Act spielt an der Nordküste von Haiti. Das Fort ist zerstört worden. Columbus ahnet, dafs während seiner Abwesenheit Arges geschehen sei. Aber das Erscheinen des Maldonado mit seinen Wortverdrehungen ist ein frostiger und für den Zusammenhang des Ganzen bedeutungsloser Spafs. Durch den Bruder des Kaziken wird Columbus von dem durch die Schuld der Colonie herbeigeführten Kampf zwischen den Spaniern und den Indianern unterrichtet. In diesem dritten Act scheint uns aber der dramatische Fortgang gänzlich zu stocken, denn wir empfangen durch ihn nur eine Schilderung der Natur und der Verhältnisse der neuen Welt; an Handlung gebricht es so gut wie ganz. Der vierte Act spielt im Gebirg von Cibao. Er hebt wieder in trochäischen Tetrametern an, in welchem Mafse sich Caonabo und Anacaona über ihr Verhalten gegen die Eroberer berathen. Anacaona räth zum Nachgeben und zur Unterwerfung, der Gatte aber nennt diesen Rath feig und will gegen die Fremdlinge kämpfen. Dieser Scene folgt der tückische Verrath, welchen Ojedo an dem edeln Caonabo begeht. Die trochäischen Tetrameter reichen bis zum Schlufs dieser Scene. Der Dichter versetzt uns darauf in eine öde Gegend an der Küste. Wir finden Columbus krank und leidend. Der Bruder Bartolomeo's bringt darauf die Nachricht von dem Verfall und der Auflösung der Colonie in Cibao. Bald

Digitized by Google

darauf erscheint Ojeda mit dem durch tückischen Verrath gefangenen Caonabo; und mit ihm treten wieder trochäische Tetrameter ein; ein Wechsel, der uns, wenn wir alle die Stellen überschauen, in denen ihn der Dichter hat eintreteten lassen, vielmehr auf der Willkür zu beruhen, als nach einem Gesetze erfolgt zu sein scheint. Auch mit den bald darauf eintretenden lyrischen Gesängen der Indianer können wir uns nicht vertragen; sie haben mehr Opernartiges, als Dramatisches. Mit der Aussicht auf eine reiche Ausbeute an Gold, welche Miguel Diaz dem Columbus eröffnet, schliefst der vierte Act. Der letzte Act giebt uns die Darstellung des völligen Glückswechsels des Columbus, indem er nebst seinem Bruder durch Bovadilla abgesetzt und in Fesseln geschlagen wird. Der zweite Theil hat also den Sturz des Helden zu seinem Resultate; aber wir sind zu demselben nicht auf dramatischem Wege gelangt. Der Dichter hat uns vielmehr in epischer Anschaulichkeit einen Reichthum einzelner Bilder gegeben, als in wachsender Handlung die Katastrophe werden lassen. Im ersten Theil war das dramatische Element durch die Geschichte selbst schon in viel höherem Maafse geboten; und kein Dichter könnte diese grofse Katastrophe dramatischer gestalten, als sie die Geschichte gebildet hat. Aber in dem zweiten und auch im dritten Theile sehen wir unseren Dichter von der epischen Breite überwältigt, der Reichthum des Stoffes ist von ihm nicht zu einer ineinandergreifenden Handlung verarbeitet worden. Dieser Theil würde daher auch einer Darstellung durchaus widerstreben.

Der dritte Theil unsers historischen Drama's beginnt mit den Klagen und Verwünschungen mehrerer Hidalgos über die Expedition in die neue Welt. Die Könige erscheinen darauf und beruhigen sie. Dieselben vernehmen zugleich durch einen Boten, dafs Columbus in Fesseln geschlagen in Cadix gelandet sei. Nachdem diese Nachricht von ihnen mit tiefem Abscheu vernommen worden ist, erscheint Columbus selbst in Ketten. Die Königin nimmt ihm die Fesseln ab und spricht ihren tiefen Schmerz über eine solche Begegnung aus. Isabella verläfst darauf den schwergebeugten Helden mit schönem Trosteswort, das auch seine versöhnende Kraft auf Columbus ausübt. Der zweite Act versetzt uns nach *Domingo*. Der neue Gouverneur Ojedo erscheint mit Las-Casas. Der Letztere ist hier, um den Wilden das Evangelium zu predigen. Darauf treten Bartolomeo Colombo und Sebastian auf, um für den Entdecker Columbus die Erlaubnifs zu erbitten, in den Hafen einzulaufen, da er in Gefahr steht zu scheitern. Man verweigert ihm dies Gesuch. Der frühere Gouverneur Bovadilla versinkt, Columbus wird gerettet. Der dritte Act versetzt uns nach *Jamaica*. Hier vernehmen wir aus Columbus' Munde die Erzählung seiner mühseligen Fahrt. Seine Lage ist auch jetzt noch eine verzweiflungsvolle. Es bleibt nur der einzige Rettungsweg, nach Hispaniola zu fahren. Nur Sebastian hat den Muth, diese Fahrt zu unternehmen. Der darauf folgende Erguſs des Columbus, der Ausdruck seiner verzweiflungsvollen Stimmung ist in gereimten Versen. Der vierte Act spielt auf dem Wrack. Columbus ist krank und zerrüttet, aber noch geistig stark. Die Aufrührer trennen sich von dem kranken Columbus, während die Indianer durch die von Columbus verkündete und eben eintretende Mondfinsternifs überwältigt ihm als dem Mächtigeren gehorchen. Sie liefern darauf dem Columbus Lebensmittel. Indessen wird ein Schiff angekündigt. Diego von Escobar, von Ojedo gesendet, tritt auf und, anstatt dem Columbus Rettung zu bringen, verhöhnt er denselben, indem er ihm in Ojedo's Namen eine Speckseite übergiebt und gleich darauf ihn verläfst. Indessen hofft Columbus noch auf ein Schiff durch Sebastian. Bartolomeo fordert darauf den Porras auf zum Gehorsam zurückzukehren, und bietet ihm Verzeihung an. Porras weigert sich und wird darauf mit Gewalt fortgeführt. Indessen hat Sebastian zwei Schiffe in Hispaniola genommen, mit welchen er dem Admiral als Retter naht. Doch bringt er zugleich die Nachricht mit von der fast gänzlichen Vernichtung der Wilden durch die Weifsen auf Hispaniola, eine Nachricht, welche Columbus im tiefsten Innern erschüttert. Der fünfte Act versetzt uns nach Cadix. Hier hören wir zunächst, dafs Columbus in Sevilla krank gelandet sei. Gleich darauf sehen wir den Entdecker auf seinem Sterbebette. Die trübe Stimmung des Helden wird noch durch die Nachricht von dem Tode der Königin erhöht, welche er hier empfängt; denn auf ihr ruhte sein einziger Trost.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Christoforo Colombo oder die Entdeckung der Neuen Welt. Geschichtsdrama in drei Theilen. Von Friedrich Rückert.

(Schluſs.)

Darauf erscheint Las-Casas, den Columbus wie einen Segenverheiſsenden begrüſst. Derselbe erzählt wie die Liebe allein ihn zu seinem Amte getrieben, wie aber der Menschen Grausamkeit sein Werk vereitelt habe. Den Columbus selbst aber klagt er an, den Grund des Wehs in der neuen Welt gelegt zu haben. Wir vernehmen darauf aus des Priesters Munde die Erzählung der eben so grausamen, als verrätherischen Niedermetzelung der Indianer durch Ojedo. Columbus fühlt sich tief und schmerzlich bewegt, Las-Casas mahnt ihn jetzt jeden Gedanken an Ehrgeiz aufzugeben, indem er ihm sogar ankündigt, daſs nicht sein Name, sondern der des Amerigo Vespucci, die neuentdeckte Welt schmücken werde. Columbus innerlich durch Las-Casas tröstendes Wort aufgerichtet, scheidet vom Leben mit dem Bewuſstsein, wie unfrei er gewesen! Er entschlummert sanft. Da steigen die Geister der Isabella und Anacaona empor und verklären gewissermaſsen Columbus, indem sie seinen Blick auf die Zukunft richten und das Amerika der kommenden Jahrhunderte verkündigen. So endet die dramatische Trilogie.

Man wird auch nach dem eigentlichen Mittelpunct dieses dritten Theiles vergeblich fragen. Er stellt uns nur die allmälige Auflösung und das Absterben des Columbus dar, der gemeinen Ränken, der Tücke und der ihm verzehrenden Krankheit erliegt. Die dramatische Kraft schwächt sich in den drei geschichtlichen Dramen entschieden ab. Während im ersten Drama Columbus noch der wirkliche, *active* Held ist, erscheint er in den beiden folgenden vielmehr nur als der *passive*, durch die Verhältnisse umhergeworfene und ihnen zuletzt erliegende Mann. Im ersten Drama ist er *dramatisch*, in den beiden andern *episch*. Wir wissen freilich nicht zu sagen, wie sich in den beiden letzten Dramen das dramatische Interesse hätte steigern oder nur in gleicher Stärke erhalten sollen wie im ersten, aber das geht die Kritik nichts an. Wir halten uns an das, was geboten ist, und würden aus der Unmöglichkeit, den Columbus nach der Entdeckung der neuen Welt noch dramatisch wachsen zu lassen, nur die Folgerung ziehn, daſs sich derselbe nicht zu einem durch eine Trilogie fortgehenden Helden eigne. Die beiden letzten Dramen unserer Trilogie haben daher auch einen fast ganz *epischen* Charakter; es sind Begebenheiten, welche zusammengenommen ein Bild der alten und neuen Welt und ihrer Zustände geben, aber wir sehn uns vergeblich nach der Einheit einer *Handlung* um. Daraus folgt auch, daſs die Trilogie keinen dramatischen Abschluſs hat. Columbus stirbt auf dem Siechbette in dem traurigen Bewuſstsein, daſs er unfrei gewesen; die Versöhnung aber tritt nur in der Gestalt eines Traumes auf, indem durch ihn der Blick in die Zukunft gewendet, und nur durch die Aussicht auf die künftige Gestalt der Trost für die Gegenwart gewonnen wird. Das Drama aber fordert die Versöhnung in der Gegenwart durch den Prozeſs der Handlung, nicht die Vertröstung auf eine Zukunft, in welcher der Name des Helden einst zu Ehren kommen werde. In dem Untergange des Helden selbst soll die Versöhnung liegen, indem darin der Sieg einer noch höhern Gewalt hervortritt. Wir vermissen aber auch an Columbus eine eigentliche *Schuld*, eine wirkliche Verletzung einer sittlichen Macht; denn den Ehrgeiz, den er gehegt, mit seiner That auch seinen Namen der Nachwelt rühmlich zu überliefern, wird man doch nimmer mehr als eine Schuld bezeichnen können, eben so wenig, als die von Andern an den unglücklichen Eingebornen vollbrachten Gräuel; wenn

Digitized by Google

er auch durch seine Eroberung die mittelbare Veranlassung dazu geworden ist. Die Schuld des Helden mufs eine durch seine That, sein Pathos direct gesetzte sein. Dies ist es, was wir an unserem Drama vermissen. Ueber die so häufig den dramatischen Fortgang unterbrechende lyrische Form haben wir uns bereits erklärt. Wir haben dem nur noch hinzuzufügen, dafs bei grofsen dichterischen Schönheiten in dem so häufig eintretenden lyrischen Element der trochäischen Tetrameter doch die metrische Form nicht selten vernachläfsigt worden ist. Die Verse sind oft *unharmonisch* gebaut, indem sich in ihnen nicht selten der Widerspruch zwischen dem rhythmischen Abschnitt, (die Diäresis) welcher den Vers in zwei gleiche Hälften theilt, und dem Sinn hervorthut. Rückert theilt nämlich den Tetrameter oft da, wo der Sinn durchaus keine Pause verstattet, ja sogar selbst mitten im Wort wie z. B. in dem Verse:

Wiederholen wo man ein la | teinisches Gebet vorsprach

wodurch natürlich die Schönheit des Verses und seine ganze Wirkung wesentlich beeinträchtigt wird. Auch im Dialog beim Gebrauch des fünffüfsigen Jambus sind uns eine Menge völlig nachläfsig gebauter Verse, die man kaum noch für Verse erkennen kann, aufgestofsen. Schwerlich möchte man in ihnen den grofsen Künstler der Form ahnen, der oft in seinen lyrischen Gedichten bis zur äufsersten Gränze in der Bewältigung selbstgeschaffener Schwierigkeiten vordringt.

Doch wir müssen hier unsere Kritik abbrechen, durch welche wir dem verehrten Dichter einen Beweis unserer Hochachtung zu geben wünschten, indem wir an ein aus so kunstreicher Hand hervorgegangenes geschichtliches Drama den höchsten Maafsstab legten. Den Schritt, welcher mit dieser Behandlung der Geschichte gethan ist, mufs man hoch anschlagen, weil dadurch doch die Grundlage gegeben ist, ein den Geist der Geschichte in seiner Wahrheit abspiegelndes Drama zu gewinnen. Dafs solch eine neue Gestalt in den ersten Stadien ihrer Entwicklung im Ringen begriffen und noch nicht eine volle schöne Befriedigung gewährt, ist natürlich. Aber wir wollen wegen des Zwiespalts zwischen der Aufgabe und ihrer Ausführung, dem wir in dem gegenwärtigen Werke noch begegnet sind, nicht die Aussicht froh zu begrüfsen unterlassen, welche uns durch ein solches Streben, in der Geschichte die eigentliche Fundgrube der dramatischen Poesie zu erkennen, eröffnet worden ist.

H. Th. Rötscher.

LII.

***Das europäische Völkerrecht der Gegenwart von D. August Wilhelm Heffter. Berlin*, 1844. *XVI. u.* 412 S.**

***System des Völkerrechts von Heinrich Bernh. Oppenheim. Frankfurt a. M.*, 1845. *XV. u.* 414 S.**

Es wird jetzt so viel und so oft von der nahen Zukunft eines ganz neuen Völkerrechts gesprochen, dafs es dem ehrlichen Forscher fürwahr Angst und Bang werden möchte, der bei den redlichsten Bemühungen nicht im Stande ist, diesem durchaus neuen Völkerrechte eine nahe oder auch überhaupt eine Zukunft zu versprechen. Wir wenigstens sehen in der historischen Entwicklung — und auf diese ist denn doch allein zu recurriren bei dieser Frage, wenn man anders die historische Zukunft des Völkerrechts mit einiger Wahrscheinlichkeit prophetisch bestimmen will — auch nicht den geringsten Grund, warum plötzlich ein ganz neues Stadium internationalen Lebens eintreten könnte. Allerdings ist in dem internationalen Leben ein Wendepunct eingetreten; aber dies ist schon seit dem Sturze der Napoleonischen Weltmonarchie der Fall, also überhaupt keine Zukunft mehr. Und dann ist diese jetzige internationale Richtung auch keineswegs durchaus neu, sondern knüpft sich unmittelbar an das vorhergehende Stadium an, erscheint als die natürlichste Blüthe der vorhergehenden Entfaltung und es ist darin Altes und Neues so wunderbar verschlungen, dafs kaum zu sagen ist, wo das Eine beginnt und das Andere aufhört. Die internationale Entwicklung ist nicht abgebrochen und etwa über eine jähe Kluft zu einer bis dahin ganz unbekannten Felsspitze hinübergesprungen. Das Rechtsprincip kommt in der Gegenwart des internationalen Lebens unverkennbar immer mehr zur Geltung und es scheint, als ob dies hauptsächlich seit der sogenannten heiligen Allianz datire. Aber auch in der früheren Periode ist das internationale Recht nicht so durchaus mit Füfsen getreten worden als manche Radicale mit ihrer subjecti-

Digitized by Google

von Geschichtsauffassung vordociren. Ferner ist die internationale Politik der Regierungen mehr und mehr volksthümlich geworden und zwar gleichen Schrittes mit der Entfaltung freier nationaler Institute im inneren Staatsleben. Aber auch hier ist nichts völlig Neues zu verspüren. Die frühere auswärtige Staatspraxis negirte ja den nationalen Geist keineswegs; und das wird Niemand läugnen, dafs wenigstens schon seit 150 Jahren (in den verschiedenen Ländern später oder früher, zuerst in England) die Willkürlichkeit der Fürstenherrschaft einem freien nationalen Staatswesen gewichen ist. Und konnte sich etwa das internationale Leben gegen diese mächtigen Einflüsse des inneren Staatslebens verschliefsen? Davor möge uns Gott freilich noch recht lange bewahren, dafs die jetzige monarchische Verfassung der internationalen Gemeinexistenz in ein demokratisches Wesen umgewandelt werde! Wenn diese Umwandlung etwa das durchaus Neue im Völkerrecht der nächsten Zukunft sein soll, und es hat bei manchen Scribenten wirklich den Anschein, als ob sie so verstanden sein wollten — so halten wir diese Ansicht für eine rein subjective, chimärische. Es scheint in dem geschichtlichen Leben der Vergangenheit und Gegenwart auch nicht die geringste Spur zu liegen, dafs das monarchische Völkerleben sich bald, ja überhaupt je in jenes zweideutige Wechselbalg des internationalen Wesens verwandeln sollte. Vielmehr läuft die christlich-politische Entwicklung darauf hinaus, die Persönlichkeit der Herrschaft im Monarchenthume mehr und mehr zu verbreiten, allerdings auch zu veredlen, zu verklären, indem organische Staatsinstitutionen die Persönlichkeit des Herrschers mit dem nationalen Bewufstsein zu erfüllen suchen.

Eben so wenig glauben wir, ist im Gebiete der Wissenschaft des Völkerrechts Aussicht auf so etwas völlig Neues vorhanden, wie es von gewisser Seite her angedeutet wird; obgleich fürwahr hier noch sehr viel zu thun ist. Die rationalistische und die positive Auffassung sind in der Völkerrechtswissenschaft sogleich anfänglich, also über zwei Jahrhunderte Hand in Hand gegangen, meist aber sich feindlich gegenüberstehend, bis zuletzt wieder Klüber auf sehr unglückliche Weise Beides zu vereinigen suchte. Die Subjectivitätsphilosophie (Klüber citirt im Jahre 1821, wo er sein Völkerrecht herausgab, noch immer als seine Hauptphilosophen den alten Höpfner, Hufeland u. s. w.) kann sich nun einmal mit dem positiven Stoffe nicht versöhnen, so dafs das Martens'sche Werk trotz seiner Nüchternheit, immer eine gröfsere praktische Bedeutung hat als das Klüber'sche. Seit Klüber ist nun nichts Erhebliches für das *System* des Völkerrechts gethan. Die beiden vorliegenden das ganze System des Völkerrechts umfassenden Werke versuchen, wie es uns scheint, eine Vermittlung, ohne aber darin etwas Vollkommenes zu leisten, indem mehr eine ungewisse Verschmelzung des Positiven und Philosophischen gegeben wird als eine aus einer wissenschaftlich klaren Sichtung und Scheidung, zugleich freilich auch bewufsten Durchdringung beider Gebiete hervorgegangene Darstellung entweder des positiven oder des philosophischen Völkerrechtes. Leider ist es bei beiden Werken zweifelhaft, ob in ihnen ein positives oder philosophisches Völkerrecht gegeben sei. Allerdings ist es nun gerade bei dem Völkerrechte schwierig, hierin die rechte Grenzlinie zu finden; denn es verhält sich mit ihm etwas anders als mit allen übrigen Rechtszweigen. Wenn sich nämlich dem blofsen Begriffe nach Philosophie und positives System des Völkerrechts sehr wohl unterscheiden lassen; wenn also das positive System die Idee des Völkerrechts in ihren mannigfachen Gliederungen aufzufassen und darzustellen hat, wie sie im praktischen Leben der Völker untereinander zur Erscheinung und *Geltung* gekommen sind, und nicht weniger die wissenschaftlichen Consequenzen aus diesen positiven Erscheinungen zu ziehen, zugleich aber auch alle zeitalterlichen und nationalen Irregularitäten, Zufälligkeiten in der Rechtsübung mitdarzustellen hat; wenn dann die Philosophie des Völkerrechts diese Idee nach ihren mannigfachen Gliederungen in möglichster Reinheit und Allgemeinheit, soweit dies nach der jetzigen Höhe der Intelligenz (der Philosophie) möglich ist, zu entwickeln und darzustellen und in ihrer Verknüpfung mit den übrigen grofsen und höchsten, das Menschenleben erfüllenden und beherrschenden Ideen nachzuweisen hat: so fällt doch bei der Eigenthümlichkeit des völkerrechtlichen Stoffes in der Ausführung die Arbeit des positiven Systems und der Philosophie des Völkerrechts mehr zusammen. Denn einmal ist der positive Stoff des Völkerrechts nicht so bestimmt und fest wie in den übrigen Rechtszweigen; es fehlt an einer bestimmten gesetzgebenden Gewalt, wie auch selbst an einer allgemeinen recht

Digitized by Google

sichtbaren Gewohnheit als Quelle; es ist hier fast aller Stoff erst durch wissenschaftliche Thätigkeit zu gewinnen, entweder aus partikulärer Satzung (Staatsverträge) zu entnehmen oder aus der unbestimmten Thätigkeit der Völker in der allgemeinen Geschichte zu entwickeln und zu allgemeinen Sätzen zu erheben; unmittelbar positive Normen lassen sich nur wenige aufstellen, vielmehr ist das Meiste erst durch wissenschaftliche Deductionen, durch Schlüsse, Analogien, Consequenzen zu gewinnen, so dafs der positive Stoff auch für den positiven Systematiker bei weitem mehr als das Untergeordnete erscheint, als dies in den übrigen Rechtsdisciplinen der Fall ist. Daraus scheint aber zu folgen (man erlasse uns hier die weitere Ausführung), dafs hier die positiv-systematische und die rein philosophische Thätigkeit mehr ineinander übergehen. Dann aber ist auf diesen höchsten Gebieten des socialen Lebens, auf welchen sich das Völkerrecht bewegt, — was man auch dagegen sagen mag — das Recht und die Rechtsübung viel reiner und ungetrübter erhalten und der höchsten Intelligenz des Zeitalters viel gemäfser und wahrhaft entsprechender als in irgend einem anderen Rechtsgebiete, so dafs also die praktische Uebung und das von der Höhe der zeitalterlichen Intelligenz an das Völkerrecht gestellte ideale Postulat der Philosophie nicht soweit auseinander liegen als in anderen Gebieten und demnach die positive Thätigkeit des Systematikers und die ideale des Philosophen einander viel näher stehen. — Indessen wie dem auch sein mag, nichtsdestoweniger sind beide Sphären wissenschaftlicher Thätigkeit auseinanderzuhalten und die Partikularitäten, Zufälligkeiten, Befangenheiten wie sie noch in der Praxis des zeitalterlichen internationalen Verkehres vorhanden sind, finden im positiven Systeme des Völkerrechts eine so wichtige Stelle, dafs es schon dadurch sich genügend von der Philosophie unterscheidet, freilich auch durch Zweck, Ziel u. s. w. Aber es ist denn doch eben wegen jener Schwierigkeit den internationalen Autoren von Grotius bis jetzt passiret, dafs sie beide Sphären stillschweigend ineinander übergehen liefsen bis auf die wenigen starren Positivisten (besonders Moser), die nichts als Verträge und das allerbestimmteste und sichtbarste Herkommen als Völkerrechtsquelle anerkannt wissen wollten und darauf ein durchaus unvollkommenes und unvollständiges System bauten. Wie sich nun speciell Heffter's und Oppenheim's Behandlungsweise hierin charakterisirt, wird besser erst weiter unten auseinander zu setzen sein.

Es läfst sich wohl behaupten, dafs die einzelnen Materien des Völkerrechts jetzt so vollständig vorliegen und in den Details so ausführlich erörtert sind, dafs man nun endlich an eine wahre Systematik, an eine organische Gliederung des Stoffes in allen seinen Theilen zu einem geschlossenen Systeme denken könne. Bis jetzt ist leider dafür sehr wenig gethan. Nirgends ist ein geschlossenes System des Völkerrechts zu finden. Zwar systematisirte besonders Martens (siehe Vorrede zur ersten franz. Auflage) mit vollem Bewufstsein, aber ziemlich willkürlich; eben so hat Klüber hierin nur Unbedeutendes geleistet. Auch die beiden neusten Werke haben zwar wiederum jedes einen neuen Weg des Systematisirens eingeschlagen; aber wir finden auch hier noch kein System, welches alle Gliederungen zu einer Totalität verarbeitete. Und gerade Oppenheim, der sein Werk mit der Prätension eines „Systems des Völkerrechts" in die Welt sendet und darauf in der Vorrede noch ganz besonders aufmerksam macht, scheint uns hierin am Unglücklichsten zu sein. Er theilt unter Vorausschickung eines, in Andeutung der obersten Principien guten, aber in der Ausführung sehr mangelhaften, sogenannten allgemeinen Theiles ab: 1) *absolute Rechte* der Staaten (Souverainetät; Staatseigenthum; Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Gleichheit der Staaten); 2) *bedingte Rechtsverhältnisse* der Staaten oder die Beziehungen der Staaten zu einander in Krieg und Frieden (Verträge; diplomatische Agenten; Kriegsrecht); 3) über Collision der Staatsgesetzgebungen oder das internationale Privatrecht. Wenigstens ist es uns nicht recht ersichtlich, worin hier ein aus der innersten Eigenthümlichkeit internationaler Verhältnisse hervorgehender systematischer Zusammenhang liege, wenn auch ein gewisses Streben von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten emporzusteigen unverkennbar ist. Aber auch Heffter scheint uns hierin ungenügend.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Das europäische Völkerrecht der Gegenwart von D. August Wilhelm Heffter.
System des Völkerrechts von Heinrich Bernhard Oppenheim.

(Fortsetzung.)

Nach einer Einleitung wird im ersten Buche das Völkerrecht im Zustande des Friedens abgehandelt: 1) Subjecte des Völkerrechts und ihre Grundverhältnisse. Als ob diese nicht auch im Zustande des Krieges gälten und also vor aller Unterabtheilung in Kriegs- und Friedensrecht abzuhandeln wären? 2) Recht der Sachen; 3) Recht der Verbindlichkeiten. Von beiden gilt dasselbe wie vorher. Das zweite Buch handelt vom Völkerrechte im Zustande des Unfriedens und zwar in einer guten Systematik. Das dritte Buch: die Formen des völkerrechtlichen Verkehrs oder „die Staatenpraxis in auswärtigen Angelegenheiten" (dieser Zusatz sagt doch zu viel, denn er umfafst am Ende das ganze Völkerrecht), sowohl im Kriege als im Frieden. So gut wie hier etwas Allgemeines, dem Kriegs- und Friedenszustande gemeinsam Angehörendes aufgefunden ist, so mufsten auch die Subjecte, Objecte u. s. w. als die gemeinsamen Fundamente des Kriegs- und Friedensrechts vorausgeschickt werden.

Diese mangelhafte Systematik rührt aber durchaus von der Mangelhaftigkeit des internationalen Principes her, welches, wie weiter unten nachgewiesen werden soll, im Heffter'schen Werke falsch aufgefafst oder doch wenigstens sehr unbestimmt gefafst wird, und in O.'s Systeme zwar an manchen Stellen so ziemlich richtig angedeutet, aber gar nicht benutzt und verarbeitet ist. Die internationale Gemeinexistenz scheint uns aber das eigentliche Princip des Völkerrechts zu sein, mag man dieselbe als Staatensystem oder als civitas maxima, als Menschheit, als Totalität der Staaten u. s. w. bezeichnen. Dies ist das objective Princip und somit das wesentliche und ursprüngliche, welches seine Macht und Herrschaft dadurch bekundet, dafs alle Staaten und zu allen Zeiten, wenn auch auf unvollkommene Weise, ihm nachkommen. Dazu tritt allerdings noch ein zweites, nämlich subjectives Princip, welches aber nur dazu dient, das erste genauer zu bestimmen, nämlich die Souverainetät der einzelnen Staaten als das Mafs für die Intensivität jener internationalen Gemeinschaft. Beide zusammen constituiren nicht blofs den internationalen Verkehr, sondern bestimmen ihn auch in seinen Grenzen, in seinem Mafse, in seinen Rechten und Verpflichtungen für alle Verhältnisse. So lange man einseitig die Souverainetät als das erste und wesentlichste Princip festhält, so mufs man das ganze internationale Leben nur als eine Ausnahme, als eine Beschränkung, als eine Trübung, als ein möglichst strict zu erklärendes privilegium odiosum der Staatsfreiheit betrachten, ähnlich wie diejenigen, welche die individuelle Freiheit, nicht das Gemeinwesen als erstes Staatsrechtsprincip annehmen, den Staat als eine Beschränkung der Freiheit, als eine Zwangsanstalt (im Extrem Fichte) ansehen. Hingegen derjenige, welcher die internationale Gemeinexistenz als das erste Princip des Völkerrechts betrachtet, auf welches Alles hinausläuft, erkennt im Völkerrechtsleben eine organische, eine sittlich nothwendige Gemeinschaft an, die aber allerdings auf der Basis der Souverainetät der einzelnen Staaten in ähnlicher Weise auferbaut sein mufs, wie die staatliche Gemeinexistenz, der Staatsorganismus auf dem Fundamente individueller Freiheit zu ruhen hat. Demnach gliedert sich der internationale Stoff in einem wissenschaftlichen Systeme etwa so: 1) Von den internationalen Subjecten (Staaten und deren internationale Repräsentanten, nämlich die Souveraine; auch Staatenbünde u. s. w.); von den Objecten (Land, See, Flufs, Eigenthum, Schiffe u. s. w.); von den Mitteln

Digitized by Google

der Constituirung internationaler Verhältnisse (mündliche und schriftliche Erklärungen, Noten, besonders Verträge, andere mehr zufällige Gründe wie erlaubte und unerlaubte Handlungen und Thatsachen, Gesandtschaften, Consulate); II) Rechte der Staaten vermöge der Souverainetät; III) Rechte und Verhältnisse der Staaten vermöge der internationalen Gemeinexistenz; IV) Mittel zur Schlichtung von Völkerstreitigkeiten (Compromisse, Retorsion, Repressalien, Krieg), also hierdurch Kriegsrecht, endlich die Geschichte als Weltgericht. — An die Spitze des Ganzen würde dann eben die Begründung der oben angedeuteten Principien zu stellen sein und diese Begründung läfst sich vor Allem durch eine historische Entwicklung der völkerrechtlichen Idee finden, läfst sich aber auch speculativ aus der Natur des Staats und der Menschheit deduciren.

Wenden wir uns jetzt speciell zu dem Heffter'schen Werke und betrachten hier zuerst die „Einleitung" (§ 1—11), um die hier ausgesprochenen obersten Grundsätze des Verf.'s näher zu beleuchten. Die Läugner des Völkerrechts fertigt der Verf. p. 3 nur in einer ganz kurzen Note ab; aufser den englischen Gegnern dieser Wissenschaft waren auch manche Deutsche zu nennen (Puchta, Wippermann). Es vindicirt aber der Vf. nach p. V dem Völkerrechte „die allgemeinen Menschenrechte, deren Anwendung kein Volk verweigern „kann, die Rechte nämlich, welche jeder Einzelne, „auch der aufser dem Staate Lebende, dennoch in „der menschlichen Gesellschaft fordern darf." Dies wird § 1. § 12—15. und § 82. ausgeführt, so dafs für das H.'sche Völkerrecht zwei Hauptabtheilungen entstehen: 1) die allgemeinen Menschenrechte und Privatverhältnisse der Einzelnen, welche die Staaten auch den zu ihnen nicht gehörigen Individuen anerkennen, 2) die Verhältnisse der Staaten untereinander selbst in ihrem gegenseitigen Verkehre. Diese dem römischen Begriffe von jus gentium sich nähernde, übrigens auch in der neueren Zeit schon versuchte Ausdehnung scheint uns gänzlich unangemessen. Das Völkerrecht steht auf eigenen Füfsen und jene allgemeinen Menschenrechte gehören dem philosophischen Privatrechte an. Allerdings wird der Staat nicht weniger in seinen auswärtigen (internationalen) Beziehungen als in seinem inneren Leben die individuelle Freiheit zu respectiren haben, so dafs für alles Staatsleben die individuelle Freiheit ein Fundament bleibt, aber nur nicht das eigentliche und nächste. Das Völkerrecht hat es mit den Staaten als solchen zu thun; Individuen sind für dasselbe nur insofern von Interesse als sie eben Bürger eines Staates sind, so dafs ein Isolirter (Nichtbürger) durch die Berührung mit dem Staate zum wenn auch nur unvollkommenen Bürger desselben wird; wenigstens läfst sich sein ganzes Verhältnifs nur nach dem Rechte des bestimmten Staates normiren. — P. VI findet H. den „tieferen Grund alles Völkerrechts in dem vernünftigen d. h. auf der Nothwendigkeit des Gedankens beruhenden Willen der Menschen, sobald er in ein gemeinsames Bewufstsein tritt, welches sich nicht blofs in dem Einzelnstaate als Satzung geltend zu machen sucht, und das Gesetz zu seinem Diener auffordert, sondern auch unter Nationen, die mit einander in Verkehr, in ein gesellschaftliches Verhältnifs treten, auf gleiche Weise als Bedingung davon (!) erhebt." Dies wird in 2. 6. 7. weiter entwickelt. Aber gerade mit dieser Grundlage scheint uns für das Völkerrecht und sein eigenthümliches Wesen wenig gewonnen zu sein. Abgesehen davon, dafs — falls man den Willen als eigentliche Grundlage des Rechts überhaupt gelten läfst — in dem Willen eben nur die gemeinsame Basis alles Rechts, also für das Völkerrecht und seine specifischen Verhältnisse kein eigenthümlicher Regulator gewonnen ist, so scheint uns diese Annahme auch zum wenigsten eine Hinneigung zur rein subjectiven Ansicht vom Rechte in sich zu tragen, wenn nicht ganz subjectiv zu sein. Der allgemeine Wille im Sinne Hegel's ist allzu leicht in Gefahr in die volonté de tous Rousseau's umzuschlagen, besonders wenn man diesen Willen näher als „Anerkennung, als „Einverständnifs" formulirt, wie Heffter dies thut. Doch wie dem auch sein mag, wenigstens für das Völkerrecht scheint uns aus diesem Principe eine fruchtbare Anwendung nicht zu folgen. Wir haben deshalb jenes oben angedeutete objective Princip als das oberste des Völkerrechts aufgestellt, zugleich aber auch ein subjectives Mafs desselben aufgefunden. Die Fürsten und Völker leben der internationalen Gemeinexistenz nicht nach, weil sie wollen, sondern weil sie ihrer innersten Natur nach, ihrem angeborenen Berufe zufolge müssen, weil die politische (geistige) Natur der Menschheit sie dahin führt. Der Wille ist das Nachfolgende, Secundäre und ist er für das Völkerrecht zu setzen in die Souverainetät. —

Digitized by Google

Wenn H. p. 3 als das „Organ und den Regulator des Völkerrechts die öffentliche Meinung" bezeichnet, so scheint das vag. Wahr ist es dagegen, dafs „die Geschichte das letzte Gericht" für das internationale Leben bildet und dafs „die Sanction des Völkerrechts die Weltordnung" ist (p. 3). Nur hätte gerade diese letztere Ansicht, sollten wir meinen, zu einer mehr objectiven Grundlage für das Recht und in specie für das Völkerrecht den Verf. führen sollen, als zum allgemeinen Willen der Menschen. — „Nach der Bildungsstufe der Völker hat dieses (Völker-) Recht eine bald engere bald weitere Umfassung." Auf diese Weise fafst H. die historische Entwicklung des Völkerrechts sehr gut auf und es ist überhaupt ein sehr grofser Vorzug seines Werkes, dafs überall diese historische Entwicklung der internationalen Institute nachzuweisen und dadurch das innerste Wesen derselben zu bestimmen gesucht wird. — Das was § 3. über „die zufällige Garantie des Völkerrechts: das Gleichgewicht der Staaten," gesagt ist, scheint uns denn doch ziemlich ungenügend, selbst unklar, cf. auch p. 11. Wir glauben, dafs dieses Gleichgewicht nur da eine gewisse Stütze als letzter Nothanker, als Lückenbüfser geben könne und müsse, wo eben die Rechtsidee noch nicht wahrhaft zur Erscheinung und Geltung gekommen sei, dafs es aber da, wo nun das Recht im Völkerleben wahrhaft zur Uebung und Achtung gelangt sei, mehr und mehr die Bedeutung verlieren und in der Gegenwart vor dem Richterstuhle der Völkerrechtswissenschaft zu Schanden werden müsse, wenn auch vielleicht die jetzige politische Kunst der Praxis sich noch jenes Vorwandes bedient, sich aber eben dadurch vom Rechte entfernt. — Auch die Natur des Krieges ist § 4. und später nur geistreich angedeutet, nicht wahrhaft wissenschaftlich begründet und ebendaselbst ist das Verhältnifs des Völkerrechts zur äufseren Politik nicht tief genug gefafst. Heffter nennt den Krieg (etwa nach Hegel) eine Sühne, eine Emporhebung aus dem Versinken; er sei eine Nothwendigkeit für Völker in einem Zustande der Sündhaftigkeit u. s. w. Das sind religiöse oder moralische oder speculirend politische Betrachtungen. Der Rechtspunct ist nicht beachtet. Danach ist der Krieg aufzufassen als das letzte Rechtsmittel zur Entscheidung von Völkerstreitigkeiten. Die äufsere Politik ist die unmittelbare Anwendung der durch die Wissenschaft der Geschichte und des positiven Systems des Völkerrechtes gewonnenen Resultate und der nach der philosophischen Intelligenz des Zeitalters an das internationale Leben gestellten idealen Postulate im praktischen Leben nach Maafsgabe der gegebenen (unvollkommenen, unregelmäfsigen, localen, particularen, persönlichen, nationalen) Verhältnisse, die wiederum erst durch unmittelbar praktische Anschauung des positiven Lebens zu erkennen sind. Freilich sind die Ansichten über Politik im Allgemeinen noch sehr im Unklaren und es ist weder dem vulgären noch dem wissenschaftlichen Bewufstsein recht möglich gewesen, sich endlich abzugewöhnen, in der Politik den Tummelplatz der Intrigue, Uebervortheilung, Hinterlist, Heuchelei zu sehen. H. sucht sich wohl darüber zu erheben, scheint uns aber doch den eigentlich wissenschaftlichen Stützpunct nicht gefunden zu haben.

Die § 5. versuchte „geschichtliche Genesis und Fortentwicklung des Völkerrechts", also, etwa historische Entwicklung der internationalen Idee, ist als etwas Neues willkommen zu heifsen, aber denn doch weit davon entfernt, die principielle Entwickelung der völkerrechtlichen Idee wahrhaft zu verfolgen. Erstlich ist die vorchristliche Zeit allzuwenig gewürdigt und namentlich der, in den fortwährenden Versuchen zur Gründung von Universalmonarchien (assyrische, babylonische, persische, macedonische, römische mit ihren specifischen Eigenthümlichkeiten) sich manifestirende Drang nach internationaler Gemeinexistenz nicht bemerkt. Dann wird zwar dem Christenthum richtig die principielle Gründung des Völker*rechts* vindicirt, aber ohne wahre wissenschaftliche Begründung. Namentlich wird dann ferner das Mittelalter (wo wir die Völkerwanderungen, die fränkische Universalmonarchie, das römisch-deutsche Kaiserthum mit und neben dem Papstthume hauptsächlich berücksichtigt wünschen) schlecht gewürdigt und nun vollends das reformatorische Zeitalter mit seiner das Völker*recht* wahrhaft stabilirenden Macht und Bedeutung durchaus verkannt. Denn die Sache ist hier fürwahr nicht so aufzufassen, dafs „selbst die Glaubensspaltung des 18. Jahrhunderts das neugeschlungene Band nicht wieder auflösen konnte" (p. 7 in f.), sondern vielmehr gerade durch die Reformation und ihre politischen Folgen wurde erst ein freies, auf der Basis der souverainen Stellung der einzelnen Staaten ruhendes Völker-

Digitized by Google

*rechts*leben möglich. Eben so wenig ist der Verfasser in die Tiefen der nachreformatorischen Entwickelung der Völkerrechtsidee eingedrungen. Uns scheint in dieser letzten Periode das Völkerrecht trotz des anfänglichen Strebens des Hauses Oestreich nach Universalherrschaft, worin ihm im 17. Jahrhundert Frankreich folgte, die Rechtsidee immer mehr sich in den Staatenverkehr einzuleben. Es kommt zur mechanischen Gleichgewichtslehre, der dunkel die Rechtsidee zum Grunde liegt. Denn indem dieses als ungenügend in sich zusammenfällt, zur Universalherrschaft aber keine staatliche Sondermacht mehr fähig sich fühlt, artet das Völkerrecht zuletzt aus in das système copartageant (Versuch zur Theilung Oestreichs — pragmatische Sanction —, Versuch zur Theilung Preufsens im siebenjährigen Kriege, wirkliche Theilung Polens) und erlangt erst durch das versöhnende und läuternde Unglück des Napoleonischen Universalstaates so viel Kraft und Macht, um zu einem neuen, frischen Rechtsleben emporzusteigen, das ungleich mehr als in allen früheren Epochen eine auf der Basis der Souverainität der einzelnen Staaten ruhende Völkerrechtsgemeinschaft anzuerkennen hat. Die heilige Allianz ist ein *persönlicher* Bund der Fürsten. Es hat den Anschein, als ob diese persönliche Verbrüderung mehr und mehr in das allgemeine Bewufstsein der Völker treten und zu einer wahrhaft politischen Ueberzeugung aller christlichen Fürsten und Völker erweitert und durch organische Staatsinstitutionen im Innern der Staaten auch für die Dauer über die zufällige Gesinnung der einzelnen Fürsten hinaus befestigt werde. Darin scheint denn das Epochemachende des jetzigen internationalen Stadiums zu liegen. Das was H. nach Mafsgabe seiner Entwicklung als Resultat für die Gegenwart herausbringt, ist aber nicht befriedigend. Uebrigens ist der Versuch einer solchen Entwickelung dem Verfasser sehr zu danken; er wird gewifs sehr anregend sein. Am fruchtbarsten wird eine solche Entwicklung besonders dann sein, wenn sie an die Spitze des ganzen Systems gestellt und aus ihr die Grundlagen und Gliederungen des Systems nachgewiesen worden, was in H.'s Werke freilich nicht geschieht.

„Das Gültigkeitsgebiet des Europäischen Völkerrechtes" wird § 6. auf die christlichen Staaten richtig beschränkt, indessen sind die Deductionen dazu nicht sehr gelungen zu nennen. Eine Deduction der Art kann doch wohl einzig aus der eigenthümlichen politischen Natur des christlichen Staates gewonnen werden. Die Raisonnements des Verfassers sind hier sehr unbestimmt, so dafs zwar die Principien angedeutet sind und dem aufmerksamen Forscher zwischen den Zeilen des Textes gleichsam hervorquellen, aber es ist keine wissenschaftliche Verarbeitung und Darstellung derselben gegeben. Auch war hier jedenfalls auf die amerikanischen Staaten besondere Rücksicht zu nehmen. Der Verfasser schliefst letztere zwar nicht aus, wie dies aus dem § 5. hervorgeht, aber *sie* waren doch hier besonders zu nennen. Das internationale Vernehmen christlicher Staaten mit nichtchristlichen ist aber auf dem Standpuncte der Wissenschaft nicht nach einer höchst unbestimmt abzumessenden „Reciprorität" zu normiren, wenn dies auch in der Praxis oft und leicht genug mit einem gewissen richtigen Tacte geschehen mag; sondern es ist tiefer auf die annäherungsweise mehr oder weniger dem *christ*lichen Staatswesen entsprechende Natur der nichtchristlichen Staaten zu sehen, die selbst schon durch die grofse Nähe, durch vielseitige Begrenzung, durch besondere Verkehrsbedürftigkeit mit christlichen Staaten selbst wider Willen eine gewisse Färbung des christlichen Staatscharakters annehmen. Es wird darum schon die Möglichkeit eines internationalen Lebens mit unchristlichen Staaten vorhanden sein, wenn in ihnen nur eine gewisse politische Ordnung und Mäfsigung als die ersten und unvollkommensten Kennzeichen eines christlichen Staatswesens vorhanden ist, und sie namentlich nicht, wie sie dies freilich ihrem innersten Principe nach thun müfsten, geradezu negativ oder doch passiv sich gegen die übrigen, unabhängigen, insbesondere christlichen Staaten verhalten. Uebrigens kann ein internationales Leben zwischen christlichen und nichtchristlichen Staaten niemals auf der reinen Rechtsbasis ruhen; das Recht verlangt Gegenseitigkeit. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Das europäische Völkerrecht der Gegenwart von D. August Wilhelm Heffter.
System des Völkerrechts von Heinrich Bernhard Oppenheim.

(Fortsetzung.)

Endlich scheint uns „das internationale Verhalten gegen neu entstehende oder entstandene Staaten" nicht sowohl eine Frage des positiven Völkerrechts zu sein, denn dieses hat es eben nur mit dem *Bestande* der wirklichen Staaten zu thun, sondern eine Frage der internationalen (äufsern) Politik, die allerdings auf der Basis des Rechtes stehen soll, aber für's Erste doch nur in Bezug auf die schon vorhandenen Staaten sich rechtlich geriren kann und in ihrem Verhalten gegen den neuen Staat nicht dessen vermeintliches Recht (denn davon ist noch gar nicht die Rede; es soll ja erst durch die Entwicklung zum Rechte dieses neuen Staates kommen), sondern vielmehr darauf zu achten hat, dafs durch die Gebung der völkerrechtlichen Anerkennung nicht den übrigen, schon existirenden Staaten Unrecht geschehe, zugleich auch zu untersuchen, ob nicht der neu sich bildende Staat nach irgend einem höheren, sittlichen, moralischen, menschlichen Gesichtspuncte einen gewissen Anspruch auf das Recht souverainer Existenz habe u. s. w. Positiv aus dem Gesichtspuncte des Rechts lassen sich derartige geschichtliche Entwickelungsfragen nicht entscheiden, weder im privat-, noch im staats-, noch im völkerrechtlichen Gebiete. Die Politik hat hier, erleuchtet durch die Erkenntnifs der weltbistorischen Entwickelung, erfüllt von Religiosität und Sittlichkeit und allerdings getragen von den Grundsätzen des positiven Rechts wie von der Postulaten der philosophischen Rechtsforschung, den entscheidenden, das neue Recht setzenden Schritt zu thun und so das geschichtliche Recht des neuen Staates bereiten zu helfen. — Auch Oppenheim kann sich hier nicht orientiren p. 142—114.

Auch dem, was der Verfasser § 7. über die „Natur der Völkergesetze" sagt, fehlt die principielle Begründung und Darlegung. Das was er sub I. ein „mit innerer Nothwendigkeit anzuerkennendes, also (!) anerkanntes gegenseitiges Recht der Staaten" nennt und näher als das „ungeschriebene, von selbst verstandene Recht" unter Völkern bezeichnet, ist doch wohl das aus der innersten Rechtsgesinnung und Ueberzeugung der Fürsten und Völker hervorgegangene Recht, was mit dem Wesen der internationalen Gemeinexistenz selbst gegeben ist, ohne dafs es dazu der besonderen Willenserklärungen erst bedürfte. Aber dies ein „hypothetisches Naturrecht" der Staaten zu nennen, scheint völlig unangemessen, wie denn überhaupt diese ganze Abtheilung des Naturrechts in absolutes, hypothetisches etc. gänzlich unfruchtbar für den jetzigen Standpunct der Rechtsauffassung ist. Dem gegenüber nimmt sich unter II. ein durch deutliche Willenserklärungen sanctionirtes Recht, welches wieder auf dreifache Weise sich beurkunde, recht sonderbar als zweite Quelle aus. Also hätten wir denn hier für das positive Völkerrecht immer wieder das Naturrecht, wenn auch nur als hypothetisches, als Quelle! Deutlicher hat sich der Vf. leider nicht ausgesprochen. Eine klare Auffassung des Unterschieds von äufseren und inneren Rechtsquellen scheint uns hier das einzig Richtige.

Sehr richtig betrachtet demnach H. die Völkerverträge § 8. als *äufsere* Erkenntnifsquellen des Völkerrechts. Aber der Versuch einer allgemeinen Charakteristik derselben nach den verschiedenen Zeitaltern ist eben so mifslungen zu nennen, namentlich eben so wenig tief und aus der wahren Erkenntnifs von der Entwicklung der internationalen Idee im geschichtlichen Leben der Völker hervorgegangen als das, was

Digitized by Google

§ 5. über die geschichtliche Genesis und Fortentwickelung des Völkerrechtes gesagt ist. Auch wären wohl § 5. und 8. zu verschmelzen gewesen. Die Darstellung des Verfassers ist hier überall sehr geistreich und in gewisser Weise an das wahre Wesen der Sache anstreifend, aber erhebt sich nicht über den einseitigen Standpunct der (subjectiven) Reflexion, ohne aus dem innersten Wesen der Verhältnisse die Entwickelung vor sich gehn zu lassen. Indessen ist der Verfasser in diesen Beiträgen wieder durchaus neu, eben so wie in dem p. 375 gegebenen Versuche, „den historischen Gang der diplomatischen Kunst" darzulegen; aber es treten auch hier dieselben Mängel entgegen; es fehlt an Tiefe der geschichtlichen Auffassung. Es würde zu weit führen, speciell die Ansichten des Verfassers zu verfolgen. — Dasselbe Urtheil müssen wir über § 9. fällen, wo die „Theorien und die Literatur des Völkerrechtes" auseinandergesetzt werden, indessen gestattet der Raum nicht, die Entwicklung genauer zu verfolgen. Heffters Ausspruch über G. F. v. Mertens, „der die gegenseitigen Rechte der Nationen wesentlich (?) auf Verträge und die daselbst angenommenen Grundsätze baute", ist aber geradezu falsch, denn Martens erkannte als die hauptsächlichste Quelle auch das „Gewohnheitsrecht, das auf Herkommen und Gewohnheit beruhet", an — cf. Merten's Einleitung in d. europ. V.-R. § 2. und bes. 3.; auch droit des gens (2) § 7. u. préface p. 1. Auch scheint uns Martens nicht so reiner Positivist. Dann aber ist es wirklich auffallend, dafs Klüber's Wirksamkeit für die Völkerrechtswissenschaft hier nicht besonders hervorgehoben wird, obgleich doch H. nach p. V der Vorrede auf die Bedeutsamkeit Klüber's hinzudeuten scheint; hier im Paragraph wird Klüber nur so beiläufig untermengt mit Schmalz, Pölitz u. s. w. genannt.

Den völkerrechtlichen Besitz bezeichnet H. als einen „thatsächlichen, wenigstens provisorischen Regulator der Staatenverhältnisse" und handelt davon § 10. Aber abgesehen von der merkwürdigen Stellung dieser Lehre inmitten zwischen die Literatur des Völkerrechts (§ 9.) und die Quellen der Specialrechte einzelner Staaten (§ 11.), scheint uns hier wenig das Charakteristische des internationalen Besitzes bestimmt zu sein. — Eben so ist die § 11. ausgesprochene Ansicht von der Verjährung im Völkerrecht unbestimmt. Positiv wird die Verjährung im Völkerrechte als unvordenklicher Besitz wohl allgemein anerkannt. H. unterscheidet, wie es uns scheint, viel zu sehr zwischen Verjährung und unvordenklichem Besitz. Aber auch philosophisch läfst sich, sobald man nur nicht mehr auf dem Standpuncte des abstracten Naturrechts steht, füglich nichts gegen Verjährung sagen, wenn man auch zugeben mufs, dafs man wie positiv völkerrechtlich wegen des Mangels einer bestimmten gesetzgebenden Gewalt, so hier auf dem Gebiete der Speculation, wo ja die rein positive Zeitbestimmung nicht gesetzt werden kann, nicht leicht zu einer bestimmten Fristsetzung für den Ablauf der Verjährung gelangen möchte. Indessen scheint uns in den internationalen Verhältnissen selbst durchaus nichts Hinderliches dafür zu liegen, dafs auch selbst positiv unter den das Völkerrecht pflegenden Staaten eine Frist gesetzt werde.

Nach Beleuchtung der in dieser Einleitung von H. aufgestellten Grundbegriffe und Grundprincipien scheint es angemessen, auch das in den Kreis unserer kritischen Betrachtung zu ziehen, was in H.'s Einleitung nicht zu finden ist und trotzdem, wenigstens unserer Meinung nach, gerade von dem entschiedensten Einflusse auf die ganze Darlegung eines Systems des Völkerrechts sein mufs. Wir meinen damit den wissenschaftlichen Standpunct. Wir haben denselben im Eingange der Abhandlung im Allgemeinen angedeutet und halten gerade diesen Ort für den passendsten zur speciellen Anwendung. Heffter bemüht sich wirklich, aus der innersten Natur der positiven Völkerrechtszustände in ihrem historischen Wachsthume und in ihrer gegenwärtigen Blüthe heraus die Grundsätze des Völkerrechts zu entwickeln und darzustellen. Wie weit er aber dabei blofs positives Recht, also die wirklich geltenden Rechtsgrundsätze des „Europäischen Völkerrechts der Gegenwart" liefere, oder die idealen Postulate des philosophischen Rechtes darstelle, dies ist wie im Allgemeinen, so in den einzelnen Lehren nicht so ganz strict und bestimmt festgestellt. Besonders scheint uns die Ausführung des ganzen ersten Buches (Völkerrecht im Zustande des Friedens) an dieser Unbestimmtheit und Zweideutigkeit zu laboriren. Das Kriegsrecht und die sogenannte Staatspraxis in auswärtigen Angelegenheiten (Buch II. und III.) enthalten mehr positives Völkerrecht und zeichnen sich durch eine tiefe, aus dem innersten Wesen der Völkerver-

Digitized by Google

hältnisse hervorgegangene Betrachtung der einzelnen Institute aus. Wir geben nun überhaupt sehr gern zu, dafs kein absoluter Gegensatz zwischen dem positiven und philosophischen (wenigstens nach der objectiven Ansicht) Rechte vorhanden sei. Aber die wissenschaftliche Scheidung ist nicht blos möglich, sondern durchaus nothwendig. Man denke nur daran, dafs der Richter nur das positive Recht anzuwenden hat etc. Wie sehr nun aber jene angedeutete Unsicherheit principiell in dem Werke vorhanden sein müsse, ergiebt sich besonders schon daraus, dafs in dem ganzen Werke (selbst nicht in der Einleitung, wo doch der angemessenste Ort dazu war) nichts zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen positivem und philosophischem Völkerrecht beigebracht, ja kaum dieses Unterschiedes gedacht wird, wenn auch Heffter beiläufig bei Schilderung der Literatur §9. darüber einige aphoristische Aeufserungen thut und namentlich p. 21 über die zweifelhafte Stellung des natürlichen Völkerrechts bei Schmalz, Klüber, Schmelzing, Pölitz sich tadelnd ausläfst. Die Bemerkung in der Vorrede p. VII: „Macht dieses Werk nun auch keinen Anspruch eine „schulphilosophische" Durchführung des Völkerrechts zu sein, so wird es sich doch als eine aus dem Leben des Staates gegriffene und von seinem Begriffe aus durchdachte Grundlegung der politischen Praxis geltend machen können", — scheint uns zwar mehr auf das Bestreben nach Darstellung des philosophischen Völkerrechts (wenn auch fern von einseitiger „Schulphilosophie") hinzudeuten. Indessen der p. VIII folgende Zusatz: „Mein Ziel war ein „wirkliches" Recht, mit menschlichem und nationalem Charakter" — läfst wieder mehr die Ansicht annehmen, ein positives, praktisches Völkerrecht zu liefern, wie dies auch der Titel des Werkes angiebt. — Wir halten nun diese Unsicherheit für einen Hauptmangel des Werkes. Der Verfasser ähnelt hierin dem berühmten Vater des Völkerrechts, mit welchem (Grotius, de j. b. ac p. proleg.) er es auch gemein hat, dafs nicht blofs, wie es in der Vorrede p. VIII heifst: „ein specielles Eingehen in noch schwebende Fragen der Tagespolitik aufser seinem Plane lag", sondern dafs er überhaupt auf die neuesten politischen Verhältnisse im Ganzen nur wenig Rücksicht nimmt (Postwesen, Zollsystem, Zollverträge, Zollvereine, Bücher-, Zeitschriften-Polizei etc.). Im rein wissenschaftlichen Forschen hat es der gelehrte Verf. verschmäht, einseitig oder besser entschieden dem praktischen Bedürfnisse in einem (wissenschaftlichen) Systeme des positiven Völkerrechtes zu Hülfe zu kommen, hat er es aber auch verschmäht, einseitig oder wieder besser entschieden der speculativen Forschung zu dienen; er hat etwa Beides in gewisser Weise zu verbinden gesucht. Indessen wie sehr auch durch die vorliegende Arbeit H.'s dem wiederum gelehrten Forscher (wenn er anders zu scheiden und zu sichten weifs) durch das wirklich tiefe Eindringen des gelehrten und geistvollen Verf.'s in die Natur und das Wesen der internationalen Institute *in die Hände gearbeitet* ist, so ist doch wegen der angedeuteten Unbestimmtheit in dem Werke weder den praktischen Rücksichten des Diplomaten, noch auch der streng wissenschaftlichen Anforderung wahrhaft Genüge gethan; denn diese Unklarheit ist der eigentlich principiellen Ergründung überall hinderlich gewesen, wenn auch auf die verschiedenste Weise, durch Andeutung neuer Bahnen, durch historische Entwicklung der bewegenden Ideen u. s. w. unendlich viel für die Weiterforschung und endliche Orientirung auf internationalem Gebiete geschehen ist.

Der genannte Hauptmangel des Werkes wird dann noch wesentlich verstärkt durch den gleichfalls schon besprochenen Mangel eines dem Völkerrechte wahrhaft eigenthümlichen Principes. Der *Wille* ist zum wenigsten etwas so Allgemeines, dafs man darauf die eigenthümliche Natur des internationalen Lebens mit seinen mancherlei Verhältnissen nicht stützen kann.

So ist denn in H.'s Werke trotz der geistreichen und sogar tiefen Auffassung der einzelnen Institute des Völkerrechts, über deren specielle Behandlung bei H. wir sogleich, indessen nur in aller Kürze noch einige Bemerkungen machen wollen, die eigentlich specifische Natur der einzelnen Verhältnisse nach den obersten Principien des Völkerrechtes nicht aufgedeckt. Es wird zwar immer mit energischer Kraft, mit Geist und Schärfe, mit der umfassendsten Gelehrsamkeit aus der innersten Natur der einzelnen Institute etwas Allgemeines und Wahres herausgefunden, aber es kommt nicht leicht zur wahrhaft principiellen Ergründung gemäfs den obersten Grundsätzen des internationalen Lebens. Daher ist die Behandlungsweise des Verf.'s immer geistreich, immer tief, aber selten principiell; welches letztere doch das letzte Streben aller Wissen-

Digitized by Google

schaft sein muſs. Wir erinnern nur an das was schon oben bei Gelegenheit der H.'schen Erörterung über den Krieg gesagt ist, und verweisen noch besonders auf die Lehre von der Intervention, von der Natur der Staatsverträge u. s. w. Eben daher scheint es denn auch zu kommen, daſs der Verf. (z. B. § 31. 46. 84. 86. 101. 104 u. s. w.) auf die Gesetze der Sittlichkeit und Humanität, auf ein gewisses sittliches Recht recurrirt, ohne daſs er in den Grundelementen seines Systems das Verhältniſs dieser Sittlichkeit u. s. w. zum Völkerrecht angegeben, noch im einzelnen Falle irgend ein Maſs dafür bestimmt hat.

Die § 16. gegebene Erklärung: Staaten sind „die vereinzelten" stetigen Verbindungen von Menschen unter einem Gesammtwillen für die sittlichen und äuſseren Bedürfnisse der menschlichen Natur" — ist weit davon entfernt, das volle Leben des Staats mit seinen organischen Gliederungen wahrhaft zu charakterisiren, und dann, was soll der Zusatz: „vereinzelte" bedeuten? Wenn es dann unmittelbar weiter heiſst: „Ihre (der Staaten) gemeinsame Aufgabe ist die vernünftige Entfaltung des Menschen *in seiner Freiheit*," — so braucht man eben den letzten Ausdruck: „in seiner Freiheit" nicht sehr zu urgiren, um zur rein subjectiven Staatsansicht zu gelangen, von der der Vf. doch sonst im Werke sich ziemlich fern hält. Wenn er dann fortfahrend: „Denn der Staat an sich ist die praktische, das ganze Leben umfassende Vernunft" — vielleicht glaubt, das Vorige erwiesen zu haben, so erheben wir dagegen bescheidene Zweifel. Wir wenigstens sehen den eigentlichen Zusammenhang nicht ein; auch ist das Letztere am Ende nichts als eine abstracte Floskel, die das Wesen des Staates kaum andeutet, geschweige denn zur Stabilirung völkerrechtlicher Principien angemessen normirt.

Die Idee der politischen Hierarchie ist sicherlich nicht blos deshalb zu verwerfen, weil sie „alle Nationalität vernichte" (p. 73); dies ist zum wenigsten sehr zweideutig. Der tiefere Grund gegen eine solche ist überhaupt der, welcher gegen jede Universalmonarchie spricht, in welcher das Grab des Völkerrechtes, der Menschheit zu suchen ist, wie Feuerbach sagte. Es handelt sich hier um die Existenz des Völkerrechtes, welches durch ein Universalreich immer in Staatsrecht umgewandelt wird. Ebendaselbst wird not. 1. sehr richtig der gefährliche Besitzstand des Papsthumes gegenüber allen katholischen Mächten angedeutet. Es ist nicht recht abzusehen, warum hier (in einem diplomatischen Werke) der Papst öfter der „römische Oberbischof" genannt wird. Wahrhaft mysteriös klingt aber: „in ihm (Papst) findet die abendländische römisch-katholische Kirche ihren Mittelpunct, ihre Einheit und ihren Demiurgen (!)."

Sollte es wohl wirklich so sicher sein: daſs „eine anderwärts (im Auslande) verwirkte Ehrlosigkeit nach Völkerrecht keine Uebertragung" leiden dürfe, wie § 62. not. 4. gesagt wird? — In dem Abschnitte: „(völkerrechtliche) Verbindlichkeiten ohne Vertrag" wird viel Neues beigebracht. Oppenheim (p. 132) sagt davon nur: vielleicht gibt es völkerrechtliche Verpflichtungen ohne Vertrag. — Merkwürdiger Weise wird in H.'s Systeme die Retorsion hinter den Repressalien abgehandelt. Das Aufsteigen vom schwächeren Rechtsmittel zum stärkeren scheint aber auch für das System das Natürlichste. — Ueber die Aufhebung von Handelsverträgen zwischen kriegführenden Mächten wird p. 217 gut geurtheilt. — Die Ansicht H.'s über die Continentalsperre (Napoleon's) möchten wohl nur Wenige mit ihm theilen. Er lobt sie, wir wissen nicht recht, ob bloſs aus Nothrechtsrücksichten (gegen Englands Uebergriffe) oder ob auch aus nationalökonomischen Rücksichten; uns scheint sie in keiner Weise haltbar, cf. p. 255. 297. 298. — Das Recht der Neutralen handelt der Verf. weitläuftig ab und ist darin sehr lehrreich.

Die eminenten Befugnisse des Usurpators (cf. p. 308) werden Wenige dem Verf. zugeben, wenigstens wenn sie rechtlicher Natur sein sollen, was allerdings durch den Schluſssatz fraglich wird. Noch weiter geht hier Oppenheim, der am Ende den Unterschied zwischen legitimer und usurpatorischer Regierung aufheben möchte (p. 142. 144. 232). Nach reinen Rechtsgrundsätzen, scheint es uns, läſst sich hier die Sache überhaupt nicht zum Abschlusse bringen. Es ist hier von einer historischen Entwicklung in ihrem unmittelbaren Verlaufe, im ersten Stadium des Keimens, von einem erst werdenden Rechtsbestande die Rede.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Das europäische Völkerrecht der Gegenwart von D. August Wilhelm Heffter.
System des Völkerrechts von Heinrich Bernh. Oppenheim.

(Fortsetzung.)

Für's Erste ist ein solcher usurpatorischer Zustand ein rein factischer, der zwar durch Zeit und Umstände, durch die Macht der geschichtlichen Entwickelung ein neues (historisches) Recht begründen kann, aber bevor dies geschehen ist, besonders aber wenn er noch zu „rechter" Zeit durch Gewalt der Ereignisse, durch Kriegsglück aufgehoben wird, nicht nach wahren Rechtsgrundsätzen (denn ein eigentlicher Rechtsbestand war noch nicht vorhanden oder es ist dies doch zweifelhaft und unsicher geworden), sondern nach Billigkeit, moralischer Menschenpflicht, nach politischen Rücksichten und Maſsnahmen u. s. w. zu beurtheilen ist. Darin liegt das Schwierige der Frage. Daher rührt die Möglichkeit der verschiedensten Urtheile der Gerichtshöfe, die eben (in einer Sache, wo dies nicht möglich) nach strengem positiven Rechte entscheiden sollen (Domainenkäufe aus usurpatorischen Händen). Es sollte niemals vergessen werden — wenigstens von der Regierung, denn Gerichtshöfe dürfen dergleichen Rücksichten natürlich nicht nehmen und können sich höchstens wegen der unter das positive Recht möglicher Weise nicht subsumirfähigen Eigenthümlichkeit des Falles für incompetent erklären, — daſs ein solcher usurpatorischer Zustand ein Unglück sei, das vom Herrscher so gut als vom Volke, nur nicht von dem einzelnen betroffenen Privatmanne als solchem (Domainenkäufer) getragen werden müsse. Der Schade ist dem Ganzen, Fürst und Volk als einer Einheit, dem Staate als solchem, um diesen abstracten Ausdruck hier zu gebrauchen, zugefügt, ist also auch vom Ganzen, vom Staate zu tragen. Drum ist der Schade durch eine auſserordentliche Steuer (nach und nach) zu heilen, damit z. B. entweder die alten Domainen wieder angekauft oder neue Domainen zum Betrage der veräuſserten acquirirt werden. Wir verlangen aber eine auſserordentliche Steuer, damit der Schade durch das ganze Volk recht gleichmäſsig getragen werde, welcher bei ordentlichen Steuern nur durch fürstliche Kärglichkeit u. s. w. zum Nachtheile der Privaten, Beamten, Universitäten, Künste, Schulen, Gewerbe u. s. w. geheilt werden kann.

Es möchte doch sehr zweifelhaft sein, ob es nicht bloſs ein königliches Recht sei, Gesandte ersten Ranges zu schicken p. 345. — Die sogenannte Staatsgalanterie (p. 325) scheint uns die Grundlage für das Ceremonialrecht; sie ist nicht so ganz aus dem Bereiche des Völkerrechtes zu stellen. Im Wege gleichsam der Retorsion wird sie einen gewissen rechtlichen Charakter erlangen, wie das Ceremonialrecht mit Repressalien (wegen eigentlicher Beleidigungen) einschreitet, ja mit Krieg. Das Eine läuft hier in das Andere über; die Verhältnisse verschlingen sich, eins geht aus dem anderen hervor und läſst sich zwischen ihnen keine feste Grenze ziehen.

Was endlich H. über den diplomatischen Styl (p. 390) sagt, ist sehr gut; nur hätte er sich seine Theorie vom diplomatischen Style füglich selbst zum Muster seiner Darstellung nehmen sollen. Eine dem diplomatischen Stoffe angemessene Darstellung wird überall im Werke vermiſst. Die Sprache des Vf.s ist zu füllreich, zu üppig, auch öfter wieder zu abstract, um der Materie entsprechend genannt werden zu können. Dabei fehlt es an sonderbarer Einmischung von oratorischen, selbst poetischen Worten und Redensarten eben so wenig als bisweilen bestaubte Actenworte eingestreut sind. So z. B. p. 48 *ver*merkt. 309. *be*miſst, *be*läſst. p. 41. Judenvolk (statt Volk der Juden). p. 73. Demiurg (vom Papste). p. 59. Rückschlag (statt Rück-

Digitized by Google

wirkung oder Einfluſs). p. 76. 77. 270. 283 u. s. w. uralt (statt sehr alt). p. 217. Erdenbürger. p. 247. Truppen*lieferant*. p. 252. Apfel der Eris. p. 254. Einer nordischen Minerva entsprang unter Panin's Beihülfe das System der Neutralität u. s. w. p. 322. Vor dieser einfachen Wahrheit schwinden alle Controversen wie die Schatten der Nacht vor der Sonne. p. 326. Erstigkeit (etwa Vorrang).

In dem Anfange: „Bruchstücke eines politischen Testamentes (von einem älteren Freunde Heffter's) spricht sich ein tiefer, von theoretischer und praktischer Erkenntniſs, wenn auch nicht von principieller Ergründung des internationalen Leben gestärkter Sinn, die geniale Einsicht eines Staatsmannes aus, aber es wird darin das Völkerrecht der Gegenwart in seinem Rechtscharakter zu wenig anerkennt. Das Recht gilt sicherlich schon mehr in der internationalen Praxis der Gegenwart als der Verf. glaubt, und eben darum ist das sehnsüchtige Hinblicken nach einem besseren Völkerrechtszustande nicht in so ferne Zukunft zu rücken. Allerdings ist unsere Zeit noch nicht zur vollen Praxis (wie überhaupt des Rechtes so) des Völkerrechts gelangt, aber es bedarf nur einer weiteren und ganz naturgemäſsen Entwicklung der gegenwärtigen Praxis und Theorie, um mehr und mehr ein wahrhaftiges internationales Rechtsleben zur Blüthe zu bringen, wenn auch hier auf Erden nichts Optimistisches zu erwarten ist. Uebrigens scheint auch Heffter p. 401 (Klammer) dem Verf. des Testamentes beizustimmen: „Es (das Testament) mag daher als eine Uebergangsandeutung von dem jetzigen Völkerrecht zu einem künftigen seine Stelle finden."

Werfen wir schlieſslich noch einige Blicke auf das Oppenheimsche Werk. Der Verf. stellt als „zu lösende Aufgabe der Völkerrechtswissenschaft" hin: „den philosophisch ermittelten Rechtsbegriff durch die Irrgänge (?) des Positiven zu verfolgen, das Nothwendige aus dem Schein (!) der Willkür (die Praxis ist nichts Willkürliches) zu retten" p. VII. Sonderbarer Weise setzt er hinzu: „Auch nicht für tiefes Denken ist der Stoff geeignet (!), wohl aber für eine klare und entschiedene Begriffsbestimmung, für eine ungeschmückte und furchtlose Darstellung (!)," worin sich denn einerseits eine gewisse Keckheit und Selbstüberschätzung des Verf.'s, anderseits eine gewisse Seichtheit seiner völkerrechtlichen Ansicht kundgibt. Wenn das Völkerrecht nicht Stoff zum tiefen Denken (wenn man darunter nur nicht bloſs metaphysisches Speculiren versteht) gibt, da wo die Intelligenz sich auf den höchsten Höhen des socialen Lebens zu bewegen und zugleich die übrigen (particularen, localen, persönlichen, staatlichen, kirchlichen u. s. w.) Verhältnisse mit universellem Blick zu umfassen hat, um den richtigen Weg zu finden und zu wahren, auf einer Höhe wo Recht und Sittlichkeit und Religion in so enger Verknüpfung einander entgegentreten; so gibt es überhaupt keinen Stoff zum Denken. Uebrigens nennt der Verfasser p. 10 selbst das Völkerrecht den — — *höchsten* Zweig der Rechtswissenschaft und malt dies weiter aus. Also ist er selbst unsicher! Eben so scheint es widersprechend, wenn dann p. XIII der Verfasser in das abgedroschene Lied von einem neuen Völkerrechte einstimmt, da er doch p. VII sagt: „Die Aufgabe (des Verfassers) bestand nicht darin, neue Entdeckungen zu verkündigen." Freilich ist es zweifelhaft, ob er damit sein wissenschaftliches Werk oder überhaupt eine neue völkerrechtliche Praxis meint, wenigstens mit der Praxis der Gegenwart ist er höchst unzufrieden. — Der Verfasser will dann „mehr für Studirende (darum wird wohl mit Börne in der Vorrede geliebäugelt) und Juristen als für Diplomaten geschrieben" haben und habe er besonders „ein sorgsames Aufsuchen der Rechtsprincipien" angestrebt. In Bezug auf Letzteres hat Oppenheim wirklich Mancherlei angebahnt.

Kap. I. (Begriff und Methode des Völkerrechtes) setzt das richtige Verhältniſs des philosophischen und positiven Völkerrechts (cf. Kap. V.) sowie dessen genaue Verbindung mit dem Privat- und Staatsrecht in geistreicher Andeutung auseinander, aber es fehlt überall principielle Begründung und Entwickelung in der Darstellung, so daſs es denn auch nicht Wunder nehmen kann, wenn dem Verfasser die Anwendung jener flüchtigen Umrisse auf sein eignes Werk so sehr miſsrathen ist. O. giebt im vorliegenden Systeme am Ende nichts als einen philosophischen Extract, nur daſs das Werk einen gewissen praktischen Anstrich dadurch gewinnt, daſs der Verfasser seine philosophischen Abstractionen unmittelbar mit der Gegenwart der internationalen Praxis zu verschmelzen sucht, wodurch denn sein System des Völkerrechts eine unglückselige, auf lauter Speculationen und Hypothesen ru-

Digitized by Google

hende „praktische Politik" wird, mit deren Anwendung im positiven Leben der Gegenwart die respectiven Ministerien die Staaten hoffentlich verschonen werden. — Kap. II. (Geschichte des Begriffs des Völkerrechts) deutet in geistreicher Weise die historische Entwickelung der völkerrechtlichen „Idee" (wohl besser als der vom Verfasser gebrauchte Ausdruck: Begriff), aber ohne streng wissenschaftliche Durchführung und Verarbeitung an. Die Principien sind zwar wiederum in flüchtigen Umrissen richtig bezeichnet und über ihre eigenthümliche Entfaltung im Alterthume, im Mittelalter, in der Neuzeit manche gute Bemerkung gemacht, besonders wird auch richtig die völkerrechtserzeugende Macht des Christenthums und Germanenthums, vorzüglich auch der grofsen Reformation hervorgehoben und die wahre Herrschaft des Völkerrechtes, wie es scheint, begriffsmäfsig und positiv auf die christlichen Völker beschränkt. Indessen läuft hier alles durcheinander. An eine systematische Entwicklung ist nicht zu denken; auch ist viel Zufälliges und Subjectives beigemischt. Ferner war vielleicht diese Entwicklung viel anschaulicher zu machen, wenn sie mit dem Inhalte des folgenden Kapitels III. (Geschichte des positiven Völkerrechts der neueren Zeit) zu einem Ganzen verschmolzen und zugleich für das Alterthum und Mittelalter gleichfalls mehr eine *äufsere* Geschichte des Völkerrechts versucht worden wäre, wie sie hier von der neueren Zeit geliefert wird, damit die allmälige Entwickelung der Idee unmittelbar an den Thatsachen der Geschichte einleuchtender und überzeugender würde. Nur allzuleicht wird statt einer lebensvollen Entfaltung des historischen Wachsthums der Idee ein hohles Gerippe, ein nach äufserlich herangebrachten Kategorien gedrechselter Mechanismus eingeschmuggelt. Der Verfasser liefert nichts als eine geistreiche Skizze. Im „Systeme" des Völkerrechtes war man etwas streng Wissenschaftliches zu erwarten berechtigt. Kap. III. geht ziemlich in die Details der internationalen Begebenheiten und erstreckt sich bis auf die neueste Zeit. Aber gerade in der Schilderung der letzteren zeigt sich ganz besonders die principielle Unsicherheit, der Mangel an energischer Durchführung. Die subjective Reflexion des Verfassers vermag sich zu einer objectiven Anschauung und Erörterung der historischen Begebenheiten nicht zu erheben. Eben daher scheint es uns denn auch zu rühren, dafs der Verfasser über die unmittelbare Gegenwart des Völkerrechts ein so hartes, verzweifeltes Urtheil fällt. Von der Philosophie des Rechts verlangte oben der Verfasser — und gewifs mit Recht —, dafs sie aus dem positiven Recht, aus der Geschichte hervorgehe, nicht im abstracten, idealen Gegensatze gegen die Zeitlichkeit des Positiven stehe. Und befindet sich nun nicht O.'s eigene Theorie (des positiven Völkerrechts!) im vollen Widerspruche mit der gegenwärtigen Praxis des internationalen Lebens? Ist es aber nicht geradezu subjective Vermessenheit, so dem objectiven Werden und Gewordenen der internationalen Gegenwart, dem Geiste der Geschichte vorzuwerfen, er habe seine Sache recht schlecht gemacht und der Herr Docent wisse dieses Alles besser, als dieser absolute Weltgeist nach bester Einsicht es nun leider einmal gewollt und gethan? O diese Weltverbesserer! Erst wird man Europamüde, dann construirt man die Weltgeschichte! Und von diesem Taumel sind selbst die hehren Säulen der Wissenschaft ergriffen. Leider giebt es jetzt vielerlei Wissenschaft, die sich zwar rühmt, aus den innersten Keimen des geschichtlichen Lebens emporgewachsen zu sein, und doch gerade mit der Spitze und Krone des ganzen geschichtlichen Organismus, mit der (internationalen) Gegenwart im abstracten Gegensatze befangen ist. Von solcher Wissenschaft wird die Gegenwart ignorirt, negirt, da die wahre Wissenschaft doch das Vorhandene nur zu veredeln, zu verklären und in dieser Veredlung und Verklärung der Praxis der Zukunft entgegenzuführen hat. Dafs rein persönliche Garantien der Fürsten für das Völkerrecht nicht genügen, dafs das internationale Leben in einem freien innern Staatsleben eine breite Basis haben müsse, halten auch wir für nothwendig. Aber erstens sind dazu schon die bedeutendsten Anfänge gemacht, und dann warum so wenig Vertrauen auf den so viel gepriesenen fortschreitenden Geist geschichtlicher Entwickelung haben? Endlich wozu dieser Hafs, dieses Aergernifs, dieses krankhafte Geifern und Belfern, dieses Verunglimpfen und Verdächtigen der Fürsten und ihrer Räthe, die doch selbst in absoluten Staaten — nur in unvollkommener Weise — nichts Anderes als der allgemeine Ausdruck des Nationalbewufstseins sein können, wenn auch nicht einiger Hitzköpfe, einiger Genies der gegenwärtigen Generation, sondern des Volkes in seiner historischen

Digitized by Google

Totalität? — „Erfand" Talleyrand wirklich die Legitimität?! — Ueber Rufslands internationale Bestrebungen scheint der Verfasser besonders im Unklaren zu sein. — Uebrigens bricht O. (zugleich mit H.) in den drei ersten Kapiteln eine durchaus neue Bahn, und seine Leistungen sind daher selbst in ihrer Unvollkommenheit schätzenswerth. Indessen wird die Kritik trotzdem berufen sein, den strengsten Maafsstab der Wissenschaft anzulegen, und dies um so mehr, da O. mit einem „Systeme des Völkerrechts" auftritt und in der Vorrede die Kritik mit wegwerfendem oder doch vornehmem Tone herausfordert.

Kap. IV. (die Wissenschaft des Völkerrechts und ihre Geschichte) charakterisirt unsere Wissenschaft sehr richtig als eine eigentlich protestantische; indessen werden auch die unklaren Vorläufer der Reformation, Francisca Victoria, Dom Soto, Suarez u. s. w. erwähnt; freilich fehlt hier Mancher, sowie denn auch die ersten Anfänge der protestantischen Wissenschaft (vor Grotius) fast ignorirt sind. — Wahr ist die Bemerkung: „Die Wissenschaft des Völkerrechtes entstand natürlich nicht früher als „das positive Völkerrecht selbst"; nur ist hier das Wort *Recht* zu betonen. Auch scheint es uns, als ob denn allerdings doch die Völkerrechtswissenschaft der Praxis des internationalen Lebens etwas voraus habe eilen wollen, ebendarum aber auch im 17. und 18. Jahrhundert so unvollkommen geblieben sei. Die mehr aphoristische Darstellung O.'s weifs davon nichts, noch hält sie die philosophischen und positiven Zweige der Wissenschaft genugsam auseinander, noch weist sie auch auf die falsche Vermischung des römischen jus gentium und des modernen Völkerrechts bei den ersten Autoren (Oldendorp, Hemming, Winkler u. s. w.) hin, noch berücksichtigt sie endlich die Entwickelung des eigentlichen Rechtsprincipes in den schriftstellerischen Darstellungen.

Kap. V. (Methode, Hülfswissenschaften, Quellen und Literatur) ist sehr unvollständig. — Tief ist die Bemerkung: „In Staaten, deren Privatrecht noch nicht ausgebildet genug ist, um der Person vollen Rechtsschutz zu gewähren, ist auch kein ausgebildeter völkerrechtlicher Verkehr möglich"; und daraus scheint uns zu folgen, dafs ein solcher nur unter christlichen Staaten möglich ist. — Es ist ferner erfreulich, hier einem Satze zu begegnen, der (wenigstens noch) für das Völkerrecht wahrhaft reformirend ist: „Nicht die *Menge*, oder eine *bestimmte Anzahl* von Thatsachen, nicht, wie Viele glauben, durch die Bedingung einer präsumirten und stillschweigenden Einwilligung aller Staaten, sondern aus dem, *gewissen Thatsachen innewohnenden Bewufstsein, aus dem wohlverstandnen Geiste des Geschehenen*, dem Rechtsbewufstsein in den Präcedentien" ist die Völkerrechtssitte zu entnehmen; die Form des Ausdrucks könnte freilich besser sein.

Der Verfasser wendet sich nun zum *besonderen* Theile und handelt Kap. VI. von der „Souverainität". Hier wird viel Wahres über das Wesen der Staatsvereine, der Staatenbünde und Bundesstaaten gesagt, ohne aber auch hier den Gegenstand wissenschaftlich zu erschöpfen und besonders Theorie und Praxis in ihrer reellen Einheit zu begreifen. Die eingewebten historisch-entwickelnden Darstellungen enthalten sehr viel Anregendes und zum Verständnifs der Gegenwart wenigstens Heranleitendes, und dadurch zeichnet sich überhaupt das ganze Werk aus. Aber überall sieht man den Verfasser (trotz seiner Behauptungen über positive Rechtsphilosophie) in einer gewissen ätzenden Weise an die positiven Zustände, besonders des deutschen Vaterlandes herantreten. Ueberall wird Gift und Pestilenz und Tod gewittert. — Es sind auch hier mehr (krankhafte) praktisch-politische Bemerkungen und Erörterungen als wissenschaftliche Deductionen zu finden, obgleich nicht zu verkennen ist, dafs wie hier so überall im Werke ein gewisses (freilich sehr mifslungenes) Streben vorhanden ist, eine gewisse dialektische Bewegung in den Stoff hineinzutragen. — Als ein Hauptmangel erscheint es aber, wenn auch O. denselben mit allen Völkerrechtsautoren bis jetzt gemein hat, dafs die Staatenbünde, Bundesstaaten und consequenter Weise überhaupt das ganze Völkerrecht bei der Einseitigkeit des *angewandten* Principes des Verfassers, nämlich der Souverainität, mehr als Ausnahmen, nicht vielmehr als höhere, selbständige, freie Zustände mit einem eigenthümlichen Rechte und organischen Bestande, als eine freie Totalität, als ein nothwendiges System neben und mit der Souverainetät der einzelnen Staaten erscheinen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Das europäische Völkerrecht der Gegenwart von D. August Wilhelm Heffter.
System des Völkerrechtes von Heinrich Bernh. Oppenheim.

(Schlufs.)

Es scheint uns, wie schon gesagt, dieses daher zu rühren, dafs auch Oppenheim in der Ausführung der Details (nach subjectiver Theorie) die Souverainität als einziges und ursprüngliches Princip, wenn auch nicht mit Bestimmtheit bezeichnet, aber doch stillschweigend ansieht. Und doch giebt Oppenheim p. 3 für das Völkerrecht die „Prämisse fester, bestimmter *Nationalitäten*, und einer *kosmopolitischen* Gemeinschaft", worin uns die beiden Principien des Völkerrechts, allerdings etwas unklar, angedeutet zu sein scheinen. Eben dahin gehört die Aeufserung p. 187: „Das Ideal des Staats liegt erst in der Gattung der Staaten, wie das des Menschen in der Menschheit; nur im *Völkerrechte* ist die Staatsidee vollendet." Aber auch dieses schöne Fundament ist für das Werk eine Phrase geblieben. Auch verstehn wir dahin den Ausdruck p. 207: „In der Anerkennung des einzelnen Staates liegt eine Anerkennung des Völkerrechts, das heifst der völkerrechtlichen Vereinigung unter Staaten." Endlich p. 226: „Der einzelne Staat besteht erst in voller Rechtskraft durch die völkerrechtliche Gemeinschaft."

Kap. VII. (das Staatseigenthum) übergehn wir der Kürze wegen. Unverdaut sind hier p. 163 die Aeufserungen über einen vermeintlichen Vernichtungskrieg des Christlichen gegen alles Nichtchristliche. Ueberhaupt scheint O. mit seinem Christenthum, wenigstens in der politischen Anwendung, nicht recht in's Klare gekommen zu sein. Seine Behauptungen widersprechen sich.

Kap. VIII. (die Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Gleichheit der Staaten) ist wiederum besonders nur durch die praktisch-politischen Bemerkungen schätzenswerth.

Im dritten Theile handelt der Verfasser von „den bedingten Rechtsverhältnissen der Staaten, und zwar Kap. IX. von den Verträgen des Völkerrechts. Hier werden vom Verfasser wirklich mehrere wissenschaftliche Zweifel gelöst oder doch wenigstens einer endlichen Lösung entgegengeführt. Die Eintheilung der Völkerverträge scheint uns nicht gelungen. Kap. X. die diplomatischen Agenten, oder das Gesandtenrecht. Wir halten es für falsch, das Gesandtesenden aus dem Willen des Staats, Verträge zu schliefsen, zu deduciren, wie es hier den Anschein hat. Kap. XI. Das Kriegsrecht; davon bildet Kap. XII. die unmittelbare Fortsetzung (das Kriegsrecht, Neutralität und das Durchsuchungsrecht zur See), und enthält eine verständige Uebersicht der wichtigsten Puncte dieser schwierigen Partie. Das historische Beiwerk ist hier besonders gut angebracht, freilich können wir auch hier dem Urtheile des Verfassers über die Gegenwart nicht beistimmen. Auch Oppenheim bringt aber hier nichts von Bedeutung zur eigentlich principiellen Begründung des Kriegsrechts trotz mancher geistreichen Bemerkung und mancher kühnen Phrase. — Der letzte Theil des Werkes handelt (Kap. XIII. — XV.) „über die Collisionen der Staatsgesetzgebungen, oder das internationale Privatrecht", und ist mit besonderer Vorliebe und Eigenthümlichkeit bearbeitet. Aber es scheint uns hier viel Abstractes, Unpraktisches vorzuliegen. —

Uebrigens mufs es als eine ganz besondere Gunst des Schicksals angesehen werden, dafs nun endlich auch völkerrechtlichen (diplomatischen!) Werken eine würdige äufsere Ausstattung zu Theil wird. Moser, Martens, Klüber, Schmalz, Salfeld u. s. w. sind auf entsetzlich graues Papier gedruckt mit noch schlech-

Digitized by Google

terer schwarzgraubrauner Druckfarbe. Die Ausschmückung von Heffter's und Oppenheim's Werke ist lobenswerth.

Karl von Kaltenborn, in Halle.

LIII.

***Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter von Dr. Joh. Nic. Jäger, gew. ord. öffentl. Professor der Philosophie und deren Geschichte an der k. k. Universität zu Inspruck u. s. w. Zweite Auflage. Leipzig,* 1846. 359 S. 8.**

Die allgemein anerkannte Nothwendigkeit, mit der Heilpflege der Geisteskranken die Aerzte zu beauftragen, mufste unvermeidlich die Folge herbeiführen, dafs letztere ihre gesammte Anschauungs- und Denkweise auf die Seelenstörungen übertrugen, deren Darstellung daher auch meistentheils in das Gewand der herrschenden medizinischen Schulen eingekleidet, und somit einer höheren philosophischen Betrachtung entzogen wurde. Wie gerecht auch die Klage sein mag, dafs dadurch eine wissenschaftliche Entwicklung der Seelenheilkunde unendlich erschwert und verzögert, ja selbst im Keime fast erstickt worden ist; so mufs man doch dies Sachverhältnifs bei unbefangener Erwägung aller Umstände für ein sehr natürliches halten, daher erst bei einem gänzlichen Umschwunge der herrschenden Begriffe und Grundsätze auf eine wesentliche Reform der psychiatrischen Lehren gehofft werden kann. Denn es handelt sich hier nicht um die Beseitigung einzelner Vorurtheile, welche im Laufe der Zeit von selbst verschwinden werden, sondern um den fast absoluten Gegensatz zwischen dem Geiste der philosophischen und medizinischen Schulen, welcher ungeachtet aller Versuche, beide mit einander in Einklang zu bringen, von ihrem Ursprunge bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat. Jede ächte Philosophie mufs nämlich vor Allem auf die Entdeckung der Principien des Denkens ausgehen, durch deren deutliches Bewufstsein dasselbe allein in den Stand gesetzt werden kann, seine Aufgaben in ihrer unendlichen Verschiedenheit mit Sicherheit zu lösen, und dadurch dem Widerstreite subjectiver Meinungen ein Ende zu machen, aus deren grenzenloser Verwirrung niemals ein objectives, in organischer Entwickelung fortschreitendes Wissen hervorgehen kann. Die Philosophie mufs daher vorzugsweise darauf hinarbeiten, die innere Nothwendigkeit des Denkens in seinem systematischen Zusammenhange unter der Herrschaft strenger Gesetze aufzudecken, wodurch dasselbe allein befähigt werden kann, die Natur der Dinge in der gesetzlichen Einheit ihres Wesens zu erkennen, somit alle Widersprüche zu schlichten, mit welchen ihre von der Anschauung äufserlich aufgefafsten Erscheinungen stets behaftet sind, also das Wissen von ihnen zu einem, mit ihrer Eigenthümlichkeit congruirenden, logischen Processe zu machen. Dafs alle Ergebnisse der medizinischen Forschung unendlich weit davon entfernt bleiben, diesen strengen Forderungen der Philosophie auch nur im Geringsten Genüge zu leisten, bedarf nur in so fern einer Erwähnung, als es die Billigkeit, ja die Gerechtigkeit erheischt, jeden übereilten Tadel zurückzuhalten, mit welchem die Aerzte wegen ihres Mangels an philosophischem Geiste von jeher überschüttet worden sind. Ihre volle Entschuldigung liegt in der einfachen Wahrheit, dafs der Mensch als Mikrokosmus einen fast unübersehbaren Complex von wesentlich verschiedenen Elementen darbietet, welche in zahllosen Verhältnissen mit einander verwebt, durch ihr Zusammenwirken eine Welt von Erscheinungen hervorbringen, deren unendlich verschiedene Complicationen auch das gröfste Genie nicht überschauen kann, um sie irgend einem wissenschaftlichen Grundbegriffe unterzuordnen. Jene Elemente sind nämlich ungeachtet ihrer grundwesentlichen Verschiedenheit zu einer so innigen Wechselwirkung mit einander verwebt, dafs das Bestreben jedesmal gänzlich fehlschlug, eines derselben aus dem gemeinsamen Bunde abzusondern und durch specielle Erforschung zu ergründen, um mit ihm einen Leitfaden durch das Labyrinth der Erscheinungen zu finden. Weder der Spiritualismus, welcher die Seele zum Lebensprincipe machte, noch der Vitalismus, welcher die Eigenthümlichkeit des letzteren aus der Erforschung der allgemeinen Gesetze der Lebensthätigkeit abzuleiten sich bemühte, noch der Chemismus, welcher in stöchiometrischen Proportionen der Mischungselemente die ursachlichen Bedingungen aller Functionen auffinden wollte, noch die Anatomie,

Digitized by Google

welche aus dem architektonischen Plane, nach welchem das Haus des Lebens construirt ist, die Idee seines Baumeisters zu entziffern gedachte, keine dieser verschiedenen Forschungsweisen hat die Gesammtheit der Lebenserscheinungen mit ihren Kategorien umfassen können; jede konnte nur eine Seite derselben in einen erklärenden Zusammenhang bringen, und mufste die anderen mehr oder weniger ignoriren, weil sie für deren disparate Formen nicht einmal die Möglichkeit einer naturgemäfsen Auffassung sich zu erhalten gewufst hatte.

Es kann uns daher um so weniger befremden, wenn wir noch jetzt in der gesammten medizinischen Litteratur eine Menge von diametralen Gegensätzen antreffen, welche weit mehr gegen einander schroff sich abzuschliefsen trachten, als nach gemeinsamer Verständigung streben, wenn wir erwägen, dafs das gebietrische Bedürfnifs der Praxis kein langes Besinnen gestattet, sondern zu einem raschen Zugreifen nöthigt. Was frommt dem praktischen Aerzte der illusorische Trost, dafs vielleicht nach Jahrhunderten das anatomische Messer, oder die chemische Analyse, oder das physiologische Experiment den innern Grund des Lebens aufgedeckt und das Princip aufgefunden haben werde, welches ihm alle Lebenserscheinungen erklären, und ihm die untrügliche Richtschnur bei seinen Heiloperationen darbieten solle? Jetzt gleich soll er Hülfe schaffen, und wenn er nicht als gedankenloser Routinier seine ganze Weisheit aus den beliebten Recepttaschenbüchern schöpfen, sondern sich doch irgend eine wissenschaftliche Rechenschaft über sein Handeln geben will, so bleibt ihm Nichts weiter übrig, als nach irgend einer der aufgestellten Theorien, welche seiner Sinnesweise am besten zusagt, zu greifen, wobei er sich noch unendlich besser befindet, als wenn er eklektisch eine Menge von disparaten Principien in sich aufnimmt, und dadurch in eine Confusion der Begriffe hineingeräth, durch welche er sich selbst eben so unverständlich wird, wie allen Andern. Da nun die Praktiker ihre Erfahrungen sich gegenseitig mittheilen müssen, so versteht es sich ganz von selbst, dafs jeder denselben den Zuschnitt seiner Schule giebt, welches um so leichter geschehen kann, als das Leben wegen seiner grofsen Vielseitigkeit für jede Betrachtungsweise eine Fülle von Stoff darbietet, welcher mit dialektischem Geschick bearbeitet, jener Schule eine objective Grundlage zu bereiten scheint. Uebertragen wir diese Sätze auf die Seelenheilkunde, so finden wir in derselben ihre volle Bestätigung, weil es fast noch keine medizinische Schule gegeben hat, in deren Geiste jene nicht bearbeitet worden wäre, so dafs wir also in ihr, einige wenige Bestrebungen nach einer freieren philosophischen Ergründung der Geisteskrankheiten abgerechnet, aufserdem den endlosen Widerstreit der pathologischen Grundanschauungen nach ihren verschiedenen physiologischen Elementen antreffen, und sich uns nirgends ein Standpunct darbietet, von welchem aus wir ein Zusammenwirken im gemeinsamen Sinne wahrnehmen könnten. Dafs folglich eine nach medizinischen Schulbegriffen gestaltete Lehre von den Geisteskrankheiten gar keinen wesentlichen Zusammenhang mit den eigentlichen philosophischen Doctrinen haben, ja selbst die Psychologie, welche ihre wissenschaftliche Grundlage bilden mufs, nicht einmal als ihr nothwendiges Element anerkennen konnte, folgt hieraus von selbst.

Bei dieser grofsen Verworrenheit und Zerflossenheit der psychiatrischen Litteratur mufs daher die Kritik einer in dieselbe einschlagenden Schrift einen etwas weitern Anlauf nehmen, um wenigstens in einigen allgemeineren Sätzen einen leidlichen Haltpunct zu finden. Läge ein Gegenstand von geringfügigem Belange der Beurtheilung vor, so müfste eine umständliche Vorbereitung auf sie als ein sehr überflüssiger Luxus erscheinen; aber wir haben es hier mit einem Objecte zu thun, dessen grofsartige Bedeutung mit jedem Jahre in ein helleres Licht tritt. Denn die Angelegenheit der Geisteskranken ist mit allen edelsten und heiligsten Interessen auf das Innigste verwebt, und nimmt daher die regste Theilnahme jedes aufgeklärten Menschenfreundes in Anspruch. Die Entwikkelungsstufe, welche die Irrenheilpflege in einem Volk erreicht hat, gewährt einen ziemlich sichern Mafsstab für den Grad seiner geistigen, sittlichen und socialen Cultur, deren Charakter sich in jener abspiegelt, und wenn zwischen beiden noch nicht überall eine genaue Uebereinstimmung bewirkt werden konnte, so ist wenigstens die Zeit nicht mehr fern, wo dieses der Fall sein wird. Denn es spricht sich hierin eine Naturnothwendigkeit aus, weil ein Volk, welches die im Vernunftbewufstsein begründete geistig sittliche Freiheit als sein höchstes Gut erkennt, auch in dieser Ueber-

Digitized by Google

zeugung den stärksten Antrieb finden muſs, dies Gut den Unglücklichen zurückzuerstatten, welche desselben verlustig gegangen sind. Jede andere Noth, deren Angstschrei um Hülfe ruft, ist geringfügig im Vergleich mit dem Elende des Wahnsinnes; denn aus jeder Bedrängniſs kann der Mensch sich retten, welcher noch seiner Besinnung mächtig ist, deren Mangel jede Selbsthülfe absolut unmöglich macht. Der Wahnsinn findet aber seine Wurzel in allen Gebrechen der Seele und des Leibes. Die psychiatrische Forschung muſs also die Gliederung der gesammten geistigen und körperlichen Organisation einer strengen Musterung unterwerfen, und indem sie alle Beziehungen derselben zur Auſsenwelt erspäht, um die Bedingungen ihrer mannigfachen Störungen zu ergründen, wie sie im irren Bewuſstsein zu Tage kommen, ist sie genöthigt, einen tiefen und freien Blick in alle socialen Verhältnisse zu werfen, in deren Widerstreit und Naturwidrigkeit die Geisteskranken ihrer Besinnung beraubt worden sind. Die Irrenheilanstalt ist daher das Echo, von welchem alle Miſsklänge der Welt in vergröſsertem Maſse wiederhallen, sie ist das Theater der psychologischen Anatomie, welche die Geheimnisse der Brust zergliedernd aufklären, die Räthsel der Gesinnung entwirren, den Schleier der Handlungen lüften, und an den Verzerrungen eines aus den Fugen gewichenen Seelenlebens die Regel seiner ursprünglichen Entwickelung errathen muſs. Es ist hier nicht der Ort, diesen Andeutungen eine weitere Ausdehnung zu geben, um es darzustellen, daſs eine wissenschaftlich begründete Seelenheilkunde die wichtigsten Aufschlüsse für viele Zeitfragen im Gebiete der Theologie, Jurisprudenz, Philosophie und Medizin geben würde, daſs in ihrem Lichte betrachtet jedes Lebensverhältniſs sich in seiner ursprünglichen Bedeutung erkennen lieſse, ja daſs sie eine unerschöpfliche Fundgrube für die praktische Menschenkenntniſs eröffnen würde, welche erst dann ihre Aufgabe löst, wenn sie zu der bloſsen Betrachtung auch das psychologische Experiment hinzufügt, und dadurch den Weg der neuern Physiologie betritt, welche eben deshalb so groſse Ergebnisse gewonnen hat, weil sie das Naturwirken nicht bloſs betrachtet, sondern auch durch zweckmäſsige Versuche zu bestimmten Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen nöthigt. Denn die ganze Irrenheilpflege ist ihrer Natur nach ein psychologisches Experiment, durch dessen wissenschaftliche Benutzung die innerste Gesetzgebung des Seelenwirkens zur hellen Anschauung gebracht werden kann. Daſs die Psychiatrie, wenn sie erst zur vollen Ausbildung gelangt sein wird, ein wichtiges Bildungselement für jeden denkenden Kopf abgeben kann, welcher das nosce te ipsum als die unerläſsliche Bedingung für die Entwicklung eines freien Selbstbewuſstseins erkannt hat, folgt hieraus von selbst.

Sehn wir uns nun nach den Erfordernissen für die Kritik psychiatrischer Schriften um, so tritt ihr der alte Satz: contra principia negantem non est disputandum, fast als ein absolutes Hinderniſs entgegen. Denn der Verfasser ruft dem, einer entgegengesetzten Ansicht huldigenden Recensenten mit Recht zu: „Beweise mir erst, daſs der Standpunct, auf welchen Du Dich stellst, gültiger ist, als der meinige, und glaube nicht, mich widerlegt zu haben, wenn Du einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Sätze verwirfst, weil sie in Dein System nicht passen." Will nun der Recensent nicht eine Kritik schreiben, welche das Buch an Umfang übertrifft, so muſs er sich auf einige Controverspuncte beschränken, welche noch am ersten eine Discussion von entgegengesetzten Standpuncten aus gestatten. Jedoch darauf muſs die Kritik bestehen, daſs der Verfasser sich in einen freieren Gesichtskreis gestellt habe, wo doch irgend ein Austausch von wirklichen Begriffen Statt finden kann, welches bei zahlreichen psychiatrischen Schriftstellern geradezu unmöglich bleibt, denen die Wissenschaft als nothwendiger innerer Zusammenhang der Erfahrung gar Nichts gilt, und denen das lose Gruppiren sogenannter Thatsachen nach ganz äuſserlichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, ohne im Geringsten die innere Bedeutung derselben zu berücksichtigen, völlig genügt. Sie sind es eigentlich, welche eine so grenzenlose Begriffsverwirrung in der psychiatrischen Litteratur angerichtet haben, weil sie es nicht einmal ahnen, daſs die oberflächliche Betrachtung der Dinge unfehlbar das baare Gegentheil von ihrer wahren Beschaffenheit herausbringt, welche erst nach der dialektischen Ausgleichung der zahllosen Widersprüche unter den einzelnen Erscheinungen aufgefunden werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter von Dr. Joh. Nic. Jäger.

(Fortsetzung.)

Diejenigen, welche nur immer schlichte psychiatrische Thatsachen sammeln wollen, um das Material zu einer künftigen Wissenschaft aufzusuchen, vergessen ganz und gar, dafs ein solches Einsammeln selbst in ihrem Sinne völlig unmöglich ist. Denn Jeder fafst die Erscheinungen der Geisteskrankheiten mit einem anderen Auge auf, je nachdem bei ihm das psychologische oder somatische Element der Beobachtung überwiegt, je nachdem er sich zu dieser oder jener medizinischen Schule bekennt, und die einfachsten Krankengeschichten, welche doch das Material für jede psychiatrische Forschung darbieten müssen, arten sich so unendlich verschieden, dafs wenn hier nicht eine allgemeine Methode der Beobachtung ausfindig gemacht werden kann, die sogenannten Thatsachen noch nach Jahrhunderten eben so schroff einander gegenüber stehen werden, wie heute.

Die Methode der sinnlichen Beobachtung ist es also, welche wir bei einem psychiatrischen Schriftsteller vorzugsweise in Erwägung ziehen müssen, wenn wir überhaupt zu einem Urtheil über seinen Geist gelangen wollen. Dafs gerade in dieser Beziehung noch die schroffsten Gegensätze angetroffen werden, welche eben den gänzlichen Widerstreit der Principien veranlafsten, braucht nur erwähnt zu werden, um wenigstens die Hoffnung auszusprechen, dafs auch hierin die Zeit mächtig auf eine Ausgleichung der Widersprüche hinarbeitet. Es hatte zwar während der letzten Jahre den Anschein, als ob die somatische Ansicht die psychologische ganz aus der Psychiatrie verdrängen würde, besonders da die wichtigen Hülfsmittel der neueren pathologischen Forschung, die Anatomie, das Mikroscop, die chemische Analyse, die Percussion und Auscultation der Brust der gesammten Krankheitslehre eine völlig veränderte Gestalt gaben, und die sanguinische, etwas überfliegende Hoffnung erregten, dafs auf diesem Wege der pathogenetische Procefs mit physikalischer Evidenz und mathematischer Strenge aufgedeckt, und allen spiritualistischen und vitalistischen Speculationen für immer der Garaus gemacht werden würde. Einige phantasiereiche Jünger dieser neueren Schule, welche unverkennbar auf den Lorbeer einer objectiv materialistischen Begründung der Psychiatrie speculirten, und damit der gesammten Pathologie die Krone aufsetzen wollten, verkündeten daher mit lautem Triumph, dafs die Ideologie, die Theologie, Moral u. s. w. auf immer aus den Irrenhäusern verbannt seien, und man kann mit grofser Erbauung die heftigsten Entrüstungen gegen das Unheil lesen, welches durch die usurpirte Herrschaft jener metaphysischen Doctrinen im Gebiete der praktischen Seelenheilkunde angerichtet worden sei. Indefs junger Wein berauscht bekanntlich leicht, und läfst dann ein arges Kopfweh zurück, welches für jene Herren nicht ausbleiben wird, wenn ihre glänzenden Hoffnungen wie Spreu zerstieben. Noch hat kein praktischer Irrenarzt von bewährtem Rufe sich durch diese Gaukeleien mystificiren lassen, und wenn auch mehrere namhafte Psychiater vielleicht mehr Aufschlufs von den Hülfsmitteln der neueren Pathologie erwarten, als diese jemals gewähren können, so sind sie doch des unermefslichen Abstandes der geringen dadurch gewonnenen Ergebnisse von einer vollständigen Theorie der Geisteskrankheiten sich zu deutlich bewufst, als dafs sie sich dazu verständen, ihrer ganzen Denkweise den Zuschnitt nach den beliebten Tagesneuigkeiten zu geben. Andrerseits macht die psychologische Entwickelung der Seelenheilkunde namentlich in Frankreich,

Digitized by Google

von wo nun einmal jede Reform der Medizin nach Deutschland kommen muſs, weil letzteres sein vollgültiges Recht auf selbstständige Forschung noch gar nicht im deutlichen Selbstbewuſstsein erkannt hat, so bedeutende Fortschritte ungeachtet des offenen Widerstrebens entgegengesetzter Ansichten, daſs sich unschwer die Zeit vorherberechnen läſst, wo die psychologische Deutung der Geisteskrankheiten wenn nicht einen bleibenden Sieg erringen, doch mit hinreichendem Nachdruck gegen jeden Materialismus sich geltend machen wird. Wer nur zwischen den Zeilen lesen will, kann es leicht erkennen, daſs die neueren psychiatrischen Schriften der Franzosen, unter denen namentlich Leuret und Dubois entschiedene Psychologen sind, groſsentheils von freieren philosophischen Ansichten durchdrungen werden. Sogar Männer, welche, wie Calmeil, früher ausschliefslich dem Materialismus huldigten, schlagen sich selbst fast unbewuſst eine entgegengesetzte Richtung ein; aus allen Beobachtungen, Deductionen, Kritiken dringt ein helleres Licht hervor, und bei den mannigfachsten Gelegenheiten wird man durch die geistreichsten und scharfsinnigsten psychologischen Analysen überrascht, in denen factisch eine Ableugnung der nur aus Gewohnheit noch festgehaltenen materialistischen Begriffe ausgesprochen ist. Denn zuletzt macht die Natur der Dinge immer ihr Recht geltend, und eine den Geist verleugnende Lehre von den Geisteskrankeiten ist eine so offenkundige contradictio in adjecto, daſs sie nicht auf die Dauer bestehen kann.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ist laut dem Titel kein Arzt, und hat seine Kenntniſs der Geisteskrankheiten nur aus der psychiatrischen Litteratur geschöpft, mit welcher er sich durch ausgebreitete Belesenheit sehr vertraut gemacht hat, wie dies die in der Einleitung mitgetheilte Geschichte derselben beurkundet. Wir hätten es ihm indeſs gerne erlassen, seine groſse Bücherkenntniſs durch die Anführung einer Menge von obsoleten Schriften zu beweisen, welche bei der täglich anwachsenden Bücherfluth am besten der verdienten Vergessenheit anheimfallen, und würden es für weit zweckmäſsiger gehalten haben, wenn er anstatt sich bei historischem Plunder aufzuhalten, die neueren wichtigen Werke, von denen er einige nicht einmal dem Namen nach zu kennen scheint, z. B. Esquirols berühmtes Originalwerk über die Geisteskrankheiten, einer gröſseren Aufmerksamkeit gewürdigt hätte. Ueberhaupt ist eine Litteraturgeschichte der Psychiatrie eine der schwierigsten Aufgaben, weil sie eine unüberschbare Zahl der krausesten und naturwidrigsten Hypothesen analysiren muſs, welche, wenn sie wie von dem Verf. nur in flüchtigen Skizzen dargestellt werden, in ihrer bunten Reihefolge ein wahrhaft abschreckendes Ansehen annehmen, und nicht das geringste Verständniſs gewähren, wovon in ihnen ohnehin wenig genug enthalten ist.

Da dem Verf. dem Anschein nach eigene Anschauungen der Geisteskrankheiten gänzlich fehlen, so befindet er sich von vorn herein in der ungünstigen Lage, daſs er seine Ansichten nicht durch eigene objective Forschung berichtigen konnte. Jedes Ding sieht in der Wirklichkeit ganz anders aus, als in den Büchern, und wer dasselbe nur aus letzteren kennt, geräth fast unvermeidlich in Gefahr, sich ein ganz falsches Bild von demselben zu entwerfen; ja diese Gefahr wächst in dem Maaſse, als die Darstellung der Gegenstände in den verschiedenen Schriften die wesentlichsten und unausgleichbarsten Widersprüche enthält. Wie soll der bloſse Litterat aus ihnen das Richtige mit einer nur erträglichen Wahrscheinlichkeit herausfinden, wenn ihm, wie zumal in der Psychiatrie jedes anerkannte Princip des Urtheils fehlt, wenn er nicht prüfend an die Beobachtung der wirklichen Erscheinungen geht, um nachzusehen, wie durch sie seine eigenen und fremde Ansichten bestätigt, widerlegt, umgestaltet werden? Wenn ihm nicht eine wahre Divination zu Theil geworden ist, mit welcher das Genie instinctmäſsig den Kern der Sache aus allen Hülsen und Schaalen herausfindet, so bleibt ihm kein anderes Mittel der Wahl, als die subjective Willkühr, welche aus dem Gegebenen gerade das heraussucht, was sich bequem in fertig gehaltene Gedankenformen hineinpassen, und durch diese mit einem wissenschaftlichen Anstrich übertünchen läſst. Fern sei es von uns, einem Philosophen ex professo das Recht zu bestreiten, die Geisteskrankheiten zum Gegenstande seiner Forschung zu machen; wir wünschen vielmehr aufrichtig, daſs dies in Zukunft öfter geschehen möge, als es bisher der Fall gewesen, wäre es auch nur, um die Aerzte aus einer selbstgenügsamen Abgeschlossenheit in Kastenvorurtheilen mit scharfen Controversen herauszuscheuchen. Aber dann müssen wir auch an ihn die

Digitized by Google

strenge Forderung richten, dafs er Jahre lang einen vertrauten Umgang mit vielen Geisteskranken gepflogen habe, da jede fremde Schilderung ihrer Zustände nur abstracte Schemen giebt, denen nur allzuoft gerade das Nothwendigste fehlt. Der Verf. wird daher niemals den Tadel entkräften können, dafs er seinen Gegenstand nicht mit eigenen Augen, sondern durch fremde Brillen angesehen hat, und dafs er nicht als vollgültiger Zeuge aus eigener Wissenschaft, wie es von jedem richterlichen Tribunal gefordert wird, sein Bekenntnifs ablegen kann. Dafs ihm dieser Mangel namentlich von allen, einer somatischen Ansicht huldigenden Irrenärzten, als deren entschiedener Gegner er mit seiner psychologischen Theorie auftritt, aufgerückt werden mufs, liegt in der Sache; denn wie auch aufserdem ihre Denkweise beschaffen sein mag, so giebt ihnen doch die gewissenhafte Erfüllung ihres dornigen Berufs ein vollgültiges Recht, die Ergebnisse ihres mühevollen Strebens aufser dem Bereich jeder Kritik zu stellen, welche nicht einmal den wesentlichsten Erfordernissen einer selbstständigen Forschung Genüge geleistet hat.

In der Einleitung zu seiner Schrift giebt der Vf. aufser einigen vorbereitenden Bemerkungen und aufser der schon erwähnten Litteraturgeschichte auf beiläufig 30 Seiten eine Skizze der Psychologie in seinem Sinne. Ref. bekennt, in so karg zugemessenem Raum kaum die nothwendigen kritischen Bemerkungen über die von dem Verf. gegebene Darstellung der einzelnen Seelenkräfte zusammendrängen zu können. Schon der Elementarbegriff einer selbstständigen Seelenkraft ist bekanntlich einer der verwickeltsten Controverspuncte, welcher von einer Menge achtbarer Psychologen auf eine entschieden verneinende Weise abgefertigt wird. Indefs wir wollen diese Schwierigkeit übersehen, und dem Verf. darin bereitwillig beipflichten, dafs die Psychologie vor Allem die Aufgabe hat, das unendlich mannigfache Seelenwirken in bestimmte und bleibende Elemente zu zergliedern, welche unter gewissen gesetzlichen Verhältnissen die substanzielle Grundlage desselben bilden. Denn jede Analyse der Erscheinungen mufs zuletzt bei gewissen unveränderlichen Gröfsen stehen bleiben, welche in allen wechselseitigen Conflicten ihrer ursprünglichen Natur treu bleiben, und diese in ihrem gemeinsamen Wirken geltend zu machen streben. Eine Forschung, welche nicht an diesen Grundtypus des analytischen Denkens streng sich bindet, also nirgends einen Ruhepunct, einen Abschlufs findet, mufs zuletzt Alles zu bodenlosen Verhältnifsbegriffen verflüchtigen, welche wieder auf andere Verhältnisse zurückweisen, und so fort bis ins Unendliche einer grenzenlosen Verwirrung. Namentlich kommt man bei der Analyse der zahllosen Gegensätze und Widersprüche der Seelenthätigkeit niemals ins Reine, wenn man sie nicht auf bestimmte Grundverhältnisse selbstständiger Elemente zurückführt, durch welche der Charakter des Ganzen bedingt wird. Indefs bei aller Uebereinstimmung in dieser Grundanschauung des Seelenlebens mufs man doch stets die Frage aufwerfen, wie jene Elemente aufgefunden, und dergestalt aufgefafst und dargestellt werden sollen, dafs sich aus ihren Begriffen der Organismus der gesammten Seelenthätigkeit in seinen zahllosen individuellen Modificationen construiren läfst? Keinem Psychologen geziemt es, in einer so perplexen Lehre einen dogmatischen Ton anzunehmen, durch welchen jede Widerrede abgewiesen würde, denn es handelt sich hier nicht um mathematische Axiome, welche ihre Rechtfertigung in sich selbst finden, und welche daher nur einfach ausgesprochen zu werden brauchen, sondern um die letzten Ergebnisse einer höchst verwickelten Analyse, deren Grundsätze der Verf. mittheilen mufs, damit wir doch einigermaafsen beurtheilen können, aus welcher inneren Nothwendigkeit des Denkens sich ihm das organische Schema des vielgestaltigen Seelenwirkens ergab. Um ein endloses Detail zu vermeiden, wollen wir nicht mit dem Verf. über seine einzelnen Definitionen rechten; aber wenn er wieder zu der alten Dreitheilung der Seele in ein Vorstellungs-, Gefühls- und Begehrungsvermögen greift, ohne sich im Geringsten darüber zu rechtfertigen, so wäre Ref. ohne Weiteres bereit, ihm die Annahme eines elementaren Gefühlsvermögens streitig zu machen, wenn nur eine Recension den hinreichenden Raum dazu darböte. Es ist hierbei keinesweges auf ein blofses Wortgefecht abgesehen, denn die Theorie des gesunden Seelenlebens mufs die Grundlage für die Darstellung des krankhaften abgeben, wenn letzteres vom psychologischen Standpuncte aufgefafst werden soll, da man schwerlich im Wahnsinn neue Kräfte und Einrichtungen der Seele postuliren wird, welche nicht schon im naturgemäfsen Zustande wirksam gewesen wären.

Digitized by Google

Jedoch müssen wir den vom Verf. aufgestellten Begriff der Leidenschaft, welcher richtig verstanden den Schlüssel zur ganzen psychologischen Theorie der Geisteskrankheiten giebt, einer strengeren Prüfung unterwerfen. Er sagt (S. 24): „Das *sittliche* Begehren bildet in seinem Fortschreiten die Tugend (Wie unbestimmt, wenn nicht etwa unter jenem Begehren der kategorische Imperativ Kants verstanden werden soll, welcher als transcendente Abstraction niemals einen Bestandtheil der empirischen Psychologie ausmachen kann!). Das *sinnliche* Begehren wird in seiner Steigerung zur Begierde, und wird diese herrschend, so dafs die Gegenvorstellung des Gewissens nichts dagegen auszurichten vermag, so heifst es Leidenschaft — welche man gewöhnlich dem Selbstgefühl gleichstellt, als dem Streben, sein sinnliches Wohl, seinen eigenen Vortheil durch jedes Mittel geltend zu machen und zu befördern." Indem nun noch die Leidenschaften unterschieden werden, je nachdem sie sich als ein Begehren oder Verabscheuen gestalten, und je nachdem sie in beiden Formen sich auf wirkliche Verhältnisse der Aufsenwelt *objectiv*, oder auf blofse Vorstellungen *subjectiv* beziehen; so entwirft der Vf. hiernach seine synoptische Tafel der Leidenschaften. Zu dem objectiven Verlangen rechnet er die *Genufsucht* (Wollust, Efslust, Trinklust, Unterhaltungssucht, Lesesucht, Spielsucht, Tanzsucht, Neuigkeitssucht), welche auf unmittelbare Befriedigung ausgeht, und die *Habsucht*, welche sich auf die Mittel zur Befriedigung richtet. Das objective Verabscheuen ist entweder ein *leidenschaftliches Verabscheuen alles dessen*, was nicht Lust gewährt (*Unlustscheu*), oder ein *leidenschaftliches Verabscheuen des Verlustes* der erworbenen Mittel um seiner selbst willen (*Geiz*). Das subjective Verlangen geht dahin, das eigene Ich (*Stolz*), oder sein Uebergewicht über seine Mitmenschen geltend zu machen (*Ehrsucht*). Das subjective Verabscheuen bezieht sich als *Herrschsucht* entweder auf alles dasjenige, was das eigene Ich beschränkt, oder den Mitmenschen unsrer Einwirkung entzieht (*Hafs*). Niemand kann freilich dem Verf. das Recht streitig machen, seine Begriffe so weit oder eng zu fassen, als es seinem Zweck gemäfs ist, da die populären Vorstellungen, welche man mit ihrem Namen verbindet, dem wissenschaftlichen Denker keinen Zwang anthun dürfen. Indefs wenn er unter Leidenschaft durchaus nur die einzelnen Formen der Selbstsucht verstanden wissen will, so mufs er doch darauf Bedacht nehmen, die im Munde aller Völker und Zeiten lebenden Leidenschaften der religiösen Schwärmerei und des Fanatismus, der reinen (nicht wollüstigen) Geschlechts- und Familienliebe, des maafslosen Enthusiasmus für alles Gute, Edle und Schöne unter irgend einer anderen Begriffsform zur Darstellung zu bringen, da sie gewifs nicht leere Gedankendinge, sondern die allerkräftigsten Motive der Gemüthsthätigkeit bezeichnen, und eben deshalb im Gebiete der Geisteskrankheiten eine so überaus wichtige Rolle spielen. Dies ist aber dem Verf. nirgends eingefallen, und wenn nun mit einem Male unter den von ihm aufgestellten Arten der Geisteskrankheiten auch die erotische und religiöse Melancholie zum Vorschein kommen, so springen wie Dii ex machina plötzlich Elemente des Seelenwirkens hervor, an welche früher nirgends gedacht wurde.

Wenn ferner der Verf. die Leidenschaft mit der Selbstsucht dem Begriffe nach identificirt, so hat er sich freilich gegen jedes mögliche Mifsverständnifs geschützt, aber sobald er von ihr Nichts weiter aussagt, auch nur eine trockene Schulformel ohne alles innere Leben mitgetheilt. Denn zunächst entsteht doch wieder die Frage: was ist die Selbstsucht, mufs man sie für ein ursprüngliches Element der Seele, oder für die Ausartung anderweitiger Grundkräfte halten, und in welcher Beziehung steht sie zu den übrigen Seelenkräften? Wenn mit Recht über die Unfruchtbarkeit der meisten gangbaren psychologischen Begriffe geklagt wird, so ist der Grund vornämlich darin zu suchen, dafs sie aus gewissen analytischen Betrachtungen des Seelenwirkens als einzelne Momente abstrahirt, in ihrer isolirten, Bedeutung aufgefafst, und sodann nach gewissen Kategorieen des Vorstellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögens wie ein todtes Fachwerk zu einem Ganzen zusammengefügt werden, dem alle innere Einheit, lebendige Gemeinschaft und organische Wechselwirkung der Theile gänzlich fehlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter von Dr. Joh. Nic. Jäger.

(Fortsetzung.)

Alles Leben ist aber zunächst ein Entwickeln und Wachsen, welches nur in sofern möglich werden kann, als die ihm zum Grunde liegenden Elemente im innigsten Bunde stetig zusammenwirken, weil jede Erscheinung niemals aus der Thätigkeit eines einzelnen Elements, sondern aus gegenseitiger Durchdringung, wenn nicht aller, doch der meisten entspringt. Will man also von dem Wirken irgend einer Seelenkraft eine objective Vorstellung erlangen, so muſs man sie nach allen Richtungen hin in ihren Verhältnissen zu den übrigen Seelenkräften sich zur Anschauung bringen, um sich Rechenschaft abzulegen, wie sie eben so sehr deren Thätigkeit modificirt, als sie selbst von denselben mannigfach bestimmt wird. Es ist also z. B. nicht genug, eine trockene Definition der Phantasie aufzustellen, sondern um ihre wesentliche Bedeutung im Organismus des gesammten Seelenwirkens aufzufassen, muſs man ihr wechselwirkendes Verhältniſs zur Anschauung, zum Gedächtniſs, zum reflectirenden Verstande und zur Vernunft, zu den einzelnen Gefühlen und Bestrebungen ins Auge fassen, und auf gleiche Weise aus dem Begriff jeder einzelnen Seelenkraft das Wirken aller übrigen in den vielfach verschlungenen Verhältnissen überschauen. Mit anderen Worten, man muſs die Thatsachen des Bewuſstseins, nachdem sie in gewisse Elemente zerlegt waren, aus diesen wieder zusammensetzen, also die psychologische Analyse nur als das Mittel zu einer synthetischen Betrachtung der Seelenzustände benutzen, welche allein die Erkenntniſs ihrer *genetischen Processe* möglich macht. Nur auf diese Weise kann man die Analyse in naturgemäſse Grenzen einschlieſsen, weil nur solche Elemente des Seelenwirkens anerkannt werden dürfen, von denen sich ein wesentlicher Einfluſs auf die mannigfachen Operationen des Geistes und Gemüths nachweisen läſst, dagegen bei Vernachläſsigung des angegebenen Verfahrens der grüblerische Scharfsinn sich darin gefällt, die psychischen Erscheinungen in eine Menge von Factoren zu zersplittern, welche von jedem Schriftsteller anders bestimmt werden, so daſs man selbst an der Möglichkeit verzweifeln muſs, auch nur einen räsonnirenden Katalog von den zahllosen Kräften anzulegen, mit denen die Seele beschenkt worden ist.

Prüfen wir nun in diesem Sinne den vom Verf. aufgestellten Begriff der Leidenschaft als *des Strebens, sein sinnliches Wohl, seinen eigenen Vortheil durch jedes Mittel geltend zu machen;* so ist freilich durch die Bemerkung, *daſs die Gegenvorstellungen des Gewissens nichts dagegen auszurichten vermögen,* die Leidenschaft als das Uebermaaſs jenes Strebens bezeichnet, welches die sittliche Grundverfassung der Seele aufhebt. Welches ist denn aber das natürliche Maaſs jenes Strebens, welches wir doch kennen müssen, wenn wir seine übertriebene Thätigkeit richtig abschätzen wollen, und welches ist das Merkmal der Unterscheidung des Naturgemäſsen vom Ausgearteten? Davon erfahren wir beim Verf. kein Wort. Er ist also in seiner Analyse auf halbem Wege stehen geblieben, denn anstatt die in den übermäſsigen Bestrebungen der Genuſssucht, der Habsucht, des Stolzes, der Herrschsucht enthaltenen natürlichen Triebe zur Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse und der an sich nothwendigen Interessen der Ehre, des Besitzes und der äuſseren Unabhängigkeit aufzusuchen, und als ursprüngliche Elemente im Organismus des Seelenlebens geltend zu machen, deren Beziehung unter sich und mit dem Verstande sich leicht ermitteln läſst,

Digitized by Google

ignorirt er das eigentliche Fundament des Seelenwirkens, um dasselbe von vorn herein nur in seinen Ausartungen mit ganz populären und darum unwissenschaftlichen Ausdrücken zu bezeichnen. Daher trennt er beiläufig gesagt Dinge, welche unstreitig zusammen gehören, z. B. Geiz und Habsucht, und legt der Herrschsucht, welche das positive Streben nach grenzenloser Macht ausdrückt, einen rein negativen Charakter unter, in sofern sie nur den Abscheu gegen die Beschränkung des eigenen Ichs bethätigen soll. Ging Napoleon deshalb darauf aus, die ganze Welt zu erobern, um nur sein Ich von äufseren Hindernissen zu befreien? Dann hätte er sich seine riesenhaften Anstrengungen ersparen können, denn er brauchte sich blofs auf eine wüste Insel zu verbannen, wo Niemand seinen Willen durchkreuzt hätte. Ist es ferner richtig, das Streben nach Ehre, welches sich mit allen höheren und edleren Interessen der Seele innig verschwistert, deshalb ein sinnliches zu nennen, weil es in seiner leidenschaftlichen Ausartung den Charakter der Selbstsucht an sich trägt, welche, um sie dem höheren sittlichen Begehren schroff gegenüber zu stellen, als ein sinnliches bezeichnet wird? Was hat das Ehrgefühl, welches nach den höchsten Preisen in der Wissenschaft und im Volksleben ringt, mit der Befriedigung animaler Bedürfnisse gemein?

Doch diese Ausstellungen sind von untergeordneter Bedeutung im Vergleich mit dem Einwurf, dafs der Verf. mit der ganzen künstlichen Gliederung von einzelnen Kräften auch nicht den kleinsten Raum zu einer synthetischen Betrachtung der Seelenthätigkeit in ihrem organischen Zusammenhange, in der genetischen Reihefolge der verschiedenen Zustände gewonnen hat. Da mit dieser Bemerkung das punctum saliens der psychologischen Deutung des Wahnsinns bezeichnet wird, so müssen wir dabei einen Augenblick verweilen. Dafs jene Deutung im naturgemäfsen Seelenleben alle ursprünglichen Bedingungen zu seiner Entartung finden mufs, folgt schon aus ihrem Begriffe; sie darf keine psychischen Elemente postuliren, welche erst im Wahnsinn wirksam würden, und eben weil die Somatiker es für unmöglich hielten, aus den Gesetzen der gesunden Seele die kranke zu verstehen, schoben sie Begriffe aus der Pathologie des körperlichen Lebens als die wesentlichen Erklärungsgründe für die Störungen des Bewufstseins ein. Nie wird man ihnen mit Erfolg entgegentreten, wenn man nicht eine psychologische Construction des Wahnsinns in seinem lebendigen Zusammenhange mit den früheren Seelenzuständen zur Darstellung bringt, wenn man nicht die Entwickelungsstufen bezeichnet, auf welchen der demselben zum Grunde liegende pathogenetische Procefs aus der vollen Freiheit und Besonnenheit des Bewufstseins zu den gröfsten Verkehrtheiten und Irrthümern hinüberschweift. Um dies möglich zu machen, müssen vor Allem die Mittelglieder zwischen Gesundheit und Krankheit der Seele, die Uebergangsstufen zwischen beiden, welche mit beiden Einiges gemein haben, aufgesucht und erforscht werden, widrigenfalls der gesunde und krankhafte Seelenzustand als schroffe Gegensätze stehen bleiben, welche sich in allen Beziehungen widerstreiten, und jeden Zusammenhang durch vermittelnde Begriffe ausschliefsen. Dafs alle heftigen Affecte und Leidenschaften diese Mittelglieder bilden, ist keine hypothetische Voraussetzung, sondern eine durch alle Zeitalter thatsächlich bekräftigte Erfahrung, so dafs niemals der erleuchtete Weise gefunden worden ist, noch jemals gefunden werden wird, welcher die Grenzen zwischen Besonnenheit, Leidenschaft und Wahnsinn mit wissenschaftlicher Schärfe ziehen könnte. Gleichwie Tag und Nacht durch unzählige Abstufungen des Lichts unmerklich in einander übergehen, eben so giebt es zwischen der Klarheit der reinen Vernunft und der absoluten Finsternifs des Blödsinns zahllose Gradationen des geistigen Lichts, dessen Dämmerung namentlich nur mit einer gewissen Willkühr entweder zum Tage oder zur Nacht gerechnet werden kann. Dafs hierin nicht die geringste Uebertreibung liegt, dafür leistet die Weltgeschichte Bürgschaft, denn ganze Zeitalter dachten und handelten in Begriffen, welche jetzt unbedenklich für Ausgeburten der Geisteszerrüttung erklärt werden. Um sich daher in diesen stets wechselnden Gegensätzen von Vernunft und Wahnsinn nur mit einiger Sicherheit zurechtzufinden, mufs man, gleichwie der Geometer seine Demonstrationen mit einer Menge von eingeschobenen Hülfslinien führt, seine Zuflucht zu den mannigfachsten Betrachtungen oft ganz entlegener Art nehmen, von denen beim Vf. keine Spur anzutreffen ist. Um kurz zu sein, wenn man eine psychologische Theorie des Wahnsinns zu Stande bringen will, mufs man die in allen Affecten und Leidenschaften wirksamen Kräfte als naturnoth-

Digitized by Google

wendige Triebe oder Neigungen aufsuchen, sie in ihrem ursprünglichen Verhältnifs und innigem Zusammenwirken unter sich und mit dem Verstande, woraus das freie Selbst- und Weltbewufstsein als Besonnenheit hervorgeht, erforschen. Indem man die Bedingungen ermittelt, durch welche der Uebergang jener ursprünglichen Triebe in Affecte und Leidenschaften bewirkt wird, entdeckt man auch ihr gänzlich verändertes Verhältnifs unter sich und mit den Denkoperationen, welche, wie Jeder weifs, durch alle Affecte und Leidenschaften ohne Ausnahme von ihrer strengen Regel abgelenkt, und dadurch in die mannigfachsten Mifsverhältnisse und Widersprüche versetzt werden, denen genau ein vom Naturgemäfsen ganz abgewichener Gemüthszustand entspricht. Hat man diesen Betrachtungen eine möglichst grofse Ausdehnung gegeben, um alle durch Affecte und Leidenschaften verschobenen Beziehungen in der gesammten Seelenverfassung genau kennen zu lernen, so findet man auch das vollständige Alphabet, ja die ganze Grammatik der Sprache, in welcher der Wahnsinn redet. Denn es giebt keine noch so grell hervorspringende Erscheinung des letzteren, von welcher im Bereich der Affecte und Leidenschaften nicht die deutlichsten, oft bis zur vollen Entwickelung gediehenen Spuren angetroffen würden; Alles ist in ihnen schon vollständig da gewesen, was im Wahnsinn blofs durch seine kolossale Gröfse überrascht, ja die einzelnen Formen und Arten des Wahnsinns haben eine bis in die kleinsten Züge übereinstimmende Aehnlichkeit und innere Verwandtschaft mit den Affecten und Leidenschaften, aus denen sie zum Ueberflufs in ununterbrochener Entwickelungsfolge durch einen das ganze Leben verknüpfenden Faden abgeleitet werden können, so dafs es, wie schon bemerkt, oft unendlich schwer hält, die wirklichen Grenzen zu bestimmen. Wir müssen diese Andeutungen des genetisch synthetischen Verfahrens, durch welches allein eine psychologische Theorie der Geisteskrankheiten objectiv begründet werden kann, mit der Bemerkung schliefsen, dafs die blofs zerstückelnde Analyse der Thatsachen des Bewufstseins, welche der Verf. gegeben hat, auch nicht die geringste Möglichkeit zu einer wissenschaftlichen Construction des Wahnsinns darbietet, worauf wir später nochmals zurückkommen werden.

Schon in dem ersten, allgemeinen Theile der vorliegenden Schrift kommt es vollständig an den Tag, dafs der Verfasser sich keine feste wissenschaftliche Grundlage zu bereiten wufste, auf welcher er eine innerlich durchgebildete Theorie der Geisteskrankheiten hätte aufführen können, denn es fehlen ihm überall die leitenden Principien zu einer fortlaufenden Begriffsentwickelung, in deren Ermangelung seine Darstellung in eine Menge von zerstreuten Bemerkungen aus einander fällt, welche Wahrheit und Irrthum in buntem Gemenge durch einander werfen. Da er nirgends einen Maafsstab zu einer Kritik giebt, so müfste letztere sich ihrerseits in ein endloses Detail zersplittern, um nur einigermafsen eine Sichtung des von ihm dargebotenen Stoffes zu bewerkstelligen. Zuerst entwirft er mit flüchtigen Zügen ein allgemeines Bild der Geisteskrankheiten, welches schon deshalb aller inneren Wahrheit ermangelt, weil dasselbe kein einziges Merkmal enthalten kann, welches nicht auch bei den Affecten und Leidenschaften angetroffen würde und weil überhaupt die krankhaften Seelenzustände unter so zahlreichen Gegensätzen der inneren Verhältnisse und äufseren Erscheinungen auftreten, dafs sie höchstens in einigen abstracten Begriffen etwas Gemeinsames haben. Will man daher die unendliche Fülle ihrer einzelnen Formen mit einer Gesammtanschauung umfassen, so mufs letztere eine solche Menge von Widersprüchen in sich schliefsen, dafs der Begriffsentwickelung ein wahres Labyrinth dargeboten wird, in welchem auch der beste Kopf irre werden mufs. Indem daher der Verfasser unmittelbar darauf von den Momenten spricht, auf welche der psychische Arzt zu sehen hat, um das Vorhandensein einer psychischen Krankheit festzustellen, und ein richtiges Urtheil in den streitigen Fällen abgeben zu können, wo eine psychische Krankheit verhehlt, simulirt oder angeschuldigt wird, mufs er sich mit einigen ganz oberflächlichen Bemerkungen begnügen, welche jenes schwierige Problem nicht lösen können. Denn in den endlosen Streitigkeiten der Aerzte über diesen wichtigen Gegenstand, welcher so tief in die gesammte Praxis des Criminal- und Civilrechts eingreift, liegt uns der unwidersprechliche Beweis vor Augen, dafs die Unterscheidung der Geisteskrankheiten von ähnlichen und verwandten Zuständen der Affecte und Leidenschaften jedesmal nach rein subjectiven Gründen willkürlich geführt wird, wenn sie sich nur nach einzelnen abgerissenen Zügen oder

Digitized by Google

Merkmalen richtet, welche, weil sie jenen wie diesen gemeinschaftlich sind, niemals ein gründliches Urtheil über die wesentliche Gemüthsverfassung möglich machen. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der sinnlichen Momente, bei der grofsen subjectiven Verschiedenheit der Denkweise der Beurtheiler pflegt jeder derselben einen anderen Standpunct der Betrachtung zu wählen, und er braucht nur ein einigermafsen gewandter Dialektiker zu sein, um seine Darstellung in innigen Einklang mit ganz persönlichen Interessen und Motiven zu bringen. Man braucht sich nur an die völlig disparaten Urtheile zu erinnern, welche in den Zeitblättern bei der Erwähnung merkwürdiger Verbrecher, namentlich Königsmörder, Brandstifter, Vergifter laut werden, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dafs dabei nie von einer Entscheidung aus objectiven Gründen, sondern nur von Partheiansichten die Rede ist, in welchen Publikum, Juristen und Aerzte nach ihren Privatzwecken schroff einander entgegentreten. Soll in diese grenzenlose Verwirrung der Begriffe jemals eine wissenschaftliche Klarheit, Ordnung und Gültigkeit gebracht werden; so ist dies nur unter der Bedingung möglich, dafs vorher die Nothwendigkeit einer psychologischen Entwickelung der zweifelhaften Seelenzustände geltend gemacht wird, wo die zu beurtheilende That nicht als ein abgerissenes Factum nach einzelnen äufseren Merkmalen abgeschätzt, sondern im nothwendigen organischen Zusammenhange mit dem gesammten früheren Leben als eine naturwahre, unvermeidliche Folge desselben aufgefafst wird. Diese psychologische Entwickelung oder genetische Deutung mufs sich besonders der Aetiologie des Wahnsinnes bemächtigen, und deren Erfahrungssätze höheren Gesetzen unterordnen, aus denen allein eine wirkliche Pathogenie desselben hervorgehen kann. Was hilft es, die einzelnen ursachlichen Bedingungen zusammenzustellen, welche erweislich dem Ausbruch der Geisteskrankheiten häufig vorhergegangen sind, und allenfalls die Bemerkung hinzuzufügen, dafs sie um so gewisser dieselbe zur Erscheinung bringen werden, in je gröfserer Zahl sie zusammentreffen, wenn die Erfahrung lehrt, dafs die meisten Menschen ganz unter denselben Bedingungen bei vollem Verstande bleiben? Eine ätiologische Deutung, welche nur die Möglichkeit, aber nicht die Nothwendigkeit einer Erscheinung unter gewissen gegebenen Bedingungen nachweisen kann, ermangelt alles wissenschaftlichen Werthes, und erzeugt um so leichter eine völlige Begriffsverwirrung, je reichlicheren Stoff sie zusammengebracht hat.

Dieser Tadel trifft den Verf. im vollen Maafse bei der Darstellung der einzelnen Ursachen der Geisteskrankheiten, welche er zwar in einer gewissen Vollständigkeit aufzählt, ohne jedoch bei einer einzigen die Beantwortung der Frage möglich zu machen, was eigentlich den Ausschlag geben müsse, um durch sie eine Störung des Bewufstseins zu bewirken? Es fehlt ihm überall der innere Zusammenhang seiner Sätze, aus denen der Ursprung und die fortschreitende Entwickelung krankhafter Seelenzustände nur dann erklärt werden kann, wenn der leitende Faden aufgesucht wird, welcher alle Enden und Extreme derselben mit dem früheren Gesammtleben zum innigsten Zusammenhange verknüpft. In einzelnen Fällen scheint er eine Ahnung von den dazu nöthigen Erfordernissen zu haben, indem er von dem Einflusse der Phantasie auf die Leidenschaften, den Verstand u. s. w. spricht; aber er springt nach einzelnen flüchtigen Andeutungen so schnell davon ab, dafs er nur einige kümmerliche Bruchstücke einer wirklichen ätiologischen Begriffsentwickelung giebt. Freilich bildet dieselbe eine der schwierigsten psychologischen Aufgaben, welche nur unter dem Heranziehen einer Menge von entlegenen Lehren glücklich gelöset werden kann, statt dessen man sich die Arbeit ungemein erleichtern kann, wenn man, wie in einem Guckkasten, eine Menge von bunten Bildern auf einander folgen läfst, welche wenigstens durch ihre Mannigfaltigkeit das Auge ergötzen, ohne jedoch errathen zu lassen, in welchem Sinne sie auf einander folgen.

Wir können die Bemerkungen des Verf.'s über den Verlauf und die Ausgänge der Geisteskrankheiten füglich überspringen, da diese Lehren ihrer wesentlichen Bedeutung nach nur dann verständlich werden, wenn ihnen eine tiefere ätiologische und pathogenetische Erkenntnifs derselben zum Grunde gelegt wird; aber mit einigen Worten müssen wir der von ihm vorgeschlagenen Regeln zu einer psychischen Curmethode gedenken, weil gerade sie den verwickeltsten Controverspunct in der gesammten Psychiatrie bildet.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter von Dr. Joh. Nic. Jäger.

(Fortsetzung.)

Nichts hat dieselbe von jeher mehr in Mifsachtung gebracht, als die Mittheilung abgerissener Kunstmittel und Maximen, welche in Ermanglung eines innern Zusammenhanges jedes Beweises ihrer Gültigkeit entbehren, und welche eben deshalb so willkürlich und unschicklich in Gebrauch gezogen wurden, dafs dabei nur nachtheilige Folgen herauskommen konnten, um die Gegner zur lautesten Mifsbilligung und zu dem Verwerfungsurtheile gegen die ganze Ansicht zu berechtigen. Wenn man nicht weifs, in welchem nothwendigen inneren Mifsverhältnisse Anschauung, sinnliches Gefühl, Phantasie, Verstand, Neigungen und Leidenschaften beim Wahnsinne überhaupt und dessen einzelnen Formen stehen, und wie dies Mifsverhältnifs sich aus einer Verschiebung der Grundverfassung der Seele in folgerechter Entwickelung hervorgebildet hat; so kann man sich auch nicht in einem einzigen Falle mit nur erträglicher Wahrscheinlichkeit den Erfolg vorhersagen, welcher aus der beliebigen Einwirkung auf irgend eines jener psychologischen Elemente hervorgehen wird, da alle in so inniger Gemeinschaft mit einander stehen, dafs an der Reaction des einen auf äufsere Impulse alle übrigen den lebhaftesten Antheil nehmen. Alles sogenannte Heilbemühen mufs sich dann in ein blindes Experimentiren auf's Gerathewohl verlieren, bei welchem gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem beabsichtigten Zweck herauskommt. Keine specielle Heilregel hat eine allgemeine Gültigkeit, sondern ist nur unter gewissen Bedingungen anwendbar, welche blos auf dem Standpuncte leitender Grundsätze erkannt werden können. Diese Grundsätze lassen sich aber nur aus einer methodischen Pathogenie der Geisteskrankheiten ableiten, denn man mufs das Gesetz ihrer Entwicklung kennen, um zu verstehen, wie dieselbe rückgängig gemacht, wie die verschobene Grundlage der Seele in ihre ursprüngliche Verfassung zurückgebracht werden soll, welches also voraussetzt, dafs alle einzelnen Heilregeln in die Uebereinstimmung eines gemeinsamen Plans zur Erfüllung einer bestimmten Grundabsicht gebracht werden, wonach sich erst die Bedeutung jeder einzelnen Heilregel und das endlose Detail der speciellen Modificationen ihrer Anwendbarkeit erkennen läfst. Aufserdem fällt alles psychische Curiren in blinder und roher Empirie aus einander und stellt sich ganz auf die Stufe der beliebten Recepttaschenbücher, in denen Arznei-Formeln für alle mögliche Krankheiten ohne die geringste Bestimmung für ihren zweckmäfsigen Gebrauch enthalten sind, womit die Routine ihr willkürliches Spiel treibt.

Wenn daher der Verfasser in kurzen Paragraphen auf beiläufig nur 20 Seiten über die Einwirkung durch den Sinn, durch das Vorstellungsvermögen, auf das Empfindungsvermögen, auf den Trieb, durch die Vernunft und den Willen, auf das Gemüth in ganz abgerissenen Sätzen spricht, ohne die geringste Andeutung davon zu geben, wie diese Regeln ineinander greifen, und auf die Erfüllung eines gemeinsamen Zwecks hinarbeiten sollen; so müssen wir mit Bedauern erklären, dafs er von dem Wesen des psychischen Heilverfahrens auch nicht die geringste Ahnung hat. Wie wahr dies sei, erhellt besonders daraus, dafs er gerade die wichtigsten Bedingungen desselben, nämlich die Disciplin in den Irrenheilanstalten, die Nothwendigkeit einer geregelten Lebensordnung, einer möglichst anhal-

Digitized by Google

tenden geistigen und körperlichen Beschäftigung entweder gar nicht berührt, oder mit den flüchtigsten Bemerkungen abgefertigt hat, welche ihre grundwesentliche Bedeutung gar nicht ahnen lassen. Wir dürfen daher getrost an den Verfasser die Forderung richten, er solle nur einmal selbst bei Geisteskranken den praktischen Versuch machen, wie weit er mit seinen Vorschriften kommen werde, und können es ihm mit der gröfsten Bestimmtheit vorhersagen, dafs sie ihn bald in die ärgsten Conflicte mit jenen bringen, und ihn in die vollständigste Rathlosigkeit versetzen würden. Wer nicht durch angestrengstes praktisches Studium der Geisteskrankheiten während mehrerer Jahre sich zu irgend einem Grundbegriff derselben hindurchgearbeitet, und das unvermeidliche Fehlschlagen oberflächlicher Heilmaximen nicht in eignen bitteren Erfahrungen erlebt hat, begreift es nicht, wie das lose und willkürliche Herumtasten in den dunkelsten Zuständen die schlimmsten Folgen nach sich ziehen mufs, gerade als wenn Jemand eine schadhafte Uhr repariren wollte, indem er mit allerhand Instrumenten auf's Gerathewohl in den künstlichen Bau derselben hineinführe, ohne von den Rädern desselben und den Antrieben und Gesetzen ihrer Bewegung eine Vorstellung zu haben. Man findet nicht eine einzige Vorschrift bei dem Verfasser, z. B. wie man das Vertrauen der Kranken gewinnen, in wie fern man ihren irrigen Ueberzeugungen widersprechen oder nachgeben, wie man sie mit Strenge und Milde behandeln soll, welche nicht eine schwankende Haltungslosigkeit der ihr zum Grunde liegenden Begriffe verriethe, welche nicht auf allen Seiten entweder begrenzt, oder erweitert, berichtigt und völlig umgestaltet werden müfste. Das sind die unvermeidlichen Folgen, wenn man den Wahnsinn nur in Büchern, nicht in eigener Anschauung und praktischer Thätigkeit kennen gelernt hat.

Dafs bei dem gänzlichen Mangel einer allgemeinen wissenschaftlichen Grundlage die Verwirrung der Begriffe in dem zweiten oder besonderen Theile den höchsten Grad erreichen müsse, läfst sich schon vorhersehen, und wir müssen gänzlich darauf Verzicht leisten, den Inhalt desselben einer vollständigen Prüfung zu unterwerfen. Zuerst spricht der Verfasser von der Eintheilung der Geisteskrankheiten, und nach seiner willkürlichen Analyse bringt er heraus, dafs sie zunächst in die beiden Hauptklassen der Vergegenwärtigungs- und der Strebungskrankheiten geschieden werden müssen. Zu den Krankheiten des Vergegenwärtigens zählt er die Krankheiten der Sinne, des Empfindungsvermögens, des Gemüths (Melancholie), der Reproductionskraft und der Denkkraft. Die Krankheiten der Reproductionskraft unterscheidet er wieder 1) in Anomalieen derselben dem Grade nach, wohin er die Zerstreutheit und das Vertieftsein rechnet; 2) in Anomalieen der Form nach, welche wiederum in Krankheiten des Gedächtnisses, der Einbildungskraft (Wahnsinn in engerer Bedeutung) und der Phantasie (Phantasterei und Schwärmerei) zerfallen. Zu den Krankheiten des Verstandes rechnet er den Blödsinn, die Verwirrtheit und die Narrheit. Krankheiten des Strebens soll es nur zwei geben, nämlich die Tobsucht als Sthenie des Triebes, und die derselben entgegengesetzte Asthenie des letzteren, welche aber auf einer Seite so kurz abgefertigt wird, dafs man kaum errathen kann, was darunter verstanden werden soll. Noch werden den beiden Rubriken der Melancholie und des Wahnsinnes mehrere Complicationen mit anderen Krankheiten eingeschaltet, von denen wir indess wohl abstrahiren dürfen.

Jedem Kenner wird es beim ersten Blick auf das mitgetheilte Schema der Geisteskrankheiten einleuchten, dafs der Verfasser blofse Symptome, welche immer nur als Begleiter der verschiedenartigsten Zustände auftreten, zum Range wirklicher Krankheiten erhoben hat, dafs ihm also der Begriff, der kritische Maafsstab fehlt, nach welchem er den Charakter der Selbstständigkeit hätte prüfen sollen, durch welche jede Krankheit als ein reales Element der Nosologie sich auszeichnen mufs. Sinnestäuschungen sind keine Geisteskrankheiten mehr, wenn der mit ihnen Behaftete sie als Blendwerk erkennt, und sobald sie seinen Verstand irre leiten, bilden sie nur ein Glied in einer sehr verschlungenen Gruppe von pathologischen Verhältnissen, an denen alle Seelenkräfte Theil nehmen. Ganz dasselbe gilt von allen Empfindungskrankheiten, welche sich durch eine zu grofse oder zu geringe oder perverse Reizempfänglichkeit gegen äufsere Einflüsse, z. B. des Lichts, der Wärme, gegen schmerzerregende Dinge auszeichnen sollen. Zerstreutsein und Vertieftsein, als angebliche Anomalieen der Reproductions-

Digitized by Google

kraft dem Grade nach, kommen sogar in ganz naturgemäfsem Zustande vor, und der Verf. dürfte schwerlich nach ihrer blos äufseren Erscheinung, wenn sie nicht mit andern Symptomen von Geistesstörung verbunden sind, ihre Grenzen bestimmen können. Krankheiten des Gedächtnisses, so wie Phantasterei und Schwärmerei, wenn sie nicht mit Verkehrtheit des Verstandes und mit völliger Ungereimtheit der praktischen Bestrebungen gepaart sind, rechnet Niemand mehr zu den Seelenstörungen, wenn deren Begriff nicht über die Gebühr ausgedehnt werden soll. Denn es handelt sich hier nicht mehr um das subjective Belieben der Schriftsteller, sondern um die höchst ernsthaften Folgen, welche in Bezug auf alle gesetzlichen und socialen Verhältnisse eintreten müssen, wenn ein Individuum für wirklich geisteskrank erklärt werden soll. Mit gleichem Rechte könnte man alle heftigen Affecte und Leidenschaften zu den Seelenstörungen zählen, wozu auch viele Schriftsteller nicht übel Lust gehabt hätten, wenn nicht ein gänzlicher Umsturz aller gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer gesetzlichen Verfassung die nothwendige Folge davon wäre.

Insbesondere kommen aber in der ganzen speciellen Darstellung des Verfassers die höchst nachtheiligen Folgen seiner willkürlichen Analyse des Seelenwirkens, wodurch jede lebendige synthetische Betrachtung derselben ausgeschlossen wird, zum Vorschein. Nirgends tritt es bei seinen einzelnen Schilderungen deutlich und vollständig hervor, dafs die ganze Seele bei jeder wirklichen Störung leidet, so dafs sie niemals in einem einzelnen Elemente erkranken kann. Wenn es auch z. B. beim Wahnsinne aus sogenannten fixen Ideen oft den Anschein hat, als ob aufser dem Bereich derselben das Seelenwirken in Bezug auf Selbst- und Weltbewufstsein, auf Erinnerung und Reflexion, ja in Betreff der meisten Neigungen ganz naturgemäfs von Statten gehe; so ist dies doch näher betrachtet nur ein leerer Schein. Denn die Besonnenheit oder das objectiv richtige Urtheil über die eigene Person im Verhältnifs zur ganzen Aufsenwelt, ist nur unter der Bedingung möglich, dafs dies Urtheil nicht in irgend einem herrschenden Irrthum ein unüberwindliches Hindernifs finde. Bei jedem Wahnsinnigen ohne Ausnahme wird aber dies scheinbar richtige Urtheil sogleich gänzlich unterdrückt, wenn es in irgend einen Conflict mit der fixen Idee geräth, welche dann mit gebieterischer Nothwendigkeit ihn zu allen möglichen Verkehrtheiten des Denkens und Handelns zwingt, deren Verwerflichkeit einzusehen er völlig aufser Stande ist. Es fehlt ihm daher, wie besonnen er auch gewöhnlich scheint, durchaus das Vermögen der Selbstbestimmung nach dem freien Urtheile über die nothwendigen Folgen seiner Handlungen, er ist also im innersten Grunde seiner Seele nach allen Richtungen hin gefesselt, wenn auch dies oft nicht sichtbar ist, und nur bei gewissen Veranlassungen zum Vorschein kommt. Diese Grundwahrheit kann man aber nur dann ihrer ganzen Bedeutung nach beherzigen, wenn man sich eine lebendige synthetische Anschauung von den einzelnen Seelenkrankheiten erworben hat, indem man von einem gegebenen pathologischen Factum nach allen Richtungen des Seelenwirkens hin die aus ihm sich nothwendig ergebenden Folgen erwägt. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, den wirklichen Wahn von praktischen Irrthümern und Grillen aller Art, mit denen Jeder ohne Ausnahme behaftet ist, zu unterscheiden, weil letztere, wie fest sie sich auch im Bewufstsein eingenistet haben, ihn doch nie dazu zwingen werden, dem gesunden Menschenverstande zuwider ungereimte Behauptungen auszusprechen, oder gar verbrecherische Handlungen zu begehen.

In diesen Bemerkungen ist es schon ausgesprochen, dafs eine gründliche, wesenheitliche Darstellung der einzelnen krankhaften Seelenzustände bei dem Vf. gänzlich vermifst wird; er giebt nirgends die psychologischen Bedingungen des innern Causalnexus der Erscheinungen, sondern greift von letzteren einige willkürlich heraus, um mit ihnen Bilder zu entwerfen, welche nur für den Nichtkenner irgend einen Werth haben können, ihn aber dafür auch ganz irre leiten müssen. Um dies zu beweisen, wollen wir zuvörderst seine Lehre von der Melancholie näher prüfen. „Unter Gemüth", sagt er p. 241, „verstehen wir den Inbegriff der subjectiven Lebensmomente, die ihre Quelle in der Freithätigkeit haben, und die wir in unserem Innern gebildet und mit einander verbunden haben." Diese aufserordentlich unbestimmte Definition könnte mit weit gröfserem Recht auf die Vernunft angewandt werden, denn auch sie ist der Inbegriff aller subjectiven (wesentlichen) Lebensmomente, auch sie hat ihre

Digitized by Google

Quelle in der Freithätigkeit, und mit ihr verknüpfen wir den Gesammtinhalt unserer Seele zur Einheit! „Tritt nun", fährt der Verfasser fort, „zu den bereits vorhandenen geistigen Lebenserscheinungen durch die Selbstthätigkeit der Seele eine neue geistige Lebensäufserung hinzu, so verbindet sie sich mit den vorher im Gemüth schon bestehenden, wodurch eine Veränderung in demselben entsteht, welche, wenn wir uns ihrer bewufst werden, Gefühl heifst — und als solches angenehm oder unangenehm sein kann." Wiederum ein ganz in Nebel aufgelöster Begriff, welcher eben so wohl für die Denkoperationen (obgleich diese als solche jedes Gefühl ausschliefsen, wenn nicht ein thätiges Gemüthsinteresse ihr Object ausmacht) als für die Regung der Neigungen gültig ist, und daher gar Nichts aussagt. Warum wird ferner das Gemüth, welchem der Verfasser in der Einleitung eine selbstständige Rolle in der Dreitheilung der Seele anwies, in der Pathologie dem Wahrnehmungsvermögen beigerechnet, da es doch unverkennbar in der innigsten Beziehung zu den Bestrebungen steht, deren active oder passive Zustände sich durch Gefühle der Freude und des Schmerzes kund geben? „Die unangenehmen Gefühle", heifst es ferner, „wirken herabstimmend und hemmend, welches besonders von dem Schmerz, der Furcht, dem Schreck, dem Reuegefühl, der Sehnsucht, der Leere des Herzens gilt. Geht ein unangenehmes Gefühl in Affect über, so erschüttert er wohl das gesammte geistige Leben; allein ist das Gefühl geregelt, so wird es den Sturm aushalten können, und wenn die Affecte erregende Ursache entfernt wird, stellt sich das geistige Gleichgewicht von selbst wieder her. Aber nicht so ist es, wenn das Gemüth nicht geregelt ist, wenn es von Begierden und Leidenschaften, denen bestimmte Gefühle, oder diese als Affecte folgen, in steter Aufregung gehalten wird, wenn die ein unangenehmes Gefühl hervorrufende und das Gemüth belastende Ursache nicht entfernt wird." Dann soll das unangenehme Gefühl ununterbrochen fortbestehen, so dafs im Laufe der Zeit das gesammte geistige Leben den Charakter dessolben annimmt, so dafs es in dasselbe versenkt der selbstständigen Reflexion zur allseitigen Betrachtung der Verhältnisse, Zustände und des Willens verlustig geht. Bei einer solchen Darstellung der Melancholie ist wiederum nicht im Geringsten einzusehen, warum nicht die meisten Menschen in sie verfallen, da Leidenschaften in Ueberflufs vorhanden sind, und diese in endlosen Conflicten mit der Aufsenwelt stehen, welche immerfort die peinlichsten Gefühle zur Folge haben müssen. Es fehlt also die ganze Begriffsentwicklung, durch welche sich erklären liefse, warum aus Leidenschaften nur unter gewissen Bedingungen die Melancholie entstehen kann, und wenn man ihre eigenthümliche Ursachen nicht kennt, so wird man auch für sie keinen Heilplan entwerfen können. Ohne uns bei den Bemerkungen des Verfassers über den Verlauf, die Zeichen, die Ursachen, den Ausgang der Melancholie aufzuhalten, weil sie alle von der Oberfläche abgeschöpft sind, wollen wir nur einen Blick auf die Heilvorschriften werfen, mit denen er sie zu bekämpfen anräth, um uns zu überzeugen, dafs er ihr Wesen nicht im Entferntesten begriffen hat. Er verlangt, der Arzt solle das Gemüth der Kranken so zu stimmen suchen, dafs seine Trostgründe Eingang finden, und er ihr Vertrauen und ihre Zuneigung gewinnen möge. Das ist eben die Kunst, welche der Verfasser uns nicht lehrt, wobei noch zu bemerken ist, dafs die Kranken schon der Genesung nahe sind, sobald sie volles Vertrauen zum Arzte fassen und für dessen Trostgründe sich empfänglich zeigen. Hätte doch der Verfasser jemals den Versuch gemacht, die in finstere Verzweiflung versunkenen, mit Bitterkeit, Hafs und Argwohn gegen die ganze Welt erfüllten, von Gewissensbissen gefolterten Schwermüthigen mit Trostgründen aufzurichten, und dadurch ihr Vertrauen zu gewinnen, gewifs würde er sich überzeugt haben, dafs dies schlechthin unmöglich ist. Durch die verschlossenen Pforten ihrer Seele dringt kein theilnehmendes Wort, ihr irrer Verstand sieht in den besten Trostgründen nur Spott, Hohn, Ironie oder gutgemeinte Täuschung, ja mit eiserner Nothwendigkeit zerfleischen sie ihr Inneres im Schmerze, den sie für eine Pflicht halten, und wenn man nichts Besseres hat, als Worte, so wird man auch Nichts ausrichten. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter von Dr. Joh. Nic. Jäger.

(Schlufs.)

Ferner soll man die Aufmerksamkeit der Kranken von ihrem Gemüthszustande und den denselben veranlassenden Ursachen abziehen. Das gelingt nicht einmal zu Anfang bei geistig Gesunden, welche erst ihren Schmerz ausbluten müssen, ehe sie ihn nur auf einige Stunden aus dem Bewufstsein verlieren, wie viel weniger bei Denen, welche, im Schmerze völlig erstarrt, für jede andere Seelenregung absolut unfähig sind. — Auch Reisen werden als vorzüglich heilsam empfohlen. Aber einige Melancholische sind wie Niobe in regungslose Bildsäulen verwandelt, und man kann sie durch die ganze Welt führen, ohne dafs sie im Geringsten wissen, was mit ihnen vorgeht; andere werden durch ruhelose Angst umhergetrieben, und die Aufgabe, sie mit Sicherheit nur einige Meilen weit bis in die Irrenheilanstalt zu bringen, ist mit so vielen Schwierigkeiten, ja wirklichen Gefahren verbunden, dafs Niemand daran denken wird, mit ihnen eine weite Reise anzutreten. — Man soll, heifst es weiter, die Schwermüthigen nicht in der Einsamkeit lassen, in welche sie sich so gerne zurückziehen. Wohl wahr, nur hätte der Verf. auch angeben sollen, wie dies zu machen sei, denn gutwillig werden die Kranken dem Arzte niemals folgen, wenn er sie aus ihrem finstern Hinbrüten in die Gemeinschaft mit anderen Menschen zurückführen will — Der Arzt soll für angemessene Zerstreuung seiner Kranken sorgen; schade nur, dafs sie fast immer einen unüberwindlichen Abscheu dawider hegen. — Endlich werden unter der allgemeinen Bezeichnung einer Pflege des Gemüths noch mancherlei Regeln gegeben, wie man den Sinnestäuschungen der Kranken die bessere Einsicht des Verstandes und der Erfahrung gegenüber stellen möge, wie man die Einbildungsfähigkeit leiten solle, welche die vorhandenen traurigen Gefühle durch entsprechende Bilder unterhält, wie man ein wissenschaftliches Interesse in den Kranken wecken müsse. Immer wieder müssen wir dem Verf. die Frage vorlegen, wie dies Alles bewirkt werden solle, denn die blofse Regel enthält in sich so wenig den Begriff ihrer Anwendbarkeit, dafs sie ohne deren genaue Kenntnifs geradezu illusorisch wird. Wir müssen voraussetzen, dafs der Verf. im Wesentlichen von der Melancholie sich ganz denselben Begriff gemacht hat, wie er auf alle Betrübte im gewöhnlichen Leben pafst, denen man mit solchen ganz äufserlichen Hülfsmitteln wohl einige Erleichterung schaffen kann, da ihre gesunde Seelenorganisation schon von selbst dahin strebt, das durch den Schmerz ihr auferlegte Joch abzuschütteln, während der Melancholische mit allen Kräften an dasselbe sich anklammert, und jedes Bemühen, ihm dasselbe abzunehmen, als ein feindseeliges ansieht und zurückstöfst. Wir können hier keine Abhandlung über das Heilverfahren bei der Melancholie schreiben, dürfen aber dem Verf. die bestimmte Versicherung geben, dafs wenn dem Arzte nicht ganz andere Heilmotive, deren er mit keiner Sylbe gedenkt, zu Gebote ständen, die Wiedergenesung der Schwermüthigen in den meisten Fällen wohl ein frommer Wunsch bleiben möchte. Auch ist gerade bei der Melancholie ein angemessenes therapeutisches Verfahren von der gröfsten Wichtigkeit, wurde aber von dem Verf. mit Stillschweigen übergangen, weil er als Nichtarzt keine Anleitung zu demselben geben konnte.

Noch müssen wir mit einigen Worten der vom Verf. gegebenen Darstellung des Wahnsinns in engerer Bedeutung, welcher in der gewöhnlichen Termino-

Digitized by Google

logie den Namen der Monomanie führt, gedenken, weil gerade bei demselben die psychologische Theorie die günstigste Gelegenheit findet, ihre volle Gültigkeit zu erweisen. Denn einerseits bietet die Monomanie am häufigsten die Fälle eines reinen Seelenleidens ohne alle Complication mit körperlichen Störungen dar, welche nur durch erzwungene materialistische Hypothesen im schroffen Widerspruch mit den deutlichsten Ergebnissen unbefangener Beobachtungen postulirt, erdichtet werden können. Andrerseits tritt bei der Monomanie die Seelenthätigkeit, wenn sie auch von ihren wesentlichen Grundbedingungen sich entfernt hat, doch in einem so strengen inneren Zusammenhange auf, dafs ihre Verhältnisse mit der gröfsten Schärfe sich bestimmen lassen. Endlich stimmen die einzelnen Formen der Monomanie bis in die kleinsten Züge so vollständig mit den entsprechenden Leidenschaften überein, und es läfst sich ihr unmittelbarer Ursprung aus denselben in den meisten concreten Fällen auf eine so einleuchtende Weise demonstriren, dafs eben deshalb die gründliche Kenntnifs der Monomanie den Schlüssel für die gesammte Psychiatrie abgiebt. Der Verf. sagt hierüber: „Wenn eine Vorstellung, ein Ereignifs, ein grofses Unglück u. s. w. auf die Seele einen gewaltigen Eindruck macht, so wird die entsprechende Vorstellung einerseits mit einer grofsen Lebhaftigkeit und Stärke auftreten, andrerseits da sie lange Zeit im Bewufstsein, ohne in demselben verdunkelt zu werden, fortbesteht, wird sie mit vielen anderen Nebenvorstellungen in Verbindung treten, so dafs sie in unendlich vielen Complicationen und Gesammtvorstellungen als ein Theil erscheint, und somit auch bei der leisesten Anregung hervorgerufen wird, so dafs man fast behaupten kann, sie bestehe immerfort im Bewufstsein, sie habe sich daselbst fixirt. Da diese Vorstellung im Verlauf ihres Fortbestehens im Bewufstsein das ganze geistige Leben auf sich bezieht, so werden alle übrigen Seelenthätigkeiten mehr oder weniger die Farbe jener Grundvorstellung annehmen, und somit in ihrer Thätigkeitsäufserung alienirt erscheinen, so dafs zuletzt ihre Auffassungsweise der Eindrücke und der Gegenstände der Aufsenwelt nicht mehr objectiv ist, sondern mehr oder weniger den Charakter der Subjectivität an sich trägt. Die Seele verliert endlich die Selbstständigkeit des Bewufstseins und der Thätigkeitsäufserung, und den nun eingetretenen Zustand der Seele nennen wir Wahnsinn, und erklären diesen für denjenigen unfreien Zustand der Seele, in dem sie von einem Wahne, d. i. von einer Vorstellung, die sie sich eingebildet hat, so beherrscht wird, dafs dadurch die Selbstständigkeit der Reflexion und der Willensäufserung verloren geht."

Wir haben absichtlich die ganze Exposition des Begriffs vom Wahnsinn beim Verf. *wörtlich* mitgetheilt, um zu zeigen, wie alle darin enthaltenen Sätze mit alleinigem Ausschlufs des letzten auf jeden grofsen Gedanken, hochherzigen Entschlufs, auf jeden Gemüthszustand während der entscheidenden Wendepuncte und Katastrophen in dem Leben eines Jeden vollkommen anwendbar sind! Warum gehen die ungeheuersten Ereignisse, welche die Seele bis in ihre innersten Tiefen erschüttern, ohne bleibende Störung ihres Gleichgewichts in zahllosen Fällen vorüber, so wie das Meer nach jedem Sturm wieder spiegelglatt wird? Darüber sagt der Verf. kein Wort, um die Kluft zwischen dem letzten Satze seiner Exposition, wo der fertige Wahnsinn mit einem Male, man weifs nicht wie, hervorspringt, und seinen früheren Bemerkungen auszufüllen. Wenn die Melancholie sich noch eher aus einem anhaltenden Gram erklären läfst, dessen deprimirender Einflufs zuletzt die Seele in Fesseln schlagen mufs, und wenn auch die Tobsucht als ein übermäfsiger Excefs des Zorns und andrer wilden Gemüthsaufregungen sich leichter verstehen läfst, da es in beiden Fällen fast nur auf ein gröfseres Maafs der pathologischen Verhältnisse anzukommen scheint, um den blofsen Affect in ein anhaltendes Seelenleiden umzuwandeln; so reichen wir dagegen mit diesen einfachen Vorstellungen beim Wahnsinn lange nicht aus. Denn bei ihm waltet weder ein in Fesseln geschlagenes, noch in die heftigste Aufregung versetztes Gemüth, welches als solches jedes logisch dialektische Denken unmöglich macht, und dadurch sein inneres Mifsverhältnifs um so leichter fortsetzen kann; sondern in der Monomanie bleibt bei gemäfsigter Gemüthsthätigkeit ein lebendiger Verstandesgebrauch in voller Wirksamkeit, welcher oft mit ausgezeichneter Beobachtungsgabe, treuem Gedächtnifs, hervorstechendem Witz und Scharfsinn ausgestattet, nach deutlich ausgesprochenen Principien eine künstliche Begriffsentwickelung zu Stande bringt,

Digitized by Google

welche man in allen Theilen als richtig anerkennen muſs, wenn nur gewisse Vordersätze, in denen der ganze Irrthum steckt, als gültig zugestanden werden. Also die gesammte Denkthätigkeit kann zu einer wahren Virtuosität gesteigert, und dennoch die Erscheinung eines kranken Geistes sein, welcher aller glänzenden Eigenschaften ungeachtet nicht den Wahnwitz gewisser fixen Ideen einsieht, welche der unmündige Verstand richtig beurtheilt. Da darf man denn wohl jedem Philosophen ex professo zurufen: hic Rhodus, hic salta. Auch wollen wir es unumwunden aussprechen, daſs die Monomanie auf dem *logischen* Standpuncte schlechthin unbegreiflich ist, und daſs es nur einen Begriff zu ihrer möglichen Erklärung giebt, nämlich das absolute Vorherrschen irgend einer Leidenschaft über den Verstand. Die tiefere Erkenntniſs der Leidenschaften in ihren genetischen Verhältnissen, wie sie sich synthetisch aus einer im innersten Grunde verschobenen Seelenverfassung herausbilden, ist also der alleinige Ausgangspunct für eine objectiv wahre Deutung der Monomanie. Eine solche Lehre hat aber einen so weiten Umfang, daſs sie hier nicht einmal in den flüchtigsten Umrissen bezeichnet werden kann. Um indeſs nachzuweisen, wie der Verf. sich völlig auſser Stande befunden hat, etwas Befriedigendes über den fraglichen Punct zu sagen, wollen wir noch seine Bemerkungen über die Aetiologie und die Heilung der Monomanie näher würdigen.

Ursachen des Wahnsinns sollen sein: 1) Groſse Lebhaftigkeit und Stärke der Bilder der Einbildungskraft, und öfteres Wiederholen derselben Vorstellungen. Wenn nicht eine in jenen Bildern glühende Leidenschaft zur Erzeugung des Wahnsinns nöthig wäre, so müſsten alle Dichter und Künstler ohne Ausnahme wahnsinnig werden, welches nur dann geschah, sobald sie die plastische Ruhe des Geistes in irgend welchen heftigen Gemüthsbewegungen verloren. Ganz dasselbe gilt 2) von den fortgesetzten Anstrengungen der Geistesthätigkeit; ja die höchste Bethätigung des reinen Denkens, wenn sie nicht durch ein Uebermaaſs die physische Kraft des Gehirns zerrüttet, ist das sicherste Schutzmittel gegen den Wahnsinn. 3) Störung der richtigen Auffassungsweise der Empfindung in ihrem Verhältnisse zur Einbildungskraft. Empfindung und Einbildungskraft sind an sich zu untergeordnete Elemente in der Seelenthätigkeit, als daſs ihr Widerspruch, wenn er nur sonst bei einem geregelten Denken und Streben besteht, von bleibendem Nachtheil sein könnte, denn unsre Sinne führen einen endlosen Krieg mit der Phantasie, welche immerfort die Grenzen der Wirklichkeit überfliegt. Erst wenn der Boden des Gemüths von Leidenschaften aufgewühlt wird, welche den Gesammtcharakter der Seele in dem inneren Verhältniſs ihrer Kräfte und in ihrer Beziehung zu der Auſsenwelt umkehren, und welche namentlich den Dichtungen der Phantasie eine wahre Fiebergluth einhauchen, können die dadurch veranlaſsten Täuschungen den Verstand auf die Dauer blenden. Der Verf. führt zur Erläuterung zwei Fälle an, von einem Manne, welcher sich einbildete, sein Körper sei von so groſsem Umfange, daſs er nicht durch die Thüre seines Zimmers kommen könne, und von einem anderen, welcher glaubte, seine Nase habe sich bis auf den Boden verlängert, und deshalb nicht auszugehen wagte, damit Niemand darauf trete. Beide wurden, wie der Verf. meint, wahrscheinlich durch einen *dehnenden* Schmerz, welchen jener im ganzen Körper, dieser in der Nase empfand, zu ihrem Wahn gebracht. Welch' eine Pathogenie, bei welcher jede unangenehme Empfindung, wie sie Jeder täglich haben kann, zum Wahnsinn führen müſste! Hätte der Verf. das Wesen der Hypochondrie beherzigt, welche mit übertriebener Furcht vor schweren Krankheiten oder vor dem Tode rastlos quält, deshalb jede andere Geistesthätigkeit fast unmöglich macht, und dadurch zu den lächerlichsten Grillen zwingt, in denen sich der Verstand mit jedem Tage mehr verdüstert, bis er sich ganz in die sinnlosesten Hirngespinnste verstrickt hat; so würde er anstatt einiger abgerissener, nichtssagender Bemerkungen eine sehr vollständige Deutung der mitgetheilten Fälle geben können. Endlich führt der Verf. noch 4. und 5. alle heftigen Leidenschaften und Affecte als Ursachen des Wahnsinns an; aber daſs sich auf beiläufig 2 Seiten nicht die Erklärung finden läſst, unter welchen Bedingungen sie sich zu demselben umgestalten, nachdem alle dazu erforderlichen Prämissen früher ausgelassen wurden, braucht wohl kaum erläutert zu werden.

Der Arzt soll nun die Wahnvorstellung des Kranken zu tilgen suchen, weil mit ihr alle Begierden und unstatthaften Handlungen verschwinden, die von ihr

Digitized by Google

als ihrer Quelle ausströmen. Indem der Verf. diesen Satz so ausgedrückt hat, geräth er mit sich selbst in den schneidendsten Widerspruch, da er sehr richtig den Wahnsinnigen mit einem Leidenschaftlichen vergleicht, dem man seine Irrthümer mit Vernunftgründen nicht ausreden kann, sondern den man mit Disputationen nur noch hartnäckiger macht. Wie soll man aber dem Wahn des Kranken unmittelbar beikommen, wenn derselbe der Logik unzugänglich ist? Der ganze Widerspruch des Verf.'s mit sich liegt darin, dafs er, wie aus obigen Worten erhellt, den Wahn zur Quelle der Leidenschaft macht, anstatt dafs derselbe in der Wirklichkeit jedesmal die Wirkung oder äufsere Erscheinung von jener ist. Also die Leidenschaft mufs bekämpft, besiegt werden, dann verliert sich der Wahn von selbst, oder kann, nachdem ihm die Wurzel abgeschnitten ist, direct in Angriff genommen werden. Es fehlt eben dem Verf. die ganze Basis der Psychiatrie, die Lehre von den Leidenschaften, woraus die Kenntnifs der Mittel geschöpft werden mufs, mit deren Hülfe die Leidenschaft bezwungen werden mufs, widrigenfalls alles Bemühen rein illusorisch bleibt. Der Vorschlag, welchen der Verf. ferner mittheilt, dafs man die Einbildungskraft von den Gegenständen des Wahns ab, und die Geistesthätigkeit auf solche Vorstellungen hinleiten soll, welche mit den Wahnvorstellungen in keiner Association stehen, leidet an allen Gebrechen, mit welchen die schon bei der Melancholie erwähnten ähnlichen Vorschriften behaftet sind. Gelegentlich begreift er darunter auch heilsame Gemüthsbewegungen, Freude, Furcht, Schreck u. s. w., deren Motive aber nicht in die Kategorie der Einbildungskraft, sondern des Gemüths gehören, über dessen gänzliche Umgestaltung wohl etwas mehr zu sagen gewesen wäre, als die noch hingeworfene Bemerkung, dafs man sich dazu des Spottes bedienen könne. Man soll sich auch hüten, in die Idee des Kranken einzugehen, und da man also demselben weder beipflichten, noch widersprechen soll, so wird durch diese sich gegenseitig aufhebenden Vorschriften der Arzt in seinem Umgange mit demselben zu einem wahren Nichtsthun verurtheilt; denn es gelingt ein für allemal nicht, den rastlos mit seinem Wahn beschäftigten Kranken von demselben nur gesprächsweise beliebig auf andere Gegenstände überzuleiten. Wer fühlt nicht, dafs die praktische Verlegenheit sich hier in lauter Widersprüche flüchtet, welche nur dann vermieden werden können, wenn die Lösung der Aufgabe auf einem ganz anderen Standpuncte vorgenommen wird? Alles läuft auf ein blofses Spiel mit äufseren Anregungen hinaus, welche auf den starren Sinn des Kranken nicht den geringsten Eindruck machen werden, und welche leicht damit enden können, dafs er mit Geringschätzung gegen den Arzt erfüllt wird, welcher nur äufserlich an ihm herumtastet, sein eigentliches Idol gar nicht anzugreifen wagt, und bei der Erfolglosigkeit zweckloser Bemühungen zuletzt in das kläglichste Gedränge geräth, wo der Kranke das ganze Uebergewicht einer ungezähmten Leidenschaft über ein aus schwankenden und halben Maafsregeln zusammengesetztes Verfahren geltend macht, und dadurch erst in den Abgrund der Unheilbarkeit versinkt. Ein Arzt, welcher es nicht versteht, sein geistiges Uebergewicht dem Kranken fühlbar zu machen, und ihn dadurch im innersten Grunde der Seele zu beherrschen, wird bald im endlosen Streite ihm unterwürfig werden, wie dies einem Irrenarzte begegnet sein soll, welcher sich zuletzt in seiner Anstalt nicht mehr sehen lassen durfte, weil er von allen Kranken gehänselt wurde. Das sogenannte psychische Heilverfahren, wie es der Verfasser schildert, ist daher ein blofses Gaukelspiel, welches in sich selbst den Keim der Selbstzerstörung trägt.

Ideler.

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

LIV.

Gemischte Ehen zwischen Juden und Christen. Documente herausgegeben von Dr. Ferdinand Falkson. Altona, J. Fr. Hennerich. 1845. 28 S. 8., *mit Rücksicht auf*

Das Religiöse und Politische im Judenthume. Mit besonderer Beziehung auf gemischte Ehen. Von Dr. Samuel Holdheim. Schwerin, E. Kürschner. 1845. *VIII. u.* 95 S. 8.

Die gegenwärtig beabsichtigte Reform der religiösen und politischen Verhältnisse der Juden in mehren deutschen Staaten, insbesondere aber in Preufsen, worüber jetzt die Landtagsabschiede vom 27. December 1845 einige bedeutungsvolle Erklärungen enthalten, macht jeden Beitrag für die genauere Einsicht in diesen Gegenstand gerade augenblicklich doppelt wichtig. Die erwähnten Abschiede sprechen es ganz bestimmt aus, dafs eine vollständige Emancipation der Juden, eine Gleichstellung mit den christlichen Unterthanen, keineswegs im Plane des Preufsischen Gouvernements liege, dafs vielmehr nur viele bisher bestandene Beschränkungen aufgehoben werden sollen.

Unter den verschiedenen hier in Betracht zu ziehenden Fragen sind namentlich diejenigen von hohem Interesse, welche sich auf das von allen Seiten neuerdings angeregte und besprochene Zeitthema, nämlich auf die *Gewissensfreiheit* beziehen. Zu diesen Fragen gehört zuvörst die: *Ob es Christen gestattet werden dürfe, zum Judenthume überzutreten?*. In einem nahen Zusammenhange mit dieser steht eine andere Frage: *Ob gemischte Ehen zwischen Juden und Christen für zulässig zu halten seien?*. Die erste von diesen Fragen ist bei der Revision der desfallsigen Gesetzgebung den im Jahre 1844 versammelten Provinzial-Synoden des Preufsischen Staats zur Begutachtung vorgelegt worden. Die Protokolle dieser Synoden, welche ein „Amtlicher Abdruck" (Berlin, 1845 in der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei. Zwei Hefte in Folio) zugänglich gemacht hat, enthalten interessante Materialien über diesen Punct, welche ohne Zweifel für die Entschliefsung der Regierung nicht ohne Gewicht bleiben werden, da die Gutachten der Synoden über andere zweifelhafte Fragen bereits Berücksichtigung gefunden haben. Wir halten es daher für zweckmäfsig wegen der Verwandtschaft der Frage über die Zulässigkeit der Apostasien vom Christenthum und der Mischehe von Christen und Nichtchristen, beide zusammen in's Auge zu fassen. Der zweite Gegenstand ist übrigens nicht officiell zur Berathung vorgelegt worden, wir erfahren aber aus der in der Ueberschrift genannten Broschüre zuverlässig die Ansicht der höchsten Staatsbehörde und des Königs selbst über denselben.

Dr. Falkson, ein Arzt jüdischer Confession zu Königsberg, hatte sich mit einer Christin verlobt, und im Begriff, sich mit derselben ehelich zu verbinden, einen evangelischen Geistlichen aufgefordert, das Aufgebot zu vollziehen. Da dieser sich weigerte, dem Antrage zu genügen, weil Ehen zwischen Juden und Christen der bisher üblichen Observanz widersprächen, wendete sich Dr. Falkson an das Provinzial-Consistorium mit einer Beschwerde und dem Gesuche, den Geistlichen anzuweisen, das verweigerte Aufgebot zu vollziehen. Zur Begründung seines Petitums stützte er sich auf das Allgemeine Landrecht Th. II. Tit. I. § 36: Ein Christ kann mit solchen Personen keine Heirath schliefsen, welche nach den Grundsätzen ihrer Religion sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen verhindert werden:, und bemerkte, dafs auf ihn und Juden überhaupt diese Gesetzesstelle keine Anwendung finde. Vom Consistorio

Digitized by Google

einfach beschieden, es sei in den Preufsischen Landesgesetzen die Ehe eines Juden mit einer Christin nicht gestattet, wiederholte er seinen Antrag mit der Bitte um Bezeichnung des entscheidenden Gesetzes, erhielt aber darauf die Antwort: christliche Geistliche haben für Juden — insofern diese nicht die Taufe empfangen wollen — keine Amtshandlungen zu verrichten. Hierauf beschwerte sich der Zurückgewiesene beim Cultusminister, und bemerkte, dafs, da nach dem Allgemeinen Landrechte Theil II. Tit. XI. § 435 dem Pfarrer der Braut der Regel nach die Trauung gebühre, eine Amtshandlung für eine Christin beabsichtigt, die Ehe einer solchen mit einem Juden aber nicht verboten sei. Die christlichen Ehegesetze, auf welche das Landrecht hinweise, seien aus dem neuen Testamente und dem kanonischen Rechte zu ziehen, da die Ehegesetze des Allgemeinen Landrechts, als den Juden und Christen gemeinschaftliche, nicht speciell christliche genannt werden können. Das neue Testament (Epheser V, 22. 33. Timotheus II, 11. XII, 15. 1. Corinther VII, 3.) lehre die Oberherrschaft des Mannes, gegenseitige Liebe und Freundlichkeit, und Liebe zu den Kindern als Pflichten der Eheleute; das kanonische Recht gebe, obwohl es keine bestimmten Ehegesetze aufstellt, doch einen implicirten Begriff von der Ehe, der mit den citirten Stellen des Paulus wesentlich übereinstimmt. Nach diesem Begriffe wird consensus cohabitandi et individuam vitae consuetudinem retinendi zu einer Ehe erfordert. Das Landrecht, hiermit übereinstimmend, lasse schon dadurch, dafs es den Christen und Juden gemeinsame Ehegesetze vorschreibe, vermuthen, dafs die jüdischen Ehevorschriften von den christlichen nicht abweichend sein können. Auch bestätigen diese Annahme die Vorschriften Moses I, 2, 18. I, 1, 28. I, 3, 16. Das Verbot, die Angehörigen gewisser Nationen zu heirathen, galt nur von den sieben canaanitischen Völkerschaften, und der von Napoleon im Jahre 1806 zusammenberufene Sanhedrin antwortete auf seine desfallsige Frage ausdrücklich, dafs dieses Verbot auch nach den Lehren des Talmud Christen und Muhamedaner nicht betreffe. Die Bedenken aus dem christlichen Trauungsacte seien bedeutungslos, da dieser Act für einen Juden vollkommen unanstöfsig sei. „Ich für meinen Theil erkläre feierlich, mich allen christlichen Ehegesetzen unterwerfen zu wollen." Der Bittsteller bezieht sich dann noch besonders auf die Ansicht von Suarez, auf das Allgemeine Landrecht Theil II. Tit. I. § 715, wo das Fortbestehen einer gemischten Ehe der Partei, die ihre Religion nicht verliefs, anheimgestellt wird, der Staat aber sich durch sein passives Verhalten, gegenüber einer solchen Ehe, für hierbei nicht interressirt erklärt. Kann aber eine solche Ehe unbeschadet des Staatsinterresses *fortbestehen*, so kann sie auch folgerecht unter denselben Umständen *eingegangen* werden. — Endlich nimmt Dr. Falkson noch Bezug auf das Beispiel Dänemarks, Hollands, Frankreichs, Englands, Belgiens, Sachen-Weimars.

Der geistliche Minister beschied, nach einer stattgehabten Communication mit beiden Justiz-Ministern, den Beschwerdeführer abschlägig, da das Landrecht Theil II. Tit. I. § 36. allgemein die Ehe eines Christen mit solchen Personen, welche *nach den Grundsätzen ihrer Religion* sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen verhindert werden, verbiete. Das einfache Verständnifs dieser *Wortfassung* gestatte nicht, hierin eine absichtliche Abweichung von den bis zur Redaction des Allgemeinen Landrechts bestandenen Principien, und eine Zulassung der bis dahin unzweifelhaft verbotenen Ehen zwischen Juden und Christen für die Zukunft zu erkennen. Die Verschiedenheit zwischen dem christlichen und dem jüdischen Glauben, in sofern dabei nicht lediglich auf eine willkührliche subjective Auffassung eines einzelnen Individuums gesehen, sondern eine objective Grundlage festgehalten wird, sei in Bezug auf das Eherecht nicht ohne Einflufs; es drücke sich dies auch in Hinsicht der Form der Eheschliefsung unter Christen und Juden dadurch aus, dafs das Gesetz (Allgemeines Landrecht Theil II. Tit. I. § 136.) für die Schliefsung einer christlichen Ehe die priesterliche Einsegnung nach den in der christlichen Kirche üblichen Agenden und Ritualen vorschreibt, für die Schliefsung einer jüdischen Ehe aber eine andere, ausdrücklich auf die *Verschiedenheit der Religionsbegriffe und des Cultus* gegründete Form erfordert. (Edict vom 11. März 1812 § 20. 21. 25.)

Die Wichtigkeit der Sache, bei der es sich um das Lebensglück zweier Personen handelte, bewog Dr. Falkson sich an den König zu wenden. Er erinnert gegen die ministerielle Erklärung des § 36. cit.,

Digitized by Google

dafs die Motive von Suarez eine *absichtliche* Abweichung von den früheren Principien beurkundeten, bezieht sich wiederum auf die Identität der christlichen und jüdischen Ehegesetze, und bemerkt, dafs die Verschiedenheit der Formen der Eheschliefsung das einzig Verschiedene an dem Eherechte beider Confessionen in Preufsen sei, diese verschiedenen Formen sich aber doch nicht widersprechen. Uebrigens sei er bereit sich der christlichen Form zu unterwerfen und abstrahirt zugleich von der jüdischen Form, indem er sagt: Es bedurfte nicht mehr einer Erwähnung des jüdischen Trauungsacts, da § 36. nur die Unterwerfung der Juden unter die christlichen Ehegesetze, nicht die der Christen unter die jüdischen verlangt, und auch Suarez in den Motiven zum Allgemeinen Landrecht nur die Möglichkeit der ersteren untersucht und bejaht. — Aufser diesen gesetzlichen Gründen bezieht sich Dr. Falkson noch auf *die Zeit*, deren ausgeprägter Charakter eine unbedingte Humanität ist und in dem Uebergange von innigem gesellschaftlichen Verbande zwischen Juden und Christen zum ehelichen nur einen Schritt sieht. Die durch so viele Petitionen, so viele geheime Wünsche ersehnte Emancipation der Juden hat gemischte Ehen zwischen Juden und Christen, wie zu einem ihrer integrirenden Theile, so zu ihrer populärsten Vorbereitung u. s. w.

Die Immediat-Vorstellung kam „ohne eine desfallsige gewährende Allerhöchste Entscheidung" aus dem Cabinete, wie der Minister dem Bittsteller eröffnete. Da dieser aber in der Allgemeinheit dieser Worte weder einen direct abschläglichen Bescheid, noch besonders dies zu erkennen vermochte, ob der König eine Ehe zwischen einem Juden und einer Christin nach den Landesgesetzen für zulässig erachte oder nicht, wiederholte er sein Ansuchen, zugleich durch ein neues Motiv unterstützt. Auf mehrfache Petitionen hatte nämlich der Preufsische Landtag sich mit dem Berichte des Ausschusses desselben einverstanden erklärt, keine Denkschrift an den König über die Gestattung solcher Ehen zu begründen, da „die preufsischen Gesetzbücher ein Verbot solcher Ehen nicht enthalten und dem Ausschusse kein Fall vorliege, in welchem der Eingehung der Ehe zwischen einem Christen und Juden von Seiten der Staatsbehörde ein Hindernifs in den Weg gelegt worden, vielmehr Fälle bekannt sind, in welchen gemischte Ehen zwischen Christen und Juden factisch bestehen." Die schliefsliche Antwort hierauf wurde durch den Oberpräsidenten der Provinz dem Dr. Falkson communicirt. „Dafs nach den bestehenden Gesetzen eine solche Ehe nicht für zulässig erachtet werden könne, und dafs auch die abweichende Ansicht des letzten preufsischen Provinziallandtages über diesen Gegenstand kein hinlängliches Motiv darbiete, um von dem in dieser Beziehung bereits früher gefafsten Allerhöchsten Entschlusse abzugehen."

Wir haben aus den vom Herausgeber mitgetheilten XI Documenten einfach referirt. Indem wir nunmehr eine Beleuchtung der Sache selbst beabsichtigen, wollen wir aus dem Vorworte der Broschüre nur noch mittheilen, dafs der Herausgeber einen doppelten Zweck durch die Publication beabsichtigt. Es soll ein nicht uninteressanter Beitrag zur Würdigung der gegenwärtigen Gewissens- und Religionsfreiheit in Preufsen" geliefert werden. Dann wird bezweckt „einen moralischen Eindruck auf die öffentliche Meinung auszuüben, damit, was dem Einzelnen nicht gelang, dem vereinten und weiter reichenden Streben aller derer zu Theil werde, die in der Zerrüttung des Familienglücks und dem Gewissenszwange ein allgemeines Unglück erkennen."

Ist in dem Verbote von Ehen zwischen Juden und Christen wirklich, wie hier behauptet wird, Grund zur Zerrüttung des Familienglücks zu suchen, ist wirklich darin ein Gewissenszwang vorhanden?. Es könnte vielen gerade umgekehrt scheinen, dafs dergleichen Ehen verhindert würden, um nicht eine Familie entstehen zu lassen, deren Glück zweifelhaft sein müsse, weil das, was wesentliches Fundament des Familienglücks ist, die religiöse Gemeinschaft, nicht vorhanden ist. In gewissem Umfange wird dies von jeder gemischten Ehe behauptet werden können, und darum sind selbst Ehen zwischen Katholiken und Protestanten gewifs nur als ein durch die Nothwendigkeit gerechtfertigtes Institut zu betrachten. Die Gründe, welche aber gegen Ehen unter Personen verschiedenen christlichen Bekenntnisses sprechen, treten in so erhöhtem Maafse gegen eheliche Verbindungen von Christen und Juden hervor, dafs man es bei unbefangener Betrachtung der Verhältnisse nicht mifsbilligen kann, wenn die letzteren für unstatthaft

Digitized by Google

erklärt werden. Die Ehe ist die innigste Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse, eine communicatio juris humani et divini, und somit scheint schon ihrem Begriffe nach die Ehe die Uebereinstimmung der Contrahenten in dem Höchsten zu erfordern, in dem, was zugleich das wahrhaft Einigende sein sollte. Wer freilich, wie der Herausgeber der Documente, im Judenthum und Christenthum überhaupt die Humanität oder Moral oder dergleichen als das Charakteristische betrachtet und in beiden Religionen Identität voraussetzt, der wird keinen haltbaren Grund annehmen können, aus welchem Ehen zwischen Juden und Christen etwa für unzulässig erklärt werden. Wer dagegen das Moment des Glaubens im Zusammenhange mit der Lehre berücksichtigt und zwischen beiden Religionen einen wesentlichen, specifischen Unterschied anerkennt, dem wird die Unstatthaftigkeit einer solchen Mischehe sofort einleuchten, dem werden die Bestimmungen der Synagoge, der Kirche und des Staats, die, sofern nicht Indifferentismus mitgewirkt hat, auf übereinstimmende Weise dergleichen Ehen verwerfen, ganz natürlich erscheinen. Unser Autor giebt aber zu verstehen, dafs von Seiten der Synagoge, auf Grund des alten Testaments, die Zulässigkeit von Ehen mit Nichtjuden ausgesprochen sei. Dafs er hier im Irrthum sei, müsse wir nachweisen.

Die Vorschriften des alten Testaments, namentlich I Mosis 24, 3. 28, I. — II Mosis 34, 16. — V Mosis 7, 1 folg. Josua 23, 12. 13. Esra 9. 10. Nehemia 13. und andere mehr ordnen an, dafs Israeliten sich nicht mit den canaanitischen Völkerschriften in Ehebündnisse begeben sollten. Mit andern Heiden sind dagegen Ehen erlaubt, in sofern der nichtjüdische Theil Proselyt wird. Ob diese Bestimmungen auch im Talmud und von den späteren Rabbinen schlechthin anerkannt sind, darüber wird gestritten, und namentlich behauptet, dafs vom Standpuncte des Talmuds aus die Ehe eines Juden mit einem Anhänger einer monotheistischen Religion sich rechtfertigen lasse. Statt vieler andern wollen wir nur auf den neuesten Schriftstellern hierüber Bezug nehmen: Das Religiöse und Politische im Judenthume. Mit besonderer Beziehung auf gemischte Ehen. Von Dr. *Samuel Holdheim* *), Grofsherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Landes-Rabbiner. Schwerin i. M. 1845. 8. Dieser erklärt: Die Bibel spricht selbst nach talmudistischer Interpretation nur von den sieben canaanitischen Völkern, der Talmud nur von Polytheisten; mithin ist die Ehe mit Monotheisten selbst auf talmudischen Standpuncte nicht verboten, wenigstens hat sich der Talmud über diese so wenig, als nach ihm die Bibel über gewöhnliche Heiden ausgesprochen, und wie der Talmud in Bezug der Bibel, so machen wir in Bezug des Talmuds die Rechtsregel geltend: was nicht ausdrücklich verboten ist, das ist erlaubt. — In solcher oder anderer indirecter Weise spricht sich auch *Isidor Kaino* über den Talmud aus (s. den Art. Juden in *Weiske's* Rechtslexicon Band V. S. 835). Allein damit ist der Beweis, um den es sich hier handelt, nicht geführt, und die Folgerung aus dem Schweigen mancher oder auch der meisten Rabbinen über diesen Punct für die Billigung solcher Ehen von ihrer Seite, wird durch ausdrückliche Gegenäufserungen mancher Rabbinen widerlegt. Der gefeierte R. Moses Ben Maimon (Maimonides) spricht ganz entschieden aus, dafs das biblische Verbot auch nach dem Talmud sich auf alle Heiden erstrecke. Derselbe dehnt dies dann auch auf die Christen aus, indem er sie, wie alle Nichtjuden, mit Ausnahme der Muhamedaner, den Polytheisten gleich stellt.

Eine besondere Bedeutung wird gemeinhin, auch von Dr. Falkson, dem Ausspruche des französischen Synedriums vom Jahre 1806 beigelegt. In dem Protocolle desselben (s. *Holdheim* a. a. O. S. 62 folg.) heifst es: Das grofse Sanhedrin erklärt, dafs die Ehen zwischen Israeliten und Christen, welche den Gesetzen des Civilcodex gemäfs vollzogen sind, bürgerlich verpflichtend und giltig sind, und obwohl sie nicht fähig sind mit den religiösen Formen bekleidet zu werden, sie doch kein Anathem nach sich ziehen sollen. —

*) Es ist gerade diese Schrift um so bemerkenswerther, als sie von dem Rabbiner eines Landes ausgeht, in welchem die im Jahre 1813 eingeführten Ehen zwischen Juden und Christen nach vier Jahren wieder für unzulässig erklärt wurden. (Vergl. unten).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Gemischte Ehen zwischen Juden und Christen. Documente herausgegeben von Dr. Ferdinand Falkson. Mit Rücksicht auf Das Religiöse und Politische im Judenthume. Mit besonderer Beziehung auf gemischte Ehen. Von Dr. Samuel Holdheim.

(Fortsetzung.)

Aber man kann nicht verhehlen, dafs die Meinung der Rabbiner gegen solche Verbindungen ist. Denn, wenn gleich das mosaische Gesetz es den Juden nicht untersagt hat, mit Bekennern fremden Glaubens sich zu verheirathen, so hat doch, da nach dem Talmud zur Eingehung der Ehe religiöse Ceremonien — Kiduschum genannt — erforderlich sind, nach der Lehre der Rabbiner jede Ehe nur insofern kirchliche Gültigkeit, als jene Gebräuche beobachtet werden. Dieses könnte aber nicht Statt finden, wenn ein oder der andere Theil die Heiligkeit der Ehe nicht anerkennete, und in solchem Falle würden die Ehegatten sich trennen dürfen, ohne einer förmlichen Ehescheidung zu bedürfen; ihre Heirath wäre bürgerlich giltig, aber ohne Kraft nach dem Gesetz der Synagoge."

Die Ehe zwischen Juden und Christen ist hiernach also nur ein matrimonium legitimum (Civilehe) nec ratum. Das Sanhedrin drückt somit eigentlich nichts weiter aus, als dafs es der Gewalt des Staats nachgebend über Juden, welche sich mit Nichtjuden verbinden, nicht verhänge, was das Recht der Synagoge eigentlich erfordern würde. Es spricht vom religiösen Standpunct Nullität der Ehe aus. Diese Erklärung des Sanhedrins erscheint uns ganz klar, und einer Mifsdeutung, einer falschen Auslegung für den, welcher die Bedeutung des religiösen Ceremoniels nach jüdischem Rechte kennt, durchaus nicht unterworfen. Es ist darum ein harter und nicht zu rechtfertigender Vorwurf, welchen Holdheim auf jenen Ausspruch gründet, indem er sagt: „Das grofse Sanhedrin hat sich eine unredliche Zweideutigkeit in seiner Antwort zu Schulden kommen lassen." Wenn er dann hinzufügt: „Das Sanhedrin hat sich zu diesem falschen und implicirten Ausspruche bestimmen lassen durch den Mangel an Muth und Selbstvertrauen, gegenüber allen nachtalmudischen Rabbinen, welche den Unterschied zwischen Heiden und Christen in Bezug der Ehe nicht hervorheben. Nur aus diesem Grunde wagten auch sie es nicht, ihn auszusprechen und dadurch Einhelligkeit und Uebereinstimmung zwischen ihren Patriotismus und ihr rabbinisch-religiöses Gewissen zu bringen", so erscheint auch dieser Vorwurf ungegründet: denn hätte das Sanhedrin einen solchen Ausspruch gethan, wie ihn Holdheim als consequent verlangt, so würde dasselbe über seine Befugnisse hinausgegangen sein, indem es dann nicht nur die religiöse, sondern auch die politische Seite der aufgeworfenen Frage beantwortet hätte. Das Letztere zu thun war es aber um so weniger berechtigt, als der Staat darüber seiner Competenz gemäfs schon entschieden hatte, indem er die civilrechtliche Verbindlichkeit der Civilehe aussprach. Das Sanhedrin gab dann die Versicherung, dafs von der strengen Censur gegen Juden, welche dem religiösen Gesetze zuwider sich mit Christen vermählten, Abstand genommen werden würde. —

Endlich wirft Holdheim (a. a. O. p. 67) dem Sanhedrin noch vor: Es ist eine grofse Unwahrheit und eine mentale Reservation obendrein, wenn das Sanhedrin die Unmöglichkeit der Ehen zwischen Juden und Christen nicht aus dem *Wesen* selbst, sondern angeblich aus den *Formen* zu erklären suchte. Es hat sich hiedurch in grofse Widersprüche verwickelt und den Gegenstand statt aufzuhellen nur noch mehr confundirt. — Hierbei läfst aber Holdheim unbeachtet, dafs nach rabbinischer Anschauung, also auch nach der

Digitized by Google

Ansicht dee Sanhedrins Form und Wesen sich gar nicht so trennen und einander entgegensetzen lassen, wie er annimmt, ja dafs diese Form zum Wesen der Ehe selbst mit gehöre. Die freisinnige Auffassung Holdheim's steht mit der Bedeutung des Ceremonialgesetzes überhaupt wohl im Widerspruche. Man möge darüber indessen urtheilen, wie man will, soviel steht fest une wird auch von Holdheim anerkannt: das Sanhedrin mit allen nachtalmudischen Rabbinen fafst das Eheverbot zwischen Juden und Nichtjuden auf dem Standpuncte des Talmuds so, dafs ein eheliches Verhältnifs unter ihnen nicht stattfinden kann und von jedem Unterschiede zwischen götzendienerischen und monotheistischen Völkern, wofern sie nur keine Juden sind, abzusehen sei.

In der Gegenwart, bei den Reformbestrebungen der Juden, findet die entgegengesetzte Ansicht aber vielfachen Anhang. Einer der Hauptvertheidiger dieser Mischehen ist Holdheim selbst. Er deducirt die Zulässigkeit S. 70 folg. also: „Die christliche Kirche, namentlich die katholische, welche die Ehe als Sacrament auffafst, ist vollkommen in ihrem Rechte, wenn sie Ehen mit Nichtchristen für unstatthaft erklärt. Die Ehe ist aber im Judenthum kein Sacrament, wie ihre Auflösbarkeit beweist und kann niemals zu einem solchen gemacht werden. Warum sollte also eine Ehe zwischen Juden und Nichtjuden unmöglich sein?"

Wir erinnern dagegen zunächst, dafs nicht mit Sicherheit die Unauflöslichkeit der Ehe als Ausflufs ihrer Sacramentalität betrachtet werden kann. Die meisten neueren katholischen Dogmatiker und Kanonisten stimmen vielmehr darin überein, dafs die Unauflöslichkeit schon aus der Natur der Ehe an sich folge (vergl. *Walter*, Lehrbuch des Kirchenrechts [9. Ausg.] § 319 und lese den daselbst cit. *Benedictus XIV.* de synodo dioec. — *Roskovany* de matrimonio eccl. cath Aug. Vindob. 1840. P. II, pag. 368 „Persuasum nobis est, matrimonium non ideo esse indissolubile, quia est sacramentum"). Von diesem Gesichtspuncte aus ist daher für die vorliegende Frage nichts zu begründen. —

Holdheim führt dann aber weiter aus: Der eigentliche Grund, weshalb man Ehen mit Nichtjuden für unzulässig hält, ist die Religion; nämlich die nichtjüdische Religion des einen Theils bildet das Ehehindernifs. Dies ist aber dadurch zu entledigen, dafs die spätesten Nachkommen jüdischer Familien, die vor Jahrhunderten zu einem anderen Glauben übergetreten, so lange als ihre jüdische Abkunft gewifs ist, in Beziehung auf die Ehe mit Juden immer noch als zum jüdischen Volksstamme gehörig vom Talmud betrachtet und so ihre Ehen mit Juden als vollkommen legal anerkannt werden. Der nichtjüdische Glauben kann daher nicht mehr ein Hindernifs bilden: denn es kommt auf die gleiche Abkunft aus dem jüdischen Volksstamme an, welcher vor Gott besonders geheiligt ist und nur durch die Blutvermischung mit anderen Völkern in seiner Heiligkeit verletzt würde. Nun hat Gott selbst aber, als die Zeit des jüdischen Volkslebens um war, die Bande desselben gelöst, und somit ist auch dieses frühere Hindernifs gefallen.

Wir bemerken hierzu, dafs die vom Verfasser geforderte Trennung des Religiösen vom Nationalen allerdings ein wichtiges Moment ist — er sieht es als das entschiedenste Criterium für das religiöse Bewufstsein an und will, dafs es als das fruchtbarste Reformprincip des Judenthums entwickelt werde. — Allein damit verläfst er auch zugleich den ursprünglichen Boden des ganzen Judenthums, und steht einer Unzahl von Antagonisten gegenüber, welche denselben festzuhalten begehren und das neue antijüdische Princip anzuerkennen sich weigern. — Was aber die Religion selbst betrifft, so schlägt Holdheim dieselbe nicht so gering an, als es aus dem Obigen scheinen möchte. Man hat bekanntlich schon öfter von jüdischer Seite behauptet, dafs das Christenthum eigentlich nur ein corrumpirtes Judenthum sei, dafs es also darauf ankomme, das Christenthum von seinen Irrthümern zu befreien und zur wahren Religion, zum Judenthum zurückzuführen. Von diesem Standpuncte würden dann gemischte Ehen mit Christen besonders erwünscht sein, und dieses deutet auch Holdheim selbst bestimmt genug an, indem er sagt: Von einer solchen Ehe ist keine Gefahr zu besorgen, denn es ist vielmehr von der überzeugenden Kraft des Glaubens zu hoffen, dafs Kinder aus einer gemischten Ehe zwischen Juden und Nichtjuden sich unbedingt dem jüdischen zuwenden müfsten, und wenn einige Schwächlinge verloren gingen, so ist doch das Judenthum noch immer so kerngesund, dafs es solchen Verlust leicht ertragen kann. —

Dieser Aufschlufs ist sehr lehrreich und zeigt die

Digitized by Google

wahre Intention derjenigen Juden, welche sich so lebhaft für die Zulassung solcher gemischten Ehen aussprechen. Diese Intention verliert nichts von ihrer Bedeutung durch die Erklärung, dafs zum Wesen der Ehe nicht Einhelligkeit der religiösen Ansichten gehöre: denn „in der höchsten *Duldung* fremder Ueberzeugungen, die es nicht bei der blofsen Achtung bewenden läfst, sondern es bis zur innigen *Liebe* bringt, und welche sich in solcher Ehe offenbart, bewährt sich eben *die höchste Kraft der Religion*". —

Für die Zulässigkeit der gemischten Ehen zwischen Juden und Christen beruft sich Dr. Falkson S. 19 auf das Vorhandensein von solchen Verbindungen und deren Anerkennung im Allgemeinen Landrecht Thl. II. Tit. I. § 715. „Insoweit als der Unterschied der Religion von Anfang an ein Ehehindernifs ist, in so fern giebt ein Ehegatte durch Veränderung seiner bisherigen Religion dem anderen rechtmäfsigen Anlafs, auf Scheidung zu klagen." — Setzen wir also den Fall, dafs von zwei jüdischen Ehegatten der eine zum Christenthume übertritt, so würde der im Judenthum verharrende einen rechtmäfsigen Ehescheidungsgrund haben. Wenn er aber sich desselben nicht bedienen will, bleibt die Ehe bestehen (vergl. auch Allgemeines Landrecht Th. II. Tit. I. § 108. *Bornemanns*, System des Preufsischen Civilrechtes, Bd. V., S. 241 folg., abweichende Erklärung erscheint hiernach nicht gerechtfertigt). Nicht selten ist aus der Existenz solcher *gemischt gewordenen* Ehen die Statthaftigkeit der *Eingehung* von gemischten Ehen gefolgert. Es mufs hier nun vor Allem auf die Quelle der landrechtlichen Bestimmung zurückgegangen werden und deren Inhalt wird dann wohl am Besten zur Entscheidung der Frage dienen, insofern nicht etwa eine spätere ausdrückliche Aenderung nachweisbar ist. Diese Quelle ist nun die heilige Schrift. Der Apostel Paulus spricht 1. Cor. 7., 12. folg.: *So ein Bruder ein ungläubig Weib hat*, und dieselbige lässet es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide sich nicht von ihr . . . . Das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann . . . . So aber der ungläubige sich scheide, so lafs ihn sich scheiden." — Diese Worte beziehen sich offenbar auf bereits geschlossene Ehen und wenn an diesem Ausspruche festgehalten wird, so scheint der Abschlufs künftiger Ehen darin nicht umfafst zu sein. Die Ausleger haben aber zum Theil des Apostels Worte doch also gedeutet (man vergleiche die Nachweisungen bei *v. Ammon:* Die gemischten Ehen. Dresden und Leipzig, 1839., S. 24 folg.), die kirchliche Gesetzgebung hat aber stets die wörtliche stricte Interpretation vorgezogen und die ganze Geschichte der gemischten Ehen überhaupt dient zum Beleg dafür, dafs man *die Eingehung* solcher Verbindungen zwischen Christen und Nichtchristen stets in der Kirche verboten hat. Daher ist grundfalsch, was E(llendorf) in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1840., No. 3., Seite 34, 35 bei Gelegenheit einer Beurtheilung von Ammons Schrift äufsert: „Wenn Paulus die infidelitas nicht als ein impedimentum dirimens betrachtet, so stellt er sie eo ipso auch nicht als ein imp. impediens auf. Nach den herrschenden römisch-katholischen Begriffen müfste Paulus auch eine schon *bestehende* Ehe zwischen einem Christen und Heiden aufgehoben haben", denn aus der Nichtexistenz eines imp. dirimens folgt noch nicht, dafs derselbe Grund, dieselbe causa, nicht ein imp. impediens sein könne (man denke z. B. an den mangelnden elterlichen Consens nach römisch-katholischem Kirchenrechte u. s. w.), und dann ist die Theorie des römisch-katholischen Eherechts in Beziehung auf die bestehende Ehe durchaus mit der apostolischen Entscheidung nicht nur an sich conform, sondern die kanonische Gesetzgebung selbst hat auch in der Wirklichkeit sich niemals von derselben losgesagt.

Eines nähern Eingehens in die kirchliche Doctrine bedarf es hier übrigens nicht, denn diese ist in Beziehung auf Ehen mit Nichtchristen zweifellos. Oder sollten wir etwa uns auf eine Widerlegung der Worte Falkson's S. 12 einlassen: „Das kanonische Recht giebt, obwohl es keine bestimmten Ehegesetze aufstellt, doch einen implicirten Begriff von der Ehe?" — Wir wenden uns daher zu dem Gesichtspuncte, der von Seiten des Staates über die hier fraglichen gemischten Ehen gefafst werden kann und gewonnen worden ist.

Die Ehe ist ihrem Begriffe nach eine communicatio juris humani et divini, und es ergiebt sich daraus, dafs eine ihrem Wesen entsprechende eheliche Gemeinschaft eben sowohl mit der Gesetzgebung des Staats als der Kirche harmoniren müsse. Dieses setzt nun freilich voraus, dafs Staat und Kirche selbst mit einander hierbei einig seien. Im Allgemeinen fehlt es der römisch-katholischen Kirche gegenüber jedoch in vielen Beziehungen an dieser Einheit, und darum gibt

Digitized by Google

es nicht wenige Fälle von blos bürgerlichen und blos kirchlichen Ehen (matrimonia legitima tantum — rata). Dieses Verhältnifs ist ein Unglück, das aber, wie die Sachen einmal stehen, nicht ganz beseitigt werden kann. So viel als möglich aber die hier eintretenden Conflicte aufzuheben, dazu ist der Staat eben so wie die Kirche verpflichtet. Namentlich liegt es dem Staate ob, nicht die Fälle zu begünstigen, welche allein Ausflufs eines religiösen Indifferentismus sind, da die Nachtheile eines solchen für den Staat selbst nicht minder grofs erscheinen, als für die Kirche. Dafs nun Ehen von Christen mit Nichtchristen aus einer höchst indifferenten religiösen Ueberzeugung hervorgehn, ist wohl einleuchtend. Die Gestattung solcher Ehen erfolgt auch nur in Zeiten, in denen Religion überhaupt und Christenthum insbesondere in höchst unglaublicher Weise darnieder lagen. Sollen wir etwa religiöse Zustände wieder herbeiwünschen, wie die in den Zeiten der französischen Revolution? Der Deutsche insbesondere ist seiner ganzen Natur nach von so tiefem und innigem religiösem Charakter, dafs gerade ihm Ehen, welche damit disharmoniren, nicht erfreulich sein können. Die in Deutschland unter französischem Einflusse eingeführten Civilehen von Juden und Christen sind daher auch späterhin meistens wieder abgeschafft worden. Dies geschah zum Theil sofort nach der Reoccupation der von den Franzosen bisher besessenen Gebiete. Man sehe zum Beispiel die Verordnung der österreichisch-bayerischen Landesadministrations-Commission zu Creuznach und Worms vom zwei und zwanzigsten August 1814 (*Lottner*, Sammlung der für die Königlichen preufsischen Rheinprovinzen seit 1813 ergangenen Gesetze, Band I., S. 281). In Mecklenburg hatte das Edict vom zwei und zwanzigsten Februar 1811, § 12., die Ehen mit Nichtchristen gestattet. Durch Verordnung vom eilften September 1817 wurde diese Bestimmung jedoch wieder aufgehoben (Sammlung aller für das Grofsherzogthum Mecklenburg-Schwerin gültigen Landes-Gesetze. Wismar, 1836. Band IV., Seite 627). In *Sachsen-Weimar* sind dagegen nach der Verordnung vom 15. Juni 1823 § 15. (Weimarisches Regierungs-Blatt 1825, Seite 100) solche Ehen erlaubt, jedoch unter der Bedingung, dafs sämmtliche Kinder in der christlichen Religion erzogen werden sollen. Diese Clausel unterliegt aber grofsem Bedenken, denn von Seiten des Judenthums wird sie gemifsbilligt, da dessen Anhänger ihre Religion für vorzüglicher halten, und Holdheim zum Beispiel erklärt, dafs nur Schwächlinge sich entschliefsen könnten, das Christentum zu wählen. Von christlicher Seite her kann jene Bedingung auch nicht Beifall erlangen. Auf der Brandenburger Provinzial-Synode (siehe die oben cit. Protocolle Seite 130) ward darüber erklärt: Wenn es neulich in einem deutschen Staate (Weimar) versucht worden ist, den Abfall vom Christenthum durch die nachgegebene Erlaubnifs der Ehen zwischen Christen und Juden zu verhüten oder wenigstens zu vermeiden, so kann ich dieses Mittel in keiner Hinsicht nachahmungswerth finden; einmal des Begriffes der Ehe wegen, der nach christlichen Principien die innigste Gemeinschaft der Seelen in den heiligsten Angelegenheiten des Lebens voraussetzt, weshalb schon in dem Sinaitischem Gesetz die analoge eheliche Verbindung zwischen Juden und Heiden verboten war, und Paulus die höchstmifsliche Bekehrung des nicht-christlichen Gatten sehr reiflich zu bedenken giebt; sodann, weil in einer solchen gemischten Ehe keine vor Gott verantwortliche Erziehung der Kinder möglich wäre; weil ferner die Liebe der Kinder zu den Eltern in reiferen Jahren in die peinlichste Verlegenheit durch den Religionspunct versetzt werden würde; und endlich bei dem Ueberhandnehmen solcher gemischten Ehen, in den Ländern wenigstens, die eine starke jüdische Bevölkerung haben, der religiöse Indifferentismus nur befördert werden könnte." Noch andere Bedenken sind auf der Schlesischen und Preufsischen Provinzial-Synode (an anderen Orten resp. Seite 55, 56, Seite 158, 159 in den betreffenden Acten) geltend gemacht worden, besonders hinsichtlich der Schwierigkeiten wegen der Kindererziehung. Aufser in Sachsen-Weimar scheinen auch in den freien Städten, namentlich in *Hamburg* und *Frankfurt a. M.* Ehen zwischen Juden und Christen zugelassen zu werden, und zwar wohl nur in Folge der Praxis, da es an ausdrücklichen Prohibitivgesetzen fehlt (man sehe zum Beispiel die Grofsherzogl. Frankf. Verordnung vom 5. September 1811 u. a.).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1846.

Gemischte Ehen zwischen Juden und Christen. Documente herausgegeben von Dr. Ferdinand Falkson. Mit Rücksicht auf
Das Religiöse und Politische im Judenthume. Mit besonderer Beziehung auf gemischte Ehen. Von Dr. Samuel Holdheim.

(Schluſs.)

Umgekehrt ist in den übrigen deutschen Territorien, beim Schweigen der Gesetzgebung, durch die Praxis die Unstatthaftigkeit solcher Ehen angenommen worden. So im Königreiche *Sachsen*, wo nach *Weber* (Systematische Darstellung u. s. w. 1ste Ausgabe, Theil I., Abth. 3., Seite 1148) ein Gesetz zwar fehlt, die Landescollegien sich aber darüber einverstanden erklärt haben, daſs dergleichen Ehen wegen der vielen Inconvenienzien, Collisionen und Gewissensfälle, die dabei eintreten können, unstatthaft seien. Daher ist auch in dem Entwurfe einer neuen Eheordnung § 4. das unbedingte Verbot derselben aufgenommen worden. — Dieser Entwurf ist noch nicht zum Gesetze erhoben, doch gilt die bisherige Praxis auch jetzt noch, und Weber erinnert in der zweiten Auflage seines Werkes, Band II., Abth. 1., S. 146, daſs zum Aufgebote erforderlich sein könne „die Nachweisung der Taufe eines ehemals jüdischen Verlobten". — Eben so ist es im *Churfürstenthume Hessen*. *Pfeiffer*, in der Bearbeitung des Churhessischen Kirchenrechts von E. W. Ledderhose, bemerkt § 225., S. 184: Das sowohl in dem römischen, als kanonischen Rechte begründete Verbot ist zwar in den hiesigen Landesgesetzen nicht ausdrücklich wiederholt; da aber solche Ehen, auch abgesehen von dem gefährdeten Glauben des christlichen Ehegatten, in Hinsicht des ehelichen Friedens und der Erziehung der Kinder, ihre groſse Bedenklichkeit haben, so pflegt dazu nicht leicht die Erlaubniſs ertheilt zu werden. Aus diesem Grunde wurde auch das Gesuch der R. S. zu Cassel um Dispensation mit dem Israeliten D. abgeschlagen. E. G. R. P. vom 24. October 1817. — So viel Referent ermittelt hat, ist auch nach Erlaſs der neuen Verf.-Urkunde von 1831 keine derartige gemischte Ehe gestattet worden.

Was nun *Preuſsen* insbesondere betrifft, so ergeben die Verhandlungen bei der Redaction des allgemeinen Gesetzbuchs und Landrechts (s. *Gesetzes-Revision*. Pensum XV. Entwurf zum Allgemeinen Landrecht, Thl. II., Tit. I. Berlin, 1830. 4. *Bornemann*, systematische Darstellung des Preuſsischen Civilrechts. Band V., S. 15 folg., 53 folg.), daſs bei der ersten Fassung des betreffenden Gegenstandes das Verbot ausgesprochen wurde, denn § 15. des ungedruckten Entwurfes lautete: *Der Unterschied der Religion verhindert nur die Ehen unter Christen mit Heiden, Mahometanern und Juden.* Dies ward jedoch später geändert: *Ein Christ kann mit solchen Personen keine Heirath schlieſsen, welche nach den Grundsätzen ihrer Religion sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen gehindert werden* (Allgemeines Landrecht, Thl. II., Tit. I., § 36.). Nach der Erklärung von Suarez ist die Ehe mit Nichtchristen dadurch für zulässig erachtet. Suarez sagt: Alles wohl erwogen halte ich es für's Beste, den Paragraphen so zu lassen, wie er ist. Warum will man die Ehen zwischen Juden und Christen so schlechterdings verbieten? In den christlichen Ehegesetzen ist nichts, dem sich eine Jüdin nicht unterwerfen könnte. Findet sie also in der Trauungs-Liturgie keinen Anstoſs, so mag sie ein Christ immer heirathen. Erlaubte doch Paulus, daſs Christen sich mit Heiden verheirathen durften." — Abgesehen davon, daſs der letzte Satz nach unserer obigen Erklärung nicht für richtig gehalten werden kann, zeigt diese ganze Auffassung den religiös-indifferenten Standpunct, von dem aus

Digitized by Google

das Eherecht überhaupt in dem Preufsischen Gesetzbuche bearbeitet worden ist. Es ist derselbe Indifferentismus, dem wir auch sonst in demselben begegnen, so oft es sich um religiös-kirchliche Institute handelt. Dies gilt ganz besonders von dem gesammten Kirchenrechte im Allgemeinen Landrecht Thl. II. Tit. XI., da Suarez, von dem collegialistischen Systeme, das damals herrschte, geleitet, den Begriff der Kirche selbst negirte. Sehr bemerkenswerth sind die Worte in den Materialien zum Landrecht, Band XV., Fol. 139. 140.: „Die Distinction zwischen Kirche und Kirchengesellschaft verstehe ich nicht. Die Kirche, abgesondert von der Kirchengesellschaft, scheint mir ein dunkler Begriff zu sein, von dem sich die Eigenschaften einer Persona moralis nicht prädiciren lassen." — Die Praxis hat aber ungeachtet der von Suarez angedeuteten Zulässigkeit der Ehen von Juden und Christen sich stets dagegen ausgesprochen, und zwar alsbald nach der Publication des Landrechtes, wie eine Entscheidigung von 1797 ergiebt (*Amelang* und *Gründler*, Archiv des Preufsischen Rechtes, Band I., Seite 283, 285 f., 290). Bornemann am angeführten Orte V., 55 erklärt auch „die in der Praxis allgemein angenommene Auslegung des § 36. als der Natur der Sache nach die allein richtige" (vergleiche noch den Aufsatz des Justizraths *Hälschner:* In wie fern ist die Ehe zwischen einer Person christlichen und einer anderen jüdischen Religionsbekenntnisses nach dem Allgemeinen Landrechte zulässig? im Centralblatt für Preufsische Juristen, 1840., No. 11.). Von diesem Gesichtspunct aus haben sich auch die beiden Justizminister und der Cultusminister in der Falksonschen Sache gegen die Zulässigkeit der Mischehe ausgesprochen, und der König hat diese Auffassung bestätigt, wie die Documente der Broschüre ergeben. Um so mehr ist zu erwarten, dafs alle Zweifel in dem neu redigirten Preufsischen Eherechte beseitigt werden dürften, und das in dem Entwurfe dazu ausgedrückte Verbot von Ehen zwischen Christen und Nichtchristen wirklich sanctionirt werden wird. Kann aber wohl, bis dies geschehen ist, eine der bisherigen constanten Praxis entgegengesetzte Deutung des § 36. cit. noch Platz greifen? In einem Aufsatze: Nachtrag zur Judenfrage, von *Genk*" im neuen Archiv für preufsisches Recht, von Sommer und Boele, 1845., Band XI., Heft II., S. 287 folg., wird erinnert: Da der Minister der Geistlichen Angelegenheiten, unter Genehmigung des Königs, das Gesuch des Dr. Falkson zurückgewiesen hat, so sei damit doch nicht eine authentische Interpretation gegeben, nach welcher der Richter auf Nichtigkeit jeder vom Staatsanwalt anzufechtenden Mischehe zwischen Juden und Christen zu erkennen verpflichtet sei. Es liege hier höchstens ein rescriptum principis für einen einzelnen Fall vor, das überdies nicht publicirt worden sei. Daher trete die Bestimmung des Allgemeinen Landrechtes, Einleitung § 5. hier als mafsgebend ein: Die von dem Landesherrn in einzelnen Fällen, oder in Ansehung einzelner Gegenstände, getroffenen Verordnungen können in anderen Fällen oder bei anderen Gegenständen, als Gesetze nicht angesehen werden." — Der Einwand Genk's ist allerdings nicht ungegründet. Man kann ihm aber entgegnen, dafs die bisherige Praxis vielmehr den Ausschlag gebe. Wenn jedoch beim Berufen auf dieselbe etwa § 6. der Einleitung des Allgemeinen Landrechts dagegen gehalten würde: Auf Meinungen der Rechtslehrer oder ältere Aussprüche der Richter, soll bei künftigen Entscheidungen keine Rücksihht genommen werden", so würde das richtige Verständnifs dieses § wohl die Enwendung beseitigen: denn die Gründe der Praxis geben für jeden denkenden Richter ein Motiv der Entscheidung ab und dafs diese Gründe hier bei unbefangener Erwägung überzeugend sein werden, dürfte wohl kaum bezweifelt werden (vergl. *Jacobson* über Theorie und Praxis, in der Zeitschrift für Theorie und Praxis des Preufs. Rechtes. Marienwerder, 1834. S. 71 folg.). Da nun das Allgemeine Landrecht Th. II., Tit. I., §. 951 mit Bezugnahme auf § 36. die Nullität solcher Ehen ausspricht, scheint die Sache andern Bedenken nicht zu unterliegen. Die oben erwähnte Entscheidung aus dem Jahre 1797 geht auch von diesem Gesichtspuncte aus, und erklärt die zwischen einem Christen und Nichtchristen, selbst nach christlichen Gebräuchen vollzogene Ehe für null und nichtig. Damit wäre auch zugleich das neuerdings aufgeworfene Bedenken erledigt, ob und in wie weit Kinder aus einer solchen Ehe als legitim betrachtet werden sollten.

Nachdem bisher die Frage über die gemischten Ehen von Christen und Juden näher erwogen worden, drängt sich die andere Frage auf, ob es nicht, um eine solche gemischte Ehe zu vermeiden, zulässig sein dürfte, dem christlichen Theile, wenn der jüdische nicht zum Christenthum übertreten will, den *Uebertritt zum Judenthum* zu gestatten? Das Interesse der Kirche und des Staates wird bei einem solchen Religionswechsel wesentlich mit berührt und die Würdigung dieses Gegenstandes ist eine hochwichtige.

Nach älterem gemeinem Rechte war bekanntlich die Apostasie vom Christenthume ein todeswürdiges Verbrechen. Die später anerkannten Grundsätze über Gewissensfreiheit führten aber zu einer anderen Behandlung solcher Proselyten, und die neueren Civilisten sprechen die Unanwendbarkeit der römischen Kaisergesetze, sowie die Kanonisten die des kanonischen Rechts gegen dergleichen Apostaten aus (man sehe

Digitized by Google

zum Beispiel *von Savigny*, System des heutigen römischen Rechts, Band II., S. 233 — *v. Droste-Hülshoff*, Kirchenrecht, Band II., Abth. II., § 122., Seite 144). Die gegenwärtige Beurtheilung hängt daher vom Partikularrechte ab. In einzelnen Staaten scheint die Conversion ohne besondere Beschränkung zu erfolgen. Anders ist es bisher in Preufsen gehalten worden. Nach den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts Th. II., Tit. XI., § 1. folg. verb. § 43. würde ein solcher Uebertritt, wenn kein besonderes Verbrechen, wie Proselytmacherei u. s. w., dabei concurrirt, nicht unzulässig sein. Nach der Stellung indessen, welche bis zum Jahre 1812 die Juden im Preufsischen Staat hatten, war die Apostasie wohl nicht möglich.*) Seitdem sind mehrere Fälle vorgekommen, dafs geschwächte Frauenzimmer, um den jüdischen Verführer zu heirathen, oder wankelmüthige Convertiten sich zum Judenthum wenden wollten.**) Mehrere Cabinetsordres aber schritten prohibirend dagegen ein. Durch Ministerial-Rescript vom 29. September 1814 wurden die Provinzialsynoden veranlafst, darüber ein Gutachten abzugeben, ob das bisherige Verfahren beizubehalten, oder abzuändern sein dürfte. Für die erstere Alternative entschied sich die Synode der Provinz Preufsen (siehe die oben cit. Protocolle S. 148 folg., 157 folg.), für die zweite die Synode von Brandenburg (S. 126 folg.), Pommern (S. 74 folg.), Posen (S. 60 folg. 72), Schlesien (S. 54 folg.). In Sachsen wurde diese specielle Frage nicht erörtert (S. 99). Mit der gröfsten Umsicht haben alle den Gegenstand erwogen, und es dürfte als Resultat wohl erwartet werden können, dafs eine Aenderung des bisherigen Modus eintreten werde, insofern nicht die Umstände des besonderen Falles eine Ausnahme rechtfertigen. Wegen der näheren Motivirung dieser Ansicht können wir die Verhandlungen der Synode ganz besonders empfehlen.

H. F. Jacobson.

*) Nur für Convertite, welche aus Gründen die erfolgte Taufe ergreifen konnten, mufste allerdings die Rückkehr zum Judenthum gestattet bleiben, und dies war selbst vor der Publication des Landrechts der Fall (vergleiche *Amelang* und *Gründler*, Archiv des preufs. Rechts, Bd. I., S. 273 folg.).

**) Vergl. *Augustin*: Aus welchem Gesichtspunct hat die evangelische Kirche einen Abfall vom Christenthume, und einen förmlichen Austritt aus der christlichen Glaubens- und Kirchen-Gemeinschaft zu beurtheilen? in den Beiträgen zur Geschichte und Statistik der evangelischen Kirche. Hft. III. (Leipzig, 1838.) S. 829 folg.

LV.

Theorie der Dichtungsarten. Nebst einem Anhange über Rhetorik. Von Karl Geib. Mannheim, 1846; *Verlag von Tob. Loeffler. Vorr. VIII und* 312 S. *gr.* 8.

Wenn man heutzutag in allen Fächern wegen Ueberfüllung sich zu beklagen hat, so darf man sich auch über die Unmasse von Hand-, Schul- und Lehrbüchern mit Recht beschweren, die gegenwärtig in jedem Winkel unsers weiten Vaterlandes wie die Pilze hervorschiefsen. Läge stets ein Ringen nach dem Besten zum Grunde, so wäre die Sache löblich und erfreulich; leider aber scheint das Bücherfabrieiren auch hier eingerissen zu sein. Es giebt eine Menge Oerter, wo jeder Lehrer für den Zweig, den er gerade pflegt, ein Lehrbuch ausarbeitet und — drucken läfst, ja, sogar jeder Lehrer jeder einzelnen Klasse ein solches nach seinen subjectiven Ansichten zusammenleimt, dasselbe zur Grundlage seines Unterrichts macht und den Zöglingen aufzwingt. Die Aeltern, wie Ref. oft zu hören Gelegenheit hatte, beschweren sich über den vielen Aufwand, den sie für solche Lehrbücher von Klasse zu Klasse machen müssen; diese Fabrikate nämlich fristen sich gemeiniglich blos hin an dem Orte, wo der Lehrer sein Amt bekleidet, sie müssen von den nächsten Schülern desselben consumirt werden, damit sie die Kosten des Verlegers decken und dem Verfasser, neben dem zweifelhaften Ruhm der Autorschaft, ein winziges Honorar abwerfen. Genug, wir sehen eine Menge Lehrbücher nur um eines kleinen Nebenverdienstes willen entstehen, der dem vielleicht dürftig besoldeten Lehrer zu Gute kommen soll. Alles dies wäre noch zu entschuldigen, wenn es von der anderen Seite nicht den Nachtheil hätte, dafs der Unterricht dabei häufig zu kurz käme, und wenn nicht durch sothane Ueberschwemmung der allgemeineren Verbreitung guter Lehrbücher überhaupt entgegengewirkt würde. Wie die Sachen jetzt stehen, ist es ein seltener Fall, dafs ein ausgezeichnet bearbeitetes Schulbuch schnell hinter einander mehrere Auflagen erlebt, wie früher; die Zeiten, wo der ewig junge Bröder von Hand zu Hand ging, sind in unserem so vielfach auch wissenschaftlich zerrissenen Deutschland vorüber, und es gelingt nur noch sehr wenigen trefflichen Büchern dieser Gattung, wie die Grammatiken von Becker, Zumpt u. s. w., auf der Höhe des Tages sich zu erhalten.

Das vorliegende Handbuch, welches als Lehrbuch dienen soll, obgleich es auf dem Titel nicht als Schulbuch sich ankündigt, behandelt ein Gebiet, welches noch sehr ungenügend bebaut ist, und gehört daher keinesweges in die oben beschriebene Klasse überflüssiger, nachtheiliger Leitfaden. Eine andre Frage ist, ob dasselbe gut gearbeitet ist, so dafs es seinem Zweck entspricht. Ehe wir darauf Antwort geben, wollen wir zuvörderst seine Einrichtung schildern und betrachten. Der Herr Verfasser ist durch poetische Arbeiten „im Felde der lyrischen Dichtung, der Idylle, der poetischen Erzählung, der Romanze und Ballade u. s. w. u. s. w." dem gebildeten Publikum vortheilhaft bekannt. Hier bietet er uns nun seine theoretischen Ansichten über die verschiedenen Dichtungsarten; sein Lehrbuch ist zunächst, wie er Vorrede p. V sagt, für den ästhetischen Unterricht höherer Gymnasialklassen berechnet, sodann für den gebildeten Leser, der, ohne eigentlicher Gelehrter zu sein, von diesen Dingen sich näher unterrichten möchte.

Sein Werk beginnt mit einer Einleitung, worin er über Aesthetik im Allgemeinen handelt; er hat den Stoff in einzelne Paragraphen gesondert, die in gewisser Ordnung auf einander folgen und einen natürlichen Zusammenhang bieten, und so bespricht er darin die schönen Künste, ihren Unterschied und ihre Grenzen, das wissenschaftliche System ihrer Theorie, Schönheit, Ideal, Darstellung, verschiedene Arten der Schönheit, objective und subjective Darstellung, Eigenschaften des Kunstgenie's, Kritik und Geschmackslehre, Poetik und Rhetorik; was zusammen 14 Paragraphen umfafst. Hierauf folgt die *Poetik*, welche er in vier Hauptabschnitten am umfänglichsten abhandelt, nachdem er abermals eine Einleitung von 18 Paragraphen vorausgeschickt hat, wo er „von der Poesie überhaupt" redet. Die vier Hauptabschnitte selbst erläutern uns 1) die *lyrische* (23 Paragr.), 2) die *didaktische* (8 Paragr.), 3) die *epische* (17 Paragr.), und 4) die *dramatische* (12 Paragr.) *Poesie*. Den Beschlufs macht ein kurzer Anhang über *Rhetorik* von 8 Paragraphen, deren Inhalt ist: Allgemeine Regeln der Redekunst und Charakteristik der schönen Prosa, abhandelnde oder dogmatische Schreibart, historische und biographische Darstellung — nebst einer geringfügigen Schlufsbemerkung über sogenannte *Prosa des Gefühles*.

Natürlicherweise bilden die vier Hauptabschnitte über die Poesie selbst den Hauptinhalt des Buches, welches auf den ersten Anblick sehr reichhaltig erscheint. Denn der Hr. Vf. entwickelt nicht nur, von der Einleitung in's Besondre übergehend,

Digitized by Google

die einzelnen Gattungen der Poesie, die Klassen, in welche die poetischen Werke ihrer Form wie dem Inhalt nach zerfallen, ihre Theile und Unterabtheilungen, sondern er giebt uns auch eine gedrängte Geschichte von den bisherigen Leistungen aller Zeiten und Völker des Abendlandes an der jedesmal geeigneten Stelle, also eine Uebersicht der poetischen Litteratur. Ferner berührt er, bei jeder einzelnen Rubrik, die Uebersetzungen ausländischer Dichter in's Deutsche; läfst auch das Aeufserliche nicht ganz unerwähnt, indem er von Metrik, Reim und schöner Form einige Gedanken hinzufügt; selbst die schätzbarsten Schriften, die bisher über die Theorie der Dichtkunst und dahin Einschlagendes seit den Untersuchungen des Alterthums das Licht der Welt erblickt haben, werden in einem besondern Abschnitt aufgezählt.

Im Allgemeinen wollen wir diesem Buche einen gewissen Werth nicht absprechen; jedenfalls sind seine Ansichten, Urtheile und Begriffserklärungen plausibel und lobenswerth, und im Durchschnitt richtig, wie den Unterz. bedünkt. Der geschätzte Verf. hat sich weder in abstruse Untersuchungen verloren, noch einseitigen Richtungen mit leidenschaftlicher Befangenheit angeschlossen, sondern steht auf haltbarem Boden und liefert uns meistentheils Erprobtes, Erwiesenes und allgemein Gültiges, mit einem Wort, eine Sammlung von dem, was bisher von den vorzüglichsten Köpfen mit ziemlicher Uebereinstimmung angenommen oder in dem nämlichen Lichte gesehen worden ist.

Gleichwohl findet Ref. das Werk nicht so reichhaltig, als es sein sollte, noch glaubt er, dafs die äufsere Einrichtung so zweckmäfsig sei, als sie ein gutes Schulbuch verlangt. Allerdings ist es in Paragraphen geschrieben, die man mit Recht für solche Bücher am passendsten erachtet; aber die Paragraphen unseres Vf.'s sind blos zum Schein da, sie sind eigentlich Kapitel, umfangreiche Hauptstücke, vielenthaltende Abschnitte und das Ganze ist und bleibt ein *zusammenhängender Vortrag*, in welchem die einzelnen und vorzüglichsten Lehren nicht deutlich genug hervortreten, wie es für den Unterricht wünschenswerth ist. Man kann ja die sämmtlichen Lehren in streng geschiedenen und kurzen zahlreichen Paragraphen ausprägen, während das Ganze doch einen genauen wissenschaftlichen Zusammenhang entweder hat oder bildet. Eine solche Anordnung mag ihre Schwierigkeiten haben, weil sie die vollkommenste Beherrschung des Stoffes bedingt, ist aber in den meisten Fällen vorzuziehen, wo nicht unerläfslich. Sie trägt ungemein viel zur Klarheit bei; eine strenge Scheidung der Lehre von der Erläuterung derselben zeigt am besten, was man eigentlich zu merken hat, und man weifs gleich, woran man mit diesem oder jenem Punkte ist und was der Lernende damit soll. Obschon des Verf.'s Styl nicht eben an Dunkelheit leidet, ist er doch gleichsam zu wissenschaftlich gehalten, d. h. mehr untersuchend als lehrend, mehr entwickelnd als erklärend. Schon aus diesem Grunde dürfte die Einführung dieses Buches von Seiten gelehrter Anstalten auf ein bedeutendes Hindernifs stofsen.

Als zweiten Mangel möchte Ref. die Weglassung der *Beispiele* rügen. Zwar gedenkt der Hr. Verf. (s. Schlufs der Vorr.) eine an einigen Stellen des Buches erwähnte Blumenlese oder Auswahl aus den vorzüglichsten Dichterwerken baldmöglichst folgen zu lassen, wobei er sich auf deutsche Muster beschränken will. Doch wären, meiner Meinung nach, hier und da kürzere Beispiele (Proben) gleich an Ort und Stelle mit Glück und zum Nutzen der Klarheit anzubringen gewesen. Ohne alle Beispiele wird selten etwas klar, selten ersetzt diesen Mangel die ausführlichste, sorgfältigste Beschreibung; ja, vielleicht ist das vorliegende Buch ohne die Blumenlese für den Schüler ganz unbrauchbar.

Wenn drittens Ref. mit der Fülle des Gebotenen sich nicht begnügt und eine gröfsere Reichhaltigkeit wünscht, so konnte letztere, wie er meint, erreicht werden, ohne dafs das Buch vertheuert und die Bogenzahl vermehrt zu werden brauchte. Wären die Lehren kürzer gefafst, in kleinere Paragraphen nämlich abgesondert und ihre Erläuterungen kleiner gedruckt worden, so gewann man sehr viel Platz. Dieser konnte auf mannichfaltige Weise benutzt werden. So finde ich sehr unvollständig und ungenügend, was er p. 23 u. f. über Metrik, Rhythmus, Wohlklang, Reim u. s. w. äufsert; Dinge, die für eine Poetik jedenfalls wichtiger sind, als der Verf. denken mag. Ueberhaupt scheint das Formelle seine schwache Seite, wie es die schwache Seite der schwäbischen Dichter ist. Denn sonst hätte er seine Theorie der einzelnen Dichtungsarten schärfer, genauer und gründlicher dadurch bestimmt, dafs er die Gebräuche und Gesetze des Aeufserlichen mehr in den Vordergrund gestellt, während sie jetzt dunkel im Hintergrunde vorschimmern, wenn sie nicht so gut wie übergangen sind. Ferner vermisse ich ganz und gar ein Kapitel über *poetische* Sprache; was er p. 18 u. f. beibringt, ist oberflächlich und geht zu wenig in das Wesen der Sache ein. Ref. wünscht, dafs praktischer verfahren und gleich an die Spitze eines solchen Kapitels z. B. folgender Satz gestellt worden wäre: „*Jedes Wort ist ursprünglich poetisch*, d. h. für die Dichtkunst geeignet; die Sprache hat keine schlechthin *prosaischen* Wörter oder solche, die den Stempel des Unpoetischen an sich tragen." Diesen allgemeinen Lehrsatz hätte man sodann kurz erläutert, ehe man Weiteres und Aehnliches daran geknüpft.

Endlich liefse sich über manches Andere mit dem Hrn. Vf. rechten. So zählt er p. 9 die nothwendigen Eigenschaften des Kunstgenie's auf, indem er die *Phantasie* obenansetzt und *Verstand*, Urtheilskraft und Vernunft erst an der *sechsten* Stelle bringt. Allerdings spielt bei sehr vielen sogenannten Dichtern der Verstand eine sehr untergeordnete Rolle, die Phantasie geht mit ihnen wie ein ungestümes Rofs durch; woher es kommt, dafs sie entweder Unnatürliches und der gesunden Vernunft Widerstreitendes zu Tage fördern, oder die Wahrheit und Erfahrung mit Füfsen treten oder unhaltbare Dinge aushecken, welche im glücklichsten Falle blos an das Lächerliche streifen. Vorzüglich leidet auch die Klarheit der Darstellung, wenn die Phantasie bei einem Dichter vorwiegt. Daher es rathsam scheint, beide Eigenschaften als gleich wichtig und einflufsreich sich gegenüberzustellen, wenn vom wahren und entschiedenen Kunstgenie die Rede ist. An manchen Definitionen ferner dürften philosophirende Köpfe eine gewisse Schärfe vermissen; Ref. indessen billigt, dafs eigentlich technische Ausdrücke sorgfältigst vermieden werden.

Sodann hätte der Hr. Vf. bei der Anführung derjenigen, die in einer Dichtungsart sich ausgezeichnet haben, eine strengere Sonderung treffen sollen, damit der Lernende und Suchende das Gute und Vorzügliche leicht herausfinde. Freilich heifst dies eine tiefe und ungemeine Litteraturkenntnifs des Verf.'s voraussetzen, die gegenwärtig nicht deutlich hervortritt, indem er zuweilen kleinere Geister nennt und gröfsere übergeht, überhaupt aber Meister und Gesellen ohne kritische Sichtung unter einander mischt. Was schadete es weiter, wenn der Reichthum des Geleisteten durch solche Strenge auf eine geringere Summe zusammengeschmolzen wäre? Der Lernende würde, zu seinem Vortheil, sowohl die wahren Schätze als die vorhandenen Lücken in unserer Litteratur desto leichter erkannt haben. Zugleich hätte das Buch auch hierin an Uebersichtlichkeit gewonnen. Alles zu billigen und zu loben, das Grofse mit dem Mittelmäfsigen und Geringen in Eine Linie zu stellen, verräth zwar ein gutes, der Polemik abholdes Herz, aber es bildet nicht. Eigentliche Paragraphen hätten hier nützliche Dienste geleistet; die ausgezeichneten Werke konnten als Muster und Höchstes vorangestellt, die geringeren oder veralteten jedesmal als Anhängsel gleichsam in der Anmerkung nachgebracht werden.

Endlich dürfte die Frage nicht gleichgültig sein, ob der Hr. Verf. recht gethan, die lyrische und didaktische Poesie der epischen vorauszuschicken und auf die epische die dramatische folgen zu lassen. Viele verlangen vielleicht mit Grund, dafs die epische hätte den Anfang machen sollen. Eine ähnliche Frage drängt sich uns bei der Behandlung des Lyrischen auf; der Hr. Verf. steigt in der Besprechung der verschiedenen Arten der lyrischen Dichtung von dem Hymnus, der Ode u. s. w. zu den kleineren lyrischen Formen herab; vielleicht war das Aufsteigen mehr zu empfehlen. Ebenso dürfte der an den Schlufs verwiesene Anhang über Rhetorik, mit einem Kapitel über Rhetorik der Poesie verschmolzen, besser voranzustellen gewesen sein.

Johannes Minckwitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google